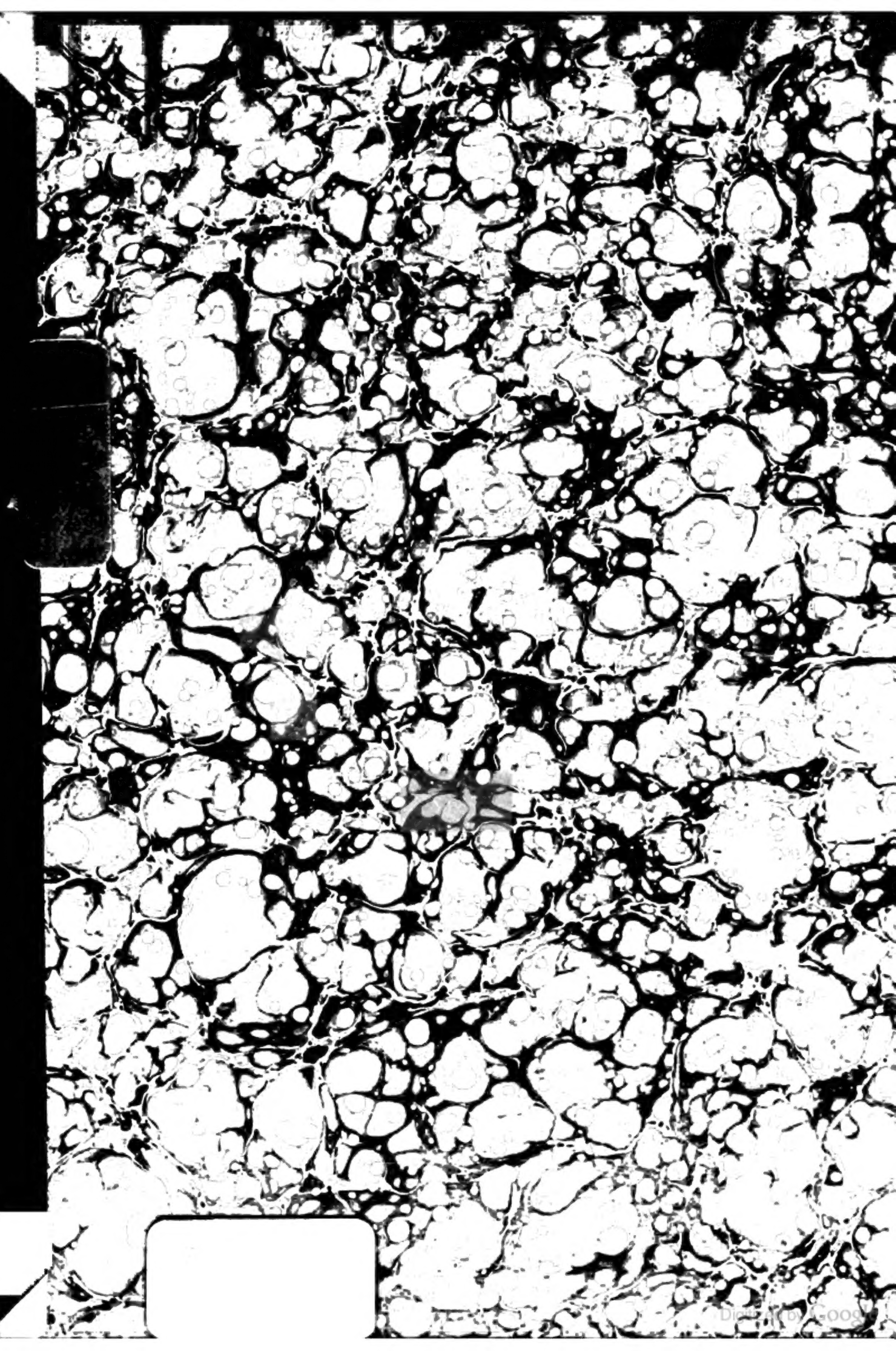
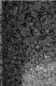
Neue Fischart-Stud...

Adolf Hauffen





Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Fünfzehnter Band

Jahrgang 1908

Leipzig und Wien

k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung

Carl Fromme

1908

Verlags-Archiv-Nr. 1149

Inhalt.

Untersuchungen und neue Mitteilungen.

Miszellen.

Rezensionen und Referate.

Seite

Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum.

Johann Sommers Emplastrum Cornelianum und seine Quellen.

Von Albert Wesselski in Tetschen a. E.

Mit den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts ist zugleich die Blütezeit der deutschen Schwänkedichtung vorbeigegangen. Was noch folgt, wie die Bücher Melanders, Lundorfs, Lauremberge, Gerlachs, Wohlgemuths etc. etc., ist nur mehr eine mit mehr oder weniger Geschmack durchgeführte Kompilationsarbeit. Ein solches Kompilationswerk ist auch das Emplastrum Cornelianum des Osterweddinger Pastors Johann Sommer,[1]) das aber durch die Eigenart der benutzten Quellen nicht ohne Interesse ist.

Die einzige[2]) Ausgabe dieses ebenso wie beinahe alle seine anderen Bücher unter einem Pseudonym erschienenen Buches hat den Titel:

EMPLASTRVM CORNELIANVM. | Heilpflaster | auff die Melancholische wun-|den vnd *Cornelius*stich. | Lächerliche / frölichmachende / | sorgvertreibende / kurtz / nicht langwei-|lige Geschicht / zu ehrlicher hertzerquickung | zugericht / vnnd auß vielen Historien Blu-|men in Sommerlangen tagen / da einen | die Mücken plagen / Bienenmes-|sig zusammen getragen | Durch | *Huldrichum Therandrum*. | [Holzschnitt: Auf zwei Thronsesseln ein Fürst mit einem Becher in der Hand und eine Dame; im Hintergrunde ein Schloß. Aus der Luft zielt Amor auf das Paar.] Gedruckt Im Jahr 1605.

Titel und Holzschnitt sind schwarz und rot gedruckt. Inklusive des Titelblattes 11 Bogen 8° (Sign. A—L), die drei letzten Seiten sind weiß. Auf der Rückseite des Titelblattes steht eine vierzeilige Aufforderung das Buch zu kaufen, dann folgt von Bl. A_{ij}^{a} bis Bl. A_{vj}^{a} die vom 28. Mai 1605 unterzeichnete Vorrede „Dem Vesten vnd

[1]) Über J. Sommer hat Holstein im Beiblatte zur Magdeburger Zeitung, 1880, Nr. 52 und 1881, Nr. 1 gehandelt.

[2]) Manchmal findet man auch eine Ausgabe von 1609 zitiert; diese Ausgabe gibt es jedoch nicht. Der Irrtum scheint dadurch entstanden sein, daß die 5 in der auf dem Titel rot gedruckten Jahreszahl einer 9 sehr ähnlich sieht.

Gestrengen Cornelio[1]) Vielsorgio / Erbsassen auff der Corneliusburg / Herren zu Grillenberg / Curland / Hummelshausen / Kummersdorff / vnnd Sorgleben. Meinem *respective* gebietenden Herrn", hierauf von Bl. $A_{vj}{}^{b}$ bis Bl. $L_{iiij}{}^{a}$ die hundert Historien, endlich von Bl. $L_{iiij}{}^{a}$ bis $L_{vij}{}^{a}$ das Inhaltsverzeichnis.

In der Vorrede erklärt Sommer, er habe aus dem Sprüchlein In herbis, verbis et lapidibus magna est virtus die verba „erwelet / vnd auß denselben ein Pflaster für vnd wider die Corneliusseuche *Praeparirt*, vnd solche mehrentheils auß des *Othonis Luscinij Argentinensis* Werckstatt / welcher nit der geringste vnter denen / so obgemelte seuche zuuertreiben sich bemühet, genommen."

Mit diesen Worten hat Sommer seine hauptsächlichste Quelle genannt: es sind dies die ioci ac sales des Straßburgers Othmar Luscinius, deren erste Ausgabe 1524 in Straßburg erschienen ist; Sommer hat jedoch nicht diese Ausgabe benutzt, sondern einen 1602 von Michael Scotus besorgten Neudruck der Mensa philosophica, in deren Anhang sich 176 (eigentlich 178)[2]) Stücke aus den ioci, teilweise gekürzt, abgedruckt finden. Den genauen Titel dieser Ausgabe, sowie Angaben über Nachdrucke aus den Jahren 1608 und 1608 findet man in einer Abhandlung von H. A. Lier, Ottmar Nachtigalls „ioci ac sales mire festivi" im Archiv für Literaturgesch. 11, 49 ff.

Daß Sommer die ioci von Luscinius wahrscheinlich nicht in der Ausgabe von 1524, sondern in einer der Ausgaben von 1602 oder 1603 benutzt hat, geht daraus hervor, daß er auch eine ganze Reihe von Schwänken der Mensa philosophica entnommen hat. Auf dieses Buch hat in neuerer Zeit A. L. Stiefel in Herrigs Archiv, 95, 62 ff. aufmerksam gemacht, nachdem es vollständig vergessen gewesen ist. Nach dem Erscheinen der Abhandlung Stiefels ist es wieder öfter zitiert worden, einmal unter dem Namen von Jodocus Gallus, der einen Neudruck davon 1508 in Köln hat erscheinen lassen, ein andermal unter dem Namen von Michael Scotus, der die Ausgabe von 1602 besorgt hat. Es ist auffallend, daß die große Bedeutung dieses Buches für die vergleichende Literaturgeschichte solange nicht gewürdigt worden

[1]) Über das Wort Cornelius vgl. den Artikel Reinhold Köhlers in der Z. f. d. Philol. 1, 452 ff., mit Ergänzungen Boltes abgedruckt in R. Köhlers Kleinern Schriften III, 1900, S. 621 ff.

[2]) Die Nummern IV und V der Ausgabe von 1524 sind in der von 1602 zu einer Nummer (4) zusammengezogen; ferner kommt 1602 die Nummer 56 zweimal vor und entspricht den Nummern LXVI und LXIX von 1524. Die Ausgabe von 1524 enthält übrigens nicht CCXXXIII Stücke (mit dieser Nummer schließt das Buch), sondern nur 232, weil die Nummer 177 fehlt. Im folgenden sind die mit Seitenzahl und arabischer Nummer zitierten Stücke aus Luscinius der Ausgabe von 1602 entnommen, während in der Klammer die römische Nummer der Ausgabe von 1524 beigefügt ist.

ist, obwohl seiner von La Monnoye im 4. Band der 3. Ausgabe der Menagiana (Amsterdam, 1716) ausführlich gedacht wird. Schon La Monnoye verwirft die Autorschaft von Michael Scotus und behauptet: Le Livre est constamment d'un Irlandois nommé Thibaud Anguilbert. A. L. Stiefel, der mir mitgeteilt hat, daß er demnächst eine Arbeit über die Mensa philosophica publizieren wird, setzt ihre Abfassung in die Hohenstaufenzeit.

Ebensowenig wie Sommer die Mensa philosophica nennt, ebensowenig nennt er eine andere, von ihm stark benutzte Sammlung, nämlich die Facetiae Nikodemus Frischlins, die ihm in einer der Ausgaben von 1600, 1602 oder 1603 vorgelegen haben müssen. In allen diesen Ausgaben folgt auf die im ganzen nur 62 Stücke enthaltenden Facetiae Frischlins eine Auswahl aus den Facetiae H. Bebels, und so hat Sommer auch einige Schwänke Bebels benutzt.

Bemerkt sei noch, daß Sommer den einzelnen Historien je eine sechszeilige gereimte Moral anhängt; in einem Falle (Hist. 15) wird diese durch die Übertragung eines Epigrammes Martials ersetzt, das sich im Originale, nämlich Luscinius, findet, einmal (Hist. 7) teilt er anstatt der Moral ein deutsches, den betreffenden Stoff behandelndes Gedicht seines Freundes Valentin Haußmann (siehe Goedeke, Grundriß 2, S. 59) mit, und einmal (Hist. 22) ist die Moral nur vierzeilig.

Ich gehe nunmehr zur Untersuchung der einzelnen Historien über; den Angaben, woher Sommer geschöpft hat, füge ich noch sonstige Nachweisungen über das Vorkommen des betreffenden Stoffes bei, die ich keineswegs in der Absicht, Vollständigkeit zu erreichen, zusammengelesen habe.

Die I. Historia. Von einer Wittwen / die keinen Doctor nehmen wolte (weil sie nur Kopfarbeit leisten können, während in der Ehe andere Arbeit verlangt wird). Quelle: Luscinius, S. 468, Nr. 127 (CLIX), abgedruckt in den Convivales Sermones von Joh. Gastius, t. I, ed. 4, Basileae, 1549, S. 207: De Muliere luxuriosa und nach Gastius ins Italienische übersetzt von L. Domenichi in den Facetie, Motti & Burle, Ausg. Venetia, 1581, S. 190.[1])

2. Von einer Wittwen / die da nicht einsam / wie ein Turteltenblein, leben wolt (lieber wie ein Sperling). Quelle: Luscinius, S. 491, Nr. 149 (CLXXXIV), erster Teil. Luscinius scheint aus Aeneas Sylvius, Com-

[1]) Der erste Teil der Convivales Sermones ist (nach Goedeke) wahrscheinlich zum ersten Male 1540 erschienen und bis zur 3. Ausgabe (1543) fortwährend vermehrt worden. Das ganze Buch besteht nur aus Abdrücken einzelner Stücke aus Poggius, Bebel, Adelphus, Erasmus, Luscinius, Adrian v. Barland, etc. etc., hat jedoch deswegen literaturhistorische Bedeutung, weil ein großer Teil der von Gast gesammelten Schwänke in seiner Fassung von Domenichi ins Italienische übersetzt worden ist, wodurch spezifisch deutsche Stoffe über den Alpen heimisch geworden sind. Die erste, späterhin sehr vermehrte Ausgabe der Facetie Domenichis ist 1548 in Florenz erschienen.

mentaria in dicta et facta Alphonsi regis, l. 3, c. 5 oder aus Adelphus (Mülling), Margarita facetiarum (1. Ausgabe 1508), 1509, Bl. C_v*: De Impudicitia viduae Sigismundi geschöpft zu haben. Adelphus hat die Erzählung wortwörtlich aus Aeneas Sylvius entnommen, Gastius (S. 297) wieder aus Adelphus; nach Aeneas Sylvius steht sie im Speculum boni principis, Amst., 1656, 8, 2. Weiter steht sie bei Domenichi, S. 275 (nach Gastius), bei Guicciardini, L'Hore di Ricreatione (1. Ausg. 1545), Trevigi, 1621, S. 233, bei Messia, Silva de varia leccion (mir in einer nach einer italienischen Übertragung angefertigten deutschen Ausgabe Nürnberg, 1669 vorliegend) III, 27 etc. etc.

3. Von einer Jungfrawen / die lieber eine Henne wolt sein denn eine Ganß (weil die Hennen tagtäglich getreten werden, die Gänse aber nur im Frühling). Quelle: der zweite Teil des eben zitierten Schwankes von Luscinius; beide Teile zusammen abgedruckt bei Gastius, S. 296: De Vidua regina.

4. Von einem alten Mann / der eine Junge Fraw nahm (Sie entschuldigt sich, als sie vor der Obrigkeit des Ehebruches bezichtigt wird, mit der Unvermögenheit ihres Mannes, der zuviel Feiertage hält). Quelle: Luscinius, S. 329, Nr. 21 (XXIV) = Gastius, S. 263: De Senis iuuene uxore. Luscinius scheint von Boccaccio, Decameron, g. 2, n. 10, vielleicht auch von g. 6, n. 7 beeinflußt zu sein.

5. Von einer schamhafftigen Nonnen (verklagt eine andere unzüchtiger Reden halber vor der Äbtissin, wird aber, als sie das von ihr gebrauchte Wort umschreiben will, noch unzüchtiger). Quelle: Luscinius, S. 450, Nr. 114 (CXLIV, fälschlich mit CLXIV bezeichnet) = Gastius, S. 205: De Moniali. Vgl. dazu den Schwank Von eym willigen knecht bei A. v. Keller, Erz. a. altd. Handschr., 1855, S. 397; ferner Melander, Iocoseria, II, Nr. 81 (Lichae, 1604); Beroalde de Verville, Le Moyen de parvenir, c. 74 (éd. p. P. L. Jacob, 1841, S. 264); Contes en vers imités du Moyen de parvenir, 1874, S. 159: Mot dit modestement.

6. Von einem Schuster / der ein Rathsherr worden (kennt nach seiner Standeserhöhung den früheren Freund nicht mehr). Quelle: Mensa philosophica, l. 4, c. 45, S. 291. Die Moral, beginnend mit den Worten „Horres, morres, sagt jener Bawr", ist inspiriert von Luscinius, S. 428, Nr. 98 (CXXIII). Vgl. Pauli, Schimpf und Ernst, Nr. 600 (hg. von Österley) und Paulis Quelle, die Margarita facetiarum, Bl. O^b: De insolentia cuiusdam presbiteri ruralis.

7. Vom Maler / der schöne Bilder / vnd heßliche Kinder hatte (In tenebris fingo, luce pingo). Quelle: Mensa philosophica, l. 4, c. 45, S. 292, wo der Scherz nach Macrobius 2, 2 (= Gastius, S. 221: De Pictore) erzählt ist. Den Nachweisungen Österleys zu Pauli, Nr. 412, Papantis in Dante, secondo la tradizione e i novellatori, Livorno, 1873, S. 38 und 194 ff. und Köhler-Boltes (Köhler, Kl. Schriften, I, S. 626 ff.) wären noch anzufügen: Petrarca, Rerum memorandarum l. 2, c. 3: L. Mallius (Opera, Basileae, 1581, S. 419); nach Petrarca Le Parangon des Nouvelles honnestes et delectables, 1. Ausg. 1531, Neudruck 1865, S. 157; Schimpff vnnd Ernst, 1545, Bl. 73^b = Schertz mit der Warheyt, 1550, Bl. 73^b (1563, Bl. 77^b); ein Epigramm von Seb. Schefferus im Epigrammatum l. 1: Iocus pictoris (Poemata, 1572, Bl. 98^a) und Bouchet, Les Serées, l. 3, s. 28 (éd. par Roybet, 1873 ff., IV, S. 212). Im Anschlusse an seine Erzählung teilt Sommer ein denselben Stoff behandelndes deutsches Gedicht seines Freundes Valentin Haußmann mit.

8. Von einem mit der grossen Nasen (die Nase könnte nach der Sonne die Stunden zeigen). Quelle: Luscinius, S. 303, Nr. 1 (I). Die Geschichte des Luscinius ist nur eine prosaische Umschreibung eines Epigrammes der griechischen Anthologie (Anthologia Palatina, ed. Jacobs, 11, 441), das

auch Thomas Morus übersetzt hat (Poemata, 1589, S. 251: In vehementer nasutum).

9. Vom Thalete Astronomo (fällt beim Sternguđen in eine Grube). Quelle: Luscinius, S. 304, Nr. 4 (IV), erster Teil, dessen Quelle Diogenes Laertius, I, 31 war. Reichliche Nachweisungen, von denen aber viele zur nächsten Historia gehören, gibt Kurz zu Waldis, III, Nr. 36; ich kann noch hinzufügen Le Novelle antiche, ed. Biagi, 1880, S. 67, Nr. 60 und S. 216, Nr. 11 (an der ersten Stelle ist aus dem Tale Millesius geworden: Uno lo quale ebbe nome Milensius; an beiden Stellen wird Augustinus, De civitate dei, l. 6 als Quelle zitiert); Le Parangon des Nouvelles honnestes, S. 160; (L. Domenichi), Facecies et motz subtils (1. Ausg. 1556), Lyon, 1559, Bl. 22b[1]); Gastius, S. 285: Thales philosophus; Cropacius, Poemata, 1581, S. 311: De incauto; ein Epigramm Johannes Silberborners De Thalete astrologo et anu quadam rustica, abgedruckt in Melanders Ioсoseria, I, Nr. 56 (Lichae, 1604), in Prosa übersetzt in der deutschen Ausgabe Schimpff vnd Ernst, 1605, II, S. 133, Nr. 136: Casalicchio, L'utile col dolce (1. Ausg. 1671), c. II, d. V, a. 10, Venezia, 1708, S. 277; Montaigne, Essais, II, 12 (Paris, 1604, S. 478), wo nach Cicero, De divinatione, 2 der Ausspruch Demokrits zitiert wird: Quod est ante pedes, nemo spectat: coeli scrutantur plagas; Menagiana, I, S. 29 und III, S. 75.

10. Von einem andern Sternseher (der den Lauf der Gestirne trefflich kennt, aber nicht weiß, daß ihn seine Frau betrügt). Quelle: Der zweite Teil des zur vorigen Historia zitierten Stückes aus Luscinius, das nur eine Prosaumschreibung eines dort auch abgedruckten Epigrammes von Thomas Morus In astrologum uxoris impudicae maritum (Morus, Poemata, S. 239) ist. Morus behandelt übrigens den Gegenstand in weiteren vier Epigrammen.

11. Von Venerischer Andacht einer Dienstmagd (als sie hört, daß die Türken gefangene Jungfrauen bis auf den Tod notzüchtigen, wünscht sie sich, auch dieses Todes zu sterben). Quelle: Luscinius, S. 306, Nr. 5 (VI) = Gastius, S. 234: De impudica puella, übersetzt von Domenichi, S. 258. Vgl. hierzu das Fabliau De celle qui se fist foutre sur la fosse de son mari (Montaiglon-Raynaud, Recueil général et complet des Fabliaux, III, S. 118, Nr. 70); ferner Noël du Fail, Baliverneries ou contes nouveaux, 3 (Oeuvres facétieuses, 1874, I, S. 183), Branthôme, Recueil des Dames, II (Oeuvres, éd. Mérimée et Lacour, XII, S. 36 ff.) und Harsdörffer, Der große Schau-Platz Lust- und Lehrreicher Geschichte, II, 190 am Ende, Ausg. 1683, S. 336.

12. Von Demosthene vnd seiner Eselsrede. Quelle: Luscinius, S. 308, Nr. 6 (VII), der die bekannte Geschichte nach Plutarch, Demosthenes in X oratorum vitae erzählt. Zu der Erzählung von dem Streite um den Eselsschatten findet man reichliche Nachweise bei Österley zu Kirchhof, Wendunmuth, 5, Nr. 120 und im 3. Bande, S. 240 der Goetze-Drescherschen Ausgabe von Hans Sachsens Schwänken; Benfey bringt sie (Pantschatantra, I, S. 127)

---

[1]) Papanti und Passano beschreiben dieses Buch falsch; es hat nicht 59, sondern 64 Blätter. Es enthält außer der französischen Übersetzung des Widmungsbriefes, den Domenichi der ersten Ausgabe seiner Facetie vorgesetzt hat, 193 Schwänke und dergleichen und 6 Seiten Sprichwörter und Aphorismen (Motz subtils) in italienischem und französischem Texte. Von den 193 Stücken findet sich nur ein Teil in der Ausgabe von 1581 der Facetie Domenichis. Möglich wäre es, daß eben die erste Ausgabe der Facetie Domenichis von den späteren erheblich abweicht. Es sei hier noch bemerkt, daß der Text der Facecies et motz subtils viele Stücke enthält, die sonst nur aus den Facezie e motti dei sec. XV e XVI, Codice inedito Magliabechiano, Bologna, 1874 bekannt sind, so z. B. Bl. 13b die Aufzählung der 15 Schönheiten einer Frau.

mit dem von Sommer in der 21. Historia behandelten Stoffe in Ver
Zu dem Kunstgriffe, die Zuhörer dadurch zu beschämen, daß sie un
dartun, sie hörten wohl gerne auf leichtfertiges Zeug, nicht aber auf
Dinge, findet sich eine interessante Parallele im Dialogus miraculo
Caesarius von Heisterbach, dist. 4, c. 36, deren deutsche Übertragung ic
setzen will:

„An einem hohen Feiertage predigte der Abt Gevardus das
Ermahnung und mußte sehn, daß gar viele, besonders von den Neul
schliefen, einige sogar schnarchten. Da rief er: ‚Hört, Brüder, hört!
euch eine neue und herrliche Geschichte erzählen. Es war einmal ein K
hieß Artus ....' Er fuhr aber nicht weiter fort, sondern sagte: ‚Ihr
Elend, Brüder. Als ich von Gott gesprochen habe, habt ihr geschlafen;
ich leichtfertiges Zeug eingeflochten habe, seid ihr alle wach geworden
die Ohren, um mir zu lauschen.'"

Vgl. auch Casalicchio, L'utile col dolce, c. I, d. VII, a. 4, S.

12. Von einem geitzigen Meßpfaffen (Der Sterbende nick
Testamentsvorschlägen des Priesters, dann aber auch auf die Frage des
ob er den Erbschleicher zur Treppe hinabwerfen solle). Die Quelle
war wohl Luscinius, S. 316, Nr. 13 (XIV) = Gastius, S. 194: De
quodam, jedoch folgt er Luscinius nicht soweit, daß er auch die ungeschi
rung, die Luscinius an seiner Quelle, der 18. Facetie des I. Buches
tien Bebels, vorgenommen hat, mitmachte. Bei Luscinius nickt näm
ein Sterbender, sondern ein Spießgeselle des Priesters bringt den K
Toten mit eigener Hand zum Nicken; es ist sehr merkwürdig, daß
Tote auch auf die Frage des Sohnes nickt. Der Schluß der Histo
wieder ganz auf Luscinius. Weitere Parallelen siehe in meiner Aus
Bebels Schwänken Bd. I, S. 154 ff.

14. Vom Könige Agathocle. Quelle: Luscinius, S. 333
(XXVI), der aus Plutarch, Apopht. reg. et imp., Agathocles, 2 gesc

15. Von einem Ehebrecher / dem die Nase abgeschnitte
(der Gatte wird bestraft, weil er ihm nicht das Glied abgeschnitten ha
er gesündigt hat). Quelle: Luscinius, S. 340, Nr. 28 (XXXI) = Gasti
De Adultero, übersetzt von Domenichi, S. 17. Die Erzählung von
beruht auf dem von ihm mitgeteilten Epigramme Martials, 3, 85.
Luscinius, Nr. XCIII (nicht in der der Mensa philosophica angehängten

16. Von einer listigen Ehebrecherin (sie erfüllt den Auf
Beichtvaters, es ihrem Manne zu offenbaren, daß ein Kind nicht vo
in der Weise, daß sie ihn sich vermummen läßt, um das Kind zu sch
es dann beruhigt, indem sie ihn sich wegscheren heißt mit den Worten
sei nicht sein). Quelle: Luscinius, S. 342, Nr. 29 (XXXII) = Gasti
De Confessore, übersetzt von Domenichi, S. 114. Luscinius hat
II, 62 geschöpft: meinen dortigen Nachweisen ist noch beizufügen
hausen, Vogelnest (Simpl. Schriften, hg. v. Tittmann, II, S. 30 ff.)

17. Von einem / der dem Kind das Muß gefressen (Un
zu schrecken, ruft die Mutter zum Fenster hinaus: „Mann, komm h
Brei!" Ein zufällig vorübergehender Bettler hört das und verzehrt
ohne sich an ihren Protest zu kehren). Quelle: Luscinius, S. 343, Nr. 3
= Gastius, S. 236: De Naenijs puerilibus, übersetzt von Domenic

18. Von einem wehrhafftigen Priester (Gott hat Petrus
befohlen, das Schwert in die Scheide zu stecken, als das Ohr abg
wesen ist). Quelle: Luscinius, S. 345, Nr. 31 (XXXIV) = Gastiu
De sacerdote.

19. Von einem Gelerten Phantasten (der Sohn, der
studiert hat, beweist seinem Vater, daß wer drei Eier hat, auch fü

darf dann die zwei Eier, die er der Logik verdankt, verzehren, während sich der Vater die drei behält). Quelle: Luscinius, S. 347, Nr. 33 (XXXVI) = Gastius, S. 277: De Studente indocto, übersetzt von Domenichi, S. 238. Sonst findet sich der Schwank noch bei Hulsbusch, Sylva sermonum iucundissimorum, Basileae, 1568, S. 290: Sophisticatur quidam cum tribus ouis, bei Lundorf, Wißbadisch Wisenbrünnlein, II, 1611, S. 115, Hist. 48 (wie Lundorf angibt, nach J. Heidfeld, Sphinx philosophica, S. 372), im Democritus ridens, Amst., 1649, S. 103: Ingenii ostentatio juvenilis elusa und S. 240: Sophisticatio elusa und bei Sagredo, L'Arcadia in Brenta (1. Ausg. 1667), Bologna, 1698, S. 171.

20. Von einem Seuffer (ein Witzbold, der sieht, daß das Haus eines Schlemmers zu verkaufen ist, sagt: Ich dachte wohl, die naße Herberge werde einmal ihren Herrn ausspeien). Quelle: Luscinius, S. 351, Nr. 36 (XXXIX) = Gastius, S. 88: De Epulone. Während Sommer den Ausspruch einem Dr. Truckenbrod in den Mund legt, berichtet ihn Luscinius nach Diogenes Laertius, 6, 47 von Diogenes. Vgl. Hans Sachsens Meistergesang Drey schwenck Diogenis (III, S. 237) mit den Nachweisen der Herausgeber, ferner Gastius, S. 77: Idem und Democritus ridens, S. 256.

21. Von einem Wandersmann / der den Wirth betrog (mit dem Klange für den Geruch bezahlen). Quelle: Luscinius, S. 378, Nr. 56 (LXVI) = Gastius, S. 128: De Hospite, übersetzt bei Domenichi, S. 131 = Scelta di facetie, motti, burle et buffonerie del Piovano Arlotto et altri Auttori, Venetia, 1609, Bl. 72ᵇ ff. Reichliche Nachweisungen zur Verbreitung dieses Stoffes geben Lappenberg zu Ulenspiegel, Hist. 80, Benfey im Pantschatantra, I, S. 127, Österley zu Pauli, Nr. 48, Kurz zu Waldis, 4, 14, Köhler in den Kl. Schriften, III, S. 18 und Chauvin in der Bibliographie des ouvrages arabes 8, S. 158; diesen kann ich noch anfügen: Hans Sachs, Meistergesang Eulenspigel zalt mit dem klang (Schwänke, IV, S. 198), Hulsbusch, Sylva, S. 292: Tinnitum dat quidam pro nidore, Schefferus, Poemata, Bl. 98ᵃ: Fallacia fallaciam trudit, Chr. Lehmann, Florilegium politicum, 1630, S. 76, Nr. 6 und Roger Bontemps en belle humeur, Cologne, 1670, S. 355: Payement conforme au bon traittement.

Zu der von Plutarch (Demetrius, c. 17) erzählten Geschichte von der Buhlerin, die für die geträumten Gunstbezeigungen bezahlt werden will, vgl. außer den an den obigen Stellen gegebenen Nachweisen noch Brusonius, Rerum memorabilium . . . libri VII, l. 3, c. 10, woraus Lundorf, Wißb. Wisenbrünlein, I, Hist. 62 geschöpft hat und T. Costo, Il Fuggilozio (1. Ausg. 1596), Venetia, 1604, S. 254: Esempio del giudicio di Boccore. Übrigens hat schon Domenichi den Zusammenhang beider Erzählungen erfaßt: er knüpft an seine zitierte Übertragung die Bemerkung: Simil maniera di burla racconta Plutarco nella uita di Demetrio. Siehe auch Liebrecht, Zur Volkskunde, 1879, S. 32 ff.

22. Von dreyen Jungfrawen / welche am ersten freyen solte (die drei Mädchen müssen die Hände ins Wasser tauchen und die soll heiraten, der sie zuerst trocken werden; das geschieht bei der jüngsten, die mit den Händen herumschlägt und dabei ruft: Ich will kein Mann!). Quelle: Luscinius, S. 386, Nr. 62 (LXXVI) = Gastius, S. 102: Filiarum trium historia, übersetzt bei Domenichi, S. 124. Luscinius Quelle war entweder Pauli, Nr. 14 oder dessen Quelle, die Facetie Geilers von Kaisersberg In puellas quae simulant se nolle tradere nuptui in der Margarita facetiarum, Bl. E_{viij}ᵃ. Zu den Nachweisungen Österleys sind noch zu nennen: Schimpff vnnd Ernst, 1545, Bl. 28ᵇ = Schertz mit der Warheyt, 1550, Bl. 31ᵇ (1563, Bl. 33ᵇ), Hulsbusch, Sylva, S. 293: Ex tribus filiabus nubilibus datur nuptui minor natu und Schefferus, Poemata, Frankfurt, 1572, Bl. 94ᵃ: Virgo μισόγαμος.

23. Von einer Bewrin / die Eyer zu marckt trug (Während sie Luftschlösser baut, wie sie den Erlös immer nutzbringender verwenden will,

fallen ihr die Eier herunter). Quelle: Luscinius, S. 387, Nr. 63 (LXXVII) = Gastius, S. 307: De Villica, übersetzt von Domenichi, S. 285. Das ganze Nachweisungsmateriale über das Vorkommen dieses Stoffes, der zu den in der Weltliteratur am meisten verbreiteten gehört, findet man geordnet in der Anmerkung Boltes zu Montanus, Gartengesellschaft, Nr. 53; vgl. auch die Note zu Hans Sachsens Meistergesang Der ainsidel mit dem hönig (Schwänke, III, S. 206) und Chauvin, 5, S. 62, Note.

24. Von einem Priester in einem Nonnenkloster (er wird, weil er fünf Nonnen geschwängert hat, vor den Bischof gefordert, bei dem er sich mit den Worten der Schrift entschuldigt: Quinque talenta tradidisti mihi etc. etc.). Quelle: Luscinius, S. 395, Nr. 71 (LXXXVI) = Gastius, S. 294: De Vestalibus et Sacerdote. Luscinius Quelle scheint die 4. Fabel des 2. Hecatomythiums von Abstheminus (siehe Mythologia Aesopica, ed. Nevelet, S. 579): De sacerdote, qui quinque vestales praegnantes fecerat gewesen zu sein. Weitere Bearbeitungen sind Castiglione, Il Cortegiano (1528), l. 2, c. 61, in meiner Übertragung I, S. 193, Bon. des Periers, Nouvelles récréations et joyeux devis, nouv. 4, Bandello, Novelle, P. III, nov. 56, Kirchhof, Wendunmuth, 2, 72 und Beroalde de Verville, Le Moyen de parvenir, 70, S. 255.

25. Von einem Reichen Gesellen / der nicht gern inn das Paradiß wolte (er antwortet einem Bettler, der ihm wünscht, er möge ins Paradies fahren: Je später, je lieber). Quelle: Luscinius, S. 404, Nr. 89 (statt 79; XCIX) = Gastius, S. 81: De Diuite, nihil curante regnum Dei, übersetzt bei Domenichi, S. 121. Der Reiche, ein Italiener, antwortet bei Luscinius auf den Wunsch des Bettlers: Piu sero che po esser und Luscinius fügt bei: id est, serius quo fieri potest; Gastius läßt die italienischen Worte weg, und so übersetzt Domenichi die lateinischen Worte mit: Piu tardi che sia possibile. Nach Luscinius steht die Geschichte auch im Democritus ridens, S. 254: Historia jucunda de quodam Italo.

26. Von einem Reuter / der keinen Habergrütz essen wolt (hat Angst, daß ihn das Pferd beißt, weil er so viel Hafergrütze hat essen müssen, daß ihm der Hafer überall herauswächst). Quelle: Luscinius, S. 418, Nr. 90 (CXIII) = Gastius, S. 256: De sacrifico auenacea pulte iam diu pasto.

27. Von Glückwünschung einer Schwangern Frawen (Der Ausgang sei so süß, wie der Eingang war). Quelle: Luscinius, S. 423, Nr. 95 (CXX). Luscinius Quelle ist ein von ihm mitgeteiltes Epigramm von Caspar Ursinus Velius, dessen Poemata 1522 in Basel erschienen sind. Früher steht der Scherz schon bei Erasmus, Colloquia familiaria (1. Ausg. 1516), wo unter den Salutandi formulae für die Gravidae ein Gruß lautet: Velint superi, ut non maiore molestia elabatur, quam illapsum est, quidquid est hoc oneris, quod gestas. Vgl. Le Moyen de parvenir, 80, S. 285: Je prie Dieu . . . pour les femmes grosses, que l'enfant en sorte avec même plaisir qu'il est entré und Bibliothèque bibliophilo-facétieuse, éd. par les frères Gébéodé (Gustav Brunet et Oct. Delepierre), 2e publication, 1854, S. 40.

28. Von einem betrieglichen Goldmacher (dessen Verteidiger einen Freispruch erzielt, indem er ausführt, daß eigentlich die Betrogenen bestraft werden sollten, weil sie einem Menschen getraut hätten, der keine Ohren, Nase u. s. w. habe). Quelle: Luscinius, S. 437, Nr. 102 (CXXIX) = Gastius, S. 130: Impostoris actus.

29. Von einem Mönch / den die Schiffleute ins Meer werffen (zuerst beichten sie ihm alle, dann werfen sie ihn ins Meer, weil er nun alle Sünden auf sich habe). Quelle: Luscinius, S. 442, Nr. 104 (CXXXII), dessen Quelle das von ihm mitgeteilte Epigramm von Thomas Morus De nautis ejicientibus monachum in tempestate, cui fuerant confessi (Poemata, S. 247) war.

30. Von Venus Reutern (Ein „Hofmann" wettet mit einer Wirtin, er werde sie so und so oftmal befriedigen; da er es nicht zu Stande bringt, springt ein anderer Gast für ihn ein. Als die Wirtin die frühere Male nicht mitrechnen lassen will, fängt er ruhig vom frischen an. Den Dank des andern weist er mit den Worten zurück, es sei dies eine Bosselarbeit, die er und seinesgleichen umsonst täten). Quelle: Luscinius, S. 443, Nr. 105 (CXXXIV).

31. Von drey Tauben Männern (Richter, Kläger und Verklagter sind alle drei taub). Quelle: Luscinius, S. 449, Nr. 111 (CXLI), der von einem in der Ausgabe von 1524 zitierten Epigramme von Nikarchus (Anth. pal. 11, 251) angeregt worden ist, das auch Morus übersetzt hat (Poemata, S. 239: In ridiculum judicium). Ähnlich sind Sacchetti, nov. 141: Come a uno rettore capitò innanzi con una questione una femina con tre sordi, e come nuovamente e piacevolmente diffinì la loro questione und das Epigramm von Pelisson Les trois sourds (B. L. M., Nouveau recueil des epigrammatistes françois, Amsterd., 1720, I, S. 272); vgl. auch Casalicchio, c. II, d. VII, a. 9, S. 305 ff. Siehe ferner Chauvin, 7, S. 113.

Verwandt mit diesen Schwänken ist eine Reihe anderer, wo ein Hofnarr seiner Frau erzählt, die Fürstin (oder der Fürst) sei taub und umgekehrt und seine Freude an ihrem Schreien hat. Zuerst wird er von dem jüngeren Gonnella erzählt (Raynoldo da Mantua, Facezie del Gonella, 1506, abgedruckt bei Lappenberg, Ulenspiegel, S. 426 ff.; Bandello, Novelle, P. IV, nov. 27: Il Gonnella fa una burla alla marchesa di Ferrara, e insiememente alla propria moglie etc. etc.; Scelta di facetie, 1609, Bl. 48ᵇ), dann unter andern von Neithart (vgl. Hans Sachs, Schwänke, III, S. 199 und Sämmtliche Fastnachtspiele, VII, S. 1), von Brusquet (Branthôme, Les vies des grand capitaines, l. 1, c. 32, Oeuvres, II, S. 261 und Menagiana, 2, S. 27), von Clemens Marot (Das kurtzweilige Leben .... von Clement Marott ... Aus dem Frantzösischen ins Niederländische und aus demselben ins Hochdeutsche gebracht, auch anjetzo zum andernmal gedruckt .. 1663, S. 114) und ist in seiner italienischen Heimat noch heute lebendig (Gonzenbach, Sicilianische Märchen, 1870, II, S. 103, Nr. 75; Pitrè, Fiabe, novelle e racconti populari siciliani, 1875, III, S. 165, Nr. 156, 1; Crane, Italian popular tales, 1885, S. 288, Nr. 98). Hierher gehören auch Bon. des Periers, nouv. 10 und Krüger, Hans Clawerts wirckliche Historien, 1 (Neudruck 1882, S. 7).

32. Von einem Vormunden (Zur Rechenschaftslegung aufgefordert, weist er auf Mund und Hintern als Ein- und Ausgang). Quelle: Luscinius, S. 450, Nr. 113 (CXLIII) = Gastius, S. 290: De Tutore malo, übersetzt von Domenichi, S. 283. Die Quelle von Luscinius war Pauli, Nr. 356, der wieder auf Poggius, Fac. 194 zurückgeht. Den Nachweisen Österleys sind noch anzufügen: Hans Sachsens Meistergesang Der vntrew formünd (Schwänke, IV, S. 22), Hulsbusch, Sylva, S. 272: Tutor reddit ratione (sic!) suae tutelae, Sagredo, L'Arcadia in Brenta, S. 225, Weidner, Apophtegmata, IV, S. 149, Nugae venales, 1720, S. 78: De quodam Heluone und ein Epigramm Tutor von Monerius, abgedruckt bei (Noël), Poggii Flor. Fac. libellus unicus, 1798, II, S. 188.

33. Von Weibern / wenn sie from oder böse sein (am besten sind sie, wenn sie sterben). Quelle: Luscinius, S. 454, Nr. 117 (CXLVII), der das Epigramm von Morus: Ad quendam cui uxor mala domi (Poemata, S. 247) abdruckt.

Casalicchio zitiert (c. II, d. II, a. 3, S. 224) die Verse von Morus; er greift die Worte Cum male tractas, Fit pejor heraus und fährt fort, das treffe nicht so allgemein zu, weil es, „come racconta il nostro Stengelio" (jedenfalls G. Stengel, der Verfasser von De iudiciis divinis, 1651), Länder gebe, wo die Frauen unzufrieden seien, wenn sie nicht geprügelt würden. Er bringt dann,

wieder nach Stengel, die Erzählung von einem Deutschen, der in einem
Lande geheiratet hat und dessen Frau sich tief unglücklich fühlt und a
Liebe zweifelt, weil er sie nicht prügelt wie andere Männer ihre Frauen
Geschichte kommt meines Wissens zuerst bei Siegmund Freiherr von He
(1486—1566), Rerum Moskowiticarum commentarii, 1. Ausg. s. l. e.
1549) vor, dem sie Henri Estienne im Discours préliminaire, 19 der A
pour Hérodote (A la Haye, 1735, I, XXVII ff.) nacherzählt; der Her
der Apologie, Le Duchat, fügt bei, daß in der 1563 in Basel erschienenen
Übertragung der Commentarii Herbersteins an die Stelle des deutschen
ein Italiener getreten ist. Die Erzählung steht weiter bei Domenichi, S.
B. Hertzogs Schiltwacht, Magdeburg, o. J. (1512), Bl. Ev[a], Nr. 19 und
Additamenta von Hermotimus, die der Ausgabe von Frischlins F
Amsterdam, 1660 angehängt sind, S. 302: Narrat Sigismundus Baro i
suo de rebus Moscoviticis ..... In Niederösterreich ist sie noch heute

34. Von einem der durch Hencken Reich wird (der Nagel,
er sich hängen will, gibt nach und es fällt ein Haufen Geld aus der
standenen Maueröffnung; als der wirkliche Besitzer des Schatzes an sein
den Strick, den der andere dort gelassen hat, vorfindet, erhängt er
Kümmernis). Quelle: Luscinius, S. 458, Nr. 120 (CL) = Gastius,
De eadem re. Luscinius zitiert selbst seine Quelle, ein Epigramm von
(Nr. 23, 1886, S. 316). Reichliche Nachweise zum Vorkommen dieses
gibt Bolte zu Montanus, S. 584 ff., denen ich anfügen kann ein E
von L. Lossius De Filio decoctore in Fabulae Aesopi Phrygis .... Q
adiectae sunt lepidißimae aliquot fabellae et narrationes iocosae
mine Elegiaco redditae per Lucam Lossium, Frankfurt, Egenolp
Bl. S_7^b, Nr. 489 und die Nr. 77 auf S. 96 des II. Bandes der
deutschen Ausgabe von Melanders Iocoseria. Siehe auch Chauvin, 8

35. Von einem der kein Fegfewr gleubete (weil er a
genug leidet. Vor dem Weihwasser entblößt er das Haupt nicht, wei
Kraft hat, daß es auch durch die dicksten Steine dringen kann, um
leichter also durch den Hut. Die Prozessionen achtet er nicht hoch, we
kürzeren Weg vorzieht). Quelle: Luscinius, S. 458, Nr. 121 (CLI) =
S. 122: Cuiusdam purgatio facetissima. Zum zweiten Teile der E
vgl. Henri Estienne, Apologie pour Hérodote, 39, 11, II, S. 305
Menagiana, zitierte Ausg., I, S. 289.

36. Von einem Weibe / die sich höher als ein Docto
(wenn ihr Mann auch Doktor wäre, sie getraute sich ihn doch zu
Quelle: Luscinius, S. 461, Nr. 122 (CLII).

37. Von dreyen Studenten / welcher vnter jnen ein
essen für sich allein behalten solt (wer den besten darauf b
Spruch aus dem neuen Testamente anführen kann; der erste sagt:
desideravi hoc obsonium manducare, der zweite: Domum quampiam
comedite quae apponuntur vobis, der letzte verschluckt den Leckerbissen
Consummatum est). Quelle: Luscinius, S. 470, Nr. 129 (CLXI) =
S. 211: De obsonio Theologorum, übersetzt in den Facecies et mot
1559, Bl. 24[a].

In B. Hertzogs Schildwacht steht Bl. J[b] ff. eine Erzählung: „
Leckermeuler sich vereinigten / wer die Hechtleber essen solte," wo dieselb
dung getroffen wird: „Der erste greifft in die Schüssel / wendet das
herumb vnd spricht: Memento mei. Der ander ist geschwinde / greif
die Schüssel / saget / Amen Amen dico tibi / hodie mecum eris etc.
erwischt die Leber / isset die / vnd spricht / Ita consummatum est.
knecht / so zu Tisch dienet / der auch in der Passion studieret / i
behend / erwischt ein Messinge Kanne, schlegt den / so das Leberlein

Kopff / das er vntern Tisch sanck / sprechende: Et inclinato capite / emisit Spiritum. Also war er auch bezalt / vnd geschicht den Leckermeulern gern also."

Nachweisungen findet man bei Bolte zu Montanus, S. 649 ff., Nr. 63; dazu kann ich noch zwei interessante Varianten mitteilen. In der ersten (Facecies et motz subtils, 1559, Bl. 15ᵃ) wird von zwei Franziskanern erzählt, die in der Osteria della Scalla in Florenz mit zwei Ordensbrüdern zusammentreffen. Für alle vier ist nur ein Fisch da, der von denen, die zuerst gekommen waren, in drei Teile geschnitten wird. Der erste sagt: In capite libri scriptum est de me, und nimmt den Kopf, der zweite sagt: Stetit Iesus in medio discipulorum suorum, und nimmt das Mittelstück und der dritte sagt: Qui perseuerauerit vsque in finem, hic saluus erit, und nimmt das Schwanzstück. Der vierte aber nimmt die Schüssel und gießt den andern dreien das heiße Öl über die Köpfe mit den Worten: Et non est qui se abscondat a calore eius.

Die zweite Version steht im 108. Discorso der Piazza universale di tutte le professioni del mondo von Tomaso Garzoni (1. Ausg. 1579), Venezia, 1616, Bl. 331ᵇ und lautet: Di tre Tedeschi golosi raccontaua Gherardo Fiamengo[1]), che uennero vna sera a tauola a contrasto fra loro sopra vna gallina, all'vltimo s'accordarono, che toccasse a quello, che faceua più grosso latino: onde il primo, voltandosi alla Luna, che luceua, disse, O Luna, Luna, quantum distas ab ego: l'altro al Sole voltandosi, disse, O Sol, o Sol, quantum ego distar abs tu: e'l terzo, mentre vno guardaua la Luna, e l'altro il Sole, prese la gallina per se, dicendo, Haec sola pro latinorum meorum sufficiat.

Alle diese Erzählungen scheinen auf das 20. Kapitel der Disciplina clericalis oder das 106. der Gesta Romanorum zurückzugehen. Vgl. Steinhöwels Aesop, ed. Österley, Nr. 146; Dunlop Liebrecht, S. 280; Hans Sachs, Schwänke, III, S. 54; Pitrè, Fiabe ..., Nr. 173, III, S. 296 ff.; Goedeke im Orient und Occident, III, S. 191; Crane, Italian popular tales, S. 154 ff.; Clouston, Popular tales and fictions, 1887, II, S. 86 ff.: The three travellers and the loaf. Zu den dort gegebenen Parallelen sei noch genannt eine Fassung in der Scelta di facetie (schon zitiert) Bl. 59ᵃ, die zusammen mit dem vorhergehenden Stücke von Gabriel Chappuis als 7. Novelle des 5. Tages der Facetieuses Iournees, Paris, 1584, Bl. 151ᵃ ff. bearbeitet worden ist.[2]) Siehe auch Chauvin, 9, S. 28.

38. Von einem Knecht / der seine Bestallung Schrifftlich begeret (zieht seinen Herrn nicht aus dem Kote, weil das nicht unter seinen ihm aufgeschriebenen Pflichten vorkommt). Quelle: Luscinius, S. 471, Nr. 130 (CLXII) = Gastius, S. 265: De Sene moroso, übersetzt von Domenichi, S. 121. Ältere Versionen dieser Eulenspiegelei sind das Prov. 4 im lateinischen De proverbiorum origine opus von Ant. Cornazano, Mediolani 1503 und die 71. Novelle Morlinis. Vgl. die Nachweisungen zu dieser in meiner Ausgabe von Morlinis Novellen (S. 317 ff.), denen noch anzufügen ist Hulsbusch, Sylva, S. 274: In scriptis dat quidam quid uelit fieri (nach Pauli, Nr. 139). Morlini (nicht Luscinius) könnte von Sermini, nov. 16 (Livorno, 1874, S. 203) beeinflußt sein.

39. Von einem andern Diener / der seinem Herren Hundert Goltgülden wünschet (sie haben ausgemacht, daß der Herr dem Diener vor Feinden nicht 100 „Franzosen", sondern 100 Goldgulden wünschen soll). Quelle:

---

[1]) Wer ist dieser Gerhard oder Girard aus Flandern? Ist es vielleicht Girard Roussel, Bischof von Oloron, der Freund von Erasmus und Beichtvater der Königin Marguerite?

[2]) Chappuis hat 22 seiner Novellen einer der von 1565 an erschienenen Ausgaben der Facezie, Motti, Buffonerie et Burle del Piovano Arlotto, del Gonella et del Barlacchia entnommen.

Luscinius, S. 473, Nr. 131 (CLXIII) = Gastius, S. 82: De Domino et Seruo, übersetzt bei Domenichi, S. 121. Die Erzählung des Luscinius beruht wohl auf der 365. Paulis. Auf Luscinius, resp. Gastius geht die Fassung im Schimpff vnnd Ernst, 1545, Bl. 53ᵇ zurück, die von Hulsbusch, Sylva, S. 256: Seruo imprecatur herus bona pro malo bearbeitet worden ist.

40. Von einer Ehebrecherin / die jhren Buben in ein Faß versteckte (die bekannte 4. Novelle des 7. Tages im Decameron). Quelle: Luscinius, S. 479, Nr. 139 (CLXXI) = Gastius, S. 20: De Adultera. Vgl. Boltes Nachweisungen zu Montanus, Gartengesellschaft, 55 und die dazu von mir zu Morlini, Nov. 35 beigebrachten Ergänzungen.

41. Von einer andern Ehebrecherin (Verfolger und Verfolgter). Quelle: Luscinius, S. 480, Nr. 140 (CLXXII) = Gastius, S. 27: De Adultera. Über die Verbreitung dieses Stoffes handeln Noël zu Poggius, II, S. 280; A. Keller, Li Romans des sept sages, 1836, S. CXL; v. d. Hagen, Gesammtabenteuer, 1850, II, S. XXXII; Dunlop-Liebrecht, S. 241 und 490; Benfey, Pantschatantra, I, S. 163; Cappelletti, Studi sul Decamerone, 1880, S. 429; Landau, Quellen des Dekameron, 2. Aufl., 1884, S. 83. Luscinius hat die 6. Novelle des 7. Tages im Decameron mit der 267. Facetie Poggios kombiniert. Indem ich darauf verzichte, auch von der Version, die durch die Disciplina clericalis, c. 12 gegeben ist, zu handeln, füge ich noch folgende Nachweise bei: Seb. Brant, Esopi appologi, Basileae, 1501, Bl. Ciiijᵇ; D'Ouville, L'Élite des Contes (1644), éd. par. G. Brunet, 1883, I, S. 165: Autre sur le même sujet = Les Récréations françoises (1663), Utopie, 1681, I, S. 186.

42. Noch von einer Ehebrecherin (Seigneur dessus, seigneur dessous). Quelle: Luscinius, S. 481, Nr. 141 (CLXXIII). Vgl. meine Nachweisungen zu Bebel, III, 2 (vielleicht des Luscinius Quelle) und zu Morlini, nov. 30, ferner in Le plaisant boutehors d'oysiveté, 1553 die Dixains de deux Gallans surpris avec la femme d'un quidam (A. de Montaiglon, Recueil de poésies françoises des XVᵉ et XVIᵉ siècles, VII, S. 168 ff.).

43. Von einem Theologo / der eine kurtze Predigt thun solte („Ite maledicti"). Quelle: Luscinius, S. 488, 147 (CLXXXII) = Gastius, S. 52: De Concionatore astuto.

44. Von einem Juristen / der viel fette Praebenden hatte (es stehe geschrieben Coelum coeli Domino, Terram autem dedit filiis hominum, und die Juristen seien, im Gegensatze zu den Geistlichen, die filii hominum). Quelle: Luscinius, S. 490, Nr. 148 (CLXXXIII) = Gastius, S. 39: De Beneficijs ecclesiasticis.

45. Von einem / der sich eines Schüldners Heuptküssen wünschet (es muß ein gutes Kissen sein, auf dem einer schlafen kann, der soviel Schulden hat). Quelle: Luscinius, S. 494, Nr. 152 (CLXXXVII), dessen Quelle Macrobius, 2, 4, 11 (abgedruckt bei Gastius, S. 318) war. Vgl. Pauli, Nr. 503, worauf Hans Sachsens Meistergesang Der edelman mit dem gueten pet (Schwänke, III, S. 323) und sein Fastnachtsspiel Der verdorben Edelman mit dem weichen beht, das Keyser Augustus wolt kauffen (Sämtliche Fastnachtspiele, IV, S. 138) beruhen. Zu Österleys Nachweisen noch Le Parangon des Nouvelles honnestes, S. 147, Schimpff vnnd Ernst, 1545, Bl. 2ᵃ und Guicciardini, L'Hore di ricreatione, S. 45: Li debiti ordinariamente priuano l'huomo del sonno.

46. Von Gesten / die der Wirtin das Bette zerreissen (die Wirtin sagt den Gästen, die die Rechnung zu hoch finden: Das übrige gebt für das Bette; die Gäste zerschneiden am Morgen das, wie sie meinen, gekaufte Bett). Quelle: Luscinius, S. 500, Nr. 157 (CXCII) = Gastius, S. 156: De lecto empto, übersetzt bei Domenichi, S. 147 = Scelta di facetie, Bl. 73ᵇ.

47. Von einem todten Bawren / den die Pfaffen auffgefressen (die Geistlichen weigern sich, ihn zu begraben, weil er exkommuniziert war; sie

werden nun vom Gutsherrn zum Essen geladen und erfahren erst nach der Mahlzeit, daß sie den zerstückelten Leichnam des Bauers verzehrt haben). Quelle: Luscinius, S. 503, Nr. 160 (CXCVI) = Gastius, S. 244: Rusticus excommunicatus a sacerdotibus comeditur. Luscinius könnte von Pauli, Nr. 598 beeinflußt sein. Zu den Nachweisungen Österleys noch Jacques de Vitry, The Exempla, ed. by Th. F. Crane, London 1890, S. 82, Nr. 197 und Étienne de Bourbon, Anecdotes historiques, légendes et apologues, éd. par A. Lecoy de la Marche, Paris, 1877, S. 384, Nr. 445. Auf Luscinius scheint Hulsbusch, Sylva, S. 289: Non potuit quidam sepeliri, sed incorporatur zu beruhen.

48. Von einem Narren, der seines Krancken Herren spottet. Quelle: Luscinius, S. 504, Nr. 161 (CXCVII) = Gastius, S. 67: De crepitu uentris. Dieselbe Geschichte erzählen Hans Sachs von Klaus Narr im Meistergesange Clas Narr hinter dem Ofen (Schwänke, IV, S. 9), Schertz mit der Warheyt, 1550, Bl. 53[b] (1563, Bl. 57[a]) und Hulsbusch, Sylva, S. 239: Stultus aestimat crepitum uentris centum florenis.

Die folgenden 14 Historien hat Sommer den Facetien Frischlins entlehnt, das heißt den lateinischen Text mehr oder minder genau übersetzt.

Ich zitiere nach der ersten Ausgabe:

Nicodemi Frischlini Balingensis Facetiae selectiores: quibus ob argumenti similitudinem accesserunt Henrici Bebelii, p. l. Facetiarum Libri tres. Sales item, seu Facetiae ex Poggii Florentini Oratoris libro selectae. Nec non Alphonsi Regis Arragonum, et Adelphi Facetiae. vt et Prognostica Iacobi Henrichmanni. Lipsiae Anno M.DC. 8° 286 S. und das Titelblatt, auf dessen Rückseite ein Holzschnitt ist, Frischlin darstellend.

Die Facetien sind nicht numeriert.

49. Von einem andern Narren (verantwortet sich vor dem Richter mit einer allzu drastischen Darlegung: „Nun bilde dir ferner ein / du seyst die Saw" etc. etc.). Quelle: Frischlin, S. 5: Ridicula demonstratio Morionis. Ähnlich sind zwei Schwänke bei D'Ouville, L'Elite des contes, I, S. 69: Simplicité d'un paisan und II, S. 324: Comparaison que fit un paisan; die erste ist mit ganz geringfügigen Änderungen ins Italienische übersetzt bei Sagredo L'Arcadia in Brenta, S. 73.

50. Von einem / der sein Vaterland rühmet wegen vieler Narren (bei einer Aufführung der Komödie Nabalis von Rudolphus Gualterus [vgl. Goedeke[2], II, S. 138] in Tübingen wird besonders das Spiel der Narren gelobt, worauf einer meint, sie seien nichts wert gewesen, in seiner Heimat gebe es noch viel närrischere). Quelle: Frischlin, S. 6: Patria inepte laudata.

51. Von einem Weiberstreit (die eine wirft der andern vor: „du leugst nicht anders / als ein Calendermacher / der durchs gantze Jahr vnd alle tage leuget"). Quelle: Frischlin, S. 7: Concertatio muliebris. Die Facetie Frischlins ist ins Französische übersetzt im Roger Bontemps en belle humeur, S. 161: Gentile response d'une femme à une autre qui luy chantoit des injures, und diese Übertragung ist wieder abgedruckt in den Nouveaux contes à rire, Cologne, 1722, I, S. 258.

52. Von zweyen Eheleuten / die sich schlügen / vnd wider freunde wurden. Quelle: Frischlins Facetie, S. 10: Iurgia Coniugum, die wieder nur eine gekürzte Bearbeitung der 2. Erzählung aus Martin Montanus Wegkürzer ist. Frischlins Facetie ist, abgesehen von kleinen Änderungen übersetzt im Roger Bontemps, S. 161: Aggreables vengeances entre un mary et sa

femme; der Roger Bontemps ist also nicht nur zum 1. Teile der Mon
schen Erzählung zu zitieren, wie es Bolte in seinen Nachweisungen tut.
bezieht in seine Nachweisungen auch den Schwank ein, wo der Mar
Weib, das er mit guten Worten strafen soll, mit der Bibel schlägt; die
noch auf das Moyen de parvenir, 103 (zit. Ausg. S. 367) und auf Cas
c. I, d. I, a. 7, S. 16 zu verweisen.

53. Von einer Frawen / die dem Pfaffen den Zehende
Quelle: Frischlin, S. 13: De puella confitente. Vgl. Boltes Nachweisu
Montanus, Gartengesellschaft, Nr. 103 und Köhler, Kleinere Schriften, III,
Nr. 14.

54. Von einem Landsknecht / der auff weichem Bette den
zinß nicht geben kundte. Quelle: Frischlin, S. 14: Militare f
Frischlins Schwank ist nichts andres als eine gekürzte Bearbeitung v
Schumanns Nachtbüchlein, Nr. 44. Zu Boltes Nachweisungen sind
nennen Chr. Lehmann, Florilegium politicum, S. 401, Nr. 66: „Ei
Weibsperson klagt, daß offt ein ehrlich Weib vor den Huren nicht kön
kommen, daß sie einem ein dienst könt thun" und Le Moyen de parve
S. 219.

55. Von einem andern Landsknecht / der einen ver
Pfaffen betrog. Quelle: Frischlins Facetie: De puella Straubingensi
die auf Schumann, Nr. 34 zurückgeht; vgl. Bolte in der Zeitschrift f
gleichende Literaturgeschichte 7, 461.

56. Von einem versoffenen Bruder / der die Wirtin
Quelle: Frischlin, S. 16: Dolus Doschij. Frischlin hat nach Montanu
kürzer, Nr. 10 gearbeitet.

57. Von dem Vorigen. Quelle: Frischlins Schwank De eodem
der eine Bearbeitung von Montanus, Wegkürzer, Nr. 13 ist. Vgl.
Nachweise und Lorenzo Lippi, Il Malmantile racquistato, c. 10, st. 6
Noten Biscionis (Il Malmantile racquistato di Perlone Zipoli colle
Puccio Lamoni e d'altre, Venezia, 1748, S. 706).

58. Von erbarn Bossen eines Stadtsknechts (Er wisc
Teller, der ihm nicht rein genug scheint, an seinen Hosen ab). Quelle:
S. 17: De modestia ciuili lictoris.

59. Von der Münche keuschheit (Ein Mönch trägt eine
einem Korbe unter Gemüse versteckt ins Kloster; gefragt, was er tra
wortet er: Kraut, muß sich aber die Entgegnung gefallen lassen: „Ihr
fleisch vnter ewerm Kraut"). Quelle: Frischlin, S. 21: De castitate M
rum. Vgl. die Nachweise Boltes zu Wickram, Rollwagenbüchlein, Nr. 9
Melander, deutsch, II, S. 130, Nr. 133 (eine Prosaübersetzung des in d
nischen Iocoseria, I, 22 abgedruckten Gedichtes von Stigelius) und
IV, S. 269.

60. Von einem Cantore / welcher wegen Lateinischer
verklaget wurde (Die Worte clara voce und alta voce, die der C
seine Sänger richtet, werden als deutsche Worte mit obszönem Sinne a
Hier hat sich Sommer sehr weit von seiner Quelle, Frischlin, S. 23:
obscoene intellectum, entfernt und mit nur schwacher Andeutung d
eine neue Erzählung geliefert.

61. Von einer Jungen Braut / welche einen alten Mann
Quelle: Frischlins Schwank: De impari Coniugio (S. 24), der wieder
Gartengesellschaft, Nr. 75 beruht. Zu Boltes Nachweisungen noch
Florilegium politicum, S. 147, Nr. 100 und Weidner, IV, S. 318.

62. Von einem Münch vnd einer Nonnen. Quelle: Frischli
De Monacho et Moniali.

Die folgenden sechs Historien und die hundertste beruhen auf Bebels Facetien. Da sie Sommer wahrscheinlich aus einer der Ausgaben, wo sie mit den Frischlins zusammengedruckt sind, gekannt hat, zitiere ich sie nach derselben Ausgabe wie Frischlin und füge in Klammern die Nummern bei, die sie in meiner Verdeutschung von Bebels Facetien (München, 1907) haben.

63. Von einer Jüdin / die nichts von der Beschneidung hielte. Quelle: Bebel, S. 33 (mit dieser Seite beginnt der Faceliarum Bebelianarum ... liber primus): Cuiusdam Iudaicae mulieris facetum dictum (I, 2).

64. Von einem Pfaffen vnd Esel. Quelle: Bebel, S. 38: De Sacerdote et Asino Christi (I, 14). Zu meinen Nachweisungen noch Philippus Hermotimus, Additamenta, S. 305: Concio Pastoris Lithvani.

65. Von zweyen Brüdern die da leide trugen. Quelle: Bebel, S. 38: Insulsum dictum (I, 16).

66. Von einem der da sunge / da seine Mutter begraben wurde. Quelle: Bebel, S. 38: Fatui cuiusdam facetum dictum (I, 17); zu meinen Nachweisen noch Seb. Schefferus, Epigr. Fatuus (Poëmata, Bl. 94ᵃ).

67. Von der Weiber Herrschafft. Quelle: Bebel, S. 40: Facetia de dominatione mulierum (I, 21).

68. Von einem Roßteuscher. Quelle: Bebel, S. 47: De quodam equum emente (I, 33).

Die folgenden Historien sind mit Ausnahme der 83., die außerhalb der Reihe wird besprochen werden, und der 100. der Mensa philosophica entnommen.

69. Von Wucherern (alle vom Priester aufgerufenen Gewerbe erheben sich, um den Segen zu empfangen, nur die Wucherer bleiben sitzen). Quelle: Mensa philosophica, l. 4, c. 13, S. 219. Vgl. Jac. de Vitry, S. 76, Nr. 179 (Nachweisungen auf S. 207) und Pauli, Nr. 193.

70. Von eines Bawren Weibe / die jrem Mann einen Kuchen backt (kann ihn nicht finden, weil er ihr am Hintern klebt). Quelle: Mensa philosophica, 4, 14, S. 223. Anders Melander, Iocoseria, II, Nr. 53 (deutsche Ausgabe II, S. 27, Nr. 24).

71. Von einem Weib / die jhrem Mann das Auge gesegnet (inzwischen entweicht ihr Buhler). Quelle: Mensa philosophica, 4, 14, S. 223. Nachweise zu diesem Stoffe findet man bei v. d. Hagen, Gesammtabenteuer, II, S. XXVIII, Dunlop-Liebrecht, S. 198 und 484, M. G. Brunet, Le Violier des histoires romaines, 1858, S. 419, Österley zu Gesta, 122 und zu Kirchhof, Wendunmuth, 3, 242, Bédier, Les fabliaux, 2ᵉ éd., 1895, S. 466, G. Rua im Giornale storico della letteratura italiana, XVI, S. 246 und in seiner Abhandlung Le „Piacevoli notti" di M. G. F. Straparola, 1898, S. 32 u. ö., endlich bei Chauvin, 9, S. 20; die Mensa philosophica ist nirgends zitiert. Sonst kann ich noch beibringen Hans Sachsens Meistergesang Die peurin mit dem augensegen (Schwänke, IV, S. 418), Les récréations françoises, I, S. 193: D'une femme qui subtilement trompa son mary qui estoit borgne (= D'Ouville, I, S. 171) und Abbé Bretin, Le Borgne, abgedruckt im Fond du sac, Rouen, 1879, II, S. 161.

72. Von zweyen listigen Dieben (Ein Dieb sieht am Fenster eines reichen Mannes einen beschädigten Silberbecher. Er kauft einen Hecht, bringt ihn als angeblicher Bote des Reichen dessen Frau, die ihn, weil Gäste kämen, rasch zurichten solle, und verlangt den Becher, der noch vor dem Gastmahl aus-

gebessert werden müsse. Später, als die Geschichte aufgekommen ist,
Gesell in das Haus und bittet, ihm den Hecht auszufolgen; der Diel
fangen und solle mit dem Hechte in der Hand gehängt werden). Quell
philosophica, 4, 16, S. 227. Auf dieser Erzählung der Mensa phil
beruht auch mittelbar oder unmittelbar die 17. Novelle im Novellino
(ed. Settembrini, 1874, S. 206), deren Argument lautet: Un dotto
manda una coppa in casa, due barri se ne accorgono: l'uno v
pesce a la moglie che il faccia apparecchiar per lo marito e da
le chiede la coppa: lei gliela dà; torna il dottore in casa, trova
perduta, va per ricuperarla; l'altro barro va in casa, e dice la co
trovata, e che mandi il pesce: la moglie sel crede, e dàgli il pes
lo compagno se trova, e se godeno della beffa e del guadag
Novelle ist französisch bearbeitet als c. 33 der Comptes du monde ad
(éd. F. Frank, 1878, I, S. 133). Toldo ist auf dem Holzwege, w
seinem konfusen Buche Contributo allo studio della novella frances
e XVI secolo, 1895, S. 119 durchblicken läßt, die Novelle Masucci
auf der 221. Sacchettis.

73. Von einem Gäuckler vnd seinem Pferd (es ist abger
ein gegebenes Zeichen niederzuknien). Quelle: Mensa philosophica, 4, 1
Vgl. Jac. de Vitry, S. 108, Nr. 258 und Casalicchio, c. II, d. I, a.

74. Von einem Schifffnecht. Quelle: Mensa philosophi
S. 229. Vgl. Bebel, I, 34 und III, 1 mit meinen Nachweisungen,
noch kommen: Schefferus, Nauita (Poëmata, Bl. 94[b]), Sagredo, L'A
Brenta, S. 28 und Tallemant des Reaux, Les Historiettes, 3[e] éd.,
S. 305, Nr. 1.

75. Von einem Kauffmann der sein Weib ins Me
Quelle: Mensa philosophica, 4, 17, S. 229. Vgl. Bebel, I, 35;
Nachweisungen noch Schefferus, Bl. 97[b]: Factum mariti und Sagr
cadia in Brenta, S. 340.

76. Von deß Keysers Augusti Tochter (Julia, ob ihrer Ver
getadelt, meint, ihr Vater habe vergessen, daß er Kaiser sei, sie abe
gedenk, daß sie eines Kaisers Tochter sei). Quelle: Mensa philosoph
S. 230. Vgl. Petrarca, Rerum memorand. 2, 3 (Opera, 1581, S
Le Parangon des Nouvelles honnestes, S. 153.

77. Von der vorigen Julia (läßt die Männer nur zu, wer
schwanger ist). Quelle: Mensa philosophica, 4, 18, S. 231. Vgl. G
L'Hore di ricreatione, S. 158, Branthôme, Recueil des dames, II
XI, S. 190), etc. etc.

78. Von Weiber List (das Weib läßt sich in den Kot fallen,
Haus eintreten zu können, wo ihr Geliebter wartet). Quelle: Mens
phica, 4, 18, S. 232. Vgl. Jac. de Vitry, S. 95, Nr. 230; Étienne
S. 394, Nr. 457; Wright, Latin stories, 1842, S. 15, Nr. 12; Gaut
Eracle l'empereour, hg. v. Maßmann, 1842, v. 4498—4690; Ott
hg. v. Graef, 1883, v. 2753—4096; Jans Enenkel, Weltchroni
v. 311—500 (Hagen, Gesammtabenteuer, II, S. 541 ff.); Cent nou
velles, Nouv. 37; Bon. des Periers, Nouv. 16; Domenichi, S. 24
Fail, Contes d'Eutrapel, 12 (Oeuvres facétieuses, 1874, II, S. 33)
Ducento novelle, Venetia, 1609, 1, Bl. 129[a], Nov. 49; La Fonta
2, 10: On ne s'avise jamais de tout.

79. Von einem Weib / die sich mit Adams quast w
ließ. Quelle: Mensa philosophica, 4, 18, S. 232: der Gatte w
für seine Frau erleiden und sie ruft dem Beichtvater zu, er solle i
schlagen, weil sie eine große Sünderin sei. Bei Sommer hingegen i
kein Gatte dabei und die Frau wird selbst gestäupt (im obszö

Ähnlich wie Sommers Quelle ist eine Erzählung der Menagiana, II, S. 69, als deren Quelle IV, S. 49 die Mensa philosophica genannt wird; vgl. auch das Epigramm eines Anonymus im Nouveau recueil des epigrammatistes françois, Amsterdam, 1720, II, S. 88, das auch in den Menagiana zitiert wird.

80. Von einem Weibe / die jhrem Manne listiger weise schlege bestellet (um sich an ihm zu rächen, gibt sie ihn für einen tüchtigen Arzt aus, der aber ungeschlagen keinen Rat erteile). Quelle: Mensa philosophica, 4, 18, S. 233. Vgl. den ersten Teil des Fabliaus Du vilain mire (Montaiglon-Raynaud, III, S. 156), dazu Dunlop-Liebrecht, S. 207, Benfey, Pantschatantra, I, S. 515 ff. und Bédier, S. 476, ferner Jac. de Vitry, S. 99, Nr. 237 und Nicole Bozon, Les contes moralisés, 1889, 247 ff. Schon in den Menagiana wird IV, S. 52 bemerkt, daß Molières Komoedie Le médecin malgré lui teilweise auf diesem Schwanke beruht.

81. Von einer Ehebrecherin / welche von jhrem Mann entschüldiget wurde (wer Kerbelkraut gegessen hat, sieht doppelt). Quelle: Mensa philosophica, 4, 19, S. 234. Vgl. Boltes Anmerkung zu Wickram, Rollwagenbüchlein, Nr. 45.

82. Von einem Zenckischen Weibe (Ein Weib, die ihres Keifens halber öfter Prügel von ihrem Manne bekommt, erhält von einer alten Frau den Rat, zu Vollmondszeit im Garten vor das Kraut Averone [Alraun] hinzutreten und die Worte zu sprechen: Averone amarissima rampone. Das Weib tut dies, und nachdem sie die ihr befohlenen Worte gesprochen hat, tritt die Alte hervor und fragt, was das Kraut geantwortet habe. Auf die Erwiderung: „Nichts“, gibt sie ihr die Lehre, es ebenso zu machen wie das Kraut, das heißt, nicht zu erwidern). Quelle: Mensa philosophica, 4, 19, S. 234, wo aber die Alte im Namen der Pflanze antwortet. Vgl. die Noten Boltes zu Schumann, Nr. 50 mit den Nachträgen und Richtigstellungen in seiner Ausgabe von Freys Gartengesellschaft, S. 287.

84. Von Narren (Ein Narr weint, wenn es schön ist, und freut sich, wenn es regnet, weil er immer die folgende Änderung des Wetters im Auge hat). Quelle: Mensa philosophica, 4, 22, S. 239. Vgl. Österley zu Kirchhofs Wendunmuth, 1, 426 b, 4, 294 und 7, 95 und 148 und Bolte zu Montanus, Gartengesellschaft, Nr. 3.

85. Von einem andern Narren (Lobelin kennt sich im neuen Kleide nicht). Quelle: Mensa philosophica, 4, 22, S. 239. Vgl. Hervieux, Les fabulistes latins, IV, S. 443 (Johann von Sheppey) und Fischart, Geschichtklitterung, 21, Neudruck 1891, S. 237: „wie Narr Löbelin“, etc. etc.

86. Von einer Ehebrecherin / die der Teuffel nicht wolt verwahren (er will lieber eine Herde Schweine hüten als eine einzige Frau). Quelle: Mensa philosophica, 4, 23, S. 241. Vgl. Hans Sachs, Schwänke, I, S. 580, II, S. XVIII, und V, S. 76.

87. Von einem Clerico / der seinen Esel begraben ließ (und den Bischof dadurch beschwichtigt, daß er erzählt, der Esel habe dem Bischofe ein Legat vermacht). Quelle: Mensa philosophica, 4, 28, S. 250. Nachweisungen zu dieser Erzählung findet man bei Noël, II, S. 23, Dunlop-Liebrecht, S. 297, Pauli, Nr. 72, Bédier, S. 473, Hans Sachs, Schwänke, III, S. 89 und *Κρυπτάδια*, IV, S. 219. Dazu kommen noch folgende: Gottsch. Hollen, Sermones dominicales, Pars estiv., Ausg. Hagenau, 1517, Bl. G_2^a und O_4^b; Seb. Brant Esopi appologi, Basileae, 1501, Bl. E_{vij}^b; Lossius, Epigr. De Sacrificulo qui sepelijt canem in Coemiterio, et absoluto ab Officiale, cui in testamento canis legauerat aureos nummos decem in den zitierten Fabulae Aesopi Phrygis, 1571 Bl. T_3^a, Nr. 499; Gerlach, Eutrapeliae, I, Nr. 587; Abraham a S. Clara, Gehab Dich wohl, 10 (Werke, Passau, 1835 ff., XI, S. 172); Weidner, IV, S. 199 und 254.

88. **Von einem Studenten zu Pariß** (als er Bischof gewor
tritt ihm sein ehemaliger Magister mit brennendem Lichte gegenüber, um a
Weise von dem hochmütig gewordenen erkannt zu werden). Quelle:
philosophica, 4 28, S. 250. Vgl. Étienne de Bourbon, S. 359, Nr. 4
Wright, Latin stories, S. 67, Nr. 73; bei Wright heißt der Pariser
Robertus de Chartres.

89. **Von Lamen / welche bald gehend wurden.** Quelle: Mensa
sophica, 4, 31, S. 256. Vgl. den zweiten Teil des Fabliaus Du vila
(Montaiglon-Raynaud, III, S. 156), dessen bekannteste Varianten die 4. E
des Pfaffen Amis, die 190. Facetie Poggios und die 17. Historia im
spiegel sind. Literaturnachweise findet man bei Noël, II, S. 182, Dun
recht, S. 207 und 486, Lappenberg, Ulenspiegel, S. 238, Benfey, Pantsch
I, S. 517, Crane, S. 241 zu Vitry, Nr. 254 und Bédier, S. 476. Da
Hans Sachsens Meistergesang Der Ewlenspigel (Schwänke, III, S. 10
Erzählung Autre histoire d'un Quidam faignant estre medecin,
plusieurs marautz im Plaisant boutehors d'oysiveté (A. de Montaiglon,
de poésies françoises des XV^e et XVI^e siècles, VII, S. 180 ff.); G.
Les Serées, 3, 30, éd. Royhet, IV, S. 273; Weidner, IV, S. 206; Ch. d
La Légende ... d'Ulenspiegel, Brüssel, 1893, LXII, S. 108.

90. **Von einer armen Bewrin** (der Pfaffe will ihr das ihm
vermachte Huhn wegnehmen, ohne auf ihren Tod zu warten; das hat nich
der Teufel getan, dem sie es oft und oft gegeben hat). Quelle: Mensa
phica, 4, 31, S. 257. Nach einer mir unbekannten spanischen Quelle wird
Geschichte erzählt in dem Discours sur les sermens et juremens es
des Seigneur de Branthome (Oeuvres, IX, S. 208); sie steht auch bei
I, S. 51: D'une femme et de son curé = Le récreations françoises,
geringfügig geändert in den Nouveaux contes à rire, I, S. 329: D'un
geoise et de son Curé; Casalicchio, c. I, d. I, a. 3, S. 6; Tallemant d
Historiettes, VI, S. 280, Nr. 117.

91. **Von einem Prior im Kloster** (der seinen Mönchen nur
wässerten Wein vorsetzt. Als er einmal einen Schwätzer fragt, wann des
still stehen werde, erhält er zur Antwort, so lange nicht, als er nicht
Wasser zuzugießen). Quelle: Mensa philosophica, 4, 35, S. 265. Vg
nichi, S. 344 und Democritus ridens, S. 201.

92. **Von einem Münche / der ein guter Schluckbruder w**
ein gut Wort sol man einen guten Trunck thun."). Quelle: Mensa phil
4, 37, S. 270.

93. **Von einem andern Mönche** (er will vom harten Brot
und zitiert den Spruch: Laß diese Steine Brot werden). Quelle: Mensa
phica, 4, 37, S. 270.

94. **Von einem Kloster Diener** (Ein Abt schickt zu einem
dem Kloster Vieh geraubt hat, einen einfältigen Mönch mit dem Auf
dem Geraubten möglichst viel heimzubringen. Der Mönch, der vom
Essen geladen wird, ißt, um dem erhaltenen Befehle nachzukommen, s
nur möglich ist. Schließlich erstattet der Ritter das ganze geraubte G
Quelle: Mensa philosophica, 4, 40, S. 279. Vgl. Caes. v. Heisterb.,
Pauli, Nr. 61, auf dem Hans Sachsens Schwänke V, S. 20 und I
beruhen, ferner Schimpff vnnd Ernst, 1545, Bl. 62^a = Scherz mit de
1550, Bl. 63^a (1563, Bl. 66^a) und Casalicchio, c. I, d. VIII, a. 7,

95. **Von Nonnen / vnd jrer straff wegen der Hurerey**
Strafe besteht darin, daß sie von jeder Mitschwester drei Streiche
Fuchsschwanz erhalten). Quelle: Mensa philosophica, 4, 41, S. 280.
Erzählung in der Disputation de l'asne contre frère Anselme
(1. Ausg., Lyon, 1544), einem Werke, das auf einem unbekannten

Buche beruht; in der deutschen Ausgabe Gespräch deß Esels wider Bruder Anshelmen von Turmedan, Mümpelgardt, 1606 steht die betreffende Erzählung S. 210 ff. Auf der Disputation de l'asne beruht H. Estienne, Apologie pour Hérodote, Ausg. A la Haye, 1735, I, S. 518. Vgl. auch den Schluß der 5. Novelle der Cent nouvelles nouvelles, die 47. Novelle der Porretane von Sabadino degli Arienti (1. Ausg. 1483), Venetia, 1531, Bl. 134[b] und Tallemant des Reaux, Historiettes, VI, S. 271, Nr. 78.

96. Von einer andern Nonnen (Sie entschuldigt ihren Fehltritt damit, daß sie den Bibelspruch befolgt habe: Prüfet alles). Quelle: Mensa philosophica, 4, 41, S. 281. Vgl. Le Moyen de parvenir, 16, S. 44.

97. Von einer Beginen. Quelle: Mensa philosophica, 4, 42, S. 284. Vgl. Boltes Noten zu Montanus, Gartengesellschaft, Nr. 109.

98. Von einem Oculisten (Während des Augenleidens der Besitzerin stiehlt der Arzt allen Hausrat). Quelle: Mensa philosophica, 4, 44, S. 289. Vgl. Odo von Ceritona bei Hervieux, 4, S. 415; Thomas Morus, Epigramm De chirurgo et anu (Poemata, S. 251); Waldis, Esopus, 3, 54 mit Kurzens Nachweisen; Hans Sachs, Meistergesang Die plint fraw mit dem arzet (Schwänke, V, S. 297).

99. Von einer Doctorin. Quelle: Mensa philosophica, 4, 44, S. 290, von mir abgedruckt zu Morlinis Novelle 32; siehe meine dortigen Nachweise.

100. Von einem Landsknecht / der bey einer Nonnen gelegen. Quelle: Bebel, S. 55: Confessio lancearij seni monacho (I, 51).

Hiermit wären denn zu 99 von den 100 Historien des Emplastrum Cornelianum die unmittelbaren Quellen nachgewiesen. Es bleibt nur mehr eine, die 83. zu untersuchen.

83. Von dreyen Töchtern / welche am ersten Freyen solte (der Vater stellt ihnen die Frage, was am schnellsten wachse; die die beste Antwort gebe, die dürfe heiraten. Die erste antwortet: Die Kürbisse, die zweite: Der Hopfen, und die dritte, die jüngste: Das Ding des Knechtes. Die jüngste darf denn auch heiraten). Zu dieser Erzählung kann ich die Vorlage Sommers nicht nachweisen, die zugleich, mittelbar oder unmittebar, auch die Vorlage von A. de Beaufort d'Auberval gewesen sein muß, der in der Contes en vers érotico-philosophiques (1818), Neudruck Bruxelles, 1882, S. 57 unter dem Titel La chose qui croît le plus vite dasselbe wie Sommer erzählt. Sehr ähnlich ist das Fabliau Le jugement des cons (Montaiglon-Raynaud, V, S. 109), wo drei heiratsfähigen Töchtern die Frage vorgelegt wird, was älter sei, ihr Mund oder ihre Scham. Auf dieses Fabliau geht auch, was Bolte entgangen ist, der 91. Schwank in der Gartengesellschaft von Montanus in letzter Instanz zurück und ebenso nebst der von Bolte zitierten Stelle aus dem Moyen de parvenir auch die „Romance" Le jugement difficile in den anonym erschienenen, von P.—A. de La Place verfaßten Amusemens, gayetés et frivolités poétiques, Londres, 1783, S. 14. Vgl. auch Bédier, S. 277.

Paul Gerhardt und August Buchner.

Von F. Hahne in Braunschweig.

Was uns an Paul Gerhardt, diesem ersten unter den protestantischen Kirchendichtern, im besonderen Maße auffällt, ist seine technische Durchbildung. Seine Sprache ist rein und reich und, von

zeitlichen Kraftwörtern abgesehen, edel, sein Vers fließt rhyt
und wohlgemessen, höchstens bei zusammengesetzten Wörtern find
für unser Gefühl eine schwebende Betonung; und welche Füll
metrischen Formen beherrscht er! Seine 131 Gedichte weisen 5
schiedene metrische Schemata auf, worunter sechs zum Teil
verwickelte und eigenartige als seine eigene Erfindung bez
werden können.[1]) Diese formale Glätte und Vielseitigkeit legt de
danken an eine Art poetischer Schulung nahe, wie denn seit
an Gerhardt gerühmt wird, daß er sich die Fortschritte der Opi
Dichtweise zu nutze gemacht habe. Doch in solcher Allgem
ausgesprochen, kann uns dieser Gedanke für die Erklärung jen
malen Vorzüge wenig fördern. Und wenn wir genauer forsc
finden wir, daß Opitz' Büchlein von der teutschen Poeterey all
sicherlich nicht hervorgebracht haben würde; Einwirkungen der
tzischen Dichtungen aber sind nur ganz verschwindend wenig
weisen.[2])

[1]) Gib dich zufrieden und sei stille; Der Tag mit seinem Lichte; sollt' ich mich denn grämen; Die güldne Sonne; Was trotzest du stolzer O wie ein so großes Gut.

[2]) Die teutschen Poemata, im Inhalt ganz der geistlichen heterogen, zeigen doch einige Parallelen. Gedicht 70, Hochzeit Gedich dem Niederländischen Dan. Heinsii v. 25 ff.:

Ihr habt das Land nun innen,
Da euch der Ostwind nicht mehr wirdt verwerffen können
Herr Bräutigam, werfft auß den Ancker in das Tieff,
Und für den Ungestümm versichert ewer Schiff.
Wir sind noch in dem Meer, darauff wir folgen sollen,
Wo uns der wilde Wind und Wellen haben wollen . . .
So fahren sie zu Port in Lust und Frölig keit . . .

Vgl. Gerhardt, Auf das selige Absterben Herrn Christian Lindholtze V. 5 und 6:

Wir schweben in der See, der Sturm trübt unsern Sinn,
Herr Lindholtz ist im Port. Gott helf uns allen hin.

Op. T. Poem. 85 Elegia v. 1 ff.:

Weil daß die Sonne sich ins tieffste Meer begeben,
Und ihr gestirntes Haupt die Nacht hat auffgerichtt,
Sein Menschen, Vieh und Wild wie gleichsam ohne Leben,
Der Monde scheinet auch gar kaum mit halbem Licht:
Ich, ob schon alles schläfft, muß ohn Auffhören wachen,
Ich, ob schon alles ruht, muß ruhen ohne Ruh . . .

Vgl. Gerhardt: Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt und Felder,
Es schläft die ganze Welt:
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf, ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Überhaupt möchte man in seinem Entwicklungsgange nach einer lebendigen Übertragung so feiner Kunst suchen, da eine persönliche Berührung mit Opitz ausgeschlossen ist. Daß er sich in seiner Jugend mit lateinischer Metrik befaßt und laut dem uns erhaltenen Schulzeugnisse der Grimmaischen Fürstenschule versiculos tolerabiles gefertigt habe, ist als frühes Zeichen formalen Sinnes zu beachten, aber für seine deutschen Versgebilde ziemlich belanglos. Man hat dann in seinen Wittenberger Studienjahren den Grund gesucht, und da er ein Gedicht des Wittenberger Hofpredigers und Generalsuperintendenten Paul Röber nachgedichtet hat, wie jedermann in seinen gesammelten Gedichten lesen kann, so hat sich die Sage gebildet, die in den meisten Biographien Gerhardts getreulich wiederkehrt, er habe die Anregung zu seiner Kunst diesem Manne zu verdanken. Nichts kann falscher sein als dieses. Nur zwei Lieder sind von Röber bekannt,[1]) und diese zeigen ihn als einen blutigen Dilettanten, von dem Gerhardt schlechterdings nichts lernen konnte. Besonders seine Technik ist derart, daß P. Gerhardts Umdichtung seines Liedes „O Todt, o Todt, schreckliches Bild" im wesentlichen eine Verbesserung

---

Op. T. Poem. 85, 11: Da mir der Zähren bach auß beyden Augen dringet.
P. Gerhardt: Gottlob nun ist erschollen. Str. 5.

O Mensch und laß den Thränenbach aus beiden Augen rinnen.

Es scheint, als ob die Elegie Nr. 85 auf Gerhardt einen nachhaltigen Eindruck gemacht habe, so daß sowohl die Nachtstimmung des Gedichtes wie der „aus beiden Augen dringende Zährenbach" bei ihm haften blieben. Weniger wirksam sind offenbar die geistlichen Dichtungen Opitz' gewesen. Seiner Umdichtung der 150 Psalmen in Lobwassers Metren steht Gerhardts Psalmendichtung durchaus unbeeinflußt gegenüber, und auch unter den Episteln und Liedern ist nur ein einziger Anklang zu entdecken:
Opitz an dem Heil. Dreikönige-Tage:

Brich auf und werde lichte,
Laß gehn die Nacht zu nichte,
Dein Licht kömmt her zu dir:
Die Herrlichkeit des Herren
Glänzt prächtig weit und ferren
Und zeigt sich über dir.

Gerhardt in sachlicher Umkehrung, aber an Metrum und Reime auch Gedankenformung sich anlehnend:

Der Tag mit seinem Lichte
Fleucht hin und wird zu nichte,
Die Nacht kommt angegangen,
Mit Ruhe zu umfangen
Den matten Erdenkreis.

[1]) Siehe Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts von D. A. Fischer und D. W. Tümpel, Gütersloh 1904, 1, S. 479 ff.

in technischer Hinsicht zu nennen ist. Röber bringt es fertig, zu schreiben:

Wo ist der alten Heilign Schar
In Palestin begraben?
Sie sind kommen auß deiner Gwar
Ewiges Lebn sie haben.

Gerhardt hingegen bessert:

Wo ist der alten Heil'gen Zahl,
Die auch daselbst begraben?
Sie sind erhöht im Himmelssaal,
Da sie sich ewig laben.

Und was leistet Röber in dem zweiten von ihm erhaltenen Liede: „Ach wie einn kleinen Augenblick!“ z. B. Str. 4:

Warumb ist denn der Mensch so bald
Wie ein Regnbögn vergangen?

Und Str. 11:

Bald wird er wie der Edlest Stein,
So nur beysent geleget,
Voll Glantz, Tugend und Kräffte seyn,
Wenn das Grab wird gereget.
Bald wird der Kön'gin Purpur Kleid,
Welchs schön gesaubert worden,
Ihr angelegt mit grosser Frewd
In der Klugn Jüngfrawn Orden.

Ein Kenner wie W. Tümpel äußert wahrlich von ihm mit Grund: „Röber ist als Dichter ohne größere Bedeutung, Gerhardt ihm gegenüber in seiner Dichtweise durchaus selbständig.“

Wenn man einerseits gern auf Röber als dichterischen Anreger Gerhardts verwies, so haben andere einen Einfluß des Wittenberger Lehrers der Beredsamkeit und Poesie August Buchner angenommen, eines Schülers und Nachfolgers Opitzens, ohne freilich viel mehr als das längere zeitliche Zusammenleben beider an demselben Orte und die wenigen Spuren daktylischer Dichtung bei Gerhardt als Beweis beizubringen, so daß mehr als die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit weder von Smend[1]) noch von Kawerau[2]), die vor allen diesem Gedanken nachgegangen sind, behauptet wird. Und in der Tat bewiesen ist hiermit noch nichts. Durch die Zugehörigkeit zu verschiedenen Kreisen könnte eine Annäherung Gerhardts an Buchner selbst 13 Jahre lang verhindert sein, die daktylischen Dichtungen könnte man, wie

[1]) Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts P. Gerhardt 2, S. 302 „vermutlich“.

[2]) G. Kawerau, P. Gerhardt Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 93, S. 8 „recht wahrscheinlich.“

Karl Goedeke[1]) als „Versuche eines Theologen in modischen Kunstformen" abtun. Darum kann es nicht wunder nehmen, wenn P. Wernle in seinem trefflichen religionsgeschichtlichen Volksbuche (Tübingen 1907) und Ernst Koch in seiner mehr das Landläufige zusammenfassenden Preisschrift (Leipzig 1907) Buchners gar nicht Erwähnung tun und W. Nelle in seiner Ausgabe Gerhardts (Hamburg 1907, S. XXVII) jeden Einfluß Buchners kurzweg leugnet. Klarheit in dieser Frage kann uns nur eine eingehende Untersuchung des Verhältnisses zwischen Gerhardt und Buchner geben, soweit dieses aus der nach Buchners Tode († 1661) in zwiefacher Ausgabe (1663 und 1665) erschienenen Poetik, sowie den wenigen zugänglich gemachten dichterischen Erzeugnissen dieses hochbedeutenden Mannes einerseits und Gerhardts Liedern anderseits festzustellen ist.

Die posthum gedruckte Poetik Buchners ist der Niederschlag dessen, was er lehrte, sie ist der Leitfaden, den er seinen Vorlesungen zugrunde legte und durch mündliches Diktat seinen Hörern überlieferte.[2]) Sie ist als solcher durch Nachschrift und Abschrift der Studenten bereits früh bekannt gewesen[3]) und 1638 sogar seinen Freunden in einem Manuskriptdruck mitgeteilt.[4]) Demgemäß könnte Gerhardt, wenn er Buchner als Hörer näher getreten ist, sie unmittelbar kennen gelernt haben, wenn dies nicht der Fall war, konnte er sich das Diktat anderweitig verschaffen; vielleicht auch dürfte ihm jene Ausgabe von 1638 in die Hände gekommen sein, da er laut Ausweis eines Taufscheins bis 1641 in Wittenberg als stud. theol. anwesend war.[5]) Sehen wir zu, ob irgend eine innere Verwandtschaft seines Dichtens zu Buchners Theorie den günstigen äußeren Bedingungen einer Beziehung beider entspricht!

Durchaus nicht beweiskräftig für solche Verwandtschaft sind die ersten sechs Kapitel in Buchners „Anleitung zur deutschen Poeterei",[6]) in denen nach einigen Vorerörterungen von der Wortwahl, von der Formung der Sätze und dem Schmucke der Rede, sowie von sprachlichen Freiheiten im Verse gehandelt wird. Denn diese Auseinander-

[1]) Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts, herausgeg. von K. Goedeke und J. Tittmann, 12. Bd., Leipzig 1877, S. 5.

[2]) Nicht freilich sein Kollegienheft. Dazu ist das Büchlein mit seinen 176 wohlhabend gedruckten Duodezseiten nicht umfangreich genug. Denn, „da sonst viel Geist in seinen Orationen ist, soll er hingegen gar keine Art in denen mündlichen Vorträgen gehabt, auch seine Academische Lectiones allemahl vom Pappier herunter gelesen haben". Zedlers Universal-Lexikon 1733, 4, Sp. 1770.

[3]) Siehe Vorrede zu „Aug. Buchners kurzem Weg-Weiser zur deutschen Tichtkunst ... zum ersten mahl hervorgegeben durch M. Georg Gözen", Jehna 1663.

[4]) Siehe W. Buchner, Aug. Buchner, Hannover 1863, S. 32 und 64.

[5]) Siehe Smend a. a. O., S. 302.

[6]) So der Titel der rechtmäßigen Ausgabe von Othone Prätorio, p. p. Wittenberg 1665.

setzungen, die größtenteils auf Opitz fußen, sind sehr allgemein gehalten und geben nur die damals gültigen sprachlichen Anschauungen wieder, so daß die Übereinstimmung Gerhardts mit diesen Vorschriften für eine besondere Anlehnung an Buchner nichts besagen will. Anders das 7. Kapitel, in dem dieser „vom Maße der Verse und ihren Arten“ spricht. Hier übertrifft er seinen größeren und reicheren Meister, dessen Sinn für das Wesentliche im literarischen Fortschritt und dessen Fruchtbarkeit in seinem kurzen und wechselvollen Leben zu bewundern bleibt, durch Genauigkeit der Angaben und die selbständige Hinzufügung der daktylischen Versarten. Er zählt genau auf, welche Arten von Versen er im trochäischen und iambischen Geschlechte als zulässig ansieht; es sind folgende:

trochäisch:

1	— ⏑	—			
2	— ⏑	— ⏑			
3	— ⏑	— ⏑	—		
4	— ⏑	— ⏑	— ⏑		
5	— ⏑	— ⏑	— ⏑	—	
6	— ⏑	— ⏑	— ⏑	— ⏑	

iambisch:

1	⏑ —	⏑			
2	⏑ —	⏑ —			
3	⏑ —	⏑ —	⏑		
4	⏑ —	⏑ —	⏑ —		
5	⏑ —	⏑ —	⏑ —	⏑	
6	⏑ —	⏑ —	⏑ —	⏑ —	
7	⏑ —	⏑ —	⏑ —	⏑ —	⏑

Das heißt, er will eigentlich nur die vierfüßigen Verse gelten lassen, doch fügt er, wie Opitz, in der iambischen Gattung den fünffüßigen Blancvers (versus communis) und den Alexandriner hinzu, von dem ja Opitz einen so ausgiebigen Gebrauch macht. Es ist auffällig, daß Gerhardt mit Ausnahme des Amphibrachys (⏑ — ⏑) alle diese Versarten verwendet. Wir finden das katalektische trochäische Metrum — ⏑ — in einer Strophe, die er selbst entworfen hat, wofür er ein metrisches und melodisches Vorbild im Kirchengesange nicht vorfand, nämlich in dem Trostliede: „Warum sollt' ich mich denn grämen / hab ich doch / Christum noch, / Wer will mir den nehmen?“[1]) Wir finden das vollständige Metrum im Christ-Wiegen-Liedlein (Eia, Eia), ebenso Versgebilde, die den Reihen 3—6 entsprechen, aber andere nicht. Einmal könnte es scheinen, als ob er einen Vers nur aus einem Trochäus bestehen lassen wollte, doch folgt er hier nur Nicolais schönem Morgensternliede (Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ), wie er ja auch den Dochmius (⏑ — — ⏑ —) gebraucht, wo er Luthers Trutzlied zugrunde legt. (Wie lang, o Herr, wie lange soll; Das ist mir lieb, daß Gott mein Hort). Im iambischen Geschlechte finden sich, abgesehen von der ersten Reihe alle übrigen sechs. So sind gerade die seltensten 2, 3 und 7 in einer von Gerhardt selbst

[1]) Wiederholt in „Fröhlich soll mein Herze springen.“

erfundenen kunstvollen Strophe, die sogar Jamben und Trochäen mischt, enthalten:

i. 7 Gib dich zufrieden, und sey stille
tr. 6 In dem Gotte deines Lebens,
i. 7 In ihm ruht aller Freuden Fülle,
tr. 6 Ohn ihn mühst du dich vergebens.
i. 2 Er ist dein Quell
i. 3 Und deine Sonne,
i. 2 Scheint täglich hell
i. 3 Zu deiner Wonne.
i. 8 Gib dich zu frieden.

Wir finden auch den Blancvers und den Alexandriner. Den Blancvers gebraucht er in einigen überlieferten Metren, z. B.: „Lobet den Herren, / alle die ihn fürchten, / laßt uns mit Freuden seinen Namen singen . . . und „O Jesu Christ / dein Kripplein ist / mein Paradies, da meine Seele weidet.[1]) Den Alexandriner weisen zwei Gedichte auf, die beide keine Kirchenlieder sind, jedesmal zu Vierlingen zusammengeordnet, wie es Opitz liebt. In dem einen geht das stumpf ausgehende Reimpaar dem klingenden voran, in dem anderen umgekehrt das klingende dem stumpfen. Das erste, nach Goedekes Meinung ein Frühgedicht, beginnt:

Du liebe Unschuld du, wie schlecht wirst du geacht't.
Wie oftmals wird dein Thun von aller Welt verlacht.
Du dienest deinem Gott, hältst dich nach seinen Worten,
Darüber höhnt man dich und drückt dich aller Orten.

Dieser Reimwechsel von stumpfen und klingenden Reimpaaren wird durch 15 Strophen durchgeführt. Das zweite Gedicht, in dem der klingende Reim den Vortritt nimmt, besteht nur aus zwei Strophen:

Herr Lindholtz legt sich hin und schläft in Gottes Namen,
Weiß nichts mehr von dem Leid und von dem großen Gramen,
Das jetzt die Welt durchstreicht. Sein Grabmal deckt ihn zu,
Der Himmel ist sein Sitz, die Erdgruft seine Ruh!

Die Erklärung dieser Verschiedenheit in den Versausgängen gibt eine Stelle in Opitz' Poeterey, Cap. VII: „Denn man den weiblichen in diesem genere carminis gemeiniglich die Oberstelle läßt; wiewohl auch etliche von den männlichen anfangen.“[2]) Sei es nun, daß Gerhardt diese Stelle selbst gelesen hat oder daß er die darin enthaltene Vorschrift mittelbar überliefert bekam, jedenfalls zeugt die reinliche Scheidung der beiden Arten, die Alexandriner zusammenzusetzen, von irgendwelcher technischen Unterweisung, die mit dem

[1]) Die falsche Messung „m. P, / da m. S. w.“ wird durch die Melodie widerlegt.

[2]) Opitz selbst verwendet auch, besonders in Epigrammen, gekreuzte und eingeschlossene Reimpaare.

Kirchenliede nichts zu tun hatte, und wofür Buchner vermöge seiner Stellung zu Opitz und seiner Nähe zu Gerhardt als der zunächst Gegebene erscheint. Freilich, Gewißheit ist auch dies noch nicht, Gewißheit ergibt sich jedoch meines Erachtens aus den daktylischen und anapästischen Gedichten Gerhardts, deren wir fünf entdecken.

Buchner ist unzweifelhaft der Einführer des Daktylus und Anapästs in die neuere deutsche Poesie.

Er sagt das einerseits selbst, wenn er auch bescheiden anerkennt, daß dergleichen Verse auch früheren deutschen Dichtern bekannt gewesen sein müßten und ein daktylisches Lied Ulrichs von Lichtenstein nach Melchior Goldast dafür anzieht. Anderseits kündet sein Schüler Philipp von Zesen im hochdeutschen Helikon (1640) und der Scala Germanico-latina Heliconis Teutonici (1656) laut seinen Ruhm als Erfinders der „Dattelreime". In einem dem hochdeutschen Helikon vorgesetzten Gedichte heißt es in der neuen Versart:

Buchner, so längsten unsterblich gemacht,
itzund wird ähnlich den Göttern geacht't
weil er die Palmenart erstlich erfunden.
Föbus verwundert sich selbsten ob ihn,
Orfeus muß anders die Saiten aufziehn.
Tullius schweiget und lieget gebunden.

In der Scala Helic. Teut. Sectio IV de genere dactylico puro et Antidactylico seu Anapaestico quasi mixto, S. 83 sagt er: 'Utrumque vocamus Buchnericum ab eius inventore Augusto Buchnero, in Academia Wittebergensi Professore famigeratissimo, germanice die Buchnerart.' Buchner stellt nun ähnlich wie bei den Trochäen und Jamben sechs Arten von daktylischen Versen auf, vom katalektischen Dimeter — ◡ ◡ — an — ein Fuß macht keinen Vers aus — bis zum Tetrameter. Die Vierfüßigkeit ist auch hier wie beim Trochäus und, mit Einschränkung, beim Jambus das äußerste Maß. Den Anapäst läßt er einfach dadurch entstehen, daß er den Daktylen eine Länge voranstellt. Natürlich sind das keine Anapäste, sondern Daktylen mit Auftakt. Vermieden sind die daktylisch ausgehenden Reihen. Buchner kennt noch keine daktylischen Versausgänge, wie sie Goethe in den Osterliedern des Faust bildet, sondern nur stumpfe und klingende. So haben wir folgende sechs Reihen:

daktylisch:

1	— ◡ ◡	—		
2	— ◡ ◡	— ◡		
3	— ◡ ◡	— ◡ ◡	—	
4	— ◡ ◡	— ◡ ◡	— ◡	
5	— ◡ ◡	— ◡ ◡	— ◡ ◡	—
6	— ◡ ◡	— ◡ ◡	— ◡ ◡	— ◡

anapästisch:

1	—	— ◡ ◡	—		
2	—	— ◡ ◡	— ◡		
3	—	— ◡ ◡	— ◡ ◡	—	
4	—	— ◡ ◡	— ◡ ◡	— ◡	
5	—	— ◡ ◡	— ◡ ◡	— ◡ ◡	—
6	—	— ◡ ◡	— ◡ ◡	— ◡ ◡	— ◡

Von den fünf daktylischen Gedichten Gerhardts steht eins außer Betracht, weil darin der Daktylus nur rudimentär und nach alter Vorlage gebildet ist, nämlich: „Lobet den Herren, denn er ist sehr freundlich.“ In den übrigen vier sehen wir Gerhardt mit den metrischen Reihen, die Buchner für die daktylischen und anapästischen Verse aufstellt, arbeiten. In diesem Punkte glaube ich weiter zu kommen als diejenigen, die sich mit der literargeschichtlichen Überlieferung von Buchners Stellung zum Daktylus begnügten, ohne seine „Anleitung“ einzusehen. In dem Gedichte „Herr, höre was mein Mund“ finden wir hinter einem iambischen Vierzeiler die zweite anapästische Reihe:

Herr, höre, was mein Mund
Aus innerm Herzensgrund
Ohn alle Falschheit spricht:
Wend, Herr, dein Angesicht,
Vernimm meine Bitte.

Das Gedicht geht nach der Melodie: „Als der gütige Gott“, die aber nicht daktylisch auszugehen braucht.

In dem Gedichte „O wie ein so großes Gut“ stehen hinter einem trochäischen Vierzeiler zwei daktylische Reihen der fünften Art:

O wie ein so großes Gut
Ist es doch, im Frieden scheiden
Und mit wohlvergnügtem Mut
In Geduld den Tod erleiden!
— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —
Lasset uns loben, was jeder nur weiß,
— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —
Seliges Sterben hat dennoch den Preis.

So vier Strophen. Für dieses Metrum hat er keinen Vorgänger im Kirchengesang; das Gedicht ist ein Gelegenheitsgedicht, sein Versmaß vom Dichter selbst entworfen. — Die Umdichtung des 52. Psalms „Was trotzest du, stolzer Tyrann“ ist anapästisch, und zwar genau in der Weise wie Buchner die Anapäste versteht, es sind daktylische Verse mit vorangesetzter Länge. Das Gedicht zeigt die 3. und 4. anapästische Reihe.

Was trotzest du, stolzer Tyrann,
Daß deine verkehrte Gewalt
Den Armen viel Schaden tun kann?
Verkreuch dich und schweige nur bald!
Denn Gottes des Ewigen Güte
Bleibt immer in völliger Blüte,
Und währet noch täglich und stehet,
Ob alles gleich sonsten vergehet.

Und so 9 Strophen. Goedeke tadelt die Metrik dieses Gedichtes, insofern als es aus lauter Amphibrachen bestehe. Aber er tadelt

Buchner, nicht Gerhardt; denn wir lesen in der Anleitung S. 145, daß „die trochäischen (Wörter) auch, wenn ihnen ein iambisches nachgesetzt wird, leichtlich einen Daktylum machen können". Also Buchner läßt es gleichgültig, wie oft und wo das Wortende den Versfuß durchschneidet. Wir finden Gerhardt hierin nur im Einklange mit ihm.[1]) — Besonders fruchtbar dünkt mich Gerhardts Morgensegen:

Die güldne Sonne,
Voll Freud und Wonne,
Bringt unsern Grenzen
Mit ihrem Glänzen
Ein herzerquickendes, liebliches Licht.
Mein Haupt und Glieder
Die lagen darnieder
Aber nun steh ich
Bin munter und fröhlich
Schaue den Himmel mit meinem Gesicht

Wir finden hier die 2. und 5. daktylische Reihe Buchners, dazwischen die 2. anapästische. Gerhardt erzielt mit den Daktylen wunderbare Wirkungen, z. B. Strophe 7:

Menschliches Wesen,
Was ist's gewesen?
In einer Stunde
Geht es zu Grunde,
Sobald das Lüftlein des Todes drein bläst.
Alles in allen
Muß brechen und fallen,
Himmel und Erden,
Die müssen das werden,
Was sie vor ihrer Erschaffung gewest.

Am schönsten klingt der Schluß aus:

Freude die Fülle,
Und selige Stille
Hab ich zu warten
Im himmlischen Garten,
Dahin sind meine Gedanken gericht't.

Freilich nicht immer sind die Daktylen gut gebaut, z. B. Strophe 12:

---

[1]) Goedeke weist das Gedicht der Jugend Gerhardts zu. Ob er damit Recht hat? Es erschien 1667, in der Zeit seines Zusammenstoßes mit dem großen Kurfürsten, und es enthält mehreres, was nicht den Psalmenworten, wohl aber der damaligen Lage Gerhardts entsprach. Strophe 7 z. B. hat im Psalm kein Vorbild, dürfte aber geheimste Gedanken Gerhardts offenbaren. Ebenso die erste Hälfte von Strophe 9: „Trotz sei dir, du trotzender Koth! / Ich habe den Höchsten bei mir / Wo der ist, da hat es nicht Noth / Und fürcht ich mich gar nicht vor dir." wobei der fanatische und selbstbewußte Zelotismus des strenggläubigen Dichters scharf zu verurteilen wäre.

Kreuz und Elende
Das nimmt ein Ende
Nach Meeresbrausen
Und Windessausen
Leuchtet der Sonne gewünschtes Gesicht.

Allein daran kann kein Zweifel sein, daß das ganze Lied daktylisch zu messen ist. Wenn W. Nelle in seiner Ausgabe Gerhardts behauptet, daß der Dichter dem Vorgange Buchners im Gebrauche des Daktylus nicht gefolgt sei und hinzufügt: „Denn keins von allen seinen Liedern und Gedichten weist Daktylen auf, ein paar ganz seltene Ausnahmen in dem Strophenbau des Liedes 'die güldne Sonne' abgerechnet," — so scheint er die Metrik der von ihm edierten Dichtungen wenig ergründet zu haben.

Die Mischung von daktylischen und anapästischen Reihen in dem letztbehandelten Gedichte ist durchaus im Sinne Buchners, der es im 9. Kapitel „Von Zusammenordnung der Verse" für durchaus zuläßig erklärt, lange Verse mit kurzen, trochäische mit iambischen, daktylische und anapästische untereinander und mit jenen zu mischen. Er führt ein Beispiel aus seinen eigenen Dichtungen an, worin fast genau wie in Gerhardts Morgensegen zwischen der 2. daktylischen und der 1. anapästischen Reihe gewechselt wird. S. 148:

Nichtige Freuden
Lasset uns meiden!
Die Seele bestrickt,
Wer sich nur letzet,
Fleischlich ergetzet,
Zur Erde gebückt.

Er bringt auch ein sehr verwickeltes Beispiel vor, welches zeigt, welche metrischen Aufgaben er sich stellte und wahrscheinlich auch seinen Schülern gestellt haben wird:

Dakt. Rufet und rennet, ihr gierigen Leute,
Taub an den Ohren, an Augen auch blind.
Was wird doch sein die erlangete Beute,
Was doch als Nebel und Schatten und Wind?
tr. Leicht kann Wind sich wenden
Und der Schatten enden,

Jamb. Der Nebel auch eh, als man meint,
Dakt. Schnelle verscheint.

Diese von Buchner geübte Mischung gibt auch die Erklärung für ein von Gerhardt erfundenes Metrum, dem wir zunächst verwundert gegenüberstehen. Das ist das des christlichen Ergebungsliedes, worin Jamben und Trochäen gemischt erscheinen:

Gib dich zufrieden und sei stille
In dem Gotte deines Lebens,
In ihm ruht aller Freuden Fülle,
Ohn ihn mühst du dich vergebens.
Er ist dein Quell
Und deine Sonne,
Scheint täglich hell
Zu deiner Wonne,
Gib dich zufrieden.[1])

Die Untersuchung der metrischen Dinge hat uns meines Erachtens zu einem Ergebnis geführt.

Buchner erklärt bei den Trochäen nur 2—4füßige Verse für zulässig, während er bei den Jamben auch den fünffüßigen Blancvers und den Alexandriner hinzufügt. In beiden Versarten entspricht Gerhardt diesen Vorschriften bis auf die schon Opitzsche Unterscheidung der Reimordnung bei den Alexandrinern. Buchner führt den Daktylus und Anapäst ein und stellt je sechs Reihen beider Messungen auf. Gerhardt verwendet in vier Gedichten fünf von den bei Buchner aufgestellten Reihen und bildet genau die falschen Anapäste, die Buchner gutheißt. Buchner rät, seinem Sinne für die varietas gemäß, die Versarten zu mischen. Gerhardt mischt kurze und lange, iambische und trochäische, daktylische und anapästische, und beide mit Jamben und Trochäen. Wenn wir hiernach Gerhardts 13jährigen Aufenthalt an Buchners Universität in Betracht ziehen, so dürfen wir bestimmt sagen: Gerhardt hat Buchner gekannt und von ihm gelernt. Seine sprachliche und metrische Schulung, die seinen glaubensinnigen, tief empfundenen Gedichten noch heute das Gepräge des Klassischen verleiht, hat er im langjährigen Umgange mit Buchner erworben, dessen „Anleitung" auch sein poetisches Leitbuch gewesen ist.

Aus Buchners Dichtungen Bestätigungen zu dem gefundenen Ergebnis zu gewinnen, ist wegen des geringen Umfangs der durch den Druck zugänglich gemachten Dichtwerke des überdies als Theoretiker stärkeren Meisters einigermaßen erschwert. Wir sind im wesentlichen auf Hoffmanns von Fallersleben Abdruck im Weimarischen Jahrbuche von 1855 und die Wiedergabe der geistlichen Dichtungen in Fischer-Tümpels deutschem evangelischem Kirchenliede des 17. Jahrhunderts (1, S. 488 ff.) angewiesen. Die letzteren, für unseren Zweck von größerer Wichtigkeit, weisen in der Tat einige einleuchtende

[1]) Vgl. A. Buchners Umdichtung des 23. Psalms (Fischer-Tümpel 1, Nr. 548), wo zu sechs vier- oder fünffüßigen Jamben zwei vierfüßige Trochäen den Strophenschluß bilden.

Parallelen auf. Zuvörderst finden wir das Bild des wilden, stürmereichen Meeres für das menschliche Leben, das Opitz von dem Niederländer Daniel Heinsius übernahm (Teutsche Poem. 70, 25 ff.), auch bei Buchner nachgeahmt. Während jedoch Opitz nach seinem Vorbilde einen etwas leichtfertigen Begriff damit verbindet, insofern als er die Liebesirrfahrten der Unvermählten mit dem Meere vergleicht und die Ehe als den sicheren Port des liebenden Herzens darstellt, wendet Buchner schon wie Gerhardt den Vergleich geistlich. Z. B. Gemeiner Irrtum (Weim. Jahrb.):

Ach, wie irren wir so sehr
Hier auf diesem wilden Meer!
Alle wollen selig sein,
Wenig schicken sich darein.
Wer trifft doch die rechte Bahn?
Wer greift doch das Werk recht an?

Zum Gleichnis ausgeführt ist die Metapher in dem Gedicht „Des Christen Schiffahrt":

1. Unser Leben ist ein Meer,
Die Begierden sind die Wellen,
Die sich grausamlich aufschwellen
Und uns werfen hin und her.

2. Bricht ein Unglücke rein,
Ist es als ein Sturm zu achten.
Unser Port, darnach wir trachten,
Ist hier Ruh, dort selig seyn.

Wenn wir hiernach die letzten Verse des kleinen, meisterlichen Leichencarmens auf den Kammergerichtsadvokaten Lindholtz betrachten, so wird uns klar, daß sie, trotz ihrer äußeren Ähnlichkeit mit Opitz' Hochzeitsliede, doch eigentlich auf Buchners Christen-Schiffahrt fußen und aus ihr die rechte Erklärung finden:

Wir schweben in der See, der Sturm trübt unsern Sinn:
Herr Lindholtz ist im Port, Gott helf uns allen hin.

Der Sturm ist das Unglück des Lebens, der Port das Seligsein, das Herr Lindholz sterbend errungen hat. Wie geläufig Gerhardt dieses Bild war, ersehen wir daraus, daß er es in dem Sterbegedicht auf Margritgen Zarlanges ebenfalls gebraucht:

Hier sind wir auf der wilden See
Im Sturm und tiefen Fluten,
Da geht's uns, daß vor Ach und Weh
Das Herze möchte bluten.

Wir gehen kaum fehl mit der Annahme, daß er den Heinsius-Opitzschen Vergleich von Buchner eingeprägt empfing.

Aus „Des Christen Schiffahrt" scheint auch eine andere dem Seeleben entstammende Metapher bei Gerhardt herzuleiten:

Jesu allerliebster Bruder
Der's am besten mit mir meint,
Du mein Anker, Mast und Ruder
Und mein treuster Herzensfreund.

In dem Gebet I, 34 aus Joh. Arnds Paradiesgärtlein, das ihm als Vorlage gedient hat, findet sie sich jedenfalls nicht; wohl aber am Schluß von Buchners Christen-Schiffahrt:

Wollen wir recht lauffen ein,
Allem Ungemach entgehen,
Must du, Christus, uns beystehen
Schiffer, Rudel, Anker seyn.

Die humane Auffassung von Gottes väterlicher Milde, die Gerhardt vertritt, ist auch Buchners Anschauung. Aus V. 13 des 103. Psalms: „Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr, über die, so ihn fürchten", entwickelt Buchner den viel weiter gehenden Gedanken in Strophe 8 seiner Übertragung:

Wie das Vater-Hertz verliebet
Sich nicht lange halten kan,
Bricht heraus und dann vergiebet,
Was das Kind hat mißgethan,
Ebenso erbarmet Gott
Über uns und wehrt der Noth:
Nur daß man sich für ihm beuge
Und mit Fürchten Ehr bezeuge.

Daran erinnert uns die Strophe 3 des in demselben Versmaße abgefaßten „Trostliedes von der Buße" bei Gerhardt:

Er ist ja kein Bär noch Leue,
Der sich nur nach Blute sehnt,
Sein Herz ist zu lauter Treue
Und zur Sanftmuth angewöhnt.
Gott hat einen Vatersinn
Unser Jammer jammert ihn
Unser Unglück ist sein Schmerze
Unser Sterben kränkt sein Herze.

Ebenso erinnert eine Stelle in Gerhardts Abendliede an den Anfang dieses Psalms:

Auff, mein Geist sampt allen Sinnen,
Auff, und gib dich gantz herfür,
Du solt einen Ton beginnen,
Der des Höchsten Namen zier.

Vgl. in Gerhardts Abendliede die Parallele:

Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf! ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Die Strophe von Gerhardts: „Wach auf, mein Herz, und singe“ weist Ähnlichkeit mit der in Buchners „schönem Morgenliede“ auf. Zwar ist diese sechszeilig, aber die letzten vier Verse entsprechen genau der Gerhardtschen Strophe:

Der schöne Tag bricht an,
Die Nacht ist abgethan,
Die Finsternuß vergangen
Laß uns dein Licht umbfangen
O unser Sonn und Leben
Der Welt zum Heil gegeben.

Vgl. mit Zeile 3—6, das Metrum von:

Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge,
Dem Geber aller Güter,
Dem frommen Menschenhüter.

Im Inhalt freilich lehnt es sich mehr an Gustav Adolfs Leiblied „Aus meines Herzens Grunde,“ wozu die nächtliche Anfechtung des Bösen eine eigene, persönlich erlebte Zutat ist. Indes ließe sich in der Bitte um Behütung vor bösem Tun:

Sprich Ja zu meinen Taten,
Hilf selbst das Beste raten

eine Parallele zu Strophe 3 entdecken:

Laß unter deiner Hut
Uns nichts tun, als was gut.

Auch die leichte Wendung zum seligen Sterben am Schluß:

Dein Wort sei meine Speise
Bis ich gen Himmel reise.

entspricht der Schlußwendung bei Buchner:

Muß unser Geist sich wenden,
Nimm ihn zu treuen Händen
Und laß auff deinen Namen
Uns fröhlich fahren! Amen.

Doch ist dieser Gedanke am Schluß des Morgenliedes häufig (Heinrich Albert, Knorr v. Rosenroth, Chr. Fr. Neander, Anton Ulrich v. Braunschweig, Gellert).

Daß die Parallelen aus Buchners und Gerhardts Dichtungen nicht alle zwingend sind, ist zuzugeben. Sie sind jedoch von Be-

deutung, wenn die aus der „Anleitung" erschlossene Bekanntschaft Gerhardts mit Buchner tatsächlich vorhanden war. In diesem Falle dürfen wir annehmen, daß die Dichtungen des Lehrers Gerhardt vertraut gewesen seien und bei einem guten Gedächtnis, das die Mutter auch seiner Muse war, dauernd in ihm nachgewirkt haben. Daß aber Gerhardts dichterische Technik von Buchner beeinflußt worden, glaube ich dargetan und somit den wichtigsten Punkt in seiner übrigens dunklen Entwicklung aufgehellt zu haben.

Friedr. Heinr. Jacobi und der Verfasser der Lebensläufe.

Mitgeteilt von Arthur Warda in Schippenbeil, Ostpr.

Im Briefe vom 30. Dezember 1784 hatte Jacobi an Hamann geschrieben: „Den 15ten sollten Sie bey Kriegsrath Hippel speisen. Ich möchte wißen, ob auch dort meine Gesundheit getrunken wurde. Wenn Sie wieder zu dem Kriegsrath kommen, so bringen Sie ihm einen Gruß von mir, und machen Sie ihm den Gruß so angenehm als Ihr Gewißen es Ihnen erlaubt, und Ihr Herz es Ihnen eingiebt." Hamann hatte diesen Auftrag, wenn auch aus Mangel an Gelegenheit etwas spät, ausgerichtet, wie er Jacobi im Briefe vom 23. Januar 1785 mitteilte. Jacobi war wohl durch die mehrmalige Erwähnung Hippels in Hamanns Briefen zu diesem Gruß veranlaßt worden, Hamann aber hatte sich insgeheim darüber gewundert — wie wir aus einem seiner späteren Briefe entnehmen können —, da ihm über die Beziehungen beider Männer zu einander bisher nichts bekannt war. Etwa ein halbes Jahr später im Briefe vom (26. Juli bis) 5. August 1785 hatte Jacobi wiederum an Hamann die Bitte gerichtet: „Nennen Sie mich dann und wann dem vortrefflichen Hippel." Noch ehe Hamann hierauf antwortete, schrieb ihm Jacobi gleichsam zur Aufklärung unter dem 12. September 1785:

Zwischen den Büchern die ich Ihnen heute vor 8 Tagen geschickt habe, liegen zwey Exemplare eines Kupferstiches, der mich vorstellen soll, und doch etwas leidlicher ist, als die scheußliche Copie, vor ich weiß nicht welchem Bande der Allg. Biblioth. Eins von diesen Exemplaren geben Sie Hippeln, wenn es ihm darum zu thun ist. — Und nun noch ein Wort von Hippel. Ich weiß zuverläßig daß er der Verfaßer der Lebensläufe ist, und Sie wissen es auch. Eh ich dieses wußte, habe ich einmahl an ihn geschrieben, und auch Antwort von ihm erhalten. — Sollte er Ihnen davon gesagt haben, so entschuldigen Sie mich daß ich nicht wieder geschrieben habe. Der Aufschub kam daher, daß ich den letzten Band seines Werks noch einmahl lesen wollte, und auch würklich noch einmahl gelesen habe. Hernach

wollte ich die vorhergehenden Bände auch noch einmahl durchlaufen, und da fand sich daß der Erste davon verlohren war. Eh dieser wieder angeschafft war, verstrichen einige Wochen; und so kam mir der harte Winter von 83 in 84 über den Hals — der sehr vieles ungeschehen werden ließ. Wenn ich wüßte daß der vortreffliche Mann noch gern eine Antwort von mir hätte, so sollte er sie bald erhalten. Es ist weit über allen Ausdruck, was ich für ihn fühle.

Die Bücher, von denen Jacobi hier spricht, waren drei Exemplare seines Buches: Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn (Breslau 1785). Über den beigelegten Kupferstich habe ich bisher nichts feststellen können; das Exemplar befindet sich nicht mehr in der von Hippelschen Bildersammlung. Der Kupferstich vor dem 54ten Band der Allgemeinen deutschen Bibliothek trägt die Bezeichnung: Hemsterhuis amicus ad viv. delin. Düsseld. d. 2 Mart. 1781.[1])

Der Brief Jacobis an Hippel, diesem offenbar nicht direkt, sondern durch Vermittelung von Hippels Verleger Voß zugeschickt, ist, wohl nach einer zurückbehaltenen Abschrift, abgedruckt in F. H. Jacobis auserlesenem Briefwechsel (Band 1, S. 304 f.) unter der Überschrift: An den Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie. Des Zusammenhangs halber sei der Brief hier nochmals wiedergegeben:

Mit dem ersten Theile der Lebensläufe in diesem Augenblicke zu Ende, fühle ich auf einmal den festen Muth dazu, was ich während des Lesens wohl hundertmal zu thun entbrannte.

Schüchtern macht die Liebe, — aber sie macht auch kühn, die ächte, unüberwindliche, siegende.

Außer dem Wort Liebe weiß ich keines, dessen Sinn mir nicht zu gemein wäre für an Sie.

Heute der erste Schritt, den ich nach Ihnen wage — wer weiß, ob Sie mir nicht irgendwo entgegen kommen? früher oder später, wir treffen uns!

Vor drei Jahren legte ich Ihr Buch ziemlich gleichgültig auf die Seite, nachdem ich darin ein wenig gelesen, ein wenig geblättert hatte. Eben so zwei ganz verschiedene Leute, Asmus und Lessing. Leisewitzen, Kleukern und Lavatern verdanke ich's, daß ich es wieder vornahm.

Leben Sie wohl!

Der Sie mit den heißesten Wünschen seines Herzens segnet,

ist geboren im Jahre 1743
den 25sten Jänner,
mit Namen Jacobi,
getauft
Friedrich Heinrich,
Schriebs am 3ten December
1780.

Schriftliche Urteile von Claudius und Lessing über die Lebensläufe liegen uns in Briefen an Jacobi nicht vor, ebensowenig Briefe

[1]) Vgl. Jacobis Brief an Lavater vom 8. März 1781 (Auserlesener Briefwechsel Band 1, S. 309).

von Leisewitz, Kleuker und Lavater, durch welche Jacobi auf die Lebensläufe besonders hingewiesen wäre. Daß Kleuker mit Jacobi über die Lebensläufe korrespondiert hat, ergibt sich aus dem Briefe Jacobis an ihn vom 4. April 1782, wo Jacobi schreibt (Auserlesener Briefwechsel Band 1, S. 343 f.):

Ihr Urtheil über die Lebensläufe nach aufsteigender Linie ist durchaus das Meinige, und wenn Sie geglaubt haben, daß wir uneins wären über diesen Punkt, so weiß ich nicht, wie ich mich ausgedrückt haben muß. Lange hat kein Buch mich so hingerissen, wie der erste und zweite Theil dieser Lebensläufe; so ging's auch noch größtentheils mit der ersten Hälfte des dritten Theils; aber desselben zweite Hälfte, nämlich der letzte Band des Werks, hat mich je länger je mehr gegen den Verfasser aufgebracht, und es sollte mich Wunder nehmen, wenn Sie nicht etwas Aehnliches empfunden hätten. Haben Sie diesen letzten Band auch schon gelesen? Waren Sie beim Tode der alten Mutter; beim Wiedersehen von Minens Grabe?[1])

Hippel erwähnt in seinen Briefen an Scheffner nichts von jenem Briefe Jacobis, auch von dem Werke: Über die Lehre des Spinoza schreibt er nur im Briefe vom 17. November 1785 (Sämtliche Werke Band 14, S. 377): „Die facta im Jacobi sind sehr hübsch zu lesen. Sie erhalten auch ein Exemplar."

In jener Briefstelle vom 12. September 1785 spricht Jacobi auch von einer Antwort Hippels. Dieser bisher unbekannte Brief Hippels hat sich in einer Abschrift von Hamanns Hand vorgefunden. Ehe ich denselben hier mitteile, sei auf die Erledigung jenes Auftrages an Hamann eingegangen, die zur Mitteilung des Briefes Hippels an ihn führte und ihm damit einen sicheren Beweis dafür in die Hand gab, daß Hippel an der Abfassung der Lebensläufe beteiligt war. Über die Ausrichtung des Auftrages Jacobis schreibt Hamann ihm unter dem 28. September 1785:

Ich verschlang den Inhalt und lief voller Freuden mit dem Zwillings-Exemplar und einem Kupfer zu Hippel um selbige bis zu Erhaltung eines Briefes zu deponiren. Dieser Brief kam auch den 24 d. in aller Frühe an. Ich war zu Mittag mit Scheller und meinem Sohn zu Hippel eingeladen und konnte nunmehr das eventuelle Depot zu einem von Ihnen selbst ihm zugedachten Geschenk bestätigen. Er ist ein außerordentlicher Liebhaber von Gemälden und Kupfern, hat seit wenigen Jahren eine ziemliche Sammlung von gelehrten Köpfen angefangen, auf deren Fortsetzung er sehr erpicht ist — besitzt ein seltenes Original von Rousseau das dieser dem Lord Marshall verehrt, der es bey seinem frühen Tode ihm selbst ausliefern sollte unter gewissen Bedingungen, die den Erben gemeldt worden, welche darauf nicht geantwortet und es dem Executor Testamenti

[1]) Vgl. hiermit ein von Hippel im Briefe an Scheffner vom 27. Januar 1783 mitgeteiltes Urteil (Sämtliche Werke Band 14, S. 264 f.): „Ich habe einen Mann, der sehr unter Ihnen steht, als er den letzten Theil gelesen, so urtheilen gehört: „Nachdem ich den 4. Th. gelesen, verflucht will ich seyn, wenn ich nach dem Verfasser ausgehe; wehe dem, der ihn sucht!" und das ließ mich, wie Gott weiß, vermuthen, der Mann hab es beim Zipfel gefaßt, er sey über das Buch erleuchtet."

überlassen haben — Sie können leicht denken, wie vergnügt er ein so schönes Denkmal Ihrer Freundschaft aufgenommen. Er wußte aber gar nicht, wie er dazu kam, welches mir schon bey dem ersten Gruß, den Sie mir auftrugen, ein wenig auffiel. Ich frug ihn daher, ob er nicht in einiger Verbindung mit Ihnen gestanden hätte, etwa des Ordens wegen? Da er mir dies rund leugnete: so machte ich mir ein wenig Muthwillen, ihn einer politischen Verschwiegenheit, in der er sehr stark ist und seines Postens wegen auch wol seyn muß, zu überführen. Er betheuerte mir aber mit dem grösten Ernst und auf das feyerlichste, keinen Brief an Sie geschrieben noch in seinem Leben von Ihnen erhalten zu haben. Ich weiß freylich, daß er an dem Buch über die Ehe und an den Lebensläufen wenigstens großen Antheil haben muß, und begreife nicht, wie er die Zeit dazu bey seiner ehemaligen Praxi herbekommen, noch wie zwey an einem Werke so geheimnisvoll haben arbeiten können. Kriegsrath Scheffner, der auf einem kleinen cöllmischen Gute Sprintlacken in der nächsten Nachbarschaft seiner Schwester, privatisirt und Machiavell nebst Guicciardini übersetzt hat, ist sein vertrautester Freund immer gewesen und noch, hat allso an beyden Schriften eben so viel wo nicht den größten Antheil. Beyde leben so vertraut, und beschänden sich einander so laut, bald ins Gesicht, bald hinter dem Rücken, daß ich aus nichts klug werden kann und von Ihrer Autor Mascopey auch keinen Begriff habe — so wenig ich mir obiges Misverständnisses wegen Ihres Briefwechsels mit H. recht erklären kann. Sollten Sie sich irren, oder H. bey seinem außerordentl. Gedächtnisse alles in so kurzer Zeit vergessen haben — oder ich weiß nicht warum? leugnen.

In demselben Briefe unter den 3. Oktober 1785 schreibt Hamann weiter:

Herzl. Dank, Gruß und Kuß von Hippel. Er liest sehr langsam, und war noch nicht fertig, wie ich ihn das letzte mal besuchte. Sind Sie wirklich überzeugt einen Brief von ihm erhalten zu haben: so ist mir seine Vergessenheit oder Unwissenheit ein Rätzel, an dessen Aufschluß mir viel gelegen wäre.

Den Wunsch Hamanns, den man hier zwischen den Zeilen lesen kann, — den Brief Hippels zu sehen — erfüllte Jacobi in seinem nächsten Briefe vom 13. Oktober 1785, indem er diesem das Original des Briefes nebst Umschlag beilegte. Über die Sache selbst schrieb er:

Nun zum andern Punkte. Wenn ich Ihnen gerade zu geschrieben habe, ich hätte von Hippeln einen Brief erhalten, so habe ich mich unvorsichtig ausgedrückt. Was ich sagen wollte war folgendes:

Hippel ist Verfaßer der Lebensläufe;
Der Verfaßer der Lebensläufe hat an mich geschrieben:
ergo, hat Hippel an mich geschrieben.
Q. E. D.

Mein Minor folgt in Person hiebey. Meinen major wünschte ich Ihnen auf dieselbe Weise probieren zu können, denn ich habe ihn aus Herders Munde, und zwar mit solchen Umständen, daß wenn er nicht richtig wäre, Herder gerade zu gelogen haben müßte. Das hindert aber nicht, daß auch Scheffner an dem Buche gearbeitet haben kann, und so ist es auch möglich, daß er und nicht Hippel Verfaßer des anliegenden Schreibens sey. Nur bleibt es höchst unwahrscheinlich, daß Hippel gar nichts von der Sache wißen sollte. Melden Sie mir doch bey der Zurücksendung

des Briefes, was Sie von der Sache denken. Ich sende den Brief mit dem Umschlage, ob etwa das Siegel einige Auskunft geben könnte, weswegen ich es auch verwahrt habe, weil ich damahls noch gar keine Nachricht von dem Verfaßer hatte. Verschweigen Sie aber die Mittheilung, damit weder Hippel noch Scheffner ungehalten auf mich werde..... GegenGruß und Kuß an Hippel. Sie werden von seinem Urtheil und Scheffners mich doch auch etwas erfahren laßen. —

Hierzu sei bemerkt, daß, wie schon aus dem Ausdruck zu entnehmen, Jacobi mündlich von Herder Nachrichten über die Autorschaft Hippels erhalten haben wird, wohl bei der Begegnung im Sommer 1784.[1]) Woher aber Herder diese Kenntnis erlangt hatte, darüber gibt uns wieder Hamanns Antwort an Jacobi unter dem 28. Oktober 1785 Aufschluß. Hier schrieb Hamann:

Für die mir mitgetheilte Beyl. danke desto mehr, weil Sie meinen Wunsch sie urkundlich zu sehen errathen haben. Zum Glück besann ich mich auf eine kleine Anekdote, die mir meine Freundin Me Courtan von einem jungen Menschen erzählt, der Hofmeister bey ihren Kindern war, und der den Abschreiber der Lebensläufe einmal in die gröste Verlegenheit gesetzt, daß er ihn bey dieser Arbeit ertappt hatte. Gestern morgen suchte ich diesen Mann auf, bey dessen Vater ich noch Collegia gehört und den ich sehr selten bey meiner Freundin gesehen. Ich wieß ihm eine Zeile und die Hand Ihrer Beylage, und er erkannte sogl. und nannte mir den Namen seines Freundes, der einige Jahre als Copist bey H. gedient und jetzt einen Dienst bey der Münze hat. Vergnügt über sein Geständnis eilte ich zu geschwind von ihm weg ohne die Vorsicht zu brauchen, ihm wegen meiner Absicht mich darnach zu erkundigen, einiges Licht zu seiner Beruhigung zu geben. Ich vermuthete auch, daß der ehemalige vertraute Umgang zwischen diesen Leuten aufgehört hatte; gestern Abend ziemlich spät kam aber der unschuldige verrathene halb furchtsam, halb trozig zu mir, um sich nach der Ursache meiner Nachfrage zu erkundigen. Ich kannte ihn kaum mehr, und ohne daß ich nöthig hatte mich ausdrückl. zu erklären, gab ich ihm doch so viel zu verstehen, daß wir zufrieden aus einander kamen, und eine verjährte Bekanntschaft verneuerten. Alles, was Ihnen Demodor darüber versichert, komt gewiß durch meinen Canal; ich wäre also und nicht Er, der Vater der Lügen. Desto mehr dank ich Ihnen, weil mir an der Wahrheit viel gelegen, für das authentike Document, das mir noch zu den vielen indirecten Beweisen, immer bisher gefehlt und für mich instar omnium ist. Nun bitte ich Sie aber auch bey aller Freundschaft zu verhindern, daß nicht öffentlicher Gebrauch von dieser Entdeckung gemacht wird, die ich niemanden hätte mittheilen können, wenn ich jemals zum Vertrauten dieses Geheimnisses gemacht worden wäre. Durch die Verlautbarung dieser Sache in irgend einer Zeitung oder Monathsschrift würde diesen beyden Freunden Wehe geschehen wegen ihrer gantz eigenen und sonderbaren Denkungsart in diesem Punct — und es würde mir eben so leid thun, dazu Anlaß gegeben zu haben. Beyde wetteifern unter einander in väterlichen Gesinnungen und Aeußerungen gegen meinen Johann Michael. Die Firma besteht aus dem Anfangsbuchstaben des einen und dem Endbuchstaben des andern Namens..... Dem Kr. Scheffner habe Hip. Exemplar zugeschickt, der es länger behält, wie er gewohnt ist. Ich bin neugierig, ob und was er dazu sagen wird.

Hier gab Hamann also Jacobi zu verstehen, daß Herder — den er hier, wohl mit eigener Wortbildung, Demodor nennt — von ihm jene

[1]) Düntzer, Aus Herders Nachlaß Band 2, S. 239.

an Jacobi weitererzählten Nachrichten über Hippels Autorschaft erhalten habe. Und zwar hatte Hamann über diese Angelegenheit an Herder im Briefe vom 21. Februar 1779 geschrieben und hierbei schon jene Begegnung zwischen dem Hofmeister der Kinder der Frau Courtan und dem Copisten Hippels erzählt. Die Stelle jenes Briefes lautet:[1])

Alle beyde Auflagen über die Ehe nebst den Lebensläufen habe neuerlings gelesen. Wenn ich auch wegen des letztern Gewißheit hätte, äußerl. und innerl. so ist der Verf. in Ansehung des Autorwesens ein Original, der es als einen Hochverrath ansieht ihn in Verdacht zu haben, daß er Autor ist oder darauf Ansprüche macht. Wegen der Lebensläufe bin beynahe apodictisch überzeugt, daß mein Freund der Verf. davon ist. Es sind manche Familienscherze, Idiotismen rr auf die ich alle nicht trauen würde, wenn nicht der Copist von einem Freunde betroffen wäre, dem er beynahe zu Fuß gefallen, weil er augenblickl. sein Brodt verlieren würde. Ich bitte Sie also dies Geheimnis vor sich zu behalten. Als ein Product des Vaterlandes verdient es immer Schutz — und ist immer viel bey seinen Geschäften und Zerstreuungen. Daß Grecourt[2]) aber an der Ehe mehr Antheil haben muß, muthmaße ich aus dem Curios-Bachanten Ton. Ein rechter betäubender geiler Witz. Kant, den ich wider zu besuchen anfange findt in den Lebensläufen hundert Winke aus seinen Vorlesungen. Man muß das Ende abwarten. Die Liederkenntnis und Brocken aus ihrer Geschichte — die kurschen Anecdoten welche aus Ziegenhorn genommen zu seyn scheinen, sind auch indicia: aber obgedachtes factum ist die Hauptsache. Er scheint es ohnedies noch nicht verschmerzt zu haben, daß Sie eine Jugendschrift so bitter mitgenommen in einer Stelle die mir nicht einmal bekannt ist — und wie es heist Kanter einmal aufgetragen haben diesen Stich noch tiefer zu machen. Sal et pax, Herzens Gevatter! und nichts gegen unsern Freund und Verleger, noch zu öffentl. Gebrauch, bis die Sache zu Ende ist und für sich selbst redt.

Über die Aufnahme von Jacobis Spinozabüchlein durch Hippel und dessen Urteil schreibt Hamann nichts, so daß Jacobi unter dem 17. November 1785 ihm vorwirft: „Auch von Hippel melden Sie mir nichts.“ Als Erwiderung hierauf gibt Hamann ihm im Brief vom 3. Dezember 1785 eine Charakteristik Hippels, die Jacobi sich durch Anstreichen und den Randvermerk mit roter Tinte: Hippels Charakter besonders herausgehoben hat:[3])

Hippel lebt in der Welt und unter lauter Geschäften, kennt also die Gewalt der Vorurtheile und Leidenschaften mehr, als das Geheimnis der Wahrheit — oder vielmehr, um die Wahrheit geheim zu halten, erlaubt er sich jedes Gegenmittel bey einer sehr lebhaften und fruchtbaren Einbildungskraft. Er ist zum Redner, Schauspieler und Statsmann geboren — Jetzt ist sein ganzes Lebenssystem Actio; besitzt aber eben so viel Talente zu einer speculativen Ruhe, als Geschmack an öffentlicher Würde.

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz: Kants Erklärung wegen der v. Hippelschen Autorschaft in der Altpreußischen Monatsschrift Band 41, Heft 1 und 2.

[2]) Mit Grecourt ist Scheffner gemeint, der Verfasser der „Gedichte im Geschmack des Grécourt“.

[3]) Ein weiteres Urteil Hamanns über Hippel findet sich im Briefe vom 3. April 1786.

Weiterhin hat Jacobi bei Hamann nichts mehr über Hippel angefragt,[1]) zur Aufnahme direkter Beziehungen ist es nicht mehr gekommen, wohl da Jacobi aus Hamanns Berichten ersah, wie sehr es Hippel an der Wahrung seines Incognito gelegen war. Jene beiden Briefe sind die einzigen geblieben, welche die beiden Männer sich geschrieben haben.

Hamann hat den Brief Hippels auf der Innenseite des Umschlagblatts zu dem Briefe Jacobis an ihn vom 13. Oktober 1785 kopiert. Diese Abschrift lautet:

Ihre Anwerbung, Hochgeschätzter Herr und Freund, hat alle Eigenschaften eines Liebesbriefes, ists Wunder daß sie auch die nemlichen Folgen bewirkte: Unruhe und Freude. Wär ich eine Braut, der die Zeit zu lang geworden und die, um sie sich zu vertreiben die Söhne des Landes zu besehen ausgelaufen; so müssen Sie meine späte Antwort übeldeuten. Jetzt aber da ich Oel zu meiner Lampe in Bereitschaft hatte, hielt ichs fürs Beste nicht eher zu antworten und Ja zu sagen als bis Sie mich näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt.

Jetzt haben Sie wie ich wünsche auch des 3ten Theils 2ten Band beherziget, und nun kann ich fragen: Sind Sie noch entschloßen Ihr vorläufig auf die Bekanntschaft des ersten Theils gegebenes Wort zu halten? und mit diesem Buche zu ziehen? Im Reinfall werden Sie Ihre Ursache haben, und das ist gnug. Ich war schuldig Ihnen zu beweisen, daß ich mir bey Ihrem Antrage keine Sprödigkeit einfallen laßen, und diese Schuld wäre also berichtigt. — Warum länger in der Allegorie? — Sie denken und empfinden, das haben Sie bewiesen und mehrerer Prämißen bedarf es nicht, um meiner Seits annehmen zu können, daß Sie den Geist, der mich bey diesem Buche getrieben, nicht verfehlt haben, den so viele verfehlten —

Allerdings hätte die Hauptsache dieses Buchs auch anders behandelt werden können, allein es bleibt die Frage: ob zu unserer Zeit eine andere Behandlung so heilsam gewesen als die, so ich einschlug?

Wenige, wahrlich wenige, würden meine eigentliche Absicht tragen, wenn ich sie gerade zu eröfnet hätte. Uebrigens bin ich ein Todfeind vom leeren Witz und gleich leerer Speculation. Diese Todfeindschaft zwischen der Schlange und dem Weibe ist die Triebfeder, welche verschiedene Räder in diesem Buche in Bewegung gesetzt hat — Auf diese Rechnung gehören auch Styl, manche Einschaltung und Wendung. — — Mein Plan ist zwar unterbrochen, allein für einen Mann wie Sie ist überall Licht. — ich schreibe diese Antwort in einer heitern Stunde. nachdem ich viele Tage der Prüfung erfahren, wo Krankheit und andere angreifende Vorfälle meine Seele betrübten. —

Gott unser Vater laß es Ihnen wohl gehen. Bleiben Sie mein getreuer Freund — ich bin

Der Ihrige mit dem redlichsten Herzen

Hr.

Mein Verleger wird Ihre Briefe gern annehmen und sie befördern.

An HE. Friedrich Heinrich Jacobi
Curpfälzischen Cammerrath zu D.

Der Brief ist nach dieser Abschrift ohne Datum. Er ist jedenfalls nach dem Erscheinen des zweiten Teils des dritten Bandes der Lebens-

[1]) Wohl aber noch Grüße an ihn aufgetragen.

läufe geschrieben; diese wurden aber 1782 ausgegeben — Hippel übersandte ein Exemplar, als im Handel noch keines zu haben war, unter dem 13. Februar an Scheffner.[1]) Der Brief kann also schon 1782 geschrieben sein, vielleicht aber auch, wenn man Jacobis Bemerkungen über die Verzögerung seiner Antwort im Brief an Hamann vom 12. September 1785 in Betracht zieht, erst 1783.[2]) Wie die Unterschrift zu deuten ist, hat Hamann Jacobi in der oben mitgeteilten Stelle seines Briefes vom 28. Oktober 1785 angegeben: Hippel—Scheffner. Hippel hat, wie aus seinem Briefe zu ersehen, großes Gewicht auf die Auffassung gerade des letzten Teils der Lebensläufe gelegt. Wie Jacobi über diesen Teil geurteilt, zeigen seine Worte an Kleuker. Nichtsdestoweniger blieb der Verfasser ihm der „vortreffliche“ Hippel, von dem er nur sagen konnte: „Es ist weit über allen Ausdruck, was ich für ihn fühle.“

Goethes „Triumph der Empfindsamkeit“.

Von Reinhard Buchwald in Leipzig.

Die Wende vom 7. zum 8. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts hatte in Deutschland eine große Steigerung des geistigen Strebens hervorgerufen, die sich im Fühlen wie im Wollen, im Denken wie im Wissen äußerte. Die Menschen wurden zu Promethiden, die auf das Recht der Seele pochten. Unbeschränkte Freiheit in jedem Sinn mußte ihnen so zum Bedürfnis werden, unbegrenztes Schaffen ihr Ziel sein. Aber der unendlich schöpferische und unendlich genußfreudige Mensch stieß allenthalben auf Schranken; die „Grenzen der Menschheit“ engten ihn ein und bereiteten eine neue, seit langer Zeit ungekannte, faustische Tragik. Viele unterlagen; aber der Stärkste des jungen Geschlechts fand Befreiung, indem er sagte, was er litt. So entstanden Goethes „Leiden des jungen Werthers“.

Ihr Erfolg war ungeheuer. Allein bis zum Jahre 1779 kennen auch wir noch 29 verschiedene, berechtigte und unberechtigte Drucke des Werkes, und in seinem Gefolge erstand eine Literatur, die wir trotz vielseitiger Bearbeitung wohl noch längst nicht in ihrem vollen Umfang übersehen können. An mancherlei Umdichtungen für die Bühne schlossen sich lyrische Verherrlichungen des bewunderten Liebespaares.

---

[1]) Sämtliche Werke Band 14, S. 240.

[2]) Vielleicht Anfang 1783, vgl. Hippels Brief vom 27. Januar 1783 (Band 14, S. 267) wegen der Krankheit Hippels zu jener Zeit.

So dichtete Merck, der mephistophelische Freund, seine Künstlerromanze „Paetus und Arria“, so Reitzenstein seine Elegie „Lotte an Werthers Grab“ und lieferte damit die erste von vielen Behandlungen dieses dankbaren Themas. Noch größer ist die Zahl der Romane, die Motive, Gestalten und Gedanken des Goetheschen Werkes wiederholen. Da dichtete ein gewisser Stockmann „Leiden der jungen Wertherin“, es entstanden „Leiden eines unglücklich liebenden Jünglings“ und anderes mehr.

Doch hier wurde die Absicht des Goetheschen Werkes bereits doppelt verkannt. Will man nämlich seinen Gehalt auf eine, natürlich unvollkommene, Formel bringen, so wird man drei Elemente nennen: ein englisches, durch den Namen Richardson zu bezeichnen, ein französisches, nämlich Rousseau, und endlich und hauptsächlich ein original Goethesches, die Faust- und Prometheus-Stimmung. Die Nachahmer wurden nur die beiden ersten Bestandteile gewahr, und so kam es zunächst, daß Werthers Leiden förmlich das Zeichen zur Aufnahme Rousseaus in Deutschland gaben, daß man an Goethes Roman kaum mehr lernte, als jenes Vorbild zu sehen. Und außerdem trat nach dem Jahre 1774 eine Masse von Werken hervor, die einerseits Wertheriaden sind, anderseits durch den englischen Schauplatz, durch Titel wie „Eine wahre Geschichte“, „Eine Geschichte in Briefen“, „Eine Geschichte nach dem Leben“ und durch Personennamen wie Byron und Karl auf Richardson zurückweisen, während wieder andere Namen wie Fanny, Sophie, Julchen von dem Hauptvertreter des Richardsonschen Geschmacks in Deutschland herrühren.

Wichtiger aber ist, daß die Leser und Nachahmer jene Überspannung des Innenlebens, die Goethe als tragische Macht dargestellt hatte, ihrerseits vielmehr als schön empfanden und in ihr schwelgten. Im Grunde fällt das mit der soeben geschilderten literarischen Erscheinung zusammen. Das, was Goué und Hoffmann als Wertherfieber bezeichneten, hatte nicht bloß Goethes Jugend umstrickt und bedroht, sondern es war jene romantische Gefühlsseligkeit, die schon vor Goethe dagewesen war, es war Rousseaus „tendre delire“ oder um mit Wieland zu reden, es war eine Fortsetzung des sentimentalen Jargon, den Young und Klopstock begründet. Weiter hatte Goethe kräftige Befreiung gesucht und so die Handlung folgerichtig bis zum Selbstmord Werthers geleitet; die Nachahmer, die sich schwächlich schwärmend in die Gefühle des Helden versetzen wollten, änderten das oft genug und erhielten ihn durch plumpe und triviale Zufälle am Leben.

Der Wendung, die damit die Entwicklung des deutschen Romans unter dem Einfluß von Goethes Werk genommen hatte, entspricht ein ganz gleicher Vorgang in der Geschichte der damals im allge-

meinen weiter fortgeschrittenen Kunstgattung des Dramas. Der Werther ist ein lyrischer Roman, und so entstand um dieselbe Zeit ein lyrisches Drama, das meist unter eben diesem Titel ging, teils auch als Drama für die Musik, akkompagniertes Drama oder Melodrama bezeichnet wurde und als Monodrama oder Duodrama auftrat.

Wie der Wertherroman, wenigstens in der geschilderten Auffassung der Zeitgenossen, so stammt auch das Monodrama von Rousseau ab. In den neunziger Jahren, als es schon im Verblühen begriffen war, hat ihm der Braunschweiger Dramaturg Klingemann eine ausführliche theoretische Betrachtung gewidmet, die den Hauptnachdruck auf die Steigerungsmöglichkeiten des Gefühlsgehaltes legt. Und dasselbe hören wir aus den Stimmen heraus, welche die ersten Vertreter der neuen Gattung begrüßten, Stimmen, die mit ganz geringen Änderungen nicht dem lyrischen Drama, sondern dem lyrischen Roman, dem Werther, gelten könnten. So schreibt Reichardt über Bendas „Ariadne": „Die Ouvertüre hub an . . . des Vorhangaufziehens war ich mir, hingerissen durch die unaussprechlich herrliche Ouvertüre, schon kaum halb bewußt; so war das Stück zu Ende und ich stand, von namenlosen Gefühlen durchdrungen, hin- und hergeworfen, meiner selbst unbewußt, wie angezaubert da . . . Hinterdrein, da ichs zehn-, zwölfmal gesehen hatte, da beobachtete ichs wohl, daß an jenen Einwürfen, die die Spekulation macht, wohl etwas wäre, aber Bendas Genie hat einen solchen Zauber über das Ganze gegossen, daß die Wirkung seiner Musik bei jedem Menschen von Gefühl alles Raisonnement bei weitem überstimmt." Und ein andermal fügt er hinzu: „Eine so echt genialische Musik war in den Mauern unserer deutschen Schauspielhäuser noch nicht erschollen."

Die Handlung ist meist ganz einfach. Die Hauptsache sind eben die Gefühle, die zu dem im allgemeinen tragischen Entschluß drängen, der das Ende bildet oder herbeiführt. Am deutlichsten zeigt dies der „Pygmalion", das drame lyrique Rousseaus, das der Ausgangspunkt der ganzen Entwicklung ist und sehr oft ins Deutsche übertragen wurde. Der junge Künstler hat seine Statue gemeißelt, und seine Liebessehnsucht gibt dem toten Bilde Leben. Die Versicherungen dieser Gefühle bilden den einzigen Inhalt des großen Monologs. Dazu ist die steinerne Galathee nichts anderes als Rousseaus Julienideal, Rousseau selbst ist Pygmalion wie Goethe Werther. Nicht Aphrodite, wie in der lateinischen Quelle, sondern die Liebe des Mannes selber wirkt das Wunder; das Wunder tritt ein als Triumph der Empfindsamkeit. Und so versteht man das Urteil des noch in Wertherleiden verstrickten Goethe, der am 29. Januar 1773 der Darleiherin eines Pygmalionexemplars, Sophie von Laroche, mit folgenden bezeichnenden Worten dankte: „Pygmalion ist eine treffliche Arbeit;

soviel Wahrheit und Güte des Gefühls, soviel Treuherzigkeit im Ausdruck. Ich darfs doch noch behalten; es muß allen vorgelesen werden, deren Emfindung ich ehre.“ In Gotha und Weimar lernte Goethe dann 1773 bei seinem Eintreffen die ersten deutschen Erzeugnisse der neuen Art von Gotters und Brandes’ Hand kennen, und, durch Gluck angeregt, begann er sein eigenes Monodrama „Proserpina“ zu dichten.

Als Bruder des Wertherromans zeigte sich das Monodrama jedoch nicht nur durch den gemeinsamen Ursprung und den gleichen lyrischen Gefühlsinhalt, auch nicht bloß dadurch, daß wir Autoren wie Nesselrode treffen, die sich hauptsächlich mit der Abfassung von Melodramen und Wertheriaden abgaben. Wichtiger ist die Schöpfung eines Lesemonodrams in den „Situationen“ von Karl Julius Fridrich, der „durch die dramatischen Monologen veranlaßt“ wird, „gewisse leidenschaftliche Zustände des Herzens, gewisse merkwürdige Lagen des Geistes, auch isoliert, das heißt ohne vorhergehende Handlung und ausführliche Geschichte dieser Zustände, bloß durch die Macht der Phantasie nnd der Begeisterung, in metrischer Dichtart so zu zeichnen, daß sie für den Leser bis zum Sympathisieren anschaulich und interessant würden“. Das trefflichste Stück seiner Sammlung, den „Naturschwärmer“, charakterisiert er selbst folgendermaßen (Vermehrte Originalausgabe, Wien 1786, S. 200): „Man denke sich einen feurigen Jüngling; von ungestümen, aber edeln, für’s Wohl der Gesellschaft fruchtbaren, Leidenschaften; in einem Verhältnisse, das ihn hindert, die reichen Anlagen, die er von der Natur empfing, seinen Begriffen von Menschenglück und Menschengröße gemäß, auszubilden. Ihn besucht unverhofft sein Busenfreund, ein Malerkünstler, der, ungehindert, zu seinem Ideale hinarbeitet. Mit diesem befindet er sich, an einem schönen Herbstmorgen, in seiner Lieblingsgegend.“ Ferner sind auch formale Übereinstimmungen zwischen dem Monodrama und dem empfindsamen Roman vorhanden. Ja, die freie Rhythmik, die sich in beiden wie auch in den Monologen von Clavigo, Stella und Egmont findet, kehrt auch in derjenigen Lyrik Goethes wieder, die wir als Wertherlyrik bezeichnen dürfen; denn wie eines dieser Gedichte, die „Harzreise im Winter“, durch den Wortlaut seines Anfangs an den Brief Werthers vom 18. August erinnert, so ist auch seine Stimmung und Situation wertherisch und melodramatisch. Wenige Wochen vor dem Jahre 1778, das uns als Erscheinungsjahr des „Triumphs der Empfindsamkeit“ wichtig ist, sprach der Dichter diesen kühnen, überlyrischen Dithyrambus in der Einsamkeit des verschneiten Harzgebirges vor sich hin; und der Werther ist es, der ihn hinausbegleitet. Nicht in jenem Anklang allein tut sich das kund; ein Hauptzweck der winterlichen Reise war es ja bekanntlich, den Wernigeroder Pfarrerssohn aufzusuchen, der, wie der Dichter erzählt, „schreibselig-

beredt und dabei so ernstlich durchdrungen von Mißbehagen und selbstischer Qual“ sich an ihn, den Verfasser des Werther, gewandt hatte. Und diese schreibselige Beredsamkeit, dieses lyrische Schwelgen, diese Selbstzerlegung des Gefühllebens ist wiederum die allgemeine zeitgeschichtliche Grundlage für Verbreitung und Aufnahme jener dramatischen Gattung, die so nicht nur aus dem Wertherroman und der Wertherlyrik, sondern auch aus dem Leben selbst auf die Bühne versetzt erscheint. Der Dichter aber, der voll Grauen eben von neuem die Wirkungen des Wertherfiebers betrachten mußte, konnte wohl das Monodramatisieren der Bühne mit dem Monologisieren des Lebens verdammen, und es war kein weiter Schritt, den Zeitgenossen vorzuwerfen, ihre Gefühlsseligkeit sei nichts anderes als ein Aufführen von geschraubten Monodramen.

Doch auch sonst fand Goethe das Leben entstellt von falschem Gefühlsüberschwang. Gleich am Anfang des „Werther“ und dann im zweiten Buch des Romans wiederholt Goethe in kurzen Sätzen die berühmte Schilderung von Juliens Elysium in Rousseaus „Neuer Heloise“. An deren Ende findet sich aber bereits eine Abweisung alles dessen, was man alsbald als englischen Geschmack bezeichnete. Dieser setzte an Stelle des künstlichen Rokokogartens den gefühlvollen Naturpark mit Inseln und Lauben, Einsiedeleien und Ruinen, Felsen und Bächen. Aber diese chinesisch-englische Praxis war eben nur ein Schritt auf dem Wege, auch sie war unwahr und legte der Natur Fesseln auf, indem sie das Schwärmerische, Gefährliche, Romantische zur bequemen Betrachtung künstlich vereinigte, ja die Nachahmer und Nachempfinder beschränkten sich darauf, einfach die Requisiten der alten Feenmärchen und der Anakreontik, Laube, Wald und Mondschein, zu renovieren. Schon in den siebziger Jahren liegen denn auch in Deutschland die ersten Wurzeln jenes Widerstandes im Rousseauschen Sinne, der zuerst von Möser in den „Patriotischen Phantasien“ ausgesprochen, schließlich dem wahren Naturpark zum Siege in Europa verhalf und im Fürsten Pückler-Muskau seinen genialsten Vertreter finden sollte. Goethe aber, dessen angeführte Worte aus dem „Werther“ schon nichts von allen den eigentlichen Besonderheiten des englischen Geschmacks erwähnen, fühlte sich bestärkt in seinen gesunden Anschauungen und konnte zur direkten Opposition übergehen. Er tat das literarisch in dem Drama, dessen Grundlagen wir durch diese Ausführungen aufzudecken suchen, praktisch bei der Ausgestaltung des Weimarer Parks, die ihm eben damals übertragen wurde. Die Schemata zur Fortsetzung von „Dichtung und Wahrheit“ geben bei aller Kürze eine anschauliche Schilderung davon.

Aber alle diese Beobachtungen hätten auf Goethe nicht so gelastet, wie sie es taten, wäre nicht das persönliche Erlebnis hinzu-

gekommen. In Goethes Nachlaß fanden sich eine Reihe Manuskripte seines unglücklichen Freundes Lenz, der sich 1776 eine Zeitlang als Gast bei ihm aufgehalten hatte. Lenz wollte Goethe gleichen; aber der Schwächling konnte es nur dem noch dazu mißverstandenen leidenden Dichter vor seiner Befreiung durch den „Werther“ gleichtun; ihm eiferte er nach, nicht dem Selbstbefreier, und daran ging er zugrunde. Jene Werke, die er Goethe einhändigte, ließen das den Freund schaudernd erkennen. Wieder ist es mehr Rousseaus Geist als der Goethes, den wir beobachten. Weiter schwärmt der Dichter allenthalben für unbekannte Geliebte, vergräbt sich in Rousseaus amour sans objet, oder er dichtet Frauen seine Gefühle an und befriedigt so die Bedürfnisse, die sonst zu den vielen halbsinnlichen und halbgeistigen Seelenfreundschaften führten. In einem der hinterlassenen Romane, der „Moralischen Bekehrung eines Poeten“, schilderte er ein solch eingebildetes Verhältnis zu Goethes eigener Schwester Cornelia. Gewiß sind alle diese Phantastereien bis zum äußersten sinnlicher Natur, wie alles in jenen Tagen, aber so schwächlich, daß sich Lenz wie seine Zeitgenossen dann wieder an allerhand kleinen Andenken genügen läßt; ein Bild, eine Silhouette erfüllt alles Sehnen eines empfindsamen Liebhabers. 1777 auf 1778 stieg die Katastrophe über den armen schuldlos Schuldigen herauf.

Ganz abgesehen von allen persönlichen Beziehungen hatte Goethe tiefes Mitgefühl und großes Verständnis für die Leiden des unglücklichen Freundes. „Die ganze Sache reißt an meinem Innern“, schreibt er an Frau v. Stein. Er hat tatkräftig geholfen; in seinen Dichtungen wird man nur unbewußte Nachwirkungen und Einzelheiten gewiß nur im ernsten Zusammenhang, vielleicht gar im „Tasso“, bemerken können.

Alles das war Goethe 1777 so lästig, daß er sich nach seiner Art durch die dichterische Äußerung davon befreien mußte. Und so entstand jetzt „Der Triumph der Empfindsamkeit“.

Wir lernen den Prinzen Oronaro kennen, „den empfindsamsten Mann von allen Männern, der für die Schönheit der Natur ein gefühlvolles Herz trägt, der Rang und Hoheit nicht so sehr schätzt, als den zärtlichen Umgang mit der Natur“. Aber diese Naturschwärmerei bekommt sofort ihre komische Seite, wohl eine Spitze gegen den alten Herrn v. Seckendorff in Weimar, der immer zu erzählen pflegte, daß er einmal in einer solchen naturfrohen Sitzung auf dem Grase Ameisen in die Beinkleider bekommen habe. Das veranlaßt die Schilderung, die des Prinzen Diener Merkulo von seinem Herrn gibt: „Mein Prinz ist von so zärtlichen, äußerst empfindsamen Nerven, daß er sich gar sehr vor der Luft und vor schnellen Abwechselungen der Tageszeiten hüten muß .... Hat man sich auf dem

Rasen seinen Gedanken überlassen, gleich sind die Kleider voll Ameisen, und die zärtlichste Empfindung in einer Laube wird oft durch eine herabfahrende Spinne gestört.“ Es folgen nun Sticheleien auf die ästhetischen Werke von Universitätsprofessoren über die Gartenkunst sowie über das „corriger la nature“ der englischen Schule: „Der Prinz hat durch seine Akademien Preise ausgesetzt, um zu erfahren, ob diesen Beschwerden, zum Besten der zärtlichen Welt, nicht abgeholfen werden könne. Es sind auch verschiedene Abhandlungen gekrönt worden; die Sache aber ist bis jetzo noch um kein Haar weiter. Inzwischen hat der Prinz, der seinen Genuß weder verschoben noch unterbrochen haben will, den Entschluß gefaßt, durch tüchtige Künstler sich eine Welt in der Stube zu schaffen. Sein Schloß ist daher auf die angenehmste Weise ausgeziert, seine Zimmer gleichen Lauben, seine Säle Wäldern, seine Kabinette Grotten, so schön und schöner als die Natur. Und weil der Prinz so sehr daran gewöhnt ist, wie er denn in jedem Lustschloß seine Natur hat, so haben wir auch eine Reisenatur, die wir auf unseren Zügen überall mit herumführen.“ Diese Reisenatur besteht aus einer Laube, die das unentbehrliche Requisit für die Gefühlsäußerungen eines empfindsamen Menschen war, die im besonderen den Göttinger Dichtern die freie Natur, Wald und Hain zu ersetzen hatte und im Gleimschen Heim ihre besonders bespöttelte Rolle spielte; sie besteht aus Wasserfällen und vor allem aus dem Mondschein, der in Kisten mitgeführt wird.

In dieser Reisenatur und diesem Mondschein im Kasten mag sich aber auch wieder eine ganz spezielle Satire auf eine Weimarer Erfindung verbergen. Im ältesten Führer durch Weimar, einem kleinen Oktavbändchen mit dem Titel „Historisch-statistische Nachrichten von der berühmten Residenzstadt Weimar. Elberfeld, in der Mannsiusschen Buchhandlung 1800“, lesen wir S. 71 ff. die eigenartige Bemerkung:

„Künstler und Kunstsachen. Herr Georg Melchior Kraus. Herzoglicher Rat und Direktor des Fürstlichen freien Zeicheninstituts. Herr Kraus ist ein fleißiger Künstler, der sich durch eine Menge Zeichnungen von seiner Hand bekannt gemacht hat. Er hat sich durch fleißiges Studium seiner Kunst in Italien gebildet. Vorzüglich schön sind seine Ansichten mehrerer Partien des Herzoglichen Parks und die Ansichten aus dem Fürstentum Schwarzburg, welche Herr Kämmerer in Rudolstadt mit malerischen Beschreibungen und artistischen, zur Landschaftsmalerei dienlichen Erklärungen begleitet hat. Bei den Freunden optischer Belustigungen sind seine italienischen Transparents, welche meistens in Mondscheinscenen und nächtlichen Feuerstücken bestehen, beliebt. Sie sind mit einem tragbaren Kästchen versehen, welches man auf Reisen bequem bei sich führen und zur Vorstellung einrichten kann. Ein solches Kästchen ist 20 Zoll lang und 20 Zoll Pariser Maß hoch. Mit dazu gehörigen Leuchtern und einem portativen tragbaren Mondschein-Tableau kostet es in Weimar bei dem Künstler oder im Industriekomtoir zwei Karolins. Liebhaber, die mehrere Vorstellungen oder Feuer- oder Nachtstücke zu haben wünschen, können auf Verlangen mehrere dergleichen Tableaus, die alle in das Kästchen passen, das Stück zu 1 1/2 Karolin haben.“

Doch kehren wir zu Prinz Oronaro mit seinen Herrlichkeiten und seiner Reisenatur zurück. Um die Geisterstunde werden wie in Goethes „Werther“ die Pistolen geladen und dann lebt der Prinz seinen Gefühlen. Wasser und Mondschein beginnen zu spielen, die Laube öffnet sich, in ihr erblickt man eine ausgestopfte Puppe und vor ihr ergießt der Prinz seine Gefühle wie Rousseaus Pygmalion vor seiner leblosen Statue, wir erleben eine köstliche Parodie auf dies Monodram und die Monodramen überhaupt, die dadurch gekrönt wird, daß der Darsteller der nach Goethes Ansicht langweiligsten aller dramatischen Gattungen selber einschläft.

Parodisch hatte Goethe den Pygmalionstoff schon in Leipzig im Buch „Annette“ behandelt. Da ist der Künstler noch nicht der blasierte Schwärmer der empfindsamen Epoche, sondern der unerfahrene Hagestolz Wielands.

„Doch es sey einer noch so wild,
Gern wird er Mädgen sehn.
Drum macht' er sich gar manches Bild
Von Mädgen jung und schön.“

Einst hat er sein so wundervolles Frauenbild geschaffen, daß er sich nicht enthalten kann, es stürmisch zu umarmen.

„Da trat ein guter Freund herein,
Und sah dem Narren zu,
Sprach: Du umarmest harten Stein,
O welch ein Thor bist du!

Ich kauft' ein schönes Mädgen mir,
Willst du, ich geb' dir sie?
Und sie gefällt gewislich dir
Weit besser, als wie die.“

Und wirklich:

„Er athmet tief, sein Herze schlug,
Er eilt, und ohne Trau
Nimmt er — Man ist nicht immer klug,
Nimmt er sie sich zur Frau.“

So endlich die Leipziger Moral Goethes:

„Drum seht oft Mädgen, küsset sie,
Und liebt sie auch wohl gar,
Gewöhnt euch dran, und werdet nie
Ein Thor, wie jener war.“

Näher als mit dieser Jugenddichtung Goethes stimmt die Pygmalionparodie des „Triumphs der Empfindsamkeit“ mit dem „neuen Pygmalion“ Johann Georg Jacobis überein. Ein Bildhauer hat gar manches Aphroditebild geschaffen. Doch er geht in sich und verläßt die alte Tätigkeit und die Geliebte, die ihm bei seinem Schaffen immer als Modell gedient hat. In der Einsamkeit bildet

er als Andachtsbild eine büßende Magdalene. Doch unwillkürlich nimmt diese die Züge der verlassenen Geliebten Rosette an. Und eines Tages gewinnt das fromme Bild Leben; denn Bild und Urbild sind vertauscht (also beinahe dieselbe Übereinstimmung wie die von Köster herangezogene zwischen Goethes Werk und Krügers „glücklichem Banquerottier"): Rosette selbst hat seine Stelle eingenommen und heilt so den Künstler von seiner hier pietistisch aufgefaßten Empfindsamkeit. Dagegen darf an einen Bezug auf Wielands „Alceste", deren Inhalt von Goethe selbst und deren Form von Contius zur Genüge bekämpft war, auf keinen Fall nach Böttigers Vorgang gedacht werden; eher an einen solchen auf die Eingangsszene des fünften Aktes in der ja auch zitierten „Stella". Formal wirft Goethe das Monodrama gewiß bewußt mit der Cantate zusammen, in der Ramler denselben Stoff behandelt hatte. —

Doch als besonders empfindsamer Jüngling darf Prinz Oronaro keine bloße Phantasiegestalt anbeten, sondern, wie andere das Bild der Geliebten mit sich herumtrugen, so hat er jene Puppe in die Kleider einer bekannten Frau gehüllt: das ist Mandandane, König Andrasons Gattin. Auch sie aber ist von der empfindsamen Krankheit angesteckt, auch sie schwelgt in Monodramen, und ihr legt Goethe sein eigenes, mit seinem Herzblut, mit dem Gedanken an Luise von Weimar geschriebenes Melodram „Proserpina" in den Mund. Auch seine eigene Beteiligung an dieser Dichtungsart war ihm zuwider geworden; durch realistische Gegenwirkung mußte die überhandnehmende schale Sentimentalität auch am eigenen Werk vernichtet werden, ebenso wie er einst eins der schönsten seiner pantheistischen Naturlieder der Fratzengestalt seines Satyros „freventlich" in den Mund gelegt hatte.

Den freien Rhythmen des Melodrams ist ein Prolog in den komisch kontrastierenden Hans Sachsischen Knüttelversen und nicht minder komischer Reimprosa vorangestellt, gesprochen von Mandandanens Kammerdiener, der als Askalaphus, der Hofgärtner der Hölle, auftritt. Die genaueren Zusammenhänge für diese bekannten Verse (im ganzen eine Parodie auf den Prolog von Jacobis „Elysium"??) ergeben sich von selbst. Früher ist der Tartarus noch ordnungsmäßig vom Elysium getrennt gewesen, bis ein englischer Lord Pluto zu allerlei Änderungen verleitet hat. Das ist Juliens Elysium in Rousseaus „neuer Heloise", in das die Engländer hineingepfuscht haben; also im Grunde dieselbe Satire wie die auf die Naturschwärmerei des Prinzen Oronaro, übrigens fast wörtlich mit Möser übereinstimmend. Und weiter: auf verlassenem felsigen Grund wird durch allerhand Gewaltmaßregeln ein idyllischer Garten angelegt: das ist die Gegend ums sogenannte Felsentor an „unwirtlicher Felsenstelle",

das ist die „Felsen- und Grottenwelt“, die den ersten Anfang der Weimarischen Parkanlagen bildete. Ja noch ein Drittes: Wieland erzählt, wie er oft Corona Schröter daselbst getroffen habe, „die in der unendlich attischen Eleganz ihrer Gestalt und einem höchst reizvollen Anzug wie die Nymphe dieser anmutigen Gegend erschien“. Dieselbe Corona Schröter aber spielte die Rolle der hellenischen Unterweltsgöttin Proserpina, die nach dieser possenhaften Vorbereitung auftritt und in diesem tollen Zusammenhang Goethes Monodrama spricht. Der erhabenste Kunsteindruck mußte damit tatsächlich ins Gegenteil verkehrt werden. Endlich erblickt sie den Granatbaum; aber diesen hat der Zuschauer eben erst vom Hofgärtner der Hölle samt Kübel in den steinigen Grund vergraben sehen. Von ihm pflückt die Königin die Frucht, deren Genuß sie durch Schicksalsschluß auf ewig in der Unterwelt festhält, und bei den Schlußworten des Monodrams:

> Wie haſſ' ich dich,
> Abscheu und Gemahl,

erscheint Mandandanens eigener Gemahl, der König Andrason, um sie von ihren lauten Gefühlsausbrüchen abzuhalten. So wird auch die großartig pathetische Schlußsteigerung in den tollsten Posseneffekt verwandelt.

Mandandanens Gemahl, König Andrason, ist seit langem bekümmert über den Zustand seiner Gattin. Was soll er tun? Er zieht zum Orakel, das ihm, wie es in der eben entstehenden „Iphigenie“ der Fall war, eine schier unverständliche Antwort erteilt:

> Wenn wird ein greiflich Gespenst von schönen Händen entgeistert,
> Und der leinene Sack seine Geweide verleiht,
> Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet,
> Dann kommt Ruhe und Glück, Fragender: über dein Haus.

Aber so sonderbar diese Antwort ist, alles geht buchstäblich in Erfüllung. Das greifliche Gespenst ist jene Puppe des Prinzen Oronaro; die schönen Hände junger Hofdamen finden sie auf, entgeistern sie und finden in ihrem Innern nicht nur Häcksel und Stroh, sondern überdies eine Menge empfindsamer Bücher und endlich als Grundsuppe die „Neue Heloise“ und die „Leiden des jungen Werthers“. „Armer Werther“, fügt Goethe bei; denn das Buch ist eigentlich ebenso unschuldig unter jener Sippschaft, wie Goethe keine Schuld an der Krankheit der Zeit trägt; aber die Empfindsamkeit soll unbedingt bekämpft werden. Das dramatische Motiv stammt aus dem „Narrenschneiden“ des Hans Sachs, das eben in einem Bertuchschen Probedruck in Weimar erschienen war, nachdem Goethe und Wieland den alten Meistersinger neu entdeckt hatten.

So ist also das greisliche Gespenst von schönen Händen entgeistert; nun gilt es noch, die geflickte Braut mit dem Verliebten zu vereinen. Zu diesem Zweck wird das Bild mit dem Original, der Königin Mandandane selbst, vertauscht. Wieder spielen die künstlichen Wasser, wieder scheint der künstliche Mond, und Prinz Oronaro will seinem Ideal seine Huldigung darbringen. Doch er bleibt kalt; das alte Gefühl will sich vor der wirklichen Königin nicht einstellen, bis er wieder sein Abbild erblickt, das ihn magisch zu sich zieht. Denn im Innern trägt es ja einen Magnet, der erst die krankhafte Empfindsamkeit hervortreibt, die Bücher der Weltliteratur. Mandandane ist durch diese Erfahrungen geheilt, aber der Prinz ist unheilbar; über alle Bedenken triumphiert bei ihm die Empfindsamkeit.

Dem Stil nach ist das Werk ein Prosadrama losester Form mit eingestreuten Gesängen und vielen Tänzen. Alle Wahrscheinlichkeit wird mit übermütiger Ironie auf den Kopf gestellt. Fast in jedem Satz müssen die persönlichsten Anspielungen auf Weimarer Verhältnisse stecken. Außerdem hören wir, daß alle Personen physiognomisch dargestellt wurden. Das heißt wohl zweierlei. Erstens deutet es nach den bekannten Worten Gretchens über Mephisto im „Faust“ auf parodische, typische Charaktere, wie sie die italienischen Stegreifkomödien aufwiesen, die ja auch die Anweisung zum Improvisieren mit Goethes Stück gemein haben und von denen „L'amore delle tre melarance“ des damals von Goethe gelesenen Gozzi auch das Don-Quichote-Motiv der Gemütskrankheit infolge verderblicher Lektüre bot. Eigentliche Masken hat Goethe deshalb natürlich nicht mit übernommen.

So wird die Rolle des Prinzen gegeben worden sein; oder sollte er als Johann Georg Jacobi aufgetreten sein? Manches, so die Halberstädter Freundschaftslaube, scheint dafür zu sprechen, ebenso seine Rolle in Contius „Wieland und seine Abonnenten“ (S. 26 die Zurückgezogenheit, S. 20 Goethes Abweisung der Wetterkritik, S. 27 sein spieliges Wesen); aber alle diese Züge treffen nicht des Dichters eigentliche Natur. Dagegen wurde Merkulo sicherlich in der Porträtmaske von Goethes Freund Merck dargestellt.

Zwei Aufführungen fanden am 30. Januar und 10. Februar 1778 statt.

Nach der zweiten bemerkt Goethe in seinem Tagebuch: „Das Publikum wieder in seinem schönen Lichte gesehen. Dumme Auslegungen.“ Man hatte wohl in der gestörten Ehe des Königs Andrasons die des Weimarer Fürstenpaares sehen wollen. Trotzdem war der Erfolg groß. Alsbald hat der Dichter dann die Proserpina wieder aus dem Zusammenhang entfernt und besonders spielen und drucken lassen. Das ganze Stück hat er acht Jahre später, 1786, für die Sammlung seiner Schriften umgearbeitet. Satire auf die Empfind-

samkeit kehrt noch oft in seinen Werken wieder; im „Neuesten aus Plundersweilern“ ist manches wörtlich aus unserem Drama wiederholt, und noch in den „Xenien“ lesen wir:

Auf das empfindsame Volk hab ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit nur, schlechte Gesellen daraus.

Findlinge aus dänischen Privatarchiven.

Mitgeteilt von Louis Bobé in Kopenhagen.

Von den unten mitgeteilten Briefauszügen stammt Nr. 1 aus dem Autographenalbum der Dichterin Friederike Brun, geb. Münter. Es folgt dann eine kleine Sammlung von Briefen an ihren Bruder, den Archäologen und Bischof von Seeland Friedrich Münter, von Gleim, Herder, Lavater und Johann Friedrich Wilhelm Schlegel, dem Sohn Johann Heinrichs und Neffen Johann Elias Schlegels (geb. 1765 zu Kopenhagen, studierte 1786—87 in Göttingen, Berlin und Dresden, von 1800 bis zu seinem Tode 1836 Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Kopenhagen). Der Brief des Fräuleins v. Goechhausen an die Gräfin Amalie Münster über Herders Tod wurde im gräflich Moltkeschen Archiv auf Nörager auf Seeland gefunden. Die Mitteilung der erst im verwichenen Jahre auf Schloß Ahrensburg zufällig ans Tageslicht gekommenen Briefe der Gräfin Charlotte Schimmelmann an den Herzog Friedrich Christian von Augustenburg, verdanke ich der Güte Ihrer Durchlaucht der Frau Prinzessin zu Salm-Horstmar.

1.

G. A. Bürger an Friederike Brun, geb. Münter.

Dieser Brief des großen Lyrischen Volksdichters G. A. Bürgers ist, weil er nur selten schrieb, eine Art Reliquie. Ich verweilte auf einer Reise nach Pyrmont einige Tage in Göttingen und sah ihn viel. Auf einer Fußfahrt nach den Ruinen der Pleße mit ihm überfiel uns ein Regen, wir flüchteten uns in das alte Gemäuer, wo eine dickbelaubte Linde uns Schuzz und die Gemäuer Sizze anboten. Hier deklamierte uns Bürger sein hohes Lied und die schönsten Sonnetten in unserer Sprache, die über den Tod seiner Molly. Man mußte solche von ihm hören, um sie ganz zu empfinden! Selbst was im Hohen Liede überspannt, ja beinahe bombastisch erscheint, ward zum höchsten Fluge empfindungsvoller Begeisterung und unsere Tränen flossen milde, indem wir den bleichen Rhapsoden in das dunkelblaue glänzende Auge von tiefer Wehmuth beschattet blickten.

Nur dies Auge und dieser Blick sprachen in des seeligen Bürgers Antlitz den großen Dichter aus, welcher den gleich großen Volkslied Dichter J. A. P. Schulz zu so vielen Herzbewegenden Melodien begeisterte, welche bald durch

ganz Deutschland bis in die Alpen hinein wiederhallten. Ich sahe Bürger nie mehr. (Bemerkung von Friederike Brun).

Göttingen d. 29. Oct. 1789.

Verzeihen Sie mir liebste Freundin aus bloßer Gnade und Barmherzigkeit, daß ich Ihren freundlichen Brief vom 18ten Aug. so lange unbeantwortet lassen konnte. Denn ich weiß auch nicht eine einzige gültige Entschuldigung aufzubringen. Gesetzt ich wollte auch sagen, ich hätte gezögert, um Ihnen zugleich den Musen Almanach mitschicken zu können, so würde auch das eine kahle Entschuldigung seyn, weil der M. A. schon um die Zeit fertig war, da ich Ihren Brief erhielt, daher ich denn auch von Ihren mir gütigst mitgeteilten Beyträgen für dieß Jahr keinen Gebrauch mehr habe machen können. Ich muß mich also lediglich auf Gnade und Ungnade ergeben. Aber auch das ist süß, ja vor so holden und gütigen Seelen als die Ihrige, noch süßer, als auf Recht und Gerechtigkeit zu pochen.

Dieses indessen muß ich mir selbst zum Ruhm nachsagen, daß meine Seele seit unserm Scheiden sehr, sehr oft, ja fast täglich bey Ihnen gewesen ist. Daß doch die Körper so plump und schwer sind und nicht folgen können! Aus meiner so süß geträumten Reise nach Hamburg ist auch nichts geworden. Ich habe nun zwar kein Weib genommen, aber ich konnte dennoch nicht abkommen, weil es den Herren in Hannover endlich gefallen hat, mich zum Professor zu machen. Noch zur Zeit fühle ich mich dadurch nach oben in keinem Stücke reicher und glücklicher. Viel mehr müßte ich mich für arm halten, wenn ich immer in diese Mauern gebannt seyn müßte, nicht nach wie vor manchen frohen Ausflug und künftig unter andern auch einmahl nach Copenhagen machen dürfte. O, liebe, liebe Friederike, was für selige Stunden träume ich mir bey Euch beiden herzens guten Leuten, Mann und Frau, in Eurem hellen heiteren Hause mit der herrlichen Aussicht in die große schöne Natur.[1])

Hier, holde gütige Frau, schicke ich Ihnen eine Ankündigung. Ich habe die sonderbare Grille die Beförderung derselben bloß den wackern Weibern unmittelbar an's Herz zu legen. Wundershalber will ich doch sehen, was dabey herauskommt. Nun soll mich zwar der Himmel vor der Unverschämtheit bewahren, Sie auf eine mühselige Subscribentenjagd sprengen zu wollen. Allein es könnte ja doch seyn, daß Ihnen ganz von ungefähr auf einem Spaziergange ein jagdbarer Hirsch so nahe aufstieße, daß Sie nur das Stäbchen zu erheben brauchten, da meinte ich nur, sollten Sie das Wildpret anrühren und rufen: Halt!

Sie merken, daß ich Ihnen einen Zauberstab zutraue und werden nicht ermangeln mir gelegentlich wieder etwas Verbindliches dafür zu sagen.

Übrigens bin ich Zeither öfter in ganz erträglicher Leibes und Seelenstimmung als vor einigen Jahren, dergestalt, daß ich mich bisweilen wieder in das unselige Versmachen vertiefe, das ich mir doch ganz abgewöhnen wollte. Ich habe eine Menge Stanzen zu einem romantischen Gedicht gemacht, wovon einige ohne Ruhm zu melden gar erbaulich sind. Wenn ich Ihnen die nun hübsch in den alten Mauern der Pleße oder an den Ufern der Ostsee vorsagen könnte, so hätte ich doch noch einen Lohn dafür. Aber in diesem Lande der Unbeschnittenen darf ich mir davon nichts merken lassen

Leben Sie herzlich wohl, beste beste Frau! Umarmen Sie in meinem Namen Ihren herzensbraven Mann und Ihren muntern Knaben! Auch alle übrigen Freunde und Bekannte, Vater, Mutter, Bruder u. s. w. Meine Seele umfaßt Sie mit Gesinnungen, die sich von solchem Adel zu seyn dünken, um selbst am Hofe der reinsten Geister auf Zutritt Anspruch machen zu dürfen.

Gedenken Sie meiner zuweilen

G. A. Bürger.

---

[1]) Sophienholm, seit 1790 Landsitz der Dichterin, in der Nähe von Kopenhagen.

Das Dieterichsche Haus, auch die Dm. Achenwall, die ich vor einigen Tagen sprach, grüßen.

2.

Briefe an Friedrich Münter.

Von Gleim.

Halberstadt den 22. Dec. 1793.

Aus Ihres Baggesens Hand, mein wehrtester Freund, empfing ich ein Schreiben von Ihnen . . . Beyde Baggesen, Mann und Weib, haben mir unendliche Freude gemacht. Diese Menschen, und jene, die uns zu Thieren machen wollen, welch' ein Abstand! Sagen Sie, bester Mann, Ihrem großen Bernstorf, er solte doch helffen, daß die Unmenschen ihren Endzweck nicht erreichten! Warlich wenn er erreicht ist, dann wirds dem großen Manne gereuen, uns Preußen im Stich gelassen zu haben. Was könnte der große Mann mit der schönen dänischen Flotte nicht ausrichten? Lassen Sie, bester Mann, diesen humanen Herzensausguß sich nicht wundern! Er fließt aus der Überzeugung, daß die Gefahr, die Mallet du Pan und Melourt, und Arthur Young und so viel andere wohlunterrichtete Männer den Völkern, nicht den Königen Europas ans Herz legten, sehr groß sey!

Bey Ihrem letzten augenblicklichen Besuche, bester Mann, dachten wir an diese Welttragödie nicht. Sie reisten von hier nach Mainz! sahen Georg Forstern; äußerte wohl nicht damals schon der große Mann, daß er in Gefahr sey, von jener schrecklichen Krankheit, die Frankreich verwüstet, ergriffen zu werden? Weinen möchte ich um den Verlust des großen Mannes! Denn entweder er stirbt durch das neue Mordinstrument, oder kommt ins Vaterland nicht wieder zurück.

Ich muß abbrechen, um nicht die heißesten Thränen der Menschheit auf dieses Papier hinströmen zu lassen . . .

Leben Sie wohl zur Ehre der Menschheit und denken Sie zuweilen an Ihren treuen Freund und Diener

den alten Gleim.

* * *

Von Herder.

1.

(Undatiert 1782).

[Dankt für einen Brief. Hat die von ihm im Museum publizierten Stücke gelesen.][1]) . . . Was soll ich Ihnen nun schreiben? Eine Reisebeschreibung aus meinem Hause zur Stadt- und Hofkirche, aufs Consistorium und Gymnasium wird Ihnen wenig gefallen, und meine Idealische Reise auf den Bergen Sinai Basan, Libanon, Thabor und Gilboa werden Sie wills Gott! nächste Ostern gedruckt lesen. Also bleibts bei unserm häuslichen Befinden: wir sind alle sehr wohl. Meine Frau ist gesünder als sie damals war, die Kinder blühn zwar nicht wie die ausgehauenen Erker Davids, aber wie kleine, gute Bäume und Pflanzen, und der Garten, wo wir saßen, ist mit schönem, weißem Schnee bedeckt. Nur den Bäumen fehlt noch ihre Zierde, die Blume des Winters.

Noch Eins, l. M., können Sie mir nicht ein Ex. von dem Kiämpe-Viser schaffen?[2]) Ich hatte damals eins von Boje, als ich die Volkslieder schrieb, was

---

[1]) Von F. Münter im Deutschen Museum Aug. 1781, II, Nachrichten von Joh. Ewald.

[2]) Andersen Sörensen Wedel It hundrete udvaalde Danske Viser erschienen zuerst 1591 in Ripen, später 1609, 32, 43, 55, 64, 95; 1739, 54, 87. Herder benutzte die Ausgabe 1739, vgl. Herders Sämtliche Werke, ed. Suphan XXV, 681 f.

er aber tausendmal zurückfoderte. Ich weiß, es ist rar; aber desto schätzbarer wird mir Ihr Geschenk sein. Ich will Ihnen auch dafür was Liebes verehren. Sie wissen, ich bin im Dänischen sehr stark, und Wieland wird Ihnen sagen, wie schön die Sprache, heroisch und milde klinge.

Erinnern Sie sich an Ihren Kung Kristian[1]) über dem Mittagsmahl. Ich habe eine Edda[2]) im Catal. angezeigt gelesen; sagen Sie mir doch, wenn sie Ihnen zu Gesicht kommt, obs die alte oder die bisher unausgegebene ist? Mir sind beide lieb, denn ich habe gar keine.

Apropos. Wissen Sie nicht, wer die Herren E. E.[3]) sind, denen Dusch sein Toll Schube[4]) zugeeignet hat. Schube habe Einen derselben auf dem Holsteinischen Landtage 1771 gekannt; er war damals Justizrat und unter allen Herren Ständen, der mir am besten gefiel. Sein Name ist mir schändlich entfallen, und ich wüßte ihn gern. Vielleicht wissen Sie es und könnens erfahren; auch was und wo er jetzt etwa sei, wenn er nicht gar todt ist: denn so wie jener in den Sprüchen die schöne Conjectur ersann:

Wer ein gut Weib findet, der findet was gutes, quidquid est, illud est, so könnte man auch eine im Sirach machen: es ist der alte Bund, guter Mensch, du mußt zuerst sterben.

Nikolai hab' ich durchblättert. Gott habe den großen Baphometus glücklich!

Sie auch glücklich, lieber M. aber in einem andern bessern Sinn. Leben Sie recht wohl.

Herder.

P. S. Wollen Sie nicht die Güte haben und nachsehn, ob Sie nicht irgendwo in einem Wörterbuch der mittlern Zeiten, es sei Latein oder Griechisch, provenzalisch oder alt Französisch, den Namen Bafomelus oder Baphomelus finden. Ich vermuthe, daß diese Verstümmelung aus dem Südfrankreich her sei, denn der Schriftsteller in den script. belli sacri der Mat. ordentlich Bahomet und die Moschee Baffomera nennt, war aus Toulouse und des kreuzziehenden Grafen Kapellan. Also schlüge ich Ihnen das Diction. della Crusca Provenzale oder andere Wörterbücher des Barbarismus mittlerer Zeiten vor; nur im du Cange suchen Sie nicht, da ists nicht zu finden. Lassen Sie sich auch von diesem Auftrage nichts merken.

2.

Weimar, 28. Febr. 1788.

. . . Sie sprachen mir von einer Indischen Götterlehre, die Sie Italienisch gefunden haben und in deutschen Jamben herausgeben wollen. Vor einiger Zeit fand ich, daß P. Vincenzo Maria di Sta. Catarina de Siena 1673 in einer Reise nach Indien Auszüge aus Indischen Büchern herausgegeben habe; sollten dies etwa die Ihrigen seyn? Bekümmern Sie sich doch etwas um diese Italienische Reisebeschreibung, die in Rom fol. herausgekommen ist; mir hats nicht gelingen wollen, sie aufzutreiben, denn auch in Göttingen ist sie nicht.

---

[1]) Die dänische Königshymne „Kong Christian stod ved höjen Mast“, gedichtet von Johannes Ewald, komponiert von Hartmann.

[2]) Von P. J. Resen erschienen Koph. 1665 und 1673 Ausgaben der Völuspa in der Ursprache mit lateinischer Übersetzung, 1665 unter dem Titel Ethica Odini das Havamaal. Vgl. Herders sämtl. Werke ed. Suphan XXV, 541, 682.

[3]) Moritz Christian Ericius auf Tolkschuby, einem kleinen Gut bei Schleswig, dän. Justizrat und sein Sohn gleichen Namens, dän. Konferenz- und Justizrat, geb. 1731, † 1785.

[4]) Es ist die Rede vom Holsteinischen, in Rendsburg abgehaltenen Landgericht.

Noch Eins. Haben Sie in Florenz einen Abbate kennen lernen, der die Griechische Anthologie vermehrt herausgeben will, und lange Jahre daran gesammlet haben soll? Oder haben Sie gar schon etwas davon gesehen, als Sie in Italien waren?

Ihr Kammerherr Suhm und Ihr Etats Rath Rothe sind doch, beide auf ihre Art, recht edel fleißig. Dem Erstem beneide ich sein Glück recht, daß er so viele Denkmale des Nordischen Alterthums ans Licht stellen kann; so wohl für seine Symb teuton.[1] als seine neue Edda haben aufs höchste meine Aufmerksamkeit erreget, ob ich gleich bisher keins von beiden Büchern in natura gesehen habe. Wenn ich in Dännemarck lebte, wollte ich einige Jahre nichts als diese alten Denkmale studiren. Der Norden hat einen Schatz gegen den wir eigentlichen Deutschen bettelarm sind. Schreiben Sie mir doch einmal was von Ihren Dänischen Gelehrten, es ist doch gar nicht schön, daß Sie nach Ihrer Reise verstummt sind.

Göthe kommt Ostern wieder. Wie sehr ich mich auf ihn freue, können Sie denken, da ich hier so einzeln lebe, wie der Strauß in der Wüste. Mein 4. Th. der Ideen wird auf Ostern nicht fertig. Vorigen Sommer bin ich am Leibe krank gewesen, den Winter durch an der Seele, und noch bin ich nicht eben besser. Künftigen Sommer denke ich wieder ins Karlsbad zu wandern, wenn ich mich hier erst noch aus vielem Gewirr herausgearbeitet habe. Haben Sie meine Persepolis gelesen? Ich wollte doch, daß Sie es mit den Kupfern in Niebuhr und Chardin zusammenhielten, und mir Ihre Meinung sagten . . . Leben Sie aufs beste wohl. Gott empfohlen

H.

3.

(Undatiert, 1788, Mai.)

. . . Jetzt melde ich Ihnen nur eigenhändig, was Ihnen wahrscheinlich auch schon die Zeitungen werden gesagt haben, daß ich mit dem jüngsten Bruder des Coadjutors in Mainz, Fritz von Dalberg, Domherrn zu Trier, Worms und Speier, auch Trierscher Geh. Rath, eine Reise nach Italien zu thun im Begriff bin. In einigen Wochen geht's fort, und ich hoffe mit dem Einfluß guter Gestirne. Der Antrag dazu kam mir sehr unerwartet, und ich nahm ihn als einen lange gewünschten, aber kaum gehofften Ruf des Himmels an. Aus Rom werde ich an Sie schreiben. Sie schicken Ihre Briefe nur mit Oblaten gesiegelt an meine Frau, die wird ferner wissen, wo ich lebe und schwebe. Seit dem 18 ds. Monats ist Göthe hier; er ist voll von Rom, wie billig und recht ist. Er kann sich mit dem hiesigen Himmel noch nicht vertragen. Ihre Münzenabdrücke haben ihn sehr gefreut und er dankt Ihnen aufs beste.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gemeldet habe, daß unser jüngster Sohn, Karl Alfred, im Dec. vorigen Jahres gebohren, im März dieses Jahres von hinnen gegangen ist! Sein Verlust ist uns sehr schmerzlich gewesen, und ich kann ihn noch nicht verwinden. Gerade im tiefsten Gefühl des Verlusts kam mir der Ruf zur Reise, daher ich ihn doppelt gern annahm . . .

Das Denkmal der Semiramis kannte ich schon: Niebuhrs Zufriedenheit und Beifall hat mich sehr belohnet. Des Herrn v. Suhm Geschenk habe ich erhalten und ich danke dafür auch Ihnen.

---

[1]) Auf Kosten des bekannten dänischen Gelehrten P. F. Suhm erschienen 1787 Symbolae ad literaturam Teutonicam, Carminis de S. Georgio Fragmentum . . . curante Erasmo Nyerup.

Von Caroline Herder.

(Undatiert, Ende 1784.)

Lieber Münter!

Ich kann ohnmöglich das Jahr endigen lassen, ohne Ihnen endlich einmal wieder zu sagen, daß wir Ihrer, der lieben glücklichen Schwester, noch gedenken und Sie alle von Herzen lieb haben . . .

Wir haben immer auf Ihre Ankunft gehofft, um Ihnen unsre Liebe und Freude mündlich sagen zu können, zumal da mir das Schreiben wegen meiner Gesundheit und meinen Augen so beschwerlich fällt. Sie wissen seit voriges Jahr nichts von uns; ich will Ihnen alles merkwürdige von uns melden. Ihren Freund Zimmermann haben wir leider nicht gesehen. Er kam da mein Mann eben auf dem Lande war und ich zu Bette lag. Er wurde den andern Tag früh eingeladen, er war aber weg und kam nicht wieder. Seine Bekanntschaft war uns also nicht bescheert.

Vorigen Winter schrieb mein Mann den ersten Theil der Ideen zur Philosophie der Geschichte. Es war Ihnen zugedacht, und ich habe Ihr Exemplar lange erhalten, da Sie aber nicht kamen, so wurde es jemand anders gegeben, mein Mann sagte, es würde mehr Porto kosten als das Buch wert sei. Inzwischen hat mein Mann einen guten Winter durch diese Arbeit gehabt und ich habe so viel Theil daran genommen, als ob ichs selbst gemacht habe. Die schöne harmonische Kette aller Wesen und der herrliche Vorzug des Menschen hat mich unendlich entzückt, und die ganze Natur ist mir so belebt und innig geworden als noch nie. Auch Goethe nahm sehr Theil daran, und wir haben und leben manche schöne Abendstunden mit und bei ihm.

Ende des Winters starb mein ältster liebster treuer Bruder in der Blüthe seines Alters aus Gram um seine Frau und folgte ihr bald nach. Ich darf Ihnen wohl nicht sagen was ich dabei gelitten habe.

Ende des Maien kamen die zwey Grafen Stollberg mit ihren Gemahlinnen hier durch um ins Carlsbad zu gehn. Das sind paradiesische Menschen von Geist und Herz, und die Bekanntschaft mit ihnen hat meinem Mann innig wohl gethan. Moldenhauer kam bald nachher hier durch und hat durch seine schönen Erzehlungen von Spanien uns einen lieben Abend gemacht und meines Mannes alte Liebe für Spanien wieder erfrischt. Sie werden mit ihm vermuthlich Freund seyn, er ist ein liebenswürdiger Mann.

Endlich kam in der Mitte des Sept. der Geheimerath Fritz Jacobi aus Düsseldorf hierher und gab Claudius ein Rendezvous hier, der endlich den 25. ankam und bis zum 29. blieb und nach Haus zur Rebecca eilte. Jacobi ist ein vortreflicher Mann, voll Liebe und edlem Geist. Wenn Ihr Weg Sie einmal an den Rhein führt so müssen Sie ihn auch kennen lernen. Claudius liebt ihn sehr. Sehn Sie, l. M., so häuslich und still wir auch leben, so haben wir dies Jahr wieder gute Bekanntschaften gemacht, die sich an die Ihrige Aller so schön anknüpfen. Mein Mann ist Gottlob wohl und hat seit 3 Monathen viel Amtsgeschäfte gehabt. Gottfried wird ein guter Grieche und ist fleißig und ziemlich wohl, die andern sind alle guter Dinge. Schade, daß unser Luisgen so jung ist und Sie den schönen Plan ihres Vaters nicht ausführen können, sie heimzuholen. Sie ist gar ein gutmüthiges und verständiges Mädchen, mit braunen, krausen Locken und braunen Augen . . .

Behalten Sie uns lieb und vergessen uns nicht C. H.

(Nachschrift von Herder).

. . . Für Ihren Innocenz[1]) bin ich Ihnen noch Dank schuldig: Sie sollen ihn aber nur halb haben, weil es ein dänischer Innocenz ist, den ich nicht

[1]) **Om Hierarkiets Fremgang under Pave Innocentius III, Kph. 1784.**

verstehe: denn die Känntnis oder Prophetengabe meines Danismus erstreckt sich, wie Sie wissen, nur auf Volkslieder. Mit der dänischen Prosa habe weder ich, noch Pabst Innocenz was zu schaffen. Für die Apokalypse statte ich Ihnen den besten Dank ab, und wenn Sie einmal auf der Reise nach Ragusa hier durch kommen, will ichs dafür mit einem Strauß Blumen wettmachen; aber was das für Blumen sind, müssen Sie nicht eher wissen, eh Sie sie sehen: es sind gar sonderbare Blumen . . . Vale

Herder.

Von Lavater.

Ich nehme die Freiheit, lieber Münter, aus verschiedenen sehr eigennützigen Absichten an Sie zu schreiben: Ich mögte Sie bitten, meinem schwachen Gedächtnis und meiner Unkunde vieler Dinge in etwas nachzuhelfen. Ich mögte das Tagebuch meiner Reise nach Kopenhagen so reichhaltig, so wahr und so lehrreich wie möglich.

Haben Sie, gütiger, dienstfertiger Mann, die Güte, mir hierzu Ihre mir unentbehrliche Hand zu bieten.

Mir ist erwünscht und nötig;

1. Allervörderst ein kurzgedrängtes Promemoria unsers Beysammenseyns. Unsre wichtigste Gespräch Punkte.

2. Sodann eine kurzgedrängte Charakteristik Ihres seligen Vaters. Weitläuftig darf sie nicht seyn.

3. Etwas von Ihrem Amte und Geschäfft.

4. Ein charakteristisch Wort über Bernstorf und Schimmelmann als Staatsmänner betrachtet.

5. Besonders aber was charakteristisches von Tighe Rothe.

6. Wenn Sie was gesagt wünschten über Dänemark schütten Sie Ihre pia desideria in meinen Schoos vertrauungsvoll aus. — Ich will Sie weder nennen noch merken lassen. In allem zählen Sie auf Diskretion.

7. Auch etwas sagen Sie mir von Ihrem Schwager Eggers.

Z. d. 1./11. 1794.

Lavater.

Von Johann Friedrich Wilhelm v. Schlegel.

Berlin den 3ten Novbr. 1787.

. . . Mit Biestern stehe ich schon auf einem recht freundschaftlichen Fuß. Auch Nikolai, der meinen Vater gekannt hat, erzeigt mir sehr viele Gefälligkeiten. Er führte mich sogleich in den sogenannten Montags-Klub, und Biester wird mich gleichfalls übermorgen dahin führen. Es ist da ein Cirkel von Gelehrten versammelt, der so ausgesucht ist, wie er gewiß in wenigen Städten ist und seyn kann. Hier sowohl als bey Nikolai und Biester habe ich daher die schönste Gelegenheit die interessantesten Bekanntschaften zu machen. Struensee, Spalding, Gedike, Büsching, Zöllner, Ramler, Herz, habe ich besucht, da sie theils meinen Vater gekannt, theils hatte ich auch Briefe von Prof. Stuer aus Braunschweig an sie . . .

Daß ich mit Nikolai und Biester viel über die Verbreitung des Catholicismus spreche, ist natürlich, da dieses ihr Lieblingsgegenstand ist und mich selbst, seitdem ich in Deutschland bin und mehr Gelegenheit gehabt, mich von der Wirklichkeit der Proselytenmacherei zu überzeugen, auch mehr als vorhin interessiert. Besonders war ich bey Biestern zugegen bey einer Unterredung zwischen ihm, Nikolai, Leuchsenring, der sich schon einige Zeit in Berlin aufhält und David Friedländer (ein Jude, der ein vertrauter Freund Moses Mendelssohns war und von dem einige Stücke in der Berlinischen Monatsschrift sind),

die 4 Stunden dauerte und sich ganz auf diese Materie und Lavatern bezog. Leuchsenring bewieß besonders sehr deutlich, daß Cagliostro ein Werkzeug der Jesuiten sey. Er zeigte unter andern, wie seine Lebensgeschichte fast ganz aus Chiffren bestehe, deren Sinn er sehr gut erklärte. Er machte es sehr wahrscheinlich, daß sie sich solcher Emissairs sehr gut bedienen können ohne sich jemals dadurch zu compromittiren, indem sie durch einen Bankier einem Geld zukommen lassen unter der Bedingung, daß er das thue, was man von ihm verlangt, und diese Unterstützung sogleich aufhören lasse, wenn er seinen Auftrag nicht treulich besorgt. Von Lavatern, seinem Todfeinde, erzählte er viele Anekdoten, die, wenn sie würklich wahr sind, es unumstößlich beweisen werden, daß er der Heilige nicht ist, für den er gehalten seyn will. Er erzählte besonders sehr merkwürdige Anekdoten von der Gewalt, die er über das schöne Geschlecht hat, und wie Jesuitisch er sich in alle Familien-Sachen hineinmischt und oft Uneinigkeit zwischen den glücklichsten Eheleuten erregt. In einer Schrift, welche neulich in Hannover herausgekommen ist und den jungen Brandis zum Verfasser hat mit dem Titel: „Über die Weiber," stehen die Worte: „Ich weiß nicht woher es kömmt, daß alle die Weiber, welche Lavatern nachlaufen, unglücklich in der Ehe sind."

Leuchsenring selbst ist indessen ein eben so großes Räthsel als Lavater. Es ist ein Mann, dessen Feinheit fast an Schlauheit grenzt, der, wie Biester bezeugt, eine ganz außerordentliche Gelehrsamkeit besitzt, obgleich er nie etwas geschrieben, als die Erklärung, welche ihm durch Schlossern neulich abgenöthigt wurde. Er reist beständig, obgleich er sehr arm ist, weiß nicht nur von allen Orden und geheimen Gesellschaften so genauen Bescheid, daß selbst Biester und Nikolai bey ihm in die Schule gehen, sondern ist so gut wie wenige Minister in Europa mit allem bekannt, was in den Cabinettern vorgeht, kennt die meisten Fürsten und Minister persönlich und correspondirt mit ihnen. Obgleich er fast bis zur Unbesonnenheit äußerlich Feind der Jesuiten ist, beschuldigt man ihn doch, und das gar nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß er selbst ein geheimer Jesuit ist. Obleich er ein so erklärter Feind Lavaters ist, daß selbst Nikolai in Vergleichung mit ihm ein Freund genannt werden könnte, so hat doch der Landgraf von Hessen-Homburg, der aus Enthusiasmus für Lavatern neulich Schriftsteller geworden ist, ihn zu seinem Geheimen Rath gemacht. Vor zwey Jahren hatte er sich hier in Berlin in ein Liebesverständnis mit einer Tochter eines reichen hiesigen Juden Nahmens Ephraim eingelassen. Sie sollte eine Jüdin und er ein Christ bleiben. Der Preußische Hof wollte auch würklich diese Heirath auf diese Art erlauben, aber der Vater wollte es nicht. Er frug Moses Mendelssohn darüber um Rath, der ihm gesagt, daß er Leuchsenringen seine Tochter nicht geben wolle, rieth, sich des Rechts zu bedienen, welches einem jeden Hausvater zukömmt, ihm sein Haus zu verweisen, welches der Vater auch befolgte. Leuchsenring ward darüber gegen Mendelssohn so aufgebracht, daß er bey allen Gelegenheiten sich auf die unwürdigste Art gegen ihn ausließ und beyde, Nikolai und Biester, als Mendelssohns warme Freunde, sich genöthigt sahen, allen Umgang mit ihm aufzuheben. Erst seit kurzem kommen sie wieder zusammen ....

3.

Louise v. Göchhausen an die Gräfin Amalie Münster.

Weimar d. 27. Jan. 1804.

Sie haben mir, innigst verehrte und geliebte Frau, einen schönen Beweis Ihres Glaubens an meine, Ihnen so herzlich und ewig gewidmete Liebe und Anhänglichkeit, durch Ihren theuren, schönen Brief gegeben; daß ich innigst gerührt Ihnen dafür danke! Mein langes Schweigen, das wußten Sie, kam

nicht aus meinem Herzen. Nach dem letzten schrecklichen Verlust schob eine ängstliche, falsche Weichlichkeit, Schmerzen bey Ihnen zu erregen, unter welchen wir beinahe erlagen, meinen Brief Wochen lang auf — was war hier auf zu schieben, wußten Sie nicht das härteste! Schon seit einigen Jahren war des Verewigten Gesundheit schwankend, doch war er heiter und das Glück ihn so zu sehen, machte uns sicher. Die Aerzte verordneten Egra, wohin er über Schneeberg, wo sein 2ter Sohn August beym Bergwesen angestellt ist, reißte und verlebte dort einige sehr heitre, frohe Tage. Auch im Bade befand er sich abwechselnd leidlich wohl, war sehr gesellig und reißte mit der Fr. v. Berg geb. Haesler [Häseler], von Egra nach Dresden, wo er noch nie war. Dort blieb er einige Wochen sehr glücklich und froh, geliebt und verehrt von allen. In seinen Briefen daher drang er in meine Herzogin so bald wie möglich nach Dresden zu gehen und diesen schönen Genuß an Natur und Kunst nicht länger zu verschieben. Sie entschloß sich auch wirklich und wenig Tage nach Herders Ankunft machte sie diese Reise. Und diese wenigen Tage waren die letzten, die er uns schenken konnte. Wie verklärt, erheitert, gestärkt trat er unter uns; ach es war der letzte helle Punkt gewesen in dem schönen, aber oft trüben Leben dieses großen und guten Mannes. Er trieb uns an, er wollte seiner guten Herzogin, die er väterlich liebte, so bald wie möglich dasselbe Glück bereiten. Nach 3 Wochen Abwesenheit d. 28ten Octob. trafen wir ihn krank — sehr krank wieder! Schmerzen an der Leber, Beklemmungen, Schlaflosigkeit, Schwäche und zuletzt Schwinden und Verlöschen aller Kräfte, dieß waren seine Leiden. Ach und unser Verlust! In leidlichen Stunden versuchte er oft zu arbeiten, wünschte verschiedenes, so wohl seiner Amtsgeschäfte als seiner Adrastea, die ihm so lieb war, noch zu berichtigen, immer zunehmende Schwäche machte es ohnmöglich. Ein eigenes Sehnen verließ ihn nie: Er wünschte, daß eine neue, große Idee ihm von außen kommen möchte, an diese würde er sich halten, an ihr nur genesen können. In den letzten Tagen versammelten sich alle seine Kinder um ihn, der letzte war sein August — der konnte ihn nur noch sterben sehen. Wie Trauer Steine umgaben sie seine irdische Hülle, die auch noch schön im Tode war: sanft entschlief er und die Ruhe der Verklärung war über sein ehrwürdiges Gesicht verbreitet. Seine Todtenfeyer war still und würdig, heiße Thränen floßen in sein Grab. — Den Tag nachher las man beyliegents kleine Gedicht in einem öffentlichen Blatt. Licht, Liebe, Leben war des Verewigten Motto.

Was soll ich Ihnen von der trostlosen Witwe sagen! Sie kann weinen und dennoch ist ihr Schmerz zerreißend. Sie lebte im Geist ihres edlen Mannes und jetzt lebt sie nur noch in und durch ihn. Wie ich ihr die sie betreffende Stelle Ihres lieben Briefs vorlaß sagte sie: „Was ist das Mitgefühl edler Menschen für ein Balsam! Gott was soll ich ihr sagen laßen in meinem immer neuen Schmerz. Sie wissen wie unser Seliger diese Seele erkannt und verehrt hat und ich mit ihm.“ — Auch körperlich ist sie sehr angegriffen, doch hoffe ich zu Gott, daß sie noch für ihre Kinder erhalten werden wird. Herder starb nichts weniger als reich. Sein Andenken und seine Schriften sind der einzige Schatz, den er seiner Familie hinterläßt. Unter seinen Schriften finden sich noch viel Manuscripte. Sein ältester Sohn und einige Freunde werden die Herausgabe besorgen. Unter letztern ist Johannes Müller in Wien, der jetzt hier ist.

Daß ich bey meinem Aufenthalt in Dreßden die schöne Stunde feyerte, die mir das Glück Ihrer Bekanntschaft schenkte, werden Sie mir glauben. Ach wie sehne ich mich nach Ihnen in Glück und Schmerz! Wieland hat still mit uns getrauert. Er ist gesund und ehrt und liebt Sie wie immer.

Seit einigen Wochen ist Frau v. Stael aus Paris hier. Es ist eine seltene Frau durch Verstand und Talente. Sie spricht viel und gut, ist äußerst unterhaltend, ohne alle Anmaßung, und Güte scheint ein bedeutender Zug in ihrem Charakter. Goechhausen.

4.

Gräfin Charlotte Schimmelmann an den Herzog Friedrich Christian von Augustenburg.

1.

Seelust, ce 11 juin 1791.

Ce moment la poste nous apporte la nouvelle de la mort de Schiller, et nous en sommes inconsolables. Je crains que l'Allemagne ne sent pas l'étendue de cette perte, elle est immense. Si le génie de Shakespear a jamais du reparoitre parmi les hommes, le coeur et la tête de Schiller faisoient son sanctuaire. Il est singulier que depuis quelque tems Baggesen nous lisoit sans cesse les ouvrages de Schiller, et que nous en etions tous les jours occupés. Baggesen est arrivé ce moment à Seelust, seulement pour partager avec nous sa peine, qui pour son coeur dit il, est plus cruelle que la mort de Mirabeau; cette phrase exaltée n'en est pas moins vraye peut-être, mais il est vray qu'il est bien moins affecté de cette nouvelle et j'en suis charmée ...

2.

Seelust, ce 13 sept. 1791.

Vous nommés dans les dernieres lignes de votre lettre ce genie sublime de l'Allemagne, ce favorit de nous tous Schiller, dont les ouvrages nous ont tant occupés cet été. Les voeu que vous faites à son sujet, Monseigneur, est bien digne de votre coeur, et mon premier mouvement à cette idée étoit un élan de joye. Il fallut cependant faire quelques reflections plus froides à ce sujet, parceque dans notre siecle de fer on ne s'en tient pas à l'or. D'abord je ne crois pas que Schiller à Copenhague, avec un revenu modique de moins de mille écus, pourroit trouver le repos que donne une certaine aisance. Trop d'exemples me prouvent qu'un tel revenu actuel suffit à peine pour fournir aux premiers besoins de la vie. Je ne crois pas que Schiller réunisse les talents d'une stricte oeconomie aux talens qui lui valent tant d'admiration, ils se trouvent rarement réunis et ne doivent pas l'être. On m'a dit que sa femme est dans un tout autre genre que celui du menage. Je crains donc qu'avec toute la bonne volonté possible, Schiller perdroit à l'arrangement que vous faites avec tant de générosité pour lui. Mais supposé qu'il fut possible de le rendre heureux à Copenhague, sommes nous assés avancés pour faire la prétention de posséder un tel homme? La nation est elle assés murie pour se livrer aux nobles élans de ce vaste genie? Seroit-il compris en Dannemarc comme il doit l'être dans sa patrie? Je suis loin de penser qu'il faut nous contenter de nos progrès présents, ni des secours qui se trouvent dans la nature même, mais s'il s'agit de la former, de lui donner la noble et belle empreinte d'un peuple pensant, je crois qu'il faudroit commencer de plus haut, en appellant au secours les lumieres philosophiques dont les premiers rayons brillent ches nos voisins. C'est alors que le feu du genie peut enflamer sans risquer d'embraser; notre siecle combustible menace de flammes partout — en leur opposant l'égide de la philosophie véritable, elles ne sont pas à craindre, c'est cet égide qu'il nous faudroit avant tout, ce me semble, aucun sacrifice ne me paroitroit trop grand pour l'obtenir.

Ah que je benirois l'avantage de l'aisance si mon mari avoit le bonheur de contribuer par exemple à fixer le sort de Reinhold parmi nous. Je désire plus vivement que jamais la transplantation de cet homme

sage et éclairé sur notre terrein inculte, qui de toute maniere a besoin d'être relevé, defriché et enrichi.

Mon mari qui est en ville ignore que j'écris ces lignes.

C. Schimmelmann.

3.

Copenhague, ce 24 oct. 1791.

... Je vous prie, Monseigneur, de dire à Baggesen que Saladin [Schimmelmann] devient tous les jours de plus en plus disciple fidele de Kant, et plus ses connoissances la-dessus augmentent, plus mes préssentimens prennent de la stabilité, enfin nous ne pourrions plus nous en passer, et pour moi je dois ce nouveau bonheur à Reinhold; donc je lui devrois une reconnoissance éternelle. Nous serions enchantés de voir Schiller parmi nous — mais pourroit-il prospérer parmi les Danois? Je vous prie, Monseigneur, d'en parler bien en detail à mon mari quand il aura le bonheur de vous voir ...

4.

Seelust, ce 13 juillet 1799.

J'ai reçu tres bien le manuscrit de l'ouvrage de Schiller, et j'ai l'honneur d'en faire mes remerciments à V. Altesse. J'espere que S. A. R. ainsi que S. A. la chere Princesse Louise aussi auront lu avec plaisir les pieces de Schiller, qui sera tres satisfait de votre suffrage, Monseigneur. Le Roi de Prusse en passant à Weymar en a été tres content et a fait à Schiller un beau compliment sur son Wallenstein, lui disant qu'il s'étoit réservé le plaisir de gouter de cette plante si belle sur son sol natif, et qu'il n'avoit voulu voir qu' à Weymar et point à Berlin ces pieces ...

Zu Lichtenbergs Briefen.

Von Albert Leitzmann in Jena.

1.

Zu der vor kurzem erst abgeschlossenen Sammlung von Lichtenbergs Briefen, die ich im Verein mit Karl Schüddekopf auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt habe, hat das scheidende Jahr 1905 zwei wertvolle Ergänzungen gebracht, die den Briefschatz um 60 Nummern insgesamt vermehren. Sechs Briefe (vier an Meister, je einen an Wolff und Blumenbach) hat Ludwig Saeng in einem Privatdruck zum 60. Geburtstage Eduard Grisebachs (9. Oktober 1905) veröffentlicht. Etwas später hat Erich Ebstein, dem wir schon so manchen Beitrag zur Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts verdanken, in seinem Buche „Aus G. C. Lichtenbergs Korrespondenz“ (Stuttgart 1905) 54 Nummern bekannt gemacht, unter denen die 40 an Hindenburg gerichteten besondere Beachtung verdienen.

Karl Friedrich Hindenburg war Mathematiker und Physiker wie Lichtenberg und akademischer Lehrer dieser Fächer in Leipzig. Als Mann der Wissenschaft hat er, da er der bedeutendste deutsche Vertreter der kombinatorischen Schule in der Algebra war, seinerzeit eine gewisse Berühmtheit erlangt; daß er auch rein wissenschaftlich mit Lichtenberg viele Berührungspunkte hatte, ersehen wir aus den Briefen der Jahre 1786—96, die größtenteils sachmäßigen Inhalt haben. Aber er teilte auch die allgemein literarischen Interessen mit seinem Göttinger Kollegen und das führte beide Männer in den Jahren 1778 und 79 näher zusammen, in denen sich Hindenburg als Begleiter des Mathematikers Kurt Friedrich von Schönberg, man weiß nicht aus welchem besonderen Grunde, mehrfach für längere Monate in Göttingen aufhielt (vgl. auch Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen 1778, S. 451). In der Abneigung gegen die Auswüchse der Sturm- und Drangtendenzen und gegen Lavaters Physiognomik war Hindenburg Lichtenbergs Gesinnungsgenosse. Das letztere geht aus den Briefen Lichtenbergs an ihn deutlich hervor; das erstere beweisen zwei kleine Gedichte, die er damals im Göttingischen Musenalmanach (1779, S. 102; 1780, S. 103) erscheinen ließ und denen wohl nicht zu viel Ehre geschieht, wenn ich sie hier zum Beleg dieser Behauptung wiederhole, zumal sie Lichtenberg vortrefflich fand und zu ihrer Veröffentlichung den Anstoß gab.

Auf das Bild eines Aftergenies.

Empfindung schwatzt er nur, so kalt das Herz auch ist,
Quält Wörter und kauterisiert die Silben, frißt
Das Mark der Sprach', um neu zu sein.
Unmündger Rezensenten Abgott und — ein Tor!
Erfüllt ein alamodisches Genie
Das Herz mit Wärme nicht, die Phantasie
Mit Bildern nicht, den Kopf nicht mit Gedanken, nein!
Mit leeren Worten nur das Ohr.

Alas, poor Yorick!

1772.

Ach, armer Yorick!
Wie wird die schnöde Welt nicht eilen
Und sich in deine Erbschaft teilen! —
Ich sehe der Nachahmer Brut
Raubsüchtig schon wie Wespen schwärmen
Und an erborgtem Feu'r sich wärmen —
Verderblich lodert schon die Glut!
Schon wird Natur, Geschmack, Verstand
Gleich altem Plunder fortgebannt:
Schon regt das freche Haupt — o Raserei! —
Karrikatur, Nonsense, Empfindelei!

Nur wenige — ich weiß es sicherlich —
Ach, wenige nur kennen dich! —
Flog gleich oft, trunken vom Genuß,
Dein zügelfreier Genius
Das Ziel vorbei, jenseits der Schranken,
Vereintest du doch sonst Verstand und Witz und Scherz,
Du predigtest Gefühl ins Herz
Und in den Kopf — Gedanken!

Aus diesen beiden Jahren des unmittelbaren persönlichen Verkehrs stammt die Hauptmasse der Briefe Lichtenbergs an Hindenburg, nämlich 31 Nummern, von Haus zu Haus durch Boten gesandte Billette und mit einer einzigen Ausnahme undatiert. Ebstein ist bei dem Versuche, diese Briefe zu datieren, mehrfach in Irrtümer verfallen (durch einen Lesefehler ist auch der S. 31 gedruckte Brief an das Kuratorium in ein falsches Jahr, 1775 statt 1773, geraten, was schon die Ortsbezeichnung Osnabrück und ein Blick auf Briefe 1, 106 hätte verhindern müssen) und hat anderseits die vorhandenen Andeutungen, die eine Datierung ermöglichen, nicht durchweg voll ausgenutzt. Ich möchte im folgenden darlegen, wie weit man meines Erachtens zu sicheren oder doch wahrscheinlichen Resultaten für diese Frage kommen kann, und zugleich einiges zur Erklärung der Briefe beifügen, soweit der Herausgeber hier einem Nachfolger zu tun übrig gelassen hat. Ich bespreche die Briefe in der mir richtig erscheinenden chronologischen Ordnung.

Die ältesten Briefe sind Nr. 13 (S. 34), 14 (S. 36) und 17 (S. 40), die zeitlich eng zusammengehören, und zwar in den Januar 1778. Nr. 13 hat Ebstein, wohl verführt durch die Ähnlichkeit der Wendung, mit der Lichtenberg hier von seinem Parakletor spricht, mit einer Stelle eines Briefes an Nicolai über dasselbe Thema vom 2. September 1776 (Briefe 1, 262), gleichfalls in diesen Monat gesetzt; das ist aber ganz unmöglich. Einmal ist der Brief ohne Ortsadresse, also in Göttingen von Haus zu Haus gegangen und wir wissen von einem Göttinger Aufenthalt Hindenburgs im Jahre 1776 nichts. Ferner bezieht sich der Eingang von Nr. 14, worin sich Lichtenberg für die baldige Sendung der erbetenen Gedichte bedankt, deutlich auf unsre Nr. 13, in der er dieses sein Verlangen äußert, und es ist offenbar von den gleichen Gedichten die Rede, nämlich den beiden dann im Almanach für 1779 erschienenen (vgl. S. 37). Endlich gibt der zweite Absatz von Nr. 13 einen deutlichen terminus a quo: es ist die Rede von dem „Lambergischen Mémorial". So und nicht „Lambertischen" ist zu lesen; gemeint ist Maximilian Josef von Lambergs „Mémorial d'un mondain" (Frankfurt 1774; über den Verfasser vgl. Goedeke VIII, 8 f. Wurzbach, Biographisches Lexikon 14, 42), dessen Rezension in den Göttinger Anzeigen (1777, S. 1148, erschienen am 29. November) wahrscheinlich „noch" von

Haller sei; Haller war am 12. Dezember 1777 gestorben und nur im Gedanken an diese Tatsache wird das „noch“ verständlich. Über den Todestag Hallers hinaus darf man also mit der Datierung nicht zurückgehen. — Nr. 14 kann nur durch ganz kurze Zeit von Nr. 13 getrennt werden, da sich Lichtenberg für die „baldige“ Erfüllung seines oben besprochenen Wunsches bedankt. Die hier erwähnte „neue Ausgabe“ von Lambergs „Mémorial“, auf die sich auch Hallers Rezension bezieht, war als „nouvelle édition revue, corrigée et augmentée“ Wien 1776 erschienen. Haller gibt daraus (S. 1151) einen Kapitelinhalt „Von einer algebraischen krummen Linie, die ein Angesicht durch die Abszissen bestimmt“ an (vgl. auch unten die Bemerkungen zu Nr. 20). „Das Museum vom Januar ist schon hier“ schreibt Lichtenberg: während sonst nach den Notizen in Bürgers Briefwechsel das Monatsstück gewöhnlich um den 20. herum erschien, stellt Boie das Januarstück 1778 Bürger schon für den 15. oder doch kurz darauf in Aussicht (Briefe von und an Bürger 2, 209); das ergibt Mitte Januar als Zeit für unsre drei Billette. Die im letzten Absatz erwähnte, ursprünglich für Boies Museum bestimmte, dann aber aus nicht bekannten Gründen wieder zurückgezogene Arbeit Lichtenbergs kann nichts andres sein als die auch in den Briefen 1, 270. 271 (und vielleicht schon 248) erwähnten „Betrachtungen über die Höhe des Brockens,“ in denen er gegen des Braunschweiger Zimmermanns „Beobachtungen über eine Harzreise nebst einem Versuch, die Höhe des Brockens durch das Barometer zu bestimmen“ (Braunschweig 1775) und gegen des Abt Felbiger (nicht Folbiger, wie Ebstein druckt) „Versuch, die Höhe des Riesengebirges zu bestimmen“ (Breslau 1769) polemisiert zu haben scheint (vgl. Briefe 1, 275). — Wenn das „vorhin gesante Manuskript“ in Nr. 17 den Brockenaufsatz meint, was zwar nicht sicher, aber wahrscheinlich ist, so ist Nr. 17 vom selben Tage wie Nr. 14. Die Verse des Eingangs gehen auf ein Werk des hessischen Kommerzienrats Johann Ernst Elias Orffyreus, das Kassel 1719 lateinisch und deutsch erschien und folgenden Titel führt: „Das triumphierende perpetuum mobile Orffyreanum an alle Potentaten, hohe Häupter, Regenten und Stände der Welt in gebührender Submission zu etwaniger Erhandlung vorgestellet und als ein Antrag entworfen von dessen inventore Orffyreo“ (lateinischer Titel: „Triumphans perpetuum mobile Orffyreanum“ usw.; es steht im Auktionskatalog von Lichtenbergs Bibliothek S. 16 verzeichnet,[1]) vielleicht war es ein Geschenk

[1]) Lichtenberg erwähnt es auch in den Physikalischen und mathematischen Schriften 2, 306 Anmerkung; über den Verfasser, der eigentlich Beßler hieß, und das merkwürdige Pseudonym orientiert Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte 10, 150.

Hindenburgs); weinen und lachen mußte Lichtenberg wohl vor allem über die dort S. 145—172 abgedruckten deutschen, lateinischen und holländischen Lobgedichte auf den Erfinder, die an fadem Pathos nichts zu wünschen übrig lassen. Wichtig ist dies Billett besonders dadurch, daß es uns den ersten urkundlichen Beleg dafür bringt, daß das zuerst im Januar 1783 im Druck erschienene berühmte „Fragment von Schwänzen", was man bisher nur vermuten konnte (vgl. Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische Tätigkeit S. 90; Baldingers dort abgedruckter Vorbericht spielt am Schluß auf Hallers Elementa physiologiae corporis humani 5, 590. 591 an), schon dem Jahre 1777 zugehört und daß die Schwanz- und die Zopfsatire zwei ursprünglich getrennte Teile bilden; die letztere befand sich, da sie Lichtenberg nicht mehr zu besitzen erklärt, wahrscheinlich schon damals in den Händen Baldingers.

Die Nummern 15 (S. 39) und 16 (S. 40) hat Ebstein richtig in den Februar 1778 gesetzt: auch in dem Brief an Nicolai vom 15. Februar (Briefe 1, 290) berichtet Lichtenberg von dem Eindruck, den Lavaters den vierten Band der Physiognomischen Fragmente eröffnende Polemik gegen seine antiphysiognomische Kalenderabhandlung auf ihn machte. Das Instrument zur Messung der „Kapazität" der Stirnen, um darauf eine „Proportionaltafel für alle Fähigkeiten der Seele" zu gründen (ebenda S. 24), das in Nr. 15 erwähnt und in Nr. 16 „physiognomischer Storch- und Affenschnabel" getauft wird (Hindenburg wird etwas wie „Kenometoposkop" vorgeschlagen haben), bezeichnet Lavater selbst an zwei späteren Stellen (S. 155. 237) als „Stirnmesser". Diese lagen Lichtenberg damals noch nicht vor, da er die ihn angehenden Bogen Lavaters einzeln und schon vor der Ausgabe des ganzen Bandes der Physiognomik, der erst zur Ostermesse erschien (daher wohl „nur eine halbe Stunde"), in die Hände bekommen hat. Der Vermittler wird Boie gewesen sein, in dessen Museum ein Auszug aus Lavaters Polemik auf des Verfassers und Zimmermanns Wunsch aufgenommen werden sollte; Boie scheint schon vor Mitte Februar die Bogen zu diesem Zwecke erhalten zu haben (vgl. Briefe von und an Bürger 2, 233) und teilte sie wohl Lichtenberg vertraulich mit. Vielleicht sind beide Billette am 15. Februar geschrieben.

Nr. 23 (S. 51) gehört wahrscheinlich in den Mai 1778. Sie spricht von neu erschienenen Kriegsliedern Gleims, die dieser Lichtenberg selbst zugeschickt hatte (vgl. zur persönlichen Verbindung beider Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 140. 261 und die Anmerkung zu Aphorismen B 73), und vergleicht sie mit der berühmten ältesten Sammlung, deren frühe tiefe Wirkung auf Lichtenberg sie mit warmen Worten bezeugt. Es kann sich daher nicht, wie Ebstein will, um den

1778 erschienenen neuen Abdruck jener ersten Sammlung, sondern nur um die „Preußischen Kriegslieder im März und April 1778" handeln, die auf den preußischen Stimmungen vor Beginn des bayrischen Erbfolgekrieges beruhen, dessen weitere Entwicklung dann Gleim gleichfalls durch Lieder, die gruppenweise in Einzeldrucken erschienen, begleitet hat (vgl. Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse 2, 215). An sich könnte auch eine dieser späteren, im Sommer und Herbst erschienenen Einzelsammlungen gemeint sein: wir haben es aber wieder mit einem in Göttingen von Haus zu Haus geschickten Billett zu tun und vom Juni bis zum August 1778 waren beide Freunde nicht am gleichen Orte. Nicht nur war Lichtenberg vom 6. bis 22. Juni in Hamburg (vgl. Briefe 1, 294 und Aphorismen F 1008), sondern auch Hindenburg verließ Göttingen spätestens im ersten Drittel des Juni: am 10. Juni verteidigte er in Leipzig seine Dissertation „Methodus nova et facilis serierum infinitarum exhibendi dignitates exponentis indeterminati" und verbrachte einige Monate dort.

In diese Trennungszeit fällt der einzige von Lichtenberg selbst datierte Brief dieser Gruppe, Nr. 20 (S. 44) vom 24. August 1778. Die Schrift, auf die der zweite Absatz anspielt, ist sicher die soeben erwähnte Dissertation; das wird außer allen Zweifel gesetzt dadurch, daß Lichtenbergs Bemerkung über die mathematische Behandlung des menschlichen Gesichtsumrisses sich an die fünfte der am Schluß angefügten Thesen Hindenburgs (S. 28) anschließt, welche lautet: „Faciei humanae hominisque adeo cujuslibet noti exhiberi potest pro curvam algebraicam delineatio. Simplicissimae ad hunc usum sunt curvae parabolici generis. Hinc pendet physiognomice, quae dici possit, algebraica sive analytica, quae omnis versatur circa coefficientium seriei fictae determinationem, unde cognoscitur homines inter se ceterasque animantes solis differre coefficientibus, quorum pertinet ad geometras inventio, ad physiognomonas explicatio."

Nicht allzulange nach diesem Briefe wird Hindenburg nach Göttingen zurückgekehrt sein: der sechste Absatz macht den Eindruck, als ob der bei seinem Scheiden von ihm festgesetzte Termin der Rückkehr schon überschritten oder doch fast überschritten gewesen wäre. Auch daß Lichtenberg ihm den Ende August ausgegebenen Taschenkalender für 1779 weder sendet noch die Sendung ankündigt, spricht dafür, daß er Hindenburgs Eintreffen in allernächster Zeit erwarten durfte und ihm dann den Kalender persönlich überreichte. Sehr bald darauf, spätestens wohl im ersten Drittel des September 1778 muß Nr. 56 (S. 100) geschrieben sein, da sie noch einmal ausführlich auf den Kalender zu sprechen kommt, über den also noch keine eingehendere

Aussprache erfolgt war. Nach dem ersten Absatz hatte Hindenburg Lichtenberg die deutsche oder die französische Übersetzung von Sir Thomas Brownes 1646 erschienener „Pseudodoxia epidemica“ (über den Verfasser vgl. auch Aphorismen E 7 und die Anmerkung) überschickt, da dieser im Kalender S. 72 (Vermischte Schriften 6, 454) im Eingang des Aufsatzes „Einige gemeine Irrtümer“ des Werks gedacht hatte.

Zeitlich eng zusammen gehören dann wieder die Nummern 19 (S. 42), 25 (S. 53) und 26 (S. 54), von denen Hindenburg die letzte mit dem Datum des 1. Dezember 1778 versehen hat. Nr. 19 setzt Ebstein in den April, weil sie einen Brief an Boie erwähnt und ein solcher vom 23. April erhalten ist; dieser Ansatz ist jedoch, wie wir sehen werden, unmöglich. Ein fester Termin müßte eigentlich gleich mit Hülfe des ersten Absatzes zu gewinnen sein, in dem einer an einem Mittwoch anberaumten außerordentlichen Sozietätssitzung gedacht wird (die ordentlichen Sitzungen fanden regelmäßig Sonnabends statt): die Göttinger Anzeigen, die jedesmal darüber berichten, gedenken zwar innerhalb der Jahre 1778 und 79, die hier in Betracht kommen, einiger außerordentlicher Sitzungen, aber keiner an einem Mittwoch abgehaltenen. Es muß also entweder, was mir unwahrscheinlicher vorkommt, Lichtenberg sich in der Angabe des Wochentags geirrt haben oder es ist aus irgend einem Grunde kein Bericht über diese Mittwochsitzung in die Anzeigen gekommen. Der vierte Absatz kann nicht vor Ausgabe des Taschenkalenders für 1779, also nicht vor Ende August 1778 geschrieben sein, da die beiden hier bemängelten Sätze sich in diesem Kalender, und zwar der über den ovalen Regenbogen der Maler S. 74 (Vermischte Schriften 6, 455), der über Ramsdens Prämien S. 86 finden. Da nun der dritte Absatz mit seinem Hinweis auf die Honorarfrage es nahe legt, in dem hier versprochenen Brief an Boie denselben zu sehen, von dessen wirklicher Absendung Nr. 25 und von dessen Beantwortung durch Boie Nr. 26 spricht, so werden wir, da Nr. 26 sicher vom 1. Dezember (dem in Nr. 25 erwähnten „künftigen Dienstag“) und Nr. 25 wahrscheinlich vom 26. November, dem nächstvorhergehenden Donnerstag ist (wie Lichtenbergs Briefe an Schernhagen zeigen, ging die Post von Göttingen nach Hannover Dienstags und Freitags und Lichtenberg pflegte Montags und Donnerstags dorthin zu schreiben), Nr. 19 auf die Zeit zwischen dem 23. und 25. November setzen dürfen. — Mit den in Nr. 25 anerkennend erwähnten „Wittenbergischen Zeitungen“ ist wohl der Reichspostreuter gemeint, dessen Redakteur von 1770—86 der bekannte Albrecht Wittenberg war; über ihn orientiert am besten Werner, Ludwig Philipp Hahn, S. 125.

In den November oder Dezember 1778 gehört wohl auch Nr. 24 (S. 52), worin auf Zimmermanns vom 15. November da-

tierten Brief an den Regimentsarzt Hempel (vgl. Ischer, Johann Georg Zimmermanns Leben und Werke S. 320 Anmerkung) Bezug genommen wird.

Zeitlich durch ein gemeinsames Moment, durch den ersten Aufenthalt Georg Forsters in Göttingen zusammengehalten sind weiter die Nummern 55 (S. 99), 30 (S. 59), 18 (S. 41) und 81 (S. 61), eine Gruppe, der dann auch aus einen andern Grunde Nr. 27 (S. 55) einzuordnen ist. Georg Forster kam auf seiner Reise von Kassel, wo er die ihm angetragene Professur der Naturgeschichte am Carolinum angenommen hatte, nach Berlin am 27. Dezember 1778, eines Sonntags, in Göttingen an, blieb dort vierzehn Tage in Lichtenbergs Hause und reiste Montag den 11. Januar 1779 nach Braunschweig weiter. Diese Daten sind durch eine Kombination der vorhandenen Zeugnisse gesichert: daß er an einem Sonntag nach Göttingen fuhr, kündigt er selbst seinem Vater an (Briefwechsel 1, 189; der dort S. 191 abgedruckte Brief aus Göttingen trägt ein falsches Datum, da Forster am 24. Januar 1779 nach Archiv für das Studium der neueren Sprachen 90, 49 in Kloster Bergen war, und scheint zudem aus Stücken mehrerer Originalbriefe kontaminiert zu sein); als Datum bezeugt Lichtenberg in den Aphorismen (F 1183) den 27. Dezember; daß er an einem Montag abreiste, sagt unsre Nr. 30; die Dauer seines Aufenthalts gibt er gleichfalls selbst an (Briefwechsel 1, 200), wodurch sich auch dieser Montag festlegt. In die ersten Tage von Forsters Anwesenheit, also noch in die letzten Dezembertage 1778 dürfte das Einladungsbillett Nr. 55 fallen. — Nr. 27 muß wohl auf den 4. Januar 1779 gesetzt werden: Lichtenberg bedankt sich darin für Hindenburgs ihm zu seiner Magisterpromotion an diesem Tage gewidmetes lateinisches Glückwunschgedicht, das Ebstein als Unikum (vgl. S. 57) im Nachlaß des Verfassers entdeckt hat und das an dem aufgedruckten Tage auch überreicht sein wird.[1]) — Einige Tage

---

[1]) Durch die Güte des Besitzers, des Herrn Theodor Apel in Leipzig, habe ich von diesem Druck Einsicht nehmen können. Den Titel gibt Ebstein S. 57 an. Den lateinischen Versen geht folgendes Motto aus Theokrit (14, 57 mit Änderungen) vorher:

„Ὤφελε μὰν χωρεῖν κατὰ νοῦν Τεόν, ὧν ἐπιθυμεῖς.
ἀλλ' ἐπὶ Σοὶ νῦν ᾄσομ' ἐγὼν τάδε· εἷς γὰρ ἄριστος,
εὐγνώμων, φιλόμωσος, ἐρωτικός, εἰς ἄκρον ἁδύς,
εἰδὼς τὸν φιλέοντ', αἰτεύμενος οὐκ ἀνανεύων,
οἷα χρὴ τὸν ἑταῖρον."

Die Distichen selbst lauten:

„Ecce professores, vincturi tempora lauro,
ter duo musarum templa sacrata petunt!
ergo non satis est peragrare fideliter orbem,
luctari et rapidis fluctibus oceani?

nach Nr. 27 und nicht lange vor Forsters Abreise, die darin als bald bevorstehend erwähnt wird, also etwa am 8. oder 9. Januar ist Nr. 30 geschrieben. Der „vortreffliche Glückwunsch“ ist doch wohl wieder das lateinische Gedicht vom 4. Januar; Lichtenberg sendet als Gegengabe, was Ebstein entgangen ist, ältere Verse von sich, einen der Ende 1772 für Dieterich gedichteten und zur Aufnahme in den Musenalmanach bestimmten Neujahrswünsche (Aphorismen C 61 Nr. 2). — Nr. 18 und 31 folgen dicht aufeinander, denn auch in Nr. 18 handelt es sich um die in Nr. 31 ironisierte Abhandlung oder Bemerkung eines gewissen Gresham, deren Druckort ich trotz vielen Suchens leider nicht habe ermitteln können. Da Nr. 31 unmittelbar nach Forsters Abreise, also wohl noch am 11. Januar geschrieben ist, so wird man Nr. 18 wohl ziemlich sicher auf den 10. setzen dürfen.

Die Nummern 28 (S. 56) und 29 (S. 58), an zwei aufeinander folgenden Tagen geschrieben, fallen wahrscheinlich auf den 25. und 26. Januar 1779, jedenfalls nicht früher. Das Januarstück des Museums mit der Lichtenberg gewidmeten Übersetzung einer Idylle des Theokrit von Hindenburg erschien später als gewöhnlich, nämlich erst nach dem 20. des Monats (vgl. auch Briefe von und an Bürger 2, 341). Lichtenberg erhielt es nach Nr. 28 an einem Sonnabend, als er gerade nach der Sternwarte gehen wollte: da es sich bei der letzteren Absicht um die Beobachtung des auch in Nr. 32 erwähnten Kometen handelte und dieser nach dem Bericht in den Göttingischen Anzeigen 1779, S. 161 nur am 18., 19. und 23. beobachtet werden konnte, so ist der 23., der einzige Sonnabend unter den drei ge-

---

non satis est famam post mortem spargere scriptis,
 magnorum et vivos ire per ora virum?
scilicet hoc superest laudis: dextro omine docta
 praemia Kaestneri digna tulisse manu.
felices nimium, quos inclita gloria quaerit
 et fovet exceptos intemerata sinu!
hos inter meus est, longe carissimus unus,
 Lichtenberg meritis clarus et ingenio.
ite, mei versus, exponite gaudia (desunt
 commoda verba mihi), quaerite, musa dabit.
prodite, liberius quem coram dicere, amorem,
 sustinuit nondum rusticus ille pudor.
ite, bonum augurium, prosperrima tradite vota,
 ite, probate fidem, pignus amicitiae.“

Eine Anmerkung zur ersten Zeile nennt als die durch die Magisterpromotion Geehrten Gmelin, Blumenbach, Lichtenberg, Meiners, Sprengel und Georg Forster („professor Cassellis nuper designatus, patris pluribus nominibus celeberrimi itinerum comes fidus et ipse periegeta, oceani circumflui in sulas alio qui sole tepentes, qui mores hominum multorum vidit et urbes“; vgl. Horaz, Episteln 2, 3, 142“).

nannten Tagen, das gesuchte Datum. Damit ergibt sich für Nr. 28 als frühester Termin der 25. (da Lichtenberg sonst wohl statt „am Sonnabend" „gestern" geschrieben haben würde) und für Nr. 29 der 26. Januar. Den in Nr. 28 erwähnten „bösen Bericht über Göttingen" bringt der dritte von Göckingks „Briefen eines Reisenden an den Drost von LW." (Deutsches Museum 1779, 1, 12).

Gegen die Datierung von Nr. 32 (S. 61) auf Mitte Februar 1779 auf Grund der Notiz über den eben erwähnten Kometen ist nichts einzuwenden. Das im Eingang erwähnte Gedicht Hindenburgs sind wohl die lateinischen Distichen auf den am 20. Januar gestorbenen Garrick, die dann im Märzstück des Museums (1779, 1, 286) gedruckt wurden, ein Gegenstück zu den Versen auf Lichtenbergs Magisterpromotion. — Durch die einander unmittelbar folgenden Nummern 33 (S. 62), 34 (S. 63) und 35 (S. 64), die mir übrigens bei einer erneuten, also dritten Anwesenheit Hindenburgs in Göttingen geschrieben zu sein scheinen, sind wohl richtig in den Juni 1779 gesetzt.

Dem noch verbleibenden Rest von acht Billetts, den Nummern 21 (S. 50), 22 (S. 51),[1] 51 (S. 96), 52, 53 (S. 97), 54 (S. 98), 57 und 58 (S. 101), ist, weil sie zu mager an Inhalt oder gänzlich frei von aktuellen Anspielungen sind, chronologisch nicht genauer beizukommen. Die Erwähnung des Küsters von St. Katharinen in Hamburg in Nr. 51, den sich Ebstein vergeblich bemüht urkundlich festzustellen, halte ich für rein scherzhaft: man erinnere sich, daß Lessing gerade damals seine erbitterte Fehde gegen Goeze führte und daß Goeze Hauptpastor an der Katharinenkirche war; seine Denkweise in vergröberter Form, wie wenn sie seinem Küster angehörte, sah Lichtenberg wohl in einer irgendwo gedruckten Epistel, die es freilich sehr schwierig, wenn nicht unmöglich, sein wird nachzuweisen. — Über den in Nr. 54 genannten Schulmann John Clark, den Lichtenberg auch Vermischte Schriften 10, 25 erwähnt, vgl. Dictionary of national biography 10, 432.

2.

Es sei mir gestattet, hier noch einen bisher unbekannten Brief Lichtenbergs an Boie anzufügen, der mit Boies Nachlaß kürzlich in den Besitz der Berliner Literaturarchivgesellschaft gekommen ist. Zwei andre vom 31. Dezember 1770 und 22. Juli 1771 sind ohne literarischen oder psychologischen Wert.

---

[1] Wenn die in den Aphorismen F 1157 gedruckten Verse an Ljungberg, die am 30. oder 31. Oktober 1778 niedergeschrieben sind, während dessen vorübergehender Anwesenheit in Göttingen in diesem Herbst (vgl. S. 71) entstanden, was allerdings nicht sicher ist, so würde diese Nummer auf der Scheide der Monate Oktober und November des genannten Jahres anzusetzen sein.

Stade den 19.ten May 1773.[1])

Mein lieber Boie

Vergangene Nacht um zwölf bin ich von Hamburg hier angelangt. Was dieses an einem schönen Maytag für Ihren Professor für eine Reise gewesen ist, kan nicht beschrieben werden, es ist aber auch bey jemanden der diese Gegenden und mich so kennt, wie Sie nicht nöthig. Was ich auf meinen Reisen gesehen habe, zeige ich Ihnen jezt nur summarisch an, verspreche aber manche Capitel etwas umständlicher in künfftigen Briefen zu behandeln.

Ich habe die Königin von Dänemarck speißen sehen, und eine halbe Stunde, 2mal die Breite der Tafel, woran sie saß, gegen ihr über gestanden.[2])

Ich bin 4½ Tage in Hamburg gewesen. Habe auf dem göttlichen Fortifications Hause einmal mit HErrn Professor Gieseke gefrühstückt; habe mit HErrn Professor Büsch, HErrn Magister Ebeling, HErrn Sonnin und der Gantzen Handlungs Academie die aus 16 jungen Leuten besteht gespeißt, es sind 4 Engländer dabey, und unter diesen ein Sohn des berühmten Dimsdale.[3]) Nach Tische kegelte ich mit einigen. Auf dem Baumhause, in der Mitte des Hafens, habe ich auch einmal gefrühstückt und einmal einen halben Nachmittag zugebracht. Ich habe die Börse, das Rathhauß und ein eines reisenden Weltweisen Achtung nicht unwürdiges Stück, den Rathskeller, besehen, auch die neue Michaëlis Kirche habe ich besucht, aber sie nicht so gefunden als ich wohl erwartet hätte. Ja gestern Morgen 1½ Stunden vor meiner Abreise verfügte ich mich zu dem Mann, der zu so manchem guten Einfall Anlaß gegeben, und selbst so manchen schlechten gehabt hat, zu dem ehmaligen HErrn Senior Götzen. Ich gieng würcklich die geheiligte Treppe hinauf. Ich sahe auch einige von den Leviten und Levitinnen, die vor ihm dienen, allein er selbst war schon Tags vorher aufs Land gefahren. Es schmerzte mich nicht wenig dießmal meine Absicht nicht erreicht zu haben, künfftig soll es mir aber nicht fehlen.

Diesen Morgen, da ich dem HErrn Haltermann[4]) meine Ankunfft wissen lasse, schickt er mir einen grosen Pack Briefe, worunter auch der Ihrige mit war. Das Urtheil des HErrn Nikolai in dieser Sache,[5]) wo er judex competens ist, könte würcklich jemanden stoltz machen. Sie können ihm meinen Nahmen sagen, es ist keine geringe Belohnung für mich, daß er begierig ist ihn zu wissen. Unterdessen öffentlich muß er nicht genannt werden, allein eine Anzeige von jemanden, der die Sache, wie es sich gehört, ansieht, in der allgemeinen deutschen Bibliothek könte nicht schaden und wäre mir deswegen angenehm, weil ein boshaffter Recensent, der dabey mehr Feinheit besäße als boshaffte Recensenten gewöhnlich zu besitzen pflegen, leicht das Ding in einem für mich nachtheiligen Licht zeigen könte. Wenn die Exemplare ankommen, so nehmen Sie eines für sich und eines für HErrn Bürgern heraus, Sie können es mit der Beyfügung, daß es Ihnen von unbekannter Hand zugekommen sey, zeigen wem Sie wollen, die übrigen schicken Sie mir alle zu.

Der Kopf ist mir heute sehr wüste, nicht sowohl von der Reise auf der Elbe, als von der verdrüßlichen Fahrt die Schwinge herauf, und von einer

---

[1]) Vgl. den Brief an Marie Tietermann vom selben Tage, den an Christiane Dieterich vom 20. und den an Kästner vom 24. Mai (Briefe 1, 122. 125. 128), die inhaltlich mancherlei parallele Berichte bieten, ohne daß ich sie im einzelnen zitiere.

[2]) Vgl. auch noch Briefe 1, 140.

[3]) Über den Arzt Thomas Dimsdale vgl. Dictionary of national biography 15, 92.

[4]) Vgl. Briefe 1, 120.

[5]) Boie hatte ihm den Timorus zugesandt, den er sehr lobte und dann auch zum Druck beförderte; vgl. Briefe 1, 151.

Bouteille englisches Bier die ich an board, nebst wenigstens 6 Pfeifen Tabackausgesogen habe, dieser Zerrüttung haben Sie es auch zuzuschreiben, daß ich vorher unter meinen Reise Vergnügungen nicht gesagt habe, daß ich Emilia Galotti von der jüngsten Mamsel Ackermann und Julie von der ältesten habe machen sehen. Ich meine Romeo's Julie.[1])

Christelchen soll auch noch einen Brief haben.

Für Ihre methyologischen Beyträge bin ich Ihnen sehr verbunden, der: Er hat sich den Ars begossen soll auf Ihre Rechnung gedruckt werden.[2]) Einige davon werden Sie schon auf dem Verzeichnisse finden, wenigstens hochdeutsch, andere aber waren mir neu; den Nothancker[3]) habe ich noch nicht gelesen, auch noch nichts davon gehört. Was ist es denn?

Ich kan Ihnen noch nicht sagen, wie es mir in Stade gefällt, ich kenne es noch nicht. HErr Regierungs Sekretär Haltermann ist ein vortreflicher Mann. Es sind viele schöne Gesichter hier. Ich habe die beyden Zesterflethe hier gesehen, aber noch nicht gesprochen. Leben Sie wohl.

GCLichtenberg.

Die Studien zu Jean Pauls zweitem Eheroman.

Veröffentlicht von Karl Freye in Berlin.

Einführung.

Am 1. Februar 1802 schreibt Jean Paul an Christian Otto, er wolle nach dem Titan und der „Geschichte meines Bruders, von Jean Paul" (den Flegeljahren) die biographischen Belustigungen beschließen, wenn nicht das Leben früher beschlossen sei. „Dan Siebenkäs[ens] Ehe mit Natalien. Dan nichts mehr; sondern ich philosophiere und kritisiere." Im Taschenbuch („Der Liebe und Freundschaft gewidmet") für 1810,[4]) erschienen also 1809, bietet dann Jean Paul „Einige Ehe-Spiegel Scherben." im Dezember 1808 geschrieben.[5]) Er beginnt: „Ich häufe schon seit Jahren Thatsachen und Urkunden zu einer Darstellung von Siebenkäsens zweiter Ehe — mit Natalien nämlich — zusammen. [Dazu Anmerkung: „Dies ist ernsthaft gemeint."] Da ich aber zur Herausgabe weder Zeit noch Urkunden genug gehabt: so will ich wenigstens Sentenzen daraus einige

[1]) Vgl. Litzmann, Friedrich Ludwig Schröder 2, 96. 93.

[2]) Die in den Aphorismen 2, 220 gedruckten Nachträge zur Methyologie stammen also von Boie.

[3]) Der erste Band dieses Nicolaischen Romans war Ostern 1773 erschienen.

[4]) Frankfurt am Mayn bei Friedrich Wilmans.

[5]) Nach Jean Pauls „Vaterblatt" (Wahrheit aus Jean Pauls Leben 2, 152). Sie haben im handschriftlichen Nachlaß einen besonderen Entwurf. Um fünf Nummern vermehrt, gingen diese „Scherben" als „Trümmer eines Ehespiegels" in das erste Bändchen der „Herbst-Blumine" (1810) über.

Jahre früher geben, als die Geschichte, zumal da der Leser beide gesondert lieber empfängt als beide verbunden." Weder die erste noch die zweite Ankündigung ist erfüllt. Der Dichter hat sich aber bis in die späten Jahre damit getragen, den angedeuteten Plan oder doch einen ähnlichen auszuführen. Daß er solche Absichten hatte, war immer bekannt; schon Spazier hebt die Bedeutsamkeit des Planes hervor (3, 229 und 5, 29). Die Euphorionveröffentlichungen Josef Müllers (7, 295—97) geben aber kein Bild von den Absichten Jean Pauls.[1])

Die „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke" lassen in der Tat eine Frage offen. Konnte Siebenkäs auch nicht mit Lenette leben, weil er, in ihre Atmosphäre gebannt, zu ersticken drohte, so sieht man darum doch noch nicht, wie er, der Armenadvokat, mit Natalie, die eine „hohe" Gestalt ist, leben will. Beim Abschluß des Siebenkäs stand Jean Paul selber noch in Entwicklung, hatte die Erfahrungen mit genialen Frauen noch nicht hinter sich. So erledigte er zwar das Thema dieses Romanes, rührte aber zum Schluß ein neues an, das er selber im Leben noch nicht erledigt hatte. Er empfand das bald und hatte, je mehr er wuchs, das Verlangen, auch dieses Thema in einem Roman durchzuführen.

Eine Schwierigkeit war da von vornherein gegeben. Das neue Werk sollte ja doch eine Art von Fortsetzung werden. Dem Verlangen nach der Erledigung des neuen Themas mußte häufig das Widerstreben entgegenwirken, ein eigentlich abgeschlossenes Werk (den alten Siebenkäs) durch Fortspinnung eines Fadens für ein Fragment zu erklären. Wie es jedem echten Dichter ergehen muß, so erging es auch Jean Paul: die Fortsetzung wurde ihm zu einem ganz neuen Werke. Die Studien zeigen das, zeigen aber auch, wie er sich zuletzt ohne Erfolg halb zur Fortsetzung zurückwandte.

Ein zweites Hindernis für die Durchführung des Themas hat dann schon Spazier nachdrücklich hervorgehoben. Die Ehe der genialen Frau mit dem Manne, in dessen Brust zwei Seelen wohnen, wollte er schildern. Er hätte eigene Lebenswunden berühren müssen, denn der Verfasser des Fixlein und des Titan hatte die Elemente in seinem Innern keineswegs zur völligen Einigung bringen können. Die Flegel-

[1]) Er redet von (in Wirklichkeit gar nicht vorhandenen) „Abschnitten" (das heißt also „Sinnesabschnitten") und erweckt dadurch ganz falsche Vorstellungen. Nirgends stellt Jean Paul hier einen Plan auf, den er in einem „Abschnitt" durchführt, sondern Notiz schließt sich (jedesmal mit Absetzung der Reihe und Unterstreichung des Anfangs der neuen Bemerkung) an Notiz. Müller hält sich auch gar nicht an die äußere Reihenfolge der handschriftlichen Notizen, sondern unterbricht eine Notizenreihe beliebig durch eine andere und diese wieder durch eine dritte. Dann verliest er sich wie immer, und zwar höchst leichtfertig.

jahre, die mit ihrem verklärten Realismus den Frieden Jean Pauls mit dem Leben hätten darstellen müssen, sind nicht vollendet.

Endlich war noch ein drittes Hindernis da. In seiner Ehe stand Jean Paul selber mitten in Konflikten, und wenn auch das Verhältnis zwischen Siebenkäs und Natalie dem zwischen ihm und Caroline nicht etwa völlig entsprach, so ergaben sich doch so viele Berührungspunkte und so verschob sich ihm wohl auch unbewußt der Plan so häufig, daß er immer wieder vor der Ausführung zurückscheuen mußte. Als Jean Paul sich verlobte, hatte er oft genug ausgesprochen, daß er keine „geniale“ Frau mehr suche, er spricht das sogar indirekt in dem Werbebrief an Carolinens Vater aus; er glaubte hier nach vielen Erfahrungen die richtige zu finden. Scheinbar unüberwindliche Konflikte blieben dennoch nicht aus.

Auf eine unordentliche, geniale Frau wie Natalie paßt ja gewiß nicht eine Charakteristik, wie sie Jean Paul von Caroline gibt (16. Juni 1811): „so mütterlich gegen die Kinder, so arbeitsam, still, genügsam, uneigennützig, so edelmütig gegen Fremde“, wenn er auch im gleichen Briefe von „Abweichungen von seinem Haushaltungs-Plane“ spricht. Es kam wohl hauptsächlich die leidenschaftliche, wilde Liebe Carolinens[1]) in Konflikt mit jener Eigenschaft Jean Pauls, daß er nur poetisch zu lieben vermochte, weil er nicht sah, was er liebte.[2]) Wir haben einen langen Brief Christian Ottos, der dem Freunde plötzlich Lieblosigkeit vorwirft. Etwas Unüberwindbares hinderte ihn, jemanden ganz an sich teilhaben zu lassen.[3]) Vielleicht nahm auch die so lange und fest gehaltene Freundschaft mit Otto und Emanuel seine Seele mehr ein, als Caroline es anderen Menschen gönnen wollte.[4]) Wie tief sie ihre oft einsame Liebe schmerzte, zeigt der häufig ausgesprochene Wunsch, zu sterben, noch 25. Juni 1824 spricht der Gatte von diesem „ihm so verhaßten und undankbaren“ Wunsche, der all sein Tun und Lieben für nichtig erkläre.

Besonders schlimm war es, daß Jean Paul seine Anstrengungen, sich zu erziehen, oft wenig halfen, denn gerade in dem Erfolg dieser Bemühungen sah Caroline „vernünftige Gleichmütigkeit“.[5]) Zu solchen Konflikten kamen dann Streitigkeiten über Ökonomie und Kindererziehung. Kurz, Jean Pauls Wanderungen vor das Tor hinaus zur Rollwenzel, seine häufigen Reisen hatten ihren Grund, er mußte sich Lebensfreude und Schaffenslust bewahren und wiedergewinnen. Man

---

[1]) Manche Briefstelle ließe sich anführen.

[2]) Vgl. Freye, Jean Pauls Flegeljahre, S. 127 und 270.

[3]) Vgl. Carolinens Brief in Nerrlichs Ausgabe S. 229, Z. 17 ff.

[4]) Man vgl., wie Jean Paul sich nach der Geburt des ersten Kindes sogleich nach Otto und Emanuel sehnt; 20. Sept. 1802 an Otto.

[5]) Carolinens Brief bei Nerrlich S. 292.

lese nur die Regel der „Via Recti“: „Auch ohne Reise mußt du durchaus das Leben von neuem anfangen, wenn es verdorben ist“.[1] Ich kann mich hierüber nicht weiter verbreiten. Kein Zweifel aber, wenn Jean Paul in solchen Zuständen lebte, so war für ihn eine Ehe, wie er sie schildern wollte, schließlich nicht darstellbar. Die Notizen für den geplanten Roman vermischten sich jedoch mit Bemerkungen, die aus eigenen gleichzeitigen Erlebnissen hervorgingen.

Wenn ich nun hier die erhaltenen Studien zum „2. Siebenkäs“ biete, so ist davon dreierlei zu erwarten. Erstens sind Notizen da, die sich auf eine wirkliche Fortsetzung des alten Siebenkäs beziehen, auf das Verhältnis zwischen dem Satiren schreibenden, weichherzigen, das Kleine liebenden, für das Große begeisterten Armenadvokaten und der vornehmen, dem Hohen hingegebenen, das Kleine wenig berücksichtigenden, edlen Natalie. Zweitens finden wir Bemerkungen, die statt der Fortsetzung eine neue Ehegeschichte (zu Zeiten auch mehrere) vorbereiten; einige Notizen deuten auf Derbkomisches, über Helden und Heldin (Herkunft, Stand) herrscht vielfach Unklarheit, bevorzugt wird aber der Gedanke, eine Dichterehe schildern zu wollen; auch die Frau soll zu Zeiten schriftstellern. Endlich scheinen eine große Anzahl von Bemerkungen (sie sind natürlich nicht streng von den übrigen zu scheiden) Belege für das häusliche Leben Jean Pauls zu sein, Versuche, die eigenen, wenn auch nicht die tiefsten, täglichen Nöte künstlerisch zu beherrschen und einzuordnen. Ein Titelvorschlag scheint das geradezu einmal derb auszusprechen.

Ein Versuch zusammenfassender Darstellung wird hier dadurch erschwert, daß Jean Pauls Absichten, wie ausgeführt, in nur wenigen Punkten fest waren. Meine Ordnung der Studien soll da zu einem besseren Überblick verhelfen; das erspart die vielen „zwar“ und „aber“ und „möglicherweise,“ mit denen die Darstellung sich herumzuschlagen hätte, und wirkt sicherer.

Das Wechseln der Absichten muß man eben innerhalb jedes einzelnen Abschnittes beobachten. Als verhältnismäßig dauerndes Ziel können wir die Notiz hinstellen: „Hauptaufgabe und Lösung: wie gleich edle Seelen durch kleine Fehler gegen einander dissonieren.“ Das wäre wie im alten Siebenkäs durch eine Fülle von Einzelheiten belegt, sei es nun, daß Siebenkäs oder Vult oder daß sonst jemand Gatte gewesen wäre. Die Konflikte in eine niedere Sphäre zu rücken, war nur ein plötzlicher Vorschlag; im Fibel ist ja dann hier und da die Ehe derber dargestellt. Wozu jene „Dissonanzen“ aber führen sollten, welche Stufen einer Entwicklung und welches Ende geschildert

[1]) Siehe Sämtliche Werke. 3. Auflage 34, 217.

werden sollte, ergibt sich nicht mit Sicherheit. Gleichwohl hat Jean Paul wie in anderen Fällen auch hier den Glauben gehabt, daß er die Lösung des Rätsels finden würde. Er hat gerade mit Beziehung auf unser Werk 1820 von jenem verhängnisvollen Sicherheitsgefühl gesprochen: „Ich weiß stets bei einem schweren ästhetisch-romantischen Rätsel der Geschichte, daß ich die Lösung finde (z. B. mit Roquairol; jetzo mit Siebenkäs").[1] Er hat sich damals, wo er wieder mehr an eine Fortsetzung des alten Siebenkäs dachte, vielleicht darauf verlassen, daß er durch eine Variation des alten Scheintodmotives zum Ende kommen werde. Zu welchem Ende aber, das sah er nicht deutlich, die Studien beweisen das. Man muß wohl glauben, daß hier wie im alten Siebenkäs neben der Sicherheit der Einzelszenen das Sprunghafte der Entwicklung überrascht hätte.

Den Roman in Briefen zu geben, scheint Jean Paul nahe gelegen zu haben. Der Plan des Dichters, sich selber als Briefschreiber in das Werk zu bringen, erweckt einige Bedenken. Vielleicht wäre in diese Briefe Jean Pauls ein Teil der aufgezeichneten Sentenzen gekommen. Solche sind in ziemlicher Anzahl unter den Notizen; das will aber noch nicht besagen, daß sie, die Darstellung störend, eingestreut wären; vielmehr nimmt sich der Dichter einmal vor, dies Werk zu schließen, ohne das Resultat zu sagen, das sich darin malt. Das Milieu des Romans wäre wohl eine mittlere Stadt gewesen, mit einem mäßig großen Personenkreis wäre der Dichter ausgekommen, wenn man nicht den Plan, mehrere Ehen, ja ganze Ehekriege zu schildern, größere Bedeutung beimessen will. Den Roman unter die Jean Paulschen Romanrubriken einzuordnen, ist nicht einfach; er hätte eben den Kampf verschiedenartiger Elemente darstellen müssen. Doch entscheidet die Fülle individualisierender Einzelzüge für die Rubrik „Deutscher Roman".

Beschreibung der Handschriften.

In Kapsel 22 des Jean Paulschen Nachlasses[2]) sind 19 beschriebene Quartblätter aufbewahrt, die sich auf den „zweiten Siebenkäs" beziehen. Blatt 1 ist lose; unter Blatt 2—11 hat man sich in- und aneinander geheftete Doppelquarte zu denken; unter 12—15 zwei ineinander gelegte Doppelquarte; Blatt 16—19 sind erster Teil eines regelmäßig gehefteten, 11 Blätter starken Quartheftes, das sonst unbeschrieben ist. Meine Numerierung der Blätter sucht der chrono-

[1]) Wahrheit aus Jean Pauls Leben 2, 39.

[2]) Verpflichtet bin ich der Verwaltung der Königlichen Bibliothek zu Berlin, besonders dem Direktor der Handschriftenabteilung Herrn Professor Dr. Stern, wie auch Herrn Dr. E. Jacobs, die mir die Benutzung des Materials möglich machten.

logischen Folge nachzugehen, während die Folge der Blätter, wie sie geheftet sind und liegen, zum Teil davon abweicht, indem da die Folge ist: 2, 4, 6, 8, 9, 7, 5, 3, 10, 11; 12, 14, 15, 13. Überschrift von 1 a „Siebenkäs Ehe mit Natalie"; 1 b und 2 a „Siebenkäs"; 2 b „Siebenkäs Oder Vults Ehe"[1]); 3 a „Vults Ehe"; 3 b und 4 a „Siebenkäs. Ehe"; 4 b—15 b entweder „Siebenkäs" oder „Siebenkäs. Ehe" oder „S." oder „S. S." oder „Ehe". Blatt 16 ist Titelblatt des letzten Heftes und trägt die Aufschrift „Siebenkäs. Ehe mit Natalie"; 17 a Überschrift „Neuer Siebenkäs"; 17 b— 18 b und 19 b „Siebenkäs II"; 19 a „Siebenkaes". Es finden sich lauter aneinander gereihte Einzelbemerkungen, die nur in dem letzten Hefte (Blatt 16—19) von Jean Paul numeriert sind. Ich löse die Folge auf, aus der sich sehr wenig schließen läßt, und ordne, gebe aber unter jedem Titel für Blatt 1—15 die von mir eingeführten Seitenzahlen, für Blatt 16—19 Jean Pauls Nummern. Blatt 13 b ist unbeschrieben, Blatt 19 b trägt nur Überschrift und eine Notiz.

Unter jedem einzelnen Titel hoffe ich also chronologisch geordnet zu haben. Dafür boten sich folgende Anhaltspunkte: Blatt 1 hat die Orthographie der Zeit vor dem 22. März 1804,[2]) Blatt 2 ebenfalls, Blatt 3 a Mitte wird dann die Orthographie gewechselt. Blatt 12 a hat die Überschrift „Nov. [folgt etwas Durchstrichenes] 1807". Blatt 12 b wird „der jetzige Krieg" und der Rheinbund genannt, Blatt 14 a wieder „der jetzige Krieg". In dem letzten Hefte hat Notiz Nr. 17 einen Hinweis auf den 1817 geschriebenen Aufsatz „Immergrün der Gefühle", unter Nr. 34 wird das Jahr 1819 als Vergangenheit betrachtet.

Die Studien.

1. Person des Helden.

Es ist selbstverständlich, daß die von mir aufgestellten Rubriken einander unterstützen müssen. Jean Paul geht davon aus, Siebenkäs' zweite Ehe schildern zu wollen. Schon früh aber (Blatt 2 b und 3 a) tritt in der Seitenüberschrift und in Notizen Vult an seine Stelle, also noch vor dem 22. März 1804. Dann äußerlich wieder Siebenkäs, während aber eine Reihe von Notizen andere Erwägungen zeigen. Spät (im letzten Heft) gilt wieder Siebenkäs als Held. Notizen:

Nach 22. März 1804:

[6 b] Der Ehemann habe einen großen Lebenszweck, der die ganze Dichtung hebt, ein Streben nach Volks Errettung, ein Großes außer ihm, wie im Siebenkäß in ihm.[3])

---

[1]) Die Gestalt des Vult existiert seit Dezember 1802.

[2]) Vgl. Wahrheit aus Jean Pauls Leben 2, 93.

[3]) Am Rande das Zeichen „O"; vgl. dazu Wahrheit aus Jean Pauls Leben 2, 6.

[7 a] Dichter-Ehe. Titel.[1])
[10 a] Hatte 2 Weiber, Lenette und Emilie.
[10 b] Oder: Jean Paul[s] Ehe mit seiner Frau, einer geborenen Maier Heiße es?][2])
[10 b] Um nicht wieder den Siebenkäß auftreten zu lassen, muß der Mann ohne willkürliche Laune sein sondern edel nur wider Willen lachen mach[end].[3])
[11 b] Gräfin — Bürgerlicher — Theaterdichter — Schauspieler.[1])

Nov. 1807 und später:

[14 a] Seine Thätigkeit werde in den jetzigen Krieg, in Deduktionen, in Einquartierungsbillete[4]) gesetzt.
[14 b] Wer ists, ein Fürst, Jäger, Erziehungsrath, Künstler.
[14 b] Er in niederem Stand, sie in hohem oder umgekehrt.
[15 a] Er sei ein Kapellmeister [darüber „Schubart"], bittet die Frau ihn in dieser Stunde nicht zu stören — tobt bei Pianiss.[5])
[15 b] Ehe zwischen Dichter und Dichterin.[6])

2. Nebenpläne, Planänderungen.

Ich lasse Notizen folgen, die gleichfalls stark das Schwanken der Absichten zeigen.

Vor 22. März 1804:

[1 a] Natalie erbe.
[1 a] Er schrieb einen Roman.
[1 a] Er entdekt sich dem Grafen, wird abgesezt, oder dieser sehe Schoppe.[7])
[3 a] Er habe mehre Weiber.[8])

Nach 22. März 1804:

[3 b] Viktors Ehe mit Klotilde.[9])
[3 b] Ehe zweier Brüder in 1 Hause, bürgerliche Frau und ästhetische. Beide geschieden, einer stirbt; bekommt des andern Frau.
[4 b] Er habe eine Gräfin[10]) geheiratet; darum Aufopferung[11]) desto größer p. p.
[7 a] Sein Krieg mit einem, der von seinem Weibe schlecht dachte.
[7 b] Viel höhere Zwiste, bis zur Scheidung, ja sie selbst geb es.[12])

---

[1]) „O" am Rande.
[2]) Die ganze Notiz ist unleserlich gemacht. „Maier" statt „Mayer" schreibt Jean Paul auch an seine Frau, siehe Nerrlichs Ausgabe S. 251, Z. 12.
[3]) Doppelt angestrichen, „O" am Rande.
[4]) Christian Otto war preußischer Regimentsquartiermeister gewesen, wurde dann Sekretär des Prinzen Wilhelm. Er lernte 1806 und 7 den Krieg kennen.
[5]) = tobt, wenn bei Pianissimo Störung eintritt?
[6]) Dreifach angestrichen.
[7]) Schoppe hatte Siebenkäs die von ihm bei einem Grafen erworbene Stellung einnehmen lassen; wegen der Ähnlichkeit der Freunde war das möglich.
[8]) Ähnliches siehe unten!
[9]) Soll nebenher geschildert werden?
[10]) Siehe oben.
[11]) Wohl der Frau.
[12]) Zweifach angestrichen. Vgl. unten „Ende des Romans". Die folgenden 5 Notizen schließen sich in der Handschrift an!

[7 b] Um Interesse zu erwecken werde beider Liebe außerordentlich hoch gestellt und gezeigt.[1])

[7 b] Oder der Mann sei gemein-prosaisch, aber redlich — ein Eimann[2]; — einmal poetisch in der Liebe — [„dann" durchstrichen] sei ein Wittwer —.[3])

[7 b] Oder ein humoristisch[er?] auffahrend[er?] poetischer Karakter, der alles wieder gut macht: „ich möcht wissen, wie Gott zwei solche Wesen wie Mann und Frau hat verbinden wollen".[3])

[7 b] Er hatte 3 Weiber, Lenette — eine Egoistin — und diese.[4])

[7 b] Etwas treibe zu Cervantes Höhe,[5]) des Mannes Narrheit oder der Frau. Stell ihn gleich anfangs durch deine Feder als einen Narren dar, den nur die Liebe mildert.

[11 b] Statt einer Ehe-Geschichte stelle 10 Ehe-Kriege verschiedener Staaten neben einander.

Nov. 1807 und später:

[12 b] Siebenkäs in politischen Verhandlungen wegen des jetzigen Kriegs und Rheinbundes.[6])

[14 a] Darstellung der Ehe eines sentimentalen Spitzbuben und[7]) Genies — alles nur auf Kosten des Manns.[8])

[14 a] Zankt mit seiner Frau über seine schlimmen Träume, weil er doch ohne den bösen Tag nicht die böse Nacht zu wiederholen hätte.

[14 a] Er habe den wilden, halb lächerlichen Virtuosen Karakter.[9])

[14 a] Die lächerlichen kleinen Anstöße, die seinen Enthusiasmus des Spiel[s] stören; sein Fluch[en?].[9])

[14 a] N. B. Er sei ein Tonkünstler — und [über durchstrichenem „oder"] Theaterdichter an einem kleinen Ort wie Koburg — Künstler Ehe.

[15 a] Lauter einzelne Briefe[10]) aus ganz verschiedenen Ehen.[11])

Letztes Heft:

1. Er wird geadelt.

2. Die Darstellung des vornehmen Lebens.

14. Seine Verhältnisse seien recht weitläuftig — viele Geschäfte — 5 Kinder[12]) — Geschäftsreisen.

20. Hat lauter Töchter.[13])

21. Sein Leben am Hof.

37. Briefe von Leibgeber.[14])

58. Er sei in einer kleinen Handelstadt wie Hof, wo der weibliche Luxus stärker ist als in großen Städten.[15])

---

[1]) Zweifach angestrichen und „O" am Rande.

[2]) Aus dem Hesperus.

[3]) „O" am Rande.

[4]) Siehe oben.

[5]) Das würde etwa für den Kometen passen.

[6]) Siehe unten.

[7]) Kann auch „des" heißen.

[8]) = Alle Konflikte werden dem Mann vom Dichter als Schuld angerechnet. Die Notiz ist angestrichen. Die folgenden 4 Notizen schließen sich in der Handschrift an.

[9]) Siehe oben.

[10]) Siehe unten „Form des Romans".

[11]) Zweifach angestrichen.

[12]) Siehe unten unter „Die Kinder".

[13]) Sonst nicht vorgeschlagen.

[14]) Sollen eingelegt werden? Sollen die Form des Romans geben?

[15]) Damit die vornehmen Neigungen der Frau besser hervortreten können.

3. Konflikte durch Fremde.

Ein großes Personal sollte der Roman nicht haben. Außer den Kindern werden noch ein Freund (Leibgeber) und eine Freundin erwähnt. Außer schon gegebenen Notizen zeigen besonders folgende die Einmischung Fremder:

Vor 22. März 1804:

[1 a] Noch eine 3. Person sei da.
[1 a] Sie ist eifersüchtig auf sein Verhältnis mit der Tochter des Grafen[1]).
[1 b] Seine Sehnsucht nach Leibgeber.

Nach 22. März 1804:

[4 a] Durch Zank geräth er auf sinnliche Abwege; aber noch nicht auf fremde Geist Liebe.

[6 a] Ein Liebhaber zeige sich Ihr und eine Geliebte Ihm — der Unterschied der Nicht-Ehe.

4. Charakter des Helden.

Im Gegensatz zu den bisher gegebenen Bemerkungen schließen sich die folgenden mehr an den Charakter des bekannten Siebenkäs an.

Vor 22. März 1804:

[1 a] Er wolte zu glüklich sein.
[1 a] Verdarb sich b. Not.[2]) d. Scherz.
[1 a] Er wil alles einfach haben, kent nur kleine Ausgaben.
[1 a] Seit dem Schein-Tode[3]) trüber und lustiger.

Nach 22. März 1804:

[4 b] Er schildert, wie wüthend er lieben will, da er endlich das Rechte habe und doch so besonnen sei.

[4 b] Die höchste Heftigkeit und Besonnenheit seines Karakters.[4])

[4 b] S. sei besonders jener ordnungshaltende Mensch (um die Besonnenheit anschauen zu lassen).[4])

[4 b] S. nach einer Unart eines [darüber „vollkommenen"] Freundes, der auf ihn nicht hören wollte: „so solle man gar nichts lieben, keinen Menschen — immer nur in der Ferne — in der Poesie — nach dem Tode — Ich will rein lieben, wenn auch nicht rein geliebt sein."

[5 a] S. reguliere sich ewig — und sage eigentlich alles, was der Dichter meint — und sündige doch.

[10 a] S. male seine uneigennützige Denkungsart, indem er die von W.[5]) malt und lobt.

---

[1]) Von dem S. angestellt ist.

[2]) = Bei Notariatssachen?

[3]) Direkte Anknüpfung an den alten Siebenkäs.

[4]) „O" am Rande.

[5]) Walt? Die Gattin? siehe Abschnitt 6, Notiz S. 8 a und Abschnitt 11, S. 5 a.

[10 a] Geräth in Rührung, da er seinen Kindern vorpfeift.
[11 b] Er wurde heftiger, seitdem er mehr ins Glück kam.

Nov. 1807 und später:

[15 b] Er nehme hundert Dinge nicht wichtig: „ich habe heute die Anna über ihr Verhältnis und ewigen[1]) Beischlaf gefragt p. p.

Letztes Heft:

42. Er hat mein Salomon[isches] Hektikfieber.[2])
44. Sein Unglaube an das Christenthum.[3])
45. Gegen sein Ende[4]) werd' er erhabener, seinem Leibgeber ähnlicher, der Gattin geehrter. Aber sein Scherz gehe immer sanfter vorüber.
46. Nie macht er im Gespräch von seiner Satire Gebrauch.[5])
47. Nach Leibgebers Tod[6]) wird er selbst ein Leibgeber — Quaestio.
48. Auszumitteln die Zusammensetzung seines Charakters.[7])
50. Er habe das salom. Hektikfieber.
51. Stelle seine Vorsätze und Vorsichten komisch dar, indem sie immer widerlegt wurden.[8])

5. Charakter der Heldin.

Da Natalie im alten Siebenkäs sehr wenig aktiv wird, so war der Charakter der Heldin des „zweiten Siebenkäs" eigentlich auf alle Fälle etwas Neues, und Jean Paul konnte hier unbefangen ausspinnen.

Vor 22. März 1804:

[1 a] Ihre Vergeslichkeit, Kälte gegen Oekonomie.[9])
[1 a] Sie sagte, sie würde sich doch nicht halten können, den Münsterthurm hinaufzusteigen. — Das Chaos, was sie sich im Finstern denkt
[1 a] War sich bewust, daß er scherze; aber damit wurd' es schlim.[10])
[1 a] Was N. im Wagen verliert.
[1 a] Sie kante nur Stadt-Arbeit.[11])
[1 b] Er ihr anfangs ein auferstandener.[12])
[1 b] Nat. sieht oft alles nahe — alles ferne — fühlt sich dik.
[2 a] Mitten in der Freude rief sie nach dem Trauersal: wie kan man nur vergnügt sein.

---

1) Unleserlich.
2) Angestrichen; mir unverständlich, siehe unten.
3) Zweifach angestrichen. Im alten S. glaubt S. an die Unsterblichkeit, Leibgeber nicht.
4) Siehe unten „Ende des Romans".
5) Scherzen soll er aber nach anderen Notizen Natalie gegenüber.
6) Schoppe stirbt im 4. B. des Titan; siehe „Ende des Romans".
7) Zweifach angestrichen.
8) Durch ihn selbst? Durch die Frau?
9) Erste Notiz des ersten Blattes.
10) Siebenkäsens Ausdrucksweise kränkt sie also.
11) S. aber ist Inspektor des Grafen auf dem Lande?
12) Direkte Anknüpfung an den alten S.

[2 a] Sie ist bei allem anhaltend und darin versunken, im Vollenden eines Strumpfs oder Buchs.

[2 b] Unter der Arbeit liebt sie weniger.

[2 b] Wie eine Frau bei der höchsten besten Neigung und Aufopferung blos durch Mangel an Nachdenken bei ihren Opfern alles verwirrt und entzweiet.

Nov. 1807 und später:

[12 a] Indem sie selbst aufopfert für sich, achtet sie auch Ausgaben für andere nicht —; da sie selbst wenig braucht, aber auch wenig mitbrachte[1]): so verdirbt sie Geld durch Waschenlassen p. p. blos aus Eleganz-Rücksicht.

[13 b] Die Frau strickt Handschuhe — die Kinder verlieren [darüber „zerstören"] sie bald — sie strickt wieder welche — ihr ists nur ums Machen zu thun.

[15 a] Karakter der Amoene[2]) im grünen Erfindungsbuch.

[15 a] N. B. Oder seine erste Ehe sei mit Amoene.[3])

In dem von Jean Paul „grünes Erfindungsbuch" genannten Studienheft steht auf S. 84 unter „Karakter":

Amöne lobt nichts, dankt für nichts —.

Auf S. 98 unter „Karakter" (angestrichen):

Amoene bringt fremden Tadel z. Freundin,[4]) nicht Lob — hält alles für Pflicht, was für sie Emanuel[5]) thut, und bemerkt nichts als das Endigen — lieset in Entfernung ihres Mannes die Briefe, die sie an ihn geschrieben — vergißt, Em[anuel] die frohe Nachricht des Briefs zuerst melden zu lassen, um es ihm selbst zu sagen — versöhnlich — wenig errathend aus Selbstdumpfheit — wahrhaft — spricht zuerst von ihrem Stolze — sanft, liebend, wenn der andere es ist; und doch grob und kein hohes Verdienst anerkennend.

Letztes Heft:

3. Nataliens Wiederfreude, wenn er einmal erhaben oder empfindsam spricht.

11. In Ihr werde auf die Fehler der Schriftstellerei angespielt, sie ist z. B. ohne Ordnung.[6])

15. Wie alle Vornehme sparte sie nur bei Handwerkleuten, nicht bei Thee's [„gesellschaften" darangeschrieben].

17. Immergrün der Gefühle — ihre Vernichtung der Gegenwart[7]).

36. Hält Natalie ihr Thun für Opfern oder für Gleichstimmung?

52. Ihr so schädlicher Mangel an Scherzhaftigkeit.[8])

6. Zusammenleben und Konflikte.

Zwischen den zwei vorigen Rubriken und dieser ist enge Berührung. Wie zu erwarten, hat Jean Paul auch für diesen Roman

---

[1]) Dies ist wohl maßgebend; oben sollte sie erben.

[2]) A. Herold, Freundin Jean Pauls aus der Höfer Zeit, seit 1800 Christian Ottos Frau.

[3]) Folgt in der H. auf die vorige Notiz. Beide sind zweifach angestrichen.

[4]) In der H. steht „Freud," hinter „d" ein Schnörkel mit i-Punkt.

[5]) Jean Pauls Freund.

[6]) Angestrichen.

[7]) Folgt Hinweis auf ein Studienheft.

[8]) Vgl. Nerrlichs „Jean Paul" S. 498, Z. 22 ff.

nicht von vornherein eine Handlung entworfen, sondern er hat Belege für Charakteristik gesammelt, eine Menge von Situationen aufgezeichnet und hier und da eine größere Szene angedeutet. Einer Entwicklung ist in diesem Fall besonders wenig vorgearbeitet. Man hat im folgenden zum Teil an „Siebenkäs“, zum Teil überhaupt an eine gebildete Ehe zu denken, namentlich an die eines Schriftstellers, und häufig ist man versucht, sich dabei Jean Pauls eignes häusliches Leben vorzustellen.[1])

Vor 22. März 1804:

[1 a] Durch sein poetisches Auge findet er die Kleinigkeiten, die ihr poetisches Gefühl übersieht.

[1 a] Sie glaube an kältere Liebe.

[1 a] Das Verschieben der Besserung.

[1 b] Er und sie wie Rechte und Linke auf Klavier nach Generalbas.

[1 b] Sie[benkäs][2]) ärgert sich, daß sie sich auf den Bal freuet, daß ihr das Puzen Freude macht.

[1 b] Er beklagt, daß sie ihn nicht beherschen könne.

[1 b] Sein Glaube, daß er früher sterbe, macht ihn besser gegen sie.

[1 b] Er sagte sogleich alle gesammelten Vorwürfe hinter einander.

[1 b] Er stelt sich vor, w[enn] er auch nur 1 J. länger lebe, wie das [nach?] ihrem Leben ein neu[es] schön[3])[es] wäre.

[1 b] Wie er sie aufwekte, wenn sie in quälenden Träumen lag.

[1 b] Er wil bei Reichthum sein dürftiges Leben fortsezen, z. B. ein Licht; ihr Geschmak.

[2 a] N[atalie] in der Ehe sanfter.[4])

[2 a] Alle Keime des Zanks auf Keimen der Liebe.[5])

[2 a] Tadelt blos daß sie zu spät — nicht fertig wird sondern — anfängt.

[2 a] Das Rufen zum Essen.[6])

[2 a] Eine Reise, eine Krankheit zeigt den Gatten, was sie an einander hatten und hebt den Zank.

[2 a] Er will sie (über Ausbleiben der Briefe) trösten und regt dadurch alles nur auf.

[2 a] Sie denkt, er rede in einer Allegorie über den Hund eigentlich von ihr, „dieser lieb ihn nicht“ p.[7])

---

[1]) Daß es Jean Paul gar nicht fern lag, Konflikte seines ehelichen Lebens verwerten zu wollen, zeigt schon eine Notiz des grünen Erfindungsbuches (S. 103 unter „Karakter“): „C. bestreitet meine ökonomischen Behauptungen und erzählt sie beifallend anderen Weibern — Lob ihres Gutseins hilft nicht, nur Tadel fällt auf, jenes ist vorausgesetzt —.“

[2]) Oder verschrieben für „Er“.

[3]) Undeutlich in der H.

[4]) „Caroline, welche die Heftigkeit von ihrer Mutter geerbt hat,“ Brief des Schwiegervaters an Jean Paul v. 15. Aug. 1810. Am 1. August 1817 schrieb Jean Paul nach dem Heidelberger Tagebuch an C.: „Du hast nur 1 Fehler, den der Wildheit, keine Eitelkeit, keinen Eigennutz, keine Härte.“

[5]) ?

[6]) Vgl. die späteren Regeln gegen Erregung bei Störungen in der Arbeit, Via Recti, S. W.[3] 34, 216 f.

[7]) Das heißt: sie findet oder hört eine allegorische Dichtung des Gatten, die sie auf sich bezieht.

[2 a] Sie macht ihm immer den Kaffee zu süs.

[2 a] „Was hilft alles Bedauern vor dem Tode? Ich mus sie schonen vorher“ sagt er bei ihrer Schwangerschaft.

[2 a] Gerade bei Gastmahl p. sei der meiste Zank.

[2 a] Verhärtung eines zarten Herzens.

[2 a] Welche Ausgaben er mache, sie sagt nichts dagegen.

[2 a] Warf ihm vor, nur im Schreiben sei er so warm.

[2 b] Wenn er ihr bei der Aussöhnung die Fehler vorstellen wolte, kont ers bei der Rührung nicht stark genug thun, vorher zu stark.

[2 b] Er wil selbst wohlthun und leidets von der Frau nicht.

[2 b] „Quääl mich nicht; wer von uns beiden zuerst stirbt, mus dan zu viel bereuen und bedauern.

[2 b] Rath für Eheleute, Briefe aus der vorigen Zeit zu lesen.

[2 b] Die Schwangerschaft verdirbt zuerst die Ehe, besser sie fält gleich in die Flitterwochen.

[3 a] Parallelismus von B[ult]s und Ihrem Rechthandeln und Zürnen.

[3 a] Es komt zur Genehmigung sehr darauf an, daß der Man zuerst eine [darüber „die“] Idee gehabt.

[3 a] Unleidlich die Weiber bei dem Anziehen zum Bal.

[3 a] „Da ist nun vollends gar nicht daran zu denken, daß du etwa suchtest, mich zu lenken.“

[3 a] Eine Sache [darüber „Hut“], die die Frau hätte wegtragen sollen, lag lang zu seinem Verdrus über Unordnung da, er trug sie doch nicht weg.

Nach 22. März 1804:

[3 a] Man kan[1]) sich um kleine Sachen so stark oft zanken, daß dann bei großen kein Auskommen.

[3 a] Sein Zank über das immer längere Verschieben des Schickens auf die Post, ob es gleich nicht zu spät war.

[3 a] Sein Aergern, wie sie alte Sätze von ihm vorbrachte gegen ihn.

[3 a] Frau will keinen Enthusiasmus des Zufalls.

[3 b] Unter der Armuth erlag er nicht, aber unter der Herzens-Uneinigkeit.

[3 b] Wie er durch Enthusiasmus des Trinkens (Stärke)[2]) gut wird, so sie ja durch Enthusiasmus des Leidens (Schwäche) launisch.

[3 b] Die Zerstreuung durch Gesellschaft bei Weibern kein Versöhnungsmittel (denn sie dadurch unabhäng.) aber bei Männern.

[4 a] Indem er ihr den Tod einer Schwester beizubringen hatte.

[4 a] Er muß ihr die Nachricht eines Todes unter dem Zürnen verbergen — wie er traurig sie in der Freude neben einem bald aufgeschlagenen Leichentuch sieht und er weiß, daß er sie hinrichten muß.

[4 b] In der 1. Geburt werden viel Dinge gethan und verboten, die man bei der 2. nicht mehr sich die Mühe nimmt zu thun oder zu verbieten.

[4 b] In der Ehe schadet es sehr, daß die Frau nicht mehr so sehr auf die wissenschaftlichen Worte[3]) des Mannes glaubt als in der Liebe.

[5 a] S. höre einen Egoisten (und bekehre sich) der rufft: „warum denkst „du nicht an meinen Tod. Grauf. wirst du die Tage bereuen und betrauern: „„Warum hab' ich ihm [darüber „dem Armen“] nicht alles gethan und gegeben, „„da er noch lebte. Jetzt leb ich ja noch [drüber „da“], Aber was hilfts?““

---

[1]) Inkonsequenz in Orthographie.

[2]) Jean Paul!

[3]) Das heißt wohl auf die medizinischen und erzieherischen Ratschläge; siehe unten unter „Die Kinder“.

[5 a] Sie p. will lieber den Enthusiasmus des Zorns für wahr halten als den der Liebe.

[5 a] S. wird wild, greift nach dem Federmesser zu schnell und verwundet sich — wirfts hin und verletzt eine Flasche — und so gehe die Folge der Wildheit bei seinem Ingrimm weiter.

[5 b] „Wirkt denn nicht der [„Abend-“ darüber] Enthusiasmus eben so gut gegen als für?

[5 b] Am Ende ists doch das Beste, dich allein und rein, d. h. mit allen Fehlern ungeniert zu zeigen. „Denn warum soll man sich nicht über das Handeln eben so gut im Leben erheben als im Gedicht? Eigentlich macht doch bloß die Zeit den Unterschied — nicht zwischen dem Leben und Dichten, sondern zwischen dem Zorn und Bereuen.[1])

[5 b] „Das Bedürfniß der Liebe“ wird Ihm vorgeworfen. Aber ist nicht Bedürfnis schon Liebe; es sei wofür es will. „Ists nicht gleichgültig, wenn ein Mensch recht liebt, wen er meint mitten im Schmerz und zwar dieselbe Seele die er in der Liebe meinte.[2])

[5 b] Bei jeder Aussöhnung verdirbt er sie durch sein Übermaß das schon in der nächsten Minute versiegt.

[6 a] Nat. will Messer nicht schleifen lassen wegen Abnützung.

[6 a] Was will denn Natalie weiter als Liebe? Und diese hab' ich, zeige sie aber nicht.[3])

[6 a] Welche andere ich dafür will? Keine, aber nicht sie, sondern die Weiber taugen nichts.[3])

[6 b] Aussöhnung, daß man das Gesicht sich lange ansehen läßt.

[6 b] Der Mann soll, will die Frau, für sie zanken.

[6 b] Er zankt in ihr Wochenbett wieder über ihr Zanken und mehrt das Übel.

[7 a] Zank auf beider falscher Voraussetzung, daß sie sich nicht lieben.

[7 a] Das Zanken häufiger daher, daß man mit dem Ende einer langen Schlußkette bei der Frau sogleich anfängt, als halte sie dieselbe Kette in Händen.

[8 a] S's. geheime [„aber artistische“ darüber] Unmäßigkeit; C's. Mäßigkeit.

[8 a] S. sei so liberal — besonders anfangs ohne Frau, daß man alles erwarte — er sei reich.[4]) — W.[5]) sei keines von beiden —.

[8 b] S. verbirgt so sehr die Thränen des Enthusiasmus vor ihr — sie vor ihm, [folgt etwas Durchstrichenes] die der Liebe . . . .[6])

[8 b] Die Flitterwochen können so lange dauern, bis das erste Kind kommt.[7])

[8 b] Der Streit: sie: höchste Liebe, doch Ehre [über „Kraft“], aber Unbesonnenheit — er: Liebe, Achtung der Kraft, aber helles Licht.

[8 b] Beide versöhnen sich immer ohne etwas [?] weiteren Anlas[8]); dann begreifen sie nie die Vergangenheit oder eine schlimme Zukunft.

[9 a] Da S. ihr den stärksten Vorwurf wiederholter Übereilung macht, sie kalt: „so? das weiß ich gar nicht.“

---

[1]) „O“ am Rande.

[2]) Ziemlich unklar. Wohl aus Jean Pauls Seele. Auch vorhandene Liebe für eine Person schließt Schmerz und Bedürfnis nach Liebe nicht aus; siehe in diesem Abschnitt Notiz S. 11 a.

[3]) Rede Siebenkäsens.

[4]) Der alte S. ist arm.

[5]) Name der Frau? Siehe Abschnitt 4, Notiz S. 10 a.

[6]) Unleserlich.

[7]) Sentenz oder Regel, die sich der Dichter gibt?

[8]) Inkonsequenz in der Orthographie.

[9 a] Eine nicht sparende Frau hat das Schlimme, daß sie das Feuer[1] zu sammeln schwächt, verlöre man auch sonst nicht die Hoffnung.[2]

[9 a] Man kan[3]) in alle Menschen Selbstordnung bringen, nur in keine Frau.

[9 a] Darauf komts[3]) an, ob der Man[3]) sich in d[er] Hauptsach[e] in der Ehe irrt oder in Nebenpunkt[en], dan[3]) kan[3]) alles vergeben oder verbessert werden.

[9 b] Das Schlimmste ist, daß ich unmöglich bei jemand anders über ihre Fehler klagen könnte als bei ihr selbst.[4]

[9 b] Der Tadel der einzelnen Fehler bei Zorn muß ungerecht scheinen, da sie alle in der Liebe vergeben werden.[2]

[9 b] Seine Laune sei unwillkürliche des Zorns, darum desto lächerlicher — ich beschreib's.[5]

[9 b] Zur Frau: was immer geschieht, hat keine Entschuldigung.

[10 a] Wie sich aus dem feurigsten Versöhnungs Gespräch das kälteste entwickelt.

[10 a] „Doch diese böse Stunde wird auch vorüber gehen wie ein schöner Tag oder eine schöne Zeit.[6]

[10 b] Kein einziges Wort der Liebe wirkt so stark auf den andern als ein Wort des Fehler-Geständnisses, worin eben die meiste Liebe ist — Fehler gestehen macht sie vergeben und belohnen.

[11 a] „Warum meine Frau heut nicht kam? Erstlich hatte sie tausend Gründe dazu. Zweitens wollte sie auch nicht. (Drittens weiß ich ja nicht, ob sie nicht eben kommt).[6]

[11 a] Zuckerschlagen — statt es aufzuschieben und große Stücke zu geben.

[11 a] Gerade wenn der Mann über seine Menschenliebe Zweifel erfährt, find' er sich bewährt durch die Liebe an Hunden und Wolken. Er wisse, wie er liebe und suche, nämlich das All.

[11 a] Er schreibe nur lustige satirische hoffende Briefe — Sie s.[chreibt?] anklagende lobende ernste.[7]

[11 a] Ein Mann ärgert sich über einen wiederkommenden Fehler am meisten, da er gerade am meisten daran gewöhnt sein sollte.

[11 b] Dieselbe Trunkenheit[8]) mehrt in der Ehe den Zank oder die Liebe.

Nov. 1807 und später:

[12 a] Etwas anderes ist, irgend ein Gut als blos irdisches vernachlässigen und hinwerfen — und ein irdisches nicht bewahren, wofür der Mann sorgt und wovon das Kind lebt.[9]

[12 a] S. setze sich hin und schreibe kaltblütig ein Verzeichnis ihrer Tugenden auf, um sich darnach zu prüfen und zu regeln und setze sich ganz an ihre Stelle.[10]

---

[1] = Die Luft.

[2] Die zwei nächsten Notizen folgen in der H.

[3] Inkonsequenz in der Orthographie.

[4] Rede des Helden.

[5] Angestrichen.

[6] Rede des Helden.

[7] Jean Paul schrieb später ruhige, berichtende Briefe, Caroline häufig anklagende.

[8] In Worten und Gefühlen.

[9] Rede des Helden an die Heldin?

[10] Zweifach angestrichen. Jean Paul schrieb sich später die „Via Recti“ auf; vgl. an Caroline, Nerrlichs Ausg. S. 241, Z. 29 ff.; besonders aber siehe

[12 a] Ein anderes, wenn ein Mann seine Verwandten feurig unterstützt, ein anderes, wenn die Gattin die ihrigen.

[12 b] Er konnte gegen die Frau nie den Spaßton zurückhalten; leicht gegen andere.

[13 a] Wie Siebenkäsen die Königin — die majestätische Gestalt der Lindenfels — vorkam, indem er nun daran dachte, wie sie tyrannisieren könte.[1])

[13 a] Dadurch daß er ihr ein besseres Logis miethete, brachte er sie eben ganz in das vornehme Geld-ausgebende Wesen hinein.

[14 a] Er sah seiner Frau nicht ins Gesicht beim [„Nach" darüber] Zürnen, weil es ihn zu sehr rührte und ergriff.

[14 b] „Laß es gut sein, ich mag heute nicht weinen" wie er alles stärker ausdrückt, als ers nachher will —.

[14 b] Er sammle die von den Kindern zu ihm getragenen Sachen, um zu sehen, ob seine Frau sie vermißt.

[14 b] Sein [darüber „lang[es] früheres"] Zürnen — dann das Bier wird in den Schloßgarten zu schicken vergessen[2]) — dann fliegt er nach Hause — ihre Freundin und sie kommt zurück, sie hat ein Kind aus dem Wasser gerettet — er bleibt der Alte.[3])

[15 a] Wie er glaubt, sie vorenthalte ihm das Blatt, weil sie schlechter von ihm denke — indeß sie wieder es that, weil sie besser dachte; und so war immer der Fall ihres besseren Denkens.

[15 b] Sein Ordnungssinn [„Pedanterie" darüber]; Frau brachte, da sie einmal gefehlt, nie mehr am Sonnabend Strümpfe, Hemden p. p.[4])

[15 b] Sein Haß gegen Thür-Zuschlagen.

[15 b] Bei entzündetem Arm Pflaumen-Muß umrühren — die Frage und Klage ist nicht über die Folgen Einer Aufopferung, sondern Eines solchen Grundsatzes, der keine Regel kennt.

[15 b] Nach halber Aussöhnung, als sie ihn umfaßte: v[er?]schone [mich?], es ist ein Vieh in meinem Herzen. Das Eichhörnchen.[5])

[15 b] Eine Frau aus der Residenzstadt in eine gemeine Stadt hinein heirathen ist Mesalliance.[6])

Letztes Heft:

6. Ihm ließ sie die Kälte gegen Kleidung; nur sie war anders; sie tadelte überhaupt seine ganze Einrichtung nicht. Aber das Kehren behielt sie wenigstens sich vor.[7])

S. 228, Z. 5 ff.: „Ich verspreche mir ein schönes warmes Zusammenleben, das sich aber nicht auf bloße so kurz nachhaltige Empfindungen bauen soll — wiewohl ich diesen gern ihre süße Allmacht gönnen will so lange sie dauert — sondern auf meine hellen Vorsätze und Gründe (die ich mir sogar aufgeschrieben). Ich kann nach einem recht hell eingesehenen Grundsatze sehr lange handeln; du kennst nur darin mein Inneres nicht." Er zählt dann die Vorzüge von Carolinens Charakter auf. (anno 1811.) Vgl. auch S. 236, Z. 30 ff.

[1]) Inkonsequenz in Orthographie.

[2]) Jean Paul!

[3]) Ausnahmsweise eine etwas mehr ausgesponnene Handlung.

[4]) Die zwei nächsten Notizen folgen in der H.

[5]) Jean Paul besaß eins. Hier irgendwie bildlich, auf das vorhergehende „Vieh" zu beziehen?

[6]) Urteil Jean Pauls oder Ausspruch des Helden?

[7]) Lenette! siehe unten.

7. Ihre und seine Liebe wuchsen zugleich mit dem Zank, bei der klaren Einsicht ihres Wesens.

10. Ihr war Armuth und Reichthum einerlei — und ihm auch —.

13. Sein Berechnen ihr widerlich z. B. er sagt: „15 Kreuzer mehr für das Kraut gegeben, so hätten wir das ganze Jahr hindurch das beste."

19. Seine Dichterstunden sind die Schreibstunden gegen Napoleon: daher er dabei nichts Störendes ertragen kann. Weiber wissen nichts von Politik, werden nicht so erhöht; daher sein Zorn, wenn ein Essen seine Gedanken stören soll. Der Mann begehrt, daß auf einmal die Frau aus ihr. Alltägl. in seine Erhebungen sich füge.[1])]

22. Sie hat mehr Welt und Sitte — er zu heftig, den Gedanken fortsetzend, zu spaßhaft, über sich scherzend — sie, obwohl auch heftig, war in Gesellschaft geregelt und milde; er zankhaft, sich um nichts bekümmernd.

35. Ihr Lebens Ernst in der Liebe war ihm nicht recht in der Ehe.

38. Sie hatte kein Mitleid mit ihm, weil er zu kräftig war; und doch wollt' er eines.

39. Dieselbe alte Hypochondrie beim Lichtputzen.[2])

40. Alle Fehler gegen Lenette wiederholen sich hier, z. B. „Tranchieren fertig machen," also ists nicht die Lage, sondern die angeborene Natur.

41. Der Schreibmann kommt im Sturme des Schreibtisches zur ruhigen Frau des Küchen- und Nähtisches.[3])

49. Der klagende Ton ohne Zanken dem frohen Siebenkäs am meisten verhaßt.

53. Bei beiden steigt die zärtere Sittlichkeit und Veredlung und die Verwirrung und Uneinigkeit.[4])

54. Sie war jugendlicher; er seine salomonische Hektik[5]); was mir schmeckt, ist gleichgültig, aber nicht was mich erweckt[6]) und dazu nur das Zeit-Gefühl[7]).

55. Und doch ihr Ehrgeiz, bei rechten Bissen[8]); und Gefühl des Tadels noch stärker.

7. Die Kinder.

Im alten Siebenkäs war die Ehe kinderlos. Zur Zeit, wo Jean Paul an dem neuen arbeitete, war ihm die Erziehung der eignen Kinder eine der wichtigsten und liebsten Aufgaben; die Erziehungsfrage hat aber auch oft genug zu Spannungen zwischen ihm und Caroline Anlaß gegeben. Wie billig sollten in dem neuen Eheroman die Kinder zur Verwirrung und Lösung der Ehekonflikte beitragen.

Vor 22. März 1804:

[2 b] Das Kind stillte anfangs alles, aber dan wegen Erziehung mehr Zank.
[3 a] Wie das Kind in der Eltern Zank hineinlächelt.

---

[1]) Zweifach angestrichen.
[2]) Siehe unten; Lenette.
[3]) Lenette!
[4]) Ansatz zu einer Entwicklung.
[5]) Siehe Abschnitt 4.
[6]) Rede des Helden: Auf Essen gebe ich nichts, aber ob ich zur unpassenden Zeit ohne genügenden Grund gestört werde, das ist von Wichtigkeit.
[7]) = Nur nach meinem Zeitgefühl brauche ich mich zu richten?
[8]) Sie möchte gern ein Lob für Zubereitung von Leckerbissen hören.

Nach 22. März 1804:

[4 a] Lange, lange bleibe sie kinderlos, — der weibliche Schmerz darüber p. p.
[4 b] Wie er bei seinen Kindern vor Liebe weint p.[1])
[4 b] Der Vater setzte über die Erziehung etwas auf.[2])
[6 b] Der Gang aus der schreienden Kinderstube in den Ball.
[7 a] Auch die Kinder helfen die Katastrophe entscheiden.[3])
[7 a] Sein Zorn, daß die Mütter lieber für die physische Erziehung übermäßig sorgen und bangen als für die geistige.[4])
[7 a] Er fragt nach der Gesundheit der Kinder weniger als nach ihrer Erziehung, Mutter umgekehrt.[4])
[7 a] „Es ist angenehmer, dein Kind als dein Mann zu sein.“[5])
[7 a] Er mußte unabhängig vom Staate sein, um sich mit Kindern zu begeben. Staatseinschränkung rechtfertigt jede pädagogische Ferne von der Familie.
[9 a] Das heftige Umarmen des Kindes vom zürnenden Vater.
[10 b] Kontrast des Kindes mit der Ehe: darf ich dir einschenken (eingebildetes Spiel).

Nov. 1807 und später:

[12 a] Sie gebiert Zwillinge [dahinter unleserlich gemachtes, wahrscheinlich „Meine C. Odilia“].
[14 a] Disputazion über Wärme und Kälte bei Kindern.[6])
[15 a] Der weibliche Widerspruch in der Erziehung ergreift den Mann so sehr, weil zugleich sein Manns-Regiment und seine Erziehungs-Einsicht bestritten wird.
[15 a] Wie leichter man das zornige Geschrei eines fremden Kindes erträgt, als des eignen, indeß doch jenes das Ohr und die Arbeits-Stimmung ebenso sehr verletzt, (Vielleicht noch mehr, da man ihm nicht verwehren kann) als das Geschrei des eignen Kindes, das uns noch d[urch] Überzeugung beunruhigt oder Vorwurf möglicher Einrichtung und Vergl. Simplifikaz. [darüber „oder Gleichheits-Stimmungssystem der Orgel“][7]).

Letztes Heft:

29. Charakter d[er] Kind[er].
30. Erst[er] Streit über phys. Kindererziehung.[8])

8. Urteile und Sentenzen.

Es steht nicht immer fest, was im Werke Ausspruch Jean Pauls, was ernster oder satirischer Ausspruch des Helden sein sollte; das

[1]) Vgl. etwa Wahrheit aus Jean Pauls Leben 2, 76.
[2]) Jean Paul!
[3]) Noch sehr unsicherer Vorschlag.
[4]) Siehe unten.
[5]) Rede des Helden an die Heldin.
[6]) Für diese und die folgende Notiz, sowie für zwei der obigen und eine unten folgende vgl. den erregten Brief Jean Pauls vom 21. Juni 1812 an Caroline.
[7]) = Wenn es sich um das eigne Kind handelt, kann man sich doch vornehmen, Einrichtungen gegen die Störung zu treffen, irgendwie Frieden und Gleichklang im Hause herzustellen?
[8]) Siehe oben!

wußte wohl z. T. auch Jean Paul selber noch nicht, man vergleiche die einleitenden Worte zu den „Ehe-Spiegel Scherben".[1]) Auffallend ist es, daß viel Sentenzenartiges offenbar Abzug aus Augenblickserlebnissen, die noch nicht abgeschlossen sind, ist. Manches bleibt fragwürdig; hier und bei den Notizen über ein Ende des Romans hat man häufig das Gefühl, daß der Autor das Lösende nicht finden kann.[2]) Es sind recht treffende Bemerkungen dabei, nirgends aber eine, die den überwindbaren oder unüberwindlichen Mittelpunkt des Konfliktes angäbe und ein glückliches oder ein unglückliches Ende garantierte, nirgends eine, die völlig klärte und befreite.

Vor 22. März 1804:

[1 b] Ein anderes ist wenn gute Thaten erst einen guten Karakter in die [„fremde" darüber] Seele malen [„oder herstellen" darüber] sollen oder einen schlimmen verwischen — und wenn sie dieses Bild schon finden und nur es ungemein kolorieren.

[2 b] In der Ehe gerade die zarteste stärkste Liebe am gefährlichsten, die unter den rohen, bangen [„täglichen" darüber] Verhältnissen der Gegenwart so schwer zu erhalten, die so viel fodert —.

Nach 22. März 1804:

[3 a] In der Ehe gelten nicht die moralischen Werthe des andern — daran ist man gewöhnt — sondern die [„besondere" darüber] Liebe des einen zum andern — Schärfe des Unterschieds zwischen Liebe und Rechthandeln.

[4 a] Die Worte in der Ehe überall wichtiger als die Handlungen — jene sprechen eine Gesinnung, diese einen Moment aus.

[4 b] Auf keine Empfindung, auch stärkste ist sich zu verlassen, da sie eben nicht dauert — nur der Entschluß daraus — sondern sogar eine entgegengesetzte wieder auftritt, welche[3]) eben so wol die Entschließung[4]) erschüttern als jene[5]) erbauen muß.

[6 a] Am besten, in der Ehe weder zu bitten noch zu erwarten, sondern zu befehlen.

[6 a] Vor der Ehe ist nur Gesinnung — in ihr That Handeln — daher der Widerspruch. Lieben ist leicht, aber nicht dessen Zeigen und das Opfern.

[6 a] Was hilft alles Herz der Weiber, wenn sie nicht ihren Kopf den Männern zubilden? Je mehr Herz, desto mehr fremde Liebe — folglich desto

---

[1]) „Da ich mich meistens Siebenkäsens eigener Worte bediene — wie der Leser künftig im Werke selber wiederfinden wird: — so streift manches nahe genug an Satire" ꝛc.

[2]) Eduard Berend teilt mir folgende, etwa 1805 geschriebene Notiz aus den handschriftlichen „Ästhetischen Untersuchungen" Jean Pauls mit: „Warum haben so wenige Dichter die Ehe gemalt? — weil sie die Gicht-Knoten darin durch keine Arzenei aufzulösen verhofften."

[3]) Subjekt.

[4]) Objekt.

[5]) Subjekt! Die erste Empfindung muß die Entschließung „erbauen", die zweite, entgegengesetzte Empfindung kann aber auf diese Entschließung wieder zerstörend wirken. Für die ganze Notiz vgl. die Anmerkung im 6. Abschnitt zu S. 12 a der Handschrift.

mehr Zorn, wenn die fremde Vernunft, die durch keine Güte sich versöhnen läßt, beleidigt wird.[1])

[7 b] Der höhere Stand verbirgt alles oder ein tiefster.

[8 b] Man muß in der Frau nicht nur die Ehefrau, ja nicht nur das Geschlecht ehren, sondern auch den Menschen.[2])

[10 b] Gerade zwei poetische Seelen vergeben einander am wenigsten. Jede hat ein Surplus der Liebe — dieses verträgt kein fremdes.

[10 b] Man muß eine Frau nur von ihrem Standpunkt und Werthe aus tadeln — mit keiner Rücksicht auf die Leistungen fremder Individualität.

[10 b] Liebt man seine Frau nicht, so ist man in Erziehung p. Herr im Hause.

[11 a] In [der] Ehe vertragen Weiber keine geniale — d. h. wilde spielende — Liebe sondern bloße Konsequenz, um zu achten.

[11 b] Den Mann errathen, besonders seine Gefühle bei seinen Arbeiten, ist die erste Pflicht einer Frau.

[11 b] Der ruhig[e] [darüber „ordnende"] Verstand der Frau ist zuletzt das Höchste; denn jede gute [darüber „heftige"] Empfindung wird durch eine Laune balanciert, d. Phantasie p. Die Ehe will Folge gerecht sein.

[11 b] Dichter-Ehe = der Mensch [darüber „Weib"] denkt sich leicht einen ganz[en] angestrengt[en] schaffend[en] Karakter, aber nicht seine (außen unsichtbare) Schöpfungsminute.

Nov. 1807 und später:

[12 b] Eine Frau gewinnt im langen Streit mit einem Gatten entweder einen Feind — Kaltblütigen — Abtrünnigen — oder niederträchtigen Schwächling — was könnte sie denn aber gewinnen?[3])

[12 b] Kein Mann versteht das Weib, aber noch weniger ein Weib den Mann.[3])

[12 b] Wie leicht ist eine liebende Frau zu haben! Wie schwer die Besonnenheit, Eingreifen und Geistes-Gegenwart und alles was das Leben durchführt.[3])

[13 a] Die Ehe ist entweder das dümmste oder das zänkischste Ding — entweder Gleich- und Kaltsinn oder ewiger Krieg.[3])

[13 a] Blos der Unverheirathete befiehlt allein; der Ehemann mach' es auch nur, wie er will.[3])

[13 a] Ist einmal eine vorgefaßte Meinung (z. B. gegen Mann) da, so helfen alle einzelnen guten Züge, woraus sonst die Einzelne den Einzelnen schön porträtieren würde, zu nichts; sie[4]) versöhn[en] sich mit dem alten [„Ur-" darüber] Bilde und behalten das neue als Nachbild[5]) jenes Originals[5]) bei.

[14 a] Warum will man denn nicht eine Frau lieben wie einen Kanarienvogel, der immer dasselbe singt, w[enn] auch a[ndere] Kanarienvögel [da sind,] die a[nders] singen.[3])

[14 b] W[enn] die Frau wild ausführt, w[enn] sie etwas Geistreiches lieset . . . .: wie solls nicht der Mann vielmehr, der ein Geistreiches erschafft.

[15 b] In der Ehe wie in der Kunst ist es reitzender, wenn man die gute Handlung [„Be-" davorgeschrieben] als Zufall erfährt und erst hinter her daß sie Wille war.

---

[1]) Wohl halb ironisch.
[2]) Wenig neu.
[3]) Äußerung des Helden?
[4]) Die Weiber.
[5]) In der H. sind die beiden Worte vertauscht.

Letztes Heft:

12. Die Liebe muß schlechterdings ertragen lernen; was wäre denn eine, die nichts zu verzeihen vermöchte? Also muß sie durch Fehler nicht untergehen.[1])
56. Ein Mann muß immer eine strahlende Sonne für die Frau bleiben; fehlt ihr diese, so bleiben ihr nur Monde übrig.
57. In späteren Zeiten sind keine Aufklärungen, nur Gefühle am besten.

9. Ende des Romans.

Man hat bisher gemeint, es sei Jean Pauls feste Absicht gewesen, eine mißlungene Ehe darzustellen. Oben fanden wir auch die Bemerkung, es sollten „viel höhere Zwiste" geschildert und die Scheidung sollte herbeigeführt werden.[2]) Das war auch öfter Jean Pauls Plan, noch öfter aber hatte er einen Ausgleich vor und endlich wohl einen dritten Weg: Versöhnung dicht vor dem Tod des Helden. Eine vorgezeichnete Steigerung führt aber, wie wir sahen, nicht zu einer der drei Lösungen. Es läßt sich nicht einmal davon reden, daß Jean Paul zur einen Zeit diese, zur andern jene Lösung bevorzugt habe.

Vor 22. März 1804:

[2 b] Eine unerwartete Freude versöhnt einst.[3])
[2 b] Hilft Abwesenheit in Italien?[4])
[2 b] Indem der Man beinah die Treppe hinabgestürzt wäre, wieder Aussöhnung.[5])

Nach 22. März 1804:

[3 b] N. B. Durchschneidung des Knotens: „ich will kühn die Frau zur Geliebten machen; denn was ich an ihr wahrhaft liebte, ist ja noch da, die Gewohnheit darf nichts nehmen, wie die Neuheit nichts geben. Es ist ewig dasselbe Wesen. Also hab ich mich nicht geirrt: so muß ich ihr bleiben."[6]) Eines muß entscheiden, der Herrschende oder die Abhängige, der Freie oder die Verwickelte.

[3 b] Nicht durch Gründe, die stets die Kraft vorrufen, wird die Frau bezwungen, sondern durch Zögern, Allmählichkeit, Handeln, Angewöhn[ung].

[6 a] Man sollte dieselbe Ehe von vorn an wiederholen, um sie nachher recht zu machen.

---

[1]) Die Notiz deutet auf ein glückliches Ende des Romans.
[2]) Vgl. oben unter „Planänderungen," S. 7 b der H.
[3]) Das ist doch nur eine Gelegenheit zur Aussöhnung, Notwendigkeit ist nicht da.
[4]) Beider? oder des Helden?
[5]) Das kann doch wieder nur Gelegenheit zur Aussöhnung nach einer langen Steigerung bieten. Oder aber die Aussöhnung muß nur vorläufig sein.
[6]) 22. Juni 1812 an C.: „Ich komme mit neuester, das heißt mit ältester Liebe zu dir, mit Sehnsucht und Entschluß. Wie dir, so mir wird immer das alte Herz, das am Altare Ja sagte und nur aus Liebe weinte, durch den Wust der Zufälligkeiten bedeckt und erdrückt." Die „alten und tief gegründeten Zeiten" seien maßgebend.

[6 a] Ein schnelles Kranksein giebt in der Ehe Versöhnung[1]).

[6 b] Ende:[2]) sie wird scheintodt ausgegeben bei ihm[3]) — er fässet jenen hohen siegenden Vernunftschluß des Vergebens und Liebens — sagt sich alles, was er hätte thun wollen beim Leben[4]) — die Kinder erinnern — das ganze Leben ist ja e. solch. Motiv. Der Entschluß und der Tod ist hier das stärkste[5]) — er komme den Einwürfen des Lesers zuvor — Lange vorgesponnene Szene der ewigen Versöhnung, weil jeder Einwurf, den der Leser machen kann, im Monolog gehoben ist.

[7 a] Auch die Kinder helfen die Katastrophe entscheiden.

[7 a] Auflösung: Weiber nur durch Liebe, nicht durch Gründe, zum Ändern und Gehorchen zu bringen.

[9 a] Ein großer Mensch komme zuletzt, zeige die Verwirrung der Selbstsucht — und S. sage sich: warum kann ich nicht alles anschauen wie ein Dichter und besser werden.

[9 b] Zwei gute Menschen, die sich einander in rechter Liebe und in rechter gegenseitiger Einsicht ihres Wesens erklären, hängen unabreißbar zusammen und erstaunen über die Möglichkeit einer stündlichen Trennung.[6])

[9 b] Könnte man nicht die ganze Versöhnung offen stehen lassen — doch mit Winken der fortgehenden [„gegangenen" darüber] Einsicht und Nachsicht.

[9 b] Ende: Eine Auseinandersetzung aller Verhältnisse, die nicht in der Minute sondern Woche geboren wurden.[7])

[10 a] Freude versöhnt am meisten.

[11 b] Sobald S. durch den Tod Schoppes,[8]) der völl[ig] [oder „vielleicht"] den [„Ehe" darüber] Knoten löset,[9]) wieder in seine alte Natur umkehrt: ist er ein anderer Mensch und alles Große hergestellt.

Nov. 1807 und später:

[14 a] In der Ehe wird das angewohnte Gute nur kurz vor der Versöhnung wieder eingesehen.

[14 b] Solutio Beide glauben einander — des Freundes Kunst — Todt[10]); beide bekommen Anträge zu heirathen, verschmähen es; endlich bringt er sie wieder zusammen.

[15 b] Die Vereinigung: von genialem Willen und äußerem Widerspruch — von Hingeben einerseits und von Hergeben anderseits.[11])

---

[1]) Dauernde?

[2]) Angestrichen.

[3]) Das heißt also: er glaubt, sie sei scheintot? nicht etwa Variierung der Szene aus dem alten Siebenkäs? Unten ist das angedeutet.

[4]) Danach muß er doch also an ihren wirklichen Tod glauben. — Vgl. übrigens das letzte Kapitel des alten Siebenkäs (S. W.^{3} 12, 292 f.).

[5]) Oder: Das ganze Leben ist ja eine solche Motivierung der Entschlüsse und der Tod ist hier die stärkste?

[6]) Wohl die klarste Stelle der Entwürfe. Die nächste Notiz folgt in der Handschrift.

[7]) Das heißt: Die nicht seelische Notwendigkeit, sondern Produkt einer Reihe von Zufälligkeiten waren.

[8]) Den er im 4. B. des Titan erlebt.

[9]) Also Trennung der Gatten.

[10]) = Der Freund macht sie beide glauben, er sei tot? Oder er veranlaßt den Helden, den alten Scheintod aus dem 1. Siebenkäs zu wiederholen? Oder (dies ist wahrscheinlich) er veranlaßt diesmal die Heldin, sich tot zu stellen? Siehe unten.

[11]) Zweifach angestrichen.

Letztes Heft:

4. Seine Krankheit stelle bei ihr alle Liebe her; seine Reife bei ihm.

9. Auflösung des Knotens[1]): bei klaren [über „guten"] und rechten Menschen geschieht nichts durch eine schnelle Bekehrung; alles wird durch langsam-aufsteigendes Licht vermittelt; das Herz [darüber „d. Gewohnheit"] wächst unter der Vermittlung, und so wird die Ehe immer süßer.

16. Natalie einem Ertrinken nahe[2]) in Arbeit für ihn — dieser Schein-Tod wie immer in seinem Leben machte eine völlige Umkehrung.[3])

18. Leibgebers Tod zerschneide den Eheknoten.

25. Es komme zur Ehescheidung.

26. Entscheidepunkt ist blos: eine wahre Bekehrung — und zwar von männlicher Seite.

27. Entscheidende Versöhn-Rückreise von Leibgebers Tod — sein fortgehender Ernst — endlich stirbt [„sie — oder" durchstrichen] er mitten in der schönen Wiederherstellung.[4]) vide 31.

31. Er stirbt dem Freunde nach. Er liebt sie mehr, da sie noch die einzige aus jener Zeit ist.

34. Im J. 1819 verschwand der Saturnring[5]) — so in der Ehe.[6])

43. Er empfand [über „erkennt"] nach der Rückkehr vom Tode Leibgebers, die Flucht des Lebens mehr, und die Notwendigkeit, die Liebe in die Augenblicke zu drängen — nur Liebe ist aus dem Nichts des Seins [über „Versiegenden"] mitzunehmen.

59. Oft ist freilich nur 1 Wort zur Lösung eines langen peinlichen Zustands nöthig: aber gerade, es zu sagen, ist schwerer, als man vermag. Es gehört eine innere Liebe-Aufwallung dazu, die man sich nicht befehlen kann, noch vorspiegeln darf.[7])

10. Form des Romans.

Jean Paul beabsichtigte häufig, sich selber in Beziehungen zum Helden darzustellen, einen Briefwechsel über die Konflikte zu geben, sei es zwischen den Eheleuten, sei es zwischen dem Autor und den Eheleuten. Er wollte dann etwa das Amt des Schiedsrichters übernehmen.

Vor 22. März 1804:

[1 a] In seinem[8]) Namen geschrieben.

Nach 22. März 1804:

[4 a] Titel: Ehe zwischen Gebildeten.
[7 a] Das Werk sei in Briefen.

---

1) Angestrichen.
2) Siehe Abschnitt 6, Notiz S. 14 b.
3) Hier also jedenfalls Anknüpfung an den Schluß des alten Siebenkäs.
4) So stehen hier drei Arten der Lösung dicht nebeneinander. Bei Nr. 27 am Rande „N. B.".
5) Der Ring um den Saturn verschwindet scheinbar von Zeit zu Zeit.
6) = Die Schwierigkeiten schwinden.
7) Dies ist die letzte Notiz des letzten Heftes.
8) Des Helden.

[7 a] Dichter-Ehe. Titel.[1])

[8 b] N. B. Siebenkäs schreib' alles an mich, ich anworte oder ich an Siebenkäß?[2])

[11 a] Ein Fremder aber Lustiger erzähle die Bekenntnisse und Fata des Ehepaars.

[11 b] Siebenkäs beschreib es in Briefen an mich.[3])

Nov. 1807 und später:

[14 a] Briefe an einen Schiedsrichter — der ehelos oder als vielbeweibter Witwer antwortet.

[14 b] Ich trete immer als Vermittler ein, beide schreiben an mich.[4])

[14 b] Titel: Buch für Bräut[e] und Bräutig[ams].

[15 b] Zwischen die Briefe beider trete ein lustiger Rath, der sie beide in seinen als Narren schilt.

Letztes Heft:

5. Nur in Fragmenten zu geben.[5])

33. Siebenkäs lebt mit mir zu Baireut — oder kommt zu mir.

11. Regeln.

Die hier folgenden Regeln beschäftigen sich bald mit der Tendenz des Buches, bald mit der Komposition und größeren und kleineren Fragen der Technik.

Vor 22. März 1804:

[1 a] Zwek: Zeige Fehler der Laune — kleiner Laune — Empfindsamkeit.[6])

Nach 22. März 1804:

[4 a] Dies Buch schließ ohne das Resultat zu sagen, das sich darin malt.

[4 a] Der Unterschied dieser Ehe, daß nie unmoralisch, sogar in den Zankreden gehandelt wird — Widerstreit mehr d. Menschlichkeit als Sittlichkeit.

[5 a] Die Poesie und das Erheben zeigt sich am besten, wenn du beide konstruierst, zumal ihre Fehler. Z. B. anfangs hatt S. Freude nach W.s[7]) Nachgiebigkeit gegen ihn bei aller Kraft, indeß eben die Ehe immer kräftiger die Frau erzieht oder zu Eigensinn [bringt].

[5 a] Hauptaufgabe und Lösung: wie gleich edle Seelen durch kleine Fehler gegen einander dissonieren.

[8 a] Je mehr der Anfang die Vollendung beider Seelen darstellt: desto richtiger alles —.

---

1) „O“ am Rande.

2) Jean Paul will eigene Erlebnisse berichten?

3) „O“ am Rande.

4) Die nächste Notiz folgt in der H.

5) Kapsel 7 des Nachlasses in dem Heft betitelt „Bausteinchen 3, Jenner 1814“ findet sich die Notiz (unter „Lange Geschichte“ Nr. 31): „Aus Siebenk[äsens] Leben mit Natalie nur 2, 3 Auftritte, Reiseszenen — keine ganze Ehe.“

6) Das letzte wohl bei der Frau.

7) Hier sicher Name der Frau.

[8 a] Auflösung: Die Verwirrung und Unentschiedenheit einer schönen (männlichen) Seele; die von einer weiblichen gelöset wird durch einen Blick — Indeß ich vorher es zeige, wie der Mensch eben so all- und ohnmächtig neben den Umständen da stehe, wie doch ein Ich wie im Gedicht das zufällige Leben regieren müsse — und wie nicht etwan das Aeußere zu ordnen sei (das seinen eignen beschränkenden Regeln gehorche) sondern das Innere, das schaffe, wähle (auf Jahrzehnde wenn es wolle), das mit Freiheit den Gott im Himmel vertreibe und zugleich befolge (da alle Freiheit als bloße von etwas nichts sei sondern nur zu).[1])

[9 a] Überall recht viel Mannes Kraft, auch Weiberkraft.

[10 a] Vor der Ehe zeige seine Vorzüge, Tendenz[en], Voraussicht und Hülfsmittel der Zukunft, kurz sein Wesen vorher, das sich nachher doch nicht verläugnet.

[10 a] Bringe fremde Geschichten und Zwecke hinein, des Wechsels und sonst wegen.

[10 a] Wenn S. sein Buch in Briefen schreibt,[2]) ihm jeder satirische Ausfall erlaubt[3]) — auch sie schreibe Briefe.

[10 b] So wie Antiklimax der Liebe, so gieb nach einem Entschluß einen Klimax derselben und mit dem höchsten schließe das Buch.[4])

[11 a] Zeige nur überall durch dein Wort die Irrthümer, die beide über sich haben: so hast du ja die Auflösung leicht, sobald sie Irrthümer als Irrthümer erkennen.[5])

[11 b] Mach' es in jenen [„Wutzischen" darüber] Idyllen — nur in abgebrochenen Zeitgeschichten.[6])

Nov. 1807 und später:

[12 a] Oder die Heirath der Allseitigkeit: Die Weiber wollen trotz ihrer Regellosigkeit nur immer Einen Lebensgang — Aber hier ein Mann, voll Ordnung und Festigkeit, zugleich voll Gluth und Sturm — das Häusliche und das Allgemeine bedenkend p. p. p.

[12 a] Die [darüber „Kultur-"] Ansprüche an die jetzigen Weiber 10mal größer, also ist erst das Verhältnis zwischen Bildung und Unterwerfung neu auszumitteln, da alles Geistige die Menschen ähnlicher macht.

[12 b] Regel. Es ist nicht willkürlich, wie du ausgleichen oder den Mann sogar herabsetzen willst, um eine Unparteilichkeit des Geschlechts zu spiegeln —. In der hohen poetischen Natur der Sache, die hier zugleich eine moralische Entscheidung wird, liegt alles; so denn erhebe dich dazu.

[12 b] Stelle auch die andern Ehen und Fälle in Briefen dar[7]) — der poetische, der kameralische Mann, der kriegerische, und immer der Mann. Denn nur der Mann unterscheidet hier[8]) (vermöge Staats), nicht die Frau.

[15 a] Die Hauptsache bleibe die scharfe und nach allen Punkten vollendete Entgegensetzung der männlichen und weiblichen Natur[9]) —.

---

[1]) Eilend geschriebene Notiz.

[2]) Solche Äußerungen zeigen, wie nahe Jean Paul dem Helden steht, er will ihn selber über die Konflikte berichten lassen; siehe oben unter „Form".

[3]) Jean Paul kann es auch hier nicht lassen, Gelegenheit zur Anbringung von Satiren zu suchen.

[4]) Also hier glückliches Ende!

[5]) Angestrichen. Glückliches Ende!

[6]) „O" am Rande. Vgl. oben unter „Form".

[7]) Siehe Abschnitt 2.

[8]) Doch nur bei besonderer Beschränkung des Themas!

[9]) Zweifach angestrichen.

Letztes Heft:

8. Zweck: bei ihr Darstellung weiblicher Heftigkeit — ferner bei ihm Darstellung des Hasses gegen weibliche Selbständigkeit; denn Lenette war gehorsam.[1]

24. Quaerenda.[2] 1. Stadt[3] — 2. Freund — 3. Freundin — 4. Seine Autorarbeit.

28. Erhabene Szenen.

32. Tabelle aus dem alten Siebenkäs machen.[4]

Schluß.

Ich habe außer 9 hier nebensächlichen alle Notizen wiedergegeben; hier und da eingefügt sind in der Handschrift noch Hinweise auf fremde Studien, so auf das 4. Heft der „Dichtungen" (Kapsel 11 a des Nachlasses). Zum Schluß gebe ich noch zwei Stellen des Nachlasses, auf die nicht verwiesen ist, die aber mit dem alten und neuen Siebenkäs in Beziehung stehen.

In Kapsel 22 liegt ein Studienheft, das mit dem Hinweis „Damenkalender 1818" Studien zu einer mir unbekannten Dichtung enthält, in der Siebenkäs als gealterter Ehemann auftreten sollte:

1. Siebenkäs Fest mit Natalie; Trauer des Leibgeber. [alles durchstrichen]

. . . .

7. Tod [„Siebenk. od." durchstrichen] Fibels. — sein Traum, den er hat, da ich ihn magnetisiere zu sanfterm Sterben.

8. Wie Siebenkäs [über durchstr. „er"] den Geburtstag seiner Frau feiert — wie hoch gerückt in Ämtern — wie er den 18. Oktober feiert, woran der Geburtstag seiner Frau fällt — Todtenfeier seines Freundes — hat einen Sohn und eine Tochter [„1796" dazwischengeschrieben, kann sich auch auf die vorigen Worte beziehen], Zwillinge, seine Rede an beide, beide schon mündig — er ist älter wie ich — . . . . . .

ad 8. Ich war auf dem Feste und magnetisiere ihn. — Die Zwillinge verheirathen sich — Kinderfest —.

Die Szene sollte ein Garten sein, ein Gewitter sollte kommen, Jean Paul wollte seine Wetterprophezeiungen scheinbar anbringen. Es heißt noch: „Alle Kinder sollten sich an der Vermählung freuen. — — Der Vater wollte nicht einwilligen." Zwei Titelvorschläge sind wohl: „Donnerwetterpartie[5]) — Siebenkäs. — Titel: Auszug aus künftigen Werken."

Verbindung mit dem Konflikte des „zweiten Siebenkäs" ist nicht zu sehen; es ist ein Einfall, der auf die sonstigen Pläne Jean Pauls

---

[1]) Direkte Anknüpfung an den alten Siebenkäs.

[2]) Zweifach angestrichen.

[3]) Nr. 23 ist durchstrichen, hieß: „Darstellung der Stadt".

[4]) In später Zeit tritt also die Absicht direkter Verknüpfung mit dem alten S. mehr hervor.

[5]) Man denkt an die „Gewitterpartie" in der Selina (Merkur. Vierte Unterabteilung).

keine Rücksicht nimmt. Die Studien zum „zweiten S." unterstützen dagegen folgende Notizen (Kapsel 7 unter „Fertige Erfindung" S. 34):

Darstellung einer modernen Frau, die blos ihr[en] Man quält, wil einen Kammermohr. — Der Man gebe sich für einen Philosophen aus, damit man Freude an seinem Quälen habe — sie merkt ihm sein Nachgeben ab und benützt es. Bringe mit ihr den vorstehenden Phlegmatiker[1]) zusammen. Oder wie Siebenkäs, Darstellung einer vornehmern Unehe.[2])

Diese Notizen haben die Orthographie vor 22. März 1804; sie sind wahrscheinlich älter als die Studien für den zweiten Siebenkäs; der hier erwähnte S. ist der alte Roman.

Ich schließe hiermit meine Wiedergaben und hoffe einen Überblick über die wechselnden Absichten Jean Pauls geboten zu haben; sie zu kennen ist interessant, einmal weil sich so das Bild des Dichters vervollständigt, dann weil man an vielen Stellen Verbindung mit dem Leben Jean Pauls spürt.

Die innere Geschichte des „Michael Kohlhaas".

Von Heinrich Meyer-Benfey in Göttingen.

Wenn Kleist überhaupt von der Forschung bis in die jüngste Zeit auffällig vernachlässigt ist, und wir eben erst an der Schwelle zu seinem Verständnis stehen, so gilt dies in erhöhtem Grade von seinen Novellen. Diese Meisterwerke, deren sichere Kunst und stilistische Vollendung in der Weltliteratur nicht ihresgleichen hat und die für einen Aristoteles der Novelle das klassische Beispiel wären, aus dem sich die Gesetze dieser Kunst ablesen lassen, liegen noch immer, den meisten unbekannt, von fast allen unbeachtet und unverstanden, da. Nur eine von ihnen hat bisher die ihr gebührende Beachtung und Schätzung gefunden, der „Michael Kohlhaas"; auch die literarhistorische Wissenschaft hat sich ihm zugewandt, freilich zumeist in der für das Verständnis des Kunstwerks unergiebigen Richtung der Quellenforschung. Für dieses kommt eigentlich nur die gründliche Analyse von H. Gaudig (Wegweiser durch die klassischen Schuldramen, IV., 2. Aufl., 1905, S. 189—230) in Betracht, von einzelnen Bemerkungen in Ausgaben und Gesamtdarstellungen Kleists

---

[1]) „Phlegmatiker [darüber „Fauler"] oder Zögernder, der lieber den Zucker rund beißet als schlägt, Licht herabbrennen lässet." Durchstrichen.

[2]) Der letzte Satz ist zweifach angestrichen.

abgesehen, und hier ist in der Tat manches richtig erkannt und durch genaue Dispositionen und die schulmäßige Topik dem Verständnis wesentlich vorgearbeitet, doch ist der Verfasser in den entscheidenden Fragen nicht zur vollen Klarheit und zur Einsicht in die eigentlichen Zusammenhänge gelangt. Dies hofft die folgende Untersuchung zu ergänzen.

Noch eine Vorbemerkung ist vielleicht nicht überflüssig. Man hat bei einigen Dramen Kleists oft Klage geführt über Störungen und Entstellungen des ursprünglichen Planes; bei anderen ist neuerdings der Nachweis versucht, daß verschiedene Fassungen durch und über einander geschoben seien. Ich werde an anderem Orte den (indirekten) Beweis führen, daß alle diese Vorwürfe nur auf mangelhaftem Verständnis für Sinn und Zusammenhang der Dichtungen und auf ungebührlichem Pressen nebensächlicher Einzelheiten beruhen und sich bei sorgfältiger Analyse des ganzen von selbst erledigen. Wenn ich hier also eine ähnliche Scheidung verschiedener Pläne und Fassungen in einem Kleistschen Werke vornehme — in dem einzigen, wo ich dazu Anlaß finde — so möchte ich mich von vornherein dagegen verwahren, diese Arbeit mit den genannten in Zusammenhang zu bringen. Es wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, daß in diesem Falle gerade das Eingehen auf das eigentliche Problem des Werkes, auf die für seinen Sinn und künstlerischen Charakter entscheidenden Fragen mit zwingender Evidenz zu den Bedenken führt, die den Ausgangspunkt der Untersuchung bilden, daß sie in der besonderen Entstehungsgeschichte der Dichtung ihre Begründung finden und so gerade ein vertieftes Verständnis dieser Dichtung und ein wertvolles Stück Entwicklungsgeschichte des Dichters ergeben.

Ich zitiere den „Kohlhaas," wie natürlich, nach der Kleistausgabe von E. Schmidt (3, 141—248; dazu die Lesarten 4, 375—8). Zur bequemeren Übersicht stelle ich eine Disposition der Geschehnisse (im Anschluß an Gaudig) voran, nach der im folgenden die einzelnen Abschnitte angeführt werden.

Das Unrecht. a) Widerrechtliche Zurückhaltung der Rappen auf der Tronkenburg. (S. 141—146, 13); b) Mißhandlung der Pferde und des Knechtes. (Kohlhaases Rückkehr und das Verhör; bis S. 154, 26). — II. Die Rechtsverweigerung: a) Einreichung der Klage vor Gericht (154, 27—156, 15); b) Supplik beim Kurfürsten (S. 156, 16—158, 32); c) persönlicher Bittgang der Frau (158, 32—166, 22). — III. Die Selbsthilfe: a) Überfall der Tronkenburg (166, 22—172, 4); b) Brandlegungen und Kämpfe um Wittenberg (172, 5—178, 10); c) Angriff auf Leipzig (178, 10—179, 23). — IV. Wiederherstellung des Rechtszustandes: a) Luthers Eingreifen (179, 24—187, 8); b) die Amnestie (187,

9—192, 25); c) Wiederaufnahme des Prozesses (192, 26—195, 30); d) die Auffindung der Rappen (195, 30—203, 34). — V. Erneuter Rechtsbruch: a) Mißglückter Versuch eines Vergleichs (204, 1—205, 33); b) das Auftreten Nagelschmidts (205, 34—210, 4); c) Bruch der Amnestie (210, 4—215, 26); d) die Verurteilung Kohlhaases (215, 27—219, 9). — VI. Endlicher Sieg des Rechts: a) Eingreifen des Kurfürsten von Brandenburg (219, 10—221, 28); b) das Zusammentreffen in Dahme (221, 28—226, 24); c) Versuche des Kurfürsten von Sachsen, sich der Kapsel zu bemächtigen (226, 25—244, 28); d) Kohlhaas erhält und gibt Genugtuung (244, 28—248).

A. Die beiden Kurfürsten.

1.

Wohl jeder unbefangene Leser wird ein Element als ungehörig und störend empfinden, das Übernatürliche, das in die Schlußpartie der Erzählung hereinspielt und ihr ein vom Vorhergehenden ganz verschiedenes Gepräge gibt. Man bedenke nun: Die ersten fünf unserer sechs Abschnitte sind absolut realistisch, wir stehen fast überall auf der Erde und dem Boden der Wirklichkeit; jede Szene steht mit einer greifbaren Gegenständlichkeit, einer sinnlichen Lebensfülle, einer Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit vor uns, die über jedes Lob erhaben ist; jeder Zug ist vollkommen deutlich und zweifellos echt — nun auf einmal sind wir umgeben von geheimnisvollen Unbegreiflichkeiten und in eine Welt des Zaubers und Spuks versetzt. Zuerst die Zigeunerin, die der fernsten Zukunft kundig ist und die Wahrheit ihrer Wissenschaft mit Zeichen und Wundern bestätigt, dann enthüllt sie sich als Kohlhaases gestorbene Frau, die nun als Spukgestalt umgeht, ohne doch weniger leibhaft zu scheinen. Offenbar wird damit die stilistische Einheit des Werkes zerstört. Wohl hat das Wunderbare auch in andere Erzählungen Einlaß gefunden, wenn auch wohl nirgends an den Glauben des Lesers so ungewohnte Zumutungen gestellt werden, aber dann macht es eben den eigentümlichen Charakter und Inhalt der Dichtung aus. Hier dagegen handelt es sich um eine im Kostüm der Wirklichkeit auftretende Dichtung mit einem dem wirklichen Leben entnommenen Vorwurfe, wo ganz gegen Schluß übernatürliche und spukhafte Elemente auftreten, ohne mit dem eigentlichen Gegenstande innerlich zusammenzuhängen und in ihm gegründet zu sein. Mit Recht sagt Gaudig: „In einer so realistisch dargestellten Welt, wie es die des Michael Kohlhaas ist, ist ein Gespensterspuk eine stilistische Unmöglichkeit" (S. 195).

Diese Unmöglichkeit wird noch viel evidenter, wenn man sich den Beginn dieser Geschichte, die Überreichung der Kapsel, in den chrono-

logischen Verlauf der Erzählung einreiht. Es war „genau am Tage nach dem Begräbnis meiner Frau,“ „in Jüterbock, einem Marktflecken, durch den der Streifzug mich führte“ (224, 29 ff.). Aber am Tage nach dem Begräbnis seiner Frau konnte Kohlhaas weder in Jüterbock sein noch einen Streifzug machen, sondern da saß er zu Kohlhaasenbrück und wartete auf das Erscheinen der Rappen und des zu ihrer Dickfütterung verurteilten Junkers, wozu er drei Tage Frist gestellt hatte (166, 23 ff.). Indessen, der Dichter hat sich in einer Kleinigkeit geirrt; der Vorgang spielt einige Tage später, nach dem Überfall der Tronkenburg und dem Ritt gegen Erlabrunn, wo Kohlhaas wenigstens einen Haufen um sich hat, wenn man auch keinen Anlaß zu solchen Streifzügen sieht, da er doch weiß, daß der Junker in Wittenberg weilt. Wenn er aber sonach eine große Mordbrennerei hinter sich und mindestens zwei Mandate erlassen hat, wie kann er, ohnehin ein weitbekannter Mann, es wagen, sich mit seinem Haufen inmitten der Volksmasse eines Jahrmarkts und sogar vor den Augen der Kurfürsten und ihres Gefolges zu zeigen? Muß er nicht besorgen, sofort erkannt und festgenommen zu werden? Wird er auch nur in der Stimmung dazu sein? Können wir uns den Kohlhaas dieser Zeit, dessen Brust von herbem Schmerze und wütendem Ingrimm zerrissen ist, oder gar den Kohlhaas, der soeben seine Frau begraben hat, als harmlos gleichmütigen Teilnehmer einer Volksbelustigung denken? Würde er auch so unbekümmert die beiden Landesherren vor sich sehen, ohne Groll und ohne Hoffnung, ohne einen Versuch, die Gunst des Moments auszunutzen, den ihre Gegenwart und der Besitz der Kapsel ihm bieten? — Und dann diese Zigeunerin. Sie ist Kohlhaases Frau, die er eben begraben hat. Und dieser erkennt sie nicht, fühlt und ahnt nichts von ihrer Nähe! Sie weiß sich offenbar gut zu verbergen. Später, im Kerker, bemerkt er wenigstens „eine sonderbare Ähnlichkeit zwischen ihr und seinem verstorbenen Weibe Lisbeth, dergestalt, daß er sie hätte fragen können, ob sie ihre Großmutter sei“ (241, 9 ff.). Jetzt, wo doch das Bild der Toten in den lebhaften und intensiven Farben frischer Trauer vor seiner Seele stehen muß, ist auch davon keine Rede. Aber seit wann ist es überhaupt Brauch bei den Toten, daß sie in ganz fremder und unbekannter Gestalt wiederkommen? Und wenn die Zigeunerin mit einer eben erst Begrabenen identisch ist, woher hat sie so schnell diesen Ruf, der schon die kurfürstliche Tafel beschäftigt (234, 15)? Und wie kommt sie dazu, so entschieden den Brandenburger zu begünstigen, durch dessen Trabanten sie soeben mißhandelt und tödlich verletzt ist? — Fragen über Fragen, die nicht zu beantworten sind. Die Einfügung der Spukgeschichte ist nicht nur stilistisch, sondern auch inhaltlich eine Unmöglichkeit. Während bis zum Beginne von VI alle

Geschehnisse aufs beste zusammenhängen und tadellos motiviert sind, verwickeln wir uns hier in einen Knäuel von Widersprüchen und Ungereimtheiten, sobald wir versuchen, das Neue mit dem Früheren zu verbinden, wie es doch notwendig ist. Es bleibt nur eine Erklärung: beide Partien sind ohne Rücksicht aufeinander entstanden. Kleist hat bei keiner dieser Stellen an die andere gedacht. Als er II c, III a schrieb, lag ihm jeder Gedanke an eine Erfindung nach Art von VI b, c völlig fern; als er bis hierher gekommen war, da war jenes frühere Stück ihm nicht mehr gegenwärtig. Ja, man könnte wohl fragen, ob er bei der ersten Einführung der Zigeunerin schon die Absicht hatte, sie mit der Toten zu identifizieren. Auf jeden Fall aber ist klar, daß im Kohlhaas, wie er nun vorliegt, miteinander unverträgliche Bestandteile zusammengeschweißt sind.

2.

a) Aber die Einführung des Übernatürlichen ist nicht das einzige und vielleicht nicht einmal das schwerste Bedenken, das gegen diesen Schlußteil (VI) erhoben werden kann. Ein anderes, das aufs engste damit zusammenhängt, ist besonders von Wilbrandt geltend gemacht (S. 333 ff.): es setzt damit eine neue Entwicklung ein, die den Zusammenhang zerreißt. Er hat vollkommen Recht. In den Abschnitten I—V herrscht, obwohl die Erzählung sich allmählich zum Roman auszuweiten scheint, strengste Einheit des Interesses: alles dreht sich um den Prozeß Kohlhaases gegen Wenzel v. Tronka; nichts, was nicht mit diesem Angelpunkte des ganzen in direkter Verbindung wäre. Hier dagegen setzt ein ganz neues Interesse ein, das mit jenem allerdings äußerlich verflochten ist, aber dazu in keiner innern Beziehung steht; und dieses drängt nun das alte vollständig in den Hintergrund. Von der ersten Erwähnung der Kapsel an ist alle Aufmerksamkeit und Spannung auf sie konzentriert, der sächsische Kurfürst mit seiner angstvollen Jagd nach dem Zettel ist der Held dieses Teiles, und vom Kohlhaas und seiner Sache hören wir nur gelegentlich, insoweit sie für die andere Handlung von Belang ist. (Wobei allerdings alle ihre Stadien doch klar und ungezwungen verfolgt werden; wie überhaupt die Verzahnung der beiden Handlungen, die Reziprozität ihrer Entwicklung und Darstellung ein Prachtstück souveräner Kunst ist.) Es wirkt fast wie eine Überraschung, als dann auf einmal die Kohlhaasaffäre regelrecht zu Ende gebracht ist und wir ihre Schlußszene als Augenzeugen miterleben. Aber auch hier gehört nicht ihr das letzte Wort, sondern der neuen Nebenhandlung. — Das Einsetzen einer ganz neuen Verwicklung und starken Spannung im letzten Akte einer Geschichte ist immer ein künstlerischer Fehler. Hier aber wird dadurch die sonst so ausgeprägte

Einheit des Interesses und damit die künstlerische Einheit des Werkes zerstört.

b) Um dies in noch helleres Licht zu setzen, ist eine kleine Abschweifung allgemeiner Art unerläßlich. Ich sprach oben von der „fast zum Roman erweiterten“ Novelle und der Ausdruck ist schon früher gefallen. Ist er berechtigt? Die Antwort ist erst zu geben, wenn wir uns klar gemacht haben, worin der Unterschied zwischen Novelle und Roman besteht.

Die Novelle ist in ihren Anfängen die Erzählung eines merkwürdigen Geschehnisses, und sie ist es im Grunde stets geblieben, nur daß der Sinn der Merkwürdigkeit sich im Laufe des allgemeinen Geschmackswandels verändert hat: an die Stelle der stofflichen Neugier, der Lust am Abenteuerlichen der äußern Fabel ist das psychologische Interesse und der Sinn für das Charakteristische getreten. Die Novelle hat es also immer mit einer aus irgend einem Gesichtspunkte interessanten Begebenheit zu tun; ihre Gestalten sind die Träger dieser Ereignisse, dadurch bestimmt und als solche dargestellt; ihr künstlerischer Charakter ist zunächst bedingt durch die Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Fabel, der die Charaktere wie auch alle anderen Momente untergeordnet sind. Vom Roman dagegen (wie von seinem Vorläufer, dem Epos) muß zuerst gesagt werden, daß ihm diese einheitliche und geschlossene Fabel fehlt; dafür ist ihm das Streben eigen, ein in gewissem Sinne vollständiges Weltbild zu geben. Das verlangt in der Regel eine größere Mannigfaltigkeit der Geschehnisse, die teils nebeneinander liegen, teils lose aneinander gereiht werden. Auch wenn, wie so häufig, der Roman die Geschichte eines einzelnen Helden erzählt, also im biographischen Roman gilt dies ohne Einschränkung; denn auch da wird der Held nach allen Seiten seines Wesens, als ein rechter Mikrokosmus im Verlaufe seiner Entwicklung, und zugleich in seinen Beziehungen zur Umwelt dargestellt, so daß auch hier eine gewisse Totalität des Weltbildes erreicht wird, wozu wieder eine mannigfache, wechselnde Folge von Begebenheiten unentbehrlich ist. Für die Novelle ist also das Streben nach Einheit, für den Roman das nach Totalität charakteristisch. Natürlich schließt sich das nicht ganz aus, wie denn jedes Kunstwerk auf seine Weise eins und ein Ganzes sein muß. Aber hier ist dieses, dort jenes Interesse dem anderen untergeordnet. In der Novelle ist weder Vollständigkeit des Weltbildes noch allseitige Entfaltung der Charaktere erforderlich oder möglich; ihre Totalität liegt darin, daß alles, was zu der dargestellten Begebenheit gehört, vorgeführt wird. Das Streben wird aber vorwiegend darauf gerichtet sein, alles Nichtzugehörige, störende Episoden, unwesentliches Beiwerk auszuschließen, und ihre vornehmste Tugend wird in der Geschlossen-

heit und Straffheit des Aufbaues bestehen. Dem Roman wiederum ist dieser straffe Bau wie auch die innere Einheitlichkeit der Handlung, da sie aus einem Keim erwächst, fremd; seine Einheit besteht darin, das alles, was geschieht, zu einem Weltbilde zusammenstimmt, zwanglos und harmonisch den Einen Rahmen ausfüllt und von Einer Grundauffassung getragen wird. Ihm eignet daher ein Streben in die Breite und ein loser, lässiger Fluß des Geschehens, wenn auch im einzelnen starke Spannungen vorkommen, während die Novelle energisch und möglichst gradlinig vorwärts strebt.

Diese Begriffsbestimmungen sind den klassischen Vertretern beider Gattungen entnommen und müssen an ihnen ihre Richtigkeit bewähren. Für die Novelle aber gibt es keine vollendeteren Muster als die Erzählungen Kleists, und der gleiche tiefe und unbeirrbare Formensinn, der ihn die Grenzen epischer und dramatischer Kunst so streng innehalten läßt, hat auch seine Novellen vor jedem Abirren in die Art des Romans behütet, wie er ohne Zweifel auch in seinem verlorenen Roman sich bewährt hat. Zumal in den früheren Erzählungen ist der springende Punkt, die innere Einheit der Fabel als Zentrum des Kunstwerks dadurch besonders augenfällig gemacht, daß sie gleich im Anfangssatz formuliert wird. „Die Marquise von O . . . .“ beginnt damit, daß eine Frau durch die Zeitung den Vater ihres ohne ihr Wissen empfangenen Kindes sucht und zu heiraten verspricht, und die Erzählung schließt, indem sie ihn findet und heiratet; das ganze ist der gerade Weg zu diesem Ziele. Im „Erdbeben in Chili“ soll zu Anfang ein junges Paar wegen unerlaubter Liebe hingerichtet werden; am Schlusse wird es von der fanatisierten Menge umgebracht, nachdem das plötzliche Naturereignis es dem Schaffot entrissen hatte.

Messen wir den „Kohlhaas“ an dieser Norm, so ist ganz klar, daß wir auch hier eine echte und rechte Novelle vor uns haben. Die Einheit des Geschehnisses ist so augenfällig wie irgend möglich. Sie handelt von dem Versuch des Helden, sich für dies ihm vom Junker Wenzel angetane Unrecht Genugtuung zu verschaffen: das Unrecht ist der Anfang, die erlangte Genugtuung der Schluß, das Ganze eine stetige Bewegung zu diesem Ziele hin. Aber so scharf geprägt der Novellencharakter des Ganzen ist, so wenig will manches Einzelne dazu stimmen. Auffällig ist schon die Erweiterung des Horizontes in VI. Bis dahin ist die Szene im wesentlichen beschränkt auf die Wohnsitze Kohlhaases und des Junkers, die Städte, wohin dieser flüchtet und die sächsische Hauptstadt, also ein geographisch einheitliches und begrenztes Gebiet, das der unmittelbare Schauplatz der Ereignisse ist. Nun aber auf einmal erweitert sich das Gesichtsfeld und nimmt die politischen Verhältnisse des Deutschen

Reiches in sich auf. Wir müssen unsere Gedanken zwischen zwei Staaten hin und her wandern lassen und auf deren Verhältnis richten; dabei kommen dann weitere Beziehungen zu Nachbarmächten ins Spiel („die Krone Polen" 219, 27), und ganz im Hintergrunde taucht, nirgends direkt sichtbar und doch von entscheidendem Einflusse auf den Gang der Geschichte, „die Majestät des Kaisers" (221, 16) auf. Das ist nun in einer Novelle nicht von vornherein ausgeschlossen; es kann ja die Fabel sich soweit ausbreiten, ohne ihre Einheitlichkeit zu verlieren. Und hier ist wirklich die unmittelbare Beziehung auf den individuellen Fall durchaus festgehalten. Es ist daher unzulässig, die Dichtung als ein „Kulturgemälde aus dem Reformationszeitalter" zu bezeichnen (Servans S. 76). Das wäre sie geworden, wenn Kleist nach dem Rezept von Brahm (S. 277 f.) gearbeitet hätte: „Ein moderner Erzähler hätte . . . das historische Moment in die erste Reihe gestellt; er hätte gezeigt, wie die Ohnmacht der Regierenden zur Selbsthilfe nicht nur diesen einzigen Mann drängt, wie Fehdewesen und Vehmgericht und das ganze Gebaren dieses trotzigen Geschlechts auf demselben Grunde der Rechtsunsicherheit erwachsen; und er hätte nicht ermangelt, dem redlichen, nur zögernd und nach tausend Bedenken zum Schwerte greifenden Kohlhaas einen rauflustigen Fehder vom gewöhnlichen Schlage entgegenzusetzen." Brahm ist sich offenbar nicht klar, was seine geistreiche Skizze in Wahrheit ist, sie hat gar nichts mit modern oder romantisch, mit historischer Treue, psychologischer Motivierung und großen Leidenschaften zu tun, sondern sie ist einfach der Entwurf eines kulturhistorischen Romanes und sie kommt für Kleist nicht in Betracht, weil er keinen Roman, sondern eine Novelle schaffen wollte; uns aber kann sie dazu helfen, uns den Unterschied beider recht sinnfällig und anschaulich zu machen. Wie sich hier die Erweiterung der Bühne aus der Idee der Novelle ableiten läßt, mag uns Hebbel lehren („Über Theodor Körner und Heinrich v. Kleist", Werke 9, S. 58): „Kleist . . . wußte, und mogte es mit Schmerz an sich selbst erfahren haben, daß der Vernichtungsprozeß des Lebens keine Wasserflut, sondern ein Sturzbad ist, und daß der Mensch über jedem großen Schicksal, aber unter jeder Armseligkeit steht. Von dieser Weltanschauung ging er aus, als er seinen „Michel Kohlhaas" zeichnete, und ich behaupte, daß in keiner deutschen Erzählung die gräßliche Tiefe des Lebens in der Fläche auf so lebendige Weise hervortritt, wie in dieser, wo der Raub, den ein Junker an zwei elenden Pferden begeht, das erste Glied einer Kette ist, die sich von dem Roßtäuscher Kohlhaas aus bis zum deutschen Kaiser hinaufwindet und eine Welt erdrückt, indem sie dieselbe umschlingt." Also das ist zugestanden: die Ausweitung des Horizontes ist sowohl an sich noch

keine Durchbrechung der Novellenform, wie sie auch im vorliegenden Falle sich innerlich begründen läßt. Immerhin bedeutet sie eine Annäherung an die Form des Romans. Ob aber Hebbels Auffassung wirklich sich mit Kleists Absicht deckt, ob im „Kohlhaas" diese Erweiterung wirklich innerlich notwendig oder organisch berechtigt ist, diese Frage müssen wir an dieser Stelle noch offen lassen. Das jedoch können wir schon hier feststellen: die Einführung der neuen Spannung und Verwicklung ist vom Standpunkt der Novellentechnik aus nicht zu rechtfertigen; sie hebt mit der Einheit des Interesses zugleich die Reinheit der Form auf. Und da die Erweiterung des Schauplatzes tatsächlich nur durch dieses Mittel zustande kommt, so ist sie, wie sie nun einmal angelegt ist, auch mit den Normen der Novelle unvereinbar.

c) Wiederum kommen schwere inhaltliche Bedenken zu den formalen. Zunächst erleidet der Charakter des Helden hier einen unheilbaren Bruch. Kohlhaas ist der Held des gekränkten Rechtsgefühls; er kann nicht leben ohne Recht, und als ihm sein Recht verweigert wird, da will er es sich erzwingen. Aber so wild und gewalttätig er auch vorgeht, niemals ist es bloße Rachsucht, die ihn beseelt; er will seinen Feind nicht vernichten oder schädigen, sondern ihn zur Wiedergutmachung seines Unrechts zwingen; und sobald dies auf gesetzlichem Wege möglich wird, zaudert er nicht, diesen einzuschlagen. Der Kohlhaas des letzten Teiles dagegen wird nur von blinder Rachsucht getrieben. Es kann keine Rede davon sein, irgend eine Genugtuung zu erreichen — es ist gar nicht vorzustellen, worin diese bestehen könnte — Kohlhaas will nur sich rächen und seinem Feinde, dem Kurfürsten von Sachsen, wehe tun (227, 19. 229, 24—31. 242, 11—14. 33 ff.). Und noch sonderbarer, wie die Art seines Gefühles, hat sich dessen Richtung geändert. Bisher war sein Feind Wenzel von Tronka, und wer könnte es anders sein, als dieser, der ihn persönlich so roh und fortgesetzt gekränkt hat, der Anstifter der ersten in der Reihe der Freveltaten, die fortzeugend die anderen veranlaßt hat (190, 7—10, hier anders bezogen)? Auf diesen ist es bei allen Unternehmungen ausschließlich abgesehen, er wird in allen Mandaten als der Feind bezeichnet, und auf Luthers Mahnung ist Kohlhaas wohl bereit, allen Feinden sonst zu vergeben (auch „den Kurfürsten, meinen beiden Herren"), diesem gegenüber aber kann er auf seinen Rechtsanspruch nicht verzichten. Nun ist er inzwischen soweit gebrochen und mürbe geworden, daß er auch ihm gegenüber zu weitestem Entgegenkommen bis zu „völliger Bereitwilligkeit und Vergebung alles Geschehenen" bereit ist (205, 1—7, vgl. 218, 26—29); statt dessen herrscht nun in ihm diese grimmige, unersättliche Rachsucht gegen den Kurfürsten, der doch in der Kette der Kränkungen nur ein sekundäres und ziemlich unbedeutendes Glied bildet.

d) Und endlich — die Hauptfrage: Ist die leidenschaftliche Rachsucht Kohlhaases, ist die ausgesprochene Parteinahme des Dichters gegen den sächsischen Kurfürsten und für den Brandenburger in der Erzählung selbst begründet? Entspricht die Art, wie sie im Schlußteil dargestellt worden, dem, was wir bisher von ihnen gesehen haben?

Überblicken wir den Anteil, den der Kurfürst von Sachsen an den Vorfällen in I—V hat. An der Rechtsverweigerung, die das Anfangsglied in der „Kette der Freveltaten" bildet (II, a), ist er vollkommen unschuldig. Der Fall wird ihm einfach vorenthalten, braucht auch gar nicht vor ihn zu kommen. Die „höhere Insinuation", auf die der Prozeß niedergeschlagen wird, geht von den beiden Jungherren von Tronka aus, ohne Wissen des Herrn (156, 2 ff.). Man hat sogar in Brandenburg das volle Vertrauen zu seiner Gerechtigkeit, daß es nur nötig sei, ihm den Fall zur Kenntnis zu bringen, um Kohlhaas Recht zu verschaffen (157, 22—4). Und dieses Vertrauen bewährt er zunächst durchaus. Er gewährt dem Kohlhaas die von Luther erbetene Amnestie und wählt von den im Staatsrat vertretenen Meinungen die redlichste und geradeste, durch „schlichtes Rechttun" den begangenen Fehltritt wieder gut zu machen (189, 10 ff.), betraut auch deren Vertreter mit der Führung der Sache. Als dann später durch den Verlauf der Ereignisse auf Kohlhaas ein schwerer Verdacht fällt, weigert er sich „standhaft", auf Grund unsicherer Indizien das freie Geleit zu brechen (216, 32 ff.). Soweit trifft ihn also nicht der leiseste Vorwurf. Und es muß als durchaus unwahrscheinlich, ja als ausgeschlossen gelten, daß er an dem Bruch der Amnestie, der an Kohlhaas begangen wird, indem man ihn in Haft hält (212, 24 f. 215, 7—10. 231, 9), irgendwie beteiligt ist oder darum weiß. Und die schließliche Verurteilung Kohlhaases kann man ihm auch in keiner Weise zum Vorwurf machen, wo der Schein so stark gegen den Roßkamm ist, dieser auch offenkundig sich außerhalb des Vertrages gesetzt hat und jede Erklärung oder Rechtfertigung seines bedenklichen Schrittes ablehnt; nach Lage der Sache konnte der Entscheid nicht anders ausfallen. So ist der Kurfürst im Hauptteil der Novelle (I—V) eine Gestalt, die sowohl unsere Achtung wie unsere Sympathie verdient; ja noch in VI b wirkt diese sympathische Darstellung nach, wenn der Kurfürst, als ihn der Zufall in die Nähe Kohlhaases führte, „dem Unglücklichen, wer es auch sei," einen Becher Wein bringen will. Somit ist der leidenschaftliche Haß Kohlhaases gegen ihn schlechterdings durch nichts motiviert, und die schwächliche Haltung, die ihn der Dichter von jetzt an einnehmen läßt, eine ungerechtfertigte Verzerrung seines Bildes, die nur durch das neueingefügte Motiv zustande kommt.

Dagegen ist der Brandenburger aufs stärkste belastet. Ihm wird die Sache persönlich vorgetragen: zweimal erhält er eine Bittschrift und beide Male macht er sehr schlechten Gebrauch davon. Die erste übergibt ihm der Stadthauptmann Heinrich von Geusau und der Kurfürst übergibt sie seinem Kanzler, ohne sich weiter um sie zu bekümmern (158, 1 ff.). Die zweite bringt ihm Kohlhaases Weib, und wenn auch die Überreichung selbst etwas im Dunkeln bleibt, so muß sie doch in seine Hände gelangt sein, denn es erfolgt darauf eine „landesherrliche Resolution" (166, 13). Und diese ist nun die definitive Abweisung von Seiten der Staatsgewalt, die es Kohlhaas weiterhin unmöglich macht, auf gesetzlichem Wege sein Recht zu suchen, und ihn zwingt, den Weg der Selbsthilfe zu beschreiten. Wenn also unter der ersten in der Reihe der Freveltaten nicht das ursprüngliche Unrecht selbst, sondern die Rechtsverweigerung und Rechtsbeugung durch den Staat verstanden werden soll, wie es der Prinz v. Meißen meint (190, 7 ff.), so fällt diese eigentlich dem Kurfürsten von Brandenburg zur Last, denn erst seine Abweisung ist unwiderruflich und für die weiteren Folgen entscheidend. Und bei der Überreichung dieser zweiten Supplik geschieht es, daß die Frau, weil sie „sich zu dreist an die Person des Landesherrn vorgedrängt" (165, 2), von seiner Leibwache den todbringenden Stoß erhielt; diese Brutalität geschieht also in seiner unmittelbaren Nähe und unter seinen Augen, ohne daß er irgendwelche Notiz davon nimmt. Welche unglaubliche Roheit und Nachlässigkeit offenbart sich darin! Also auch dieser schwerste Verlust, der Kohlhaas später rückhaltloses Verzeihen unmöglich macht (185, 15 ff.), kommt auf sein Schuldkonto. Und wenn dieser seinem Grimm und Rachedurst, außer seinem anfänglichen Schädiger, noch ein anderes Ziel sucht, so könnte dies nach Recht und Vernunft nur der Brandenburger sein.

Und diesen selben Brandenburger sollen wir nun in VI als den sicheren, unbeirrbaren Hort der Gerechtigkeit kennen lernen! Ist das irgend zu glauben? Offenbar hat er sich inzwischen in sein vollkommenes Gegenteil verwandelt. Aber von einer solchen Verwandlung erfahren wir nichts und sie wäre auch durchaus unverständlich. Wir müssen also sagen: Der Kurfürst von Brandenburg in II und der in VI sind ganz verschiedene und entgegengesetzte Charaktere, die auf keine Weise miteinander vereinbar sind. — Und ebenso widerspruchsvoll gestaltet sich der Zusammenhang der Ereignisse. VI beginnt damit, daß der Kurfürst von Brandenburg den zum Tod verurteilten Kohlhaas als seinen Untertan reklamiert, nachdem Heinrich von Geusau ihm dessen Geschichte erzählt und, „von den Fragen des erstaunten Herrn gedrängt," auch dessen Anteil an der Schuld erwähnt hat. Bis dahin hat er also offenbar nichts davon gewußt.

Aber wie ist das möglich? Warum hat ihm Geusau nicht gleich, als er ihm die Bittschrift einhändigte, den Fall erzählt? Wie hat er es fertig gebracht, sie ihm stillschweigend zu übermitteln? Und der Kurfürst hat dann wohl die Supplik ungelesen an den Kanzler weitergegeben? Denn sonst könnte ihm doch die Sache nicht ganz unbekannt sein. Hat er aber auch die zweite Bittschrift nicht gelesen? Und sie doch mit einer „landesherrlichen Resolution" beantwortet? Wie unverständlich ist das alles! Es ist doch selbstverständlich, sowohl Geusau wie der Kurfürst hätten, wenn sie überhaupt sich des Kohlhaasischen Handels annehmen wollten, dies sofort, in II b, tun müssen; und dann wären die Abschnitte III—V überflüssig und unmöglich geworden. Daß dies so lange unterblieben ist, wenigstens von der einen Seite, ist ebenso ungereimt, wie daß es so spät nachgeholt wird.

Es sind also die Charaktere beider Kurfürsten im Schlußteil in ihr gerades Gegenteil verkehrt und auch dadurch ist die künstlerische Einheit des Werkes aufs schwerste geschädigt. Alle Verhältnisse sind hier verschoben und entstellt: sowohl das Verhalten beider Landesherren wie die Stellung des Dichters und das Empfinden Kohlhaases ihnen gegenüber in VI ist, an den früheren Abschnitten gemessen, eine bare Unmöglichkeit. Zwischen diesen Teilen besteht ein Widerstreit, der sich auf keine Weise vermitteln läßt. Und so bereitwillig wir es dem Dichter nachsehen, daß seine Darstellung den geschichtlichen Vorbildern Unrecht tut (Brahm 282 f.), so wenig können wir es ihm verzeihen, daß er seine eigenen Gestalten zum Schlusse so verzerrt.

Was hat nun den Dichter zu einem so unheilvollen Mißgriff veranlaßt? Das ist auf den ersten Blick klar: künstlerische Motive können es nicht sein, denn die sprechen alle dagegen. Durch die Änderung wird in ästhetischer Hinsicht gar nichts gewonnen, vielmehr erwachsen dem Werke daraus einzig schwere und vitale Schäden. Es müssen also unkünstlerische, unsachliche Momente ins Spiel gekommen sein; und da liegt auch für den oberflächlichsten Kenner die einzig mögliche Antwort auf der Hand: politische Gründe haben zu der Störung des Plans geführt. Es ist der Haß des Patrioten gegen den zum Rheinbund übergetretenen sächsischen Herrscher seiner Zeit, die neuerwachte Vaterlandsbegeisterung des Märkers und seine Liebe zu seinem lebenden Fürsten, die das Bild ihrer Vorgänger getrübt haben. Das hat schon Wilbrandt (335 f.) klar erkannt, Brahm und andere sind ihm beigetreten, und Gaudig (229) verwischt den klaren Sachverhalt, wenn er Kleist von diesem Vorwurfe zu reinigen sucht. Brahm formuliert diesen sehr zutreffend, wenn er von dem Punkte spricht, „wo dem Künstler der Patriot unsanft ins Werk gegriffen und die ursprüngliche Reinheit seiner Intention getrübt hat" (S. 283).

Soviel ich übersehe, ist dies der einzige Fall, wo fremde, nicht künstlerische Momente und Tendenzen Einfluß auf die Entwicklung einer Kleistschen Dichtung erlangt haben. Dieser Fall aber läßt sich weder leugnen noch beschönigen.

3.

Wir haben festgestellt, daß Verhalten und Beurteilung der beiden Kurfürsten in VI dem in den früheren Abschnitten nicht entspricht. Entweder diese oder die Schlußpartie hätten ganz abweichend gestaltet werden müssen, wenn eine in sich einstimmige Geschichte und ein einwandfreier Zusammenhang zustande kommen sollte. Aber wozu ist es überhaupt nötig, daß wir es mit zwei Staaten und deren Herrschern zu tun haben? Ist es in der Idee der Dichtung begründet und lag es in der ursprünglichen Intention des Dichters?

a) Was ist der eigentliche Inhalt der Dichtung? Es ist die Geschichte eines Mannes, dessen charakteristische Eigenschaft sein hochentwickeltes Rechtsgefühl ist, dem schweres Unrecht geschieht, der vergeblich sich bei den Vertretern der Staatsgewalt dafür Recht zu verschaffen sucht, der dann zur bewaffneten Selbsthilfe greift und an den Folgen seines eigenmächtigen Tuns zugrunde geht. Die Dichtung handelt also vom Recht, das heißt der sittlichen Norm, die die Beziehungen der Menschen untereinander und die des einzelnen zu der Gemeinschaft, in der er lebt, zum Staate, regelt. Es ist ein Prozeß, der sich zwischen dem einzelnen und dem Staate abspielt, und das Problem wird um so klarer und größer heraustreten, je reiner die beiden Seiten des Konflikts, der rechtheischende Einzelne und der das Recht verwaltende Staat, für sich dargestellt und einander gegenübergestellt sind. Jede weitere Komplikation der Art, daß der einzelne es mit mehreren Staaten zu tun hat, oder daß die Beziehungen verschiedener Staaten untereinander hereinspielen, kann nicht anders als das eigentliche Problem trüben und stören. Dadurch würden auf jeden Fall fremde Interessen eingemengt und könnte wohl die äußere Handlung mannigfacher und spannender gestaltet, nicht aber die eigentliche Frage, die den Sinn der Dichtung bildet, vertieft und bereichert werden. Diese kann ihrer Natur nach nur zwischen dem Individuum und einem, seinem Staate verhandelt werden. Sobald sich ein zweiter Staat einmengt, sei es als höhere Instanz, sei es infolge eines Kompetenzstreites (beides liegt hier vor), so muß der erste Staat den Charakter richterlicher Souveränität, der ihm als Staat zukommt, verlieren und aus der Rolle des Richters in die des Klägers, der Partei übergehen (wie es hier der Fall ist). Also die Idee der Dichtung verlangt weder noch empfiehlt sie, daß mehr als Ein Staat und Landesherr auftritt.

b) Aber solche Fragen lassen sich nicht im allgemeinen erledigen; es ist unerläßlich, den vorliegenden konkreten Fall genau ins Auge zu fassen. Welche Bedeutung hat die Zweiheit der Staaten in unserer Erzählung?

Wir stellen zunächst fest, daß sie für den größten Teil derselben völlig bedeutungslos ist. Dieser spielt in Sachsen: „Auf sächsischem Gebiete“ (141, 23) geschieht dem Kohlhaas die Vergewaltigung, beim Dresdener Gericht bringt er seine Klage an. Dann folgt allerdings ein Stück, das uns nach Brandenburg versetzt: hier spielt direkt III, b (156, 16—157, 32) und indirekt auch II, c (bes. 164, 23—165, 15). Sobald aber Kohlhaas „das Geschäft der Rache übernimmt“, sind wir wieder auf sächsischem Boden: die Tronkenburg, die Gegend um Wittenberg und die um Leipzig sind die Schauplätze von III, Dresden der von IV und V. So haben wir die Episode in Brandenburg längst vergessen und sind nicht wenig überrascht, wenn mit dem Beginn von VI auf einmal der Brandenburger Kurfürst auf den Plan tritt. Und da wir bereits erkannt haben, daß dieser Schlußteil zu den früheren in einem mehrfachen, auffälligen Gegensatze steht, daß hier also eine Verschiebung des Planes und der dichterischen Intention stattgefunden haben muß, da auch die Motive dieser Änderung uns nicht mehr unbekannt sind, so werden wir geneigt sein, anzunehmen, daß auch diese Doppelung des Staats in den Zusammenhang dieser Umwandlung gehört und daß auch sie ihren Grund in jener politischen Tendenz hat, zu deren Ausdruck sie freilich die unentbehrliche Voraussetzung ist, während ihr in der ursprünglichen Idee der Dichtung die Begründung fehlt.

So würden wir unfehlbar schließen — wenn nicht auch in einem früheren Stücke, dem Abschnitt II, b—c, Brandenburg und sein Kurfürst vorkäme. Aber eben, weil dieses Stück etwas aus seiner Umgebung herausfällt und in Beziehung zu dem Schlußteil steht, erhebt sich auch hiergegen ein Verdacht, ob es wohl dem ursprünglichen Plane angehört hat. Freilich, ganz entbehren könnten wir es nicht, und anderseits haben wir gesehen, wie es sich auch mit VI durchaus nicht ohne weiteres vereinigen läßt. So bleibt also nur der Eindruck, daß auch hier nicht alles in Ordnung ist.

An diesem Punkte hilft uns ein Blick in die Überlieferung der Dichtung weiter. Ein glücklicher Zufall gestattet uns, diese Bedenken auf Grund des Materials selbst mit authentischer Sicherheit zu entscheiden. Der vollständige Text, wie wir ihn im ersten Bande der „Erzählungen“ von 1810 und danach in allen Ausgaben lesen, ist nicht die einzige Überlieferung der Dichtung; für den Anfang, etwa ein Viertel des ganzen (S. 141—167, 12 bei Schmidt, also bis in den Beginn von III, a) haben wir einen älteren Druck im

6. Heft des „Phöbus" (Juni 1808). Und dieser weist gegenüber der endgültigen Textgestalt bemerkenswerte Differenzen auf; eine große: ein größeres Stück, S. 156, 16—158, 32, also genau unser Abschnitt II, b, fehlt ganz, und zahlreiche kleinere, unter denen das Fehlen aller bestimmten Lokalangaben Beachtung verdient. Anstatt von Dresden und von Berlin ist immer nur von der „Hauptstadt", allenfalls von der „Residenz" die Rede, selbst die Elbe erscheint nur als „Gränzfluß" (141, 23); und alle die Sätze, die von Kohlhaases Besitzungen im Sächsischen und Brandenburgischen, von seinem Hause in Dresden usw. reden, ihm damit in zwei Staaten Heimatsrechte geben, sind noch nicht vorhanden (145, 27—146, 12 lautet anders und wesentlich kürzer; 160, 23—28. 161, 15—18 und 166, 2—4 fehlen). So wird also nun die Immediateingabe an den Landesherrn nur einmal gemacht — in der Tat ist der persönliche Bittgang des Weibes nach der von Heinrich von Geusau überreichten Supplik eine unnütze und unverständliche Doublette. Und da nun II, c unmittelbar an II, a angeschlossen ist, so geht die Bittschrift selbstverständlich in dieselbe (ungenannte) „Hauptstadt", wie die erste Klage. So allein ergibt sich ein natürlicher und verständiger Zusammenhang: erst Klage beim zuständigen Gericht, dann persönliche Eingabe an den Landesherrn — selbstverständlich desselben Landes. Von mehreren Staaten und Landesherren aber findet sich in dieser Fassung nicht die geringste Spur. Alles spielt sich in demselben Lande ab, das nirgends benannt oder unzweideutig gekennzeichnet ist. Sollten wir ihm einen Namen geben, so müßten wir es Brandenburg nennen, nach der einzigen bestimmten Ortsangabe zu Anfang („An den Ufern der Havel"); wichtiger aber ist, daß Kleist es unbenannt gelassen hat und offenbar die Handlung nicht realistisch bestimmt lokalisieren will. — Diese Redaktion entspricht vollkommen dem, was die Idee der Dichtung verlangt; und die nachträglichen Änderungen in den ersten Teilen ebenso wie der letzte rühren daher, daß die ursprüngliche Anlage durch fremde Rücksichten verschoben ist.

c) Die Annahme zweier Pläne ist hier also urkundlich bestätigt: Das Phöbusfragment bewahrt uns ein Stück der ursprünglichen Redaktion, die wir erschließen mußten. Aber diese wirkt auch noch im folgenden nach.

Wir erinnern uns an Luthers Äußerungen in seinem Plakat wie im Gespräche mit Kohlhaas. Luther wirft ihm vor, daß er „nach den ersten, leichtfertigen Versuchen, die ihm gescheitert, die Bemühung gänzlich aufgegeben hat", sich Recht zu verschaffen (180, 11 ff.). Ist Kohlhaas wirklich so leichtfertig verfahren? Bisher hatten wir den Eindruck nicht, vielmehr schien es, als ob Kohlhaas mit peinlichster Gewissenhaftigkeit und vorsichtigster Berücksichtigung aller Möglich-

keiten zu Werke ginge. Und allerdings — nachdem er zwei erfolglose Versuche gemacht, seine Sache vor den Landesherrn zu bringen, deren zweiter ihm sein Weib gekostet, nachdem ihm der strikte Befehl geworden, er solle „bei Strafe, in das Gefängnis geworfen zu werden, nicht weiter in dieser Sache einkommen“ (166, 16 ff.) — was hätte er noch unternehmen können? Also scheint Luthers Vorwurf aus der Luft gegriffen? Und doch scheint ihm Kohlhaas Recht zu geben und sich seiner bessern Einsicht zu fügen, gleich als wüßte er in dieser Sache besser Bescheid (183, 4 ff.). Sehen wir genauer zu! Luther sagt und sagt es wiederholt: Dein Landesherr weiß nichts von dir und deiner Sache (180, 17 ff., 183, 22 ff.). Wer ist dieser Landesherr? Nach VI müssen wir zunächst annehmen: der Brandenburger. Aber wir haben gesehen, der muß von der Sache erfahren haben. Und der ganze Zusammenhang schließt auch diese Auffassung aus. Es handelt sich in dieser ganzen Partie ausschließlich um den sächsischen Kurfürsten: gegen diesen hat sich Kohlhaas aufgelehnt, und mit diesem will ihn Luther versöhnen. Er ists also, den Kohlhaas als „meine Obrigkeit“ bezeichnet (182, 28–30), wie er ja auch später sich „als sächsischen Bürger nicht verleugnet“ (220, 25). Und dieser Landesherr weiß ja wirklich nichts von der Sache! In der Tat, da haben wir die Lücke in Kohlhaases Vorgehen, die wir bisher ebenso übersehen haben! Wie unbegreiflich, daß er nicht daran gedacht hat! Aber ist es wirklich das, was Luther meint? Dann hätte er sich doch deutlicher ausdrücken müssen. Er hätte sagen müssen: Du bist eben nicht vor die erste Schmiede gegangen; warum hast du dich nicht direkt an den Fürsten gewendet, auf dessen Gebiete dir Unrecht geschehen ist und dessen Jurisdiktion dein Beleidiger untersteht, anstatt die Vermittlung eines fremden Landesherrn nachzusuchen? Aber kein Wort deutet in diese Richtung. Und wohin kämen wir dann mit der Idee der Dichtung? Wenn es sich um ein solches Versehen handelt, so würde ja die Tragödie zur Posse, und nicht an seinem übertriebenen Rechtsgefühle ginge Kohlhaas zugrunde, sondern an seinem Mangel an juristischer Routine, der ihn hindert, in einem besonders verwickelten und verschmitzten Falle alle Eventualitäten herauszufinden. Unmöglich kann das die Absicht des Dichters, kann das die Meinung Luthers sein! Und alles, was dieser sagt, hat überhaupt nur unter einer Voraussetzung Sinn: er weiß nichts von zwei Landesherren und von Versuchen Kohlhaases an verschiedenen Stellen, das heißt, er kennt die Geschichte nur in ihrer ersten Fassung. Luther spricht ja auch durchweg von dem Landesherrn im Singular (180, 1 f. 17. 183, 22. 185, 4. 187, 2), sagt „deine Obrigkeit“ (180, 15 f.), und Kohlhaas geht darauf ein (182, 28. 183, 28); und es ist eine auffällige Inkonsequenz, wie es auch an sich sonderbar

klingt, wenn er an einer Stelle „den Kurfürsten, meinen beiden Herren,“ vergeben will (186, 14).

Das sichere Resultat dieser Darlegungen ist, daß die große Szene mit Luther ebenfalls der ersten Redaktion angehört und aus dieser im ganzen unüberarbeitet in die spätere Version übergegangen ist. Aber sie bedarf auch so noch einer Bemerkung, um ganz verständlich zu werden. Im vollständigen Text ist, wir sahen es, die Behauptung, der Brandenburger wisse nichts von dem Prozeß Kohlhaases, nicht zutreffend. Wenn nun II, b fortfällt und in II, c der sächsische Kurfürst (beziehungsweise der eine unbestimmte der ersten Version) einzusetzen ist, kann Luther von diesem mit Recht aussagen, daß er nichts davon wisse? Nach dem Wortlaut des Textes scheint es zunächst nicht so, denn auch ihm muß doch wohl die Bittschrift des Weibes übergeben werden, da eine „landesherrliche Resolution“ darauf erfolgt. — Nun, wir müssen eben aus Luthers Worten entnehmen, daß es sich ursprünglich so verhielt. Das lassen auch Kohlhaases Worte vor der Einreichung (162, 26—29) mit Bestimmtheit erwarten. Und schließlich ist es auch für den Sinn und Zusammenhang des ganzen notwendig. Denn woher sollte der endliche Sieg des Rechts kommen, wenn der Landesherr selbst, hier die einzige höhere Instanz, in das Unrecht verstrickt wäre? Aber wie läßt sich das mit den Vorgängen in II, c zusammenreimen? Offenbar gelingt es der Frau nicht, soweit vorzudringen, daß der Kurfürst sie bemerkt; und die Bittschrift, die ein Ritter ihr abnimmt (165, 9), gelangt ebenfalls nicht in seine Hände, sondern wird unterwegs von den Anhängern des Junkers unterschlagen (180, 14. 183, 23 f.). Und doch wird sie mit einer „landesherrlichen Resolution“ beantwortet? Wie das möglich sei, erklärt eine gelegentliche Bemerkung, die jetzt an weit abgelegener Stelle verloren und unbeachtet stehen geblieben ist. Bei Eröffnung der Staatsratssitzung beim (sächsischen!) Kurfürsten wird erwähnt, daß „der Kämmerer, Herr Kunz, in der Qualität eines Geheimenrats, des Herrn geheime Korrespondenz, mit der Befugnis, sich seines Namens und Wappens zu bedienen, besorgte“ (188, 10—18).

Noch ein kleiner Zug verrät die ursprüngliche Einheit des Staatswesens: in Sachsen sowohl wie in Brandenburg finden wir als Kanzler beziehungsweise Präsidenten der Staatskanzlei einen Grafen von Kallheim, beide offenbar mit denen von Tronka verwandt (in Brandenburg: 158, 2. 14. 219, 21. 23; in Sachsen: 188, 7. 218, 32). Ist es wahrscheinlich, ist es auch nur denkbar, daß das wichtigste Staatsamt in zwei selbständigen Staaten in den Händen derselben Familie liegen sollte?

d) Das Resultat der bisherigen Untersuchung kann uns eine Lehre geben, die wir gut tun werden, uns für weitere Fälle zu

merken. Es ist ein naheliegender und überzeugender Schluß, daß etwas, worin Anfangs- und Endglied einer Entwicklungsreihe übereinstimmen, sich auch in allen Zwischenstufen finden müsse. Nun findet sich die Doppelheit und Rivalität der beiden Regierungen, wie sie der vollständige Text aufweist, schon in der Geschichte, beziehungsweise in der von Kleist benutzten Quelle, mit manchen Übereinstimmungen in Einzelheiten. (Auch der historische Hans Kohlhase war Brandenburger, aus Cöln—Berlin, wurde im Sächsischen unter Mitschuld eines Junkers zweier Pferde beraubt, führte deswegen lange erfolglose Prozesse, verübte dann Raubzüge und Mordbrennereien auf sächsischem Boden und wurde dabei von Brandenburg begünstigt, während Luther vergeblich zu vermitteln suchte, bis er sich schließlich von seinem Gesellen Nagelschmidt verleiten ließ, sich an einer brandenburgischen Silberladung zu vergreifen, was ihm den Hals brach. Oder richtiger die Gebeine: beide wurden am 22. März 1540 in Berlin gerädert.) Gleichwohl ist sie der ursprünglichen Gestalt der Novelle fremd. „Quelle" und Dichtung sind eben nicht Glieder einer Entwicklungsreihe, sondern eine solche bildet nur die Dichtung selbst von ihrer ersten Konzeption bis zu ihrer definitiven Ausgestaltung. Für jeden einzelnen Zug eines Kunstwerks können wir Sinn und Grund niemals in der „Quelle" finden, sondern nur in der Dichtung selbst, ihrem Keim, ihrer Idee, und darüber hinaus in der Seele des Dichters. Das mag uns zu Gemüte führen, einen wie untergeordneten und beschränkten Wert alle Quellenuntersuchungen für das Verständnis einer Dichtung haben müssen. Niemals steht etwas in einer Dichtung, soweit sie wirklich Kunst ist, weil es in der Quelle, der Geschichte, der Wirklichkeit vorhanden ist, sondern immer nur, weil es ein notwendiges Glied des künstlerischen Organismus ist; nur aus diesem kann es begründet und erklärt werden. So hilft es auch gar nichts, um die Wandlung des Planes unserer Erzählung zu verstehen, wenn wir ein erneutes Quellenstudium annehmen wollten. Es ist wohl selbstverständlich, daß Kleist den Hafftiz von Anfang an nachgelesen und sich nicht mit einer kurzen Nacherzählung seines Freundes Pfuel begnügt hat. Sicherlich, selbst wenn wir den letzteren Fall annehmen wollten, hat er von Anfang an gewußt, daß Kohlhase mit Sachsen in Fehde gelegen, dagegen in Brandenburg hingerichtet war. Aber er hat zunächst weder dies Doppelverhältnis noch die konkreten Ländernamen übernommen, weil es für seine künstlerische Absicht unnütz und störend war. Und erst später, in einer ganz veränderten Stimmung, hat er jene Umstände nachträglich eingefügt, weil sie als Exponenten dieser damaligen Stimmung geeignet schienen.

B. Worin besteht Kohlhaases Schuld?

Die im vorstehenden durchgeführten Gesichtspunkte sind wohl alle schon hier und da, wenigstens in hingeworfenen Bemerkungen, vorgebracht. Die Aufgabe war also, Gedanken, die bereits ausgesprochen waren, die sich ja auch beim ersten Blick aufdrängen und von der Überlieferung selbst an die Hand gegeben werden, zusammenzuschließen, durch genaue Interpretation zu vervollständigen, zu klären und zur Evidenz zu erheben. Dagegen ist die Frage, die uns nun beschäftigen soll, noch nicht in Angriff genommen. Kaum, daß die Schwierigkeiten angedeutet sind; ein Versuch, sie zu lösen, ist nirgends gemacht.

Wenn nun hier die Schuldfrage aufgeworfen wird, so ist das nicht lediglich die alte Schuldfrage nach der tragischen Schuld des Helden einer Tragödie, die er mit seinem Untergange zu sühnen hat. Unser Fall liegt doch besonders. Die ganze Dichtung ist ein Kampf ums Recht; wenn sie mit der Hinrichtung des Helden abschließt, und wenn wir diesen Ausgang als einen Sieg des Rechts empfinden sollen — wie es in der endgültigen Redaktion der Fall ist und zweifellos auch auf allen früheren Entwicklungsstufen der Fall war — so muß eben sein Tod von Rechts wegen erfolgen, also durch ein Unrecht, eine Verschuldung motiviert sein. Wenn wir diese Schuld aufweisen können, so haben wir damit den Angelpunkt der ganzen Dichtung gefunden, den Punkt, von dem aus sowohl der gedankliche Gehalt wie das Geflecht der äußeren Fabel durchsichtig wird.

Die Antwort auf die gestellte Frage ist nun keineswegs leicht aus der Dichtung abzulesen. Gaudig in seiner gewohnten Sorgsamkeit und Umsicht stellt zunächst die verschiedenen Standpunkte zusammen, die in der Erzählung selbst vertreten werden (S. 198—201), erörtert dann auch einmal die Schuldfrage, wobei er „zwei verschiedene, miteinander nicht ausgeglichene Anschauungen" findet (216—8) und stellt gegen Schluß fest, daß „die Beleuchtung bei Kleist unsicher ist", während in der Quelle „Kohlhases Tun in vollkommen klarer Beleuchtung erscheint" (227). Er stellt dies fest, ohne irgend welche Konsequenzen daraus zu ziehen. Aber ist es nicht höchst merkwürdig, ist es nicht ein vitaler Mangel, wenn eine Dichtung in der entscheidenden Frage, in dem, was ihr Zentrum und Lebensnerv ist, sich unklar zeigt? Ist es nicht doppelt merkwürdig, wenn in der Vorlage volle Klarheit herrscht und die Unklarheit erst vom Dichter hereingebracht ist? Ist es Kleists Art, unklar und inkonsequent zu sein?

Um hier Klarheit zu erhalten, ist es nötig, daß wir alle möglichen Standpunkte und Antworten systematisch durchgehen, sie mit den Aussagen in der Erzählung und dem Gange der Verhandlung

vergleichen und darnach zu entscheiden suchen, welches die Meinung des Dichters ist.

Zur Schuldfrage sind zunächst zwei grundsätzlich verschiedene Stellungnahmen denkbar: 1. Die Schuld liegt in der bewaffneten Selbsthilfe und der damit verbundenen Auflehnung gegen die Staatsgewalt an sich. So stellt sich die Sache natürlich formal juristisch dar. Kohlhaas vergeht sich damit gegen ein Reichsgesetz und deswegen wird er verurteilt; indem er stirbt, gibt er „kaiserlicher Majestät wegen des Bruchs ihres Landfriedens Genugtuung“ (247, 34 f.). Aber es fragt sich, ob darin auch eine sittliche Verschuldung zu erblicken ist. Denn auf die sittliche Beurteilung kommt es für die Idee der Dichtung an, nicht auf die juristische, die nur zur äußeren Handlung gehört und ganz wohl von jener verschieden sein kann, ohne daß wir deswegen der Dichtung Inkonsequenz und Unausgeglichenheit vorwerfen dürfen. Und es erweckt zum mindesten ein ungünstiges Vorurteil, daß die Verurteilung Kohlhaases nur durch einen perfiden Wortbruch gelingt — nicht von Seiten des Kaisers oder des Brandenburgers, die keine Amnestie erteilt haben, aber von Seiten des sächsischen Kurfürsten, der die Amnestie bricht, indem er den Kaiser, der ja nicht aus eigenem Antriebe eingreift, bestimmt, als Kläger aufzutreten (221, 14—22). — Zu einer sittlichen Verurteilung der Selbsthilfe kann man von zwei Standpunkten aus kommen:

a) Auf Grund des christlichen Gebots, den Feinden zu vergeben. Dieses tritt zweimal an Kohlhaas heran: aus dem Munde der sterbenden Frau (165, 31 f.), und wieder durch Luther, zuerst in der bescheidenen Form: „Hättest du nicht besser getan, du hättest, um deines Erlösers willen, dem Junker vergeben?“ (185, 6 ff.), dann als kategorische Forderung, als Kohlhaas das Abendmahl begehrt (186, 6 ff.). Diese Forderung, in solcher Strenge durchgeführt, muß notwendig zur Verwerfung alles Gerichtswesens und aller staatlichen Zwangsgewalt führen, wie sie es ja bei Tolstoj tut.

Luther vertritt indessen diesen Standpunkt durchaus nicht konsequent und einseitig. Er verlangt zwar, Kohlhaas solle auf seinen Prozeß verzichten, und verweigert ihm das Sakrament, als er es nicht tut. Aber er sagt zugleich: „was du forderst, ist gerecht“ (185, 1 f.), und will ihm selbst zu seinem Recht behilflich sein. Er hat also zwei Standpunkte: einen als Christ, und einen als Mensch und Staatsbürger. Eine solche Zwiespältigkeit ist nun freilich nichts Unbegreifliches. Sie liegt in der Natur der Sache, wenn eine von Haus aus weltabgewandte Religion Macht über die Welt gewinnt, und sie ist in gewisser Weise notwendig bei allen, die, in der Welt stehend, sich bemühen, mit dem christlichen Ideal in seiner ursprünglichen Reinheit Ernst zu machen. Naumanns „Briefe über Religion“ sind das klas-

fische Dokument dieses Widerstreits in der heutigen Zeit. Aber wenige würden wohl die christliche Forderung so streng fassen, daß damit jedes Rechtsuchen auf gerichtlichem Wege verboten wäre. Und es ist vielleicht nicht ohne Interesse, daß auch der geschichtliche Luther diese Stellung nicht einnahm. Man hat die ungemein lebendige und wuchtige Art, wie Luther hier dargestellt ist, mit Recht bewundert. Auch mag die mangelhafte Konsequenz seiner Äußerungen, seine Neigung zu kräftigem Schimpfen, die Richtung seines Interesses, da es ihm viel mehr darauf ankommt, die äußere Ordnung, Ruhe und staatliche Autorität wiederherzustellen, als dem Recht zum Siege über das Unrecht zu verhelfen, dem geschichtlichen Urbilde entsprechen. Dieser Zug dagegen ist eine Abweichung von der Geschichte. Die Selbstbiographie des Stralsunder Bürgermeisters Bartholomäus Sastrow bewahrt uns einen Brief Luthers vom Jahre 1540 an den Vater des Schreibers, der wegen eines Rechtsstreites jahrelang nicht zum Abendmahl gegangen war (Ausg. v. Mohnike, 1823—24, 1, 184—6; die Stelle auch bei Freytag, Bilder II 2, S. 196 f.). Luther beginnt mit einer christlichen Vermahnung, von seinem gefährlichen, ärgerlichen Fürnehmen abzulassen und nach Christi Vorbilde zu vergeben, und fährt dann fort: „Ob aber die Sach im Rechten hängt, das lasset also geen, vnnd wartet des Rechten auß. Solichs hindert gar nicht, zum Sacrament zu gehen, sacht möften wir, vnnd auch vnsere Fürsten, nicht zum Sacrament geen, weil die Sache zwüschen den Papisten (und uns) noch hanget. Befehltt Jr die Sachen dem Recht, aber dieweil macht euwer Gewissen frei, vnnd sprecht: wem das Recht zufället, der habe Recht; jndes will ich vorgeben dem, der Vnrecht gethan hat, vnnd zum Sacrament geen. So geet Jhr nicht vnwirdich zu, weil Jr Recht begeret, vnnd Vnrecht leiden wollet, wo es der Richter vor Recht oder Vnrecht erkennet."

Indessen, der historische Luther ist hier von nebensächlichem Interesse. Aber auch der Luther des Dichters gibt seinen Standpunkt völlig auf, indem er Kohlhaas vor seiner Hinrichtung das Abendmahl sendet. Ohne jeden erkennbaren Grund: denn in der Tronkaschen Streitsache hat Kohlhaas nicht nachgegeben und sein Recht erlangt; darüber hinaus aber zeigt er jetzt dem sächsischen Kurfürsten gegenüber einen unversöhnlichen Groll, der durch keinen höheren Zweck geadelt und in jedem Sinne unchristlich ist. Und auch ohne das ist deutlich, daß diese Auffassung den Sinn der Dichtung nicht trifft. Die Grundanschauung einer Tragödie des Rechtsgefühls kann nicht eine Ethik sein, die Recht und Gericht verwirft, sondern nur eine, die selbst Fundament und Norm des Rechts ist.

b) Eine Verurteilung von Kohlhaases Handeln ist ferner möglich auf Grund der Pflicht unbedingter Unterwerfung unter die

Obrigkeit. Auch dies ist ja eine christliche Forderung, die in aller Schärfe von Paulus formuliert und ebenso von Luther anerkannt ist. Sie ist auch in der angezogenen Briefstelle enthalten, denn Luther verlangt, sich auf jeden Fall dem Ausspruch des Richters zu unterwerfen. Wie stellt sich die Erzählung dazu?

Luther scheint in seinem Plakat zunächst diese Meinung zu vertreten. „Weil der Landesherr dir, dem du untertan bist, dein Recht verweigert hat, erhebst du dich, Heilloser, mit Feuer und Schwert, und brichst, wie der Wolf der Wüste, in die friedliche Gemeinheit, die er beschirmt" (180, 1—5). Aber, indem er dann ausschließlich Kohlhaases Voraussetzung, die Tatsächlichkeit der Rechtsverweigerung, bestreitet, scheint er stillschweigend anzuerkennen, daß, wenn diese Voraussetzung zuträfe, auch Kohlhaases Verfahren berechtigt wäre. Und als dann, in der nächtlichen Unterredung, Kohlhaas ihm entgegenhält, daß er, indem ihm der Schutz der Gesetze versagt sei, aus der Gemeinschaft der Menschen verstoßen und in den Zustand ursprünglicher Wildheit und Rechtlosigkeit, des Kampfes aller gegen alle zurückversetzt sei (S. 183), da widerspricht Luther ihm nicht, eignet sich vielmehr in seinem Sendschreiben an den Kurfürsten diese Argumentation „auf gewisse Weise" an (187, 30 ff.), und ganz ähnlich spricht sich im sächsischen Staatsrat der Prinz von Meißen aus (190, 12 f.).

Also das Recht der Selbsthilfe, bei fortdauernder Rechtsverweigerung, wird an sich anerkannt, von Luther wie vom sächsischen Staatsrat. Es wird auch im weiteren Verlaufe niemals in Zweifel gezogen. Und noch mehr besagt, daß es ja durch den Erfolg bewährt und gutgeheißen wird. Durch sein eigenmächtiges Vorgehen erzwingt Kohlhaas in der Tat, was er vorher in keiner Weise erreichen konnte: daß der Rechtszustand wiederhergestellt und der Weg des gerichtlichen Verfahrens frei und gangbar wird.

Ich weise im Vorbeigehen darauf hin, daß diese Anschauung auch allein der historischen Wirklichkeit entspricht. Wie fest das Fehderecht in dem Gefühl jener Zeiten wurzelte und wie allgemein es noch in Übung war, ist allen aus Götz von Berlichingen her geläufig. Die Staatsgewalt war erst im Begriff, es durch bessere Rechtspflege einzudämmen. Wenn hier der Bürger das alte Vorrecht der Ritter in Anspruch nimmt, so entsprach das ganz dem demokratischen Geiste des 16. Jahrhunderts. Und so haben sowohl die Zeitgenossen des geschichtlichen Kohlhase an seinem Vorgehen keinen Anstoß genommen und ihm Sympathie entgegengebracht, wie auch Hafftiz keinen Zweifel an dem guten Recht seiner Sache äußert.

2. Wenn also Kohlhaases Schuld nicht in der bloßen Tatsache der Selbsthilfe liegen soll, so muß sie in dem Wie, in den besondern Umständen begründet sein. Folgende Möglichkeiten sind denkbar.

a) Der Anlaß für Kohlhaases Vorgehen ist zu geringfügig; vgl. Luthers Wort vom „Streit um ein nichtiges Gut" (180, 3). Die Antwort darauf gibt Kohlhaas selbst: es ist nicht der einzelne Gegenstand, um den es ihm zu tun ist (158, 32—34), es ist die allgemeine Rechtsunsicherheit, die er nicht ertragen kann (183, 15 ff.).

b) Er ist zu leidenschaftlich und maßlos in seinem Handeln; er „schweift aus" in seinem Rechtsgefühl, wie gleich der einleitende Absatz es ausspricht. Dieser Vorwurf scheint nicht unbegründet zu sein. Wirklich ist anfangs von Kohlhaases Rache, Rachsucht die Rede (166, 22. 171, 21. 184, 25), und von ihr angetrieben, begeht er Greueltaten und Grausamkeiten, die uns unnötig und übermäßig erscheinen, auch wenn wir ihm prinzipiell das Fehderecht zugestehen. Aber sonderbar, auf diese Taten wird offenbar kein besonderes Gewicht gelegt, wie sie auch ohne Folgen bleiben. Und die Rachsucht scheint erloschen, sobald der Rechtsweg wieder aufgetan ist. Wir müssen uns also doch wohl bei der Auffassung beruhigen, daß der Kriegszustand diese Greuel eben mit sich bringt und entschuldigt, und daß dieser wilde Krieg für Kohlhaas nur Mittel zum Zweck ist. Seine Absicht bleibt durchweg die, sein Recht durchzusetzen, nicht einfach den Junker zu schädigen (184, 23 ff.). Jedenfalls begründet die Erzählung nirgends Kohlhaases Schuld auf diese Überschreitungen; weder tut dies eine Gestalt der Dichtung, noch deutet der Lauf der Begebenheiten darauf hin, und also ist es auch nicht die Meinung des Dichters.

c) Kohlhaas ist zu hartnäckig und unnachgiebig — auch so könnte das „ausschweifen" interpretiert werden. Aber das kann man ihm wirklich nicht nachsagen. Hat er einmal die Selbstrache begonnen, so kann er natürlich nicht davon ablassen, ehe irgend ein Erfolg oder eine entscheidende Wendung eintritt. Sobald dies durch Luther herbeigeführt wird, lenkt er ein. Und im weiteren Verlaufe des Prozesses ist er ganz bereit zum Nachgeben, sobald sich dazu Veranlassung bietet (205, 1 ff. 218, 25 ff.). — Bleibt also nur eine Möglichkeit:

d) Kohlhaas schlägt zu früh los. So wird in der Tat sein Vergehen am Schlusse formuliert („wegen des allzuraschen Versuchs, sich selbst Recht verschaffen zu wollen" 245, 18 f.). Und ganz ebenso lautet der Vorwurf Luthers (180, 9 ff., vgl. 185, 8 ff.). Aber stimmt das zu den erzählten Tatsachen? Offenbar nicht, wie wir schon festgestellt haben. Als Pflicht kann überhaupt doch nur der ordnungsmäßige Klageweg bei den Gerichten gelten, der mit dem ersten mißlungenen Versuche zu Ende ist. Darüber hinaus war nur noch möglich, aber schwierig und nicht ungefährlich, daß Kohlhaas sich unmittelbar an den Landesherrn wandte. Auch das geschieht (im vorliegenden Texte sogar zweimal), mit übelstem Ausgange, jedenfalls

ohne Kohlhaases Schuld. Nach 166, 16 f. ist offenbar kein weiterer Versuch mehr möglich. Und kein Leser wird bei II selbst einen anderen Eindruck haben, als daß Kohlhaas, wie er alles aufs peinlichste und unparteiischste untersucht, ehe er überhaupt vorgeht (siehe bes. 147, 26 ff.), so auch alle gesetzlichen Mittel erschöpft, ehe er Gewalt anwendet. Und wir sahen bereits, daß auch nur in diesem Falle die eigentümliche Idee und Tragik in voller Reinheit heraustritt, während sonst, wenn ein einfaches Übersehen aus Mangel an gerichtlicher Routine und Unkenntnis der Schleichwege bei Hofe („hättest du den Streit zu des Landesherrn Entscheidung zu bringen gewußt" 185, 3 f.) die ganze Verwicklung herbeiführt, die Tragödie in eine geschmacklose Farce oder eine bittere Satire überzugehen drohte.

Wir haben Kohlhaases Handeln nach allen Seiten hin geprüft und sind abschließend geneigt zu sagen: wir finden keine Schuld an ihm. Wenigstens haben wir keinen Vorwurf gefunden, der in der Dichtung selbst gegen ihn erhoben würde und sich angesichts der berichteten Ereignisse aufrecht erhalten ließe.

Und doch trifft ihn entschiedener Tadel. Wie Luther ihn schilt, wissen wir; auch, was es damit auf sich hat. Aber obwohl Kohlhaas seine Vorwürfe widerlegt und Luther ihm schließlich Recht geben muß, so wirkt doch der Ausgang des Gesprächs (die Abendmahlverweigerung) auf ihn und damit auch auf den Leser wie eine Verurteilung (186, 18 ff. 187, 5 ff.). Aber der Dichter schilt ihn auch direkt im eignen Namen. Er nennt ihn gleich zu Anfang „einen der rechtschaffensten und zugleich entsetzlichsten Menschen seiner Zeit"; noch stärker in der ersten Fassung: „einer der außerordentlichsten und fürchterlichsten Menschen." — Und nicht nur tadelnde Worte vernehmen wir, auch in seinem Handeln finden wir genug, was ihn schwer zu belasten scheint. Besonders fallen zwei Punkte ins Gewicht.

Zunächst die maßlose Heftigkeit, mit der Kohlhaas das „Geschäft der Rache" ausführt. Es ist selbstverständlich, daß er die Tronkenburg überfällt und niederbrennt; es ist begreiflich, daß es den boshaften Dienern, dem Schloßvogt und Verwalter ans Leben geht, aber warum „mit Weib und Kindern" (168, 13)? Und ebenso überschreitet es alle Grenzen, daß Kohlhaas gleich bei seinem Eintritt einem Junker Hans von Tronka, der ihm direkt wohl nichts getan hat, den Schädel zerschmettert (167, 27 ff.), und daß er ein gänzlich schuldloses Fräuleinstift, in dem sein Feind flüchtig eingekehrt war, anzuzünden willens ist und nur durch einen Zufall daran gehindert wird (171, 22). Auch die grundlose persönliche Roheit gegen einen Knecht auf der Tronkenburg (169, 9 f.) liegt in der gleichen Richtung wilder, ungezügelter Rachelust.

Noch merkwürdiger ist Kohlhaases Benehmen in dem folgenden Stadium. Er nennt sich „einen Reichs- und weltfreien, Gott allein unterworfenen Herrn" (172, 16 f.), später sogar einen Statthalter des Erzengels Michael (178, 14) — was der Dichter als „eine Schwärmerei krankhafter und mißgeschaffener Art" (172, 17 f.) und eine Art von Verrückung (178, 21) bezeichnet; er läßt sich demgemäß „ein großes Cherubsschwert auf einem rotledernen Kissen" vorantragen und zwölf Knechte mit brennenden Fackeln folgen (181, 10—14).

Beides zusammen zeigt ihn geistig wie sittlich aus dem Gleise geraten. Man hat bemerkt, daß diese Umwandlung etwas schnell und unvermittelt eintritt. Aber noch merkwürdiger ist, daß der ganze anormale und krankhafte Zustand plötzlich und vollständig verschwindet, ohne eine Spur nachzulassen, von dem Moment an, wo Kohlhaas Luthers Anschlag gelesen hat. Denn von nun an ist Kohlhaas ein durchaus besonnener und maßvoller Mann, in dessen Benehmen nichts den leisesten Tadel verdient. Auch die Beurteilung schlägt nun um. Nachdem der Prinz von Meißen erklärt hat, seine Sache sei sehr gerecht (190, 12), schildert der Großkanzler ihn „als einen sehr billigen und bescheidenen Mann" (205, 1).

Aber lauter reden auch hier die Tatsachen. Kohlhaases Recht wird von allen, die billig und unparteiisch urteilen, anerkannt, und so setzt sich die Gerechtigkeit seiner Sache ohne Einschränkung durch. Denn wenn er endlich hingerichtet wird, so ist doch der unzweideutige Eindruck des Schlusses, daß er als Sieger fällt. Und sehr zu beachten ist, daß Kohlhaas, dessen Rechtsgefühl doch einer Goldwage gleicht (147, 26), niemals auch nur einen Augenblick an der Gerechtigkeit seiner Sache und der Rechtmäßigkeit seines Vorgehens zweifelhaft wird, daß wir keine Spur von Reue, von Gewissensskrupeln, überhaupt keine Reaktion des Gewissens bemerken. Gaudig meint: „Man wird es als einen schweren Mangel der psychologischen und charakterologischen Behandlung des Themas bezeichnen müssen, daß in der Brust Kohlhaases das Rechtsgefühl nicht gegen sein eigenes ungerechtes Tun zurückwirkt" (S. 218). Sollten wir nicht eher darin einen Beweis sehen, daß sein Tun eben nicht ungerecht ist?

Wie wir uns auch dazu stellen mögen, immer stoßen wir bei der Frage, welche sittliche Auffassung der Dichtung zugrunde liegt, auf Widersprüche, die sich nicht vereinigen lassen. Und zu diesen Divergenzen der Beurteilung kommen noch Unstimmigkeiten in den äußern Begebenheiten. Wenn Kohlhaas seine Selbstrache damit eröffnet, daß er einen Junker von Tronka, also einen aus diesem Hause, das mit den höchsten Würdenträgern des Staates eng liiert ist, den Schädel zerschmettert, so sollte man doch erwarten, eine so

brutale Tat würde schwere Folgen nach sich ziehen und später eine friedliche Beilegung des Streites mindestens sehr erschweren. Aber nichts der Art geschieht: niemand spricht davon, niemand denkt daran. Und wie diese, so sind auch die anderen Untaten nachher so gut als wären sie nicht gewesen. Weder in Kohlhaases Gewissen noch in der Außenwelt und im Gedächtnis der anderen Menschen finden wir ihre Spuren. Ja, teilweise sind sie später in allem Ernst ungeschehen. Dem Schloßvogt und Verwalter, die in III, a (168, 12 f.) als Leichen aus dem Fenster geflogen sind, ist Kohlhaas in IV, a (186, 14 f.) bereit zu vergeben.

Diese Widersprüche sind zu zahlreich, zu schwer und zu fundamental, als daß sie aus Flüchtigkeit und Unklarheit des Dichters hergeleitet werden könnten. Für sie gibt es nur eine Erklärung, die uns der erste Teil der Untersuchung an die Hand gibt. Sie sind entstanden, indem verschiedene Pläne ineinander geschoben oder ein Plan unter Einfluß einer anderen Auffassung umgestaltet ist. Wir müssen also schon vor und abgesehen von der vorher dargelegten Veränderung zwei einander ablösende Entwürfe annehmen, einen, der Kohlhaases Handeln verurteilt, und einen, der es billigt. Jenem gehört alles das an, was ihn von blindwütender Rachsucht erfüllt und im Handeln maßlos zeigt, insbesondere die pathologischen Züge; diesem das, was ihm Recht gibt und sein Vorgehen als richtig und wirksam erweist, also die Wiederaufnahme und Durchführung des gerichtlichen Verfahrens.

Welcher von diesen Plänen der frühere, welcher der spätere ist, das läßt sich leicht entscheiden, wenn wir zwei Umstände beachten. Alles, was Kohlhaas belastet, an Urteilen und Fakten, findet sich allein in der ersten Hälfte der Erzählung, und zwar hauptsächlich in unserem Abschnitt III; von IV an ist die Auffassung Kohlhaases als eines gerechten, maßvollen und besonnenen Mannes ohne Einschränkung herrschend — abgesehen von der neuen Verzerrung, die in VI durch eine abermalige Verschiebung in sein Bild kommt. Und ferner: der uns vorliegende Text in seiner Ganzheit ist durchaus von der letzteren Vorstellung beherrscht; was sich von der anderen, für Kohlhaas ungünstigen Auffassung findet, sind vereinzelte Fragmente, Urteile, die jetzt in den Geschehnissen nicht begründet sind, Handlungen, die jetzt befremden und aus der Hauptlinie der Geschichte heraustreten. Es ist also klar: die Ansicht, die Kohlhaases Selbstrache verwirft, ist die ursprüngliche; sie lag einem Entwurf zugrunde, der verloren ist und nur noch stellenweise durch die Überarbeitung durchschimmert; die andere, die ihm zustimmt, ist jünger, auf ihr beruht der uns erhaltene Text.

Noch eine Beobachtung mag dies Resultat stützen. Kleist liebt es in seinen Dichtungen, gleich zu Anfang den eigentlichen Inhalt

anzudeuten oder durch eine charakteristisch gewählte Situation ahnen zu lassen. Im „Kohlhaas“ finden wir eine ausdrückliche Angabe, die wie eine Ankündigung, ein Programm klingt: „Das Rechtsgefühl machte ihn zum Räuber und Mörder.“ Indessen, diese Ankündigung deckt nur die erste Hälfte, Abschnitt I—III; was dann noch folgt, wird man nach dieser Andeutung keineswegs erwarten.

C. Entwicklungsstufen der Erzählung.

Wir haben erkannt, daß in dem vorliegenden Text des „Kohlhaas“ noch drei verschiedene Konzeptionen zu erkennen sind, die verschiedenen Entwicklungsstufen der Dichtung entsprechen, und deren Ineinanderarbeiten die mannigfachen Disharmonien und Widersprüche des Werkes verschuldet hat. Es bleibt die Aufgabe, diese Pläne einzeln zu betrachten und zu untersuchen, wieviel von ihrer Anlage erschlossen werden kann, welche Ideen und Motive sie hervorgetrieben haben und welche Stelle ihnen in der Entwicklung des Dichters zukommt.

1.

„Das Rechtsgefühl machte ihn zum Räuber und Mörder.“ Damit ist das Thema der ursprünglichen Dichtung scharf und klar bezeichnet. Um ebenso klar ihren Sinn und ihre Tendenz, das heißt ihre ethische Orientierung zu erfassen, brauchen wir nur den vorhergehenden Satz der Einleitung hinzuzunehmen: „Die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte.“

Also das Rechtsgefühl ist der Gegenstand der Dichtung. Und dies wird unzweideutig als eine „Tugend“ bezeichnet. Wir wissen bereits aus Kleists erstem Drama, welche Bedeutung er dem Rechtsgefühl beilegt, und so ist dies selbstverständlich. Wir müssen aber ausdrücklich feststellen, daß die urchristliche Forderung, den Feinden zu vergeben und auf die Verfolgung seines Rechts zu verzichten (Matth. 5, 39—41), auch dieser Gestalt der Erzählung durchaus fern liegt. Ihr ethischer Standpunkt wird der sein, den wir im vorigen Abschnitt unter 1, b charakterisiert haben.

Aber Kohlhaas „schweift aus“ in dieser Tugend und das macht seine Schuld aus und führt ihn ins Verderben. „Das Rechtsgefühl macht ihn zum Räuber und Mörder.“ Kohlhaas überschreitet in seinem Rechtsbedürfnis die notwendigen Grenzen; er geht darin so weit, daß er, um zu seinem Recht zu gelangen, selbst Unrecht tut. Darin eben besteht das „ausschweifen“. Und das ist die eigentümliche und furchtbare Ironie der Geschichte: einer der rechtschaffensten Menschen, der durch sein Rechtsgefühl zum entsetzlichsten Verbrecher wird — eine Tugend, die durch Überspannung in ihr Gegenteil umschlägt.

Und das ist zugleich das Tragische daran. Nicht, daß Kohlhaas an der Ungerechtigkeit der Welt zugrunde geht, nicht, daß sein Rechtsgefühl ihn ins Gefängnis und schließlich aufs Schaffot bringt — das muß ja auch eintreten, denn wie sollte sonst die Erzählung zu Ende kommen? Aber das erscheint als selbstverständlich und nebensächlich. Das eigentlich Merkwürdige und Wesentliche, das Paradoxe und Tragische ist vielmehr, daß sein Rechtsgefühl ihn in Unrecht und Verbrechen hinreißt. Gaudig hat treffend beobachtet, wie in den drei ersten Teilen Kohlhaas der Träger der Handlung (in I der „Gegenhandlung“) ist und eine stetig wachsende Energie entwickelt, während in den späteren ein eigentlicher Träger der Handlung fehlt und Kohlhaas, anstatt zu handeln und durch sein Tun den Gang der Ereignisse zu bestimmen, sich auf passiven Widerstand beschränkt. Auch dieser Gegensatz ist nicht ohne Bedeutung. Der Held der ursprünglichen Dichtung ist nur der handelnde Kohlhaas, der Kohlhaas von I—III. Und wir kommen wiederum von einer anderen Seite zu dem gleichen Ergebnis: der Inhalt von IV—VI hat in dem ersten Entwurf keinen Raum.

Was ist uns von der Ausführung dieses Plans im Einzelnen erhalten? — Angehört haben **können** ihr die Abschnitte I und II, die ja in jeder Gestaltung des Stoffes der notwendige Ausgangspunkt und die Voraussetzung des weiteren sind. In ihrer Anlage waren sie sicher, und ebenso wie jetzt, schon vorhanden; ob in allen Einzelheiten, wird später zu erwägen sein. Ganz deutliche Spuren finden wir dann in III. Dieser Abschnitt muß in der Hauptsache aus ihr stammen, denn er enthält ja gerade die Ausführung des Programms: er zeigt uns Kohlhaas als „Räuber und Mörder“; er fällt zugleich aus dem Stil und Zusammenhange des vollständigen Textes und bringt hauptsächlich die Unstimmigkeiten der Handlung zuwege.

Hier finden nun besonders die Züge ihre Erklärung, die in der späteren Version so befremdlich anmuten: die Spuren von „**krankhafter Schwärmerei**“ und „**Verrückung**“. Sie sind ein notwendiges Ingrediens des ursprünglichen Entwurfes und geben diesem seine ganz besondere Signatur. Indem der gerechte Kohlhaas Unrecht und Verbrechen verübt, tritt er aus seiner Bahn und gibt sein eigenstes Selbst auf. Er verliert damit den Schwerpunkt, indem er sich selbst verliert; er wird ein Spielball der Leidenschaft, von der er sich beherrschen läßt. So ist er schon jetzt in gewisser Weise „außer sich“. Und zu dieser moralischen „Verrückung“ gesellt sich die geistige. Er hält sich ja für den Verfechter des Rechts, als einen Vertreter der göttlichen Gerechtigkeit („einen Statthalter Michaels, des Erzengels, der gekommen sei, ... die Arglist, in welcher die ganze Welt versunken sei, zu bestrafen“, S. 178, 13—17, vgl. 21 f. „ge-

geben auf dem Sitze unserer provisorischen Weltregierung"), indem er das entsetzlichste Unrecht tut. Er befindet sich also in einer vollkommenen Verblendung und Selbsttäuschung. Dazu der Taumel, den eine solche Ausnahmestellung, eine vollkommene Isolierung und Kämpferstellung gegen die ganze Welt notwendig zur Folge hat, und der Rausch des anfänglichen märchenhaften Erfolges. Wie muß da nicht eine völlige Verwirrung, ein geistiger und sittlicher Wahnsinn entstehen! Aber der Moment wird kommen, wo der Rausch verfliegt und die Lüge zerbricht.

Und er kommt. Wir haben uns die große Szene mit Luther (IV, a) vergegenwärtigt; wir haben gesehen, wie gerade innerhalb ihrer dieselben Widersprüche sich finden, die die ganze Dichtung durchziehen. Der größte Teil dessen, was wir jetzt lesen, paßt nicht in den ursprünglichen Plan: weder Kohlhaases Rechtfertigung gegen Luthers Vorwürfe und dessen Zugeständnisse, noch jenes Anerbieten, die Sache wieder auf den Weg des Rechtsverfahrens zurückzulenken, und Luthers Eingehen darauf. Aber gerade deswegen werden ihm die Züge angehören, die zu den eben angeführten nicht recht stimmen wollen: die Vorwürfe Luthers selbst, die Abendmahlsverweigerung, die gegenseitige Stellung und Stimmung beim Abschiede: unmutige Abweisung auf der einen, schmerzlicher Verzicht auf der anderen Seite. Und damit sehen wir zugleich, daß diese Szene schon im ersten Entwurf vorhanden war, wie auch, daß ihre Meinung und Funktion im Zusammenhange eine ganz andere war: Es ist die Stimme des Gewissens, die durch Luther zu Kohlhaas spricht. Einmal tritt die Möglichkeit und die Aufforderung an ihn heran, umzukehren, die Bahn des Frevels und des Verderbens zu verlassen. Aber er gehorcht ihr nicht; die unbändige Leidenschaft und die Konsequenz seines Tuns treiben ihn auf dem betretenen Wege weiter; von nun an gibt es kein Halten und kein Zurück mehr. Doch es ist nicht mehr wie früher: Er weiß nun, daß er Unrecht tut, und läßt doch nicht ab; mit Bewußtsein verstockt er sich im Bösen. Und mit der Täuschung ist zugleich der frische Schwung und der ungebrochene Impuls seines Handelns dahin. Er glaubt nicht mehr an sich und das Recht seiner Sache; damit sind die Wurzeln seiner Kraft durchschnitten. Er kämpft jetzt nur noch mit der Raserei der Verzweiflung für eine bereits verlorene Sache, ähnlich wie etwa Macbeth oder Richard III. am Schlusse. Die innere Auflösung, die Selbstzersetzung des Charakters ist unheilbar und tödlich geworden.

Damit ist der wesentliche Inhalt der Erzählung schon gegeben. Was uns fehlt und noch unbekannt ist, betrifft eigentlich nur die Katastrophe, den Abschluß der äußern Handlung. Aber es ist aussichtslos, darüber Vermutungen anzustellen, da der vorliegende Text

hierfür unverwendbar ist und Schlüsse aus der Quelle sich als unzulässig erwiesen haben; es ist um so aussichtsloser, da wir ja gar nicht wissen können, wie weit der Entwurf sich ausgewachsen hatte, ehe er aufgegeben wurde, und ob überhaupt das Gerüst der Fabel fertig gezimmert war. Doch möchte ich vorsichtig auf einen Punkt hindeuten, in dem Vorlage und Endredaktion übereinstimmen und der sich dadurch empfiehlt, daß er sich leicht und gut für die Idee dieses Planes verwenden läßt: die Gestalt Nagelschmidts. Wenn Kohlhaas daran innerlich zugrunde geht, daß er, um Recht zu erreichen, Unrecht begeht, so erscheint es als ein notwendiges und wesentliches Stück dieses Vorgangs, daß er zu diesem Zweck auf die Hilfe von Menschen, die von Natur ungerecht und verbrecherisch sind, angewiesen, an ihren durch keine höhere Idee entschuldigten Freveltaten mitschuldig und für sie verantwortlich ist. So muß die Last der Verbrechen ins Unermeßliche erwachsen, bis er schließlich unter ihrem Druck zusammenbricht. Es liegt auch sehr nahe, daß die Geister, die er rief, sich endlich gegen ihn wenden, und das Böse, das er veranlaßte oder dulden mußte, auf sein eigenes Haupt fällt. Es ist möglich und würde gut zu der Ironie der ganzen Dichtung passen, daß er, von der Wahnidee seines Richteramts beherrscht, während er sich mit Verbrechern umgibt, um Verbrechen auszuführen, doch eine Art Rechtsordnung unter seiner Schar aufrechtzuerhalten bestrebt ist, und daß gerade der Versuch, einen Frevel zu hindern oder zu bestrafen, den Verrat gegen ihn bewaffnet — womit wir nicht allzu weit von der Rolle entfernt sind, die dem Nagelschmidt in der endgültigen Fassung zuerteilt ist. Aber auch das ist denkbar, daß dieser, in näherem Anschluß an die Überlieferung, Kohlhaas zu einem unbesonnenen und tollkühnen Unternehmen verlockt, das notwendig mißlingen und ihm den Untergang bringen muß. — Wie dem auch sei, immer wird der äußere Untergang nur das Siegel gedrückt haben auf die Selbstzerstörung von innen heraus, die bereits vollzogen war und deren Verlauf wir mit genügender Deutlichkeit verfolgen können.

Was ist nun das Charakteristische an diesem ersten „Kohlhaas"? Dies, daß er ein rein psychologisches Problem behandelt. Es handelt sich nicht um einen Konflikt zwischen dem einzelnen und der Gesamtheit, weder darum, daß der Held an der Ungerechtigkeit der Welt zugrunde geht, noch um das Recht der Auflehnung gegen die Gesamtheit und deren Gesetz, sondern ausschließlich um einen Vorgang, der sich in der Seele des einen abspielt. Die Außenwelt dient nur dazu, die äußern Umstände und Bedingungen für das Eintreten des psychologischen Prozesses herzustellen. Dieser ist eine rein interne Angelegenheit des einzelnen. Der Vorgang selbst ist ein innerlicher Akt, und seine Ursachen liegen innerhalb dieses einzelnen: Es

ist die Selbstzersetzung eines Charakters durch die Übertreibung einer Tugend. Man könnte das Wort Zarathustras über die Erzählung schreiben: „Ich liebe den, welcher aus seiner Tugend seinen Hang und sein Verhängnis macht. — — Ich liebe den, welcher nicht zu viele Tugenden haben will. Eine Tugend ist mehr Tugend als zwei, weil sie mehr Knoten ist, an den sich das Verhängnis hängt.“

Wenn wir die Idee der Dichtung so aussprechen — und wir folgen damit nur dem Dichter selbst, der sie zu Anfang selbst so formuliert —, so rückt sie nah zu zwei anderen Kleistschen Dichtungen, die ebenfalls ganz von einer einzelnen Gestalt beherrscht sind und die Selbstentfaltung dieses einen Charakters zum Inhalt haben. Ich meine „Penthesilea“ und den „Zerbrochenen Krug“. Und mit beiden verbindet sie noch ein näheres Band. Mit letzterem der Stoff. Neben die Komödie des Rechts tritt die Tragödie des Rechtsgefühls. Mit Penthesilea die Idee selbst. Auch Penthesilea geht zugrunde, weil sie das Gefühl, das ihre höchste Tugend, nicht beherrschen und zügeln kann, geht zugrunde ganz von innen heraus, an ihrer eigenen Maßlosigkeit, in Verblendung und Wahnsinn. Mit dieser Analogie ist auch die Anknüpfung an Kleists inneres Erleben gegeben, doch würde es zu weit führen, darauf einzugehen. Nur für die Datierung ist die Konsequenz zu ziehen. Die beiden genannten Dramen fallen in dieselbe Zeit, die Jahre 1806—7. Es hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß die erste Konzeption des „Kohlhaas“ ebenfalls in diese Zeit, und, da sie eben liegen blieb und von der „Penthesilea“ verdrängt wurde, noch in das Jahr 1806, also in den Königsberger Aufenthalt Kleists gehört. Diese Annahme wird bestätigt durch die Meldung Tiecks (Hinterlassene Schriften S. VII), daß sein Freund (Pfuel) ihm die Geschichte erzählt habe. Das müßte dann schon vor der Königsberger Zeit, spätestens Anfang 1805, geschehen sein. Bei der langen Inkubationszeit, die sich bei manchen Kleistschen Dichtungen feststellen läßt, würde das mit unserer Schlußfolgerung durchaus nicht in Widerspruch stehen. Der eigentliche Prozeß des Dichtens würde, das steht aus allgemeineren Gründen fest, doch nicht früher als in der späteren Königsberger Zeit begonnen haben.

2.

Kleist hat seiner Penthesilea die Palinodie des „Käthchens“ folgen lassen, dessen Heldin er selbst als die Kehrseite jener bezeichnet. Er zeigt hier, wie treu ausharrende Liebe und schrankenlose Hingebung nicht zu Wahnsinn und Selbstzerstörung führen, sondern am Ende mit Sieg und Seligkeit gekrönt werden. Wie es sich auch mit dem Verhältnis beider Dramen und der Entstehung des „Käthchens“

verhalten mag, unverkennbar ist, daß dieses das Kind einer ganz anderen Stimmung, einer befreiten und heitern Seele ist, und ebenso gewiß, daß die Situation des Dichters in dem ersten Dresdener Jahre, 1807—8, der einzigen längeren Zeit in seinem Leben, wo er wirklich glücklich war, der einzigen, wo die Sonne des Erfolges und Ruhmes auch seinen Scheitel mit ihren Strahlen zu kränzen versprach, die Hauptursache dieses Glückgefühls und neuen Lebensmutes ist. Und wenn wir mit Recht die erste Konzeption des „Kohlhaas" an die Penthesilea herangerückt haben, so wird es nun auch erlaubt sein, die zweite Version mit der veränderten Stimmung der Dresdener Zeit, deren Ausdruck das „Käthchen" ist, in Verbindung zu bringen. Es ist in beiden Fällen, als ob Kleist sich zu dem Lessingschen Optimismus durchgerungen hätte: „Die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten Trieb gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen." (Schluß des Faust nach dem Schreiben des Hauptmanns von Blankenburg.)

Dieser Stimmungswandel also, nicht neues Quellenstudium, ist die Ursache der Planveränderung des Kohlhaas. Doch sie ist nicht die einzige und nicht einmal die wichtigste Ursache; sie kann nur wirksam werden durch Vermittlung einer neuen Idee, und diese müssen wir vor allem auffinden, um die Umwandlung der Dichtung zu verstehen. Das nötigt uns, überhaupt tiefer in den Gedankengehalt der Erzählung einzudringen.

Rudolf v. Ihering hat ein prächtiges Büchlein geschrieben, das in diesem Zusammenhange stets angeführt zu werden pflegt, schon deshalb, weil es auch den Kohlhaas bespricht. Es heißt „Der Kampf ums Recht" (Wien 1872 u. o.; ich benutze die 8. Aufl von 1886) und verficht mit überzeugenden Gründen den Satz: „Der Widerstand gegen ein schnödes, die Person selber in die Schranken forderndes Unrecht, das heißt gegen eine Verletzung des Rechts, welche in der Art ihrer Vornahme den Charakter einer Mißachtung desselben, einer persönlichen Kränkung an sich trägt, ist Pflicht. Er ist Pflicht des Berechtigten gegen sich selber — denn er ist ein Gebot der moralischen Selbsterhaltung, er ist Pflicht gegen das Gemeinwesen — denn er ist nötig, damit das Recht sich verwirkliche" (S. 19 f.). Mit dieser Erkenntnis ist das christliche Gebot der Feindesliebe, des widerstandslosen Duldens gegenüber dem Unrecht prinzipiell überwunden. Man mag fragen, ob nicht in gewissem Grade eine gegenseitige Ergänzung und Einschränkung beider Forderungen möglich ist; aber wir fühlen unmittelbar, daß hier die höhere und gesündere Moral ist, daß nur auf ihrem Grunde sich die Formen und Ordnungen der menschlichen Gesellschaft, die wir doch nicht entbehren können noch wollen, moralisch bewerten und normieren lassen, daß

nur auf ihr Staat und Recht begründet werden können; und wir müssen uns entweder zu ihr bekennen oder (mit Tolstoj) beides verwerfen. — Jhering kann sich für seine These auf Kant berufen (S. VIII), der ebenfalls in seinen „Metaphysischen Anfangsgründen der Tugendlehre" die Maxime lehrt: „Laßt euer Recht nicht ungeahndet von anderen mit Füßen treten!" Auch Kleist teilt ganz diese Auffassung — wie wir es bei der weitgehenden Übereinstimmung zwischen ihm und Kant in allen ethischen Fragen nicht anders erwarten würden. Ich zitiere als besonders deutlich und beweisend die Stelle 149, 11—20: „Dagegen sagte ihm ein ebenso vortreffliches Gefühl . . . . daß, wenn der ganze Vorfall . . . bloß abgekartet sein sollte, er mit seinen Kräften der Welt in der Pflicht verfallen sei, sich Genugtuung für die erlittene Kränkung, und Sicherheit für zukünftige seinen Mitbürgern zu verschaffen."

Also Behauptung und Verfechtung seines Rechts ist Pflicht des einzelnen, nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen die Gesamtheit — soweit sind alle einig. Und dazu ist der Staat und seine Organe, die Gerichte da, das ist ihr ursprünglichster, wesentlichster und unerläßlichster Beruf, dem Gekränkten zu seinem Rechte zu verhelfen. Aber wie, wenn der Staat seine Pflicht vernachlässigt? Wie soll sich dann der in seinem Recht gekränkte Bürger verhalten? Die Antwort Luthers (des geschichtlichen) sagt uns die angeführte Briefstelle: er soll sich bei dem Ausspruche des Richters beruhigen und als Recht und Unrecht hinnehmen, was dieser dafür erkennt. Das ist eine selbstverständliche Folge der Auffassung, die unbedingte Unterwerfung unter die Obrigkeit zur Pflicht macht. Aber ist das möglich für einen Menschen mit entwickeltem Rechtsgefühl? Den Anspruch auf Unfehlbarkeit ihrer Entscheidungen in Glaubenssachen hat selbst die katholische Kirche erst in neuester Zeit erhoben; wie könnte das der Staat, der doch nicht durch geistige Mittel, sondern durch äußern Zwang herrscht, daher aber auch keine Mittel hat, um Glauben und Denken zu binden? Kann ich, wenn mein Gefühl (das in diesem Falle doch eine Abzweigung meines Gewissens ist) mir deutlich das Recht meiner Sache bezeugt, diese für Unrecht halten, weil sie ein bestallter Richter dafür erklärt? Und wenn nicht, darf ich dieses Unrecht stillschweigend hinnehmen? Endet hier, bei den Organen des Staats, die Pflicht der Behauptung meiner Person, meiner moralischen Selbsterhaltung? Steht nicht derjenige sittlich höher, der auch dem Staate gegenüber sein Recht im Kampfe behauptet?

Solche Frage aufwerfen, heißt schon sie beantworten. Jhering sagt: „Kein Unrecht, das der Mensch zu erdulden hat, und wiege es noch so schwer, reicht . . . von weitem an das heran, welches die von Gott gesetzte Obrigkeit verübt, indem sie selber das Recht bricht"

(S. 63 f.). Er scheint freilich die Konsequenz nicht anzuerkennen, indem er Kohlhaas trotzdem als „Verbrecher aus verletztem Ehrgefühl“ bezeichnet und von einem Abwege spricht, wenn er auch erklärt: „Was er verbrach, fällt mit verdoppelter und verdreifachter Wucht auf den Fürsten, seine Beamten und Richter zurück, die ihn gewaltsam aus der Bahn des Rechts in die der Gesetzlosigkeit drängten.“ Aber wenn das Unrecht des Staats gegen ihn ein so einzig schweres ist, muß sein Rechtsgefühl nicht mit besonderer Heftigkeit dagegen reagieren; muß er nicht wenigstens — denn in Wahrheit bekämpft er ja gar nicht den Staat — auf eigne Faust zu seinem Rechte zu kommen suchen, wenn der Staat seine Hilfe versagt? Und wenn er es tut, darf man ihn deswegen einen Verbrecher nennen? Ist er es mehr, als wer in gerechter Notwehr einen Menschen tötet? Die Tat mag objektiv als Unrecht bezeichnet werden, subjektiv ist sie es nicht, denn die Schuld und Verantwortung fällt ausschließlich auf den, der ihn in solche Situation gebracht hat.

Kleists Standpunkt im Kohlhaas ist, wenn wir die Spuren der ältern Fassung beiseite lassen, vollkommen klar: „Wer mir ihn (den Schutz der Gesetze) versagt, der stößt mich zu den Wilden der Einöde hinaus, er gibt mir . . . die Keule, die mich selbst schützt, in die Hand“ (183, 18–20). So Kohlhaas selbst, und ähnlich spricht Prinz Christian von Meißen von ihm, „dessen Sache, wie bekannt, sehr gerecht sei, und dem man das Schwert, daß er führe, selbst in die Hand gegeben“ (190, 12 f.).

Es zeigt sich hier, so paradox es klingt, daß jene ältere Lehre: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, im Grunde eine unpolitische und individualistische ist; sie betrachtet die Dinge nur vom Standpunkte des einzelnen aus, nimmt den Staat als ein schlechthin Gegebenes hin, in das sich jener zu schicken habe. Alle Fragen der Gemeinschaftsethik liegen gänzlich außerhalb ihres Horizontes. Der Staat ist Gottes Wille, Gottes Ordnung, Gottes Stellvertreter — das Wort „Gott“ bezeichnet hier wie sonst den Punkt, wo das Denken aufhört. Dagegen ist das Neue und Große an der Anschauung, die im Kohlhaas zur Herrschaft gelangt ist, daß sie den Staat selbst als sittliche Idee und als sittliches Problem erfaßt. Er hat eine sittliche Aufgabe: Handhabung des Rechts, Verwirklichung der Idee der Gerechtigkeit. Darauf beruht seine Würde, daher entnehmen seine Gesetze und Gebote ihre sittlich verpflichtende Kraft (die ihnen bei der ältern Auffassung nicht nach irgend einem Prinzip zukommt, sondern nur willkürlich durch ein eigens zu diesem Zweck erfundenes Gebot Gottes beigelegt wird). Dadurch hat aber auch die Würde und Autorität des Staates ihren unbedingten, schlechthin gegebenen Charakter verloren; sie erscheint an die

Bedingung geknüpft, daß er selbst bestrebt ist, seine Aufgabe zu erfüllen. Der Staat, der seine Pflicht nicht einmal gelegentlich vernachlässigt, sondern fortgesetzt zu erfüllen verweigert, verliert seinen sittlichen Existenzgrund und die Unterlage seiner Ansprüche, er ist im sittlichen Sinne als Staat nicht mehr vorhanden, besteht nur noch als tatsächliche, aber unrechtmäßige Macht. Endlich wird diese Anschauung auch der Wirklichkeit in tieferem Sinne gerecht, denn sie gibt die Fiktion auf, daß der Staat schlechthin gegeben und von selbst da sei, als Natureinrichtung oder Einsetzung Gottes, und nimmt ihn als das, was er doch in Wahrheit ist, ein Produkt bewußten oder unbewußten menschlichen Handelns. Er hat eine sittliche Aufgabe, das heißt, er untersteht den allgemeinen Gesetzen alles menschlichen Tuns. Menschen haben ihn geschaffen, sie sind also für ihn verantwortlich; sie können und sollen ihn ändern in Gemäßheit der sittlichen Idee, um derentwillen er geschaffen ist. In Konsequenz dieser Auffassung ist schließlich jeder mitverantwortlich für den Staat, dem er angehört, und berufen, an seiner Vervollkommnung mitzuarbeiten; da er nur durch menschliches Handeln entsteht und besteht, so ist er wie alles Menschenwerk immer unvollkommen und verbesserungsbedürftig, kann aber nur durch weiteres Handeln der an ihm beteiligten Menschen verbessert werden; das Bestreben, ihn zu ändern, das früher als Frevel galt, wird nun zur sittlichen Pflicht. — Damit sind beide Auffassungen in ihrem charakteristischen Gegensatz erhellt: die erste ist die des politisch unmündigen Menschen, des „beschränkten Untertanenverstandes", die der Zeit des Despotismus entspricht, die letztere die des sittlich und politisch reifen Menschen, des freien, denkenden Bürgers.

Es ist wohl nicht überflüssig, hier einem Mißverständnis vorzubeugen. Mit der zweiten Auffassung wird keineswegs die Auflehnung gegen den Staat, sobald er Unrecht tut, zur sittlichen Pflicht gemacht. Im Gegenteil, in den modernen Kulturstaaten sind durch den entwickelten Berufungs- und Instanzenweg, durch die Mitwirkung und Kontrolle des Volks in seinen Vertretungen, endlich durch die freie Kritik der öffentlichen Meinung so viele Einrichtungen geschaffen, um dem Unrecht vonseiten des Staats vorzubeugen oder ihm gegenüber das Recht zur Geltung zu bringen, daß der Weg der Empörung und Gewaltsamkeit unnötig und daher verwerflich ist. Denn, wenn jene Mittel auch nicht immer ausreichen, um dem Recht zum äußeren Siege zu verhelfen, sie werden im allgemeinen zu dem innern Zwecke, der Selbstbehauptung der Person, und zur Herbeiführung eines bessern Rechtszustandes genügen. Nur unter der Herrschaft des Despotismus fehlen sie ganz, und hier ist daher ein friedlicher, in gesetzmäßigen Formen sich bewegender Widerstand gegen

ein Unrecht, das vom Staate ausgeht, unmöglich. Und um diese Staatsform handelt es sich im Falle des Kohlhaas (wie Kleist ja auch in der Wirklichkeit nur sie kannte). Der Despotismus überhaupt, wie er in seinem Ursprunge stets auf Vergewaltigung und Unrecht zurückgeht, ist auch seinem Wesen nach mit der sittlichen Würde der Menschennatur unvereinbar und wird nur erträglich, wenn er durch gewissenhafte Pflege der Gerechtigkeit sich nachträglich eine sittliche Grundlage zu geben sucht. Aber gerade in ihm ist die Gefahr, dem Unrecht freien Lauf zu lassen, dem jede Gegenwirkung fehlt, doppelt groß. Wo daher ein politisch mündiger Mensch, ein Mann mit entwickeltem Rechtsgefühl in einen absoluten Staat hineingestellt wird, da ist der Konfliktsfall Kohlhaases latent immer vorhanden, und er kann wirklich überwunden werden allein durch die Umwandlung zum Verfassungsstaat, die aber nur eintritt, wenn die zur Reife gelangten Bürger sie mit Gewalt dem bestehenden Staat abkämpfen. Auf dieser Stufe wird tatsächlich die Auflehnung gegen den Staat das Mittel des sittlichen und politischen Fortschritts. Das ist die weltgeschichtliche Bedeutung der Idee, die im „Kohlhaas" ins Bewußtsein der Menschheit getreten ist.

Und nun überschauen wir noch einmal den Unterschied der beiden Fassungen der Erzählung, der erst jetzt klar erkennbar ist. Der erste Kohlhaas hat es mit einem rein individuellen, psychologischen Problem zu tun, einer Tragödie, die sich im Innern eines Menschen abspielt; seine Atmosphäre ist eine ebenso rein individualistische Ethik. Der zweite Entwurf hat es mit einem Konflikt des einzelnen mit dem Staate, und noch mehr mit dem Staate als mit dem einzelnen zu tun: es handelt von dem Kampfe ums Recht als Grundlage und Existenzbedingung des Staates. Seine Problemstellung ist eine politisch-ethische in eminentem Sinne. Beiden Fassungen liegt also eine völlig verschiedene Konzeption zugrunde. Und das ist der große Schritt in Kleists Entwicklung, daß hier eine ganz neue Idee von unermeßlicher Wichtigkeit in sein Bewußtsein getreten, daß ihm der Staat als sittliches Problem aufgegangen ist. Damit mußte Anlage und Tendenz der Dichtung von Grund aus verändert werden.

So angesehen, steht der zweite Plan der Erzählung in naher Verwandtschaft zu den letzten Dramen Kleists und leitet die politische Periode seiner Dichtung ein. Wie er sich durch seinen vertrauensvollen Optimismus zum „Käthchen" stellt, so durch die politische Fassung des Problems zur „Hermannsschlacht". Aber von dieser ist er wiederum in sehr wesentlichen Zügen verschieden; handelt es sich hier doch nicht um die Idee des Staats überhaupt, sondern um einen bestimmten Staat, um den freien Nationalstaat, nicht als ethisches Postulat, sondern als unbedingtes, frageloses Gemütsbedürfnis,

und infolge dessen auch nicht um seine moralische Begründung, sondern um seine geschichtliche Verwirklichung — man könnte zusammenfassend sagen: nicht um seine moralische, sondern um seine physische Möglichkeit. Im Gedanken gehört der „Kohlhaas" vielmehr mit dem „Prinzen von Homburg" zusammen, in dem alle diese politischen Ideen ihre Reife und abschließende Vollendung erreicht haben. Aber die angedeutete Zwischen- und Übergangsstellung des Kohlhaas zwischen der psychologischen und der politischen Dichtung ist unverkennbar: wir sehen hier das politische Problem in seiner allgemeinsten Form aus dem Ethischen herauswachsen. Das „Käthchen" ist in der ersten Hälfte des Jahres 1808 entstanden; die Hermannsschlacht ist im Dezember desselben Jahres fertig. In das gleiche ertragreiche Jahr 1808, vielleicht noch in die erste Hälfte, muß auch unser „Michael Kohlhaas" fallen.

An dieser Stelle ist die Frage nicht zu umgehen: gehört das im Juniheft des „Phöbus" (1808) veröffentlichte Fragment noch der ersten oder schon der zweiten Fassung an, mit anderen Worten, ist seine leitende ethische Anschauung die Verurteilung oder die Billigung von Kohlhaases Selbsthilfe? — Die Hervorhebung von Kohlhaases „Rechtsgefühl, das einer Goldwage glich" (147, 26), die wiederholte Darstellung seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit im Abwägen der Schuld und Inbetrachtziehen aller Möglichkeiten (bes. 147, 26 ff., 149, 6 ff.) beweist noch nicht mit Sicherheit die letztere Alternative, denn es entspräche ganz der Art, die wir auch sonst bei Kleists Helden finden, daß Kohlhaas, nachdem er lange an sich gehalten und die peinlichste Gerechtigkeit und Vorsicht geübt, nun auf einmal, wenn das Maß des Unrechts voll ist, alles Maß verlöre und sich zügelloser Rachsucht hingäbe. Wichtiger ist, daß sich die für die neue Auffassung charakteristischen Gedanken schon in diesem Stück finden. Kohlhaas erklärt seinem Weibe, „wie er entschlossen sei, die öffentliche Gerechtigkeit für sich aufzufordern, und hatte die Freude, zu sehen, daß sie ihn in diesem Vorsatz aus voller Seele bestärkte. Denn sie sagte, daß noch mancher andere Reisende, . . . über jene Burg ziehen würde; daß es ein Werk Gottes wäre, Unordnungen, gleich diesen, Einhalt zu tun" (154, 20—34); das Gefühl, daß er in Verfolgung seines Rechts eine Pflicht gegen die Welt erfülle, wird ausdrücklich als ein „vortreffliches" bezeichnet 149, 12, vgl. oben S. 132 f.); das Recht wird wiederholt als Lebensbedingung für Kohlhaas hingestellt (162, 16—18. 163, 24 f.). Das alles bezieht sich freilich direkt nur auf die gerichtliche Verfolgung seiner Sache, die auch in der ersten Fassung gebilligt wurde, aber es spricht doch eben die Gedanken aus, die die neue Auffassung und den zweiten Plan tragen. Und wenn es heißt: „mitten durch den Schmerz, die Welt in einer so unge-

heuren Unordnung zu erblicken, zuckte die innerliche Zufriedenheit empor, seine eigne Brust nunmehr in Ordnung zu sehen" (159, 12—14) — in einem Moment, wo Kohlhaas offenbar schon zu gewaltsamer Selbsthilfe Vorkehrungen trifft, so läßt sich das nur mit der zweiten Auffassung in Übereinstimmung bringen. — Nach aller Wahrscheinlichkeit bezeichnet diese Teilveröffentlichung eben den Zeitpunkt, wo Kleist den liegen gebliebenen Plan wieder vornahm, um ihn nach Anleitung der neuen Erkenntnis umzugestalten und zu Ende zu führen.

Wie weit dieser zweite Plan reicht, ergibt sich von selbst. Die Hauptmasse des vorliegenden Textes gehört ihm an, wobei ein Umstand nicht zu übersehen ist: Die beiden ersten Teile (I—II), im Umfange fast identisch mit dem Fragment, stammen in der Hauptsache aus dem ersten Entwurf und konnten in der ganzen Anlage unverändert übernommen werden; nur die soeben erwähnten Gedanken und Urteile müssen erst bei der Umarbeitung hinzugekommen sein. Die Hauptmasse der zweiten Hälfte dagegen, IV, b—V, muß dem ursprünglichen Plane fremd und erst jetzt neu entstanden sein. Nur in zwei Partien weicht die zweite Rezension von dem Text unsrer Drucke bedeutend ab und verlangt eine genauere Begrenzung. Es handelt sich einerseits um die stehen gebliebenen Reste des ursprünglichen Entwurfs: alle die Stellen, wo Kohlhaas nicht von unbeirrbarem Rechtsbedürfnis, sondern von blindwütender Rachsucht erfüllt erscheint, wo er Verbrechen begeht, die nicht durch seinen Zweck, die Erzwingung seines Rechts, erfordert werden; dazu die Züge krankhafter Schwärmerei, Ausflüsse einer Auffassung, die in seiner Selbsthilfe überhaupt krankhafte Überspannung seines Rechtsgefühls sieht. Sie finden sich zumeist in III und scheinen noch durch die andere Auffassung deutlich durch bei IV, a; dazu kommen einige Äußerungen in dem einleitenden Absatz. Endlich fällt VI aus diesem Plane heraus, indem es zusamt dem eingeschobenen Stück II, b erst das Ergebnis einer abermaligen Planveränderung ist. Damit muß aber auch der Schluß von V auf dieser Stufe der Entwicklung anders gewesen sein. Es ist eine offenkundige Unmöglichkeit, daß ein Kampf ums Recht mit einem so frechen, himmelschreienden Triumphe des Unrechts schließen sollte; vielmehr ist dieser Schluß erst so gestaltet, um die Vorbedingung für die Anfügung von VI herzustellen. Es muß vielmehr der Kurfürst von Sachsen selbst oder richtiger der eine unbenannte Kurfürst dieser Version, der bisher im Hintergrunde geblieben ist und an dem Unrecht keinen Anteil genommen hat, und dem sowohl Kohlhaas selbst wie Luther das Zeugnis geben, daß er selbst gerecht sei und daß nur seine Umgebung und die Schwierigkeit, durch sie hindurch zu ihm zu gelangen, es verhindert habe, daß Kohl-

haas sein Recht geworden sei (162, 27—29. 183, 21 ff.) — er muß zum Schlusse hervorgetreten sein und durch sein Eingreifen, als die Ränke der Gegner schon zu triumphieren glaubten, den Sieg der Gerechtigkeit entschieden haben, ähnlich wie es jetzt der Brandenburger tut. Allerdings muß nun auch Kohlhaas seine Eigenmächtigkeit mit dem Tode büßen. Wie das motiviert und herbeigeführt werden sollte: ob durch irgend einen Schritt Kohlhaases, wodurch er aus dem gewährten Asyl heraustrat, ob durch die Nachwirkungen seiner früheren Taten, die Verbrechen seiner wirklichen oder angeblichen Parteigänger, für die er irgendwie verantwortlich gemacht wird — das vermögen wir nicht mehr zu erkennen. Es ist auch hier der einzige Punkt, der im Dunkeln bleibt.

3.

Wenn die erste Umänderung des Kohlhaas-Planes in künstlerischer wie in ethischer Hinsicht ein Fortschritt war, wenn sie organisch aus der ersten Konzeption herauswuchs und die Idee zugleich erweiterte und vertiefte, und nur dadurch Verwirrung stiftete, daß es ihr nicht gelang, sich restlos durchzusetzen und alle Spuren der früheren Stufe zu vertilgen, so kann man das von der zweiten Wandlung nicht sagen. Sie stammt aus unsachlichen Motiven und stört ebenso den künstlerischen Organismus der Dichtung, wie sie die Idee trübt. Nach der eingehenden Darlegung im ersten Teil dieser Untersuchung bedarf es keiner weitern Auseinandersetzung darüber.

Nur die Datierung soll noch kurz ins Reine gebracht werden. Sie läßt sich wiederum durch das Zusammentreffen äußerer und innerer Gründe mit großer Sicherheit und Genauigkeit geben. In einem Briefe an Reimer (Nr. 150), den der Herausgeber Ende August 1810 ansetzt (und er läßt sich nicht anders einreihen), meldet Kleist dem Verleger die Übersendung des Fragments und verspricht, den Rest rechtzeitig nachzuliefern. Erst jetzt beginnt er also die Umarbeitung oder die endgültige Ausarbeitung der Dichtung. Er muß sie sehr schnell beendigt haben, da der erste Band der Erzählungen, der mit ihr beginnt, noch zur Herbstmesse 1810 erschien. Als inneren Grund sehe ich die Verwandtschaft mit zwei anderen Erzählungen an, die sich in der Verwendung des Wunderbaren bekundet: „Das Bettelweib von Locarno" erschien in den „Abendblättern" am 11. Oktober 1810, „Die heilige Cäcilie" am 15.—17. November. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir die abschließende Ausgestaltung des „Kohlhaas" in den August und September 1810 setzen.

Man wird nach den vorstehenden Ausführungen den „Kohlhaas" nicht mehr als ein „Meisterwerk" schlankweg bezeichnen können, wenn

man darunter ein Kunstwerk von reiner und in sich vollendeter Form versteht. Nein, es ist nicht zu leugnen, im „Kohlhaas" sind Widersprüche, Brüche, Verschiebungen der Komposition, Verbiegungen der Charaktere und Trübungen der Idee, wie in keiner anderen Dichtung Kleists. Und doch, meine ich, wird am Ende weder der „Kohlhaas" noch sein Dichter bei unserer Untersuchung verloren haben.

Wir fragen uns verwundert, wie es kommt, daß der unbefangene Leser meistens über alle diese Widersprüche hinwegliest, ja daß sie zum großen Teil bisher überhaupt unbemerkt geblieben sind. Und wir finden die Erklärung allein in den ganz unvergleichlichen künstlerischen Qualitäten der Dichtung. Vor allem in der Ruhe und Sicherheit der Darstellung, in der äußersten Gegenständlichkeit und Lebendigkeit, in dem weisen Künstlerinstinkt, der durch gut und sparsam herausgegriffenes Detail uns ganz in das Anschauen der gegenwärtigen Szene bannt und keinen Zweifel an der Wahrheit des Geschauten aufkommen läßt. Wir sind so ganz in das Voraugenliegende versenkt, daß wir nicht an das denken, was voraus liegt. Und dann hat Kleist in dieser Erzählung durch die Knappheit und strenge Beschränkung seiner Erzählweise eine solche Fülle mannigfaltiger Geschehnisse auf engem Raume zusammengedrängt, daß es uns nicht leicht wird, sie zu übersehen und die Differenzen zwischen auseinanderliegenden Punkten zu bemerken. Außerdem ist ja doch bei allen Verschiebungen die Idee der Dichtung im ganzen nicht untergegangen, sondern sie hat sich immer wieder siegreich durchgesetzt, um zum Schluß in voller Klarheit aufzuleuchten. So erscheint beim Lesen der ganze Abschnitt VI nun als eine neue Spiegelung der Idee und eine Wiederholung des Konflikts auf höherer Stufe. Bemerkenswert ist, wie gelegentlich alte, aufgegebene Motive in der weiteren Entwicklung wieder auftauchen. So kehrt die wilde, unversöhnliche Rachsucht Kohlhaases, die in III aus der ersten Fassung übrig geblieben war, in neuer Richtung in VI, bei der dritten Redaktion wieder, ohne doch auf die Beurteilung und Idee Einfluß zu gewinnen. — Auch sind die überraschenden Wendungen und neuen Ansätze an sich dem epischen Stile durchaus gemäß. (Wir bemerken, daß dreimal die Erzählung ganz neu anhebt, mit einer Wendung, die im Vorhergehenden nicht vorbereitet war und überraschend wirkt: 179, 24. 205, 34. 219, 10, mit anderen Worten: bei IV, a. V, b. VI, a. Auch ist es eine interessante Parallele, daß Kohlhaas zweimal zu völligem Vergeben und Verzicht auf seine Rechte bereit ist und beide Male unmittelbar darauf die Sache eine plötzliche Wendung zu seinem Verderben nimmt: 205, 6 : 205, 34 = 218, 27 : 219, 10.) Gründe genug, um uns, solange wir uns unbefangen dem Eindruck der

Dichtung überlassen, die gerügten Widersprüche zu verbergen oder als unwesentlich empfinden zu lassen.

Aber das ist nicht das Wichtigste. Wir haben nicht nur diese Widersprüche festgestellt, sondern wir haben auch ihre Erklärung gefunden. Wir haben erkannt, daß sie nicht in einer Unklarheit der Grundanschauung oder in einem Mangel der künstlerischen Ausgestaltung ihren Grund haben — wie es bisher erscheinen mußte, wenn man überhaupt solche Beobachtungen machte — sondern allein darin, daß verschiedene Entwicklungsstufen der Dichtung und des Dichters in dem uns vorliegenden Texte sich niedergeschlagen haben. Der allein in die Wunder der eignen Brust versenkte Dichter von 1806, der Entdecker der Staatsidee von 1808, der in leidenschaftlichem, aktuellem Kampfe um sein preußisches Vaterland sich verzehrende Patriot von 1810, sie alle sprechen zu uns aus dieser Erzählung, und so ist es eigentlich nur die gewaltige Energie und Tiefe dieser kurzen, beispiellosen Entwicklung, deren Spuren alle jene Differenzen sind. Und wir finden Reichtum und überquellendes Leben, wo sonst Schwäche und Versagen schien.

Gleichwohl wäre es falsch, wenn wir diese Mannigfaltigkeit der Pläne und Leitgedanken der Erzählung schlechthin als Vorzug anrechnen wollten. Nein, in künstlerischer Beurteilung muß sie gegen andere, reiner geformte Dichtungen Kleists zurückstehen, und in gewisser Weise erscheint sie doch als Stiefkind seiner Muse. Wenn sie dreimal unter so verschiedenen Umständen vorgenommen wurde, so setzt das eben voraus, daß sie zweimal liegen blieb, weil andere Entwürfe ihr in der Neigung des Dichters den Vorrang abgewannen. 1806 war es die „Penthesilea," 1808 das „Käthchen" und die „Hermannsschlacht," hinter denen sie zurückstehen mußte. Es sind also überall dramatische Pläne, die dem Dichter zunächst am Herzen liegen und zur Verkörperung seiner seelischen Erlebnisse am meisten geschickt erscheinen. So blieb der „Kohlhaas," dessen epischer Charakter Kleist von Anfang an klar war, liegen, und erst, als dem Dichter alle Hoffnung geschwunden war, daß sich ihm die Theater öffnen würden, gab er sich der epischen Kunst hin und vollendete nun auch diese Erzählung.

Doch übersehen wir auch die Kehrseite nicht! Daß der Kohlhaas-Plan nicht definitiv aufgegeben wurde, daß er immer wieder ans Tageslicht kam und sein Recht heischte, das zeigt uns zugleich, welche Bedeutung er trotzdem für den Dichter hatte und wie tiefe Wurzeln er in seiner Seele geschlagen hatte. In der Tat, das Rechtsgefühl ist die Zentraltugend des Mannes, insofern er ein „politisches Wesen" ist, und daß es bei Kleist so stark ausgeprägt ist, schon im Anfang seines Dichtens, kündet an, daß er zum politischen Dichter im tiefsten

Sinne prädestiniert ist. Hier offenbart und verwirklicht sich diese Anlage. Und somit bezeichnet der „Kohlhaas“ die entscheidende Wendung in Kleists Dichten. Wir sehen hier, wie in der Seele des bisher einseitig individualistischen Problemen und ästhetischem Streben ergebenen Dichters, gleichzeitig mit dem Vaterlandsgefühl, der Staatsgedanke geboren wird. Und damit wächst die Bedeutung dieser Dichtung über ihren künstlerischen Wert und ihre Rolle in der Entwicklung des Dichters hinaus. Kleist steht mit dieser Wandlung ja nicht allein. Nirgends erscheint er so tief und fest mit der Entwicklung seines Volkes verwachsen; ja, in ihm erblicken wir — neben Fichte — die tiefste und prinzipiellste Ausprägung dieser Entwicklung. Und wie groß und bedeutsam muß uns nun die Dichtung erscheinen, in der sich diese Entwicklung, das Hinauswachsen des deutschen Volkes aus bloß individualistischer ethisch-ästhetischer Kultur in die Gemeinsamkeit des national-politischen Lebens, vollzieht. Indem sie im Rechtsgefühl die Grundlage des Staats entdeckt, enthüllt sie den tiefsten Grund aller Politik und knüpft sie an die eigentümliche Großtat des deutschen Geistes in der abgelaufenen Periode. Und wenn sie uns mit der unentrinnbaren Überzeugungskraft des dichterischen Bildes zeigt, wie Kraft und Gesundheit eines Staats nur im Rechtsgefühl seiner Bürger wurzelt, erfüllt sie eine Mission, die auch heute noch lange nicht zu Ende ist.

Jacques Cazotte und E. T. A. Hoffmann.

Von Dr. Johann Černy in Mies.

Der Nachweis der literarischen Einflüsse, aus denen Hoffmanns Erzählungen hervorgegangen sind, gehört zu den kompliziertesten Aufgaben der vergleichenden Literaturgeschichte. Schon Ellingers Hoffmann-Biographie hat die sonderbare Behauptung von Gervinus: „Keine Lektüre bildete ihn, das wenige, was er las, war nach den Eigenheiten seines zerstörten Wesens gewählt,“ als völlig haltlos erwiesen und ein Blick in das Register der Grisebachschen Ausgabe zeigt uns sogar, daß Hoffmann zu den belesensten deutschen Dichtern seiner Zeit gehörte. Es wimmelt bei ihm von Bezügen auf die ältere und jüngere, inländische und ausländische Literatur, und je sorgfältiger man diesen Anspielungen nachgeht, um so länger wird das Verzeichnis der Schriften, die seine Phantasie befruchtet haben. Zum Teil sind es minderwertige und heute längst vergessene Produkte,

namentlich ein Wust von „okkultistischen“ Schriften, aus denen Hoffmann die äußeren Anregungen zu seinen Gespenstergeschichten schöpfte. Einer seiner interessantesten Vorläufer auf dem Gebiete der Spukgeschichte ist Jacques Cazotte (1720—1792). Schon Engel bemerkt in seiner „Geschichte der französischen Literatur mit Recht, daß seine Novelle „Le diable amoureux“ (1772) ebensogut von Hoffmann geschrieben sein könnte; in der Tat ist der Einfluß dieser Erzählung auf Hoffmann unverkennbar. Am deutlichsten ist er in einer seiner letzten Erzählungen, dem „Elementargeist“, der im „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1822“ (Leipzig, Gleditsch) erschien. Wie Hoffmann überhaupt in den kleineren Erzählungen aus seinen letzten Jahren, die zum Teil bloße Schleuderarbeit zum Gelderwerb sind, entweder Mitteilungen wirklicher Erlebnisse anderer benutzt oder sich ganz äußerlich von fremden Dichtungen anregen läßt, so knüpft er auch in der genannten Novelle ganz ausdrücklich an Cazottes „Verliebten Teufel“ an. In dieser Teufelsgeschichte läßt sich Alvarez, ein junger Offizier in der Garde des Königs von Neapel, von einem älteren Kameraden, einem Flamländer, verleiten, in einem Kellergewölbe der Ruinen von Portici den Teufel zu beschwören; dieser erscheint ihn zuletzt in der Gestalt eines Pagen, der sich aber bald als ein schönes und leidenschaftlich verliebtes Mädchen herausstellt und den Helden, dem er sich aufdrängt, in seine Netze zu bekommen sucht.[1]) Bei Hoffmann entspricht Alvarez der Leutenant Viktor und dem Verführer Soberano der unheimliche irische Major O'Malley. Freilich nimmt diese bei Cazotte ziemlich farblose Gestalt bei Hoffmann einen viel breiteren Raum ein und in der Schilderung dieses teuflischen Charakters geht der deutsche Dichter ganz selbständig zu Werke. Cazottes Novelle beginnt mit einem Gespräch der jungen Offiziere über die Kabbala, worauf Soberano dem allein zurückbleibenden Alvarez seine Verbindung mit der Geisterwelt eröffnet. Als Alvarez Verlangen nach der gleichen Verbindung äußert, erwidert er, diese brauche eine Zeit von zwei Jahren, doch schließlich bestellt er den immer stürmischer in ihn dringenden Kameraden nach einigen Tagen zu sich und mit zwei anderen Genossen brechen die beiden auf, um in den Ruinen von Portici den Teufel zu zitieren. Auch bei Hoffmann beginnt die eigentliche Geschichte mit dem Spott der jungen Offiziere über die Geisterbannerei, durch den O'Malley gereizt wird, die drei jüngeren Kameraden zu einer Beschwörung der Geister einzuladen. Wie Cazottes Soberano dem Zweifler Alvarez seine Herrschaft über unsichtbare Geister dadurch beweist, daß er einem von ihnen

---

[1]) Eine neue Übersetzung der Geschichte ist kürzlich unter dem Titel „Biondetta, der verliebte Teufel“ bei Hans von Weber in München erschienen.

befiehlt, er solle ihm die Pfeife stopfen und anzünden, so beweist O'Malley bei Hoffmann seine dämonische Gewalt zunächst dadurch, daß er aus der Tasche seines Mantels eine Weinflasche nach der anderen herauszieht und sich von seinen Geistern im Nu zum Dienste umkleiden läßt. Auch hier findet die Beschwörung in den Ruinen eines alten Hauses, und zwar gleichfalls in einem Kellergewölbe, statt, doch hat sie zunächst andere Folgen: Viktor fällt beim Anblick des zitierten Geistes in Ohnmacht und sein Vetter büßt seinen Spott mit geistiger Zerrüttung. Nun erst setzt das Hauptmotiv des „Diable amoureux" ein. Viktor liest Cazottes Erzählung; sie erregt mächtig seine bisher schlummernde Sinnlichkeit und erweckt in ihm die Sehnsucht, Alvarez' Abenteuer zu bestehen. Abermals naht ihm der Versucher O'Malley und stellt ihm in Aussicht, daß auch er nach Jahresfrist zu seiner Biondetta gelangen könne. „Mit derselben Hitze wie Alvarez versetzte ich, daß ich in so langer Zeit sterben würde vor Sehnsucht und Ungeduld und alles wagen wolle, früher mein Ziel zu erreichen." Darauf vertröstet ihn O'Malley auf den neunten Tag und wie Alvarez bei Cazotte kann er die Stunde nicht erwarten. Nun erhält er von dem Irländer das Zaubermittel, durch das er sich einem Elementargeiste nähern kann. Während sich bei Cazotte der Teufel für eine Sylphide ausgibt, nähert sich Hoffmanns Held einem Salamander, den er Aurora nennt — wohl gleichfalls eine Reminiszenz aus Cazotte, bei dem es von der Teufelin Biondetta heißt: „So tritt Aurora im Frühling aus der Dämmerung des Morgens hervor." Wie nun Alvarez durch seinen Handel mit der Courtisane Olympia und dessen Folge, den mörderischen Überfall Biondettas, dem gefährlichen Wesen, dem er bisher mißtraut hat, näher gebracht wird, so erscheint bei Hoffmann Aurora dem Helden erst dann leibhaftig, als er auf dem Punkte steht, bei einer lebenslustigen Dame der Residenz sein Ziel zu erreichen. Nun drängt aber nicht die verliebte Teufelin, sondern im Gegenteil Viktor zur Entscheidung und da verlangt Aurora, er solle der ewigen Seligkeit entsagen — ähnlich wie Cazottes Biondetta von ihrem Alvarez verlangt, daß er den Beelzebub anbete. Wenn ferner bei Cazotte der Held in dem Moment, als er den Lockungen des teuflischen Weibes zu erliegen droht, zuerst durch seinen Hund und dann durch einen Diener gestört und so vorläufig gerettet wird, so kommt auch bei Hoffmann der Diener des Leutenants gerade zurecht, um seinen Herrn an der Beschwörung des Elementargeistes zu hindern und vor dem teuflischen Genossen zu retten. Diese liebevoll ausgemalte Figur des etwas närrischen, aber treuen und biederen Dieners Paul Talkebarth ist bei Hoffmann an die Stelle von Alvarez' Kammerdiener Carlos getreten, der nur zu Anfang der Erzählung flüchtig erwähnt wird.

Wenn dann bei Cazotte zwei alte Zigeunerinnen dem Helden, freilich in zweideutiger Weise, sein Schicksal weissagen, so verrät in Hoffmanns Erzählung die „alte Kaffeliese" dem ehrlichen Diener die Gefahr, in der sein Herr schwebt. Wie schließlich Cazottes Biondetta ihrem Alvarez wieder in der Gestalt eines häßlichen Kamelkopfes erscheint und wie Alvarez bei diesem Anblick in eine Ohnmacht fällt, aus der er erst am hellichten Tage, von kräftigen Mannesarmen gezogen, erwacht, so erscheint bei Hoffmann dem Geistesbeschwörer, als er sich im letzten Augenblick, der Worte des frommen Dieners eingedenk, von dem teuflischen Wesen feierlich lossagt, an der Stelle Auroras der furchtbare O'Malley, der ihn mit Donnerworten in eine Betäubung stürzt, aus der er in den Armen Talkebarths erwacht. Nun kommt eine echt Hoffmannsche Wendung: Viktor, der seinem Freunde Albert diese seine Geschichte selbst erzählt, eröffnet dem Kameraden, daß seine Wirtin, die Baronesse, die vom Dichter zuvor als die bei einigen Seltsamkeiten ganz hausbackene, strumpfstrickende Frau eines höchst alltäglichen Mannes geschildert worden ist, mit Aurora identisch sei. Im folgenden scheint dann abermals eine Erinnerung aus Cazotte nachzuklingen; wenn bei diesem der Held erzählt, in der Beschwörungsformel, die ihm Soberano vorgesagt habe, seien einige Worte vorgekommen, die er nie vergessen werde, entschwindet Hoffmanns Viktor das Wort, mit dem er seinen Geist beschwören kann, aus dem Gedächtnisse und fällt ihm erst ein, als er sich von der Baronesse trennen will; als er das Wort ausspricht, stürzt sie bewußtlos zu Boden. Am Schluß erscheint dann Viktor sein ganzes Abenteuer wie Cazottes Alvarez wie ein langer böser Traum. Während sich aber bei Cazotte der Held verheiraten soll, um den Versuchungen des Feindes dauernd widerstehen zu können, bleibt er bei Hoffmann unvermählt, weil kein irdisches Weib an die Schönheit seiner teuflischen Aurora hinanreicht.

Dieser Vergleich macht es wohl zweifellos, daß Hoffmanns Erzählung eine bloße Nachbildung des „Diable amoureux" ist, ebenso wie der ungefähr gleichzeitig entstandene „Doppeltgänger" Jean Pauls „Titan" nachgebildet ist. Was Hoffmann aus Eigenem hinzugetan hat, wiegt nicht allzu schwer; er verlegte den Schauplatz aus Italien nach Deutschland und erfand zu der eigentlichen Geschichte eine Einleitung, in der nicht nur der ergötzliche Paul Talkebarth, den Grisebach mit Diderots Jacques le fataliste vergleicht, sondern auch die Gestalt der Baronesse, die sich dann zum Schluß als Salamander herausstellt, und ihr spießbürgerlicher Gemahl eingehender geschildert werden. So umgibt er nach seiner beliebten Technik die eigentliche Erzählung mit einem Rahmen und läßt die Rahmenerzählung am Schluß mit der Binnenerzählung verschmelzen. Im übrigen überschüttet

er den Leser mit kabbalistischer Weisheit viel ausgiebiger als Cazotte, der sich, wohl aus guten Gründen, in der Schilderung der Geisterwelt Maß auferlegte. Echt Hoffmannisch ist auch die Mischung von grausigem Gespensterspuk und behaglicher Philistrosität, wodurch die ganze Geschichte einen ironischen Anstrich erhält, der Cazotte ganz fremd ist. So beschwört O'Malley die Geister mit trivialen Übungssätzen aus einer französischen Grammatik. Hoffmann war es eben mit dem Gespensterglauben nicht so ernst wie seinem französischen Vorbilde Cazotte, der mitten in der aufgeklärten Pariser Gesellschaft des 18. Jahrhunderts eifrig dem Spiritismus frönte.

Wenn Cazottes Einfluß auf diese Erzählung ganz deutlich ist, so läßt er sich auch schon in früheren Geschichten Hoffmanns beobachten. Schon der „Magnetiseur" (in den „Fantasiestücken") zeigt Spuren davon. Schon hier wird von einem gespenstischen Major erzählt, der mit dem Bösen im Bunde steht; diesmal ist es ein Däne. Als junger Arzt, Alban mit Namen, kommt er ins Haus des Barons, um dessen schöne Tochter Maria durch seine magnetischen Künste in seine Gewalt zu bekommen. Ob Hoffmann überhaupt die Lehre von den Elementargeistern zuerst durch Cazotte kennen gelernt oder schon früher Theophrastus Paracelsus, dessen Anregungen auch sein Freund Fouqué die Idee zu seiner „Undine" verdankt, gelesen hat, wird sich nicht entscheiden lassen. Jedenfalls erscheint auch im „Goldenen Topf" der Archivarius Lindhorst als Salamander und Geisterfürst. Auch in der „Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde" klingt das Motiv Cazottes an. In dieser (gleichfalls in Italien spielenden) Geschichte wird der deutsche Maler Spickher von der dämonischen Giulia, die mit dem Teufel verbündet ist, verlockt; wie Cazottes Biondetta erscheint sie ihm zuerst bei einem festlichen Gelage als Sängerin. Auch ihr teuflischer Begleiter erinnert an O'Malley im „Elementargeist" und könnte gleichfalls durch Cazottes Soberano angeregt sein. Das Motiv des „Magnetiseurs" kehrt dann wieder in der Erzählung „Der unheimliche Gast" (in den „Serapionsbrüdern"), nur daß hier der gespenstische Graf selbst zugrunde geht und die Geschichte einen guten Ausgang nimmt.

Johann Gottlob Regis, Mein Bekenntniß über den 2ten Theil von Göthes Faust (1835).

Mit einer Einleitung veröffentlicht

von Georg Pfeffer in Frankfurt a/M.

Wenn aus dem nichtveröffentlichten Nachlaß des bedeutenden Übersetzers und tiefgründigen Literaturkenners Gottlob Regis die folgenden Blätter veröffentlicht werden, so geschieht es deshalb, weil man in diesen Bekenntnissen, niedergelegt von einem ästhetisch so ursprünglich und klar empfindenden Manne wie Regis, einen wichtigen historischen Beitrag zur Aufnahme und Beurteilung des 2ten Teils von Faust wohl wird erblicken können.

Wer war nun Regis und wie stand er zu Goethe? Julius Elias hat das Verdienst, in zwei anmutigen Aufsätzen[1]) das Andenken dieses um die deutsche Literatur so hoch verdienten Mannes wieder wachgerufen zu haben. Hier möge nur in größeren Umrissen des Lebensganges von Regis Erwähnung geschehen, da eine ausführliche Biographie für später beabsichtigt ist. — Als Sohn eines Leipziger Predigers am 23. April 1791 geboren, wurde er auf der Klosterschule zu Rosleben erzogen. Hier sah er auch Herder, dessen Sohn Rinaldo mit Regis auf derselben Bank saß. 1808 verläßt er mit einem Abgangszeugnis die Klosterschule und widmet sich in Leipzig auf den Wunsch seines Vaters dem Studium der Rechte, 1812 besteht er das Baccalaureatsexamen beider Rechte. Eine nicht gewöhnliche Vorliebe für alte und neue Literatur, sowie sein widerstrebendes Innere verleiden ihm jedoch diese Wissenschaft sehr bald, und er beschäftigt sich von nun an ausschließlich mit dem Studium alter und neuer Literaturwerke. Seit 1813 ist er, „um den knurrenden Bauch zu stillen," mit der Korrektur der alten Klassiker in der Waisenhausausgabe beschäftigt. Sein tiefstes, innerstes Interesse aber gilt lediglich der schönen Literatur, und vor allem fühlt er den Beruf des Übersetzers immer stärker in sich. Von 1816—1824 ist Halle mit kurzen Unterbrechungen sein ständiger Wohnsitz; er wohnt hier im Hause des Philologen Fr. Aug. Seidler. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Dresden (1824/25) wählt er Breslau zu seinem ständigen Aufenthalt, das

[1]) Artikel „Regis" in der Allgemeinen Deutschen Biographie und in Studien zur Literaturgeschichte. Leipzig 1893: Fragmente einer Shakespeareübersetzung. Vgl. auch Karl Eitner, J. Gottlob Regis, Lebens- und Charakterskizze in Blätter für literarische Unterhaltung 1858, Nr. 4.

er bis zu seinem am 29. August 1854 erfolgten Tode nur wenige Mal und auf sehr kurze Zeit verläßt. Eine Tour ins Schlesische Gebirge, ein Besuch Berlins und ein zweimaliger Aufenthalt beim Fürsten von Carolath wären allein als Veranlassungen größerer und längerer Entfernungen zu nennen. Und hier in Breslau führt Regis, unverheiratet und ohne bestimmten Beruf in kärglichen Verhältnissen lebend, ein einsames und doch so reiches Leben. Die gelehrtesten Männer der Zeit zählen zu seinen Freunden: Ludwig Wachler, in dessen „Philomathie" er sich häufig zu wissenschaftlichem Austausche mit anderen Gelehrten zusammenfand, die Philologen Schneider und Passow, die ihn vor allen Dingen in den Geist der Griechen einführten, Purkinje, der Breslauer Anatom und Physiolog, dann Gustav von Below, der Adjutant Friedrich Wilhelms IV., der ihm seine Unterstützung bei der Herausgabe des deutschen Rabelais lieh, und vor allen der Dresdner Naturforscher und Physiologe C. G. Carus, der Miteingeborene Leipzigs.

Regis' ursprüngliches, durch keine Herkömmlichkeitsformen abgekältetes Wesen — in dieser Beziehung konnte er ruhig über die „Sekundärmenschen, die von allem oberflächlich, aber mit Geschick zu chwatzen wissen", höhnen — ließ ihn sowohl des eignen Menschen Tun und Sollen wie das anderer mit klarem Blick erkennen. So hatte er denn für sich als sicher erkannt, daß der Übersetzerberuf der ihm „kongeniale" sei, und selbständige wissenschaftliche Arbeiten lieferte er nur insoweit, als sie zur Erläuterung seiner Übersetzungen nötig waren. Dabei wurden diese Kommentare mit einem umfassenden Gelehrtengeiste bearbeitet, daß sie wohl wie noch jüngst zu der irrigen Annahme verleiten können, Regis habe die Übersetzungen geschrieben, nur um den Kommentar dazu geben zu können. An solchen musterhaften Übersetzungen lieferte er den Rabelais, Bojardo, den Fürst des Macchiavell, die Shakespearesonette, Michelangelosonette usw. Und nun: wie stand diese „Natur" zu dem größten Zeitgenossen, zu Goethe? Der erhaltene Briefwechsel (1813—1853)[1]) mit dem bedeutenden Freunde Carl Gustav Carus, der sich der Freundschaft Goethes rühmen durfte, bietet reiche Quellen und Belege für die große und heftige Zuneigung zu Goethe. Da erfahren wir denn schon gleich im Anfang (Brief vom 15. November 1816 an Carus), wie tief ihn der Wunsch bei Goethe zu sein ergriffen hat. Schon die fälschliche Nachricht, daß Goethe beabsichtige, von Weimar nach Frankfurt zu ziehen, bringt ihn in einen „pathologischen Zustand". Im Oktober 1816 kann Regis den Wunsch, in der Nähe Goethes zu sein, der stellenweise ihn so heftig befällt, daß er „nicht schlafen noch arbeiten kann",

[1]) Auf der Königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden.

nicht mehr unausgesprochen lassen; er entschließt sich mit klaren, schlichten Worten Goethe das schriftlich zu äußern und sich ihm als Schreiber anzubieten, nachdem ihm sein Freund Durand, der Schauspieler und „Liebling" Goethes, zu einer solchen Stellung wegen eines kurz zuvor erfolgten Bruches zwischen Goethe und seinem bisherigen Amanuensis hatte reiche Hoffnung machen können. Aber Goethe lehnt das Gesuch ab. „Wie ich auch auf diesen Ausgang vorbereitet war, hat mich das Schreiben immer noch etwas hart angepackt, aber was immer der Grund der Ablehnung sein mag, wozu grübeln, es ist Gottes Wille so." Mit diesen Worten ergibt sich Regis in das Schicksal. Und nun enthält jeder Brief, der zu dem Freund nach Dresden geht, aufs neue Zeichen tiefsten Eindringens in den Dichtergenius Goethes und Worte innerster, reinster Zuneigung. Man kann nicht eigentlich sagen, daß es in diesem Leben in Goethe verschiedene in sich abgeschlossene Perioden gegeben habe; wohl haben Regis einzelne neu erschienene Werke Goethes oder solche über ihn eine Zeitlang heftiger bewegt und zu eingehender Aussprache mit Carus veranlaßt, aber alles, was er von Goethe in sich aufgenommen — und man kann sagen, es war alles, was es überhaupt von ihm gab — das lebt zu jeder Zeit in ihm, und immer greift er darauf zurück. Es ist hier der Ort nicht, von den reichen Gedanken über Goethe und seine Werke zu sprechen, die Regis in seinen Briefen an Carus niedergelegt hat[1] — fast jeder Brief beschäftigt sich mit Goethe — aber einige Worte mögen doch hier Platz finden, die im innigsten Vertrauen zu dem Freunde gesprochen mehr als alles andere dartun, was ihm Goethe war. „Für die neue Ausgabe Göthes will ich noch meine 10 Thaler hintragen, wenn ich auch diesen Winter den Mantel entrathen muß; denn eins ist nöthiger als das andre" (Brief vom 5. November 1826). Und dann gedenkt er Goethes Geburtstag mit den Worten (25. August 1829): „Wär' ich ein Kerl, der etwas unternähme, so erschien' ich in Dresden zu Göthes 80stem Ehrentage! Lassen Sie uns wenigstens Einander bewußt seyn: daß wir an diesem Abende ein Glas des Dankes gegen den erhaltenden Kosmos freudig leeren! Und warum sollt' Er nicht 100 alt werden, wenn Fontenelle es so weit gebracht hat? Göthe schlage, wünsche ich ihm, mit meinen Gebeinen noch Birnen herunter." Er bereitet sich aber doch auf den Tod Goethes vor: „Ich nehme mir jetzt methodisch vor an jedem Tage daran zu denken, daß mir die Nachricht seines Todes gebracht werden kann, zu meiner Erleichterung für den Fall: damit es dann nicht so vulkanisch klingt, wenn es nun heißen

[1] Vgl. Goethejahrbuch Band 29, S. 44 ff.: Goethe in den Briefen des Übersetzers Regis an C. G. Carus.

wird: Göthe ist todt" (Brief vom 24. Oktober 1828). Und als dann wirklich das Gefürchtete eingetreten ist, da klagt Regis (30. März 1832): „So haben wir denn also auch dieß erlebt — und ich habe bei diesem Verlust zunächst an Sie gedacht. Ihr letzter Wunsch: 'Möge dieser seine Reise noch aufschieben' sollte nicht erfüllt werden. — Man mag sich noch so lange auf so einen Moment vorbereitet haben, und alles wissen, was hier eigentlich den leiblichen Tod ganz null macht — dennoch bleibt eine Faser, die zuckt und blutet. Immer eine störende Wehmuth, die sich in alles mischt, was man treiben will, wenn auch nicht das Beklemmende wie bei dem Tode eines Leibesverwandten, denn so kam mir hier z. B. eine Thräne, die ich für meinen Vater nicht aufbrachte; und ich konnte nachmittags, wenn auch anfangs mit Überwindung ein Kapitel im Donquischotte heiter lesen." Und hier bricht Regis den Brief ab, erst am 2. April schreibt er weiter: „Ja, mein guter Gustav! dieser Schmerz wird nicht sterben denn mit uns — die wir das halbe, das beste Leben mit Ihm gelebt haben, der unsers Leben Sonne war in dunkler Schlacht — durch dessen Licht-Focus wir eigentlich unser bestes Theil der Bildung und das, was wir sind und haben, haben. — Wenn einem nun so spät erst diese Nabelschnur abgeschnitten wird, daß muß wohl weh thun. Sie werden sich erinnern, wie manchmal ich mir gewünscht habe dieß nicht zu erleben; was Ihnen vielleicht zu krankhaft schien; aber natürlich war mir die Empfindung, und bestätigt sich jetzt. — Aber für das Glück Seine Zeitgenossen gewesen zu seyn, müssen wir dankbar auch diesen Schmerz hinnehmen. Wir haben doch am Ende mehr gehabt (selbst ich, der ich ihm nie vor Augen kam) als alle Nachwelt, die sich historisch unbefangen an Ihm freuen wird. Die erste Nachricht traf mich bei meinem Mittagsessen nach 3 Uhr am 28sten in den Zeitungen, und der Eindruck war, wie:

Wenn ganz was unerwartetes begegnet,
Wenn unser Blick was ungeheures sieht,
Steht unser Geist auf einmal still,
Wir haben nichts womit wir das vergleichen.

Und überhaupt sind wir, die überall, und gerade jetzt am meisten von tausend nachtönenden uns gegenwärtigen Worten dieses Menschen uns angeredet fühlen (denn welches Gold und welches glücklichste Wort unsrer Mit-Poesie strahlt uns denn nicht von dem und Schiller?) Wir sind die Verwundbarsten. Wenn Er doch nur ein einziges Mal gewußt hätte, wie lieb ich Ihn gehabt habe! Meine schönsten echtmenschlichsten Gedanken, kann ich wohl sagen, haben sich mit Ihm beschäftigt. Lassen Sie uns versuchen, wie wir von nun an Ihn überleben werden. Das jetzige Geschlecht hat kein Herz mehr für Ihn, wohl aber wir! Und in diesem Herzen lassen Sie uns

verbunden bleiben, so lang es noch in uns schlägt.“ So lebte Goethe im Herzen von Regis, aber auch seine äußere Umgebung, sein Wohn- und Schlafzimmer, alles legte Zeugnis ab von der tiefsten Verehrung für Goethe. „Da war Goethe in fast allen vorhandenen plastischen und malerischen Darstellungen zu sehen,“ berichtet Karl Eitner a. a. O. Regis war also wohl berufen, ein Urteil über Goethesche Poesie abzugeben.

„Vorwiegend ein Genießer“ (Elias), wie Regis es war, hat er es nicht als in seinem Berufe liegend gefunden, seine Gedanken über die von ihm „eingesogenen“ Geisteswerke niederzuschreiben; tat er es aber doch einmal, dann wurde das Manuskript, fein säuberlich hingeschrieben, nur dem engsten Freundeskreise anvertraut, und dann wieder zu eignem Genusse sauber geordnet im Pulte aufbewahrt. Und so sind denn auch die Bekenntnisse über den 2. Teil von Goethes Faust zur eignen Sammlung als Antwort auf Carus' ersten Faustbrief — die 3 Faustbriefe[1]) von Carus sind dann auch später 1835 im Druck bei G. Fleischer erschienen — niedergeschrieben. Das Manuskript erhielt zunächst Carus, dann machte es die Runde bei den andern Freunden, und schließlich kehrte es wieder zu Regis zurück, um hin und wieder noch weitere Gedanken über den Gegenstand aufzunehmen. Das Manuskript befindet sich auf der Königlichen und Universitätsbibliothek in Breslau.

Über die Sache selbst zu sprechen, ist hier nicht meine Aufgabe. Nur vergleiche man mit Regis' Gedanken über den 2. Teil von Faust diejenigen Vischers in seinen „Kritischen Gängen“ 1844. 2, S. 60 ff. und in seinem „Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts“. 1875. S. 83 ff.

Der mehrfach erwähnte Diez gehörte zu Carus' und Regis' Freundeskreis. Er war Landschaftsmaler in Dresden, „ein wohl zu Größerem bestimmter Geist, ein Mann von viel Glut der Phantasie und von durchaus innerlichem und in Bezug auf alles Äußere ganz anspruchslosem Wesen. Die Kunst hatte ihm nie irgend eine bedeutende Frucht gebracht, sein Leben war unter Armuth, Noth und Krankheit dahingegangen“ (Carus, Lebenserinner. 3. Band, S. 178). Regis verdankte diesem Manne außerordentlich viel Anregung, und ein Manuskript von ihm, das einen geistreichen Kommentar von Goethes „Weissagungen des Bakis“ in damaliger naturphilosophischer Anschauungsweise enthielt, teilte er gern seinen Freunden mit. Martin Cunow, dessen Brief Regis zu einer längeren Antwort veranlaßte, war Privatgelehrter in Görlitz.

[1]) Inhaltsangabe und Kritik dieser Briefe findet man in Vischer, Kritische Gänge 1844, 2. Band, S. 105 f. Außerdem vgl. dazu C. G. Carus Lebenserinnerungen. Leipzig 1865, 2. Band, S. 391 ff.

Mein Bekenntniß über den zweyten Theil von Göthes Faust.

Aphorismen niedergeschrieben im Januar 1835, auf Veranlassung des 1. Briefes von Carus über dies Werk an mich.

Regis.

Nicht den Zweyten will ich haben,
An dem Zweiten liegt mir nichts;
Nein der Erste soll mich laben,
Klarer Born des warmen Lichts!

19. Juli 1839.

„Man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt."

Ich bestreite nicht ein Wort von Ihrem Briefe, aber ich kann nicht für meinen Eindruck, der in Göthes obigem Verse liegt. Von dem scheidenden Phöbus, der ihm aufsteigend den ersten Teil diktiert hatte, erscheint Göthe hier im Zweyten nur noch herbstlich angeschienen.

Es ist hier die Rhetorik der höheren philosophischen Ausbildung — aber aus dem Sternbilde der eigentlichen poetischen Jungfrau ist sein Samenkörper schon herausgetreten; (vgl. nur diesen wortreichen, coketten Eingangs-Gesang der Elfen mit „Schwindet ihr dunkeln" im 1. Theil). — Derselbe Fall ist es mit Dante und seinen Doctrinen im „Himmelreich," nur in der Form darum bei Dante reiner, weil er theils in noch frischeren Jahren sein Gedicht abschloß, theils umgekehrt seinen Lakonismus beibehält, während Göthe bis zur Geschwätzigkeit ausgreift.

Göthe nahm sich vor, den „Faust" in seinem Greisenalter auszuschreiben (s. seine brieflichen Äußerungen an Zelter und Humbold, worin ihm selbst das Gewissen schlägt). Er that es durch einen Verstandes-Akt, und das fühl' ich der Ausführung an und mache hiebei auf die Willkühr der menschlichen Freiheit aufmerksam, die irren kann; während Ihre „Pflanze" als nothwendig blind aufschießendes Zellengewebe hiemit incommensurabel bleibt.

Wie Göthe in späteren Jahren wiederholt äußert, daß ihn die eigentliche Produktion verlasse, kann keinem Leser seiner Selbstbekenntnisse entgangen seyn. Wie er es als sein eigenstes Geschick öfters hervorhebt: daß, wenn er eine Dichtung durch Umstände, zu frühes Mittheilen &c. gestört habe liegen lassen, sie nicht in Einem Zuge vollendet — er später die Masse nicht leicht wieder zum Fluß bringen könne: dieß ist zugleich so innerlich wahr, daß wir gewiß Beide es als ein echtes Menschen-Loos ansehn. Und Faust ist diesem Loos nicht entgangen.

Weit reiner hätte Ich (nach meinem Gefühl) Göthes spätere allegorische Weltweisheit genossen, wenn er sie in irgend einer andern Form verkörpert, nur nicht als Fortsetzung jenes Faust mir zugemutet hätte. Ich kann nicht umhin, den „Einen Zug" schmerzlich zu vermissen, den unterbrochenen Zeugungsakt mit dem alten Shandy zu verwünschen.

Wenn ich diesen ersten Monolog des 2ten erwachenden Faust lese, so klingt es mir fast wie eine Streckfußische Übersetzung aus fremder Sprache und jedenfalls so, als wenn Faust jetzt vom Katheder herab sein wonniges frisches Jugendleben exponierte. Sie werden sagen, das muß so seyn. Allerdings, didaktisch nur nicht dramatisch, wovon nachher. — Mir kann das nicht schmecken, aber Gott sei vor, daß ich Jemandem dems schmeckt, den Geschmack dran verderbe.

Und so weiter überhaupt. Eingelegt kommt mir der ganze 2te Faust vor, wenn auch mit noch so großer Bravour — und wie sehr ich mich auch aus anderem als dem urpoetischen Gesichtspunkte, streckenweis' daran erfreuen kann.

So ist es mir bis jetzt. Leuchtet er mir einmal von selbst in gleicher poetischer Würde wie der erste entgegen, so werd' ich Ihnen auch das nicht verhalten.

Die stetig notwendige Entwicklung des Menschen erkenne ich freudig an, aber eben in dieser liegt es wohl auch, daß die flüchtige Morgengabe der Muse, wie ein Wiesenthau, von der steigenden und sinkenden Sonne wieder aufgezehrt wird. — Dagegen hat Göthe auch wahren Abendthau in seinen Suleika-Liedern des Divans.

* * *

Der naturhistorisch-anthropologische Gesichtspunkt ist überhaupt ein höherer, ein weiterer; und es verhält sich ganz damit wie mit der kosmischen Nothwendigkeit des Uebels, der Sünde, des Häßlichen ꝛc., das wir Alle in Abstracto gut heißen, während wir in Concreto darunter leiden. Ebenso hier, wo uns der durchgebildete Greis auf höherer Wissensstufe allegorische Redseligkeit statt Poesie unterschieben möchte. Ich leide ästhetisch, denn es ist ein Disparates. Alle Lebensstufen müssen entweder von diesem ursprünglichen Musengeiste durchdrungen seyn, oder sie fallen todt aus dem Rahmen, sobald die Redekunst dafür eintreten soll. Blos didaktisch ist mir also der 2te Faust von Werth, und zwar vom höchsten mit Ihnen.

Göthe hat selbst wohl dergleichen durchschaut mit seinem Adlerblick. Ihm konnte dieses Minus gewiß am wenigsten entgehen — und wer weiß, ob nicht auch diese Rücksicht mit daran Theil hatte, daß er das Werk bei seinem Leben der Welt nicht vorlegen wollte? Warum sollte er nicht einer so edeln, echt menschlichen Scham fähig gewesen seyn? — Ich meine nämlich: eine poetische Natur bleibt dieß zwar immer und muß es bleiben; aber es kann ihr in späteren Jahren begegnen, daß sie im Einzelnen ihr Vermögen überschätzt, da dann andere Seelenkräfte bei der Ausführung nachhelfen müssen, wie uns am 2ten Faust-Theil auffällt.

Auf die Stimmenmehrheit sonst unbefangener Menschen lege ich allerdings auch Gewicht; denn ich versichere aus meiner Erfahrung, daß mir mit dem Geständniß dieses störenden Eindrucks der koketten, gemachten Viel- und Schönrednerei alle meine hiesigen Freunde (Schneider, Wachler, Stenzler, Bach) von selbst entgegen gekommen sind, mit der Erklärung, daß ihnen ebenso wie mir eine zweite Lektüre ungeachtet wiederholter Versuche nicht habe gelingen wollen, während sie gewiß so sehr als ich jenes anderweite Verdienst des Weisen und des Sehers mit Ehrfurcht anerkennen. — „Absurdität“ finde ich blos bei solchen Beurteilern, denen der Sinn für letzteres Verdienst abgeht.

Auch das scheint mir in der Natur der Sache zu liegen, daß ein Künstler, in welcher Gattung es sey, der, wie Göthe, um mich so auszudrücken, egoistisch die Kunst immer nur als Dienerin und Erleichterungsmittel seines Individuums anwendet (wozu ihm allerdings niemand das Recht bestreiten kann) sehr öfters auf eine gewisse weitere Popularität wird verzichten müssen, sobald seine Bedürfnisse die Bedürfnisse nur weniger Nebenmenschen sind. Dieß war (und ist noch) schon das Schicksal des 1. jugendglühenden (aber der Menge immer viel zu metaphysischen) Faust-Theils.

— Denn wer, wie Schiller, das eigentliche Handwerk versteht und davon leben muß, der wirkt mehr, weil er sich resigniert. Auch sind wir darüber einig, daß dieses Talent der harmonischen Fernschrift allgemein (nicht blos subjektiv) menschlicher Anliegen von jeher den eigentlichen Kern aller darstellenden Kunst gebildet hat.

Kein Streit kann zwischen uns seyn darüber: daß die stufenweise innere Ausbildung vor und über aller Produktion ist, die sie bedingen muß. Wer — mitten in menschlicher Willkühr — dieser Nothwendigkeit stetig nachgewachsen zu seyn sich sagen darf, der „gehe hin, in seiner köstlichen Unschuld!“, wieviel oder wenig er auch (bisher) gewirkt haben mag. (Hieher gehört aber mein obiger Zweifel, anlangend Göthes Verstandes-Entschluß). — Fühlt man wohl

im 2. Faust-Theil das eigentlich innere Schöpfungsbedürfniß des Verfassers durch, wie im ersten? Hand aufs Herz!

„Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht."

1ster Theil.

Der Grund-Reiz Ihrer eignen Bilder, sie mögen nun „schwermütig" oder heiter seyn, liegt eben darin, daß man Ihnen dieses Ihr Bedürfniß sie zu machen ansieht.

Göthe im 2ten Faust hatte allerdings auch Anliegen, und ich weiß sie zu würdigen — aber ein rechter Dichter-Greis bis an's Ende — sagt mir das Herz und Sophokles Antigone — müßte einfacher seyn können, und eben deßhalb auch „heilsamer den Seelen der Athener".

Bemerken Sie wohl: daß ich darum, weil mich das Aufgeschmückte des 2ten Theils verletzt, noch nicht im 2ten die Sprache des 1sten Theils verlange. Dieß wäre Unsinn. Ich traure hier blos um Göthe, weil ich — für die Ausführung — ein höheres Ideal Seiner in petto habe, unter dem er mir geblieben ist.

Es liegt mir daran: gerade von Ihnen zu hören mit Ja oder Nein, ob Sie wirklich nie von diesen unendlichen Phrasen, nie vom Gefühl der Absicht, wovon ich ausging, verstimmt worden sind? Überhaupt möcht' ich einmal, womöglich in Einem Perioden, Ihren simpeln Primavista-Eindruck von diesem 2ten Theil auf gut bäuerisch lyrisch gesagt hören! Wie wirkte er als Lied auf Sie, nicht als Lehrgebäude?

Zwei kleine Anstöße waren für mich in Ihrem Briefe:

1. Daß S. 8 Wilhelm Meister vor Werther gestellt ist, wo von der Entwicklungsgeschichte des Dichters gehandelt wird.

2. Die Worte S. 9—10: „unter jenen Ideen, welche nicht selbstständig sich zu eignem Wesen gestalten, sondern andere sich schon als Seelen darlebende Ideen berühren ꝛc." Ist hier von niedern Menschenwesen die Rede, die gleichwohl auf höhere viel Einfluß üben können? Ich kann es nicht anders verstehen.

* * *

Meine allgemeine Übereinstimmung mit Ihren Gesinnungen ist also ebenso wahr als mein besonderes Credo. Und unter jener hebe ich namentlich hervor: Ihre Abwehr der grobmateriellen Identifizierung Göthes mit seinen Helden, und Ihre Ansicht von der Geltung des Sündlichen im Faust, wie im Leben.

* * *

Göthe bedarf hier eines Advokaten, denn er hat seiner von Ihnen herrlich erkannten Grundpoesie durch die verdunkelnde Einkleidung selbst geschadet. Sein eigener Mephistopheles schlägt ihm hier hinter dem Rücken ein Schnippchen. Käme einmal der wieder zum Jüngling gewordene Göthe herunter an sein Werk, nach weggehauchtem Nebel der Jahre mit frischem Bewußtseyn der Jugend-Idee — wie würde er stutzen: „So was, ja so!" (Divan) — mit leichter Hand den modernen Ueberbau wegwaschen, den alten Leib mit noch leichterer herstellen. — Und das ist es nun eigentlich was ein Advokat dieses Faust thun muß. Zeigen soll er so vielen vom störenden Ueberbau Abgestoßenen: die Rudimente aus erster Zeit, die prima stamina des Planes, soweit er sie selbst sieht. Ein solcher Anwald wird nun das wahrhaft Störende, die Discrepanz der Form nicht in Schutz nehmen, aber er wird im Geiste des:

„seht ihr meine Sachen,
lernet erst, so wollt' er's machen" (Divan)

den Gedankenkern des Werkes desto klarer und wohlthätiger für alle die nachweisen, denen, wie mir, ihr Göthe theuer ist, und die zum ersten Mal in diesem Fortsatz, von ihm eine reelle Verletzung erfahren haben. — Zu einem solchen Anwaldsamt des Ur-Plans aber, halte ich niemanden für geeigneter als einen wahren Naturforscher. Und daß ein solcher, der noch dazu mein Freund ist, mir eine solche Mithülfe von selbst anbietet, darin erkenn' ich gerührt eine Art von Mitleid des Schicksals gegen mich, das mich durch Einen Freund für die erste Treulosigkeit des Anderen soviel als möglich gern entschädigen möchte.

Von Göthes 2tem Theil des Faust, unter höherer Einigung in Anerkenntniß der stetig nothwendig sich entwickelnden Menschen- und Dichter-Natur:
Verschiedene Eindrücke auf Menschenklassen.

Naturforscher

scheint zufrieden gestellt mit dem, was er vorfindet, und wie er es behandelt findet: erkennt nur Nothwendiges an, vermißt nichts. Die hohe von Göthe durchgeführte Grund-Idee bleibt ihm als ungetrübter Sonnenpunkt der Bewundrung übrig. Ihm genügt (ihn entschädigt für sonstiges) die Erkenntniß der philosophischen Tendenz, welche er sich immer klarer zu machen weiß.

Bildender Künstler

wird wahrscheinlich sehr viel seine Rechnung im 2ten Theile des Faust finden besonders wenn er zur Allegorie neigt.

Gebildete Frauen

sich selbst überlassen, was mögen diese urtheilen?

[1]) N. S. Charlotte Stieglitz, als man sie fragte, wie ihr der 2te Faust gefiel, sagte: „Es ist der alte Göthe, aber nicht der alte Göthe." — Und dieses Geschlecht nennt man gewöhnlich das schwatzhafte! Mein ganzes Heft erröthet vor diesen 2 Worten

Aesthetiker

fühlen sich verletzt und verstimmt von der Absichtlichtkeit der Behandlung: empfinden ein disparates vom 1sten Theil, zu dem sich der 2te Theil als organisches Glied ankündigen will; wundern sich, daß gerade der Naturforscher dieses Disparate nicht wahrzunehmen scheint. Versiechende poetische Kraft des Dichtergreises scheint ihnen hier, wenigstens in der Behandlung, großentheils durch Redekünste vertreten werden zu sollen, Kopfstimme für die Bruststimme. Sie verdanken es daher dem Naturforscher wahrhaft, wenn er mit seinem Tiefsinn ihnen, den zur Speculation weniger Geneigten, ein anderweites Interesse am Werk eröffnet und im Namen des Autors, für das verleidete reine Wohlgefallen am Liede, die Weisheit der Idee mehr und mehr aufzuschließen unternimmt.

Ich, unter diesen, verhehle nicht meinen Scrupel, der sich auf Göthes eigne Äußerungen stützt: daß sein 2ter Faust-Theil mehr Product eines Willens-Aktes, als innerster poetischer Nothwendigkeit sey, mithin der menschlichen Willkühr anheim falle, nach welcher der Dichter — anders als die blinde Pflanze — auch irren und sich vergreifen, seine Kunst überschätzen, launenhaft handeln kann.

N. B. Diese Tabelle soll blos ein historisch recapitulierender Hinblick seyn auf einige verschiedene „Regenbogen" wie Sie sagen: weil ich wohl weiß daß es uns leicht begegnet, jeder den seinigen aus allgemein gültigen Gründen rechtfertigen zu wollen. Ich sage blos: dieses widersteht mir und Anderen, nach unserem Gefühl; Jenes erkenne ich an, bewundre und verehre es. —

---

[1]) Die drei folgenden Sätze scheinen ein späterer Zusatz zu sein.

Niemals hat mich meiner Natur nach, ein eigentlich allegorisches Gedicht ansprechen können, d. h. ein solches, worin ich vom Dichter gleichsam mit der Nase auf seinen Zweck hingedrückt werde. So war ich auch nie ein Freund von Räthseln; Ihre liebsten Gedichte dagegen scheinen die zu seyn, worin noch etwas außerdem steckt, das gar nicht Poesie ist. — Sie waren schon ein nachdenklicher Knabe.

Anhang.

Ich setze hier, weil noch Platz ist, unsre früheren Aeußerungen über denselben Gegenstand, in getreulicher Abschrift aus meinem Tagebuche her.

„Soll ich Ihnen (schrieben Sie mir vom 14. April 1833) nun nach gewohnter Weise berichten, was mich in den letzten Wochen irgend Bedeutendes von außen erregt hat, so muß ich Ihnen zwei Erscheinungen nennen, welche einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen haben; davon ist das eine die Passion des Seb. Bach ..... das andere ist die Göthische Beschließung des Faust, welche ich zu dem Gewaltigsten zähle, dessen der Geist des Menschen jemals Meister geworden ist. Freilich liegt das Werk da, wie die Partitur einer großen Symphonie! Nur der, der Noten lesen, der sich den Klang und die Harmonie aller Instrumente bei den schwarzen Notenköpfen deutlich machen kann, und der den Geist mitbringt die durchgeführte Idee des Meisters zu fassen, dem ist die Partitur etwas, während ein Anderer Nichtwissender das alte Papier ruhig als Makulatur verwendet! Nun Sie werden ja das selbst lesen, und da will ich mir das Erzählen sparen. Möchte nur daß bald ein ordentlicher Abdruck veranstaltet würde, wo man den ganzen Faust in zierlichen Lettern, mit gothischen Verzierungen ausgestattet und in einem schwarzen gold- und stahlverzierten und geschlossenen Bande in die Faust bekäme! — Es verlangt ein solches Werk auch in seiner äußeren Erscheinung eine gewisse Entschiedenheit und Abgeschlossenheit, gleich dem „von Nostradamus eigener Hand“! Wie schwächlich war doch alles was mir früher von dieser Faust-Beschließung durch Andre, selbst durch Canzler Müller erzählt worden ist!“ —

* * *

7. Mai 1833 (Tageb.) — Göthes Faust 2ter Theil. Colossales Gedicht, wieder — dieß Ganze nun zusammen — ein herrlicher Abgrund, über dem man sein übriges Leben wird brüten können. — Wie lehrreich, auch seiner Genesis nach! Es wird davon immer gelten (natürlich im höheren Sinn!): der erste Theil ist gewachsen, der 2te gemacht. Mit Virtuosität nahm sich der alte Göthe den 2ten vor, und executirte ihn rein als Bild, wie aus einem Spiegel — so wie der Sänger, der die Bruststimmen ganz oder zum Theil eingebüßt hat, sich durch die Kopfstimme, die Fistel hilft; (m. vgl. Göthes eigne Geständnisse über den Abgang seines Produktionstalentes in späteren Jahren, in dessen Tag- und Jahresheften). Das Zünglein dieser Wage, beim echten Dichter, zwischen dem Herzensgesang und der Besonnenheit, kann, seiner Natur nach, nur in den besten Jahren mitten inne stehen. Früher neigt es zur Rohheit, später zur Kälte — wenigstens bei uns gespaltenen Neueren; denn Sophokles bewahrte dieses Gleichgewicht bis in sein höchstes Alter, wie Ödipus auf Colonos beweist. — Cokett ist Göthe nun allerdings; was für ein Aufwand von schönen Worten! Wie hören die Leute so gern sich reden, epigrammatisch zugespitzt! — Sonst schlug die Flamme des schönen Gefühls von selbst in schöne Verse aus, wie Seele und Leib zusammengeboren; jetzt meiselt der Meister seine Gedanken in einen Marmor, der vor ihm steht, und schminkt den Marmor, und überhäuft ihn mit Gold und blitzenden Edelsteinen. — Mich däucht, dieser 2te Theil kann, seinem Wesen nach, vorzugsweis allegorisch genannt werden, ohne damit die gleiche Natur des ersten leugnen zu wollen: aber das Verhältniß zu jenem ist ohngefähr

so, wie der zwey letzten Gedicht-Abschnitte Dante's zu dessen körperlichem Inferno. — Ueberall sieht man die durchdachten Correlate zum 1sten Theil. — Besonders viel giebt mir der Homunculus zu denken, diese (offenbar von Sterne entlehnte) dritte Zwitterrichtung im Menschen, dieses Hegelchen! Und was werd ich nicht alles noch zu denken haben! — Das Bedeutendste schien mir bis jetzt, daß der Dichter am Schluße Fausten beim Worte nimmt: Werd ich zum Augenblick sagen: „Verweile doch, du bist so schön, dann soll man mich in Fesseln schlagen dann will ich gleich zu Grunde gehn" — daß er ihn, seiner selbst unbewußt, an der Seite des Teufels selbst, dem zum Trotz, diese Menschenseligkeit durch eigne Thatkraft erreichen, mit eben den Worten aussprechen läßt, die, ihn ins menschliche Gleichgewicht rückend, dem Teufel entziehen!, dem Himmel versöhnen. Sowie der Himmel die Worte hört, läßt er ihn sterben, nach seinem Wunsch, aber zum Leben — in einem Sinne, den damals Faust in seinem Unmuth sich nicht träumen ließ.

* * *

Brief-Stelle von Diez an mich; 17. Juni 1833. — „Nachdem ich Faust 2 gelesen, ist es mir wohl geworden wie Einem, welchem die große Isis des Menschen Seele sehen läßt, nicht als Rosenlicht um die volle Blume strahlend, sondern als Sternenfunkel im Saamen kurz vor Aufplatzen des Kelches — was die Schule von Fantasie, Gedächtniß, Vernunft etc. wissen mag — Salvo l'anima! che mossa da lieto fattore torna a ciò che la trastulla.

„Ein andermal grübeln. — Ob irgend eine Station so etwas aufzuweisen hat?

Die Ahnung schlingt sich durch die edleren Gemüther gleichmäßig hindurch, dieser Schwanengesang führt einzelne Klänge aus: als „Res severa est verum Gaudium" und „allen Sündern soll vergeben, und die Hölle nicht mehr seyn" etc.

* * *

15. Novbr. 1834 (Tageb.) Betrachte ich Göthes Faust wie er nun vorliegt, so ist es mir als wenn ich jetzt wieder in die Schweiz käm', und oben auf den wohl bekannten grünen Rigi-Culm noch einen Montblanc aufgestülpt fände. Mit dem 2ten Theil fängt die Eis-Region an, erlischt die Vegetation. — Erster Theil: Durchströmt von siedendem Adern- und Venenblut; Zweyter Theil: ein mit rothem Wachs und mit Quecksilber ausgesprütztes Kunst-Präparat. Erster Theil gewachsen; Zweyter Theil gemacht.

* * *

Antwort auf Vorstehendes von Diez. — „Vom II. Faust denk' ich vielmehr, daß er das Leben eines tüchtigen Greises völlig darlege, und wenn Beide zusammen betrachtet werden, so möcht' ich I dem frisch gesalbten Athleten, II dem älteren Krieger mit dem Paludamentum geschmückt vergleichen; und wenn ich mich für ein neues Gedicht erklären möchte (der ich wirklich nicht alles kenne) so wär' es die Maskerade im II. Du scheinst die Erfahrung zu gering anzuschlagen. Namentlich in der Maskerade hat er das Gefällige und Ausgemalte mit Naturleben zu verbinden gewußt, wie es den Malern noch nicht hat gelingen wollen."

* * *

Antwort hierauf von mir: Alles was du zum Preise von Göthes 2tem Faust-Theil sagst, unterschreibe ich willig — und kann doch nicht für meinen Eindruck. Es ist allerdings Wein von demselben Faß (um mit Rabelais zu reden), aber von einem minder gesegneten Jahrgange — oder, wenn du lieber willst,: neben der vollen, saftreichen, würzigen, samenbraunen Feuertraube sehe ich hier an demselben Rebstock zugleich die Rosinen hängen.

7. Febr. 1835. Es geht mir mit diesen alternden Singvögeln, gerade wie mit dem Spargel, wenn er in Saamen schießt. Wer bewunderte nicht botanisch die feine Gliederung dieses herrlichen Federbusches — aber wer möchte da hinein beißen?

16. März 1835. Faust II ist ein krüppelhaft halb ausgekrochener Schmetterling, der hier und da mit Farben angetupfelt ist, den angeborenen Blütenstaub zu ersetzen.

29. März 1835. Und so wär' ich denn dahin gekommen es mit Einem Worte auszusprechen: Es fehlt dem 2ten Theile von Faust der eigentliche Lebenspunkt, das punctum saliens. Er ist poetisch todt geboren, welch anderweites Göthe-Leben er sonst auch führen möge.

1. April 1835. Ihr werdet mir sagen: Du bist zu faul, zu träge, zu scheu vor aller Wissenschaft, du willst dir nur nichts denken. — Gut, aber ich antworte blos: Hier wird mir des Denkens zu viel für mein Vergnügen; aber in den Werken aus Göthes bester Zeit, gerade genug.

Tiez (vom 18. März 1835) — „Carus Dictum, daß der Hauptfaden Göthes seine Naturansicht sey, an dieser lasse er seine Gefühle und Gedanken in Dichtung und Wissenschaft ablaufen, ist richtig. Aber weil diese Gestalt der Naturwissenschaft bei weitem den Meisten fremd ist, so ziehen sie vornehm von allem ab, was nicht blos das Gefühl in Anspruch nimmt „Hand von der Butter!“ Möchte C. seinen Vorsatz ins Werk richten, den Faust von dieser Stelle zu commentieren. Eine Stelle bedenke: (An Zelter) VI, 120: „Hätt' ich mich mit den Naturwissenschaften nicht abgegeben: so hätt' ich die Menschen nie kennen gelernt. In ästhetischen und philosophischen Dingen ist es schwer, Wohlwollen und Mißwollen zu unterscheiden; in den Naturwissenschaften aber wird es dem Ernsten, Redlichen gar bald deutlich was das für Personagen sind, die der Natur Unrecht geben, wenn sie sich deutlich ausspricht, und sogar wenn sie von Menschen schon ausgesprochen ist.“

Diese Clairvoyance Göthes ist es aber, die seinen Worten bis auf seine letzte Stunde poetischen Werth ertheilt, d. h. uns den Willen und die That der Natur zugleich vorstellig macht. — In dieser Rücksicht las ich nun Schillers Jungfrau von Orleans, und bekenne, daß das Zurückbleiben dieses Dichters aus dem Zauberkreise der Verbindung von Naturwollen und Thun mich für den Verblichenen im Stillen schmerzt.“

28. April 1835. Gewiß höchst charakteristisch für Göthe, ist sein Schluß-Choral des Faust:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen:
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Er hat durchaus so geredet, daß er bestehen kann. Denn was ist am Ende jede höchste menschliche Sittlichkeit und Selbstveredlung weiter als ein „Streben,“ ein „Bemühen“. Und was nun Göthe an diesem Streben noch unzulänglich findet, das supplirt er sogleich, nach seiner gewohnten Bequemlichkeit und Frauen-Gunst, durch die „von oben theilnehmende Liebe“, durch das „ewig Weibliche.“ Hierin ist er sich völlig consequent geblieben, dieß reicht zur Beseligung seines Faust hin, und würde sogar auf jeden Faust passen, der sich noch weit mehr als der seinige durch sittliche Besserung schon auf der Erde dem Himmel entgegen entfaltet hätte. Da aber, wie wir ja einig sind, die eigentlich sittliche

Seite der Menschen-Natur bei Göthe überhaupt, im Verhältniß zu mehreren anderen Seiten, die am wenigsten ausgebildete und erschlossene war, so konnte er seinen Faust auch nicht anders schließen als er gethan hat; sein geistiger Riese bleibt immer ein moralischer Zwerg, und wird daher das eigentliche Grundbedürfniß der Menschen-Seele auch immer unbefriedigt lassen. — Daher die Möglichkeit so vieler Fauste, nach den verschiedenen Bedürfnissen. Und schwerlich möchte in Einem Dichter jemals der ganze Sohn Gottes seyn.

An Göthes sittlicher Wurzel zweifeln, wer könnte es, der ihn nur irgend kennt? Aber man wünschte diesem Baum nur eine noch reicher entfaltete Krone, gleich denen andern, die er trägt.

Und so hängt denn mit jenem sittlichen Bedürfniß der Seele, wovon ich sprach, allerdings auch der natürliche Wunsch so vieler Leser zusammen: Faust möchte sich wenigstens einmal zuvor „gedemüthigt" haben, auf welche Weise es auch sey; daß man nur Eine Erweichung an ihm, nur etwas Warmes zu fühlen bekäme. Nichts von dem Allen sey aber an ihm. — Und wohl bei Manchem, der das vermißt, liegt doch der Grund noch etwas tiefer als in der kirchlichen Glaubenslehre. Als ich Ihnen neulich schrieb, die Apotheose des Faust „komme mir über den Hals", meinte ich ohngefähr eben das damit. — Bei Göthe aber setz' ich mich leicht hierüber hinweg, und verehre eine Naturkraft, die durch innern Impuls Fausts Seele nach dessen Tode ebenso in das ihr angehörige, vorbestimmte höhere Element gebieterisch hinaufstößt, wie Göthe selbst (obwohl schwarz und wider Willen) in diese Welt aus seiner Mutter Leibe gestoßen ward.

* * *

Übrigens kommt der Dichter, der einmal einen mythologisch, volksmäßig dogmatischen Stoff bearbeitet, nothwendig immer mit seiner besseren Philosophie ins Gedränge. (Denn was hat Göthe als Denker, wohl mit Hölle und Teufel etc. zu schaffen?) Und darin liegt auch was ich an diesem Faust-Schluß immer werde „gemacht" nennen müssen.

18. Mai 1835. — Das Haupt-Grund- und Cardinalinteresse an jeder Dichtung ist der poetische Siedepunkt, in dem das ganze verschmolzen aufgeht. Diesen Siedepunkt erreichte das Feuer des 1sten Faust-Theils; und diesen Siedepunkt erreichte nicht mehr das Feuer des 2ten. Das Arom ist noch da, (wie in meiner Kaffeemaschine); aber die Grundstoffe haben sich nicht mehr durchdrungen.

2. Juni 1835. — Das poetische Blut im 2ten Faust-Theil ist schon, wie bei einem absterbenden Menschen, im Zersetzungsproceß begriffen — man kann das Serum unterscheiden — und Göthe stimulirt es sich selbst mit dem glänzenden Speer des Vorsatzes aus der Seite.

Diez 21. April u. ff. —: „zufällig die Odyssee ergreifend und darin blätternd, fühlte ich mich so festgehalten, daß ich sie nach der Ordnung durchlesen mußte. Dieser plastische Schönheitstrieb des Griechen hat mich ganz hingerissen, dergestalt, daß die Lectüre des II. Faust mit Erklärung von Deyks (in Folge des Vorhergegangenen) mich in diesen letzten Tagen nur von Seite ihrer Künstlichkeit und Tiefe ergötzen konnte, in Hinsicht auf Geschmack aber bunt und grell erschien. Ich konnte nicht umhin, meine Gedanken über Homerisches niederzuschreiben, die viel gemein haben mit Schillers „Göttern Griechenlands." Damit bin ich auf den Punkt gerathen, den philosophischen Lebenszweck nur in Kunst zu setzen, da der Kreis menschlicher Ahndung und Erfahrung mir in diesem Dichter (Homer) abgeschlossen scheint, und sich aus der Ahndung göttlicher Schönheit entfaltet, nicht grübelnd, sondern thätig, im Bilden der lebendigen Schönheit, die der Natur und uns zur Basis dient. Wir sind wieder auf dem „Gleichmaaße" des Sokrates. Göthe aber scheint Recht zu behalten, wenn er behauptet, daß die Weisheit der Menschen nicht höher zu heben sey, sondern sich diesem Kreisabschluß bald mehr bald weniger nähere. . . .

... Von Göthes Faust II. hab 2 Kommentare gelesen: 1. von Löwe, 2. von Deyks. 2 scheint später geschrieben, obgleich beide 34 als Jahreszahl tragen. Sie stimmen nicht überein, und wenn auch G. durch sein „Geheimnissen" nicht sich neckisch rächen zu wollen schiene für harten Widerspruch Alberner, so wird doch moralisch und physiologisch sowie nach Standpunkt der betriebenen Fertigkeiten im Leben, jedes Individuum seine Meinung der jedes andern entgegen sich hierüber vorbehalten müssen.

.... Ich habe nun Göthes Faust II wieder gelesen, nebst Commentar. Ja, wenn ich die Odyssee nicht noch im Sinne hätte — das verfluchte machen Wollen hat auch Göthen beim Kopfe; — die neueren Bildhauer gegen die antiken sind ebenso: sie übernaturen die Natur. Ein Kunstwerk soll Predigt, Wissenschaft, Religion, Beichtvater und Hure zugleich seyn. Man wird ordentlich in das Lyrische verscheucht, weil da hin und wieder nur das Gemüth spricht — das im Drama vor lauter Seelenkräften nicht zum Worte kommt. Daß die Moral die Hauptsache in der Poesie seyn soll, haben sie immer noch nicht verwunden, und wenn Gellert seine Fabeln heute schrieb, würden sie morgen mit mehr Theilnahme aufgenommen als ein echtes Kunstwerk. .....

..... Ich muß gestehen — bei Gelegenheit der von dir erwähnten Verächter Schillers wegen Reflexion — daß ich das gefühlte Wesen, wenn es so roh und wirklich auftritt, satt habe, weil ich in meinem Alter einsehen lerne, daß Bildung nur durch Reflexion uns eigen werden kann, und beides zur Wahrheit, Kunstwahrheit, führt. Denn nirgends als in der Idee ist Wahrheit, und das Wirkliche der Sinnlichkeit muß wie ein Kleid behandelt werden, das den Leib schmückt, nicht wie ein Harnisch, der ihn drückt. Darum gefällt mir der Greisen Anstand, der über die Erlebnisse hinschreitet, zwar mit Siebenmeilenstiefeln und mit merklichem Vorsatz im Faust II Frostigkeit, Kälte, sind ganz etwas anders. (Nur muß man nicht den Homer kurz vorher gelesen haben)." [1])

* * *

Carus (Brief vom 28. Juni 1835): „Tieck habe ich neulich die 3 Briefe vorgelesen, welcher wohl damit zufrieden schien, obwohl er dem neuen Faust vom Grunde aus abgeneigt ist."

8. August, 1835. Folgendes Urtheil eines Engländers, dessen merkwürdige Hagelsgrobheit nur vom Stumpfsinne seines Urhebers übertroffen werden kann, fand ich heute in einer Recension des Quarterly Review von Coleridge's poetical works, August 1834 p. 21, — „we make no allusion (sagt dieser dort in einer Note) to the wretched second part of Faust, which has recently appeared among Göthes posthumous pieces. The editor who sanctioned its publication, has done his utmost to degrade his authors reputation." Es läßt sich nichts andres erwiedern als: „The Critic, who sanctioned the publication of these words has done his utmost to degrade his own reputation." Noch deutlicher erhellt die Ansicht der Engländer von Göthes 2tem Faust aus folgender Note im Edinb. Review Octob. 1835 p. 39: „we do not allude to the second part of Faust, added by Göthe himself so many years later, because critics seem generally agreed that it is a mere after. thought of the author, not to be considered in estimating the tendency and scope of the first fragment."

19. August 1835. — Hier, (würde ich sagen), hat Göthe noch hoch oben auf einem altergrauen Aste einen Spätapfel getrieben. Es ist immer noch Sein

---

[1]) Die folgende Lücke ist in Regis' Manuskript mit einer wörtlichen Abschrift aus „Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen". 3. Bd. Stuttgart 1834, S. 85—88 ausgefüllt. Da Regis sie ohne eigne Anmerkung wiedergibt, erübrigt sich hier der Abdruck.

bewundernswürdiges Kerngehäuse — aber der Saft hat nicht mehr bis da hinan gelangt, um ihn zu röthen, zu durchsüßen. Gewürz ist drin. Und von außen hat er der Christbaumfrucht, zum Schutz vor der Dezemberkälte, ein dickes Rauschgold aufgelegt.

23. October 1835. Göthe ist immer gut zu betrachten, wenn nicht als Schiff, so als Schlitten.

Charlotte Stieglitz 3. Nov. 1834: „Der zweite Theil des Faust ist doch das objektivste Werk von Göthe — denn er ist zum größten Theil gar nicht dabei." Natürlich, denn dieser Er lebte gar nicht mehr. R.

24. April 1837. Ein prononcirt allegorisches Gedicht kommt mir immer mehr oder weniger vor wie der Leichenzug irgend einer verblichenen Wahrheit, die die neun Musen mit langen Flöhren und Citronen in den Händen, auf der Bahre tragen.

4. Januar 1838. Faust 1ter Theil ist rührend; der 2te Theil ist interessant. Ersteres schließt das zweyte mit ein, nicht aber umgekehrt das zweyte jenes. Ein nicht rührendes Gedicht ist ein Widerspruch in adjecto; denn es ist eigentlich kein Gedicht. Das Serum hat sich hier, wie nach dem Tode des physischen Menschen, schon vom Blute abgesondert; also kein Blut mehr.

6. April 1838. — Von Göthe's 2tem Faust-Theil muß ich wirklich sagen, lese ich lieber die Commentare als den Text. Und davon ist der einfache Grund: weil reine Prosa besser schmeckt als seyn sollende Poesie.

Im 1sten Theil habe ich Herz und Brust, im 2ten Schnürbrust.

26. Sptbr. 1840. — Der 2te Theil des Faust kommt mir nur vor, wie eine ausgetretene Pfütze des Urstroms.

15. Juni 1848. — 2ter Faust-Theil.

Ich kann das einmal nicht hoch begloren
Denn es ist gemacht, und nicht geboren.
Gedanken hat er hineingetüpfelt,
Aber aus dem Blut ihm ist's nicht gehüpfelt.

26. Juli 1850. —

Der 2te Faust „Entschluß"-Poesie
Hat Göth' ihn selber genannt. —
Damit wird er viel machen nie,
War schon im Ei verbrannt;
Trotz aller Mitzeit Euphemisten,
Die ihn gern möchten für ewig fristen,
Weil er was Wunder „geheimst hätt' drein",
Weit höher denn aller Jugend-Schein.
— Doch überzeugt's nicht andre Christen.

* * *

„Sie haben mich freundlich aufgefordert, meine Ansichten über Göthes Faust Th. II hier anzureihen, wobei ich vor allen Dingen bekennen muß, daß ich zu wenig dichterischer — und in Stelle dessen vielleicht zu sehr praktischer Richtung bin, um in diesem schwierigen poetischen Handel eine Leuchte hinstellen zu können. Also lassen Sie Sich die vielleicht zu schlichte Ansicht eines Naturalisten wenigstens aus persönlicher Rücksicht gefallen.

Der erste Theil des Faust, der nicht übergangen werden darf, wo es sich um den zweiten handelt, der ja eine Weiterspinnung von jenem ist, ist ebenso schön als klar. Der Abstraktionen überdrüssig, wirft sich der Mensch in das Leben und dieses umfängt ihn mit seiner nächsten und süßesten Bande der Liebe. Aber Ueberdruß wie indeß weiter geförderte Reife machen fernere und schwerere Ansprüche an das Leben. Diese bringt der zweite Theil. Uebergang:

Beruhigung Faustens durch die Natur u. doch wieder Hinweisung auf das Leben, u. zwar in dessen glänzendster Seite, dem Hofleben, durch den Schlußvers: „am farbigen Abglanz haben wir das Leben."

Also: Act 1. Hofleben. Schon hier tritt uns die den ganzen zweiten Theil durchziehende Ironie entgegen: Der Kaiser in all seiner Macht und Herrlichkeit braucht Geld und dieses schafft ihm Mephistopheles in Gestalt des Papiergeldes: „Papiergespenst der Gulden."

Nun folgt, meiner Ansicht nach, Act 2 u. 3. gleichsam als Intermezzo und doch in ganz passender Stelle, da man wohl auch bei Hofe, in Ermangelung von Besserem, Poesie und Philosophie gelten läßt.

Act 2. Philosophie. Der junge arrogante Baccalaureus ist Repräsentant der heutigen jungen gelehrten Welt. — Der alte Wagner construirt den Menschen a priori und beleuchtet an diesem Gebilde wieder den wirklichen Menschen. Das moderne Menschlein besucht altgriechische Poesie und Philosophie: „Er sucht das Leben im Fabelreich." Selbst unsre Philosophien sind nicht viel mehr als Fabeln.

Act 3. Poesie. Griechische Poesie: Helena-Homer. Mittelalterliche Romantik. Neuere Idylle. Moderne Poesie: Euphorion-Byron — Helena kehrt zur Unterwelt zurück, ihre Begleiterinnen zerstreuen sich in die Natur; wir sind in Stelle der antiken poetischen Naturanschauung auf wissenschaftliches Forschen u. Erkennen hingewiesen. Finis poesiae.

Act 4. Krieg und Belehnung.

Act 5. Industrie, nebst Eingriff in fremden Besitz; Philemon u. Baucis (Säcularisation pp.) — Die Sorge tödtet Faust.

Schluß. Der christliche Himmel nimmt ihn zur Buße und Vollendung auf, wie schon am Schluß des 1sten Theils Gretchen sich oben gerettet fand. Während in der Einleitung zum ersten Theil „der Herr" Faust den Versuchungen des Lebens preis gab, wird er am Schlusse des zweiten von der göttlichen Liebe, der verklärten Gretchen u. in höherer Instanz „der Jungfrau", „Mutter, Königin, Göttin" zu Gnaden aufgenommen. Die Ausstattung des christlichen Himmels scheint eine ebenso schwere als gelungene poetische Aufgabe; daß Mephistopheles selbst hier noch irdisches Gelüst einmischt, ist charakteristisch für ihn, für Göthe selbst und für den Menschen überhaupt.

Nochmaliger Ueberblick. Theil I ist eine poetischempfundene und gegebene Darstellung der gewöhnlichsten u. am leichtesten zu entschuldigenden Abwendung des Lebens von Innen nach Außen, vom Denken zum Genuß, u. zwar zur Liebe. Er ist noch mit Jugend-Kraft und Liebe geschrieben. Die Composition ist in all ihrem Reichthum so klar, daß sie grade in ihrer den Geist nach allen Richtungen erfüllenden Einheit als das großeste Kunstwerk erscheint.

Theil II bringt die späteren Begehren des Lebens: Ehre und Besitz u. zwar in ihren höchsten Potenzen: Hofglanz und Länderwerb, letzterer, den Verhältnissen angemessen, durch Krieg errungen; wie ja auch in niederen Stellungen das Vermögen oft genug durch Streit und Unrecht gewonnen wird. Doch auch in höheren Regionen fühlt sich der geistig Geweckte durch jene Glücksgüter nicht befriedigt, er wendet sich also zu den Leistungen der Poesie und Philosophie, da sich ihm denn am Ende auch hier die Eitelkeit aller Dinge ergiebt: die Poesie (d. h. eine das ganze Leben erfüllende, wie die griechische) war u. die Philosophie ist nicht. — Dieser zweite Theil konnte schon seiner Natur nach nicht so poetisch ausfallen wie der erste, dessen Faustische Verirrungen liebenswürdig sind, während die späteren der Prosa eines gewitzteren Lebens angehören. Daher sie Göthe selbst erst in späteren Jahren schreiben konnte, wo ihm Jugend- u. Dichterfeuer meist ausgegangen waren und statt dessen Reflexion und Erfahrung zu Diensten standen. Dem Alter hatte das Leben sich erschöpfend aufgelöst, nur der feste Boden der Natur der Dinge blieb ihm, daher seine die Dichterkraft überlebende Liebe zur

Naturwissenschaft. Dabei bleibt aber die Lösung der Aufgabe des zweiten Theils bewundernswerth u. nur ihm war sie so möglich, wie denn so manche Einreihung und Einschiebung wohl immer noch auf Rechnung seines bunten Genius zu setzen ist. — In Summa: der zweite Th. des Faust erscheint als Ironie auf die späteren Begehren des Lebens u. ihr Refrain ist der des alten Salomo: Alles ist eitel!

Sehen Sie zu, bester Freund, was Sie mit dieser prosaischen Ansicht eines künstlerischen Erzeugnisses anfangen können; sie drang sich mir schon bei dem erstmaligen Lesen des 2ten Faust auf u. ich habe nach wiederholter Lectüre noch keine andere gewinnen können. — Carus Briefe an Sie über Faust scheinen mir mehr ein Gedicht über ein Gedicht als eine Erklärung desselben zu seyn: Ihre Aphorismen entsprechen in extenso dem mir in brevi gewordenen Eindruck, obwohl sie, eben als Aphorismen, keinen Aufschluß über den „Ideen-Gang" im Faust II geben. Nehmen Sie also dieses Wenige gutwillig auf und äußern Sie Sich darüber

Ihrem Freund Cunow."

Görlitz; Michael 1839.

Meine Antwort hierauf. 23. Octbr. 1839. — Ihre Faust-Urtheile (für welcher Bitte Erfüllung also hiermit meinen herzlichsten Dank!) haben mich wirklich recht angesprochen. Besonders ist Ihre Zusammenfassung des Gesamt-Geistes im Epilogus, der Art, daß ich darin mein Vorausgesetztes, dunkel Empfundenes, mit klaren Worten zu meiner Freude und Sympathie, recht lebendig ausgesprochen finde, auch jedes Wort das Sie zu Göthes Lobe sagen, von ganzem Herzen unterschreibe. Denn so wie nur Seine Seele ihn auf dieser Lebens-Stufe machen konnte, ist sein zweiter Faust-Theil nothwendig erwachsen — und dennoch eben damit, auf ein andres Feld als das der eigentlichen Poesie hinübergespielt (wie auch Sie anerkennen). Weßhalb ich ohne Widerspruch sagen kann: gegen den 1sten ist er gemacht. Und wenn Göthe schon vor dem 1sten ausrief: „So gieb mir auch die Zeiten wieder! etc.," wie hätte er es erst vor dem 2ten nöthig gehabt! Jedes Verdienst daher, das auf diesem andern Felde dem einzigen Göthe von Ihnen, Carus, oder irgend einem Berehrer desselben vindiziert worden ist, findet auch wahrlich in mir den wärmsten Anerkenner — u. alle Aphorismen beziehen sich blos auf das, was für mich der Haupt-Eindruck bleibt, die Discrepanz des 2ten Feldes vom 1sten Felde. Weil ich überzeugt bin, daß Göthe, wenn er den 2ten Theil auch noch in der Jugend, unmittelbar nach dem 1sten, u. nicht in der Erkenntniß-Periode „allgemeiner Eitelkeit" geschrieben hätte, ihn in ganz anderm Geiste und uns Allen zu gleichem Genusse wie den 1sten, würde gedichtet haben. Denn in besagter Periode sollte man eigentlich gar nicht mehr dichten wollen, außer Epigramme u. Didaktika (daher auch der epigrammatisch-didaktische Charakter im 2ten Theile vorherrscht). Und dennoch ist in den Anlagen, Grund-Ideen u. Conceptionen auch hier noch so viel keck Eigenthümliches, urlebendig dramatisches, zum Theil wirklich noch in der Jugend vom Dichter Empfangenes, daß ich meine Bewunderung dafür sogar noch stärker ausdrücken würde als Sie thun wenn Sie sagen: „Wie denn so manche nicht ganz klare Einreihung p p." — Die Absichtlichkeit der Form, der Einkleidung, gegen den 1sten Theil gehalten, ist auch mit ein Haupt-Moment, das uns gegen den 2ten erkältet; u. es geht hier genau wie mit dem physischen Organismus, das Muskularsystem bewegt sich steif, muß schwerfällige Anläufe nehmen, die weichen Umrisse schrumpfen zusammen, das Inkarnat der Haut hakt sich, wie Milch, während das Knochengerüst noch immer seine alte Consistenz behauptet. — Sophokles freilich war ein noch Glücklicherer, und erlebte auch im höchsten Alter (mit dem Ödipus auf Colonos) noch keine Periode „Salomonisch erkannter Eitelkeit." — Ihr „nochmaliger Ueberblick" war mir allerdings um so willkommener, weil sonst die vorstehenden

Rubriken der einzelnen Akte doch wohl als etwas gar zu mager abgefertigt dagestanden haben würden. — „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben“ scheinen Sie mir etwas zu leicht genommen zu haben, blos für „glänzendes Hofleben,“ während sich Göthe hier offenbar, moralisch, auf seine theoretische Farben-Entstehung „an den schattigen Rändern“ bezieht und, wie dort erst Bild durch Farbe möglich wird, so hier, im Sittlichen, erst Leben. — Die Schluß-Scene des Mephistopheles ist von Göthe in echt national-italiänischem Geiste gedacht, und zugleich echt heidnisch-griechisch bis Winkelmannisch. Die müßte Ifflanden ganz vorzüglich gelungen seyn, und ich möchte wohl wissen, ob sie der Generaldirektor in Berlin zu geben den Muth gehabt hätte! — So. Nun genug hievon. Sie haben meinen Einblick in diese Sache durch Ihre Mittheilung wieder einmal vervollständigt, und es ist mir ein wahrer Gewinn. Dank! Nehmen Sie dagegen mit meiner blos lyrischen Auffassung vorlieb. Denn gerade der praktische Psycholog in Ihnen, und zugleich der Naturmensch, belehrt mich, indem er umsichtiger als ich, doch mit meiner Natur wahrhaft übereinstimmt. Sagen Sie mir aber wo ich Ihnen auch hier noch zu subjektiv erscheine.

Regis.

Miszellen.

Hölty und Kristan von Hamle.

Wie J. M. Miller und Bürger beschäftigte sich auch Hölty mit den Minnesingern so angelegentlich, daß er nicht nur die damals im Kreise der Göttinger moderne Minneterminologie in den Liedern besonders des Jahres 1773 mit seiner früheren verschmolz,[1]) sondern auch Minnelieder aus Bodmers 1758er Sammlung zum Ausgangspunkte von Nachdichtungen nahm, seine Quellen aber verschwieg. Bis jetzt wurden nur zwei solcher direkter Vorlagen, und zwar aus Walther von der Vogelweide, für Hölty nachgewiesen,[2]) wenn gleich noch mehrere Gedichte, z. B. das Mailied Halm Nr. 78 ganz deutliche Übertragungen sind. Hölty wußte nämlich durch ihm eigene stilistische Formeln sowie durch Einschaltung neuer Verse und Strophen die Herkunft uneingestandener Umdichtungen bis zur Unkenntlichkeit zu verschleiern. Deshalb dürfte auch Mühlenpfordt die Verwandtschaft von Höltys ‚Der Anger‘ Halm Nr. 77 mit Kristans ‚Ich vvolte das der anger sprechen solte‘ Bodmer I 46 b, 29 ff. übersehen

[1]) 1773 nach Halms Datierung der Gedichte! Dazu stimmte, daß die 1774er Lieder nur noch leisere Minnetöne anklingen lassen. 1774 leiden die jungen Dichter bereits unter den Schulden, die ihnen der Ankauf von Bodmers Minnesingern zugezogen. Vgl. Hölty an Miller, Göttingen 12. Dezember 1774. Halm 1869, S. 228.

[2]) ‚So die bluomen us dem grase dringent‘ Bodmer I 116 a, 1: Minnelied. Den 31. Jenner 1773. Halm Nr. 76. — ‚Ir sult sprechen vvillekommen‘ Bodmer I 119 b, 8: Vaterlandslied. Den 18. Februar 1773. Halm Nr. 90. Vgl. dazu Franz Mühlenpfordt, Einfluß der Minnesinger auf die Dichter des Göttinger Hains (Leipziger Diss. 1899), S. 48 ff. R. Porsch, Der altdeutsche Minnesang und die Göttinger Dichter, insbesondere G. A. Bürger. Berichte des freien deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. Neue Folge. XVII, 51 ff. Auch R. Sokolowsky, Der altdeutsche Minnesang im Zeitalter der deutschen Klassiker und Romantiker (Dortmund, 1906), 72 kommt über seine Vorgänger nicht hinaus.

haben, obwohl er a. a. O., S. 98 vermerkt, daß die Personifikation in Höltys Lied durch minnesängerliche Kunstübung angeregt wurde. Gleich die Anrede Vers 1 ff.: ‚Mein Anger, welchen früh und spat Ein allerliebstes Mädchen trat, Mit ihren weißen Füßen' ist aus dem Eingange der zweiten Strophe Hamles[1]): ‚Her anger vvas ir ûch froeiden muestent nieten Do min frovve kom gegan Und ir vvissen hende begunde bieten Nach ûvvern bluomen . . .' und folgenden Versen der ersten kombiniert: ‚Wie gar sanfte im hûre vvas Do min frovve bluomen las Ab im und ir minnenclichen fuesse Ruorten uf sin gruenes gras'. Der Situation gemäß betont Hölty „mit ihren weißen Füßen", nicht anders Hamle Stophe 1, 6 und in der dem neuen Gedichte inhaltlich näher stehenden Wendung Strophe 3, 8: ‚So vvünsche ich das si mit blossen fuessen Noch hûre meuesse uf ûch[2]) ge'. Höltys Epitheton mag in vorliegendem Falle durch Hamle Strophe 2, 3 ‚ir vvissen hende' angeregt sein, da ‚bloss' für seine Poesie doch zu realistisch war. Der Gedanke der zweiten Strophe ‚des Angers' (Vers 7—12), der Dichter werde oft des abends mit seinem kleinen Minnespiel ihn aufsuchen und da seine Angebetete besingen, ist die sentimentale Wendung der Bitte des altdeutschen Sängers Strophe 2, 5: ‚Erloubet mir her gruener plan das ich mine fuesse Setzen muesse da min frovve hat gegan', wofür spricht, daß Hölty die Anrede dieser Stelle ‚her gruener plan' in ‚O lieber grüner Plan' umstilisiert, in den ersten Vers seiner letzten (vierten) Strophe aufnahm, um so nicht der eintönigen Wiederholung seines Musters zu verfallen, in dem die zweite und letzte (dritte) Strophe mit der im letzteren Falle von Hölty prinzipiell beibehaltenen Anrede ‚Her anger' einsetzt. Höltys dritte Strophe ist eine Erweiterung seiner zweiten. Das dort genannte Minnespiel will er ‚erhebend ihren Preis' mit des Angers ‚Blümchen, roth und weiß' (vgl. Hamle 2, 4 ‚Nach ûvvern bluomen vvol getan') kränzen, im Nachklange an Hamles Blumenlese der Frau (Strophe 1 und 2), dann als empfindsamer Poet ‚das grüne Gras' (vgl. Hamle 1, 7) naß weinen, eine vielleicht durch Hamles Anrede an den Anger (Strophe 3, 1) veranlaßte tränenselige Wendung: ‚Her anger bittent das mir svvere sule buessen En vvib nach der min herze ste.' Sie wirkt jedenfalls in der vierten Höltyschen Strophe nach, worin der liebe, grüne Plan vom Dichter um eine Ruhestelle am Ende seines Lebens angesprochen wird. Die Lust an dem Grabgedanken hielt wohl Hölty ab, seines mittelhochdeutschen Vorbildes Schlußworte aufzunehmen, die eine hoffnungsfreudige Perspektive eröffnen. Daß ihm Verse wie die hier vermiedenen an und für sich naheliegen konnten, beweist der Schluß der Ode Halm Nr. 45, 13 ff., welcher allerdings auch mit Todessehnsucht untersetzt ist. Selbst dann kann er eben die engen Schranken seiner Gefühls- und Ausdrucksweise nicht durchbrechen, wenn ihn ein Gedicht anderer künstlerischer Auffassung zur Nachahmung reizt, wie hier Hamles Lied zum ‚Anger'.

Innsbruck. Otmar Schißel v. Fleschenberg.

Zu Schillers „Phantasie an Laura".

Die großen Schwierigkeiten, die Schillers Jugendgedichte der Erklärung darbieten, beruhen einerseits auf der vorwiegend akustisch-innerlichen, weniger optisch-plastischen Vorstellungstätigkeit des Dichters, welche die Anschaulichkeit beeinträchtigt und uns z. B. die Lokalisierung des Totengesprächs zwischen

[1]) Die Strophenzählung bezieht sich nur auf das vorliegende Gedicht Kristans von Hamle in Bodmers Minnesingern 1758.

[2]) Auch hier Strophe 3, 1 Anrede: ‚Her anger . . . .'

Brutus und Cäsar nicht leicht verstehen läßt; anderseits auf der Willkürlichkeit, womit Schiller die stofflichen Elemente, die er der Geschichte, Mythologie, Erfahrung usw. entnimmt, zu Trägern persönlichster Stimmungen und Wünsche macht.

Eine sehr schwere Stelle, deren Erklärung aus der antiken Mythologie die bisherige Interpretation fast geflissentlich ausgewichen zu sein scheint, steht am Schluß der Jugendode: „Phantasie an Laura", des großen Preisliedes auf die Leben spendende, Leben erhaltende, das ganze Weltall durchwogende Macht der Liebe. Dieser Schluß lenkt zu der Anfangssituation zurück: der Dichter erklärt Laura seine Liebe; einen plötzlichen Abfall aus der gesteigerten Stimmung vermeidet Schiller glücklich dadurch, daß er seine eigene, ersehnte Liebesvereinigung mit der Angebeteten an kosmische Vorstellungen anschließt und in eine ferne Zeit entrückt:

„Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,
Lange sucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

Einst — so hört ich das Orakel sprechen —
Einstens hascht Saturn die Braut:
Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

Eine schönere Aurora rötet,
Laura, dann auch unsrer Liebe sich,
Die so lang als jener Brautnacht dauert —
Laura! Laura! freue Dich!"

Damit, daß Schiller im Sinne seiner Zeitgenossen Kronos (hier = Saturnus) und Chronos identifiziert, ist die Stelle noch nicht erklärt. Wir fragen zunächst: Wer ist die Braut des Saturnus, die als „Ewigkeit" angesprochen werden kann? Denn daß Schiller bloß zu dem Begriff „Zeit" den Korrespondenzbegriff herangezogen und daraus selbständig eine Sage geformt haben sollte, ist nicht recht glaublich. Nun kann von der römischen Ops hier keine Rede sein.

Näher liegt der Gedanke an Rheia, deren Namen schon Platon Cratylos c 19 (S. 402) mit ῥέω in Verbindung bringt unter Berufung auf Heraklits Gleichsetzung des Seienden mit der Strömung eines Flusses. Diese und ähnliche Deutungen, wie sie u. a. das weitverbreitete Werk von Vossius, theologia gentilis sammelte und weiter trug, waren zu Schillers Zeiten nicht unbekannt, zumal ja der mythologische Unterricht eindringlich genug die symbolische Deutung der alten Vorstellungen betrieb. Schlagen wir etwa Hederichs „Lexicon mythologicum", ein dem Goetheforscher wohlvertrautes Hilfsmittel des Faustdichters auf, so finden wir (2. Aufl. 1741) Sp. 1709 angeführt: „den Namen soll sie von ῥέω, fluo, haben, weil sie eine Ursache des Flusses des Regens, oder auch des Flusses und der Bewegung aller Dinge, oder auch des fluxus naturae seminalis seyn soll" usw.

Von hier aus ist kein weiter Weg mehr bis zur Identifizierung mit der Ewigkeit. Aber in der alten Mythologie ist ja Rheia die Gattin, nicht die Braut des Kronos, ihre Verbindung liegt in der Urzeit, nicht in der Zukunft; die Zeit des Saturnus ist vorüber, das glückselige goldene Zeitalter.

Diese Saturnische, glückselige Zeit aber war ja eine Lieblingsidee des Aufklärungszeitalters. Die alte theologische Lehre vom entschwundenen Urzustande der Menschheit, der mit dem Sündenfall sein Ende nahm, war mehr und mehr mit der antiken Vorstellung von der aetas aurea verschmolzen worden, und zeit-

genössische Gelehrte, wie Whiston bemühten sich, die Erzählungen der Bibel durch kosmologische Betrachtungen über Einwirkungen der Kometen auf die Gestaltung der Erde und dergleichen zu stützen. Rousseaus spätere Rhapsodien auf die entschwundene Unschuld des „natürlichen" Menschen bewegen sich in diesen, längst schon befahrenen Bahnen. Das Christentum weiß aber von einer Wiederkehr des paradiesischen Zustandes nach dem Weltgerichte, wenn die Zeit in die Ewigkeit übergeht. Dann wird das Ende der alten zugleich zum Anfang der neuen Welt. Verbindet man diesen Glauben mit dem antiken Mythologem von der Saturnischen Zeit, so wird der Sinn des Schillerschen Gleichnisses klar.

Wo aber ist davon im Altertum die Rede, daß ein Saturnisches Zeitalter wiederkehren, beziehungsweise Saturn eine Braut finden solle? Ich glaube, daß Schiller hier durch eine Virgilstelle angeregt wurde, wo freilich von einem Orakel die Rede ist. Die Ausgestaltung des Motives ist natürlich sein Eigentum. Im Anfang der 4. Ekloge verheißt der römische Dichter die Wiederkehr des Heldenzeitalters. Die eiserne Zeit, wovon die kumäische Sybille geweissagt, neige ihrem Ende zu und noch unter dem Konsulat des C. Asinius Pollio, dem die Ekloge gewidmet ist, werde mit der Geburt eines geheimnisvollen Knaben das Heldenzeitalter wiederkehren. Also ein Hochzeitsfest zwischen zwei Weltaltern; Servius weiß zu berichten, daß es sich nicht um einen erwarteten Sohn des Pollio selbst handle. Ob Schiller das wußte, läßt sich kaum feststellen. Je allgemeiner und geheimnisvoller, um so fruchtbarer mußte die Stelle für seine Phantasie werden:

„Ultima Cumaei venit iam carminis aetas;
Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo.
Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna;
Jam nova progenies coelo demittitur alto.
Tu modo nascenti puero, quo ferrea primum
Desinet, ac toto surget gens aurea mundo,
Casta fave Lucina, tuus iam regnat Apollo."

Ein Reich der Liebe, also des Friedens und des Segens wird entstehen, wenn die Jungfrau wiederkehrt und des Saturnus Reich; Schiller ahnt wohl nichts davon, daß mit der Virgo die Dike (Astraea) gemeint ist (vgl. Ovidius, Met. I 149. Hesiodus, op. e. d. 200); er übersetzt die Stelle redeunt ꝛc. etwa: „Saturn wird als König zurückkehren" und setzt ihn mit der Jungfrau, ihren Bund mit der Geburt des erwarteten Knaben in Verbindung. Die Braut kann nun keine andere sein als die Gemahlin des Saturnus nach alter Überlieferung, Rheia, die Ewigkeit nach Schillers Deutung.

In dieser glückseligen Zeit, wo alle Wünsche in Erfüllung gehen, soll dann auch der Bund des Dichters mit der Angebeteten seine Vollendung erhalten und so lange dauern, wie die Brautnacht des göttlichen Paares, daß heißt in Ewigkeit.

Heidelberg. Robert Petsch.

Zu Schillers „Wallenstein".

B. Naubert erwähnt in ihrem Roman „Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn", Band 2, S. 226 ff. Anmerkung nach der Ausgabe Frankfurt und Leipzig 1789[1]) „Arkenholzens Leben Gustav Adolfs". In der 1775/77 in Breslau

[1]) Band 1 und 2 der Sammlung der merkwürdigsten altdeutschen Geschichten. Die Subskribentenliste weist u. a. Herrn Stadtschreiber Schubart aus Aalen (den Bruder des Dichters), die Marbacher Lesegesellschaft und Leutnant Simanowiz aus Stuttgart auf.

erschienenen Bearbeitung und Übersetzung[1]) des Mauvillonschen Buches „Geschichte Gustav Adolphs, Königs von Schweden. Aus den Arkenholzischen Handschriften und den vornehmsten Geschichtsschreibern“ findet man Band 2, S. 468 das von ihr Angegebene. Für Schiller scheint man bisher bloß auf das französische Original Bezug genommen zu haben: Schiller 30jähr. Krieg, Säkularausgabe, Band 15, herausgegeben von Fester, S. 157, Z. 23 ff.: „Auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Markaröd versicherte sich Gustav der Freundschaft dieses Monarchen“; Anmerkungen: S. 456. „Schillers Quelle Mauvillon 2, 274 hat nach Holberg „Markereld“, was Schiller vielleicht nach der Karte in „Markaröd“ änderte. Gemeint ist Markaryd in Schonen.“

Geschichte G. A., Band 1, S. 435: „Beide Könige unterredeten sich zu Markaröd und gaben sich tausend Beweise der aufrichtigsten Zuneigung, ohnerachtet sie gegen einander die größte Eifersucht hegten.“ Schiller: S. 247, Z. 27 ff.: „Als man das Zeughaus durchsuchte, fanden sich bloße Lafetten, zu denen die Kanonen fehlten.

Die letztern hatte man so künstlich unter dem Fußboden eingescharrt, daß sich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verräterei eines Arbeiters hätte man den Betrug nie erfahren. „Stehet auf von den Toten,“ rief der König, „und kommet zum Gericht.““ Anmerkungen: S. 458: „Bei Mauvillon 4, 252 vielmehr Worte der Arbeiter: nous allons maintenant, dirent-ils, ressusciter les morts.“ Geschichte G. A., Band 2, S. 392, 393: „Den folgenden Tag begab sich der König ins Zeughaus, woselbst er aber zu seiner größten Verwunderung nichts als bloße Lavetten antraf. Ein Bauer entdeckte indessen das Geheimniß, wohin das Geschütz gebracht worden war [l]) Man hatte es im Zeughaus vergraben, und den Fußboden so geschickt wieder darauf zu legen gewußt, daß keine Spur davon zu sehen war. Es wurden sogleich die nöthigen Anstalten getroffen, die Todten aufzuwecken, wie sich die hiebey arbeitende Personen ausdrückten [m])“. Anmerkung: „[l]) Einige gaben den Jesuiten Schuld diese Entdeckung gemacht zu haben, wiewohl ohne allen Grund. [m]) Chemnitz, Th. 1, S. 323. Khevenhüller sagt, daß Gustav sich bey dieser Gelegenheit des Ausdrucks bedient habe: Surgite a mortuis et venite ad judicium.“

1792 schrieb Komareck das erste Viertel des ersten Bandes der „Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn“ für ein „Nazionalschauspiel“ „Der Graf von Thurn“ aus, wie er und Karl August de La Motte den Roman „Hermann von Unna“[2]) später für Vehmgerichtsdramen „Ida oder das Vehmgericht“ und „Ida Münster“, die unter anderen auch am Weimarer Hoftheater aufgeführt wurden, verwerteten. (Die Beilage der Bohemia 1885 habe ich nicht erhalten können.) (S. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte. Herausgegeben von B. Seuffert, Band 3, S. 476 ff. C. A. H. Burkhardt: Dichter und Dichterhonorare am Weimarer Hoftheater während Goethes Leitung). Schiller, der im Vorbericht vom 25. Oktober 1789 (S. IV, V) der Sammlung historischer Memoires, Band 1, Jena 1790 den „Romanen und romanisierten Geschichten“ „gefällige Eigenschaften“ zu gestehen scheint, wurde bekanntlich 1788 durch Körner auf die Romane der B. Naubert hingewiesen.

Auf die Ähnlichkeiten der „Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn“ mit seinem „Wallenstein“ ist bereits öfters aufmerksam gemacht worden. (S. Düntzers Erläuterungen zu Schillers Wallenstein 7. Auflage, S. 9 ff. Köster im Anzeiger

---

[1]) Nach Kayser von G. A. Rambach.

[2]) Die literarischen Beziehungen der B. Naubert zu Kleists Ritterschauspiel und Fouqué, dessen Zauberring Nürnberg 1812 bei J. L. Schrag (3 Teile 214, 191, 194 Seiten), nicht wie gern angegeben wird, 1813, erschien, sind bekannt, wenn auch nicht in ihrem vollen Umfang.

für deutsches Altertum, Band 23, S. 299. Minor im 5. Bande der Säkularausgabe, S. 389).

Die „alte Wallenstein“ des Romans hat eine Nichte in dem Katharinenkloster bei Pilsen: Band 1, 94, 144. Max ruht, des Lebens müde, dessen Gehalt ihm geschwunden, in einer Klosterkirche, im Sankt Katharinenstift bei Neustadt: Wallensteins Tod, 4. A., 10 A., Z. 3075 ff. (nach Band 5 der Säkularausgabe). Der junge Eggenberg bringt Thekla, die die Begleitung des Herzogs von Friedland nach Pilsen geführt hat, wo Wallenstein residiert, ihrem Vater zurück, allerdings nicht nach Eger wie Düntzer angibt (erst nach der Abreise des jungen Eggenberg gelangt Thekla mit ihrem Vater und der Herzogin nach Eger, wohin auch Wallenstein kommt), sondern in ein altes Waldschloß bei Pilsen, wo er ihr seine Liebe zu verstehen gibt: Band 2, 286, 287, 294. Max gesteht in einem Jagdschloß, „zwischen hier“ (Pilsen) „und Nepomuk“ Thekla seine Liebe: Piccolomini 3, 3, 1487. Der Fürst von Eggenberg will seinen Neffen, den jungen Eggenberg „vom Herzog von Friedland entfernen, dessen warmer Anhänger er war, und dessen naher Fall ihn leicht mit in den Untergang hätte ziehen können“: Band 2, 297, und fordert ihn zu sich nach Wien.

Er „kannte die Neigung seines Neffen für den Herzog von Friedland; er wußte zwar, daß er zu edel war, sich mit ihm in ein Verständnis einzulassen, das den Gerechtsamen seines Herrn des Kaysers nachtheilig dabey seyn konnte, aber er wußte auch, daß er Wallenstein stark genug liebte, sein Leben für ihn zu wagen, wenn es aufs Aeußerste kommen und irgend etwas vorgehen solte, dabey die Person seines Freundes in Gefahr kommen könne“: Band 2, 299.

Piccolomini 1, 4, 579 Max:

„Und hier gelob' ich 's an, verspritzen will ich
Für ihn, für diesen Wallenstein mein Blut,
Das letzte meines Herzens, tropfenweis', eh' daß
Ihr über seinen Fall frohlocken sollt'.“

Piccolomini 5, 1, 2487 Octavio:

„Der Wallenstein ist deinem Herzen teuer,
Ein starkes Band der Liebe, der Verehrung
Knüpft seit der frühen Jugend dich an ihn.“

Wallensteins Tod 3, 2, 1326 Thekla:

„Sein Blut,
Sein Leben wird er für den Vater freudig
Verwenden, wenn ihm Unglimpf widerführe.“

„Die Herzogin von Friedland hatte Ursache, über die Entfernung des jungen Eggenbergs zu trauern. Wenn sie den ganzen Umfang der Sache hätte übersehen können, so würde es ihr vorgekommen seyn, als wenn ihr Schutzengel von ihr gerufen worden wäre. So rufte vorzeiten der Himmel seine Lieblinge aus den Gegenden hinweg, die er wegen ihrer Sünde zerstören wolte“: Band 2, 299, 300.

Wallensteins Tod 3, 23, 2392 Herzogin:

„Gehn Sie, Graf, wohin
Die Pflicht Sie ruft — So können Sie uns einst
Ein treuer Freund, ein guter Engel werden
Am Thron des Kaisers.“

Die Gräfin Terzky führt im Drama (Wallensteins Tod 3, 6, 1570, 1593) den im Roman der Schwester Theklas, in Halems „Wallenstein“ der Gattin des Friedländers gegebenen Namen Therese, während der Name des Stallmeisters

der Thekla (Wallensteins Tod: Personenverzeichnis, 4, 11, 3154. 4, 13, 3182) in diesem Zusammenhang die Erinnerung an den Titel „Graf Rosenberg oder das enthüllte Verbrechen. Eine Geschichte aus der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges" (Goedeke 5, 497) des 1791 erschienenen Romans der B. Naubert nahelegen könnte.

Die Ähnlichkeiten der „Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn" mit Schillers „Wallenstein" sind geringe des Stoffes, die sich wesentlich auf die der Gestalten des jungen Eggenberg und des Max Piccolomini beschränken. Das innerste Wesen und die Idee der Gestalt des Max Piccolimini werden dadurch nicht berührt.[1])

Marburg in Hessen. Eduard Finmann.

Aus Theodor Körners Studentenzeit.

Von dem Großvater des Unterzeichneten, dem vormaligen Gerichtsdirektor Johann Konrad Eduard Rüger (1790—1841), der von 1804—1808 die Landesschule in Pforta und von 1808—1811 die Universität Leipzig besuchte, existiert aus dieser Zeit noch ein aus 41 losen Blättern bestehendes Stammbuch, die teils von Mitschülern aus Pforta, teils von Kommilitonen aus Leipzig herrühren. Unter den letzteren befindet sich auch ein bisher nicht weiter bekannt gewordenes Stammbuchblatt Theodor Körners,[2]) mit dem Eduard Rüger in Leipzig zusammen in einem Hause wohnte[3]) und öfters Schach spielte. Hat das Blatt auch weiter keinen literarischen Wert, so ist es doch als Zeugnis aus der Studentenzeit des Dichters gleich einer Anzahl ähnlicher aus jener Zeit von ihm noch vorhandener Stammbuchblätter[4]) nicht ohne Interesse. Körner hatte, nachdem er vorher in Freiberg studiert hatte, am 8. Oktober 1810 die Universität Leipzig bezogen. Hier wurde er ein flotter Student, sprang in die Thuringia ein, die ihn zu ihrem Senior wählte, und sah sich bald in allerhand studentische Händel verstrickt. Die Landsmannschaften, auch Kränzchen, später Korps genannt, unter denen die Lusatia und die Thuringia die bedeutendsten waren, lagen damals in heftigem Streite mit einer kleinen Verbindung adeliger Studenten, von den Landsmannschaften als Sulphuria (Schwefelbande) bezeichnet, hauptsächlich weil sie keine Satisfaktion gaben.[5]) Es kam zu wiederholten Schlägereien

[1]) Für mannigfache Hinweise und Förderung bin ich Herrn Prof. Elster (Marburg) zu Dank verpflichtet.

[2]) Eine Wiedergabe desselben findet sich nur in den 1899 erschienenen „Nachrichten über die Familie Rüger" (S. 95), die aber nur für Familienmitglieder in wenigen Exemplaren als Handschrift gedruckt worden sind und infolgedessen weiteren Kreisen nicht zugänglich sind.

[3]) Es war das Gerlachsche Haus, jetzt Brühl Nr. 17. Vgl. Körners Gedicht „Das Makarinsfest" bei Stern, Theodor Körners Werke 1, S. 375, Vers 27: „In Gerlachs Haus vier Treppen hoch"; Peschel-Wildenow, Th. Körner und die Seinen 1898, 1, S. 247.

[4]) Einige davon sind meist nach Originalen im Körnermuseum zu Dresden abgedruckt bei Peschel-Wildenow 1, S. 265 f. Dem unsrigen gleicht am meisten das auf S. 267 im Facsimile wiedergegebene. Über studentische Stammbücher im allgemeinen vergleiche Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens 1858, S. 214 f.

[5]) Nach Kluge, Deutsche Studentensprache 1895, S. 129 ist Sulphurist ein Angeber oder einer, der sich gegen die Landsmannschaften mit anderen verbunden hat, um sich nicht zu schlagen. Vgl. auch Meier, Hallesche Studentensprache 1894, S. 55.

und stürmischen Auftritten, die sich noch verschlimmerten, als die Adeligen im Januar 1811 die Landsmannschaften beim Konzilium denunzierten. Körner, der als Senior die Sache seines Korps mit großer Leidenschaftlichkeit vertrat, wurde erst mit Stadtarrest, den er nicht einhielt, dann mit einer achttägigen Karzerstrafe und schließlich mit Relegation bestraft. Noch ehe die letztere offiziell über ihn ausgesprochen war, verließ er am 23. März 1811 in heimlicher Flucht Leipzig, zumal er wegen eines neuen Duells schwere Bestrafung zu fürchten hatte, und begab sich nach Berlin.[1]) Auf die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Leipzig bezieht sich nun das vorliegende Stammbuchblatt, auf dem folgendes steht:

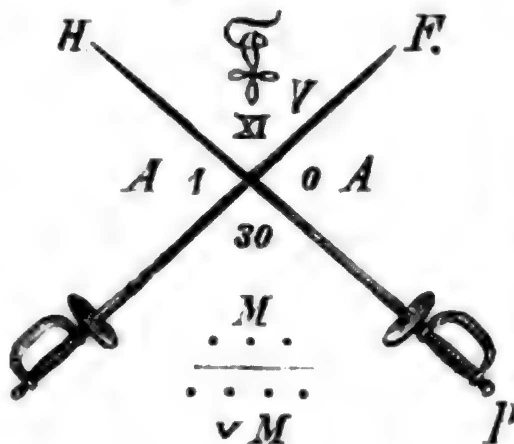
Ich presse Dich nun dem mehrfachen Spieß.
Orden.
Mein Mutzing auf den Brust mit dem Cammeraden

Ich bin ein ganz fideles Vieh
Und studiere Philosophie,
Betrachte den mehrfachen Himmelsstern.
Und küsse und herze Mädchen gern
Ich analysiere Demanten und Mist
Und schlag' eine herrliche Klinge Whist.

Memorabl. Die Gerlachen. Das Whist
Christel und ihre Naivität. — Meine Concilfuiten. — Der Landmann ist da!
Der Strichgang! Valet Leipzig.

Symbol. Toll aber klug

πολλοι κακοι
(o Aristoteles)



Pereat Sulphuria!
Concilium et Curia!

Zur Erinnerung
an Deinen Freund und
Bruder
Theodor Körner aus
Dresden.

Die Widmungsverse finden sich variiert auch anderwärts bei Körner: so die beiden ersten Verse auf einem Stammbuchblatt, datiert aus Berlin vom 16. April 1811, bei Peschel-Wildenow 1, S. 266, wo es heißt: „Doch trotz der Philosophie, Blieb ich ein fideles Vieh." Zu Vers 3—4 vergleiche man das Gedicht „Burschentreue" bei Stern 1, S. 325 Vers 19—20: „Mein Himmel trägt manch tausendfachen Stern; denn wo ich Mädchen finde, küss' ich Mädchen gern"; vgl. auch ebenda Vers 10—13. Was die Zeichnung betrifft, so ist dieselbe nach einer mir vom Leipziger Korps Thuringia freundlichst gemachten Mitteilung so zu deuten: Dem p am Schlägergriff rechts entsprechend ist links ein a zu ergänzen, das auf anderen ähnlichen Blättern auch steht. Die vier Endbuchstaben an den gekreuzten Schlägern geben dann die Anfangsbuchstaben des Wahlspruchs der Thuringia: Hosti frontem, amico pectus.[2]) Die zwischen

[1]) Vgl. hierüber besonders Zarncke, Th. Körners Relegation aus Leipzig, Allgemeine Zeitung 1882, Wissenschaftliche Beilage Nr. 249—250.

[2]) Verdeutscht im „Bundeslied der Thuringia" Vers 18: „Dem Feinde die Stirn, dem Freunde die Brust", worauf Förster, Th. Körners Werke 4, S. 255 hinweist. Zarncke, a. a. O., S. 3658, A. 2 behauptet, wohl kaum mit

den Schlägerklingen stehenden Buchstaben A V A sind die Anfangsbuchstaben des Panierspruchs: Amor, Virtus, Amicitia. Die Zahlen um den Kreuzungspunkt bedeuten wahrscheinlich das Eintrittsdatum Körners in das Korps, 30. XI. [18]10 = 30. November 1810. Die Punkte über dem Strich bezeichnen die Anzahl der damals aktiven Korpsburschen, die darunter die Anzahl der Füchse. Das v (= vivat) M und das darüber stehende nicht ganz sicher zu deutende M beziehen sich wohl auf die Gründer des Korps. Die scherzhaften Randbemerkungen, die meist auf gemeinsame studentische Streiche (Suiten) und denkwürdige Erlebnisse (Memorabilia) anspielen, lassen sich nur zum Teil noch erklären. Das „Pereat Sulphuria, Concilium et curia" ist nach dem oben Bemerkten ohne weiteres klar. Das Symbolum (=Wahlspruch) „Toll aber klug" hat Körner in einem besonderen Gedichte erläutert „Mein Symbolum" bei Stern 1, S. 349 f. „Spieß" ist ein studentischer Ausdruck für „Sechspfennigstück".[1]) Die „Gerlachen" (auf einem anderen Blatte „Gerlachey") sind jedenfalls die im Gerlachschen Hause zusammen wohnenden Studenten. *καπουστι* wohl von dem russischen „capusta" = Kohl. Dunkel sind die Ausdrücke „Klinge Whist", „Whistchristel", „Strichgang" zc.

Außer dem Blatte Körners enthält das oben erwähnte Stammbuch auch einige Blätter seiner damaligen Freunde, so der Lusaten Flemming und Merbach, die in dieselbe Händel, wie er, verwickelt waren.

Mit Merbach ging Körner Ende Februar 1811 trotz des über ihn verhängten Stadtarrestes nach Wittenberg, um dort Stimmung zu machen für eine Verrufserklärung der Sulphuria. Merbach und Flemming wurden am 19. März 1811 relegiert und verließen am 21. März Leipzig, wobei ihnen Körner das Geleite gab.[2]) Der Eintrag Flemmings vom 19. März 1811 läßt sich seiner Derbheit wegen nicht gut wiedergeben,[3]) der Merbachs vom 4. März 1811 lautet:

Noch heißt es bei uns Jura kauen,
Kaum können wir sie noch verdauen,
Doch bald sind die 3 Jahre verstrichen,
Die goldene Praxis kommt geschlichen
Und gibt Geld, Weib, Brot, Gut wie Heu,
Drum vivat die Juristerei.

Unter den Randbemerkungen steht: „Körners ╳ (= Duell?) und Kondition"; Merbach selbst unterschreibt sich als Cand(idatus) cons(ilii) ab(eundi).

Endlich seien noch drei Blätter erwähnt von Christian Friedrich Stempel, bis Ostern 1810 Senior der Lausitzer, der später als Pfarrer von Lübbenau die Entstehungsgeschichte seines Korps schrieb,[4]) von Friedrich Bauernstein, stud. med., der Körner bei einem Duell sekundierte und dessen Sohn noch eine

---

Recht, dagegen, nicht dies, sondern „Contemnit tela virtus" sei der Wahlspruch der Thuringia gewesen.

[1]) Vgl. Kluge, a. a. O., S. 127. Körners Gedicht „Burschenleben" bei Stern 1, S. 322, Vers 24: „Und der Philister wird geprellt".

[2]) Vgl. das Gedicht „Meine Flucht" bei Stern 1, S. 327, Vers 1—4: „Wen'ge Tage nach dem schlimmen Streite, Ob ich gleich die Folgen noch empfand, Gab ich zweien Freunden das Geleite, Widerrechtlich vom Gericht verbannt" zc. Peschel-Wildenow 1, S. 261, 263.

[3]) Unterschrieben ist das Blatt mit „Wilhelm Flemming". So heißt er nach Zarncke, a. a. O., S. 3658, A. 1 auch in den Leipziger Universitätsakten, während er in dem Verzeichnis der Lausitzer verwechselt ist mit seinem bereits 1804 immatrikulierten, 1811 kaum noch aktiven Bruder Friedrich.

[4]) Vgl. Zarncke, a. a. O., S. 3657 f.

blutige Studentenschärpe des Dichters besitzt,[1]) und von Friedrich Sturz, der ihm ebenfalls bei einem Duell sekundierte und später sein Kamerad im Lützowschen Korps war.[2]) Der Eintrag Stempels vom 10. April 1810 lautet: „Aller Anfang ist heiter, die Schwelle ist der Platz der Erwartung", der Bauernsteins vom 4. März 1811: „Die Zeiten sind weißsagende Kassandren; und die Vergangenheit schließt uns die Zukunft auf" (Tiedge), der von Sturz vom 7. März 1811: „Leidenschaften sind die Winde, die unser Lebens-Schiff forttreiben, die Vernunft der Steuermann, der uns lenkt; das Schiff stände still ohne Wind und liefe auf den Strand ohne Steuermann."

Dresden. Prof. Dr. C. Rüger.

Kretschmars Homburg-Gemälde vom Jahre 1800 und Kleists Drama.

Den Freunden Heinrich von Kleists war es nicht unbekannt, daß der Dichter zu seinem Homburg-Drama eine Anregung durch das große Ölbild Kretschmars (1769—1847) erhalten hatte, welches die Begegnung des Großen Kurfürsten mit dem nach der Schlachtlegende durch eigenmächtiges Handeln bei Fehrbellin der Strenge des militärischen Gesetzes verfallenen Prinzen Friedrich von Homburg darstellte. Mit diesem Gemälde hatte J. K. H. Kretschmar, kein Großer in der Kunst, doch aber seiner Zeit ein ganz achtenswerter Historienmaler, auf der Berliner Ausstellung des Jahres 1800 den Preis erhalten, den die Akademie für erfolgreiche Behandlung dieses Stoffes ausgesetzt hatte. Es ging wie andere Bilder Kretschmars in den Besitz des Königs über.

Je höher Kleist und sein letztes Drama in der allgemeinen Schätzung stiegen, um so mehr war auch dies Bild Gegenstand eines berechtigten Interesses, ließ sich aber bisher in keinem der Hohenzollernschlösser nachweisen (vgl. Duschinsky, Ztschr. f. d. öst. Gymn. 1901). Im Dezember v. J. gelang es mir, das Vorhandensein eines nach jenem Bilde angefertigten gleichzeitigen, dem König Friedrich Wilhelm III. gewidmeten Kupferstichs zu ermitteln: in einem Kunstbericht vom J. 1806 fand sich dies Blatt unter den Arbeiten des Berliner Professors J. J. Freidhof aufgeführt. Die Spur war damit gewiesen. Aber erst nach vielen Umfragen, über die ich in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1908, 1 berichtet habe, wurde ich eines Exemplars dieses Stiches habhaft, den ich ebendort der allgemeinen Kenntnisnahme durch eine Reproduktion zugänglich gemacht habe.

Dieser Aufsatz sollte der Schrittmacher für die Entdeckung des Originals werden! Denn zu dessen Lesern gehörte auch Kaiser Wilhelm II., der mich wissen ließ, daß das Kretschmarsche Gemälde im Kronprinzlichen Palais, also in seinem Elternhause, seit langen Jahrzehnten seinen Platz behaupte.

Darüber, daß Kretschmars Bild wahrscheinlich in diesem Berliner Palais hänge, hätte übrigens uns Kleistforschern allen schon seit einer sehr langen Reihe von Jahren Max Schaslers früher sehr verbreiteter Führer durch die Berliner Kunstsammlungen die Augen öffnen können, von dem freilich meist nur der erste, die Königlichen Museen behandelnde Teil benutzt wurde. In dessen zweitem Teile ist aber, wie ich jetzt nachträglich finde, das Kretschmarsche Gemälde unter den Kunstwerken des Kronprinzlichen Palais auch schon getreulich aufgeführt!

---

[1]) Vgl. Peschel-Wildenow 2, S. 216.

[2]) Vgl. Peschel-Wildenow 1, S. 265, wo ein ihm gewidmeter Stammbucheintrag Körners abgedruckt ist.

Für diejenigen, denen weder das obengenannte Organ des Berliner Geschichtsvereins, noch die Juni-Nummer 1908 von Westermanns Monatsheften zur Hand ist, in der ich eine Wiedergabe des übrigens auch in der Farbe sehr wohltuend wirkenden Originals veranlaßt und mit einem Bericht begleitet habe, sei hier nur kurz bemerkt, daß auch Kretschmar wie Kleist sich offenbar die Sage von dem durch verfrühten Angriff bei Fehrbellin schuldig gewordenen Prinzen von Homburg zu eigen macht: das Bild zeigt einen (jugendlichen, blonden!) in demütiger Haltung vor seinem kurfürstlichen Herrn und Richter im Zeltlager bei Fehrbellin erscheinenden Prinzen, beide von ihrem Gefolge umgeben, im Hintergrunde das Schlachtfeld. Wir haben also eine Szene vor uns, deren Inhalt sich mit keinem Auftritt in Kleists Drama deckt, sofern in II, 10 ein siegesstolzer Prinz im Berliner Lustgarten vor den Kurfürsten tritt, sodann aber in V, 7 Homburg als Gefangener und im Saale des Schlosses von Fehrbellin vorgeführt wird. So bestätigt also Kretschmars Bild, ebenso wie die denselben — damals in der Luft liegenden — Gegenstand behandelnde Zeichnung D. Chodowieckis vom Jahre 1790, die ich a. a. O. gleichfalls reproduziert habe, daß diese beiden Werke der bildenden Kunst unserem Dichter jedenfalls nur den Rohstoff können dargeboten haben, den er dann ganz selbständig formte und mit seinem Feuergeiste beseelte. Erst Kleist war es, der das hohe Urbild einer Homburg-Verherrlichung erschwang, dem die Klassizität beschieden sein sollte.

Berlin. Hermann Gilow.

Weiteres zu Heinrich von Kleist.

1. Zu 5, 356 f. Ich bin nicht in der Lage, den Adressaten des Briefes Nr. 102 angeben zu können, halte aber für unmöglich, daß der Brief für Frau von Haza bestimmt war. Ihr Name ist auch nicht etwa von Kleist genannt, wie das Fehlen einer Angabe darüber (5, 477) unter den Minde-Pouetschen Notizen beweist, sondern von irgend wem (Zolling?) aus anscheinend inneren Indizien erschlossen worden.

Daß von einem Aufenthalt der Frau von Haza in Paris 1803 und von einer Bekanntschaft mit dem jüngeren Bertuch nichts bekannt ist, sagt allerdings für die Adressatenfrage wenig, weil von den Hazaschen Papieren, die ich, soweit sie aufzutreiben waren, durchgesehen habe, gar zu wenig erhalten ist. Bemerkenswert scheint mir immerhin, daß in einer handschriftlich vorhandenen Familiengeschichte, die weitläufigere Reisen nicht übergeht, von einer Pariser Reise in der in Betracht kommenden Zeit nichts erwähnt ist. Wichtiger schon dürfte sein, daß Kleist sechs Wochen vorher (5, 351, 4) von den Hazas in einem Ton spricht, der unverständlich wäre, wenn er die Frau Sophie seit seiner Ankunft in Dresden noch nicht gesehen hätte. Entscheidend schließlich ist der Satz (5, 357, 24): „Wissen Sie denn, daß ich auch einen Schleifer mitgemacht habe, nach dem Fort de Joux, über Chalons und wieder zurück? Es scheint fast, nein." Das konnte er keinesfalls zu Adam Müllers vertrautester Freundin sagen: selbst wenn sie damals, was ich bezweifle, nicht in Dresden, sondern in Dittersbach, gewesen sein sollte, würde Müller ihr das Geschick des Dichters so wenig verheimlicht haben wie dem Freunde Gentz (Briefwechsel S. 93); noch viel weniger, da er ja bei Frau von Haza mit langjährigem persönlichen Interesse für Kleist zu rechnen gehabt hätte. Daß sie aber von Kleists letztem Abenteuer gewußt und doch davon geschwiegen hätte, ist unmöglich.

Eine vor Dresden 1807 liegende Bekanntschaft Kleists mit den Hazas ist nicht unwahrscheinlich, aber vorläufig nicht festzustellen, der Name der Frau von Haza als Adressatin des Briefes Nr. 102 zu streichen.

Eine Vermutung über die Dame, für die der Brief bestimmt war, auszusprechen, wird nicht versagt sein.

Anhaltspunkte haben wir zwei: die Nennung Pfuels und das W von Wippel (357, 30), das, wie Minde-Pouet mitteilt (S. 477 f.), der einzig lesbare Bestandteil des Wortes ist. Wenn gerade Pfuel und nicht Rühle oder Müller oder sonst ein Dresdener Freund seine Empfehlung durch Kleist bestellen läßt, so wird man annehmen wollen, daß Frau von Werdeck Adressatin des Briefes ist, die einzige unter den uns bekannten Freundinnen Kleists, von der wir wissen, daß Pfuel zu ihr nähere Beziehungen hatte als etwa Rühle. Die Werdecks, Pfuel und Kleist waren im Sommer 1803 (5, 470) ein Stück Weges zusammen gereist; wir wissen noch nicht, ob die Werdecks auch wie Kleist bis nach Paris kamen. Sollte das in dem Tagebuch der Frau von Werdeck bezeugt sein, so würde an unserer Bestimmung kaum noch zu zweifeln sein. Bertuch könnte ihr während ihres Aufenthaltes in Weimar (5, 470) empfohlen, an die Stelle des recht zweifelhaften Wippel dürfte Werdeck zu setzen sein.

2. Ein wichtiges Zeugnis für die christlich-deutsche Tischgesellschaft hat R. Steig anzuführen versäumt. Es findet sich in dem Bericht des französischen Gesandten in Berlin, des Grafen St. Marsan, an den Minister des Auswärtigen vom 18. August 1811 (Stern, Abhandlungen und Aktenstücke, S. 333): „M. de Chasot . . . . . passe pour le chef d'une réunion qui est une émanation des frères de la vertu sous le nom de société chrétienne dont l'objet apparent est des oeuvres de bienfaisance. Elle porte le nom de société chrétienne parceque les juifs en sont exclus, et il est assez singulier que l'animosité contre les juifs soit un caractère distinctif des sociétés secrètes allemandes," Graf Chasot: Steig, Kämpfe, S. 39.

3. Der Brief Nr. 184 kann nicht im August 1811 geschrieben sein. Man könnte zwar vermuten, die Worte „zum Besuch" (428, 22) deuteten euphemistisch auf einen kriegerischen Einzug Napoleons — in solchem Sinn schreibt etwas später Blücher an Gneisenau (Pertz 2, 215; 12. Oktober 1811). „So hat den die Drohung uns in 3 Tagen zu besuchen, würklig ihren Zweck nicht verfehlt" — aber die folgenden Sätze (428, 24 ff.) weisen bestimmt auf Kleists Annahme, der Besuch Napoleons werde als der eines Alliierten des Königs erfolgen, daher denn eben ihm „ganz stumpf und dumpf vor der Seele" ist. Man hat den Brief mit Recht niemals anders gedeutet; man hätte aber einen Termin suchen müssen, der einigermaßen mit Ereignissen zusammenfällt, die Kleists Sorgen rechtfertigen konnten.

Nun ist längst ermittelt worden (Treitschke 1⁷, 387), daß gerade gegen Ende August der Abbruch der preußisch-französischen Beziehungen fast unvermeidlich schien, daß auch noch im September die Dinge auf des Messers Schneide standen, bis dann ungefähr am 24. d. M. die Anzeichen einer Wendung sich ankündigten, die nach manchen Umwegen zur Allianz führte. (Stern a. a. O. 342; Lehmann, Scharnhorst 2, 719 usw.) Um diese Zeit erst kann Kleist seinen Brief geschrieben haben, und je später wir das Datum ansetzen können, desto besser wird der Inhalt des Briefes zu den politischen Geschehnissen der Zeit sich fügen. Das Datum wird sich vielleicht auf die Woche genau feststellen lassen. Die Reise Gneisenaus, von der Kleist spricht (429, 3), ist in der Tat bezeugt, und zwar als einzige in dem ganzen in Betracht kommenden Zeitraum. Sie galt (Pertz 2, 206) der Zusammenkunft mit Oberst Dörnberg, den Gneisenau am 1. Oktober in Neustadt-Eberswalde sprach. Einige Tage später (428, 28) dürfte der Kleistbrief geschrieben sein.

4. Brief Nr. 160 ist vor Nr. 159 zu stellen. In Nr. 159 teilt Kleist dem Grafen Goltz mit, daß Raumer zur gelegentlichen Mitarbeit an den Abendblättern sich bereit erklärt habe. Auch wenn man weiß, daß es Kleist auf Vergewaltigung der Tatsachen in solchen Fällen nicht ankam, kann man ohne

weiteres annehmen, daß er sich gehütet haben würde, dem Grafen, der sich sofort instruieren konnte, falsche Angaben zu machen. Als er Nr. 160 schrieb, hatte er (409, 21) Raumers Einwilligung noch nicht; er muß sie sich bei seinem Nachmittagsbesuch (409, 29) verschafft haben. Sofort nach seiner Rückkunft schrieb er den Brief an Goltz.

5. Im Brief Nr. 3 heißt es (37, 7), daß er, Kleist, wahrscheinlich nie wieder ein Amt annehmen werde, weil er „die goldene Unabhängigkeit von der Herrschaft der Vernunft", habe er sie erst einmal erworben, nie wieder veräußern werde. Statt des gänzlich sinnlosen „Vernunft" (59, 3 hat gar nichts damit zu tun, läßt sich auch leicht durch 38, 22 neutralisieren) lese ich „Zunft"; das Wort ist in ähnlicher Bedeutung auch bei Kleist zu belegen: 4, 14 Epilog, Z. 6.

6. Hermannsschlacht V. 2221 ff.:

„Führt mich hinweg! — Hier unterlieg' ich,
Weil ich mit Helden würdig nicht zu tun!
Der das Geschlecht der königlichen Menschen
Besiegt, in Ost und West, der ward
Von Hunden in Germanien zerrissen:
Das wird die Inschrift meines Grabmals sein!"

Wenn man selbst die Auslassung von „habe"[1]) in der zweiten Zeile für möglich halten wollte, so bliebe zum Beweis für die Unechtheit der vorliegenden Fassung noch die Nachstellung des Adjektivs in demselben Vers zurück, die in dieser Art völlig unkleistisch ist. Es ist nicht einzusehen, warum Kleist nicht wie überall sonst hätte schreiben sollen, „mit würd'gen Helden". (Die Möglichkeit, eine attributive Bestimmung dem Substantiv nachzustellen, ist keineswegs, auch bei Kleist nicht, purer Willkür unterworfen. Ansätze zu einer Untersuchung über dies diffizile Thema bei Weißenfels, Herrigs Archiv 80, 309 f.) — Die Stelle ist von Grund aus verderbt; ich versuche Kleists Text wiederherzustellen, indem ich „tun" durch „ruhn" ersetze, im übrigen alles unverändert lasse bis auf die Stellung des „unter" im ersten Vers, das ich von „lieg" löse und an „Hier" anfüge. Lese ich richtig, dann fängt die „Inschrift" unmittelbar hinter „Führt mich hinweg!" an und sagt aus, daß er, Septimius, unter diesem Grabmal liege, weil er nicht würdig war, mit, das heißt neben Helden zu ruhn. (Auslassung der Kopula: Minde-Pouet (1897) S. 147; dazu als besonders unserer Stelle ähnelnd Schroff. 2259 „Nun, weil ich doch kein Mädchen, will ich 's tun.") Die folgenden Verse begründen seine Unwürdigkeit in der Art seines Todes. Das Ganze ist damit wenigstens lesbar, wenn auch nicht anmutender geworden.

Berlin-Schöneberg. Alexander Dombrowsky.

---

[1]) Hermannsschlacht V. 422 f.

„jedoch bedenke,
Mit welchem Feind' du es zu tun!"

scheint mir eher gegen als für die Echtheit der Lesart Tiecks und der folgenden zu sprechen, da die Elision bei „Feind'" bezeugt, daß für Kleist das „es" kein unwesentlicher Bestandteil des Prädikats war, daß er es zumindest als Verdeutlichungsmittel bei weggelassenem Verbum nicht entbehren mochte. Er hätte also in dem im Text behandelten Vers gesagt

„Weil ich 's mit Helden würdig nicht zu tun!"

Viktor Scheffel an Adolf Holtzmann.

Verehrter Freund

Den schönen Septembertagen und ihrer fröhlichen Stimmung habe ich zu danken, daß mein versprochenes Festgedicht zur Philologen Versammlung gut und correct fertig geworden ist. Die Zeit drängt, da wir nur noch 12 Tage haben, und in dieser kurzen Frist das Lied sowohl gedrukkt als zum Gesang Vortrag einstudirt werden sollte. Ich habe heute die erste Reinschrift an Koechly[1]) gesendet; da derselbe möglicherweise abwesend ist, schicke ich die zweite an Sie und bitte, ebenfalls mitzuwirken, daß wir den cantus heidelbergensis mit Ehren herausbeissen.

Mein künstlerisches Motiv ist: das grosse Faß begrüßt die auf sein Schloß zum Bankett gekommenen Philologen in collegialischer Weise, legitimirt sich durch culturgeschichtliche Studien über alles, was Faß-Krug und Bottichwesen im Alterthum und Mittelalter betrifft, — berührt die sprachliche Entwicklung vom vas vinarium über das gothische fat zum althochdeutschen vazz — und bittet die versammelten Schulmänner um günstige Censur. Ich hoffe, daß Spaß verstanden wird und daß die verehrten Gäste das Lied für Nichts Anderes aufnehmen als für das, was es selbst sein will — ein humoristisches Tisch und Trinklied bei einem Bankett auf dem heidelberger Schloß.

Da ich selbst mein Werk nicht überbringen und zu gutem Erfolg mitwirken kann, lege ich Ihnen, wie ich es im Begleitschreiben an Koechly that, folgendes ans Herz:

1.) Drukk in Quartformat. lateinische Lettern. Das Unterstrichene gesperrte Schrift, aber nicht grössere Buchstaben im Schriftsatz.

Sorgfältige Correctur und Revision des Textes und der Anmerkungen, daß insbesondere unser Gothisch und Althochdeutsch vor den critischen Augen mit Ehren bestehen kann.

Ich gebe Ihnen strenge Vollmacht, wenn in Strophe 8 und 9. sowie in Anmerkung 6 und 7. etwas sprachlich Unrichtiges sich findet, es zu corrigiren .. wofern der Rhythmus bestehen bleiben kann. Bitte, helfen Sie bei der Correctur, da ich von hier aus nicht mithelfen kann.

In Strophe 8. kommt das famose skaflia maziaia thrinkan vor . . ich schreibe es nur aus dem Gedächtniß, da mir Massmann Gothica minora in Haupts Zeitschrift Bd ? nicht zu Gebot steht. Wahrscheinlich ist die Orthografie anders.

Ich bitte dringend, in Haupt nachzuschlagen wo es steht und in Anmerkung 6. den Band der Zeitschrift und die Seitenzahl pünctlich einzutragen.

2.) Die Sänger müssen die zwei gothischen und vier althochdeutschen Zeilen mit Präzision und Verständniß singen können.

Probe im Engeren wäre erwünscht. Ich habe an Schmezer geschrieben. Es wäre wünschenswerth, daß er selbst den Solovortrag übernähme, Denn es gehört Humor und Mimik in den Vortrag — oder daß er das Mannheimer Quartett gehörig einpaukte.

Wir können . . wenn in den Vorübungen Nichts versäumt wird, einen grossen Erfolg erzielen, denn der Gegenstand ist heiter — und die culturgeschichtlich poetische Doctordissertation des grossen Fasses vor einem auf dem schloß versammelten gelehrten Publicum muß Jedermann lachen machen.

Der Text soll erst vertheilt werden wenn der Gesang losgeht, oder nachher.

Ich bitte mir nach Carlsruhe Stefanienstraße 18. zu schreiben, ob und wie das Gedicht verwendet wird. Zu einer Gesangprobe käme ich gern nach Heidelberg.

Aber noch einmal erinnere ich: die Zeit drängt, der 27.te steht vor der Thür!

---

[1]) Hermann Koechly (1815—1876), seit 1864 Professor in Heidelberg.

Vielleicht würde eine humoristische Gegenrede eines Philologen — der dem Faß einige Irrthümer oder, bezüglich classischen Alterthums, das schon Vorhandensein von Fässern mit Spunten und Hahnen nachwiese, — von guter Wirkung beim Vortrag sein. Hierüber wird Häusser, der Sachverständige Festordner, einzuvernehmen sein.

Nehmen Sie mit meinem guten Willen vorlieb.

Seon im Aargau
15 Sept. 1865

Herzlich grüßend
Jos. Vict. Scheffel.

Der vorstehende unbekannte Brief befindet sich seit mehr als dreißig Jahren auf amerikanischem Boden. Er wurde kurz nach des Empfängers, Adolf Holtzmanns, Tode (1870) von dessen Witwe ihrer in Amerika lebenden, damals zu kurzem Besuch in der Heimat weilenden Schwester, Frau R. Hilgard Tittmann, zum Andenken an den Dichter überlassen. Beim Ordnen ihrer Papiere fand die jetzt hochbejahrte, in St. Louis wohnhafte Besitzerin das interessante Schreiben wieder und machte es in zuvorkommendster Weise dem Archiv der von mir gegründeten deutschen Studienbibliothek an der hiesigen Washington-Universität zum Geschenk. — Der Brief wirft wohl in seiner eigenartigen Mischung von sonniger Gaudeamuslaune und philologischer, an Pedanterie streifender Gewissenhaftigkeit wieder ein kräftiges Licht auf den „Genius Loci Heidelbergs" und die Gestalt des „Meister Josephus vom dürren Ast". Sein Inhalt bezieht sich auf den fidelen Kantus „Das große Faß zu Heidelberg; der XXIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zum 27. September 1865. Tischlied beim Festmahl im Banketsaal des Schlosses". (Siehe „Gaudeamus" S. 106—111.) — In der Wiedergabe des Briefes sind die Abkürzungen aufgelöst.

Eine harte Zeit lag damals hinter dem Dichter. Allerdings war die schwere Nervenkrise des Jahres 1860 der trefflichen Behandlung durch Dr. Erismann in Brestenberg gewichen. Schon 1864 hatten sich Lebenslust und Arbeitsfreude, wenngleich nur teilweise, wieder eingestellt, ja im August dieses Jahres hatte er einen glückverheißenden Ehebund geschlossen. Aber dann, im Februar 1865, entriß ihm der Tod die Mutter, und Scheffel fand sich mit der Verantwortung für den alternden Vater und einen körperlich und geistig verkrüppelten Bruder beladen. Dennoch vermochte er sich diesesmal unerwartet leicht aufzurichten und zögerte nicht, der an ihn ergangenen Aufforderung, für die Fidelitas des Philologen-Konvents seine altbewährte Leier zu rühren, Folge zu leisten. „Ich bin jetzt wieder im Stande, an solche Heiterkeiten zu denken ..... vor kurzem war ich's noch nicht." (Siehe J. Proelß, Scheffels Leben und Dichten, große Ausgabe, S. 623.)

Scheffel bewohnte damals ein Landhaus zu Seon bei Seengen im Aargau und ergab sich mehr und mehr dem verhängnisvollen Zauber der Einsamkeit. Aber öfters riefen ihn Familienpflichten nach Karlsruhe.

Das Lied wurde beim Bankett von Wilh. Mannhardt vorgesungen und erzielte einen durchschlagenden Erfolg. Es wurde bei diesem Anlasse zum erstenmal als Flugblatt gedruckt und 1867 in das „Gaudeamus" aufgenommen.

Daß Holtzmann sich seines Auftrages zur Zufriedenheit des Dichters entledigte, erweist unter anderm die Berichtigung des gotischen Zitats in Strophe 8 zu „Skapia maziaia drinkan" und die Ergänzung der hierzu gehörigen Anmerkung.

Über den in unserem Brief erwähnten „Engeren", namentlich über die Persönlichkeit des vielseitig genialen Landpfarrers Christoph Schmezer und des Historikers Ludwig Häußer, auch über das von Vinzenz Lachner geleitete Mannheimer Quartett bietet, wie über Scheffels Beziehungen überhaupt, die jetzt auch in verkürzter Ausgabe erschienene Scheffelbiographie von Johannes Proelß zuverlässige Aufschlüsse.

St. Louis. Washington University. Otto Heller.

Rezensionen und Referate.

Geiger Emil, Beiträge zu einer Ästhetik der Lyrik. Halle 1905, Niemeyer. 3 M.

Die Bedeutung dieser ernst gearbeiteten und scharf durchdachten Untersuchung liegt vor allem darin, daß sie R. M. Werners „Lyrik und Lyriker“ ergänzt; denn mit Recht hat dieser in zwei lehrreichen Besprechungen (Deutsche Literaturzeitung 1905, S. 2992 und Zeitschrift für Ästhetik 1, 133) betont, daß weniger eine Widerlegung als eine Ergänzung seiner Theorien vorliege. Werner geht vor allem von den objektiven Bestandteilen des dichterischen Prozesses aus und für ihn ist daher die „Befruchtung“ der zentrale Moment; Geiger geht von den subjektiven Elementen aus; er wendet deshalb seine Aufmerksamkeit vor allem dem zu, was er (S. 89 f.) die „Urform“ nennt: die innere Gestaltung irgend einer Erfahrung (dies Wort im weitesten Sinne genommen) durch den produktiv erregten Dichtergeist. Dabei geht aber auch er, namentlich im Verhältnis zu seiner Betonung der Subjektivität, viel zu wenig auf die individuellen Verschiedenheiten ein und sucht (wie vor ihm Werner) mit allzu knappen Tabellen über die Vielfältigkeit der Erscheinungen hinweg zu kommen. So führt die Aufstellung von drei „Wirkungsmöglichkeiten“ (S. 73), musikalisch, gnomisch, anschaulich, zu einer Zusammenstellung recht verschiedenartiger Phänomene, und nebenbei zu einer Unterschätzung der Tendenzen in St. Georges Kreis, über die Vallentin (Literarisches Zentralblatt, 13. Januar 1906) mit Recht Klage führt (Zwymanns Beitrag zu einer Ästhetik der Lyrik, I. Das Georgesche Gedicht scheint Geiger unbekannt geblieben zu sein); noch mehr ist zu bedauern, daß er Diltheys glänzenden Essay „Hölderlin“, der gerade für die Frage des „Erlebnisses“ (vgl. Geiger S. VII; 43 f.) so wichtig ist, noch nicht benutzen konnte. Die Literaturbenutzung könnte überhaupt, trotz glücklichen Belegstellen, reichhaltiger und tiefgehender sein. Gegen einige Fälle von „Systemzwang“, besonders in bezug auf angebliche Wirkung durch das Wort allein, hat ebenfalls schon Werner mit Recht protestiert.

Aber Geigers selbständiges Schürfen führt ihn zu beachtenswerten Ausführungen über die Zeitlosigkeit als Kennzeichen der Lyrik (S. 5), über die Rolle des Willens (S. 20), das Verhältnis von Bild und Begriff (S. 69); zu treffenden Widersprüchen gegen die herkömmliche Gleichstellung von „wahrer Lyrik“ mit rascher Produktion (S. 92) und guten Urteilen über die Jagd nach dem brauchbaren Objekt (S. 101). Der Abschnitt über Bildungsmomente der Anschauung (S. 106) scheint mir eine wirkliche Bereicherung der poetischen Embryologie. Dagegen wird der „letzte Anlaß“ (S. 114) in prononziertem Gegensatz zu Werner ganz obenhin behandelt und die Würdigung der „Lesarten“ (S. 115), das heißt der Umbildung fertiger Gedichte etwas hastig angehängt. Das Schlußbekenntnis zu Vischer (S. 120 f.) kommt trotz dem Vorwort (S. IX) etwas überraschend.

Wenn den streng sachlichen Ernst des Verfassers noch eine umfänglichere Kenntnis der dichterischen Individualitäten zugewachsen sein wird, darf die empirische Ästhetik von ihm viel erhoffen; einige Vergleichungen stoff- oder formverwandter Dichtungen verbürgen sich für ihn besser noch als seine theoretische Hochschätzung der Eigenart.

Berlin. R. M. Meyer.

Rietsch Heinrich, Die deutsche Liedweise. Ein Stück positiver Ästhetik der Tonkunst. Mit einem Anhang: Lieder und Bruchstücke aus einer Handschrift des 14. bis 15. Jahrhunderts. Wien und Leipzig 1904, Carl Fromme. 6 *K* = 5 M.

Im Reiche der Musik spielt das Lied eine große Rolle. Es hat nicht nur als solches eine lange Entwicklung durchgemacht, sondern ist auch die Mutter vieler Formen, die nicht mehr mit dem Namen Lied bezeichnet werden können. Man denke an die dramatische Arie und gewisse Instrumentalformen. Das Lied hat auch den Vorzug relativer Einfachheit und Durchsichtigkeit. Deshalb eignet es sich in hohem Grade für eine selbständige Untersuchung; man darf mit Recht hoffen, dadurch in den Kern so mancher musikwissenschaftlichen Probleme einzudringen. Die deutsche Kunst hat seit langer Zeit auf diesem Gebiete die Führung. Haben wir doch noch in den letzten Jahren erlebt, wie sich H. Wolfs Lyrik Aufmerksamkeit und Teilnahme aller Musikalischen erzwungen hat.

Diese Gedanken haben den Verfasser des vorliegenden Buches dazu bestimmt, dem deutschen Liede seine Aufmerksamkeit zuzuwenden (S. 2). Das Buch ist systematisch. Zwar arbeitet der durch seine Teilnahme an der Publikation der Mondsee-Wiener Liederhandschrift (Acta Germanica 3. und 4. 1894/96) und durch sein Werk über die Tonkunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Leipzig, Breitkopf und Härtel 1900) wohlbekannte Verfasser mit voller Kenntnis der Musikgeschichte.

Aber in der hier zu besprechenden Arbeit kommt es ihm darauf an, zu zeigen, wie das Lied im Rhythmischen und Tonalen von einfachen, ja einförmigen Bildungen ausgegangen ist und erst allmählich die Stufen erstiegen hat, die wir im 16. und 19. Jahrhundert bewundern.

Die einzelnen Schritte auf diesem Wege festzulegen, die Gründe, aus denen sie gemacht wurden, unter Umständen die Notwendigkeit, die sie erzwang, nachzuweisen wird unternommen. Die Beziehungen des Liedes zur Instrumentalmusik und zur Versdichtung spielen in dieser Entwicklung natürlich eine große Rolle. Namentlich die der letzten Art. Und so wird das Buch des Verfassers nicht nur für den Musiker von Wert und Bedeutung. Auch der Literarhistoriker, der Germanist muß dazu Stellung nehmen.

Verfasser hat die Beziehungen der Liedform zur versmäßigen betont. Er will dem Philologen die Möglichkeit geben, sich einige wichtige Kenntnisse auf dem Gebiete der Liedmusik anzueignen, um die eigenen Studien fruchtbarer zu gestalten (S. 1). Und in der Tat: einige Kenntnis der Liedform, ihrer Entwicklung und ihrer Notationsweisen muß der Germanist haben, wenn er sich, namentlich mit mittelalterlichen Vokaltexten und Volksliedern beschäftigt. Die alte bequeme Weise mit 4 a und 3 b ⌣ an Minnelieder heranzutreten genügt jetzt nicht mehr.

Noch eines sollte den Germanisten antreiben, dem Liede seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Verfasser sagt sehr richtig (S. 190): wie von den Komponisten den sprachlichen Forderungen immer größere Sorgfalt zugewendet werde, so achte man jetzt auf germanistischer Seite mehr auf die tonliche Seite der Sprache. Und es ist kein Zweifel, daß ein immerwährendes Vergleichen des Sprechverses mit der Vokalmusik der Verslehre die wichtigsten Erkenntnisse einträgt.

In der Überzeugung des engen Zusammenhanges von Liedform und Verspoesie hat Verfasser die neuere metrische und phonetische Literatur nach Möglichkeit berücksichtigt. Das ist ein großes Verdienst und bleibt ihm. Daß die ihm zugänglichen Handbücher der deutschen Verslehre über das Wesen des Verses doch nicht genügende Auskunft geben, ist nicht seine Schuld.

Eine Darlegung des Gedankenganges gehe den kritischen Bemerkungen jedesmal voraus. Das Buch ist nicht bequem geschrieben. Straffere Disposition, mehr Überschriften, Sperrdruck der entscheidenden Worte, Petit würden das Verständnis sehr erleichtern. Ich fürchte, daß die Wirkung der wertvollen Darlegungen beim Philologen durch die Form der Darstellung sehr beeinträchtigt wird.

Allgemeines (S. 3—23).

Die musikalische Seite des Liedes heißt Melodie (Weise). Melodie ist eine tonal und rhythmisch geordnete, ausdrucksvolle Tonfolge (S. 3). Rhythmus und Tonalität gehören notwendig zu ihr. Bloße Abwechslung hoher und tiefer Töne (Benedix), bloßer tonaler Tonwechsel (Lipps) ge-

nügen nicht (S. 4 f.). Falsch ist auch der Laienbegriff, der nur tonal und rhythmisch einfache Tonfolgen (klare Taktverhältnisse, leichte Intervallfolgen, ‚quadratische‘ Form) als Melodien gelten läßt [und deshalb R. Wagners Meisterwerken ‚Melodie‘ abspricht] (S. 7).

Die Melodie verbindet sich mit dem Text (Wort). Entweder obligatorisch (z. B. ältestes Epos, Minnelied, überhaupt Lyrik des Mittelalters) oder fakultativ; letzteres, wenn die Vertonung einer Dichtung dem Zufall überlassen bleibt. Ferner absolut, wenn ein Gedicht immer dieselbe Weise hat; relativ, wenn die Verbindung von Wort und Weise lösbar ist (S. 11).

Oft tritt zu beiden eine Begleitung (S. 14). Aber der moderne Begriff der Begleitung hat sich erst allmählich entwickelt.

Unserer simultan-harmonisch empfundenen Sing- oder Spielbegleitung geht die Periode der Polyphonie, dieser die der streng sukzessiv-harmonischen Denkweise voran. [Eine eventuelle Begleitung ist hier auch sukzessiv-harmonisch; sie dient zur einfachen Stütze der Melodie-Heterophonie (S. 14 f.).]

Die älteste Periode des deutschen Liedes ist daher die einstimmige (homophone), das heißt rein sukzessiv-harmonische. Eventuelle Begleitung ist Heterophonie. Die mittlere ist die der Polyphonie, welche zunächst die Art der sukzessiv-harmonischen Weise bewahrt (rein im Tenor, mit Abweichungen in den anderen Stimmen). Ihr Prinzip ist: Vereinigung relativ selbständiger Melodien mit dem Tenor (S. 162 f.). Allmählich entwickelt sich aus solchen Werken das Gefühl für simultane Harmonie und der Unterschied von Melodie und Begleitung. Durch Eingreifen der Instrumente, Betonung der simultanen Harmonie entsteht das Akkordbewußtsein und der moderne, akkordlich fundierte Stil. Da die Melodiebildung von der tonalen Seite der Sprachmelik unabhängig ist (S. 196 f.), da sie sich hinsichtlich der Tonalität im rein musikalischen vollzieht, so hat Verfasser an der oben dargelegten fortschreitenden Verbindung der Bestandteile den Faden der Darstellung.

Tonalität und Rhythmus machen zusammen die Melodie. Die Tonalität, für sich betrachtet, wird aus der sukzessiv harmonischen über die gemischte der Polyphonie weg zur simultan harmonischen. Auch im Rhythmischen macht das Lied eine historische Entwicklung durch: ihr Ende ist die obligatorische Einführung des Taktes. Der Herausarbeitung des modernen Dur- und Mollgeschlechts samt seinen Transpositionsskalen entspricht das Durchdringen der Taktmäßigkeit (S. 9).

Diese geradlinige Entwicklung wird zu Zeiten unterbrochen; Seitenwege werden eingeschlagen.

Hierzu möchte ich folgendes bemerken. Rietsch versteht unter Melodie die sinn- und ausdrucksvolle, rhythmisch und tonal geordnete Tonfolge, die in einer Komposition als dominierend gefühlt wird, — so etwa darf man wohl seine Ansicht zusammenfassen.

Er lehnt Lipps' Begriff (Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane 27, 225 ff.) ab, tadelt auch den Begriff, den ich in der 'Rhythmik und Melodik der Zueignung' zugrunde lege (Euphorion 11, 580). Ich glaube aber nicht, daß zwischen Lipps und mir einerseits, Rietsch andererseits ein Widerspruch besteht. Rietsch nimmt Melodie im gewöhnlichen Sinn: wenn man von einem Liede die Begleitung, dann den Text wegläßt, bleibt als Rest die Melodie: freilich nur in abstracto, denn an Stelle des Sprachtextes muß eine Verlautbarung der 'Melodie' durch Vokalisation oder Instrumentalklang treten.

Lipps seinerseits versteht unter 'Melodie' etwas, das erst durch weitergehende Zerlegung dieses gewöhnlichen, von Rietsch beibehaltenen Begriffes erreicht wird. Zu dem, was bei der oben vorgenommenen Zerlegung übrig bleibt, scheidet nämlich Lipps wieder Melodie und Rhythmus. Melodie ist ihm dabei lediglich die Folge der Töne, insofern sie sich an ihren verschiedenen Stellen in verschiedener Weise auf ihre Tonika bezieht und dadurch Einheit erlangt. Allerdings scheint auch mir diese Definition zu eng. Selbst wer den Standpunkt Lipps' einnimmt, darf der Tonhöhenbewegung und Tonalität das Rhythmische nicht opfern. Denn neben dem Höher und Tiefer, neben der Beziehung der einander folgenden Töne und Intervalle auf die Tonika sind komplizierte Beziehungen nicht benachbarter, oft ziemlich weit voneinander entfernter Töne und Intervalle, dazu Abstufungen in ihrer Bedeutsamkeit für Sinn und Zusammenhang der Melodie von höchster Bedeutung. Wie die Intervalle einander folgender Töne, so haben aber auch die übergreifenden ihren Sinn und Ausdruck, ihre spezifisch tonal-ästhetische Seite. Das Gleiche gilt von den im Verhältnis der größeren oder geringeren Bedeutsamkeit stehenden Tönen und Intervallen. Die Rhythmisierung einer für den musikalischen Ausdruck geeigneten Tonreihe stellt also tonal-ästhetische Eindrücke sehr verwickelter Art her, sie hat Wirkungen, die von einer rhythmisch ganz undifferenzierten Tonreihe nicht ausgehen und die anderseits mit dem Rhythmus als solchem auch nicht verselbigt werden dürfen. Deshalb habe ich Rhythmus und Melodie so getrennt, wie es in der von Rietsch besprochenen Schrift geschehen ist, und halte an dieser Trennung auch fest. Vgl. meine deutsche Verslehre (München, Beck 1907) S. 24. Auch für die Darstellung des Verfassers wäre sie wohl praktischer.

Eine andere Frage ist es, ob es nicht zweckmäßig wäre, mit dem Verfasser Melodie auf den in der Musik üblichen Begriff zu beschränken und für 'Melodie' im Sinne von Lipps und meiner Definition einen neuen Ausdruck zu prägen. Das würde vermutlich sogar sehr nützlich sein.

Um den Begriff Melodie in irgend einem Sinne psychologisch hinreichend zu definieren, müßte auf jeden Fall auch die moderne Literatur über die fundierten Einheiten (Komplexionen usw. Vgl. meine Verslehre, S. 24 Fußnote) verwertet werden.

Die rhythmische Entwicklung der Liedform (S. 19—88). Rhythmus ist für den Verfasser Ordnung in der Zeit, und zwar eine Ordnung, der ein Zeitabschnitt als Maß [eine Maßzeit] wesentlich ist. Dieser Zeitabschnitt schließt notwendig ein Betonungssystem in sich ein, ein System, das vom Takt, vom Versmetrum oder von der rein tonalen Gliederung geliefert wird (S. 20).

Der Rhythmus des Liedes entwickelt sich nun so vom Einfachen zum Mannigfaltigen, daß die Töne des Liedes zunächst einfach den Taktteilen, die Glieder der Melodie den Takten und den Verbindungen der Takte nach der Formel 2 (2 × 2) folgen (Großrhythmus). Aber mehr und

mehr wird von dieser einfachen taktischen Form (Verfasser nennt sie die metrische, S. 24) abgegangen. Einfach taktisch-metrisch ist z. B. das russische Volkslied ‚Schöne Minka ich muß scheiden‘. Durch Punktierung (|♩. ♪ ♪) wird ganz leicht vom Urschema abgewichen. Weiter fallen durch ‚reitende Rhythmen‘ (M. Lussy) Motiv- und Taktgrenzen auseinander. (♩|♩ ♩ ♩|♩ ♩..). Die Gründe dieser Weiterbildungen sind rein musikalische: Erhöhung des melodischen Reizes. Andere regt die Verbindung der Melodie mit dem Texte an, und zwar Taktwechsel (S. 29 f.), Auftaktdehnung (S. 32 f.), Dehnung von Binnensenkungen (S. 33 f.) und Schlußsenkungen (S. 34 f.). Es folgen Behandlung daktylischer Versfüße nach dem — nicht taktisch-metrischen — Schema ♩ ♪ ♪ (S. 38), Proportionen- und Synkopenbildungen (S. 41 f.). Die Entwicklung der Liedform bewegt sich im Kleinrhythmischen zwischen den Extremen der schablonenhaften Anlehnung an das Taktische und äußerster Anpassung an Sprachakzente und Prosodie (S. 43). Zwischen beiden Enden gibt es eine ununterbrochene Reihe von Vermittlungsstufen, und eine Kasuistik aller Neuerungen ist daher unmöglich (S. 42).

Die großrhythmische Form bildet ursprünglich eine Aneinanderreihung gleicher Takte oder Motive (S. 48) und zwar nach dem Gesetz der paarweisen Gliederung (*mélodie quarrée*, S. 49), das heißt 2 (2 × 2). Sie wird durchbrochen durch Einführung dreitaktiger Stücke, die ihrerseits durch melismatische Erweiterung (S. 56), Echo (S. 57 f.), Zusammenziehungen viertaktiger Stücke auf Dreitaktige (S. 59), Dehnung (S. 60) entstehen. Weiter folgt Zusammenfassung einfacher und zusammengesetzter Takte gleicher Teilung (S. 62).

In der höheren Ordnung (Strophe) findet sich dieselbe Abweichung von der strengen Zweiteiligkeit.

Die Strophenteile grenzt die Kadenz ab (S. 66 f.). Abweichungen bewirkt die Wiederholung einer Zeile oder Halbzeile (S. 76). In der höchsten Ordnung bewegt sich die fortschreitende Entwicklung vom Lied, das die Melodie Strophe für Strophe wiederholt (Volkslied) bis zum durchkomponierten Lied über viele Stufen (S. 80).

Es ist sehr verdienstlich, daß der Verfasser bei der Entwicklung der Liedform die Bedeutung des Rhythmischen betont. Man läßt es sonst gern gegenüber dem melodischen Faktor zurücktreten. Ebenso stimme ich durchaus dem Streben bei, die verwickelte freie Form des ausgebildeten Kunstliedes aus einfachen, ja einförmigen abzuleiten. Die rhythmische Form des Liedes wird nur derjenige verstehen, der gelernt hat hinter der rhythmisch freien Form die schlichte Urform zu sehen, der die frei rhythmisch bewegte Form des Liedes im 16. Jahrhundert oder bei H. Wolf auf schlichte ‚quadratische‘ Urmetra (besser vielleicht: Grundmetra) beziehen kann. Die Sache steht im Lied nicht anders als in der Sprechversdichtung. Für beide Kunstgattungen habe ich das, was Rietsch hier tut, schon gefordert und durchzuführen gesucht in den Rhythmisierungen der Jenaer Handschrift (Herausgegeben von Holz, Saran, Bernoulli 1901, Band 2) und dann in einer Darstellung der Entwicklung des französischen Alexandriners (Der Rhythmus des

französischen Verses, Halle 1904). Meine ‚Deutsche Verslehre' von 1907 ist ganz auf diesen Gedanken gegründet. Ich stimme da prinzipiell mit dem Verfasser vollkommen überein.

In den Grundanschauungen, nach denen Rietsch die allgemeine Entwicklung zeichnet, weiche ich freilich von ihm ab. Ich glaube nicht, daß mit ihnen der Entwicklungsgang des Liedes im allgemeinen und einzelnen begriffen werden kann, ja ich gestehe, daß mir diese Anschauungen des Verfassers geradezu ein Hindernis für das Erkennen des Richtigen scheinen.

Der rhythmischen Konstruktion Rietschens liegt offenbar Mor. Hauptmanns Lehre vom Metrum und Rhythmus zugrunde (Natur der Harmonik und Metrik, S. 223 ff.), nur befreit von den harmonischen und metaphysischen Spekulationen, die sie ungenießbar und unverständlich machen. Insbesondere auch der Gedanke, der von Hauptmann a. a. O., S. 238 oben ausgesprochen wird. Es ist die Anschauung, daß das Knochengerüst der mannigfachen rhythmischen Bewegungen, selbst der freiesten, ein im Grunde zweiteiliges System sei, daß sich aus streng proportionierten Zeitteilen und aus wohl abgewogenen Akzenten von fast beliebig vielen Ordnungen zusammensetze. Das Niveau, von dem diese Ordnungen nach oben oder unten gehen, sei die Folge der — zeitlich ja gleichen — Taktteile. Wir finden dieselbe Anschauung bei G. Weber in der allgemeinen Musiklehre; sie ist in dieser oder jener Veränderung wohl die Meinung aller Musiktheoretiker, findet sich auch schon bei den griechischen Rhythmikern.

Nun wird die Taktreihe von Rietsch zugleich als die rhythmische Urform, gleichsam als der Urrhythmus des Liedes angesehen, der in fortschreitender Entwicklung zu ganz freien rhythmischen Formen differenziert sei. Man ersieht das ganz deutlich aus der S. 48 und 24 ff. gegebenen Beschreibung der elementaren Liedform. Das ist das Neue, was bei Rietsch zu der alten Lehre hinzukommt.

Ich halte die ganze Anschauung nicht für richtig. Sie bringt auch in die Lehren des Verfassers Widersprüche hinein und ist geeignet, die wertvollen Erkenntnisse, die wir ihm verdanken, wieder zu verdunkeln.

Bei der Definition des Rhythmus S. 20 setzt Verfasser eine Maßzeit nebst darin liegendem Betonungssystem als wesentlich. Dieselbe kann gleich der Taktdauer nebst den Akzenten der Taktglieder, auch gleich der Brevis nebst ihren 2 *tactus* sein. Aber es ist eben eine Maßzeit, ein Maß, das notwendig Proportionalität nach dem Verhältnis der kleinsten ganzen Zahlen in den Rhythmus bringt.

Nun aber hat weder der Rhythmus der Prosa, noch der der Verspoesie, ebensowenig der gregorianische, der des Seccorezitativs, noch der gewisser unmensurierter melismatischer Figuren eine Maßzeit. Verfasser verengert daher den Umfang des Rhythmischen der mittelalterlichen und modernen mensurierten, beziehungsweise taktmäßigen Notation zuliebe. Es kann nicht stark genug betont werden, daß dem Rhythmus weder Maßzeit noch Takt irgendwie wesentlich sind. Rhythmus muß ohne Rücksicht auf diese, freilich der polyphonen und modernen Kunstmusik wesentlichen Bestandteile definiert werden.

Ferner wirkt beim Verfasser noch der Lobesche Taktbegriff nach. Nicht als ob Rietsch entfernt daran dächte, musikalischen Taktinhalt und melodische Gruppe (Motiv) in der entwickelten Musik zu verselbigen. Lussy, Westphal und Riemann haben diesen Irrtum auch für ihn widerlegt. Aber es tritt bei Rietsch der Toninhalt des Taktes als melodische Urzelle auf (vgl. S. 24 f.), und damit wird dem Takte mindestens historisch eine direkte Beziehung zur rhythmischen Gruppenbildung beigelegt. Auch dies halte ich für einen verhängnisvollen Irrtum.

Der Takt hängt lediglich mit dem Schwerpunkt- und Zeitensystem der proportionierten Rhythmen zusammen; die Gliederung geht von Urzeiten an

ihre eigenen Wege. Vgl. Rhythmus des französischen Verses S. 69 f.: Deutsche Verslehre, S. 153 ff. Sie kann ebensogut gleich mit aufsteigenden (reitenden) Rhythmen beginnen. Das hängt lediglich von der Stimmung der Komposition ab.

Auch darin wirkt Lobes Definition nach, daß der Verfasser das wesentliche des Taktes in der Taktdauer sieht (vgl. S. 20). Einfluß der Metrik zeigt sich darin, daß Takt mit Versfuß, Hebung mit Thesis, Senkung mit Arsis in direkte Beziehung gesetzt wird (S. 23). Rietsch verhehlt sich natürlich nicht, daß der Fuß und Takt in Wirklichkeit oft auseinandergehen (S. 24). Aber auch hier wird die in der Wirklichkeit nicht voll aufrecht erhaltene Entsprechung beider im Historischen wiedergefunden.

Ich halte diese Anschauung nicht für zutreffend, behaupte sogar, daß Versfuß und Takt, Hebung und Thesis, Senkung und Arsis ihrem Wesen nach nicht das geringste gemein haben, noch je gehabt haben. Gelegentlicher Zusammenfall ist zufällig, unwesentlich. Die vornehmste, freilich auch schwerste Aufgabe des Rhythmikers ist, sich von dem offenen oder versteckten Einfluß des modernen Taktbegriffes ganz frei zu machen und die rhythmische Formenlehre ohne jede Rücksicht auf ihn zu begründen. An Stelle des Taktes müssen als Grundlage der Analyse die Begriffe der Hebung und Senkung treten, die ihrerseits ihre Berechtigung empfangen aus Erwägungen, wie ich sie Rhythmus des französischen Verses S. 70 und 302, Jen. Hs. 2, 119 f. und 122, Verslehre S. 154 angestellt habe.

Die Rhythmen des Liedes beziehe ich demnach nicht wie Rietsch auf die verschiedenen Taktformen und ihre Folgen, sondern wie ich das Verslehre S. 140 ff. darstelle, auf die Rhythmen primitiver, nach Hebung und Senkung klarer Melodien, die die Bedeutungen von Begleitungen orchestischer Bewegungen hatten, aber schon im Urzustand von der Bewegung verhältnismäßig unabhängig waren und schnell noch mehr wurden.

Der Unterschied meiner Anschauung und der des Verfassers (welche zugleich die aller Musiktheoretiker ist) läßt sich vielleicht durch einen Versuch am einfachsten fühlen. Man singe das Kinderlied ‚Fuchs, du hast die Gans gestohlen'[1]) ganz langsam im Tempo des Kirchenliedes (♩ = M. M. 50), dann ♩ = 120 und = 240 und schlage den Takt. Die Hebung und Senkungsverteilung bleibt immer dieselbe; der Takt wechselt jedesmal. Bei Tempo 120 wird man einfachen $^2/_4$, bei 240 einfachen $^2/_2$ Takt schlagen, bei 50 einfachen $^2/_4$, aber mit gebrochenen Taktteilen, das heißt die Taktzeit ist ♪ bei 50, ♩ bei 120, 𝅗𝅥 bei 240.

Die zu enge Definition des Rhythmus S. 20 hindert auch etwas die klare Darstellung der Liedentwicklung.

Wenn Verfasser (S. 21) sagt, in der Periode der Neumen hatte es an streng geregelten Zeitwerten und festen Akzenten gefehlt, in der der Mensuralnotation sei die Zeitmensur, in neuerer Zeit noch taktmäßige Akzentordnung durchgeführt worden, so gilt das zunächst nur für die Notenschrift, nicht für die Lieder selbst. Verfasser stellt ja selbst (S. 8) straff taktischen Rhythmus an den Anfang der Entwicklung: mit Recht nennt er Stücke solchen Charakters dürftig. Und diese straff taktmäßigen Lieder hat es immer gegeben: Tanz, Marsch, Reigen können ohne sie nicht bestehen. Das sagt Rietsch auch selbst. Da nun die geschlossene Liedform irgendwie immer auf Marsch-, Tanz-, Reigenlieder (orchestische Bewegungslieder, siehe Verslehre S. 156 ff.) zurückgeht und deshalb auf solche einfache Formen als Grundformen bezogen (ebd. S. 274 f.) werden muß, so wäre Verfasser wohl zu einer vollständigeren und einleuchtenderen Systematik der Liedmodifikationen gelangt, wenn er der von mir in der Jen. Hs. 2, S. 102 ff. entwickelten Lehre von den Arten des Rhythmus und ihrer Mischung

[1]) Jede Silbe 𝅗𝅥 notiert.

näher getreten wäre, die er selbst ja Anz. f. deutsch. Altert. 29, S. 64 f. als vollkommen richtig anerkennt.

Ausgehend von der streng orchestischen, taktisch quadratischen, primitiven Melodie des Bewegungsliedes (ihre Form vgl. Verslehre S. 148 ff.) würde ich folgende Entwicklung annehmen:

a) Modifikationen im Rahmen dieser strengsten Formweise: das sind besonders die, welche von mir Verslehre S. 152 genannt sind; vgl. auch S. 172 ff.

Die Entfernung des Liedes vom orchestischen Urrhythmus führt zu musikmetrischen Formen:

b) Annäherung an den Sprachakzent unter Erhaltung von Zeitmensur und Takt ergiebt Liedformen nach Verslehre §§ 20 und 21. Solche hat es sicherlich zu jeder Zeit gegeben.

c) Takt und Zeitmensur kommen ins Wanken und werden mehr und mehr zugunsten eines sprachlichen Rhythmus aufgegeben. Den letzteren findet man rein z. B. im gregorianischen Gesang und Rezitativ vor. So ist im Mittelalter das epische Lied (vgl. Verslehre S. 182 ff., aödischer Rhythmus) gewesen; dazu manche Minnelieder (Verslehre S. 273 f.; Rhythmus des französischen Verses S. 39). Das Extrem dürfte das mittelalterliche Kunstlied vor seiner Mensurierung erreicht haben. (Rhythmus des französischen Verses S. 39, Verslehre S. 274.)

Gleichzeitig dringt oft der melische Rhythmus ein.

Deutlich ist er zu sehen an melismatischen Stellen, die den alten Rahmen sprengen, weil sie ihre eigene Bewegung haben. Starke Einmischung von Melismen wird aber auch den orchestischen Charakter der anderen Stellen mehr oder weniger verändern. Beispiel: Rhythmus des französischen Verses S. 88, wo man natürlich ganz frei, ohne Takt singen muß. Die Taktschreibung dient nur dazu, in dem Rhythmus das Grundmetrum schneller erkennen zu lassen.

d) Takt und Zeitmensur bleiben streng erhalten. Sie werden als wesentlich empfunden, ihre Bezeichnung daher in die Notenschrift aufgenommen.

Innerhalb dieser Grenzen vollzieht sich eine neue Annäherung der Liedform an die verschiedenen Stilarten des Sprachakzentes (Rhythmus des französischen Verses S. 73, 448).

Diese Entwicklung hat Rietsch besonders geschildert. Für sie gilt auch allein das von ihm (S. 43 ff.) aufgestellte Gesetz. Sie führt zu so freien Formen wie sie H. Wolfs Lyrik nicht selten bietet.

In diesen Formen von d) lockert sich oft wieder — wohl meist unter dem Einfluß des Rezitativs — Taktordnung und Mensur. Doch nur so weit, daß sie noch deutlich bleibt: die Notenschrift hält sie daher fest. Dahin gehört Rietsch S. 54 (an eine Äolsharfe).

Nicht selten findet man hier die Rhythmusarten auf Singstimme und Begleitung verteilt, als Polyrhythmie. Vgl. S. Bach, Matthäuspassion ‚Du lieber Heiland du!'

Die Verhältnisse verwickeln sich noch mehr.

In den gregorianischen Gesang (der sich wesentlich über Prosatexten erhebt) kommt beim mehrstimmigen Gesang die Mensur hinein. Vom Kirchengesang überträgt sie sich, samt der Polyphonie aufs Lied. Viele der takt- und mensurlosen Formen von c) erhalten nun Mensur (aber nicht Takt!).

Es entsteht:

e) das mensurierte, polyphone Lied mit seinem Höhepunkt im 15. bis 16. Jahrhundert. Rietsch hat dies seinem Wesen nach vortrefflich gekennzeichnet. Vgl. namentlich Mondsee Wiener Hs. (Akta Germanica 4) S. 168 ff. und Liedw. S. 84 ff. Dazu Rhythmus des französischen Verses S. 51 ff. und die Analysen ebd. S. 90 ff. Man beachte, daß dies Lied seinem Wesen nach polyrhythmisch ist. Rietsch, Mondsee Wiener Hs. S. 172 und Liedw. S. 22. Über den Begriff siehe Verslehre S. 142.

Das Aufkommen der quadratischen Liedform im 16. Jahrhundert wird vermutlich bald auf die polyphon-mensurierte Einfluß geübt und Mischbildungen hervorgerufen haben.

So entstehen eine Fülle von rhythmischen Stilarten des Liedes, die jede ihren eigenen Ausdruck hat. Viele derselben sind gleichzeitig nebeneinander im Gebrauch. Nur die mensuraliter notierten sind heute — lediglich wegen ihrer Notation — ungebräuchlich. Wenn sich aber unsere Kunstmusik an der Taktmäßigkeit ersättigt hat — das dürfte wohl bald einmal eintreten — wird auch die Zeit der mensuralen Rhythmik wiederkommen. Freilich würde es sich dann darum handeln, das wertvolle der alten Notation ohne ihre Verwickelung in die moderne einzuführen.

Ich bemerke noch, daß bei einer Darstellung der Lockerung der alten Urrhythmen des Liedes auch die von mir Verslehre §§ 22 und 23 behandelten Erscheinungen, besonders die Brechung, mitberücksichtigt werden müssen. Die Versrhythmik kann man in unserem Zusammenhang als einen Sonderfall der rhythmischen Entwicklung des Liedrhythmus auffassen. Umgekehrt dürfte sich das Vorbild meiner Verslehre auch für die Rhythmik des Liedes als nützlich erweisen. Die Lage der Dinge ist auf beiden Seiten sehr ähnlich.

Von Einzelheiten merke ich noch folgendes an:

Den Erörterungen von S. 14—18 ist entschieden zuzustimmen. S. 24 darf bei Weber statt $^2/_4$ nicht $^4/_8$ taktiert werden. Das ergäbe ein ganz unrichtiges Tempo und falschen Ausdruck.

S. 26 ff. wird das Lied ‚Entlaubet ist der Walde' behandelt und über den Mangel fester Zeitvorschriften in der Neumierung gesprochen. Die scheinbare Gleichgiltigkeit wird sich zum Teil so erklären, wie Rietsch (S. 29) andeutet. Vielleicht hatten auch gewisse Gattungen ein bestimmtes Maß, das sich dann im einzelnen Falle von selbst verstand. Anderseits ist zu bedenken, daß es schon sehr früh Lieder der oben unter c) beschriebenen Stilart gab. Die Vorherrschaft des kirchlichen, gregorianischen Gesanges hatte das Ohr vermutlich schnell an solche Freiheit gewöhnt. Vgl. auch die Sequenz und ihre weltlichen Nachbildungen. Für Lieder dieses Stils ist aber die Frage „grader oder ungrader Takt?", überhaupt eine mensurierte Notation sinnwidrig. Für sie kam man mit dem Anschluß ans Textmetrum völlig aus. Dies Textmetrum war und ist übrigens im Zeitlichen keineswegs immer so unbestimmt, wie man gerne glaubt. Es gibt da sehr große Unterschiede. Vgl. Verslehre S. 186 f. Mit dem Hervortreten der Polyphonie und Mensuralmusik wird auch im homophonen Lied das Bedürfnis nach festen Zeitwerten langsam erwacht sein.

Der Text S. 26 ist nicht einfach dipodisch (S. 31). Man beachte die Inversionen. In jeder Zeile tritt noch eine Hebung besonders hervor; die anderen zwei stehen einander in der Schwere näher und sind etwas leichter. Vgl. Goethes Heidenröslein, das nicht dipodisch ist (Verslehre S. 219 f.).

Der rhythmische Stil des Liedes hat etwas eindringliches und pointierendes: *lau-*, *kalt-*, *rau-*, *alt*, *mei-*, *fal-*, *lei-*, *schwe-* sind in der ersten Strophe die Gipfel der Reihen. Bei sinngemäßer Deklamation wechselt der Text unter anderen zwischen Gliedern (nicht Füßen!) der Formen ♩ 𝅗𝅥 ♩ , ♩ ♩ , ♩ ♩ , ♩ ♩ ♩ das heißt: in den rhythmisch zusammengehörigen Silben waltet eine Neigung (mehr nicht!), die Verhältnisse 1 : 2 und 1 : 1 annähernd in der Dauer einzuhalten, dabei unter völligem Ausschluß von Taktmäßigkeit und gleichen Hebungsabständen. Also ganz im Rohen: entläubet ist der wälde.

♩. 𝅗𝅥 ♩ ♩ ♩ ♩. ♩.

Die kleine Dehnung des *-de* ist nötig, um nicht die zweite Zeile abreißen zu lassen. Die Reihen der zwei Stollen sind auch gebunden, wie schon die Brechung in der dritten Zeile sehen läßt. Die Dehnung beschwert zugleich und

so darf jene ‚klingende‘ Silbe *-de* wohl nach Verslehre S. 193 beurteilt und als verklingende Hebung gedeutet werden. Ebenso *balde* und die entsprechenden Stellen der anderen Strophen. Die mensurale Vertonung gibt diesen sprechmetrischen Charakter des Gedichtes im allgemeinen gut wieder.

Die musikalische Betonung, die Verfasser S. 31 aufstellt, ist gewiß richtig, und man kann sich auch mit ihrer Einkleidung in das moderne Taktgewand einverstanden erklären. Aber warum „müssen“ die zwei Semibreven S. 31 den Zeitraum eines Taktes ausfüllen? Und vor allem, warum soll statt des $^4/_4$-Taktes |𝅗𝅥 ♩ ♩| (S. 31 unten) ebenso gut |♩ ♩ 𝅗𝅥.| geschrieben werden dürfen?
3

Für mensurale Lieder ist von unserem Taktbewußtsein ganz abzusehen, das hat Verfasser selbst in der Mondseer Hs. S. 175 mit vollem Recht behauptet. Einer mensuralen Melodie ist es durchaus nicht wesentlich, irgendwie taktierbar zu sein (vgl. Rhythmus des französischen Verses S. 91 f.). Hat die S. 20 gegebene Definition von Rhythmus den Verfasser veranlaßt, seine früheren Ansichten zu ändern? Außerdem ist das h jenes $^4/_4$-Taktes durchaus keine rhythmische Hebung, sondern eben nur Thesis; in diesem Falle ist es ein Senkungston. Das Glied *winter* ist durch ein Melisma ausgesponnen: eine neue Hebung bringt das Melisma aber nicht in die Reihe, obgleich es an sich natürlich möglich wäre.

Was die S. 31—32 für möglich erklärte Duolenschreibung anbelangt, so ist sie m. E. deshalb nicht gestattet, weil sie den Rhythmus ändern würde. Taktiert man die originale Melodie, dann ist das Viertel die Taktzeit, und sie bleibt der Dauer nach durch die Komposition gleich. Jener von Rietsch angesetzte $^4/_4$-Takt ist also wirklich um $^2/_4$ kürzer als die $^6/_4$-Takte. Gerade das gibt der Melodie den Charakter. Notiert man mit Duole, dann ändert, d. h. verlängert man den Wert der Taktzeit zweimal hintereinander, und das ist ganz unmöglich, weil niemand danach taktieren kann. Vgl. Verslehre S. 154. Es kommt bei dem Verfasser hier, wie mir scheint, wieder der Lobesche Taktbegriff zum Vorschein. Lobe definiert Takt so (Katechismus der Musik): Takt ist „die Einteilung der aufeinander folgenden Töne in kleine gleiche Zeitgrenzen“. Daß heißt: für Lobe steht die Dauer des ganzen Taktes im Vordergrund, die Taktteile, -glieder und die Taktzeit folgen daraus.

Das ist aber ganz unrichtig. Gerade das Gegenteil ist der Fall, so sehr, daß es auf die Abstände von Thesis zu Thesis in der Musik gar nicht ankommt. Vgl. auch Böhme, Altdeutsches Liederbuch S. LXIV. Übrigens betont derselbe doch nicht nach Beckmesser-Art (S. 32), wie seine Darlegungen a. a. O. beweisen, wenngleich er freilich von der mittelalterlichen Mensur keine richtige Vorstellung hat.

Die taktmäßige Betrachtung hindert den Verfasser auch manchmal an der richtigen Würdigung der Rhythmen. Seine ‚Daktylen‘ ♩ ♩ ♩ oder 𝅗𝅥 ♩ ♩ sind nichts als Taktformen und als solche rhythmisch sehr unbestimmte Gebilde. Unter dem ‚Tripeltakt‘ verbirgt sich nämlich: 1. ♩ ♩ ♩ = 𝅗𝅥 ♩ das heißt eine einhebige echt trochäische Bewegung; 2. ♩ ♩ ♩ ein zweihebiges Stück, eine Tonreihe mit Haupthebung und leichter Nebenhebung (Polka Mazurka, u. ä.); 3. ♩ ♩ ♩ dasselbe mit schwerer Nebenhebung (in ionischen Metren, vgl. Verslehre S. 165, Nr. 6). | 𝅗𝅥 ♩ ♩ aberist 1. 𝅗𝅥 ♩ ♩ = —́ ⏑⏑ das heißt Spondeus mit aufgelöster Senkung, oder 2. 𝅗𝅥 ♩ ♩ Doppelspondeus mit Zusammenziehung, das heißt ⌴ —́ —. Alle diese Formen sind absolut verschieden. Z. B. ist die Form —́ ⏑⏑ zu sehen in Goethe-Eberwein ‚Hier sind wir versammelt‘ (Verslehre S. 164), ⌴ —́ — herrscht dagegen in ‚Ach, wie ists möglich dann‘ (ebd. S. 163). Letztere Form habe ich für Wizlav (Jenaer Hs. 2, S. 51—52) angesetzt. Jenes *Loybere* ist also kein Daktylus (Rietsch S. 28), sondern ⌴ —́ —;

es enthält zwei volle Hebungen. Da die Zusammenziehung auch in 3 b, 4 b an charakteristischen Stellen vorhanden ist (vgl. Verslehre S. 257 unten), so liegt sie auch im Anfang nahe. Die Stilart des Liedes ist nach Verslehre S. 287 unten zu beurteilen. Liliencrons 3/4-Takt vernichtet den deklamatorischen Reiz des Liedes.

S. 39: das Blücherlied ist so komponiert:

‚er reitet so freudig sein mutiges Pferd',

[illegible]

das heißt, die Zeile ist eine zweireihige Kette mit häufigen Zusammenziehungen.

S. 72 verstehe ich nicht, wieso ein Beweis für die mensurale Notierung der Mondsee-Wiener Melodie vorliegt. Ich kann mich von der mensuralen Aufzeichnung jener Handschrift (die ersten Stücke natürlich ausgenommen) nicht überzeugen. Freilich ebenso wenig von Riemanns Pliken.

S. 76 ff. sind meines Erachtens die abgedruckten Vertonungen der Sapphischen Ode alle unrichtig, das heißt vom korrekten griechischen Standpunkt aus. Der Grieche brauchte seinen Chronos protos als Maßzeit, so wie der Mensuralist seine Brevis (Tempus), das heißt für dieselbe Komposition blieb ihr Wert konstant. Die Längen der griechischen Verse sind Multipla dieser Maßzeit. Der Abstand von Thesis zu Thesis spielte im Griechischen ebenso wenig eine Rolle wie in der modernen Zeit. Das Metrum der Sapphischen Ode ist also gewesen: 3/4 4/4 | 𝅗𝅥 ♩ | 𝅗𝅥 ♩ | 𝅗𝅥 ♩ ♩ | 𝅗𝅥 ♩ | 𝅗𝅥. | 𝅗𝅥. (oder als Fünfer mit dem Schlusse | 𝅗𝅥 ♩ |, der mir aber etwas atemlos vorkommt). In diesem Metrum ist der dritte Takt um 1/4 länger als die anderen: die Thesenabstände haben ungleiche Dauer. Die originalen Vertonungen des Tritonius und Senfl (Vierteljahrschrift 3, 52 ff.) sind — mit Ausnahme der Reihenschlüsse — richtig. Liliencron, Gevaert, Houdard liegen alle in den Fesseln des Lobeschen Taktbegriffes und geben unmögliche Übertragungen. Das gleiche gilt von den Berechnungen der modernen griechischen Metrik, über die man Westphal-Roßbachs Theorie der musikalischen Künste der Hellenen [3] 1, S. 131 ff. nachlese. Wenn sich die Musikwissenschaft und die Metrik nicht von dem Lobeschen Taktbegriff und dem gänzlich imaginären rhythmischen Prinzip der ‚Taktgleichheit' freimacht, wird sie nie auf einen grünen Zweig kommen (Verslehre S. 154). Etwas anderes ist es natürlich, wenn Johannes Brahms (Sapphische Ode) oder Beethoven (Adelaide) das alte Metrum aus dem modernen taktischen Rhythmusgefühl heraus behandeln. Diese Art ist für die deutschen Texte sogar die einzig richtige, weil dieselben metrisch nicht logaödisch (im technischen Sinne der Alten) gedacht sind.

Die Tonfolge: (S. 89—192).

Nach einer einleuchtenden Darstellung der Entstehung unserer modernen Tonalität wird der Grundsatz der weiteren Darstellung gewonnen: bei der Untersuchung der Liedmelodik ist von den Verhältnissen des sukzessiv-harmonischen Liedes auszugehen. Eben die spezifisch-tonale Seite der Melodie gehört nach Rietsch in die Melodik, nicht, wie es die übliche Melodielehre zeigt, die großrhythmische.

Die Regeln des strengen Kontrapunktes, die aus sukzessiv harmonischer Denkart stammen, bilden willkommene Anhaltspunkte (S. 93).

Als Eigentümlichkeiten der streng homophonen Melodie ergeben sich: stufenweise, im Sekundschritt, abwärts gehende Kadenz (94), Vermeidung allzu weiter Tonschritte (97), z. B. des Tritonus (98) und anderer (S. 100). Eine Statistik der vorkommenden Intervalle in älteren Liedern ergibt sehr interessante Tatsachen (S. 102).

Die Sekundschritte machen fast $^4/_5$ aller Tonschritte aus, Sexten und größere Intervalle fehlen. Im 18. Jahrhundert gehen die Sekunden auffällig zurück, Terzen treten mit Quarten hervor und zwar so, daß Akkordbrechungen entstehen. Es tut sich der Einfluß der Simultanharmonie kund (103). Akkordbrechungen finden sich zwar auch im ‚Kuhhorn', ‚Nachthorn', ‚Taghorn' der Mondsee-Wiener Hs. Aber da ahmen sie die Naturtöne der Hörner nach und sind akkordlich nicht fundiert. Später ändert sich unter dem Einfluß der Instrumente noch der Tonumfang der Melodie, sehr weite und viele chromatische Schritte werden gemacht (110). Aber diese Erweiterung der alten Regeln ist nicht bloß durch die Instrumentalmusik bedingt, auch durch das Streben, immer reichere Mittel des Ausdruckes zu erlangen. Vgl. die sehr interessante Intervallstatistik S. 111.

Diese Tatsachen wiederholen sich, wenn man nach der Betrachtung der melodischen Tonschritte auch die harmonischen Tonstufen beachtet, das heißt die einzelnen Töne in ihrem Verhalten zur Tonika berücksichtigt (113). Aus der Verbindung beider Weisen der Betrachtung ergibt sich, daß gewisse Tonfolgen (S. 115) vorzugsweise sangbar sind, daher sich immer wieder aufdrängen. In solchen Fällen auf Entlehnung zu schließen, ist ungerechtfertigt (S. 114 ff.). Verfasser kritisiert hier mit Recht die Sucht überall Entlehnungen zu finden (114—120). Starke Einwirkungen auf die Melodik hat auch der metrische Text gehabt.

Vf. fragt, ob auch die sprachliche Tonhöhenbewegung zur musikalischen Beziehung hat (126). Die Antwort ist einstweilen kaum möglich, weil das Material an notierten Sprechmelodien zu gering ist (126 ff. werden die betreffenden Versuche besprochen). Aber einzelne deutliche Beziehungen sind schon jetzt erkennbar. Vgl. über die Eigentöne der Vokale (135), Nachbildung der sprachlichen Gleichtöne von Silben durch Vorschläge, Melismen, Durchgangsnoten (135—142), syllabischer Gesang (142). Die Vergleichung der Tonführung (S. 142 ff.) geht von dem Gedanken aus, der stärkere Ton falle ursprünglich mit dem höheren zusammen; alles andere sei spätere Entwicklung. Abweichung der melodischen von der sprachlichen sei aber nötig, um Monotonie zu vermeiden, beziehungsweise um Denken des Ausdruckes willen. Fälle S. 144 ff., 154 f. Das instrumentale habe auch manches angeregt (148). Verwandtschaft der Melodie und sprachlichen Tonführung zeigt sich im Schlußfall (157) und Anheben (158).

Große Veränderung des sukzessiv harmonischen Denkens bringt die Simultanharmonie. Es entwickelt sich der Unterschied von Melodie und Begleitung, Baß-, Mittel-, Oberstimme (161 ff.), erforderlich wird Proportionalität der Zeiten (167) usw. Die instrumentale Begleitung bringt wieder viele Neuerungen (175 ff.), z. B. insofern sie unsangbare Intervalle zu treffen erleichtert und deshalb ihrem Gebrauch in der Melodie Vorschub leistet. So entfernt sich die Melodie des Liedes mehr und mehr von der alten simultan-harmonischen.

Der Abschnitt über die Tonfolge ist, wie ich glaube, der wertvollste des Buches. Und der Grundgedanke des Verfassers, die Melodie des Liedes habe eine Entwicklung von einfachster Tonalität zu immer reicherer durchgemacht, scheint mir grundlegend, namentlich, da zugleich die Methode und die Mittel der Untersuchung gezeigt werden. Die übliche Melodik (und füge ich hinzu: überhaupt die ganze Kompositionslehre) ist ein Gemisch von Rhythmik und Melodik (und Harmonik), das nach keiner Seite hin befriedigt.

Verfasser hat mit den Worten § 150 vollkommen recht. Ich glaube, die Trennung der Gebiete würde sich noch leichter vollziehen, wenn man meine oben mitgeteilte Definition von Melodie zugrunde legte. Die von Rhythmus siehe Verslehre S. 138 f. Hoffentlich findet Verfasser die Zeit, das hier aufgestellte Programm einmal bis ins einzelne, mit reicherer Statistik auszuführen. Soweit ich mir ein Urteil erlauben darf, scheinen mir die Gedanken und Grundanschauungen des Verfassers durchaus richtig. Folgende Anmerkungen sollen lediglich bekunden, mit welchem Interesse ich seiner klärenden und fördernden Untersuchung gefolgt bin.

Die Grundlage der Melodie, auch wenn man meine Definition (Verslehre S. 24 sinngemäß geändert) annimmt, ist der Rhythmus. Ohne Rhythmik gibt es keine Melodik, überhaupt keine Kompositionslehre und Harmonik. Mängel der rhythmischen Grundauffassung müssen daher in der Melodik ihre Folgen haben. Dies zeigt sich auch bei Rietsch.

Verfasser zählt in den Statistiken die vorkommenden Intervalle einer Melodie. Die über das Versende weggreifenden läßt er, wie billig, außer acht: die Cäsur hebt das Intervallgefühl auf. Aber rhythmische Grenzen gibt es auch im Vers, also innerhalb der Zeilenmelodie (vgl. Verslehre S. 153 und 177). Auch hier muß also der Unterschied zwischen ‚wirkenden' und ‚toten' Tonschritten beachtet werden.

Sievers hat diese Beobachtung für den Sprechvers gemacht: für die Musik hat sie H. Riemann irgendwo ausgesprochen.

Freilich wird auch ein ‚totes Intervall' wirken, aber jedenfalls so, daß seine Wirkung ohne Bedeutung für den Sinn und Zusammenhang bleibt. Die toten Intervalle sind den toten Pausen (Verslehre 176) vergleichbar. Eine Statistik muß natürlich wirkende und tote Intervalle scheiden. Also kann ohne ganz eingehende Zergliederung von Liedern (Beispiele siehe Verslehre S. 162 ff.) eine Melodik nicht wohl aufgebaut werden.

Ich habe ferner oben gesagt, daß das Taktgerüst nicht die Grundlage sei, von der aus die Rhythmik eines Liedes, überhaupt der Musik verstanden werden könne. Gerade die Betonung des Taktgerüstes hat von je das beste und wichtigste am Rhythmus aus der Rhythmik hinaus in die Melodik und Kompositionslehre gedrängt und diese daran gehindert, ihre wahre Aufgabe (die Verfasser in seinem Buche so richtig angibt) zu erkennen. Das Kleben am Taktgerüst und seinen Modifikationen behindert aber auch die Melodik. Denn es verleitet den Forscher dazu, zu übersehen, wie verschieden die Bedeutung und die Bedeutsamkeit der Intervalle für den Zusammenhang, für den Sinn der individuellen Melodie ist; mindestens hindert sie ihn daran, diese Verschiedenheiten richtig einzuschätzen, wenn er daran denkt. Rietsch ist sich über die Bedeutung der Schwere für den Sinn der Intervallfolge im allgemeinen völlig klar (vgl. S. 5 f.), im Einzelnen vermag er sie aber nicht richtig abzuschätzen, weil er an der üblichen taktischen Betrachtungsweise von Rhythmen festhält und auf meine in Band 2 der Jenaer Hs. dargelegte und durchgeführte nicht eingeht. Ein Beispiel lehre, was ich meine:

Das Intervall c—g hat ein ganz anderes Gewicht und andere Bedeutung im Rhythmus – ´ als ´ –. Das sagt Rietsch richtig selbst. Es wirkt im

Zusammenhang der Melodie aber auch wieder anders in der Form ⏝́ ⏑̀ (Haupthebung, schwere Nebenhebung) oder ⏝́ ⏑̀ (Haupthebung, leichte Nebenhebung). Wieder anders als ⏑́⏑, d. h. in aufgelöster Hebung und als ⏑⏑, d. h. in aufgelöster Senkung. Mit anderen Worten: Gewicht und Bedeutung eines Intervalls ist sehr verschieden und richtet sich im einzelnen Falle nach der rhythmischen Schwere der Töne, aus denen es besteht; insbesondere ist das Gewicht des jeweils schwereren Tones für den Gesamteindruck maßgebend.

Dieser Gesichtspunkt ist z. B. bei der Beurteilung von Schlußfällen größerer rhythmischen Stücke von Bedeutung. Z. B. hat in dem Beispiel S. 31 das Intervall über *wal-de* die Schwere „Hebung — leichte Nebenhebung" = ⏑́ ⏑̀ (von *-de* zu *in* totes Intervall wegen des Versendes). Das urmetrische ⏝́ ⏑̀ ist auf ⏑́ ⏑̀ reduziert (nach Verslehre S. 193), die Hebungsschwere aber noch merklich.

Weiter fallen für den Sinn einer Melodie nicht bloß die Intervalle in die Wagschale, welche nebeneinander liegen, sondern auch solche, welche über Töne weggreifen. Ja mir scheinen diese oft charakteristischer als die nebeneinanderliegenden. Es kommen da in erster Linie die Intervalle rhythmisch vereinigter, daß heißt im ‚Bund'- und Reihenzusammenhang stehender Hebungstöne in Betracht.

Für die Melodie ‚Fuchs, du hast die Gans gestohlen' sind offenbar die Töne der Akkorde, welche sich auf Tonika und Dominanten aufbauen, wesentlicher als die Sekundschritte und beweisen für dies Kinderlied simultan-harmonische Grundlage. Der Eindruck einer akkordlichen Melodie rührt wesentlich daher, daß diese Akkordtöne auf den Hebungen stehen, daher als die bedeutsamen Bestandteile der Melodie ins Ohr fallen und nun unter sich in besondere Beziehung treten. In den höheren rhythmischen Ordnungen (Kette, Gesätz) knüpfen sich Intervallbeziehungen der gruppenschließenden Töne.

Eine Melodie ist also eine Komplexion tonaler Beziehungen, die (durch den Rhythmus) ein verwickeltes, aus mehreren über- und untereinander stehenden Ordnungen gebautes System bilden. Bei statistischer Aufnahme muß der Rangordnung der Intervalle Rechnung getragen, insbesondere der Unterschied (Rhythmus) gehobener und gesenkter Töne beachtet werden

Das ist aber nur möglich, wenn man nach der von mir Jenaer Hs. Band 2 angegebenen Methode zergliedert. Denn nach den Taktschwerpunkten kann man sich hierbei nicht richten. Dem Takte nach haben Töne oft gleiche Funktion (Thesis—Nebenthesis—Arsis), welche rhythmisch ganz verschiedene haben.

Bei einer Darstellung der Entwicklung der Melodie vom sukzessiv-harmonischen zum modernen Stil wäre wohl genauer, eine ähnliche Ordnung zu beobachten, wie bei der entsprechenden rhythmischen.

Einerseits entwickelt sich der primitiv-homophone Stil mehr und mehr wie Verfasser zeigt, geht dann in den polyphonen und endlich in den akkordlichen über. Aber nachdem diese Stufe erreicht ist, setzt im 18. Jahrhundert wieder ein, in mancher Hinsicht primitiver, nun aber akkordlicher Stil ein, der zuerst einmal das neu erlangte akkordliche System gründlich ausnutzt (vgl. das Kinderlied ‚Fuchs, du hast die Gans gestohlen' u. a.).

Er tut das, indem er zugleich rhythmisch auf die primitiven orchestischen Formen zurückgreift, die in der Kunstmusik ganz überwunden waren. Daher die *mélodies quarrées*. Von da aus geht eine neue Entwicklung ins 19. Jahrhundert hinein. Die Vergleichung der musikalischen und sprachlichen Tonführung konnte dem Verfasser nur wenig Resultate liefern, weil viel zu wenig über die Sprachmelodie bekannt ist. Ich darf hier wohl auf § 13 meiner Verslehre hinweisen, wo eingehend über die Tonverhältnisse der Sprache gehandelt wird.

Danach würden vielleicht manche seiner Annahmen zu verändern sein. S. 219 ff. habe ich Goethes ‚Heidenröslein' nach Sprechmelodie und Rhythmus notiert, um einen Vergleich mit Franz Schuberts ganz vorzüglicher Vertonung

(Verslehre S. 162) möglich zu machen. Es sind sehr enge Beziehungen da, nicht nur in Melodie, sondern auch im Rhythmus.

Bei der Notation habe ich nach Rietsch' Vorschlag (Euphorion 11, 580) die Silbendauer durch Verschiedenheit der Notenköpfe ausgedrückt. Aber diese Notenwerte sollen nur angenäherte sein. Die Vorstellung von Mensur und Takt ist streng fernzuhalten. —

Man findet bei Rietsch mehrfach die Überzeugung ausgesprochen, die modernen, bereits sehr vollkommenen Registriermethoden würden die Lösung vieler schwebender Fragen der Verslehre ohne weiteres bringen. Der Apparat werde die Sprechmelodie aufzeichnen (S. 128), er könne die rhythmische Zeitdauer exakt bestimmen (S. 20), vielleicht sogar die rhythmischen Stärkeverhältnisse im Anschluß an die Kraft des Atemstoßes messen (S. 20).

Solcher physikalischen Methode gegenüber scheint die unmittelbare Beobachtung mit dem Ohr in beklagenswerter Weise benachteiligt. Diese Meinung findet sich nicht nur bei Rietsch; sie ist weit verbreitet — aber sie ist grundfalsch. Sie beruht auf unrichtigen psychologischen Voraussetzungen.

Ich habe schon, Rhythmus des französischen Verses S. 291 ff. und 449, darauf hingewiesen, daß die Eigenschaft rhythmischer und ebenso akzentueller Elemente, die die Rhythmik und Grammatik gemeinhin ‚Stärke' nennt und die wir auch als ‚Stärke' unmittelbar zu empfinden glauben, gar nicht ‚Stärke', das heißt Tonintensität ist. Es ist etwas gänzlich davon verschiedenes, das an solchen Gegenständen der Wahrnehmung auffällt, nämlich die ‚Schwere', das heißt psychische Bedeutsamkeit. Die Intensität des Tones hängt bei der Stimme allerdings vom Atemdruck ab: sie kommt uns als Lautheit zum Bewußtsein. Aber ‚Lautheit' ist nicht der Bestandteil des Rhythmus, den die Grammatiker und Metriker meinen, sondern eben die ‚Schwere'. Unmittelbar beweisend ist für diese Ansicht die Musik der Orgel. Stärke-, das heißt Lautheitsabstufungen sind auf ihr technisch unmöglich, und doch ist an der Rhythmik der Orgelmusik nichts auszusetzen. Die Schwere eines Tones, einer Silbe nun ist ein Ergebnis des Zusammenwirkens vieler Faktoren, von denen die Stärke = Lautheit meist einer, aber — die Orgelrhythmik beweist es — gar nicht der wichtigste ist (vgl. Verslehre 94). Gesetzt nun auch, man dürfe die Lautheit eines Tones der Stärke des zugehörigen Atemdruckes völlig gleichsetzen und könne letztere dann messen, so hätte man nur den quantitativen Ausdruck für e i n e n der vielen F a k t o r e n der Schwere, niemals aber einen für diese selbst. Die Schwere ist eine Komplexion, etwas rein Psychisches, das als Ganzes physikalischer Messung gar nicht zugänglich ist. Ihre Grade können nur vom Hörenden geschätzt, nie vom Apparat registriert werden.

Genau dasselbe gilt von den grammatischen und rhythmischen Zeiten der Sprache. Es ist eine naive Vorstellung, zu glauben, wenn eine Silbe objektiv als $^1/_4$ Sekunde lang und einer anderen Silbe mathematisch gleich registriert sei, höre sie das Subjekt auch als $^1/_4$ Sekunde lang und jener anderen gleich. Natürlich geht dies objektive Verhältnis durch sein psychisches Korrelat in das entsprechende Bewußtseinserlebnis ein, aber in dem letzteren braucht deshalb weder das Bewußtsein einer sprachlichen Länge noch einer Gleichheit vorhanden zu sein. Der ganze Zusammenhang der Rede, das Ethos der Sprechart, die Klangfarbe, akzentuelle Gewohnheiten, Zeittäuschungen und wahrscheinlich sehr vieles andere noch kommt zu der objektiven Zeitdauer hinzu und erzeugt eine grammatische, beziehungsweise rhythmische Zeitvorstellung, über die wir aus der Registrierkurve direkt so gut wie nichts aussagen können. Die Länge oder Kürze, die der Hörer von Sprache in seinem Bewußtsein findet und auf die es in Akzentlehre und Rhythmik allein ankommt, ist dem Apparat unzugänglich. Sie ist wie die Schwere eine psychische Komplexion und kann nur subjektiv geschätzt, nicht objektiv gemessen werden.

Und endlich, bei diesen scheinbar so einfachen grammatischen und rhythmischen Dingen darf nicht die ungeheure Wirkung der psychischen Wahrnehmung und Aufmerksamkeit außer Betracht bleiben. Dies namentlich nicht bei der sprachlichen Tonführung. Man kann die Schwingungen der Stimmbänder auf einem berußten Bande fixieren, messen, zählen und so mit mathematischer Genauigkeit alle Töne ermitteln, die der Kehlkopf beim Sprechen hervorbringt. Bei der Rede erhält man so ein kontinuierliches Auf und Ab der Stimmtonkurve, das nur durch eventuelle Verschlüsse und Pausen unterbrochen wird. Aber diese so exakte optische Kurve ist keineswegs ein adäquates Bild des Redemelos, wie es uns das Ohr vermittelt.

Sie ist allenfalls eine Darstellung des objektiven Reizes, der das Ohr des Hörers trifft, nicht dessen, was er dann wirklich ‚hört'. Objektiver Reiz und Bewußtseinserlebnis sind zwei verschiedene Dinge. Denn von der ganzen Tonreihe der Kurve nimmt der Hörer nur eine Auswahl wirklich wahr, weil er Einsätze und Abklingen der Stimmbänder, auch beim Beobachten, nicht hören kann. Und beim unbefangenen Hören wieder bemerkt er von dem, was er beobachtend ermitteln könnte, bei weitem nicht alles; also hört der unbefangene Zuhörer nun wieder erheblich weniger als der Beobachter. Und dann bewerten sich die Töne dem Hörer in einer Weise, von der der Apparat nichts zeigt. Denn die Lautheit und besonders die Klangfarbe der Töne (Vollstimme-Murmelstimme) stehen in der Kurve nicht drin. Sie gerad elenken aber die Wahrnehmung und Aufmerksamkeit. Außerdem setzt die Seele die verschiedenen Töne der Kurve im Anschluß an die akzentuelle oder rhythmische Gliederung in mannigfache Beziehungen und auch das wirkt sehr bei der Auffassung mit. Akzentuelle Gewohnheiten, Täuschungen kommen hinzu.

Also ist auch die Tonreihe der prosaischen oder versmäßigen Rede, die ich ‚höre', eine psychische Komplexion: sie ist streng von dem Bilde der Kurve zu sondern. Es wäre ein schwerer methodischer Fehler aus dem Auf und Ab der Kurve ohne weiteres auf ein entsprechendes Auf und Ab der im Bewußtsein erlebten, ‚gehörten' Tonführung zu schließen und umgekehrt. Die Sprachmelodie, die ich höre, kann ich nur selber schätzen und in ihrem Auf und Ab ermitteln. Der Apparat entwirft davon ein ganz einseitiges Bild, das erst sorgfältigster Deutung bedarf, um wissenschaftlich brauchbar zu sein.

Ohne sorgfältige Interpretation sind Registrierkurven also nur geeignet, zu verwirren. Sie haben keinen Wert, ja sie schaden, wenn nicht Akzent, Stimmung und die besonderen Bedingungen, in und unter denen die Versuchsperson gesprochen hat, genau bekannt sind. Man kann jeden, der nicht selbst viel und lange experimentiert hat, nur warnen, die Kurven und „exakten" Ergebnisse der Phonetiker zu benutzen, es sei denn, daß nachgewiesen wird, daß die zuletzt gemachten Bedingungen vollkommen erfüllt sind. Der Grammatiker und Metriker lasse sich jedenfalls nicht gleich durch den Anschein der absoluten Exaktheit blenden.

Die Liedweise und das Grundgesetz der Tonkunst (S. 193 bis 211). Der Abschnitt faßt die allgemeinen Gedanken des Verfassers zusammen und beleuchtet sie in interessanter Weise. Betont wird S. 196 ff. mit vollem Recht, daß Sprache und Musik, wenn sie sich auch in Rhythmus und Melodie verbinden können, doch ihrem Wesen nach getrennt sind. Der Gesang gehört nicht näher zur Sprache, sondern er gehört zur Musik. Ferner beachte man, die Ableitung des Begriffes ‚Volkslied', ‚volksmäßig' (rhythmisch-tonale Einfachheit und Geschlossenheit). S. 205 wird das Verhältnis von Sprache und Musik im wesentlichen zutreffend

dargestellt. Verfasser berührt da Gedanken, auf die ich gleichzeitig von anderer Seite her gekommen bin. Vgl. Jen. Hf. 2, 102 ff.

Halle a. S. F. Saran.

Read Bertha, The influence of Solomon Gessner upon English literature. Americana Germanica New series. (Monographs devoted to the comparative study of the literary, linguistic and other cultural relations of Germany and America. Editor Marion Dexter Learned), vol. IV. Philadelphia. (Reprinted from German American Annals, vol. III.) 1905. $ 1.25.

Geßners Idyllen waren die ersten Sprößlinge der deutschen Muse, welche jenseits des Kanals einen Achtungserfolg errangen. Aus ihnen haben Walter Scott und Lord Byron die deutsche Sprache erlernt. Sie haben auch bald einen merklichen Einfluß auf die englische Dichtung ausgeübt. Diese Einwirkung machte sich in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts zum erstenmal fühlbar, während die frühesten englischen Übersetzungen schon zu Beginn der sechziger Jahre veröffentlicht worden waren. Daß Geßners Idyllen, besonders aber der „Tod Abels", in Coleridge und Wordsworth eifrige Verehrer und Nachahmer gefunden haben, hat bereits Alois Brandl in seinem Buche „Samuel Taylor Coleridge und die englische Romantik" (Berlin 1886, S. 206 ff.) festgestellt. An diese Tatsachen konnte die Verfasserin des vorliegenden Buches anknüpfen. Was Brandl allgemein angedeutet hat, konnte sie im einzelnen ausführen. Um ihrer Darstellung einen weiteren Hintergrund zu geben, hat sie im ersten Teile die Urteile englischer Kritiker über die dichterischen und malerischen Leistungen des Schweizers sowie über seine Persönlichkeit und sein Familienleben vorausgeschickt. Sie sind entweder ihrem vollen Umfange nach aufgenommen oder es sind die wichtigsten Stellen aus ihnen wörtlich angeführt. Die Anordnung ist aber leider weder streng chronologisch noch auch durchgehends nach stofflichen Gesichtspunkten getroffen; dadurch wird die Übersicht erschwert. Außerdem hätte es sich empfohlen, die anerkennenden Urteile von den für Geßner ungünstigen Rezensionen zu sondern und den Wortlaut der entscheidenden Stellen in einem Anhange wiederzugeben, die wörtliche Wiedergabe ist dem Forscher auf jeden Fall erwünscht, weil sie ihn der Mühe überhebt, die in Deutschland schwer zugänglichen englischen Journale selbst zu durchforschen.

Im zweiten Teil untersucht die Verfasserin zunächst das Verhältnis William Cowpers zu dem Schweizer Dichter. Daran reiht sich ein Kapitel über die Stellung des schon genannten Samuel Taylor Coleridge zu Geßner. Ein weiterer Abschnitt befaßt sich mit William Wordsworth und seinem Verhältnis zu dem deutschen Idyllendichter. Sodann werden die Beziehungen der drei dramatischen Dichtungen Lord Byron's: Cain, a Mystery, Heaven and Earth, und Manfred, zum „Tode Abels" erörtert. Das Schlußkapitel geht noch unbedeutenden Einflüssen der Idyllen Geßners auf Shelley, William Blake, Thomas Hood und Alfred Tennyson nach; hier sind auch in Kürze die wichtigsten englischen Übersetzungen besprochen.

Die Verfasserin hat sich bei ihren Untersuchungen auf die bedeutendsten poetischen Charaktere und Motive Geßners gestützt. Es ist ihr gelungen, wertvolle Ergebnisse über die Einwirkung Geßners auf Cowper, Coleridge und Wordsworth zutage zu fördern; diese Kapitel sind auch die schätzbarsten im ganzen Buche. Ganz mit Unrecht jedoch hat Bertha Reed die Frage nach dem Verhältnisse Lord Byrons zu Geßner von neuem aufgeworfen, obwohl sie bereits als abgetan betrachtet werden kann. Die von Dr. Schirmacher in einem Königsberger Programm

(1863) zuerst aufgestellte Behauptung, daß „Der Tod Abels" auf Lord Byron's Cain Einfluß geübt habe, ist bereits von Alfred Schaffner in seiner Straßburger Dissertation „Cain und seine Quellen" (1880) widerlegt worden.[1]) Trotzdem hat Friedrich Blumenthal in seinem Programmaufsatze Lord Byron's Mystery Cain and its relation to Milton's Paradise Lost and Gessner's Death of Abel[2]) wieder Beziehungen des englischen Mysteriums zur Idylle des Schweizer Dichters feststellen wollen. Aber seine Annahme hat sowohl in der „Anglia" (Beiblatt, 3. Jahrgang, S. 90) als auch in den „Englischen Studien" (16. Band, S. 310) eine Zurückweisung gefunden. Es muß daher sehr befremden, wenn Bertha Reed neuerdings nicht nur im Cain, sondern auch in Heaven and Earth und im Manfred Einflüsse Geßners entdecken will. Daß Lord Byron den Schweizer Dichter gekannt hat, ist durch sein Vorwort zum Cain bezeugt; aber wer die drei Dichtungen des Engländers eingehend liest, muß gestehen, daß dieser dem deutschen Idyll wenig oder gar nichts zu danken hat. Denn Lord Byron hat die Gestalt Cains ganz anders aufgefaßt als Geßner; er hat überhaupt ganz andere poetische Absichten verfolgt.

Sehr schwach erscheint mir das Schlußkapitel. Das (S. 109) zitierte Gedichtchen The Lamb von William Blake verrät so deutlich den Einfluß Robert Burns', daß ich an eine Einwirkung Geßners nicht glauben kann. Auch die (S. 112 und S. 113) angeführten Verse, welche Tennyson als einen Nachahmer des Schweizers erscheinen lassen sollen, enthalten keinen zwingenden Beweis für die Bekanntschaft des Engländers mit Geßner. Die Verfasserin hat leider in diesem Teil die Motive, auf die sie sich stützt, ganz aus ihrem Zusammenhange herausgenommen und für sich betrachtet, ohne auf das Ganze einen Blick zu werfen. Auf die Individualität der englischen Dichter ist durchgängig zu wenig Gewicht gelegt. Außerdem ist auf die sonstigen literarischen und persönlichen Beziehungen der in Betracht kommenden Engländer zu Deutschland zu wenig oder gar keine Rücksicht genommen.

Prag. Josef Wihan.

Karo Gottwalt, Johann Salomo Semler in seiner Bedeutung für die Theologie mit besonderer Berücksichtigung seines Streites mit G. E. Lessing. Berlin 1905, C. A. Schwetschke & Sohn. 3 M.

Gastrow Paul, Johann Salomo Semler in seiner Bedeutung für die Theologie mit besonderer Berücksichtigung seines Streites mit G. E. Lessing. Gießen 1905, A. Töpelmann. 9 M.

Zscharnack Leopold, Lessing und Semler. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Rationalismus und der kritischen Theologie. Ebenda. 10 M.

Die Geschichte der doch so wichtigen religiösen und theologischen Aufklärung des 17. und 18. Jahrhunderts ist lange arg vernachlässigt worden. Erst in der allerjüngsten Zeit hat das Interesse der Theologen sich ihr zuzuwenden begonnen. So erschienen 1905 nicht weniger als

[1]) Felix Bobertag pflichtet ihm hierin bei: Englische Studien, 4. Band, S. 337.
[2]) Beilage zum 48. Jahresbericht der städtischen Oberrealschule zu Oldenburg, 1891.

vier Schriften über den berühmten Hallenser Theologen Semler (1725—1791), der zuerst der Aufklärung in der deutschen Fachtheologie Bahn brach, aber bisher mehr genannt als wirklich bekannt war. Drei von ihnen liegen zur Besprechung vor. Von diesen sind die Schriften Gastrows und Karos mit dem Preise der Karl Schwarz-Stiftung gekrönt, während die Schrift Zscharnacks unabhängig davon entstanden ist. War es bisher nicht leicht, aus den an Wiederholungen reichen, der Präzision entbehrenden und mit sonstigen Mängeln des Stils behafteten Schriften Semlers die Hauptgedanken herauszufinden, so ist nunmehr ein klares Bild des trotz aller seiner Schranken bedeutenden, sympathischen und eigenartigen Mannes gewonnen, den man den Vater des Rationalismus zu nennen pflegt, dessen Gesamtanschauung aber wesentlich anders geartet ist, als die des vulgären theologischen Rationalismus.

Karo schildert nach einer kurzen Einleitung Semlers Verdienste um die einzelnen theologischen Disziplinen und geht dann kurz auf sein Verhältnis zu Lessing ein, der Semler gegenüber als der klarere und konsequentere gewürdigt wird.

Eingehender als diese flott und klar geschriebene Skizze sind die Bücher Gastrows und Zscharnacks.

Gastrow bringt den Leser durch reichliche und lange — vielleicht etwas zu reichliche — Zitate aus Semler und Analyse verschiedener Hauptschriften desselben in intime Berührung mit ihm, insbesondere nützt er die für die Charakterisierung der Persönlichkeit Semlers wertvolle Selbstbiographie gut aus. Er schildert Semlers Theologie nach seiten ihrer kritisch-wissenschaftlichen und ihrer kirchlich-praktischen Bedeutung und schiebt dazwischen einen kurzen, aber gut orientierenden Abschnitt über Semler und Lessing ein. Aus Gastrows ganzem Buche spricht deutlich warme Sympathie für seinen Helden.

Zscharnack stellt den Entwicklungsgang Lessings und Semlers und ihre religiösen Anschauungen nebeneinander, schildert in eingehender und sorgfältiger Weise ihre Kritik des Kanon, ihre kirchenhistorischen Anschauungen und ihre allgemeinen religiösen und theologischen Prinzipien. Ein letzter Abschnitt behandelt Semlers Stellung nach 1779. Zscharnack geht mehr als die beiden anderen auf die Beziehungen zu Vorgängern und Zeitgenossen ein, z. B. auf Grotius, die Deisten, die Wolffianer, Mosheim, Michaelis und andere. So entfaltet sich vor uns ein reiches Bild des religiösen und theologischen Lebens der Zeit. Insbesondere wird der Unterschied zwischen der französisch beeinflußten Aufklärung der Höfe und der Literaten und dem viel zahmeren Universitätsrationalismus mit Recht betont.

Die durch diese Schriften herausgearbeitete Leistung Semlers kann nur kurz angedeutet werden. Besonders deutlich läßt Gastrow die charakteristischen Grundzüge der Semlerschen Theologie hervortreten: die kritisch-

empiristische Denkweise, die im Gegensatz zu dem dogmatisch-metaphysischen Rationalismus Wolffs steht, auf englische Einflüsse zurückgeht und zu der erkenntniskritischen Überzeugung von der Inadäquatheit und Relativität aller menschlichen Erkenntnis führt, und die durch den Pietismus beeinflußte, warme persönliche Frömmigkeit, die von bloßem rationalistischen Moralismus — womit man bisher Semlers Frömmigkeit richtig zu charakterisieren glaubte — weit entfernt ist. Durch beide Momente ist Semlers wichtige Unterscheidung von Religion und Theologie bedingt.

Was Semlers Leistungen auf den einzelnen Gebieten betrifft, so entwickelt mit besonderer Genauigkeit Zscharnack seine kritische Anschauung von der Bibel, seine historisch-psychologischen exegetischen Prinzipien, seine Wertkritik des Kanons, seine Beurteilung des Alten Testamentes als einer jüdisch-nationalen für die Christen nicht mehr verbindlichen Schrift, seinen Nachweis jüdischer Elemente im Neuen Testament, die dadurch bedingte Ablehnung der alten Inspirationslehre und die Anschauung, daß das Christentum vollkommner sei als seine neutestamentliche Stufe.

In der Kirchengeschichte hat Semler die Veränderlichkeit des Dogmas gesehen und mit leidenschaftlicher Energie nachgewiesen und ist dadurch zum Vater der Dogmengeschichte geworden. Gastrow beurteilt seine Geschichtsschreibung etwas zu gut, wenn er ihm liebevolles Verständnis für die einzelnen geschichtlichen Erscheinungen nachrühmt. Mit Recht sieht dagegen Zscharnack, daß ihm die Geschichte oft als Beispielsammlung seiner kritischen Anschauung dient.

Alle drei Autoren sehen in Semlers Gegensatz gegen die radikalen Aufklärer Reimarus, Bahrdt und Basedow, der seit 1779 hervortrat, keinen Abfall von seinen früheren Anschauungen, sondern erklären ihn als in der Konsequenz derselben liegend. Sie betonen mit Recht, daß Semler mit dem positiven Christentum mehr gemeinsam hat als jene, und daß seine Toleranz und sein Relativismus der Prätension eines aufgeklärten Naturalismus entgegenstanden, die ausschließlich richtige Religionsanschauung zu sein, daß er vielmehr die Frömmigkeit in jedem Gewande, auch im orthodoxen erkannte. Dazu betont mit besonderer Energie Gastrow das kirchliche Interesse Semlers. Er habe die Notwendigkeit kirchlicher Formeln und Organisationen für den Fortbestand des religiösen Lebens erkannt, sei für die Veränderungsmöglichkeit solcher Formeln, aber auch für behutsames Vorgehen bei Neuerungen eingetreten. Daraus erkläre sich die Forderung, daß der Religionslehrer nicht seine Privatreligion, sondern die öffentliche Religion zu lehren habe. So stelle seine Theologie die rechte Synthese geistiger Freiheit und kirchlicher Gebundenheit dar. Ganz anders urteilt hier Karo, der die Halbheit und Inkonsequenz der Haltung Semlers scharf hervorhebt. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen.

So richtig es ist zu betonen, daß Semlers Unterscheidung von Privatreligion und öffentlicher Religion keine unbegreifliche Wunderlichkeit ist, sondern aus berechtigten Motiven entspringt, so hat Gastrow über dem Lobe dafür meines Erachtens doch allzusehr die schweren Fehler der Stellung Semlers übersehen, oder wenigstens nicht genug hervorgehoben: die Wahrheit kommt zu kurz, die Gewissensfreiheit leidet unter der unwürdigen Abhängigkeit von der Obrigkeit, die in Religionssachen allein zu entscheiden hat, und es bleibt schwer zu verstehen, daß Semler trotz der behaupteten Notwendigkeit der Veränderlichkeit kirchlicher Formeln auf die praktischen Reformwünsche nie eingeht.

Die Vergleichung Lessings mit Semler bestätigt die Meinung Zscharnacks, es sei wertvoll, Lessing nicht immer nur mit Goeze, sondern einmal mit einem modernen Theologen seiner Zeit wie Semler zusammen zu behandeln. Seine Anschauungen erscheinen dann nicht so singulär für seine Zeit, sondern werden historisch verständlicher.

Das schöne Bild, das Zscharnack von der religiösen Stellung Lessings entwirft, leidet meines Erachtens etwas darunter, daß er für die Darstellung derselben den Gesichtspunkt der Offenbarung in den Mittelpunkt stellt, dessen Verwertung bei Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts" doch nur Akkommodation ist. Zscharnack sieht das auch selbst und sagt, daß Lessing unter Offenbarung die allmählich fortschreitende psychologisch verständliche Entwicklung im Geistesleben der Menschheit versteht. Das ist aber doch eine so völlige Umdeutung des Offenbarungsbegriffes, daß er zum leitenden Gesichtspunkt der Darstellung sich nicht gut eignet. Mit Recht betont Zscharnack, daß Lessing über den alten Begriff einer allgemeinen natürlichen Religion im Grunde schon hinaus ist. Es ist dem hinzuzufügen, daß Semlers Relativismus ebenfalls zu einer Zersetzung desselben führt.

Ganz trefflich ist trotz ihrer Kürze die Nebeneinanderstellung Lessings und Semlers bei Gastrow. Kritischer Trieb, Drängen auf eigene Überzeugung, Toleranz, die Auffassung der Religion als einer einfachen, praktischen Sache und viele ähnliche Auffassungen, vor allem über die Bibel, sind ihnen gemeinsam, aber Semler ist trotz aller Kritik christlich-kirchlich, Lessing bei aller Frömmigkeit allgemein religiös und religionsphilosophisch interessiert. Semler hält am Offenbarungsglauben fest, bei Lessing ist er Akkommodation. Lessing ist spekulativer Metaphysiker und Geschichtsphilosoph, Semler empirisch und relativistisch gerichteter Geschichtsforscher, in diesem Punkte also moderner als Lessing.

Es steht zu hoffen, daß die drei Bücher zu weiterer Arbeit an der Geschichte der religiösen und theologischen Aufklärung anregen, die auch für die Kulturgeschichte von hohem Interesse ist.

Leipzig. Heinrich Hoffmann.

Hallgarten R., Die Anfänge der Schweizer Dorfgeschichte. München 1906 (A. Buchholz). 1.80 M.

Hallgarten erörtert in der Einleitung, was hauptsächlich die schweizerische von der deutschen Dorfgeschichte scheide: der grundlegende Physiokratismus, die Richtung auf das Gemeinnützige, auch ihr Alter: Hirzel, Pestalozzi, Zschokke und die Anfänge Gotthelfs fallen vor das Erscheinen des Immermannschen Münchhausen — ich kann alles dreies nicht zugeben —; und es ergibt sich ihm (nach einem historischen Überblick) die Disposition (S. 9): ‚Empfindsamkeit und Naturgefühl verknüpfen die Schweizer Dorfgeschichte mit dem Idyll. Politische und pädagogische Ziele führen sie darüber hinaus.‘

Demnach handelt Kapitel I von ihrem Verhältnis zum Idyll: Hirzel hat einen wesentlichen Einfluß auf Geßners moralische Tendenz, umgekehrt verdankt er Geßners Anregung zur Beobachtung der Natur; S. 14 über sein Verhältnis zu Kleist.

Nach Hirzel soll, wenn ich Hallgarten recht verstehe — es ist nicht leicht, seinen oft unverbunden aufgereihten Gedanken nachzukommen — der Einfluß des Idylls zu Ende sein.

Ich indessen finde in Hirzels ‚Philosophischem Bauer‘ nichts Idyllisches. Eher in ‚Lienhard und Gertrud‘.

Pestalozzi erzählt im Schwanengesang, daß er fünf oder sechs Erzählungen Marmontelscher Art geschrieben habe, die ihn dann nicht ansprachen, und daß die letzte ‚Lienhard und Gertrud‘ gewesen sei. Marmontel aber ist wenigstens in seinen ländlichen Erzählungen durchaus idyllenhaft, und es scheint mir ganz glaublich, daß Pestalozzi in jenen fünf Erzählungen erst von idyllischeren, literarisch gebundneren Charakteren zu den realistischen vorgedrungen ist, die ihn dann befriedigten. Arner und der Pfarrer sind noch so idyllisch, an Voß gemahnend. Und gerade Arner hat eine deutliche Parallele an dem edlen, vorurteilslosen, hilfsbereiten Gutsherrn in Marmontels Annette et Lubin: Die hyperunschuldige Annette ist schwanger von ihrem Vetter, nach dem Verwandtschaftsgrade darf sie ihn nicht heiraten, ihr Kind wird ausgestoßen sein, sie gehen zu dem Herrn und er bringt alles ins Gleiche, ganz wie Arner auf Gertruds Bittgang hin. Aber auch wenn sich gar kein stoffliches Zusammentreffen zwischen Marmontel und Pestalozzi nachweisen ließe, so genügte das meines Erachtens noch nicht, Pestalozzis gar zu klares Zeugnis beiseite zu schieben: sie haben ja auch die moralische Tendenz gemein, und wenn Pestalozzi für ländliche Dichtung nur die Idylle als Vorbild kannte, so mag sehr wohl Marmontel sein Ausgangspunkt gewesen sein.

Kapitel II. Geschichte des Physiokratismus: Quesnay, Arzt wie Hirzel, Turgot, der Verbreiter deutscher Literatur in Frankreich, besonders des Idylls (dabei ein Hinweis auf seinen Lehrer Huber), Mirabeau, der

die Verbindung mit den Schweizern herstellt, insbesonders mit der Berner Ökonomischen Gesellschaft, deren Mitglied Hirzel seit 1762 war.

Aber mir scheint der Nachweis, daß Hirzels und Pestalozzis hier in Frage kommende Werke vom Physiokratismus abhänging seien, ganz verunglückt. Schon daß Hirzel seinen Beruf zu solcher Schriftstellerei so umständlich begründet, spricht dagegen.

Als Junge von 9 bis 16 Jahren bereits auf dem Lande, sagt er im ‚Philosophischen Bauer', ‚empfande ich die Wahrheit der Lobsprüche, die ich bey reiferem Alter, in den unsterblichen Schriften der Griechen und Römer dem Feldbau geben sahe'. Und es folgt der Hymnus des xenophontischen Socrates auf die Landwirtschaft, allerdings ohne Quellenangabe: Oeconomicus V. 1—17. Später ist Hirzel zu den Freuden seiner Jugend zurückgekehrt, erweitert seine früher geschöpften Begriffe und setzt sich dadurch in den Stand, seine Mitbürger zu einer so edlen Bemühung aufzumuntern und ihnen die Bahn anzuweisen, durch Verbesserung des Feldbaues die Wohlfahrt des Vaterlandes zu befördern (S. 16). Auch als angestellter Arzt muß er sich mit dem Landbau beschäftigen, und er verweist auf eine Anleitung, den Viehseuchen durch Verbesserung der Weiden vorzubauen, die den Schriften der physikalischen Gesellschaft in Zürich einverleibt ist.

Es kommt aber — und damit wendet sich Hirzel ausdrücklich gegen die physikalische Gesellschaft — nicht auf landwirtschaftliche Neuerungen und Erfindungen an; statt dessen soll auf eine Musterwirtschaft hingewiesen werden, die zur Nachahmung ladet: Xenophon, Oecon. II. 16—18. Und eine solche ist die des Jacob Gujer von Wermetschweil alias Kleinjogg, auf den Hirzel ganz so trifft, wie Socrates bei Xenophon auf den Ischomachos. ‚Die Beschreibung der Wirtschaft dieses würdigen Mannes wird nach der angeführten Erinnerung des weisen Socrates, zu Verbesserung der Landwirtschaft die beste Anleitung geben' (S. 22).

Auch weiterhin wird Xenophon zitiert: ‚Wie helle leuchtet hier' — bei der Weisheit Kleinjoggs — ‚die Wahrheit, von dem Ausspruch Socrates, in die Augen, daß man nirgends besser die Gerechtigkeit und die Kunst zu regieren, erlernen könne, als bei dem Feldbau' (S. 78): Oecon. V. 12. Kleinjogg wird auch schlechtweg der Socratische Bauer genannt (S. 97). Vgl. ferner: ‚ich glaubte mich in die Gesellschaft eines alten griechischen Weltweisen versetzt' (S. 116); ‚Man wird mir daher nicht übel nehmen, wenn ich die Weisheit dieses Mannes, mit der Weisheit Socrates vergleiche. Schade! daß ihm ein Xenophon mangelt, seine Weisheit, in ihrer vollen Stärke, zu Vermehrung der Tugend, allgemein bekandt zu machen' (S. 121).

Und schließlich ist auch der praktische Vorschlag des Buches, nämlich aufmunternde Auszeichnungen durch eine Gesellschaft zu verteilen, Xenophon entlehnt, diesmal aus dem Hieron, Kap. IX vgl. Oecon. IV. 15 f.

Daß Xenophon für Hirzel Vorbild war, scheint sonach außer Zweifel, wenn auch dort die Verhältnisse schon dadurch anders liegen, daß Ischomachos ein reicher Bürger, ein καλὸς κἀγαθός ist, der als solcher Ackerbau treibt und also den Schweizer Bauern nur scheinbar entspricht: Hirzels antiquarische Kenntnisse waren eben mangelhaft. Es verschlägt natürlich auch nichts, daß in Xenophons Buche nicht allein vom Feldbau, sondern von der οἰκονομία überhaupt die Rede ist. Jedenfalls wird auch, wie bei Hirzel, der Feldbau vom Pflügen, Misten, Säen, Pflanzen an durchgegangen.

Ein so enges Verhältnis zu den antiken Klassikern bezeugt Hirzel auch später selbst. Er erzählt im vierten Briefe (an Sophie La Roche) der ‚Neuen Prüfung des philosophischen Bauers‘, Zürich 1785, S. 343, daß er gern mit Menschen jedes Standes umging und sie ausfragte. ‚So sammelte ich mir von Kindheit an intuitive Kenntnißen der Menschen, die sich nachher bey Durchlesung der Schriften der alten Weltweisen erhelleten und mir den wahren Geist derselben entdeckten. Ich sahe deswegen auch in den Claßischen Schriften mehr auf die Sachen als auf die Sprache. — Hier befand ich (mich) meistens in dem Umgange mit natürlichen Menschen, welche die Kenntnisse und weise Grundsätze aus der Natur und ihren Erfahrungen gesammelt; und wenn sie Tugenden mit Nachdruck anpreisen wollten, solches durch Beyspiele grosser Menschen, unter denen sie gelebt, thaten.‘

Was bleibt dann an dem ‚Philosophischen Bauer‘, der ‚ein kleines Kompendium der physiokratischenLehre‘ bieten soll, physiokratisch? Ich gehe durch, was Hallgarten heraushebt. (Sehen wir ganz davon ab, daß es sich im Gegensatze zu den ersten Physiokraten um einen Kleinbetrieb handelt.) Den Hinweis auf das Menschentum im Bauern, der eine der wichtigsten Anregungen Mirabeaus sein soll (S. 28), hatte nicht nötig wer bei Xenophon die Frage aufgeworfen fand, ob neben den Bauern die τεχνῖκαι und βάναυσοι überhaupt zur Kalokagathie fähig seien. Es ist auch nicht Quesnays Methode und nicht Mirabeaus Denkweise, die zur Untersuchung der Einzelwirtschaft auffordert, sondern, wie wir sahen, Xenophon. Die Physiokraten müssen zu ihren statistischen Berechnungen von einer durchschnittlichen Pächterwirtschaft ausgehen, Kleinjogg ist aber nicht nur nicht ‚Typus eines Musterbauern‘, sondern überhaupt nicht Typus, er ist eine ganz reale und einzigartige Person. Physiokratisch soll ferner sein, daß dem unsicheren Erwerb aus der Industrie der sichere aus dem Feldbau entgegengestellt wird: Xenoph. Oecon. V. 17! ‚Kleinjogg übt die Pflichten eines Königs im physiokratischen Sinne aus, er befolgt die weisesten Regierungsmaximen‘ (S. 34): der xenophontische Kyros Oecon. IV. 4—25!

Ich halte also einen Einfluß des Physiokratismus auf den ‚Philosophischen Bauer‘ für unerwiesen, jedenfalls hätte er sich schon in Fleisch

und Blut umgesetzt. Daß der Physiokratismus den Schweizern nichts absolut Neues gebracht habe, daß er Wiederbelebung vorhandener Bestrebungen und national sei, gesteht Hallgarten selbst (S. 30).

Hirzel verweist denn auch auf eine eigene wissenschaftliche Arbeit, und es heißt, als es sich um die Verwendung des Waldes zur Düngung handelt: ‚wie wir es in Herrn Doct. Zellwegers Beschreibung des Feldbaues im Land Appenzell beschrieben sehen‘ (S. 32). Und er eröffnet den ersten Band der Publikationen der Züricher Gesellschaft mit einer Rede, die ganz unphysiokratisch ist. Der Physiokratismus Quesnays und Mirabeaus paßt ja in der Tat nur auf Frankreich, nicht auf die Schweiz.

Noch weniger als der ‚Philosophische Bauer‘ ist Pestalozzis erstes ‚Volksbuch‘, das heißt der erste Teil von ‚Lienhard und Gertrud‘ physiokratisch in seinen nationalökonomischen Anschauungen. Schon vier Jahre vor Erscheinen der Buchausgabe, 1777, schreibt Pestalozzi an Tscharner (III 258): ‚Mein edler Herr! Auch das muß ich noch sagen, der Feldbau ist nicht mehr allenthalben genugsam Ressource für den Armen. Die hie und da ganz etablierten Gewerbsamkeiten haben an vielen Orten dem Unterhaltungsquell der Armen ihre gänzliche Richtung zur Industrie gegeben; und da es gewiß ist, daß die Auferziehung des Armen seinem künftigen Zustande, seinen künftigen Bedürfnissen und Lagen angemessen sein muß, so wird er doch an einem solchen Orte, wo er in seinem künftigen Leben keinen Verdienst finden wird, als in der Gewerbsamkeit, die an dem Orte seines Aufenthalts die gewöhnte allgemeine Ressource der Armen ist, an einem solchen Orte wird es weniger nichts als absolute Notwendigkeit sein, in der Auferziehung des Armen diejenigen Fertigkeiten zu entwickeln, ohne deren Entwicklung die einzigen ihm offenstehenden Verdienstquellen ihm keine oder nicht genugsame Ressource wären. Weniger nicht als absolute Notwendigkeit wird es hier sein, die Auferziehung des Armen dem Geiste der Industrie zu unterwerfen, und ebenso wird es wahre Notwendigkeit sein, wo keine andern Hilfsmittel zur Auferziehung des Armen da sind, die Quellen der Verdienstfähigkeit, die in ihnen selbst liegt, zu diesem Endzweck zu gebrauchen. Und hier, mein edler Herr, trennen uns in unsern Plänen nicht die Urteile vom Schönen und Guten, nicht die Wünsche unserer Herzen, denn auch ich liebe den Feldbau vorzüglich und bin lange gegen alle Fabrikenindustrie eingenommen gewesen, aber Lagen und Gegenden trennen uns.‘ Und Pestalozzi hofft, er werde Tscharner am Ziele wiederfinden, nachdem jeder seinen Weg gegangen.

Was kann dagegen Pestalozzis Verhältnis zu Iselin beweisen mitsamt der Mitarbeiterschaft an dessen Ephemeriden! Nur als Freund will er ihn gekannt haben: ‚ich weiß von den Diensten, die er seinem Vaterland geleistet eigentlich nichts; ich war sein Freund, und er redete mit mir von allem, wofür sein Land ihm allgemein dankt, geradezu nichts‘

(Denkrede auf Iselin, Werke ed. Seyffarth 1, 136; Hallgarten, S. 38). Der Briefwechsel zwischen beiden spricht nur von formaler Verbesserung des Manuskriptes von ‚Lienhard und Gertrud‘, nirgends ist von einer Beeinflussung seiner Tendenz die Rede und ebensowenig von Physiokratismus. (Vgl. auch Schwanengesang, ed. Seyffarth Band 14, S. 215 f.) Und in der Tat ist die Besprechung von ‚Lienhard und Gertrud‘, die die Ephemeriden bringen, ganz allgemein, während sie doch alles Physiokratische hätte hervorheben müssen, das etwa darin war.

Hat Pestalozzi überhaupt je physiokratische Anschauungen gehabt? Daß Tschiffeli sein Lehrer in der Landwirtschaft wurde, konnte ihn eher abschrecken als gewinnen: ‚Der große Ruf, den Tschiffeli als Landwirth hatte, veranlaßte mich bei ihm Rath, Wegweisung und Bildungsmittel für diesen Zweck zu suchen. Er nahm mich mit großem Wohlwollen auf, aber die Landwirthschaft, wie er sie betrieb, sowie seine Lebens- und Weltansichten überhaupt, waren in der großen Ausdehnung seiner vielseitigen Kenntnisse und Bestrebungen in praktischer Hinsicht so wenig solid, als ich im Zustand meiner Unwissenheit fähig, aus dem großen äußern praktisch scheinbaren Tableau des Feldbaus, das bei ihm vor meinen Augen stand, und aus den großen Ansichten und Aussichten, mit denen dieser edle Mann mein Herz nährte und meinen Kopf zu erheitern suchte, eigentlich Nutzen zu ziehen und mich praktisch für den Landbau zu bilden‘. (Schwanengesang S. 201 f.) Was soll Pestalozzi mit dem Tableau des Feldbaues anderes meinen als das Tableau économique François Quesnays? Und noch bündiger heißt es S. 223: ‚Ich bin nicht zum Landwirth geboren, und man kann unmöglich schlechter dazu erzogen werden.‘ Da kann eigentlich nur noch gefragt werden, ob Pestalozzi schon während jener Lehrzeit das Verkehrte des Physiokratismus einsah; jedenfalls war er 1777 (siehe oben) schon geheilt.[1]) Im Schwanengesang bekennt er sich zu der Auffassung, daß die erste Stütze aller wahren und segensreichen Staatskraft, sowohl im Bauern- und Bürgerstand als in den höhern Ständen im Mittelstande zu suchen sei (S. 141).

Die Fortsetzungen von ‚Lienhard und Gertrud‘ gehören nicht in den Zusammenhang der Dorfgeschichte: ‚sie sind eigentlich für die kultivierten Stände geschrieben anzusehen‘, sie sind aus dem Mißerfolg von ‚Christoph und Else‘ entstanden (Schwanengesang S. 220). Wie denn auch ‚Christoph

[1]) Auf Tschiffeli und weiterhin auf Besprechungen in der physikalischen Gesellschaft mag zurückgehen, was im Schwanengesang (S. 203) von der Verbesserung der Felder durch Mergel gesagt wird. Denn eine ähnliche Hervorhebung des Mergels findet sich auch im ‚Philosophischen Bauer‘ (S. 114), aber bezeichnenderweise muß da ein ‚Neider‘ sagen, daß Kleinjogg diese Neuerung nicht selbst erfunden habe. Vgl. auch ‚Kleinjoggs Sandgrube‘ in den ‚Auserlesenen Schriften zur Beförderung der Landwirthschaft und der häuslichen und bürgerlichen Wohlfahrt‘ von 1792.

und Else' 1782 erschien, vor jenen Fortsetzungen und mit dem Titel ,Mein zweites Volksbuch'.

Die ,Pädagogischen Tendenzen' (Kapitel III) der Dorfdichtungen leitet doch auch Hallgarten nicht von den allerdings stark pädagogisch, besonders sozialpädagogisch interessierten Physiokraten her, sondern von einer verwandten deutschen Strömung, die durch J. G. Schlossers ,Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk' (1771) bezeichnet ist und durch Iselins Ephemeriden in die Schweiz münde. Aber ob nicht der alte Verwalter, den Schlosser einführt und durch dessen Lehre ein ganzes Dorf tugendhaft wird, vielmehr ein Nachkomme Kleinjoggs ist? Und übrigens verzeichnet Baechtold, Literaturgeschichte S. 546, einen Bürger- und einen politischen Bauernkatechismus von Bodmer, beide nur handschriftlich erhalten, die vielleicht älter sind als Schlossers Arbeit.

Daß auch die Kalender, die ,beinahe einzige Lektüre des Landvolks', um jene Zeit pädagogische Wege einzuschlagen beginnen (S. 47), war nach Pestalozzis Anschauung von 1824 weder für das Volk noch für die Dorfdichtung ein Gewinn: ,Man steigerte', sagt er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe von ,Christoph und Else', ,die Mittel des unnützen Wissens und vermehrte die Lehr- und Schulbücher, die mit dergleichen Schulkenntnissen angefüllt waren, ins Unendliche. Selbst die Kalender wurden [zurzeit, als ich das Buch schrieb] dahin benutzt, um die Neigung des Volkes zu dieser Art von Kenntnissen immer mehr zu beleben, und mein Buch hatte auch nicht einen Schatten von etwas, das dieser Zeitneigung hätte Nahrung geben können.'

Am Schlusse des Kapitels wagt Hallgarten die Vermutung, daß die in den Schweizer Dorfgeschichten häufig auftretende Figur des Soldaten als Erzieher eine dem Genie Friedrichs des Großen dargebrachte Huldigung bedeute.

Ein besonderes Kapitel (IV) ist dem Verhältnis Rousseaus zu der Schweizer Dorfgeschichte gewidmet. Es führt, nachdem auch sein Verhältnis zu Physiokratismus und Idyll behandelt ist (S. 77), zu folgendem Resultat: ,Beobachtungen wirtschaftlicher und sozialer Zustände haben den ersten Autoren der Schweizer Dorfgeschichte die Feder in die Hand gedrückt, Einzelbeobachtungen, auf die der Politiker Rousseau kaum irgend welchen Einfluß geübt haben kann. Daß er neben den Physiokraten manchen Kreisen die Anregung zur Beschäftigung mit dem Landvolk gibt, kann nicht bestritten werden. Mit dem Wesen der Schweizer Dorfdichtung hat er nichts gemein. Was sich von seinen Ideen auf diese Dichtung überträgt, ist, abgesehen von den pädagogischen Anregungen bei Pestalozzi, die mit dem Grundzug der Dichtung nichts gemein haben, nicht viel anderes als die ,Philosophie' Kleinjoggs, ein unwahres und zugleich unkünstlerisches Element.' Es ist gut, daß Hallgarten die Scheidung so deutlich ausspricht.

Ich glaube, daß auch das Philosophieren Kleinjoggs nicht Rousseauisch ist. Es muß doch recht kräftig hervorgehoben werden, daß der ‚Philosophische Bauer' keine Dichtung ist und sein will, daß wir ihn mit vollem Unrecht an die Spitze der Dorfgeschichte stellen. Kleinjogg ist keine Dichterfigur, — woher hätte wohl Hirzel die Kraft so realistischer Darstellung kommen sollen? —, sondern ein wirklicher Mensch, und der Verfasser sagt mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit von ihm (S. 23): ‚Ich finde ihn in dem ganzen Zusammenhang aller seiner Umstände so schön, daß ich mich selbst anklagen müßte, wenn ich durch den geringsten Nebenumstand dieses Bild verderbte'. Es sind uns ja auch anderweit, durch Lavater, ‚philosophische' Aussprüche Kleinjoggs überliefert, und die klingen in ihrer hausbackenen Nüchternheit gewiß nicht nach Rousseau. Höchstens wird man da von einer Stilisierung nach Rousseaus Vorbilde reden können.

Wir sehen auch später Hirzel systematisch auf der Suche, in Geschichte und Leben, nach weiteren *wirklichen* Kleinjoggen. ‚Eine solche Entdeckung fand ich in der Geschichte der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1753. In der abgekürzten Lebensbeschreibung Bogislaf des Xten, Herzogs von Pommern, mit dem Zunamen des Grossen, durch Herrn Peloutier, wo ich die Beschreibung eines zur wahren Philosophie entwickelten Bauern fand, die ich als *einen würdigen Pendant zu Kleinjogg*, Ihnen, Fürtreffliche la Roche, hier in einer Übersetzung mitteile'. (In dem oben zitierten Briefe, S. 351.) Und am Schlusse wieder die Beziehung auf das Altertum: ‚Wie finden Sie meine theuerste Freundin, diesen Bauer? verdient er nicht mit dem grösten Recht den Namen eines *Philosophischen Bauers*? würde nicht dieser Karackter auch in den schönsten Zeiten von Griechenland und Rom geglänzet haben?' (S. 365.) Ein andrer ist ihm der russische Leibeigne Alexis ‚aus Herrn Arnaud 5tem Bande seiner Erholungen eines Mannes von Gefühl' (S. 370). Und von Sophiens Gatten hörte er ‚mit Entzücken den Karackter seines Josephs schildern, welcher in sich, bey dem niedrigsten und elendesten Bettlerhandwerk die Würde der Menschheit gefühlt, und einem unwiderstehlichen Drange gefolget, seinen Geist zu entwickeln, bis er sich zu einem sehr geschickten Feldmesser emporgeschwungen hat' (S. 335). Er wurde übrigens auch Dorfschulmeister[1]).

---

[1]) Vielleicht hat dieser Realismus doch auch auf Pestalozzi eingewirkt, wenn er auch (in der Vorrede zu ‚Christoph und Else') nicht zugeben will, daß er bestimmte Personen und Örter meine. Z. B. klingt die Erzählung, wie Gertrud der Mutter des Hübelrudi auf dem Todbette gelobt, für die Waisen zu sorgen, ganz an das an, was Pestalozzi im Schwanengesang von seinem alten Dienstmädchen Babeli zu berichten weiß. Und Tscharner ist doch wohl als Vorbild des Arner erwiesen (Monum. Germ. paed. 25, 56). Vgl. auch aus der Zueignung des vierten Teiles an Battier: ‚Alles was ich sage, ruhet in seinem Wesen bis auf den kleinsten Teil in wirklichen Erfahrungen.' Als Beleg dazu gebe ich noch die

Daß sich Pestalozzi schon in der zweiten Bearbeitung von ‚Lienhard und Gertrud' (1790—1792) gegen die Rousseausche Naturerziehung wendet — noch schärfer tut ers im Schwanengesang — ist von Hallgarten selbst hervorgehoben.

Kapitel V. ‚Literarische Anregungen', die die Dorfdichter empfangen haben von den Schweizern (Haller, Tscharner, Bodmer, Lavater, Sulzer), Deutschen (Klopstock, Wieland, Kleist) und Engländern (Thomson, Goldsmith).

Alle diese Beziehungen sind breit auseinandergelegt, und nach meiner schon dargelegten Ansicht werden die literarischen Zusammenhänge zu stark angenommen, wenngleich bei Bodmer und Lavater besonders gesagt ist, daß ihr Einfluß hauptsächlich persönlich war. Ich wiederhole: Hirzels Buch ist keine Dichtung, es ist nicht aus hundert Wässerchen zusammengeronnen, sondern es ist ein historischer Bericht, eingekleidet in die Gedanken und Formen eines bestimmten Vorbildes, Xenophons. Was er ohne leibhaftiges Modell leistet, zeigt das Pendant zum ‚Philosophischen Bauern' der ‚Philosophische Kaufmann'. Hirzel wäre nach seiner literarischen Richtung beleidigt gewesen (vgl. S. 91), wenn man sein Werk einen Roman genannt hätte, und Pestalozzi beklagt sich, daß man ‚Lienhard und Gertrud' als Roman angesehen habe. Er sagt deutlich genug, was er mit dem Buche bezweckt (siehe z. B. die Vorrede zu ‚Christoph und Else') und wenn er Marmontel als Vorbild nennt, den ohnedies niemand als sein Vorbild erkennen würde, so zeigt das — wenn wir seinen sonstigen Aussprüchen dieser Art nicht glauben wollen —, wie sehr er abseits vom literarischen Getriebe stand. Daß aber ‚Lienhard und Gertrud' eine Entwicklung der Dorfgeschichte über den ‚Philosophischen Bauer' hinaus bedeute, wird niemand behaupten: schon darin liegt, daß Hirzels Buch gar nicht hierher gehört.

Also malt sich mir auch das chronologische Verhältnis der schweizerischen und deutschen Dorfgeschichte anders als Hallgarten. Vielleicht übergeht er mit Recht die ländlichen Episoden des Werther, aber ich vermisse unter den Deutschen den Namen Sophie La Roche: in der ersten Generation des ‚Fräulein von Sternheim' (1771) ist Dorfgeschichte mit all jener ökonomischen, sozialpolitischen und pädagogischen Gemeinnützigkeit, die die schweizerische, vor der deutschen Dorfgeschichte charakterisieren soll. Der Oberst Sternheim ist ein Arner vor Pestalozzis Arner. Dasselbe Wesen finden wir in den späteren Werken der La Roche wieder (‚Rosalie und Cleberg auf dem Lande'). Und wenn darin Lavater und die Bondeli leicht maskiert eingeführt sind (vgl. E. Schmidt, Richardson, Rousseau

Parallele zwischen Pestalozzis Worten über die Schwierigkeiten, Gemeindeweide zu verteilen in ‚Lienhard und Gertrud' Nr. 74 und den ‚Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat' 10, 336.

und Goethe, S. 58), so weist das auf Beziehungen zur Schweiz, die vielleicht auch sonst nachweisbar sind. In dem zitierten Briefe an die La Roche z. B. spricht Hirzel davon, daß er (1785) ihren Gatten seit 16 Jahren kannte und von dessen Gabe, die Würde des Menschen auch in der unscheinbarsten Hülle zu entdecken, hingerissen gewesen sei (S. 333).

Hallgarten ist ein versierter und eifriger Aufspürer von allerhand möglichen Zusammenhängen — ich leugne nicht wenige davon, noch mehr lassen mich kühl, und ich konnte manchmal den Wunsch nicht lassen, er möchte schärfer gelesen haben — aber: die deutsche Literatur beginnt doch nicht mit Haller und ihre Beziehungen gehen doch nicht nur ins Breite!

Kein Wort der Verknüpfung der Dorfgeschichte mit der reichen Bauerndichtung der vorangegangenen Jahrhunderte! Und es lag doch so nahe, an Hirzels historische Bauern oder an die von der Züricher Naturforschenden Gesellschaft veranstalteten ‚Bauerngespräche' über wirtschaftliche Dinge (S. 35) anzuknüpfen: Ch. Heinrich Myller, der Herausgeber des Nibelungenliedes, verfaßte ein ‚Bauerngespräch' über die Genfer Unruhen von 1766; das ‚Bauerngespräch' stammt aus dem 16. Jahrhundert; der philosophierende kluge Bauer ist ein Hauptheld der Dialoge des 16. Jahrhunderts; und Hirzel nimmt sich ein dialogisches Werk als Vorbild, Hirzel und Pestalozzi schreiben streckenweis ganz dialogisch, Pestalozzi veröffentlicht Bauerngespräche in den Revolutionsschriften von 1798.

Solche Verbindungslinien lassen sich noch viel mehr ziehen, ich verzichte darauf, wie auf Beurteilung alles Vorgetragenen und will, bei Ablehnung der Hauptresultate, gern die dargebotene Fülle anerkennen.

Charlottenburg. Georg Baesecke.

Lichtenbergs Briefe. Herausgegeben von Albert Leitzmann und Karl Schüddekopf. Dritter Band 1790—1799. Nachträge. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher 1904. 10 M., geb. 12.50 M.

Georg Christoph Lichtenbergs Aphorismen. Nach den Handschriften herausgegeben von Albert Leitzmann. Zweites Heft: 1772—1775. Drittes Heft: 1775—1779. Berlin, B. Behr 1904. 1906. (= Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 131 und 136, 3. Folge Nr. 11 und 16.) 7 und 10 M., Subskriptionspreis 6 und 9 M.

Mit dem dritten Bande von Lichtenbergs Briefen liegt diese prächtige Ausgabe derselben jetzt abgeschlossen vor. Damit ist die ungenügende und so vielfach unzuverlässige Briefsammlung im 7. und 8. Band der Vermischten Schriften endlich ihrem ganzen Umfange nach antiquiert. Durch Unterstützung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen und der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin wurde die Vollendung des wichtigen und wertvollen Werkes ermöglicht.

Auch in diesem Bande ist das Verhältnis des Neuen zu dem bisher Bekannten dasselbe wie in den beiden früheren Bänden. Von den 277 Nummern des Bandes (Nr. 571—848), wozu in einem besonders gedruckten Nachtrag von 7 Seiten noch weitere 12 Nummern kommen (849—860), sind etwas über die Hälfte hier zum erstenmal gedruckt, eine weitere Anzahl zwar zerstreut schon gedruckt, aber noch nicht in den Vermischten Schriften enthalten. (Das Zeichen *, durch das im Inhaltsverzeichnis die neuen Briefe bezeichnet werden, wird bei den Nummern 589, 595, 695, 789 zu streichen sein; fast ganz sind auch die längeren Briefe 672 und 752 in den Vermischten Schriften schon enthalten; dagegen ist das fehlende *, soviel ich sehe, zu setzen bei 659, 691 und 698. Bei 821 ist * durch † [gedruckt, aber nicht in den Vermischten Schriften] zu ersetzen). Die chronologische Folge wird zunächst in den Nummern 571—754 (S. 1—223) von 1790 bis in den Februar 1799, wenige Tage vor Lichtenbergs Tod, fortgesetzt. Die Nummern 755—847 (S. 224—296) bieten teils Nachträge zu verschiedenen, meist früheren Jahren, teils Undatiertes; dazu kommt der schon erwähnte, später separat gedruckte weitere Nachtrag Nr. 850—860. Als Anhang ist unter Nr. 848 (S. 297—299) ein nach Lichtenbergs Tode von dessen Bruder Ludwig Christian Lichtenberg an Dieterich geschriebener Brief mitgeteilt, über die Verhältnisse der hinterlassenen Familie (in den Anmerkungen dazu S. 344—346 Notizen aus den Briefen Dieterichs an L. Lichtenberg, die sich auf Lichtenbergs schriftstellerische Arbeiten und literarischen Nachlaß beziehen).

Die in den Anmerkungen S. 326—334 gegebene Zusammenstellung der Notizen über abgesandte Briefe aus den Jahren 1790—1799 aus den Tagebüchern Lichtenbergs zeigt, so unvollständig Lichtenberg diese Notizen in den spätern Jahren auch gemacht hat, daß auch aus diesem letzten Jahrzehnt viele Stücke der reichen Korrespondenz Lichtenbergs verloren sind oder sich zum Teil wenigstens bis jetzt den eifrigen Nachforschungen der Herausgeber noch entzogen haben. (Nachträge sind inzwischen 1906 und 1907 von E. Ebstein veröffentlicht worden.)

Unter dem vielen Neuen sei im Besonderen hingewiesen auf die Briefe an Kästner (Nr. 602, zum Taschenkalender für 1792; 607; 740, 741 und 743 über den astronomischen Kongreß in Gotha im August 1798 und Lalande; unter den Nachträgen 755—760, teils englisch, teils deutsch, zur Beobachtung eines Kometen im Mai 1771; 763, 775, 828, 829); an Heyne (Nr. 590 und 592 zu der von Lichtenberg zuerst übernommenen, aber nicht gemachten Rezension von Forsters Ansichten von Niederrhein; 660 zu Bürgers Tod und Begräbnis; 665 mit der Übersendung seiner Rezension von Reimarus, Neuere Bemerkungen vom Blitze); an Gleim (Nr. 676 und 694, Dank für Geschenke); an Blumenbach (Nr. 791, über den verstorbenen Professor Hollmann, mit physiognomischen Zeichnungen; dazu in den Anmerkungen ein abweichendes Konzept); ferner auf die Briefe an Girtanner (Nr 596, 611, 642), Wolff (Nr. 606, 608), Herschel (Nr. 618), Ebell (Nr. 619, 620, 621, 631, 632, 639, 640, 679, 682, 685, 686, 693, 780, 786—788), Pfaff (besonders der lange Brief Nr. 802), welche wertvolle weitere Beiträge zur fachwissenschaftlichen Korrespondenz Lichtenbergs bieten. Aus dem Briefe Nr. 778 an Heinrich Wilhelm von Gerstenberg erfahren wir, daß dieser der ungenannte und bisher unbekannte Verfasser des im Göttingischen Magazin (I. Jahrgang 1780, 4. Stück, S. 3—27) erschienenen Aufsatzes „Ueber eine neue Erfindung den Generalbaß zu beziffern“ ist. Von persönlichem Interesse, die liebenswürdig gemütvollen Seiten in Lichtenbergs Persönlichkeit in Scherz und Ernst freundlich beleuchtend, sind die neuen Briefe von G. H. Amelung (Nr. 844—846), die die bisher bekannte Korrespondenz mit diesem in wertvoller Weise ergänzen, und die zahlreichen neuen Briefe und Billete an Dieterich und dessen Familie und an Lichtenbergs Frau besonders in den Nachträgen. Unter dem schon Gedruckten aber noch nicht in den Vermischten Schriften Enthaltenen sei

nur auf den Brief an Kant vom 30. Oktober 1791 (Nr. 603) und auf die von Leitzmann zum erstenmal im Goethe-Jahrbuch 18, 1897, S. 32—48 nebst den Briefen Goethes veröffentlichten Briefe an diesen hingewiesen, darunter besonders der lange und inhaltreiche Brief vom 7. Oktober 1793 (Nr. 641) über die farbigen Schatten, veranlaßt durch die Zusendung von Goethes Abhandlung über diese.

Die „Erläuterungen" S. 301—346 geben wie in den beiden früheren Bänden in knapper Form die wünschenswerten Nachweise über Personen, Bücher, Zitate und Anderes, und ziehen vielfach auch Notizen der Tagebücher heran. Zu dem Zitat aus Sheridan in Nr. 580 (Anm. S. 302) vgl. jetzt Aphorismen 3, S. 401, wo es nachgewiesen ist. In den „Nachträgen zu Band I und II" S. 347—354 sind, neben nachträglichen sachlichen Erläuterungen zu einigen Briefen, die Herausgeber besonders in der Lage, nach den nachträglich noch aufgefundenen Originalen den Text einer ganzen Reihe von Briefen, besonders an Ramberg und Amelung, die zuvor nach den Vermischten Schriften abgedruckt werden mußten, ganz wesentlich zu verbessern und zu vervollständigen. Auch hier zeigt es sich wieder, wie unzuverlässig und willkürlich die Briefe in den Vermischten Schriften oft gegeben sind. Leider war es ja nicht mehr möglich, zu allen dort gedruckten Briefen die Originale noch zu finden, so daß immer noch eine nicht ganz unbeträchtliche Zahl von solchen übrig bleibt, deren Textgestalt von dort entlehnt werden mußte; besser wird es im Allgemeinen da stehn, wo das Original zwar auch nicht vorlag, aber auf eine den Vermischten Schriften vorausgehende frühere Publikation zurückgegriffen werden konnte. Jedenfalls haben es die Herausgeber in jeder Beziehung an nichts fehlen lassen, um der neuen Ausgabe die größte erreichbare Vollkommenheit zu geben. In dem nur nach den Vermischten Schriften gegebenen Briefe Nr. 739 hätte S. 204, Z. 17 unbedenklich „Gione" statt „Chiaur" gesetzt werden dürfen; hier liegt doch sicher nur ein Lesefehler der ersten Herausgeber vor, Lichtenberg hat den Namen der Heldin von Jean Pauls Kampanerthal, für das er sich so begeistert zeigt, gewiß nicht in so toller Weise entstellt. — Endlich wird durch zwei Register über alle drei Bände, ein Register der Schriften, Entwürfe und Pläne Lichtenbergs (S. 345—348) und ein fast vierzig Seiten umfassendes Personenregister (S. 358—397) erst der ganze reiche Inhalt dieser Bände dem wissenschaftlichen Gebrauche erschlossen.

Um ein Bedeutendes schritt auch die Ausgabe der Aphorismen voran in den vorliegenden Heften 2 und 3, die, von 1772—1779 gehend, Lichtenberg auf der Höhe seines literarisch-satirischen Schaffens bei der Arbeit zeigen. Methode und Einrichtung der Ausgabe sind aus dem 1. Hefte bekannt und mit Recht in gleicher Weise beibehalten worden, besonders auch die an die Manuskripte sich anschließende chronologische Ordnung, die durch keinen Versuch sachlicher Gruppierung willkürlich gestört wird. Gerade so, wie die Aphorismenbücher vorliegen, wo bloße Lesefrüchte und Notizen aus fremden Büchern mit eigenen, bald kurz hingeworfenen, bald etwas mehr ausgeführten Gedanken verschiedenster Art zu künftiger Verwendung und mit längeren Bruchstücken und Skizzen literarischer Pläne in bunter Reihe abwechseln, gewähren sie uns einen so hochinteressanten Einblick in die geistige Werkstätte des genialen Denkers und Satirikers. Heft 2 bietet zuerst das während des Aufenthaltes in Osnabrück und Stade 1772/73 entstandene Aphorismenbuch C (S. 1—81), das neben Exzerpten aus Reisewerken und sonstiger Lektüre, besonders auch aus den von Möser redigierten „Nützlichen Beilagen zum Osnabrückischen Intelligenzblatte" und den „Osnabrückischen Unterhaltungen" 1770 (aus den letztern lernte Lichtenberg damals den Osnabrücker Dichter Rudolf von Bellinckhaus zuerst kennen, Nr. 87 und 102, S. 18 ff.; dazu Briefe 1, S. 103 f; vgl. Euphorion 8, S. 385) unter Anderm bemerkenswerte Vorstudien zu dem „Patriotischen Beitrag zur Methyologie der Deutschen" (Nr. 157, S. 36 und Nr. 207, S. 51 ff.; dazu die Anmerkungen S. 220 f. und S. 239 f.) und Entwürfe und Notizen zu der geplanten Verteidigungs-

schrift für den „Timorus“ enthält (S. 59 ff.). Von Interesse ist auch der Entwurf: „Etwas über Poltergeister“ (Nr. 176, S. 39—42), als Ergänzung zu dem im „Nachlaß“ gebotenen Material über Lichtenbergs Verhältniß zu spiritistischen Dingen.

In den Aphorismenbüchern D (Heft 2, S. 83—219) und besonders E (Heft 3, S. 1—129) knüpft sich das Hauptinteresse an die größtentheils während des Aufenthaltes in England vom Herbst 1774 bis Dezember 1775 entstandenen größeren und kleineren Bruchstücke und Gedanken zu der geplanten großen Satire auf die damalige deutsche Literatur, für welche mit der Zeit der Name „Parakletor“ auftritt, unter welchem in den Vermischten Schriften 3, 207 ff. einige von den größeren Stücken gedruckt waren. Daß Lichtenberg sich in diesen Jahren nicht dazu bringen konnte, diesem Plan im Geiste der genialen Bruchstücke auszuführen, ist ein Verlust, der nicht genug beklagt werden kann. Gewiß wäre es ein Werk geworden, das neben der gesunden Reaktion Lichtenbergs gegen die Auswüchse des damaligen Geniewesens in der deutschen Literatur auch die Einseitigkeiten seines kritischen und ästhetischen Standpunktes zum Ausdruck gebracht hätte (so in der scharfen Ablehnung Goethes, für welche wir neue Belege erhalten); aber es wäre nicht nur ein literarhistorisches Dokument, sondern das eigentliche satirische Meisterwerk unseres größten Satirikers geworden. In den vorliegenden beiden Heften der Aphorismen-Ausgabe erhalten wir nun wenigstens das ganze vorhandene Material, die schon früher bekannten Stücke so, wie Lichtenberg sie wirklich geschrieben hat und in chronologischer Einordnung, und vieles Neue dazu; zwei Entwürfe der Vorrede, die in „Aus Lichtenbergs Nachlaß“ S. 68—73 gedruckt sind, kommen noch hinzu; so können wir jetzt Lichtenbergs Beschäftigung mit dem Plane bis zu dessen Aufgabe chronologisch verfolgen. Der physiognomische Streit trägt die Schuld daran, daß die literarische Satire mehr und mehr in den Hintergrund trat und endlich ganz aufgegeben wurde. Das sehr werthvolle Material, an dessen Hand wir Lichtenbergs Beschäftigung mit Lavaters Physiognomik, die Entstehung seiner Polemik dagegen, die Umarbeitung seiner Kalender-Abhandlung zu der Buchausgabe, endlich die geplante Vertheidigung seiner Antiphysiognomik gegen Mendelssohn und Zimmermann verfolgen können, ist in dem in den Jahren 1776—79 entstandenen „Sudelbuch“ F enthalten (Heft 3, S. 131—357). Das Buch E enthält außer den 3, S. 1—129 gedruckten Aphorismen, die dessen hintere Hälfte ausmachen, in der vordern Hälfte „Reiseanmerkungen“ aus England; daraus und aus einem vorausgehenden Reisetagebuch hat Leitzmann die „Notizen über die englische Bühne aus Lichtenbergs Tagebüchern“ im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft (42. Jahrg. 1906, S. 158—178) veröffentlicht. Das darin ferner noch enthaltene Aphorismenartige ist im 3. Heft als Anhang S. 345—357 gedruckt. — Die Einrichtung der Anmerkungen, die eine Summe mühevoller und zeitraubender Arbeit repräsentiren und selten eine Lücke lassen müssen, auch wo es sich um die Nachweisung der entlegensten Zitate und Anspielungen handelt, und der Register zu jedem Hefte ist aus dem 1. Hefte bekannt (vgl. Euphorion 10, S. 289 f.). Nur ein paar Bemerkungen zu Heft 3: In E 134 (vgl. Anm. S. 380) ist wohl nur der Gedanke zu suchen, daß diejenigen, die sich nur mit Fahren und Reiten fortbewegen, im Grunde nicht mehr eigene Bewegung haben, als die in der Erde ruhenden Toten, die ohne ihr eigenes Zuthun doch auch mit der Erde jedes Jahr die große Reise um die Sonne machen. In dem Fragment im „Geniestil“ über den Saturn S. 98 (in E 365) ist wohl nicht in erster Linie der Stil von Lavaters Physiognomik (Anm. S. 412), sondern der verwandte Prophetenstil Herders in der 1774 erschienenen „Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts“ Gegenstand der ironischen Nachahmung. Zu F 698 wäre auch auf den Aufsatz „Vom Nyl-ghau“ im Göttinger Taschen-Kalender 1780, S. 34—39 hinzuweisen. Der Satz F 911: „Nihil agendo neminem timeas“

ist wohl scherzhafte Umbildung des sprichwörtlichen: „recte agendo neminem timea-". S. 488, Anm. zu F 715 ist zu lesen: „Ausblasen des Sirius" statt „des Saturns".

Nach dem im 3. Hefte gedruckten Material klafft leider eine nicht mehr auszufüllende Lücke, da die Aphorismenbücher von 1779—1788 sich in dem erhaltenen Nachlaß Lichtenbergs nicht mehr vorfinden. Die Aufzeichnungen aus Lichtenbergs zehn letzten Lebensjahren werden noch zwei weitere Hefte füllen, von denen das eine jüngst erschienen ist und hier vorläufig nur notiert werden kann (Viertes Heft: 1789—1793. Berlin 1908. = Deutsche Literaturdenkmale Nr. 140. 7 M., Subskriptionspreis 6 M.), während das Schlußheft, für das der Herausgeber auch eine tabellarische Vergleichung seiner Ausgabe mit der in der Sammlung der Vermischten Schriften gegebenen Auswahl in Aussicht stellt, noch dieses Jahr erscheinen soll. Nach Vollendung der Ausgabe werde ich über diese beiden letzten Hefte zusammen referieren. Wir sehen diesem Abschluß einer für die deutsche Literaturgeschichte so wichtigen und durch die hingebende Thätigkeit des Herausgebers so wertvoll gestalteten Publikation mit dem lebhaftesten Interesse entgegen.

Aachen. Friedrich Lauchert.

Stephan Horst, Herder in Bückeburg und seine Bedeutung für die Kirchengeschichte. Tübingen 1905, Mohr. 4.50 M.

Dem Verfasser dieser liebevoll sorgsamen und umsichtigen, leider zuweilen auch etwas weitschweifigen Untersuchungen kommt es darauf an, den Herder der „orthodoxen Periode" in die theologische Entwicklung einzugliedern. Er stellt ihn auf den Weg zwischen Hamann (S. 16. 33. 54. 243) und Schleiermacher (S. 233, besonders 246 f.) und sieht seine Eigenart bedingt durch die ästhetische Empfindung (S. 15), die Bedeutung der Psychologie (S. 18), Philologie (S. 21) und besonders Geschichte (S. 19). Wir danken es Stephan besonders, daß er die Gelegenheit benutzt, gegen die von Dilthey so glücklich widerlegte Legende von dem Mangel historischen Sinnes im 18. Jahrhundert (S. 20) ein Wort zu sprechen. — Aber auch der ganze Hintergrund wird ausgemalt: Pietismus und Aufklärung in ihrem Kampf (S. 10. 29), den die Grundgeschichte der Universität Halle a. S. in charakteristischer Weise entstehen sieht; die neue Poesie: Klopstock als Typus (S. 12); radikale Tendenzen wie die auf Abschaffung der symbolischen Bücher (S. 52); ältere Kräfte, die neu zu wirken beginnen: Spinoza (S. 210); wichtige Lebensäußerungen der Zeit wie die Selbstbiographien (S. 30). Etwas unergiebig bleibt die Erzählung aus Herders eigenem Leben (S. 59 f.).

Herder hatte sich auf den Kreuzweg zwischen Aufklärung (S. 96 f.) und Pietismus (S. 115) gestellt, wogegen die Orthodoxie ihm eigentlich fernbleibt. Indem er die Gefühlswärme des Pietismus ins Ästhetische übersetzt und die Humanitätsideale der Aufklärung ins Religiöse, wird er zu einem großen Vermittler, der den kleineren Lavater (S. 55. 75, Anmerkung 243) an Bedeutung wie an Macht überragt. Seine so ganz individuell gefärbte Frömmigkeit (S. 147) setzt das uralte religiöse Bedürfnis nach dem Schauen Gottes in ein ästhetisch-sinnliches Verlangen um: „Anschauung" (S. 122) wird sein Schlagwort für dies Begehren wie — bezeichnend — „Urbild" (S. 233) seine Formel für die konkrete Erfassung sein wird. Die Begriffe der Erlösung und der Unsterblichkeit (S. 235. 215) sind seinem ganz auf „ἐνεργεία" gestellten Wesen unmittelbar faßlich; aber auch Gott (S. 205. 212) ist ihm „wesentlich der ewig schaffende Herrscher der Welt" (S. 208). Es entsteht so eine Auffassung, die allerdings den Inhalt der Bibel (S. 183. 162) nachzuerleben versucht, von dogmatischen Fragen aber (S. 177. 204) fast unberührt bleibt (S. 153) und den „objektiven Wahrheitsgehalt" (S. 154) eben lediglich aus den Früchten zu erkennen sucht. Dies

ganz persönliche Verhältnis, das ja auf den Begriff des Anschauens und Erlebens gestellt ist (S. 238) unterscheidet ihn von den älteren Richtungen (vgl. S. 241), die einen bestimmten, vorbestimmten Inhalt aneignen wollen, und macht ihn zu einem „neuen Typus der Frömmigkeit" (S. 243). Von hier strahlt seine Wirkung aus, vor allem auch die auf Goethe (S. 255).

Ein wichtiges Problem ist hier mit geziemendem Ernst angefaßt und die bisherige theologische Literatur über Herder (vgl. S. 250, Anmerkung) für entscheidende Punkte überholt. Vor allem wird gezeigt, wie die „Humanität" des Humanus in seiner Religiosität wurzelt: „Je offener und freier der Mensch in die Welt hineinblickt, desto besser nährt er seinen religiösen Sinn, desto näher kommt er Gott selbst. Die Weltoffenheit wird damit ein Stück Religion: sie erhebt sich hoch über ihre übliche Begründung auf Toleranz und Weitherzigkeit" (S. 239).

Schade, daß dem nicht ganz übersichtlich angeordneten Buch Sach- und Namenregister fehlen!

Berlin. R. M. Meyer.

Schillerliteratur des Säkularjahres 1905.[1]

1. Werke, Anthologien und Briefe.

Die Freunde der Pantheon-Klassikerbändchen werden es mit Dank begrüßen, daß sie nun auch Schillers Gedichte in geschmackvoll vornehmer Ausstattung und in Antiquadruck genießen können (Schillers Gedichte; Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Richard Weißenfels. Berlin, Fischer). Für ihren Herausgeber bildet die Frage der Anordnung die erste Schwierigkeit, über die er zu einer Entscheidung kommen muß. Zwei Möglichkeiten sind gegeben: entweder man legt die vom Dichter selbst herrührende, auf künstlerischen Erwägungen beruhende Anordnung zugrunde, wie sie in der bei Crusius erschienenen Sammlung vorliegt und wie sie uns Kettner seinerzeit verstehen gelehrt hat, und fügt nur in einem Anhang etwa die dort fehlenden Stücke bei; oder man wählt die streng chronologische Ordnung, vom ältesten bis zum jüngsten Gedicht fortschreitend, und berücksichtigt dabei natürlich auch alle vom Dichter selbst von seiner Sammlung ausgeschlossenen Jugendarbeiten, ein Prinzip, dem z. B. neuerdings Köster im dritten Bande der Wilhelm Ernst-Ausgabe gefolgt ist. Wo wir von Schiller selbst herrührende, spätere Bearbeitungen älterer Gedichte, also Doppeltexte haben, liegt die Sache für beide Fälle ganz klar: jene

[1]) Ich habe die große Maße des zur Besprechung mir vorliegenden Stoffes, vor allem aus äußeren Gründen, in fünf kleinere Gruppen zerlegt und werde demnach behandeln: 1. Werke (mit Ausschluß der Säkularausgabe), Anthologien und Briefe; 2. biographische, psychologische und literarhistorische Einzelstudien (einschließlich der Sammelbände, die nur Schillerstudien enthalten); 3. Biographien und Charakteristiken (Bergers Biographie wird erst nach Erscheinen des Schlußbandes behandelt werden; hier finden auch die Reden der Säkularfeiern ihre passendste Stelle); 4. Nachleben des Dichters, Schiller im Ausland; 5. last not least, die Cottasche Säkularausgabe, ohne Frage die bedeutendste Erscheinung auf unsrem Gebiete.

künstlerische Anordnung hat sich nur um die letztwilligen Bearbeitungen des Dichters zu kümmern; diese historische muß uns jedesmal beide Texte an ihren entsprechenden Stellen vorlegen, denn sie verwirrt das Bild, wenn sie (wie wunderbarerweise bei Köster geschehen ist) mitten zwischen der Masse vom Dichter beiseite gelassener Anthologiegedichte die wenigen von ihm überarbeiteten in der reiferen Form darbietet, ein Fehler, den freilich schon Körner begangen hat und der uns als ein Beweis für die zwingende Macht der Tradition, auch in diesen Dingen, gelten kann; man vergegenwärtige sich das etwa an den beiden Fassungen von „Rousseau" oder der „Entzückung an Laura". Beide Möglichkeiten der Anordnung haben nebeneinander ihre Berechtigung: aber ich teile Kettners Ansicht (Vierteljahrschrift 3, 172), daß eine für weitere Kreise zum Genuß berechnete Ausgabe Schillers Anordnung nicht verlassen darf. Wir sind es ihm genau wie Goethe schuldig, den Kranz seiner lyrischen Dichtungen in der von ihm selbst gewollten künstlerischen Gruppierung zu erhalten: bleibt es ja doch jedem historisch Interessierten unbenommen, wenn er tiefer eindringen will, zu einer chronologischen Ausgabe zu greifen. Die von Weißenfels gegebene Anordnung schließt sich zwar im allgemeinen an Körners drei Perioden an, will also im wesentlichen historisch sein, macht ihm aber auch den Mißgriff nach, die Anthologiegedichte nur in der Überarbeitung zu geben, und verändert seine Anordnung an vielen Stellen innerhalb der einzelnen Perioden, besonders der dritten, nach Motiven, die zu verstehen oder besser zu enträtseln mir nicht durchweg gelungen ist: hie und da scheinen Gruppierungen sich doch wieder an Schillers eigene Sammlung, deren Prinzip doch sonst gänzlich verlassen ist, anzulehnen (so u. a. bei den Votivtafeln und den sonstigen kleineren Epigrammen); beim Zusammenrücken aller distichischen Dichtungen waren wohl Raumerwägungen maßgebend; in anderen Fällen sucht man vergeblich nach einer Erklärung. Der Herausgeber hat richtig gefühlt, daß Körners erste Periode dringend der Ergänzung aus der Anthologie bedarf, zumal Körner besorgter um Schillers Ruhm gewesen war als dieser selbst und die vom Dichter in Überarbeitung aufgenommene „Männerwürde" stillschweigend unter den Tisch fallen ließ. Daß Weißenfels das „Monument Moors", die „Hymne an den Unendlichen", die „Herrlichkeit der Schöpfung", die „Pest", „Klopstock und Wieland" und die „schlimmen Monarchen" der Anthologie entnahm, wird jeder billigen: weniger begreife ich (trotz der S. VI versuchten Rechtfertigung) die Aufnahme des unbedeutenden „Aktäon", vermisse dagegen den Hymnus „An die Sonne" und vor allem die ihres persönlichen Inhalts wegen so wertvolle „Winternacht". Weiterhin hat der Herausgeber die Verse an Körner aus dem Exemplar der Anthologie, die Bittschrift aus Loschwitz, die Stammbuchblätter für Graß und Baggesen und das Reiterlied aus dem Wallenstein an den passenden Stellen eingefügt. Alles in allem hat

man bei der Anordnung von Weißenfels keinen recht befriedigenden Eindruck, da sie weder Fisch noch Fleisch ist.

Die Texte haben sich mir bei einer Reihe angestellter Stichproben als im allgemeinen zuverlässig erwiesen: aber warum ist der Fettdruck der Anthologie in den von Weißenfels neu aufgenommenen Gedichten nicht ebenso durch Sperrdruck ersetzt wie bei den schon von Schiller selbst aufgenommenen? Daß die Orthographie und Sprache der Anthologie leise modernisiert ist, war bei den nichtwissenschaftlichen Zwecken der Ausgabe zu erwarten und man kann es billigen, sobald es nicht Schillersche Sprachformen zerstört: warum aber wurde ‚fodert‘ (S. 67) durch ‚fordert‘ ersetzt? Und wenn ‚ihr störrige Verstummer‘ (S. 66) ungehindert passieren durfte, warum mußten ‚die innere Himmel‘ (S. 29) im Adjektivum modernisiert werden? Eher glaube ich, daß ein Laie über ‚zittert für des Liedes Sprache‘ (S. 68) straucheln könnte, dem man durch Einführung des heute üblichen ‚vor‘ zu Hilfe kommen durfte. Der Stammbuchvers für Graß weist, mit dem von Harnack veröffentlichten Faksimile verglichen, drei kleine Versehen auf. Warum erscheint (S. 158) die ‚Nadowessische Totenklage‘ mit dem von Schiller für die geplante Prachtausgabe veränderten Titel ‚Nadowessiers Totenlied‘, da doch sonst auf diese Prachtausgabe gar keine Rücksicht genommen ist? Auf ältere Lesarten geht Weißenfels nicht ein: nur einmal (S. 383) erwähnt er eine Variante aus der Oxforder Reinschrift der ‚vier Weltalter‘, um eine Bemerkung über des Dichters Stellung zum Christentum daran zu knüpfen, die mir übrigens durch keine der beiden Lesarten wesentlich alteriert zu werden scheint. — Für erläuternde Anmerkungen stand leider nur ein sehr beschränkter Raum zur Verfügung, viel zu beschränkt, als daß auch nur die allergeringsten Ansprüche auf einen Kommentar, dessen die Ideenlyrik der Reifezeit so dringend bedarf wie die Jugendlyrik, der die mannigfachen Schwierigkeiten des Sinnverständnisses löste, befriedigt werden konnten. So gelten denn Weißenfels' Anmerkungen größtenteils dem Wortverständniß, wobei die Namen aus der antiken Mythologie und Sage den größten Raum einnehmen. Der Tiefstand unsrer klassischen Bildung, den jeder akademische Lehrer von Jahr zu Jahr mit wachsendem Schrecken beobachtet, nötigt ja leider, diesen Selbstverständlichkeiten immer mehr Raum zu widmen und Zeit zu opfern (einer meiner Zuhörer begann einmal ein Referat über die ‚Götter Griechenlands‘ mit dem Satze: ‚Schiller hat so viel Anspielungen auf die antike Mythologie in dies Gedicht hineingebracht, daß es für einen modernen Leser nahezu unverständlich geworden ist‘). Unter den Anmerkungen sind folgende Stellen verbesserungsbedürftig: nicht drei, sondern vier Unterweltflüsse (Acheron, Kokytos, Lethe, Styx) nennt Schiller (S. 379); Amathunt (vgl. auch Lessing, Sämmtliche Schriften 1, 85) ist so wenig ‚unrichtige Form‘ wie Selinunt, Trapezunt (S. 381); Linos war der Lehrer des Herakles.

nicht des Orpheus (ebenda); ‚der Sterne Chor‘ im ‚Grafen von Habsburg‘ sind die zu Schillers Zeit bekannten sieben großen Planeten einschließlich des Uranus, nicht, wie Weißenfels sagt, ‚die sieben Planeten des Kopernikus‘, denn dieser kannte nur sechs, da der Uranus erst 1781 von Herschel entdeckt wurde (S. 384; auch Düntzer und Nollen in seiner nachher zu besprechenden Ausgabe erklären unrichtig); die ‚bijoux indiscrets‘ in Diderots Roman sind nicht ‚Schmucksachen‘, sondern ganz etwas andres, wie den Herausgeber ein Blick in das Original lehren wird (S. 388).

Die Einleitung verdient uneingeschränktes Lob: sie gibt einen Abriß von Schillers lyrischer Entwicklung im engen Zusammenhang mit der Geschichte seines Geistes im allgemeinen, in dem sich tiefe Kenntnis mit ansprechender Darstellung vereint; sie sucht den Dichter und sein lyrisches Schaffen aus ihm selbst zu verstehen und unbefangen, ohne das beständige Vergleichen mit Goethe, zu würdigen. Vortrefflich wird die Lyrik der Anthologie, zugleich als ein Repertorium der Zeitstimmung charakterisiert, glücklich auf die dramatische Behandlungsart der Stoffe, das Arbeiten mit starken Kontrasten, die Vorliebe für die Natur in Bewegung, den leichten und raschen Übergang vom einzelnen zum allgemeinen hingewiesen. Langsam sehen wir seit dem Weggang von Mannheim den Stürmer und Dränger sich zur harmonischen Persönlichkeit läutern: hier danken wir Weißenfels besonders warm für die schönen und verständnisvollen Worte, die er (S. XIII) Lotten und ihrem Einfluß widmet, ‚dem stärksten, den Schiller überhaupt erfahren hat‘, in Rücksicht auf Bodes Verunglimpfung dieser Ehe (vgl. Marbacher Schillerbuch 2, 185). Antike, Geschichte und Philosophie müssen die geistige Schatzkammer des Dichters füllen, ihm seine innere Einheit erringen helfen: auch hier sind Weißenfels' Ausführungen durch Klarheit wie Knappheit gleich ausgezeichnet und stellen mehrfach allbekanntes mit persönlicher Note dar, z. B. den Gedankenkreis der ‚Künstler‘, des Dichters Kantianismus, die individuell-persönlichen Züge in Schillers Gedankendichtung der Reifezeit, die Grundtendenzen der Balladenpoesie. Der Verfasser schließt mit einem Blick auf Schillers politische Entwicklung, die ihn vom schwäbischen Lokalpatriotismus über den Kosmopolitismus zum deutschen Patriotismus führte und vielleicht zum größten Sänger der Befreiungskriege gemacht hätte. —

Eine Ausgabe der Gedichte mit englischem Kommentar, in erster Linie wohl für seine amerikanischen Schüler, hat John Scholte Nollen besorgt (Schiller's poems, selected and edited with introduction and notes. Newyork, Holt und Co.). Auch er sucht den Hauptwert von Schillers Lyrik darin, daß sie uns den vollendetsten Ausdruck seiner Persönlichkeit in den verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung gewährt. Er schließt daher in den „Lehrjahren“ Schillers älteste lyrische

Schöpfungen, den „Abend“ und den „Eroberer“, nicht aus, gibt jedoch aus der Anthologie entschieden zu wenig, nämlich nur sieben Gedichte, die doch die geniale Vielseitigkeit des jungen Lyrikers nur sehr mager zu charakterisieren vermögen, diese allerdings in der ursprünglichen Gestalt, nicht in Schillers späterer Umarbeitung. Etwas weniger unzureichend, aber auch durchweg recht knapp ist die Auswahl in den drei andern Gruppen „Aufschwung“, „Sprüche“ und „Meisterjahre“. Warum hier das „Lied an die Freude“, die „Götter Griechenlands“ und die „Künstler“ nicht nach den ältesten Drucken gegeben werden, sondern nach den späteren Umarbeitungen, während die älteren Lesarten in die Varianten verwiesen sind, ist eine Inkonsequenz, die bei dem ausgesprochen historisch-genetischen Gesichtspunkt der Auswahl doppelt unbegreiflich ist. Rollen selbst entschuldigt die Kargheit seiner Auswahl (S. VII) damit, daß er natürlich noch manches wichtige und charakteristische Gedicht seinen Studenten zum Nebenherlesen empfehle, was wir ihm natürlich gern glauben, wovon aber der Leser und Käufer des Buches, dem so lückenhaftes Material vorgelegt wird, keinen Nutzen hat. Die Einleitung „Schiller as a lyric poet“ ist knapp, klar und sachlich, ohne irgendwie neues oder auch nur altbekanntes in neuer Beleuchtung zu bringen. Der Kommentar, der teils Wort-, teils Sachkommentar ist, teils literarhistorische und stilgeschichtliche Bemerkungen bringt, auch die für die Entstehung der einzelnen Gedichte wichtigen Briefstellen sorgsam verzeichnet, stützt sich auf die besten vorhandenen Vorarbeiten, Gesamtkommentare und Einzelstudien, ohne dem festen exegetischen Bestande wesentlich neues hinzuzufügen. Gelegentlich wird auch ein Druckfehler eines Vorgängers ohne weiteres übernommen, der den Leser sicher zur Quelle weist (Ossians „Luthullin“ S. 248 aus Imelmann, Die Künstler von Schiller S. 49). Direkte Versehen sind selten: S. XXVI wird die Übersetzung von Merciers „Philipp II“ noch Schiller zugeschrieben; wenn Rollen auch meine damals noch nicht erschienene Studie über „Deutsche Größe“ nicht kennen konnte, so hätte er doch (S. 363) für die Kontrastierung von England und Frankreich nicht wieder wie Suphan Schleiermachers Reden über die Religion heranbemühen sollen. Sehr treffend urteilt der Herausgeber in der kleinen am Schlusse beigegebenen bibliographischen Anmerkung über die Kommentare von Düntzer und Viehoff (S. 376): „both valuable for the material they contain, both dry and pedantic in their treatment, with an element of involuntary comedy in their polemics against each other!“ Ein großer, des Dichters würdiger Gesamtkommentar ist eine der dringendsten Aufgaben der Schillerliteratur, die doch so vortreffliche Vorarbeiten für einzelne Dichtungen besitzt. —

Zwei Jugendwerke Schillers sind in Neudrucken erschienen, deren erste Ausgaben zu den buchhändlerischen Seltenheiten gehören, das eine in einer Luxusausgabe (Die Räuber, ein Schauspiel, Frankfurt und

Leipzig 1781, im Faksimile-Neudruck nebst der unterdrückten ursprünglichen Fassung und einem literarhistorisch-kritischen Anhang herausgegeben von Dr. Karl Schüddekopf. Leipzig, Weigel), das andre als ein Heft der vor kurzem begründeten, sehr verschiedenwertigen Sammlung „Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten“ (Anthologie auf das Jahr 1782, gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Fedor von Zobeltitz. Berlin, Frensdorff). Beide geben die Originaldrucke bis auf Seiten und Zeilen übereinstimmend genau wieder; sie wiederholen auch natürlich Orthographie und Interpunktion jener, ja sogar Druckfehler. Was diese Äußerlichkeiten betrifft, so scheint mir hier die vielgerühmte und gewiß unentbehrliche Akribie zu weit zu gehen und einen Punkt zu erreichen, wo sie dem Spotte der Laien mit Recht verfällt; und wir haben doch heutzutage allen Grund, alles zu vermeiden, was unsre wissenschaftliche Arbeit und Methode zu diskreditieren imstande ist. Natürlich muß die originelle oder auch nur traditionelle Orthographie und Interpunktion eines Schriftstellers gewahrt werden, soweit wir darüber im klaren sind und sein können: aber die Entgleisungen, die der Setzer in das orthographische System hineinbringt, z. B. in der Anthologie die vereinzelten ck und tz statt der echten Schillerschen k und z, dürfen und müssen beseitigt werden; ebenso solche Druckfehler, die über ihre Natur und die echte dahinterliegende Lesart keinen Zweifel offen lassen. Sind diese druckgeschichtlich, etwa als Charakteristika von Doppel- oder Nachdrucken wichtig, so gehören sie in einen Variantenapparat oder in Anmerkungen, aber niemals in den Text. Ebensowenig vermag ich einzusehen, was es für einen Zweck haben soll, die unglaublich verworrene, rohe und vielfach bis zur Sinnlosigkeit gehende Interpunktion der Anthologie getreu zu reproduzieren, die allein daran schuld ist, daß in Schillers Jugendgedichten noch immer so vieles mißverstanden oder auch gar nicht verstanden wird. Ich kann dieser pseudophilologischen Methode gegenüber, die das absolut Wertlose aus Setzerhänden zu konservieren vorschreibt, keine Ehrfurcht aufbringen; bei Handschriften liegt die Sache denn doch ganz anders. Das ultrakonservative Prinzip aber einmal vorausgesetzt, dem sowohl Schüddekopf wie Zobeltitz in der Theorie anhängen, ist das Resultat in beiden Neudrucken sehr verschieden ausgefallen: während jener mit allerpeinlichster Gewissenhaftigkeit vorgegangen ist, der alles Lob gespendet werden muß, hat dieser nichts weniger als einen sorgfältigen Abdruck der Originalausgabe geliefert, den er selbst (S. 5) nur als „nach Möglichkeit (!) genau“ bezeichnet. Ich habe 82 fehlerhafte Abweichungen von der letzteren in Orthographie, Interpunktion und Zeilenstellung gezählt; außerdem sind zu den drei aus der Anthologie übernommenen Druckfehlern (6, 18. 27, 50. 75, 272) noch fünfzehn weitere, teilweise recht störende (S. 202, 15. 203, 10; ferner 13, 46. 15, 57. 21, 12.

22, 10. 29, 197. 42, 17. 55, 49. 57, 24. 75, 222. 410. 739. 77, 22. 82, 11) hinzugekommen; an einer Stelle (18, 111) ist eine jüngere Lesart aus Schillers Umarbeitung ohne weiteres für die ursprüngliche eingesetzt. Der Neudruck der Anthologie ist demnach nur mit Vorsicht zu benutzen und der in äußerlichen Kleinigkeiten auch nicht fehlerfreie Text bei Goedeke hat sich doch wenigstens von sinnstörenden Fehlern im großen und ganzen freigehalten.

Beiden Neudrucken sind literargeschichtlich-kritische Nachworte beigegeben. Schüddekopf orientiert knapp und gut über die nicht durchweg geklärte Druckgeschichte der ersten Auflage der Räuber, besonders die vor der Herausgabe unterdrückten und veränderten Bogen, und charakterisiert Tendenz und Haltung der Bearbeitung an Hand des spärlichen erhaltenen Materials. Wenn er es für wahrscheinlich hält, daß außer der Vorrede und dem erhaltenen Bogen B keine weiteren umgedruckten Bogen existiert hätten, und (S. 54) den weitläufigeren Satz einiger Bogen, in denen man eben deshalb ähnliche Änderungen mit Grund vermuten durfte, von vornherein beabsichtigt glaubt, „um dem Werke die bereits früher von Schiller beabsichtigte Stärke bis zu vierzehn Bogen zu verschaffen", so scheint mir das bei Schillers pekuniärer Lage unglaubhaft: da er selbst den Druck bezahlen mußte (vgl. S. 9), wird er wohl schwerlich durch unnütze Raumverschwendung die Kosten leichtsinnig vermehrt haben; zudem war er ja an seine ursprüngliche Schätzung des Umfangs auf etwa zwölf bis vierzehn Bogen in keiner Weise gebunden. So wird es denn doch wohl bei Cohns Ansicht, daß auch die Schlußbogen N und O für uns leider nicht mehr konstatierbare erhebliche Änderungen während des Drucks erlitten haben, deren ja auch schon Streicher (vgl. S. 11) gedenkt, sein Bewenden haben müssen. Zu der S. 57 zitierten Äußerung Kosegartens über die große Seltenheit der ersten Auflage der Räuber schon am Ende des Jahrhunderts stellt sich eine ähnliche des Malers Graß, der in einem Briefe an Lotte vom 10. August 1805 (Charlotte von Schiller 3, 158) einen Abdruck des Dramas „nach der allerersten, fast nicht zu habenden, gleichsam unterdrückten Ausgabe" wünscht.

Zobeltitz stellt die Ansichten über die Verfasserschaft der einzelnen Anthologiegedichte in reichlichen Zitaten aus Hoffmeister, Boas, Bülow, Weltrich, Minor zusammen, ohne selbst Kritik zu üben oder die Frage weiterzubringen. Die Sache liegt nicht ganz so verzweifelt, wie es bei dieser Übersicht, die auf längst erledigte Dinge zu sorgsam Rücksicht nimmt (Pfeiffer und Zuccato sollten doch endlich aus der Dichterliste verschwinden, ebenso Gemmingen, dessen Name schon des Metrums wegen 59, 58. 60 unmöglich ist, da das Gedicht für den älteren Schubart gewonnen ist), andrerseits gesicherte neue Ergebnisse übersieht (die Chiffre X gehört Schillers Lehrer Abel; vgl. Euphorion 12, 186), den An-

schein hat, zumal soweit Schillers Anteil in Betracht kommt; denn ob wir jedes der kleinen minderwertigen Epigramme mit absoluter Sicherheit seinem Verfasser zuzuweisen imstande sind, ist von untergeordneter Bedeutung. In Hinsicht auf Schiller wird nur noch die Chiffre P umstritten: auf Grund des an sich ganz unsicheren Zeugnisses der Metzlerschen Buchhandlung aus dem Jahre 1798 haben sich Weltrich, Kuno Fischer und Minor für Schillers Autorschaft ausgesprochen; Goedekes isoliertem Widerspruch ist neuerdings Köster stillschweigend beigetreten, der die mit P gezeichneten Gedichte vom dritten Bande der Wilhelm Ernst-Ausgabe ausgeschlossen hat. Mit dem Beweismittel der „inneren Gründe" ist man häufig zu freigebig gewesen. Die von Minor (Schiller 1, 580) für P = Schiller angeführten Erwägungen und Parallelen scheinen mir nicht durchschlagend und ich sehe entweder in Hoven, auf dessen komische Muse Schiller so zuversichtlich rechnete, oder, was auch Minor als möglich offen läßt, in Petersen, dem noch die Chiffern Bn, C, L und Z zugehören, den wahrscheinlichen Verfasser. Hovens gesicherter, Haugs und des jüngeren Schubart Anteil gibt zu keinen Bemerkungen Veranlassung: daß Haugs Chiffern die einzelnen Buchstaben seines Namens bilden (Ha, U, G), hat Düntzer richtig beobachtet. Daß auch die Originalausgabe der Anthologie früh zu den Seltenheiten gehört hat, zeigt Hubers Brief an Körner vom 21. März 1790 (Sämtliche Werke 1, 383), wonach es in Mainz „auf keine Weise möglich" war ein Exemplar zu bekommen (vgl. auch Schillers Briefwechsel mit Körner 3, 85. 104). —

Auch die Goethegesellschaft hat des Säkulartages in würdiger Weise gedacht, indem sie im 20. Bande ihrer Schriften drei wichtige Urkunden aus den Jahren 1804 und 1805 vereinigt vorgelegt hat (Zum 9. Mai 1905. Die Huldigung der Künste, Demetrius: Marfas Monolog, Der Epilog zu Schillers Glocke, in handschriftlicher Gestalt mit einer Einleitung herausgegeben von Bernhard Suphan. Weimar, Goethegesellschaft). Die Vortrefflichkeit der in der chalkographischen Abteilung der Reichsdruckerei hergestellten Reproduktionen von Handschriften ist hinlänglich bekannt und jedes Wort des Lobes wäre hierbei überflüssig. Suphans Einleitung behandelt in fünf Kapiteln die Huldigung der Künste, den Monolog der Marfa, Goethes Plan einer Totenfeier Schillers, die erste dramatische Aufführung der Glocke in Lauchstedt und Goethes Epilog. Die Art, mit der er literarhistorische Dinge anzufassen und zu besprechen liebt, ist sattsam bekannt und soll hier prinzipiell nicht zur Erörterung kommen, zumal wir uns in Fragen des Stils und Geschmacks doch schwerlich vereinigen würden. Wenn ich aber im folgenden die wichtigsten einzelnen Probleme mustere, die uns die reproduzierten drei Handschriften stellen, so bietet sich mir Gelegenheit, mich mit ihrer Behandlung durch Suphan und mit seiner Methode kritisch auseinander-

zusetzen und dadurch vielleicht die Sache wissenschaftlich hie und da zu fördern.

Das der Erbprinzessin Maria Paulowna am Tage der Aufführung (12. November 1804) durch Schillers Schwager Wolzogen überreichte Dedikationsexemplar der Huldigung der Künste, eine Reinschrift ganz von Schillers kräftig-schöner Hand, von der Besitzerin, wie uns ein Bericht ihres Sohnes Karl Alexander (Suphan S. 8) sagt, wie ein Heiligtum aufbewahrt, war textlich schon für Goedekes Ausgabe durch Reinhold Köhler kollationiert worden. Der Vergleich dieser Kollation mit dem Originale gibt nur geringfügige Abweichungen: Vers 8. 223. 238 und in der szenischen Anweisung nach Vers 40 sind Lesarten des Originals bei Goedeke nicht vermerkt, wie er auch nicht erwähnt, daß in der Handschrift nach Vers 4 sich Vers 1 wiederholt, die Verse 30 und 31 dagegen fehlen; der zu Vers 237 statuierte Unterschied in der Lesart zwischen der Handschrift und den Cottaschen Drucken ist nicht vorhanden; für die übeln Druckfehler in Vers 4 und namentlich 181 ist natürlich Goedeke allein verantwortlich. Das Stück machte einen tiefen und nachhaltigen Eindruck sowohl auf die Erbprinzessin selbst wie auf die übrigen gebildeten Weimaraner: Suphan zitiert dafür (S. 8) den jüngeren Voß und Karoline von Wolzogen als Zeugen. Ich vermisse die direkte Äußerung der Erbprinzessin über das Drama aus dem Sommer 1805, die uns Prinzessin Karoline in einem Briefe an Schillers Wittwe aufbewahrt hat (Charlotte von Schiller 1, 536); auch die begeisterten Urteile Wielands und der Frau von Stein (ebenda 1, 302. 2, 350) hätten zitiert werden können, wie der Bericht Luisens von Göchhausen an Böttiger über die erste Aufführung und ihre Wirkung (Literarische Zustände und Zeitgenossen 2, 244).

Der gewaltige Monolog der Marfa aus dem zweiten Akte des Demetrius liegt handschriftlich in zwei fragmentarischen und einer vollständigen eigenhändigen Fassung (von Kettner, dessen Siglen ich der Einfachheit wegen gegenüber Suphan beibehalte, als **Ba**, **A** und **Bb** bezeichnet; vgl. Schillers dramatischer Nachlaß 1, 284) und außerdem in einer Niederschrift von Schillers Diener Rudolf (bei Kettner ebenda mit **r** bezeichnet) vor. Sehr geschickt sind in der Reproduktion die drei eigenhändigen Stücke auf den beiden Seiten eines Folioblattes vereinigt (ein Faksimile von **Bb** findet sich auch bei Düntzer, Schillers Leben S. 539), während **r** zur Vergleichung (S. 12) abgedruckt ist, so daß man alle vier zusammengehörigen Texte bequemer überblicken kann, als dies in einem Variantenapparat möglich ist. Das chronologische Verhältnis der drei eigenhändigen Fassungen kann keinem Zweifel unterliegen: auch für **r** schien, seitdem Kettner diese Fassung als die nach seiner Meinung letzte und endgültige in seinen Text (Vers 1175 bis 1206) aufgenommen hatte, die Sache entschieden zu sein. Es ist das

große Verdienst von Suphan, die Frage nach dem kritischen Werte von r aufs neue angeregt zu haben: er vertritt die Ansicht, daß nicht r, sondern Bb Schillers endgültige Fassung darstellt, und sieht in r die Kopie einer die älteren Fassungen kontaminierenden und äußerlich abrundenden, vermutlich auf Karoline von Wolzogen zurückgehenden, jedenfalls aber wohl nicht von Schiller herrührenden Redaktion zum Zweck etwaiger Veröffentlichung (S. 14). Zu Vorgängern, die er allerdings nicht nennt (es gehört das ja zu seinen Eigentümlichkeiten), hat er in dieser Ansicht der Dinge Goedeke (15, 2, 501) und Düntzer (Schillers Demetrius S. 91 Anmerkung 3). Seit Kettners Ausgabe hat sich, soviel ich sehe, nur Köster über die Sache geäußert, der (Anzeiger für deutsches Altertum 23, 187) Kettners Auffassung, ohne der älteren abweichenden Meinungen auch nur zu gedenken, im wesentlichen billigt, nur daß er in r nicht die Abschrift einer Vorlage, sondern wegen der mannigfachen abweichenden Lesarten ein eine ältere eigenhändige Niederschrift umformendes Diktat Schillers an Rudolf, wahrscheinlich vom Krankenstuhl aus gegeben, sehen will. Auch ich muß bestreiten, daß man für r, soweit man aus Kettners Variantenapparat überhaupt ein Urteil gewinnen kann (es handelt sich außer unsrem Monolog noch um die Verse 539—610), irgendwie den Charakter einer Schlußredaktion oder Reinschrift im Sinne des Dichters in Anspruch nehmen kann. Mit Recht bemerkt Suphan (S. 14) von dem Monolog in der Fassung von r, es scheine ganz unglaublich, daß Schiller, der in drei Stufen bis zu Bb vorgedrungen war, also einer Fassung, die fast ganz ohne Korrekturen vorliegt, so wesentliche Eroberungen, wie sie ihm hier gelungen waren (besonders Vers 1196 und 1197), wieder aufgeopfert habe, um den Purpurmantel mit schon verworfenen Flicken früherer Fassungen zu versehen. Man hat entschieden den Eindruck, als habe hier nach des Dichters Tode jemand die vorhandenen Redaktionen, deren jede in sich unvollkommen war, kontaminiert, indem er alles irgend brauchbar erscheinende der älteren Stadien zusammenkoppelte und hie und da eine Lücke der einen Fassung durch einen Gedanken der andern ergänzte, vereinzelt wohl gar einen Gedanken eigener Mache anbrachte (so besonders Vers 1182 und 1197 a). Daß Schiller mit diesem r nichts zu schaffen hat, lehren am deutlichsten die Schlußverse (1203—1206): in Bb sind sie noch nicht zum vollen Abschluß gediehen, denn der vorletzte Vers ist nur halb vorhanden, aber wir sehen deutlich (Flehn: Höhen, Segen: entgegen), daß ein mehrfach gereimter Abgang beabsichtigt war, wie ihn Schiller so liebte; in r ist nicht nur der unvollendete Vers, sondern auch einer der schon gefundenen Reime, und zwar gerade der der Schlußzeile entsprechende beseitigt, also eine scheinbare formelle Abrundung durch Zerstörung einer echt Schillerschen Eigentümlichkeit erkauft. Daß dieser Schluß vom Dichter selbst aus Bb herausentwickelt sein soll, ist ganz unmöglich. Eine Vergleichung der

einzelnen Varianten bestätigt durchweg diese Auffassung: ich gehe nicht näher darauf ein, obwohl ich hier mit Suphans einzelnen Begründungen nicht überall (so bei Vers 1193 a) einverstanden bin. Daß übrigens r nicht Abschrift, sondern möglicherweise Diktat ist (allerdings nicht Schillers, wie Köster wollte), würde die Variante „Sturm" für „Strom" in Vers 1181 nahelegen, die sich als Hörfehler am leichtesten begreifen würde.

Das dritte Faksimile bietet uns die eigenhändige Niederschrift des Epilogs zur Glocke in der ältesten zehnstrophigen Fassung auf zehn Oktavblättchen, die niemand ohne die tiefste Rührung betrachten wird. Die Handschrift war in Keils Besitz, der selbst, was Suphan hätte erwähnen sollen, eine Faksimile-Reproduktion geplant hatte (vgl. Goethejahrbuch 17, 269): der Text war durch Keil schon manchen älteren Goetheforschern wie Düntzer und Loeper zugänglich und seit dem 16. Bande der Weimarischen Ausgabe, wo die Lesarten mit einer einzigen Ausnahme (Vers 70 „Im") sorgsam im Apparat verzeichnet sind, auch allgemein bekannt geworden, so daß das Faksimile für den Wortlaut nichts überraschendes mehr bieten konnte. An einer Stelle jedoch gestattet es uns einen jüngeren Einschub zu erkennen: die einzelnen Strophen sind durchgezählt und folgen sich 1—6, 7 (verbessert aus 6 a), 8 (verbessert aus 7), 9, 10. Von dieser verbesserten Bezifferung sagt Suphan (S. 28): „Nichts andres kann diese bedeuten, als daß die zuerst mit 6 a bezeichnete Strophe eingefügt ist, als die folgende schon feststand, daß sie demnach in die erste Konzeption nicht einbegriffen war." Scheinbar wie ein sicherer Beweis klingt sein nächster Satz: „Daß die äußerliche Bindung und Anknüpfung nicht glatt von statten gegangen ist, zeigt uns der Augenschein"; denn der Anfang der 7. Strophe ist die einzige Stelle des Gedichts, die innerhalb der sonst fast überall ganz glatten Reinschrift erheblichere Änderungen aufweist. Auch ein „weiterer Zusammenhang" (S. 29) scheint Suphan dieses Resultat zu bestätigen. Suphan irrt sich aber, wenn er meint, daß seine Auffassung der veränderten Bezifferung die einzig mögliche sei, und seine Deduktionen sind meines Erachtens falsch. Es ist noch eine zweite Möglichkeit vorhanden, den Ziffernwechsel zu erklären, und mit ihr kommen wir weit besser auch zu einem Verständnis der Änderungen im Eingange der 7. Strophe und bedürfen des bei Suphan so beliebten „weiteren Zusammenhanges" (der mich an die „ideelle Zeit" bei Schillers „Deutscher Größe" zurückerinnert), gar nicht. Die Sache liegt meiner Meinung nach vielmehr so: auf Strophe 5 folgte 7 mit der früheren Bezeichnung 6, die heutige 6 wurde eingeschoben und deshalb die alte 6 mit einem a versehen; schließlich wichen 6 a und 7 der durchzählenden Nummerierung 7 und 8. An sich und rein logisch ist diese Möglichkeit, den Sachverhalt zu deuten, der von Suphan angenommenen ganz gleichberechtigt (eine dritte ist natürlich ausgeschlossen):

es fragt sich, ob sie sich inhaltlich rechtfertigen läßt, ob sie, wie jede gute und brauchbare Hypothese soll, die vorhandenen Tatsachen möglichst einfach und möglichst vollständig erklärt. Auf etwas rein äußerliches im Schreibduktus will ich gar keinen entscheidenden Wert legen, zumal ich Suphan in seiner minutiösen Charakteristik des Schriftbildes der einzelnen Strophen (S. 28) nirgends zu folgen vermag: das a hinter der 6 zeigt deutlich die dickere Feder, die wir auch bei dem Strich durch diese Zahl und bei der gebesserten 7 und 8 sehen, während die 6 den viel dünneren Zug der übrigen Ziffern aufweist, beide also, wenn zu gleicher Zeit und unmittelbar nacheinander, wohl mit zwei verschiedenen Federn geschrieben sein müßten. Beweisend scheint mir dagegen, daß wir erst jetzt die Korrekturen im Eingang der 7. Strophe begreifen: sie haben, meine ich, den Zweck, den früher vorhandenen guten Anschluß an 5 in einen an die eingeschobene 6 zu verwandeln. Die 5. Strophe gedenkt Schillers einsamer nächtlicher Arbeit auf der schönen Gartenzinne, seiner geheimnisvollen Zwiesprache mit dem Weltgeist, der aus den Sternen zu ihm redete, bis ihm, eine andre, ebenso herrliche Offenbarung des Ewigen, die Sonne mit lichter Klarheit aufging. Daran schließt sich gut der Anfang der 7. Strophe in der ursprünglichen Fassung; „Und so geübt, erquickt und vollgehaltig", immer mit dem Tiefsten und Edelsten dauernd beschäftigt, durch den Umgang mit dem Ewigen erbaut und voll inneren Gehaltes (vgl. die ganz ähnlichen Gedanken und Wendungen in der Charakteristik Reils Was wir bringen 1814 Vers 121), erschuf er auf den Brettern, die die Welt bedeuten, ein Abbild dieses in beständigem Kreislauf sich bewegenden Lebens, dessen Daseinsformen von der Gewalt des Schicksals geschaffen und gewandelt werden. Dann trat mit der neuen Strophe 6 die Verherrlichung von Schillers mutigem und glaubensstarkem Idealismus in diesen Zusammenhang hinein. An ihre Schlußzeilen „Damit das Gute wirke, wachse, fromme, damit der Tag dem Edeln endlich komme" den alten Anfang von 7 anzuknüpfen, war nun nicht mehr möglich, namentlich da der Dichter unmöglich durch seinen eigenen Idealismus „erquickt" genannt werden konnte; die Anknüpfung mit „und" mußte schwinden, da der Zusammenhang beider Strophen nun nur ein ganz loser geworden war; seine Beseitigung zog das leise gegensätzliche unbetonte „doch" der zweiten Zeile in den Beginn des ganzen Satzes und schuf damit einen neuen, schärferen Gegensatz zwischen dem in ungemessene Weiten schweifenden idealen Streben und der Enge der Bühne, des, wie es nun verdeutlichend genannt wird, breternen Gerüstes. Auch die Doppelkorrektur der satzverbindenden Eingangspartikel in 5 erklärt sich erst jetzt: durch Einschub von 6 begannen zwei aufeinanderfolgende Strophen mit „Da", was beseitigt werden sollte; erst wurde „Da" in 5 in „Nun" verwandelt, dann dieses „Nun" lieber in 6 gebessert und in 5 das alte „Da" wiederhergestellt. Noch eine zweite Folgerung wird durch die Be-

zifferung der Strophen nahe gelegt, die Suphan nicht gezogen hat: 6a ist in 7, 7 in 8 verbessert; 9 und 10 stehen ohne Verbesserung da, waren also noch nicht vorhanden, da sie sonst die alten Zahlen 8 und 9 zeigen würden. Diese Erkenntnis werden wir sogleich in andrem Zusammenhange passend verwerten können. „Wer es mit Handschriften zu tun hat", sagt Suphan (S. 27) ganz mit Recht, „darf das Kleine nicht mißachten, und wer es recht beachtet, wird öfters etwas, das ins Innere führt, entdecken." Erst so scheint mir der volle Gewinn eingebracht, den der Anblick und die eingehende Erwägung der handschriftlichen Gestalt des Epilogs uns zu seinem Verständnis zu geben vermögen. Auf die Einzelerklärung, zu der Suphan am Schluß seiner Einleitung (S. 31) einige dankenswerte Beiträge gibt, will ich hier nicht näher eingehen: jeder Versuch eines Kommentars muß sich mit Düntzers Aufsatz über das Gedicht (Zeitschrift für deutsche Philologie 26, 81) auseinandersetzen. Statt dessen müssen noch andre Probleme hier gestreift werden.

Aus genau der gleichen Zeit, in der der Epilog zur Glocke entstand, besitzen wir bekanntlich noch andre Aufzeichnungen Goethes, die sich mit dem Andenken Schillers beschäftigen, Schemata und Materialien zu einer dramatischen „Totenfeier" des Dichters: sollte der Epilog gänzlich von diesen unabhängig sein? Das ist schwer zu glauben. Suphan selbst hatte 1894 diese Fragmente für den 16. Band der Weimarischen Ausgabe bearbeitet und zu gleicher Zeit in einem Aufsatz der Deutschen Rundschau ihnen eine eingehende, Goethes vermutlichen Plan rekonstruierende Betrachtung gewidmet: eine Brücke von den Fragmenten zum Epilog hinüber wurde hier nicht geschlagen; beide poetische Konzeptionen erschienen wie in abgesonderten Zellen, jede für sich allein gepflegt, während sie doch aus einer Quelle flossen und durch ein allmächtiges Gefühl in des Dichters Seele fortwährend hätten zu- und ineinander gezogen werden müssen. Es war Morris' Scharfsinn vorbehalten, durch eins seiner allerglücklichsten Aperçus hier auf eine so einfache und überzeugende Weise Licht und Klarheit zu schaffen, daß man kaum einsieht, wie man den Sachverhalt je verkennen konnte. Er hat (Goethestudien[2] 1, 318; vgl. auch Alts Bemerkungen im Anzeiger für deutsches Altertum 24, 309) bis zur Evidenz gezeigt, daß der Epilog zur Glocke das einzig vollendete Stück des geplanten Dramas ist, in dem er als Epilog des Vaterlandes vor dem großen Magnificat des Schlusses seine Stelle finden sollte, daß Suphan in der Beurteilung der Handschriften fehlgegangen ist und die noch in ihnen nachweisbare Umwandlung des ursprünglichen Planes nicht erkannt hat, durch die die dramatische Darstellung der Glocke an die Stelle unausführbar erscheinender älterer poetischer Gedanken trat, und daß sich Reste der Urkonzeption in das Festspiel zum Andenken Reils (Was wir bringen 1814) hinübergerettet haben, die uns rückstrahlend jene (so z. B. bei der „Erscheinung") zu erhellen imstande sind. Wunderbarer-

weise sind Morris' Ausführungen (denen leider auch Weißenfels in den Jahresberichten 8, 517 in unbegreiflich kühler Skepsis gegenübersteht) an Suphan so gut wie völlig spurlos vorübergegangen, ja er hielt es nicht einmal für angebracht, polemisierend oder auch nur referierend darauf einzugehen, so daß der Laie von den wesentlichen Punkten der Differenz und von der Möglichkeit einer abweichenden Auffassung gar nichts erfährt. Genießende, warm für ihren Dichter begeisterte und um das Verständnis seiner großen Schöpfungen mit Ernst ringende Laien sind ja aber die allermeisten Mitglieder der Goethegesellschaft, in deren Hände diese dem Andenken Schillers gewidmete Schrift in erster Linie gelegt ist: daß ihnen die klärenden Resultate einer Forschung, die ex officio zu kennen sie keine Verpflichtung und zu lesen vielleicht keine Gelegenheit haben, vorenthalten und sie von Suphan (S. 18) mit den Wendungen abgespeist werden, er habe sich trotz Morris' Ausführungen in seiner früheren Deutung „völlig beglaubigen können" und „zu kritischen Erörterungen ist hier nicht der Ort, wo es lediglich (!) gilt, eine adäquate Vorstellung (!) von dem Vorhandenen zu ermitteln", ist ein schweres Unrecht. Mindestens hätten Morris' Ergebnisse, wenn auch unter Widerspruch, dem Leser zur eigenen Entscheidung vorgelegt werden müssen. Es versteht sich, daß Suphans erneute Darlegung seiner veralteten Rekonstruktion demnach ganz wertlos ist. Daß der Epilog des Vaterlandes, als er zum Epilog zur Glocke umgewandelt wurde, Zusätze erfahren haben muß, die seine Anknüpfung an Schillers Gedicht in der Bühnendarstellung ermöglichten und seine Beziehungen zu diesem hervorhoben, ist anzunehmen und auch bereits von Morris gesehen worden. Es ist aber meines Erachtens möglich, hier noch einen Schritt über ihn hinauszugehen. Nicht nur, wie er (S. 337) meint, die beiden Eingangs-, sondern wohl auch die beiden Schlußstrophen sind damals hinzugefügt worden: auch in der 9. Strophe geht das „wir" wieder wie in der ersten auf die Weimarischen Schauspieler und es spricht nicht mehr wie in den mittleren sechs Strophen das ideelle Deutschland, das Vaterland. Schon oben hob ich hervor, daß die letzten beiden Strophenzahlen gegenüber 7 und 8 keine Korrekturen aufweisen, was sich vielleicht dadurch erklärt, daß sie noch nicht vorhanden waren. Der echte Epilog des Vaterlandes hätte demnach ursprünglich aus den Strophen 3—8 bestanden und wie ein festes goldenes Band, um ein Bild Suphans (S. 30) zu wiederholen, legt sich so um diese herrliche Dichtung der gewaltige, trostreiche Refrain „Denn er war unser", der den einleitenden Akkord bildet und in den dann auch die Schlußzeile ausklingt.

Was den Gedanken einer szenischen Darstellung der Glocke überhaupt angeht, so scheint noch nicht bemerkt worden zu sein, daß er nicht von Goethe selbst stammt, vielmehr eine längere Vorgeschichte hat. So viel ich sehe, hat man ihn allgemein bisher Goethe zugeschrieben, wie

auch Suphan (S. 24) tut. Urheber dieses Gedankens ist der Baron Racknitz, der im Februar 1805 in Dresden die erste Aufführung des Gedichts veranstaltete. Körner berichtete darüber am 25. Februar ausführlich an Schiller (Briefwechsel 4, 386): es war ein Gemisch aus Deklamation, Chorgesang und Instrumentalmusik, welche letztere aus Opern und Oratorien verschiedener Meister zusammengestellt war; die Deklamation durch Opitz und die Hartwig mißlang nach Körners Urteil völlig, auch die Musik fand er schlecht ausgewählt und verteilt; „indessen halte ich es nicht für unmöglich, die Glocke auf eine solche Art kunstmäßig zu behandeln"; nur müsse der musikalische Teil eigens komponiert werden. Schiller antwortete am 5. März (Briefe 7. 219): „Ich glaube mit Dir, daß sich die Glocke recht gut zu einer musikalischen Darstellung qualifizierte"; zugleich erörtert er, wie er sich den Charakter der Musik denke, die sich sorgfältig vor kleinlicher Tonmalerei zu hüten habe; „ich danke Gott, daß ich diese Musik, von der ich hier ein morceau gehört habe, und diese Darstellung durch Opitz und die Hartwig nicht habe mit anhören müssen." Halten wir mit diesen Worten, die uns zeigen, daß Racknitzens Gedanke bei Schiller nachwirkte, den Bericht von Kirms an Böttiger vom 22. Oktober 1805 zusammen (Akademische Blätter S. 616), Schillers Idee die Glocke auf die Bühne zu bringen habe Goethe in Lauchstedt realisiert, so erscheint uns das ganze Unternehmen noch in einem ganz andern Lichte: es war ein Plan seines verewigten großen Freundes, den Goethe am 10. August 1805 zur Tat werden ließ. Neben dem Bericht über die erste Aufführung aus dem Journal des Luxus und der Moden, den Suphan (S. 26) zitiert, war auch auf Kuhns Aufsatz im Freimütigen (Braun, Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen 3, 111) hinzuweisen, gegen den Kirms an der eben zitierten Stelle heftig polemisiert. Ich stelle schließlich noch die chronologischen Daten ganz kurz zusammen, da man bei Suphan (S. 18. 24) kein klares und richtiges Bild davon bekommt: schon am 1. Juni 1805 ist der Plan der dramatischen Totenfeier im Geiste fertig (Goethes Briefe 19, 7); am 19. Juni stellt der Dichter Zelter ein offenbar schriftliches Schema in nahe Aussicht (ebenda S. 19), der seinerseits im Juli den Anfang des Monats nach Lauchstedt Gegangenen zur Arbeit antreibt (Briefwechsel 1, 175. 178); dort wird innerhalb der ersten zwei Wochen etwa der Epilog des Vaterlandes zu Papier gebracht; am 22. ist bereits der Plan der Glockenaufführung vorhanden (Briefe 19, 26), also die ursprüngliche Idee schon modifiziert, da die Lauchstedter Saison dem Ende zuneigte; am 31. Juli geht der erweiterte Epilog zum Druck an Cotta ab (ebenda S. 28); der modifizierte Plan, wie er sich in dem dann bei seinem Besuch in Zelters Hände niedergelegten Schema darstellt, bleibt noch bis in den August und den Anfang September lebendig, verschwindet aber seit der Rückkehr nach Weimar ganz (ebenda S. 31.

57. 59), woran der Dichter schließlich seinem musikalischen Freunde die Hauptschuld glaubte beimessen zu sollen (ebenda S. 92). —

Vier sehr verschiedenwertige Anthologien von Aussprüchen Schillers aus Werken und Briefen liegen mir vor, alle in dem guten Glauben zusammengestellt, die Kenntnis seines Wesens zu verbreiten und der Ehre seines Namens zu dienen; nur Schade, daß bei zweien von ihnen dieser gute Glaube das einzig anerkennenswerte ist und er allein ihnen noch keine Existenzberechtigung zu geben vermag. Ihre Verfasser und Verfasserinnen sind, wenn ich sie gleich nach dem Werte ihrer Erzeugnisse anordne, Eleonore Lemp (Schillers Welt- und Lebensanschauung in Aussprüchen aus seinen Werken und Briefen, mit einem Geleitwort von Professor Dr. J. Wychgram. Frankfurt am Main, Diesterweg), Hugo Oswald (Schillerbrevier. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler), Friedrich Schläger (Schillerworte, zum 9. Mai 1905, dem Tag der 100. Wiederkehr des Todestages des großen Dichters, aus Schillers Dramen der deutschen Jugend und dem deutschen Volke dargeboten. Gießen, Roth) und Eleonore von Bojanowski (Schillergedenkbuch. Weimar, Böhlaus Nachfolger). Solche Anthologien können zwei Zwecke verfolgen: entweder sie sammeln allgemeine Sentenzen, sogenannte Lichtstrahlen, Kernstellen, poetische Perlen usw., die dann entweder nach sachlichen Gesichtspunkten oder noch besser möglichst bunt und ordnungslos aneinandergereiht werden, oder sie machen es sich zur Aufgabe, des Dichters individuelle Anschauungen über Welt und Menschendasein in ihren verschiedenen Erscheinungsformen darzulegen, und müssen dann natürlich die chronologische Ordnung wählen, weil sie zugleich in die Entwicklung der Individualität Einblick gewährt. Schläger und Bojanowski gehören der ersten, Lemp und Oswald der zweiten Klasse an. Wissenschaftlichen Wert kann selbstverständlich nur die zweite in Anspruch nehmen. Obwohl die erste nun eigentlich aus dem Gebiete herausfällt, das die Leser dieser Zeitschrift interessiert, will ich doch mit wenigen Worten auf ihre beiden Vertreter eingehen.

Beide schöpfen wesentlich Schillers Werke aus, Schläger, wie der Titel schon andeutet, nur die Dramen, Bojanowski Dramen, Gedichte und Prosawerke. Schläger ordnet die Dramen merkwürdigerweise chronologisch, hält allerdings (S. V) die Chronologie für etwas „Äußerliches und Zufälliges" gegenüber dem „Unvergänglichen und Wesentlichen", dem Inhalt der „Perle" an sich. Die Texte sind sehr sorgfältig im Wortlaut, außerdem mit Akt-, Szenen- und Versangabe versehen, nicht etwa aus philologischer Gewissenhaftigkeit, sondern weil der Verfasser es anregend findet, bei mancher Stelle auf den Zusammenhang zurückzugreifen, „namentlich auch dann, wenn sie etwa zum Widerspruch herausfordert" (S. VIII). Ein merkwürdiger Gedanke war es, Schillers Sentenzen, soweit möglich, mit denen andrer Dramatiker zu konfrontieren, was in

besonderen Anmerkungen geschieht: hier wird auf Lessing, Goethe, Körner, Kleist, Grillparzer, Freytag und Shakespeare verwiesen. Es ist dem Verfasser natürlich nur um den Gedanken zu tun, nicht etwa um den Nachweis einer eventuellen Abhängigkeit: ein paar von ihm angeführte Parallelen aus Körner sind in dem letzteren Sinne dankbar zu verwerten. Einzelnen Eigenheiten der Schillerschen Jugendsprache gegenüber ist er (S. 17. 19) von rührender Hilflosigkeit. Während der gute Wille und die Begeisterung des Sammlers sowie die bei Dilettanten so wohltuende und so seltene Treue im kleinen uns mit der Existenz der „Schillerworte" einigermaßen versöhnen, ist von Eleonore von Bojanowskis „Schillergedenkbuch" leider nichts anerkennendes zu sagen und es ist bedauerlich, der Verfasserin der vorzüglichen Biographie der Herzogin Luise auf diesem Gebiete der zwecklosesten Kalenderliteratur begegnen zu müssen. Einen Notizkalender mit leeren Blättern hat sie nach Art unsrer poetischen Abreißkalender mit Schillerschen Sentenzen für jeden Tag des Jahres (auch der 29. Februar ist nicht vergessen) versehen und jeden Monat mit einem Motto aus Schillers Gesprächen mit Christiane von Wurmb (nach dem alten falschen Text der Karoline von Wolzogen) eingeleitet. Fast zu jedem Tage ist außerdem die Geburt irgend einer historischen Person vermerkt und zwar die Namen derer, „die mit ihm (Schiller) die geistige Kraft des Jahrhunderts darstellen oder durch seine machtvolle Persönlichkeit sich in die engeren oder weiteren Kreise seines Lebens hineingezogen fanden" (S. IV). Zu dieser geistigen Kraft des Jahrhunderts gehören nach der Verfasserin auch Spieß (S. 98), Cagliostro (S. 166) und Garlieb Merkel (S. 318)! Unter welche der beiden Rubriken Shakespeare (S. 118) gehören soll, ist mir unerfindlich. In dieser erlauchten Gesellschaft wimmelt es geradezu von falschen Namen (S. 24. 36. 68. 114. 140. 224. 246. 272. 302. 344 352. 380) und Vornamen (S. 8. 186. 306. 338. 358). Auch falsche Jahres- und Datenzahlen kommen vor (S. 16. 82. 172); nicht einmal Schillers Flucht aus Stuttgart (im Text steht: aus Mannheim) und Jenaer Antrittsvorlesung sind richtig angegeben (S. 182. 274). Die Texte der Zitate selbst sind vielfach falsch oder ungenau: man liest hier z. B. „Ach, nur in dem Feenland der Lieder lebt noch deine fabelhafte Spur" (S. 28), „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich auch Herz zum Herzen findet" (S. 54), „Und die Sonne Homers, siehe, sie leuchtet auch uns" (S. 86), „Und holt herunter seine eignen Rechte" (S. 206); so etwas verdient die härteste Rüge, weil es einen Frevel an dem Dichter bedeutet (vgl. noch S. 26. 56. 68. 110. 114. 156. 196. 338. 362. 366). Auch eine ganze Reihe metrischer Anstöße finden sich, sowohl in den jambischen als ganz besonders in den distichischen Stellen (S. 18. 20. 72. 87. 204. 264. 356. 364). Ähnlich nachlässig werden die Titel von Schillers Schriften hie und da zitiert: da gibt es „philosophische

Unterhaltungen" (S. 8. 194. 360), „Briefe für die ästhetische Erziehung" (S. 12), „Gedanken über Kunst" (S. 202). Endlich ist die Verfasserin auch in den Quellen und ihrer Kritik nicht recht zu Hause: sie zitiert apokryphe Verse unbekannter Herkunft (S. 58. 64) und gibt dem Gedicht „An einen Weltverbesserer" die noch dazu eine falsche Namensform enthaltende Aufschrift „An A. Lampp" (S. 114); sie weiß nicht, daß die Verse in Frau von Lengefelds Bibel der Elegie auf den Tod eines Jünglings entnommen sind (S. 218), und hält die Distichen an Katz in Subiaco für echt (S. 312. 354). Reine Freude hat man nur an dem beigegebenen Portrait Schillers, einer Kreideskizze der Frau Symanowitz aus Weimarer Privatbesitz. Von dem Gedenkbuch selbst ist zu wünschen, daß es möglichst rasch und möglichst spurlos verschwände.

Ernstere Beachtung verdienen die beiden andern anthologischen Werke, besonders das von Lemp, mit dem in wirksame Konkurrenz treten zu können sich das „Schillerbrevier" von Oswald durch seinen zu geringen Umfang und durch den Verzicht auf die chronologische Anordnung der einzelnen Aussprüche selbst unmöglich gemacht hat. Da sie es mehr auf Darlegung des individuellen Gedankensystems abgesehen haben, so bevorzugen sie vor den dichterischen Werken mit vollem Recht die Briefe und Gespräche Schillers, die reichste Fundgrube seiner persönlichen Überzeugungen. Oswald verzichtet auf Zitate aus den Dramen und Gedichten fast ganz und auch Eleonore Lemp hätte besser getan an manchen Stellen den poetischen Zitatenschatz aus den Dramen zu Gunsten von Briefstellen etwas zu beschneiden. Schiller betont zwar selbst in einem Brief an Goethe (Lemp S. 231), er halte es im Punkte der Redefülle seiner dramatischen Gestalten gern mit der Praxis der Alten und der Theorie des Aristoteles, da ja alle poetischen Personen zugleich symbolische Wesen seien und das Allgemeine der Menschheit aussprechen müßten; wir haben also das Recht, bei vielen seiner Dramenfiguren durch die individuelle Gestalt hindurch auf den allgemeinen moralisch-psychologischen Grund und damit auch auf den Dichter selbst, der sie so reden läßt, zu blicken. Aber in manchen Fällen ist doch Vorsicht in der Verallgemeinerung dramatischer Worte geboten, wenn nicht Widersprüche entstehen sollen, wie z. B. in den beiden Aussprüchen über den Wert des Lebens (S. 24. 25) oder in den Ansichten über den wahren Beruf der Frau (S. 108. 109). Diese Widersprüche häufen sich besonders, wenn man die Aussprüche über Religion bei Lemp im ersten Kapitel im Zusammenhange mustert: des Dichters aufgeklärte Vernunftreligion im Sinne Kants gibt natürlich ein andres Bild wie die alttestamentliche Gläubigkeit der Jungfrau von Orleans oder der Schweizer Eidgenossen; hier wäre weniger mehr gewesen. Von Schillers Gesprächen ist aus seiner reifen Zeit leider bedauerlich wenig auf uns gekommen, was nun um so sorgfältiger gesammelt und verwertet werden muß. Die Hauptgruppe, die Aufzeichnungen Christianens

von Wurmb, die die Sehnsucht nach einem Schillerschen Eckermann aufs schmerzlichste erwecken, sind denn auch gebührend berücksichtigt worden: leider werden sie von Lemp wie von Oswald nicht nur in dem falschen Text Karolinens von Wolzogen, während wir doch jetzt aus Heuermanns Publikation die Originalfassung kennen, sondern auch mit der längst verbesserten falschen Jahreszahl 1801 für 1802 (vgl. Euphorion 12, 6) zitiert. Die andern allerdings sehr zerstreuten Gespräche sind leider unbenutzt geblieben. So baut uns denn Lemp aus einer Fülle fein und sorgfältig ausgewählter Briefstellen ein Bild von Schillers Anschauungen über Religion, Leben, Natur, Staat, Kunst und Wissenschaft zusammen (Oswald gibt die Gruppen: Mensch, Natur und Leben; Gott, Moral und Religion; Wissen und Wissenschaften; Kunst und Künstler; Dichtung und Dichter; Vermischtes). Jede der Abteilungen und Unterabteilungen, die ohne den Schematismus einzelner Überschriften wie ein lebendiger Fluß vor dem Leser vorüberziehen, ist streng chronologisch geordnet. Überraschungen werden natürlich dem Kenner des Dichters hier nicht geboten, aber auch wer in Schillers Schriften und Briefen so zu Hause ist, daß er im allgemeinen einer solchen Anthologie entraten kann, wird hier gern nachschlagen, um die Zusammenhänge rascher überblicken zu können. An der Chronologie sind einige Ausstellungen zu machen, bei denen Wychgrams helfende Hand, der das Buch mit warmen Worten einführt, leicht hätte bessern können: die Theosophie des Julius, die aus der Stuttgarter Akademiezeit stammt, wird stets mit der Zahl 1787 zitiert, die „Resignation“ mit derselben Zahl (S. 142), die Schrift über das Erhabene mit 1793 (S. 172. 259; vgl. Euphorion 12, 184), das Gedicht „Die deutsche Muse“ endlich mit 1802 statt 1800 (S. 248; vgl. ebenda 12, 24). Das Anthologiegedicht „Sitten und Zeiten“, das (S. 109) Schillers Aussprüche über die Frauen eröffnet, ist nicht von ihm, sondern von Petersen (vgl. Minor, Schiller 1, 581). Oswald zitiert gar (S. 47) ein apokryphes Gespräch mit Charlotte von Kalb. —

Einer fünften Anthologie sei noch ein besonderes Wörtchen gegönnt. Vor kurzem hat der Verleger Eugen Diederichs unter dem Titel „Erzieher zu deutscher Bildung“ eine ganze Sammlung von Anthologien aus deutschen Prosaisten begründet, deren jeder schon im Titel unter ein gewisses, möglichst allgemeines Schlagwort einrangiert wird. Ist ihre Auswahl und Zusammenstellung auch teilweise in kundige und durchaus berufene Hände gelegt, so muß ich doch die ganze Sammlung als solche, die nicht nur das Gedankensystem, sondern auch die prosaischen Kunstwerke großer Denker künstlich und absichtlich in einzelne aphoristische Brocken zerpflückt, als ein höchst trauriges Zeichen der Zeit ansehen; ich nehme dabei natürlich wirkliche Aphoristiker aus, die auch in ihr vertreten sind. Auch aus Schillers Schriften ästhetischen Inhalts hält man es für nötig und angemessen, solche disjecti membra poetae zu seiner

Jubiläumsfeier vorzulegen, und kein geringerer als Schillers Urenkel gab sich dazu her, seinem Ahnen diesen übelverstandenen Dienst zu leisten (Friedrich Schiller, Ästhetische Erziehung, ausgewählt und eingeleitet von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Jena und Leipzig, Diederichs). Unsre raschlebige, nervöse und durch allerhand viel wichtigere Geschäfte in Anspruch genommene Gegenwart hat ja natürlich keine Zeit, Schillers Briefe über ästhetische Erziehung oder die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, zwei der größten stilistischen Kunstwerke unsrer Prosa, als Ganze, wie sie vom Verfasser gemeint sind, zu genießen und sich ihren Ideengehalt in ernster selbstdenkender Arbeit zu eigen zu machen, noch weniger etwa des Dichters Briefwechsel mit Körner und Goethe ganz zu lesen: man mußte auch diese heiligsten Besitztümer der Literatur für den modernen Feinschmecker in die aphoristische Pillenform bringen, damit er recht schnell mit dieser Speise fertig wird. Es ist zu wünschen, daß diese Anthologie einen möglichst geringen Leserkreis finde: Schillers Andenken wird damit übel gedient, zumal auch durch die beigegebene „Einführung“ sein Bild unter einem sehr subjektiven Gesichtswinkel gezeichnet und damit verzeichnet wird. Die verschwommen ästhetisierende, knochen- und marklose Lebensanschauung Gleichen-Rußwurms mit ihrer Vorliebe für wohltönende Phrasen ist in Schrift und Wort sattsam bekannt: der starke, weltüberwindende Idealismus Schillers wird hier gewaltsam in jene hineingezwängt; beide passen natürlich auf einander wie die Faust aufs Auge. Des Dichters Geist ist dem seines Interpreten gänzlich fremd, der die Worte schreiben konnte (S. 16): „Philosophie ist Mathematik, aber höhere Mathematik ist Poesie, denn aus ihr wurde das Weltall gedichtet“; glücklicherweise ist in dieser ganzen Einführung überhaupt sehr wenig von Schiller die Rede. Auch in den wenigen Anmerkungen erweist es sich klar, wie fremd der Interpret seinem Helden gegenübersteht: man kann Schillers Definition von der Schönheit als Freiheit in der Erscheinung wohl nicht ärger mißverstehen, als es hier (S. 32 Anmerkung) geschieht, und auch was an einer andern Stelle (S. 24 Anmerkung) über die Beeinflussung von Schillers Stil und Diktion durch das Französische behauptet wird, ist in dieser Form unhaltbar. Gleich beim Aufschlagen des Buches bekommt man zwei unangenehme Eindrücke. Als Motto findet sich die Stelle aus Goethes Brief an Schiller über den Anfang der ästhetischen Briefe, aber mit dem widerlichen Fehler „was ich teils lobte, teils zu loben wünschte“, der zu den von Bernays behandelten Standard-Fehlern des Briefwechsels beider Dichter gehört, die seit 1881 aus dem Texte verschwunden sind. Ohne ein Porträt von Schiller ging es nun einmal nicht ab: es erschien Herausgeber und Verleger offenbar kein andres charakteristischer für den Dichterphilosophen der Horenzeit als — Tischbeins theatralisches Machwerk. Wenn man nur den Namen Jena auf dem Titelblatte ausmerzen könnte! —

Es ist bekannt, wie viel der Briefwechsel Schillers mit seiner Braut und Frau in textlicher und erklärender Hinsicht Wilhelm Fielitz verdankt, seit er ihn vor fast dreißig Jahren in seine wissenschaftliche Obhut genommen hat; der Säkulartag hat uns die fünfte Auflage des vortrefflichen Buches gebracht (Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 1788—1805, herausgegeben und erläutert. Drei Bände. Stuttgart und Berlin, Cotta). Sie ist in allem Wesentlichen unverändert der vierten gleich, die ihrerseits gegenüber der dritten eine Reihe wichtiger Besserungen und Nachträge aufwies. Die im engeren Sinne kritisch-philologische Behandlung der Texte und die Anlage und Ausführung des Kommentars, der eine umfassende und wohlgeordnete Belesenheit geschmackvoll und kundig verwertet, sind in gleicher Weise musterhaft. Dem Referenten, der das Buch genießend durchläuft, ist hier nur für eine Anzahl kleiner Nachträge im einzelnen Gelegenheit geboten, die ich hier, wenn es auch mehrfach nur Kleinigkeiten sind, um so weniger zurückhalten möchte, weil ich glaube, dem Herausgeber dadurch den besten und erwünschtesten Dank für seine hingebende und mühevolle Arbeit abzustatten. Möchte er eine oder die andre meiner Bemerkungen für eine künftige neue Auflage brauchbar finden!

1, 16 nennt Fielitz Karoline von Lengefeld schlank und brünett, Lotte klein und blond. Die Schilderung beruht auf Christophinens Brief an Schiller vom 25. Januar 1790 (Briefwechsel S. 127): „Die eine von den Fräuleins war klein und blond und die andre schlank und brünett, wenn mir recht ist; gewiß ist diese deine Geliebte, wenn ich anders deinen Geschmack noch kenne." Die Epitheta sind also umzudrehen: auch auf den erhaltenen Bildern erscheint Lotte dunkler als Karoline und Graß in seiner bekannten schönen Erzählung (Charlotte von Schiller 3, 156) spricht von ihrem „losen dunkeln Haar". — 1, 18. Karolinens Briefe über das Waadtland finden sich im Jahrgang 1784 des Schweizerischen Museums, wie eine Tagebuchnotiz von Salis angiebt; vgl. Frey, Johann Gaudenz von Salis-Seewis S. 87. — 1, 20. Das englische Zitat (Charlotte von Schiller 1, 52) ist Popes Eloisa to Abelard Vers 190 entnommen, ein Gedicht, aus dem Lotte noch 1812 zitiert (Vers 70: ebenda 1, 630). Beide Schwestern lasen damals eifrig Pope und Lotte war besonders vom Essay on man begeistert (1, 229; Briefe an einen vertrauten Freund S. 47; Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlaß[2] 2, 177), aus dem sie gleichfalls längere Stellen zitiert (1, 91: ebenda[2] 2, 179; teilweise auch Charlotte von Schiller 1, 50; 1, 87: ebenda 1, 78). Zu Karolinens Popestudium vgl. noch Nachlaß[2] 2, 112. Dagegen stammen die von Charlotte von Schiller 1, 47 zitierten Worte nicht, wie Urlichs in der Anmerkung meint, aus Pope, sondern bilden den Eingang des dritten Gesanges von Miltons verlorenem Paradies. — 1, 27 Anmerkung 3. Lottens Brief an Wol-

zogen vom 25. März 1788 ist in Karolinens Nachlaß[2] 2, 183 gedruckt. — 1, 28. Hier könnte darauf hingewiesen werden, daß Schiller schon in der Bauerbacher Zeit die Leiden der Maria Stuart dramatisch behandeln wollte. — 1, 43. Zu Knebels Besuch in Rudolstadt vgl. Karolinens Schilderung an Wolzogen im Nachlaß[2] 2, 135. — 1, 69. Zu Lottens Ossianübersetzungen vgl. noch Charlotte von Schiller 1, 424. 2, 262. — 1, 94 Anmerkung 2. Die dem Berliner Veredlungsbunde angehörende Brenna war nicht eine Schwester der Henriette Herz, wie man seit Varnhagen immer wieder angegeben findet, sondern Brendel Veit, die spätere Dorothea Schlegel; vgl. Deibel, Dorothea Schlegel S. 29 Anmerkung 3 und Euphorion 14, 380. — Zu 1, 113 Anmerkung 3 vgl. Charlotte von Schiller 1, 436. — 1, 137. Lottens damalige Lektüre von Reisebeschreibungen wird auch Charlotte von Schiller 1, 423 erwähnt. — 1, 169. Zu Landrianis deutscher Reise vgl. auch Lichtenbergs Briefe 2, 359. — 1, 180. Über ihre Aeschyluslektüre spricht Lotte auch in einem gleichzeitigen Briefe an Fritz von Stein (Charlotte von Schiller 1, 425). — 1, 189. 198. 214. Lottens reges Interesse für die Persönlichkeit Julians ist ohne Zweifel durch Schillers Plan einer Bearbeitung des Stoffes vermehrt, wenn nicht überhaupt geweckt worden, worauf hingewiesen sein könnte; Asmus hat in seiner vorzüglichen Studie (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 17, 92) mit Recht diesen Umstand in der Entwicklung von Schillers Julianideen verwertet. — 1, 189. Zu dem Urteil über Gibbons Darstellung des Christentums vgl. Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Stein S. 124, zur Lektüre von Diderots Oeuvres morales Briefe an einen vertrauten Freund S. 54. — 1, 211. Das Hamletzitat hat Jonas (Schillers Briefe 2, 464) nachgewiesen. — Nach Lottens Bemerkung 1, 222 scheint Schiller damals schon eine geringere Meinung von Matthisson gehabt zu haben, als seine spätere Rezension vermuten ließ, ähnlich seinen späteren brieflichen Urteilen (in Jacobys Darstellung im Goethejahrbuch 28, 183 fehlt ein Hinweis auf unsre Stelle); Lotte zitiert ihn noch 1813 (Briefe an einen vertrauten Freund S. 137). Der ebenda erwähnte Brief an Wolzogen ist erhalten und die Stelle über Salis findet sich in Karolinens Nachlaß[2] 2, 191. — 1, 227. Zu Knebels Besorgung von Volneys Reisen und Lottens Eindrücken von ihrer Lektüre vgl. noch Charlotte von Schiller 2, 264; Briefe an einen vertrauten Freund S. 34. 44. 45. Ihr lebhaftes Interesse für Zenobia betont Lotte noch 1813 bei Gelegenheit von Calderons Drama (ebenda S. 131). Zu ihrer Lektüre von Müllers Schweizergeschichte vgl. noch ebenda S. 40; Briefe an Friedrich von Stein S. 126. — 1, 237. Zu dem Urteil über Plutarch vgl. noch Briefe an einen vertrauten Freund S. 43. — 1, 248. 249. Über Lottens Eindrücke aus Properz, Joinville, Lambert vgl. auch Briefe an Friedrich von Stein S. 127; Briefe an einen ver-

trauten Freund S. 46. 49. — 1, 254. Beckers Besuch in Rudolstadt wird auch Charlotte von Schiller 1, 428 erwähnt. — 1, 269 Anmerkung 2. Stolzens Aufsatz über die Götter Griechenlands ist in Goedekes Grundriß² 5, 185 genauer nachgewiesen. — 1, 277. Zur Erwähnung der Memoiren der Gräfin Lamotte vgl. auch Briefe an einen vertrauten Freund S. 56, über Barkhausen ebenda.

2, 7. Zu dem Ausdruck „Schindanger" vgl. Charlotte von Schiller 2, 281. — 2, 8. Zu der mit Fragezeichen versehenen Stelle vgl. jetzt Marbacher Schillerbuch 2, 182. — 2, 9. Nach dem Besuch der Schwestern in Jena schrieb Schiller den von mir im Marbacher Schillerbuch 2, 179 zuerst veröffentlichten Brief an Karoline von Dacheröden. Ihm wie den beiden andern, mit unsrer Korrespondenz im engsten Zusammenhang stehenden wird Fielitz gewiß in einer neuen Auflage ein Plätzchen gönnen. Der mit G. bezeichnete Ort in Lottens Brief, von dem aus sie noch einmal auf das im Nebel liegende Jena zurückblickte, ist Göschwitz. — Die 2, 10 erwähnte, offenbar von Wolzogen übersandte französische Übersetzung des Carlos ist bisher nicht nachgewiesen: Süpfle (Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich 2, 1, 74) kennt keine vor dem Jahre 1799. — 2, 11. Zu Lottens Urteil über St. Pierre vgl. noch Charlotte von Schiller 1, 399. 402. 2, 34; Briefe an einen vertrauten Freund S. 320. 325. 339. — 2, 18. Zur Lektüre Barthélémys vgl. ebenda S. 60. Für den „18. August" habe ich auch nur eine Vermutung: war vielleicht an diesem Tage der Heiratsplan zwischen Vater Dacheröden und Frau von Lengefeld ausgeheckt worden und versprach man sich übers Jahr die Hochzeit am gleichen Tage feiern zu können? — 2, 26 Anmerkung 1. Moritzens Beschreibung von San Marino hat mir noch Gotthilf Weisstein auf meine Anfrage freundlich nachgewiesen: sie findet sich in seinem und Hirts Italien und Deutschland in Rücksicht auf Sitten, Gebräuche, Literatur und Kunst 1, 75 (1789). — 2, 44 Anmerkung 1. Die Angaben über Cooks Reisen sind fehlerhaft. Hier dürfte Forsters Übersetzung der dritten Reise gemeint sein, die damals eben erschienen war (Berlin 1787—1789). — 2, 45 Anmerkung. Mit Schillers Brief an Hufeland vom 16. September 1789 hat es seine Richtigkeit; vgl. Briefe 7, 279. — 2, 49. Dieser Brief Karolinens von Dacheröden ist die Antwort auf den im Marbacher Schillerbuch 2, 179 gedruckten Schillers. — 2, 55 Anmerkung. Daß Dalberg mit Dacherödens verwandt gewesen sein soll, ist ein Irrtum Hayms, dessen Quelle ich nicht ermitteln konnte. — 2, 110 Anmerkung. Zu Lottens Unsterblichkeitsglauben vgl. noch Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlaß² 2, 179. 182. — 2, 132. Über die Begegnung der Schwestern mit Schiller in Jena am 2. Dezember haben wir einen Bericht Karolinens an ihre Erfurter Freundin vom 4., den ich nach dem in Tegel befindlichen Originalbrief hier mitteile (weitere Mitteilungen über Schiller aus diesen

leider sehr lückenhaft nur überlieferten Briefen habe ich im Marbacher Schillerbuch 2, 186 gegeben): „Wir lebten vier Stunden mit Schiller. .... Mein Plan [vgl. 2, 124] gefällt Schiller nicht, vorzüglich fürchtet er bei indelikaten Auftritten mit ursus und mir nicht Mäßigung genug zu haben und seinen Eltern Schmerzen zu machen, wenn er sich wieder aus einem festen établissement reißt. O einzig ist diese Seele an Kraft und Güte! Er will itzt noch einige Jahre in Jena bleiben und Lotte soll künftigen Sommer mit ihm leben ... Da Schiller kein Vermögen hat, so müßten wir auf die Zukunft für Lotte denken. Mama wird ruhiger dabei so sein und ich hoffe, Schillers Existenz in Jena soll ihm leidlicher werden mit Lotte; ich kann viel mit ihnen leben und kleine Entfernungen werden gut auf Lotte wirken. Ich fühlte es in unserm Zusammensein, ganz ist der reine Klang noch nicht wieder unter uns. Ich war ein paar Minuten mit ihm allein, er schloß mich feuriger an sein Herz und verbarg sein Gesicht in meinen Händen, ich konnte wenig sprechen .... Ach, was nennt die Seele, wenn sie in ein Gefühl aufflammt! Ich sehne mich so mit ihm zu sprechen, den vollen Sinn seiner Seele zu verstehen. Wie hat das Schicksal dieses verschlungen! .... An Mama schreibe ich nächstens über dieses Verhältnis; sie muß doch vorbereitet sein, da es sich so bald entwickelt; sie kann im Reellen nichts einwenden, denn Lotte und Schiller können in Jena artig leben." — 2, 160. Schillers Antwort auf Karolinens von Dacheröden Billett ist im Marbacher Schillerbuch 2, 183 gedruckt. — 2, 182 Anmerkung. Was mit dem Aufsatz über die Leckereien von Forster gemeint ist, habe ich schon 1889 in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 3, 506 nachgewiesen, was Fielitz, der seinen Irrtum noch immer wiederholt, trotz Goedekes Notiz (Grundriß² 5, 109) entgangen sein muß. — 2, 208. Dasselbe Zeitungsblatt scheint auch Charlotte von Schiller 2, 269 Frau von Stein im Auge zu haben.

3, 9 Anmerkung 5. Zu dem Osteraufenthalt in Rudolstadt vgl. noch Charlotte von Schiller 1, 430. — 3, 12 Anmerkung 4. Für Dominikus ist jetzt besser auf Picks Schriftchen (Hamburg 1894) zu verweisen. — 3, 23 Anmerkung 4. Die junge Engländerin wird auch Charlotte von Schiller 2, 274 erwähnt. — 3, 36 Anmerkung 3. Über Emilie von Berlepsch vgl. noch ebenda 1, 429. 2, 270. 315. 3, 21. — 3, 48. 52. Mirabeaus Schrift Sur l'éducation publique, von der übrigens erwähnt werden mußte, daß sie unecht ist, scheint Wilhelm von Humboldt den Frauen bekannt gemacht zu haben. — 3, 50. Über Karolinens Ariostübersetzung, die wohl auch S. 65 mit dem „Werk" gemeint ist (Fielitzens andre Deutungen vermögen mich nicht zu überzeugen), vgl. jetzt die wertvollen Mitteilungen Schwenkes in der Zeitschrift für Bücherfreunde 9, 55. — 3, 55. Die hier erwähnte Schrift Dalbergs gegen Humboldt ist 1793 anonym veröffentlicht worden; vgl. Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg und seine Zeit 1, 193. Über den Besuch

von Göritz und Fichard vgl. auch Charlotte von Schiller 1, 438. Der Ausdruck „Hofgesicht“ begegnet noch ebenda 2, 95. — 3, 57 Anmerkung 7. Zu Humboldts Besuch in Rudolstadt vgl. noch Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlaß² 2, 197. — 3, 58. Die Nr. 366 dürfte vor Nr. 363 und gleichfalls in den Juli 1792 zu setzen sein: Anfang Juli kamen Humboldts nach Rudolstadt und machten bei Schillers in Jena Station (Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt³ S. 353); auch die beiden Bemerkungen über Schillers Dido fügen sich so, wie es mir scheint, besser zusammen. — 3, 59. Zu Karolinens damaligem Jenaer Aufenthalt vgl. auch Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 2, 248 Geiger (Schillers Briefe 3, 214 fehlt der betreffende Satz). — 3, 71. Über Soden vgl. noch Briefe an einen vertrauten Freund S. 37. „Seine Schauspiele sollen doch platt und leer sein, sagte mir Schiller“ schreibt Karoline in einem undatierten Briefe ihrer Freundin Dacheröden. — 3, 73. Wenn man Wolzogens geheimnisvollen Brief (Charlotte von Schiller 2, 120), besonders den Eingang aufmerksam liest und damit den Brief von Salis an Wolzogen (Karolinens Literarischer Nachlaß² 2, 412), besonders den sechsten Absatz kombiniert, so kommt man auf die Vermutung, daß Karoline damals im Frühjahr 1794 einen besonderen zwingenden Anlaß, sich für einige Zeit zurückzuziehen, gehabt haben wird, ähnlich wie ihn wenige Monate früher ihre größere Namensschwester hatte, und daß Wolzogen dabei die Rolle Schlegels gespielt hat. Ich sehe wenigstens keine andre Möglichkeit, die rätselhafte Abreise aus Schwaben und den Aufenthalt in Burg bei Stein am Rhein, der dann im nächsten Sommer sich wiederholte, zu erklären; zugleich kann Schillers schroffe Zurückhaltung seiner Schwägerin und Wolzogen gegenüber bei den für diese so wichtigen Ereignissen des Jahres 1794 eher dadurch motiviert erscheinen. Vgl. zu diesen Schweizer Beziehungen noch Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 223 Anmerkung 4. — Der 3, 81 erwähnte Brief Alexander von Humboldts an Schiller ist erhalten und bei Bruhns, Alexander von Humboldt 1, 203 gedruckt, aber in der Schillerliteratur, wie es scheint, unbeachtet geblieben. — 3, 90. „Circe“ in Goethes Tagebuch vom 7. April 1796 (2, 42) geht sicherlich nicht, wie Fielitz will, auf die Generalin von Knorr, sondern besagt, daß Anfossis Oper an diesem Tage aufgeführt wurde: Burkhardt Das Repertoire des Weimarischen Theaters S. 21 gibt zwar zwei andre Stücke für den Tag an, aber derartige Diskrepanzen, die auf Abänderungen in letzter Stunde deuten, finden sich auch sonst. Auch von Morris (Goethejahrbuch 26, 28) ist diese Stelle übersehen worden. — 3, 117. Der Ausdruck „Patschbrief“ begegnet auch Charlotte von Schiller 1, 401. — 3, 137 Anmerkung 4. Achates spielt an der betreffenden Stelle bei Vergil keine Rolle; der Name Acastus kommt überhaupt nicht vor; sollte Lotte an den sizilischen König Acestes gedacht haben? —

Schillers hoher Gönner Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg, dessen hochherziges Geschenk den von namenlosen Leiden und Sorgen fast Überwundenen einst dem Leben und seinem menschheitlichen Berufe zurückgab, hat leider noch immer nicht die ihm gebührende monographische Würdigung erfahren. Die reichen, bisher unbenutzten Materialien, wie sie das herzogliche Hausarchiv in Primkenau und das Kopenhagener Reichsarchiv bewahren, wird Hans Schulz für eine ausführliche Biographie des Herzogs und eine Sammlung ausgewählter Briefe von und an ihn zum ersten Male verwerten. Nachdem er schon im März 1905 der Deutschen Rundschau eine Nachlese von Schiller betreffenden Briefen und Briefstellen veröffentlicht hatte, die eben jenen Quellen entnommen sind, hat er nun seiner geplanten größeren Arbeit eine übersichtliche Zusammenstellung der brieflichen Urkunden, die Schillers Verhältnis zum Herzoge darstellen, vorangehen lassen (Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen mit Erläuterungen. Jena, Diederichs). Die zwischen Schiller und dem Herzog gewechselten Briefe, soweit dieselben auf uns gekommen sind, bisher an verschiedenen Orten zerstreut, nebst den zugehörigen Briefwechseln Schillers mit Baggesen und Schimmelmann aus jenen Tagen der Erlösung sind hier zum erstenmale übersichtlich vereinigt. Um diese Urkunden als Kern schlingt sich eine einfache Erzählung der Ereignisse und Stimmungen, die zu der hochherzigen Tat des Herzogs die Veranlassung gegeben haben und die ihr folgten, und eine knappe Darlegung der inneren Beziehungen zwischen Fürst und Dichter, in der wir deutlich erkennen können, was sie verband und was sie trennte. Die Verbindung beider, mit so großen und schwärmerischen Hoffnungen geschlossen, entwickelte sich nicht zu wirklicher innerer Harmonie und konnte dies auch bei der so verschiedenen Individualität beider Männer nicht wohl: aus ihren Briefen sieht man, „daß es ihnen nicht beschieden war, sich in fester Sicherheit aneinander zu schließen und eins zu werden, daß sie vielmehr leise aneinander vorbeiglitten“ (S. 166). Besonders fühlte sich der Herzog, der als begeisterter und dankbarer Schüler Platners sich mit der Kantischen Philosophie nie recht befreunden konnte und über die schöne Diktion beim Vortrag philosophischer Gegenstände ähnliche Ansichten hatte, wie sie Fichte in jener berühmten brieflichen Kontroverse Schiller gegenüber verteidigte, mit der weiteren Entwicklung des Dichters in der Horenzeit nicht einverstanden: die Xenien verletzten ihn wie so viele der Zeitgenossen tief und es ging ihm der Glaube an Schillers Humanität dadurch verloren; wie er den großen dramatischen Schöpfungen von Schillers Reifezeit innerlich gegenüberstand, er, dem einst Don Carlos eine Art Evangelium gewesen war, ist uns nirgends quellenmäßig bezeugt. Ein kurzes Nachwort unterrichtet über die Aufenthaltsorte der Originalbriefe, stellt die Literatur über den Herzog zusammen und gibt zu einigen Briefen nachträgliche Kollationen

aus den zu spät empfangenen Primkenauer Briefschätzen. Interessant ist hier der Nachweis (S. 173), daß Max Müller die von ihm zuerst veröffentlichten Konzepte des Herzogs mehrfach falsch gelesen hat und z. B. in dem ersten Briefe an den Dichter auch im Konzept Schillers letzte Werke als „erhabenste unter allen menschlichen Zwecken“ (nicht „Werken“) bezeichnet werden (vgl. Müller S. 14); wie schlimm der Fehler zuweilen ist, zeigt Müllers Lesung „Verbesserung des Zustandes der Menschheit muß von einem Menschen ausgehen“ (S. 55), wo es „vom inneren Menschen“ heißen muß (S. 155). In den knappen Anmerkungen, die meistens nur genauere literarische Nachweise bringen, sind auch die hauptsächlichsten Abweichungen der später in den Horen erschienenen Umarbeitung der Briefe an den Herzog verzeichnet, ohne daß eine genaue Vergleichung beider Texte bis in Kleinigkeiten hinein beabsichtigt wäre. —

Es wäre eine schöne und verlockende Aufgabe gewesen, zum Säkulartage eine gut ausgestattete, textlich gereinigte und knapp kommentierte Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe vorzulegen: ein solches Buch ist nicht nur wissenschaftlich ein Bedürfnis, sondern wäre sicher auch vielen Laien und Liebhabern unsrer klassischen Literatur ein willkommenes Geschenk gewesen, die jetzt nur entweder unkommentierte Ausgaben mit mangelhaften Texten benutzen oder sich die guten Texte und notwendigsten Erläuterungen mit vieler Mühe aus den Gesamtausgaben der Briefe beider Dichter heraussuchen müssen. Leider erfüllt die neue Ausgabe des Briefwechsels (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe mit Einführung von Houston Stewart Chamberlain. 2 Bände. Jena, Diederichs) nur die erste jener drei Forderungen und erregt somit dem prüfenden Kenner das unmutige Gefühl einer starken Enttäuschung, ja der Entrüstung darüber, daß ein angesehener deutscher Verlag es wagt, als Säkulargabe eine so leichtfertige und oberflächliche Arbeit auf den Markt zu bringen, durch deren glanzvolles äußeres Kleid der Liebhaber bestochen wird, sich aber dann, wenn er tiefer der Sache auf den Grund geht, in seinem Vertrauen, etwas Gediegenes zu besitzen, getäuscht findet. Die Ausstattung allerdings steht, abgesehen von der wenig geschmackvollen steifen Titelvignette, auf der vollen Höhe der modernen Kunst und ist in allen Beziehungen tadellos. In allem Innerlichen jedoch ist auch nicht einmal den allerersten Anforderungen genügt, die an den Bearbeiter dieser Aufgabe herantreten. Es war wirklich kein besonders schwieriges Problem, einen guten und zuverlässigen Text des Briefwechsels zusammenzubringen: denn man brauchte dazu fast gar keinen Aufwand von Geist oder Scharfsinn, sondern nur — eine Schere. Durch die hingebenden und nie genug anzuerkennenden Bemühungen von Eduard von der Hellen und Fritz Jonas, die Wilhelm Vollmers frühere dankenswerte kritische Tätigkeit zum Abschluß geführt haben, haben wir in den Gesamtausgaben der Briefe beider Dichter den tatsächlich überlieferten Text bis in alle Kleinig-

keiten hinein mit absoluter Genauigkeit und Treue festgestellt und von den Schlacken der Tradition, auf die man schon früh aufmerksam geworden war, endgültig gereinigt erhalten. Der neue Herausgeber hatte also die wahrlich leichte Aufgabe, diese einzelnen Stücke einfach aneinanderzufügen und die wenigen seitdem noch aufgefundenen Briefe[1]) an ihrer Stelle einzurücken. Diese einfache Sachlage habe ich auch dem Verleger, der mich im Herbst 1904 um meinen wissenschaftlichen Rat anging, eingehend auseinandersetzt: dieser war also völlig orientiert über das, was zu leisten war. Der Herausgeber wollte es sich aber noch bequemer machen: er fügte zwar die nach dem Abschluß jener Gesamtausgaben aufgefundenen Stücke ein, griff aber für den Grundstock des Briefwechsels schlankweg wieder auf Vollmers Ausgabe von 1881 (oder gar auf die zweibändige Ausgabe der Kollektion Spemann oder der Weltliteratur?) zurück, die ihrerseits hinter von der Hellen und Jonas so weit zurücksteht wie die früheren Cottaschen Ausgaben hinter ihr, und druckte diese mit Haut und Haaren ab. Das beweist schon allein der beibehaltene, sinnstörende Druckfehler „Individualität" für „Idealität" in Schillers Brief vom 28. November 1796 (1, 292 = Vollmer 1, 202); in Nr. 128 (Goethe, 9. Dezember 1795) begegnen wieder die von Bernays verbesserten „neuen Stücke"; in Nr. 401 (Schiller, 6. Januar 1798) fehlt ein längerer Satzteil. Der Stellen, die in Kleinigkeiten, namentlich in fehlenden kleinen Wörtchen abweichen, sind Dutzende: es verlohnt sich nicht, hier überall der Provenienz nachzugehen; von der Hellen und Jonas hätten überall das Richtige dargeboten. Man fragt sich kopfschüttelnd, wofür diese Männer eigentlich gearbeitet haben, wenn so etwas möglich ist. Nimmt man nun noch eine Anzahl fehlerhafter Datierungen, die aus Unkenntnis der Literatur weiter fortgeschleppt werden, die Tatsache, daß ein Billet Goethes zweimal als Nr. 880 und 1009 abgedruckt ist, und eine große Zahl neu eingeführter Druckfehler hinzu, unter denen sich manche arg sinnstörende befinden, so kommt ein ganz hübsches Sündenregister zusammen. Daß der Herausgeber auch in andern Punkten der technischen Einrichtung sich eng an Vollmers Praxis anschließen würde, war nach allem Vorangegangenen vorauszusehen. Hier mußte radikaler

[1]) Ganz neuerdings ist wieder ein unbekanntes Stück zutage gekommen. Im Lagerkatalog 527 der Firma Baer und Co. in Frankfurt am Main wird unter Nr. 781 ein undatierter Brief Schillers, eine halbe Seite lang mit der Bemerkung „an Goethe?" aufgeführt, aus dem folgende Sätze mitgeteilt werden: „Ich erfahre soeben zufällig, daß man Ihnen zu einem angenehmen Ereignis im Hause Glück zu wünschen hat. Ich wünsche es von Ihnen bestätigt zu hören .... Empfehlen Sie mich der Kleinen recht freundschaftlich und versichern sie meines besten Anteils. Sch." Das Billett ist sicher an Goethe gerichtet und wohl auf den 16. Dezember 1802 zu datieren; Goethes Antwort vom selben Tage ist erhalten (vgl. Briefe 16, 157. 443). Man beachte, daß sich hier Schiller desselben familiären Ausdrucks für Christiane bedient wie Goethe.

vorgegangen werden: die Briefe Schillers an Karl August, Meyer und Süvern waren ebenso auszuscheiden wie poetische Beilagen oder der Aufsatz über epische und dramatische Dichtung; dagegen hätten aus von der Hellens Apparaten interessante unterdrückte Stellen aus den Konzepten oder den kassierten Reinschriften wenigstens anmerkungsweise aufgenommen werden sollen. Der Text der neuen Ausgabe ist sonach als ungenügend und wertlos zu bezeichnen und vor ihrem Gebrauch, zu dem die Bequemlichkeit auch Fachgenossen verführen könnte, zu warnen.

Den dringend notwendigen Einzelkommentar, ohne den dem Laien und Liebhaber diese Briefe wie alle ähnlichen Sammlungen tatsächlich „Schattenbildern gleichen" müssen (1, XXVI), sucht man leider vergebens: gerade hier war trotz Chamberlains gegenteiliger Bemerkung (ebenda S. XXVII) der Schwerpunkt einer neuen Ausgabe zu suchen und eine schöne Palme zu erringen. Die unvollständigen und vielfach fehlerhaften Register können für diesen Mangel in keiner Weise entschädigen. Sie beruhen ganz auf den musterhaften und tadellosen Registern Vollmers, nur daß deren Übersichtlichkeit und klare Disposition beseitigt und ihr reicher Inhalt unbarmherzig und verständnislos dezimiert worden ist. Daß die Ergebnisse neuerer Forschungen, die einige Besserungen und Nachträge zu Vollmers Arbeit gebracht haben, hier nirgends verwertet sind, war nicht anders zu erwarten: daß Schiller im Jahre 1800 nicht Hermanns lateinische, sondern seine deutsche Metrik studierte (vgl. Bernays' Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte 1, 388), daß das von Schiller am 10. Dezember 1799 beurteilte Stück Kotzebues Octavia war (vgl. Goethes Briefe 14, 287), ist dem Verfasser des Registers so unbekannt wie manches andre, das über den Horizont von 1881 hinausgeht. Auf die vielen neuen Fehler, die durch ihn in die Register hineingekommen sind, kann ich hier im Interesse meiner Leser nicht näher eingehen. Feinsinnig und erfreulich sind dagegen, wenn sie auch fast nichts wesentlich Neues zur Beurteilung des großen Freundschafts- und Lebensverhältnisses bringen, die einführenden Erörterungen Chamberlains. Mit vollem Recht sieht er den kulturellen Wert des Briefwechsels für die Gegenwart, ganz abgesehen von seiner literarischen und historischen Bedeutsamkeit, in der Selbstdarstellung der beiden freien, festgegründeten Persönlichkeiten, die, jede in ihrer individuellen Weise mit Kraft und Mut und Urteil nach der Vervollkommnung und Veredlung ihrer Natur strebend, sich zu fruchtbarster Gemeinschaft verbunden hatten, ein Vorbild für unsre zersplitterte Zeit, die so sehr der großen Kraft und Tiefe der Persönlichkeit bedarf. Den Beurteilern gegenüber, die wie etwa Klaar (Goethejahrbuch 19, 202) die fertigen Charaktere und Geistesrichtungen der beiden Männer gegenüberstellen und mit einander vergleichen, sucht Chamberlain die Entwicklung ihrer Eigenarten bis zu dem Moment des Zusammenschlusses darzulegen und die psychologischen Stimmungen und Eindrücke zu ana-

lysieren, die jeder von ihnen seit der ersten Begegnung im Herbst 1788 bis zu der entscheidenden Annäherung im Juli 1794 (das 1, XX dafür angegebene Datum des 14. ist sicher unrichtig; vgl. darüber Euphorion 10, 698) in betreff des andern hatte und in sich trug. Diese psychologische Analyse ist fein und lichtvoll und enthält, wenn sie auch, an Minors bekannter großer und grundlegender Abhandlung gemessen, ziemlich oberflächlich und sprunghaft erscheint, doch hie und da gute, in dieser Art noch nicht gesehene, jedenfalls aber noch nicht ausgesprochene Einzelheiten: wie beide bei ihrer ersten arrangierten Begegnung ihr wahres Antlitz ein jeder „hinter der ihm eigenen Schutzgebärde", die sich durch schlechte Erfahrungen mit Menschen entwickelt hatte, bei Schiller die Vorsicht, bei Goethe die Verschlossenheit, verhüllten (1, XV); wie Goethe, nach der Rückkehr aus Italien in innerem Zwiespalt über die wahren Ziele seines Lebens ringend, auch rein menschlich noch ungefestigt, für Schillers Freundschaft damals „noch nicht reif" war (ebenda S. XVI). Den schön und klar geschriebenen Entwicklungen, die sich auch von unpassender Hereinziehung der sonstigen philosophischen und historischen Lieblingsanschauungen des in manchen Kreisen so beliebten Modedenkers glücklicherweise freihalten und sich rein in die Sache selbst vertiefen, wäre noch die Vermeidung einiger allzu moderner Fremdworte (z. B. „exquisit" 1, X; „Exazerbation des Nerven- und Hirnlebens" 1, XXII) zu wünschen gewesen, die die Reinheit der Wirkung beeinträchtigen. —

Ich gedenke zum Schluß noch einer Auswahl aus Schillers Briefen, die Eugen Kühnemann besorgt hat und die den 12. und 13. Band der Hausbücherei der deutschen Dichtergedächtnisstiftung bildet (Ausgewählte Briefe von Friedrich von (!) Schiller, ausgewählt und eingeleitet. 2 Bände. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichtergedächtnisstiftung). Aus einer so gedankenreichen Sammlung, wie Schillers Briefe in Jonas' siebenbändiger Ausgabe sich darstellen, eine so knappe Auswahl zu veranstalten (265 Nummern von rund 2100) ist an sich ein mißliches Unternehmen, dem ich von vornherein mit großem Mißtrauen gegenübertreten würde, da ich ihre Existenzberechtigung nicht einzusehen vermag. Von diesem prinzipiellen Bedenken abgesehen ist allerdings in der vorliegenden Komprimierung des reichen wertvollen Stoffes das Menschenmögliche geleistet: der erste Band führt von dem Jugendbrief an Scharffenstein bis zur Erlösung des Dichters aus schwersten Tagen durch die dänische Pension, der zweite von den Dankesbriefen des Dezember 1791 bis zum letzten Schreiben an Körner vom Ende April 1805. Anmerkungen werden leider gänzlich vermißt und sind doch, da sich die Sammlung in erster Linie an die weiteren Kreise der Gebildeten wendet, an vielen Stellen so dringend nötig. Die Einleitungen des Herausgebers geben in zusammenhängender Erzählung einen gedrängten biographischen Rahmen zu den Lebensäußerungen des Dichters und suchen den Leser

hie und da durch Andeutungen einzelnen Briefen gegenüber einem richtigeren Standpunkt der Schätzung und Beurteilung nahezubringen; wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen sie selbstverständlich nicht.

Jena. Albert Leitzmann.

The life and times of Georg Joachim Goschen, publisher and printer of Leipzig, 1752—1828, by his grandson Viscount Goschen. 2 Bände. London 1903, Murray.

Das Leben Georg Joachim Göschens von seinem Enkel Viscount Goschen. Deutsche, vom Verfasser bearbeitete Ausgabe, übersetzt von Th. A. Fischer. 2 Bände. Leipzig 1905, Göschen. 12 M.

In seiner Schrift: „Zur Erinnerung an Georg Joachim Göschen“, die 1861 als Programm der Landesschule zu Grimma erschien (in Goedekes Grundriß[2] 5, 498 seltsamerweise nicht aufgeführt), hat Christian Gottlob Lorenz zuerst ausführlichere biographische Mitteilungen über den vortrefflichen Mann gegeben, dessen Name mit der Geschichte unsrer klassischen Literatur aufs engste verbunden ist. Neuerdings hatte Weibert, der langjährige Chef der Göschenschen Handlung, die Absicht, einzelne Episoden aus dem Leben seines Vorgängers zu behandeln (vgl. Muncker, Friedrich Gottlieb Klopstock S. 543 Anm.). Nun hat ihm sein bis in die Namensform hinein ganz zum Engländer gewordener Enkel langjährige Mußestunden seiner reichen staatsmännischen Wirksamkeit gewidmet und eine mit feinem Verständnis und liebevoller Hingabe verfaßte, mit einer Fülle schöner Porträts und Faksimiles ausgestattete große Biographie vorgelegt, die, auf breitester Basis aufgebaut, mit liebenswürdiger Redseligkeit ein anziehendes Bild seiner Zeit, zunächst in Rücksicht auf englische Leser entwirft. Für die bald darauf erschienene deutsche Ausgabe des Werkes müssen wir vor allem darum dankbar sein, weil uns hier das zeitgenössische Material an Briefen, das in der englischen Ausgabe durchweg in modernes Englisch übertragen ist, in der deutschen Originalform entgegentritt und so eigentlich erst wissenschaftlich benutzbar wird. Unbekannte und ungedruckte Quellen sind nicht in dem Umfange geboten worden, den man zunächst beim Anblick der zwei starken Bände für wahrscheinlich hält, zumal der Verfasser reichlicheren Gebrauch von den Familienbriefen zu machen sich aus Pietät versagt hat; trotzdem bietet uns das Werk manches Neue und Ergänzende, ohne die feststehenden Grundlinien der Beurteilung merklich zu verrücken.

Von großer Bedeutung für unsre Literatur war Göschens Tätigkeit als Verleger, die er nach einer längeren Lehrzeit bei Crusius und vorübergehender Beschäftigung bei der Dessauer Buchhandlung der Gelehrten zu Ostern 1785 begann; eine sehr interessante Übersicht seiner wichtigsten

Unternehmungen gibt Lorenz S. 35. Charakteristisch für ihn sind die mannigfachen Konflikte, die zwischen seiner Neigung zur Veröffentlichung nur wirklich wertvoller und bedeutender literarischer Erzeugnisse in entsprechender typographischer Ausstattung und dem rein praktischen Geschäftsinteresse entstanden. Er ließ sich viel zu häufig von idealistischen Rücksichten leiten, als daß er zu dauernden finanziellen Erfolgen hätte gelangen können. Und wenn auch manche seiner Hoffnngen und Bestrebungen durch die Ungunst der Zeitverhältnisse, durch die tötliche Lähmung von Handel und Verkehr in den Tagen der französischen Okkupation vereitelt wurden, so kann man doch auch ihn persönlich nicht ganz von dem Vorwurf einer gewissen merkantilen Kurzsichtigkeit freisprechen. Daß er sich durch die Ablehnung der kleinen Schrift über die Metamorphose der Pflanzen die so gut eingeleiteten geschäftlichen Beziehungen zu Goethe für alle Zeiten verdarb, daß er sich eine Unternehmung wie Schlegels Shakespeareübersetzung entgehen ließ, ein Fehler, der durch den Verlag der Übersetzung Bendas natürlich nicht entfernt gutgemacht werden konnte, erscheint ebenso unbegreiflich wie die Tatsache, daß er die epochemachendste Neuerung auf dem Gebiete des Buchdrucks, Königs Schnellpresse, zusammen mit dem Erfinder auszubeuten und zu vervollkommnen nicht zu bewegen war, weil sie der Schönheit des Drucks nicht genügend Rechnung trug. Andrerseits konnten seine Luxusausgaben recht wohl den Vergleich mit Elzevir, Bodoni und Didot aushalten, denen nachzueifern sein Bestreben war. Mag auch Göschens Antiquadruck, worauf Seuffert (Prolegomena zu einer Wielandausgabe 1, 10) mit Recht hinweist, zunächst eine erzwungene Folge seiner Druckkonzession gewesen sein, sein Wieland und sein Carlos übertreffen die Frakturdrucke seines großen Rivalen Cotta um ein beträchtliches an Schönheit der äußeren Erscheinung.

Den freundschaftlichsten Charakter tragen Göschens Beziehungen zu Schiller. Als dieser, seinen mannheimer Nöten glücklich entronnen, in die Arme seiner sächsischen Freunde eilte, fand er den jungen Verleger in enger Verbindung mit Körner und Huber und war eine Zeit lang sein Hausgenosse. Göschen übernahm den Verlag der Thalia und des Carlos, später der Geschichte des dreißigjährigen Krieges und der Neuen Thalia und hoffte auch ferner mit seinem bewunderten Freunde in geschäftlicher Verbindung zu bleiben: da gelang es während Schillers Aufenthalt in der Heimat Cotta, den Göschen schon halb und halb zugesagten Kallias für sich zu gewinnen und zugleich durch Übernahme des Verlags der Horen den Dichter auf Jahre hinaus sich zu verpflichten. Göschen wußte sich bei dieser Schwenkung Schillers, die zu einem dauernden Verhältnis mit Cotta führte, völlig schuldlos und hat den Schmerz über diesen Verlust niemals ganz verwunden, wenn sich auch später wieder freundlichere Beziehungen zwischen den beiden Männern anbahnten. Die Dokumente dieses Bundes lagen seit Dezennien in der Sammlung der Geschäfts-

briefe Schillers nahezu vollständig vor: einen hübschen Brief vom 26. Februar 1789 hat Schüddekopf zum 10. November 1902 in einem Privatdruck veröffentlicht. Einen weiteren vom 24. Oktober 1791 gibt jetzt der Verfasser, leider nur teilweise, im Faksimile seinem ersten Bande bei: Schiller kündigt darin die Zerstörung von Troja für das erste Stück der Neuen Thalia an, deren Stanzen ihm mehr Freude als manches Originalprodukt gemacht hätten, aber nun auch besonders elegant gedruckt werden müßten, und bittet überhaupt um eine hübsche Ausstattung der neuen Zeitschrift, womöglich in Antiquadruck, damit sie sich neben Bürgers Akademie der schönen Redekünste mit Ehren sehen lassen könne. Der wesentlichste Inhalt von Körners auf der Dresdener Bibliothek bewahrten Briefen an Göschen war bereits durch einen Aufsatz Adolf Sterns (Beiträge zur Literaturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts S. 248) bekannt. Ein Brief Hubers vom 5. März 1785 (1, 50; meine Zitate gehen, wenn nichts andres bemerkt ist, auf die deutsche Ausgabe) sucht Göschen für den Verlag der Thalia zu gewinnen und zu einem Vorschuß zu bewegen, damit Schillers baldige Trennung von Mannheim ermöglicht werde; ein späteres Schreiben (2, 46) ist voller Lobes über Göschens typographische Unternehmungen. Die bekannte Mystifikationsanekdote, die Rochlitz 1806 im Frauenjournal erzählt (vgl. Geschäftsbriefe Schillers S. 343 und Boxberger im Archiv für Literaturgeschichte 8, 170), wird in einem ausführlichen Schreiben Therese Hubers (1, 55; nach 1, 313 sind viele Briefe von ihr erhalten), die im übrigen die Wahrheit der Personenschilderung anerkennt, für erfunden erklärt, da Huber ihr niemals etwas davon erzählt habe; volle Sicherheit wird hier schwerlich zu erlangen sein, wenn mir auch das angeführte Argument ziemlich ins Gewicht zu fallen scheint.

Durch Bertuchs Vermittlung erhielt Göschen 1786 den Verlag der ersten authentischen Sammlung, die Goethe von seinen Schriften veranstaltete: er zahlte Goethe für die acht Bände ein Gesamthonorar von zweitausend Thalern, eine Summe, die charakteristischerweise einige Dezennien später einem Drama Houwalds für äquivalent galt (2, 340). Goethes Briefe an Göschen aus den Jahren der Drucklegung, besonders 1788—90, die der Verfasser nirgends erwähnt, also wohl in den Nachtragsbänden der Weimarischen vierten Abteilung übersehen haben dürfte, lassen uns die Stimmung des nicht durchweg von den geschäftlichen Eigenschaften des Verlegers und der äußeren Ausstattung der Bände befriedigten Dichters genauer verfolgen: wenn man Göschens sonstige typographische Leistungen mit ihnen vergleicht, so kann man Goethe nicht ganz Unrecht geben. Goethes Kontrakt, unterzeichnet in Karlsbad am 2. September 1786, ist hier (1, 120) zum ersten Male abgedruckt. Noch ehe die Ausgabe vollständig erschienen war, lösten sich bereits des Dichters Beziehungen zu Göschen, da dieser den Verlag der Metamorphose der Pflanzen nicht übernehmen zu können erklärte, worin Goethe mit Recht eine Ungefällig-

keit sah, die ihm den Übergang zu einem andern Verleger erleichterte. Auch auf einen verspäteten Annäherungsversuch, den Göschen im November 1815 durch Knebels Vermittlung machte, wollte Goethe nicht eingehen: den doch an sich vortrefflichen Gedanken einer schön ausgestatteten Separatausgabe seiner lyrischen Gedichte wies er mündlich von der Hand (2, 328). — Göschens Glanzleistung war und blieb die große Gesamtausgabe von Wielands Werken, die seit 1794 in vier verschiedenen Ausstattungen erschien (vgl. jetzt Seuffert, Prolegomena zu einer Wielandausgabe 1, 3). Von dem sehr lebhaften Briefwechsel zwischen Dichter und Verleger war besonders aus Grubers Biographie und dem bekannten Schriftchen Buchners vieles bekannt; die Daten derjenigen Originalbriefe Wielands, die im Besitze des Verfassers sind, sind in der Vorrede (1, VI) verzeichnet, wobei ein im Faksimile wiedergegebenes Billett vom 30. Januar 1789 nicht beachtet ist. Bisher ungedruckte Schreiben finden sich mitgeteilt 1, 103. 143 (vom 14. Januar 1787, mit einem ablehnenden Urteil über Schillers Carlos und wohlwollenden Worten über den Verbrecher aus Infamie und den Geisterseher, am Schluß der Wunsch Schiller kennen zu lernen). 261 (vom Dezember 1788, über Meisters Moral der Natur). 2, 48. Ich führe nur die hauptsächlichsten Stellen an: jedes kleine Briefstück, dessen Provenienz aus gedruckten Quellen nicht angegeben ist, auf seine Neuheit hin zu untersuchen, verlohnte sich der Mühe nicht. — Ein Brief Herders vom 5. März 1786 (1, 96) bezieht sich auf Sonntags von ihm bevorwortete Übersetzung von Andreäs Apologen.

Die weiteren bedeutenderen Namen, deren Träger mit neuen Briefen vertreten sind, ordne ich am bequemsten alphabetisch. Die Briefe Alxingers, von dessen Bliomberis und Doolin Göschen Prachtausgaben druckte, vom 25. November 1786 (1, 152), vom März 1787 (ebenda, mit einem begeisterten Lobe von Schillers Carlos) und vom 8. und 11. April 1797 (2, 95; der zweite nur englisch in der englischen Ausgabe 2, 106) bilden eine willkommene Ergänzung zu Wilhelms dem Verfasser entgangener Sammlung, die noch mehr Briefe an Göschen enthält. Stellen aus Briefen Archenholzens sind 2, 78. 108 und in der englischen Ausgabe 1, 314 gegeben. Gleim meldet sich am 10. November 1793 als Pränumerant auf Wielands Werke (2, 66). Gräter schildert begeistert Wielands Besuch in Schwaben im Jahre 1796 (2, 82; vgl. auch in der englischen Ausgabe 2, 88). Kleine Mitteilungen von Iffland, dessen gesammelte Werke Göschen gleichfalls gewonnen hatte, finden sich 2, 100. 101. 106 (bitter-wehmütig über den moralischen Niedergang der deutschen Gesellschaft von 1800). Von der nach 2, 110 beträchtlichen Anzahl von Briefen Klopstocks, meist die Prachtausgabe der Oden und ihre Drucklegung betreffend, sind nur wenige Stellen, z. B. 2, 110 über Schnorrs Kupfer Siona und Teutona mitgeteilt (vgl. auch in der englischen Ausgabe 2, 142). Meißner ist mit drei Briefen vom 28. Februar 1786 (1, 96,

mit einem lobenden Urteil über Schillers Carlos), vom September 1787 (1, 175) und vom Mai 1788 (1, 224) vertreten, während Fürsts Biographie mit ihren Nachrichten über Meißners Beziehungen zu Göschen und einzelnen Briefen dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein scheint. Meyer von Bramstedt schreibt aus Klopstocks Hause am 7. Dezember 1797 über Porträts des Dichters (2, 114; statt „Just" ist natürlich „Juel" zu lesen). Einige Billette August Wilhelm Schlegels (2, 155) betreffen meist Karoline und ihren Aufenthalt in Lucka während jener kritischen Monate: hier hat der Verfasser leider versäumt, die Darstellung von Göschens Vermittlerrolle in dieser Angelegenheit durch die reichen Nachrichten und Urteile zu ergänzen, die uns in Friedrich Schlegels Briefen an seinen Bruder erhalten sind. Auch von Karoline selbst ist ein Schreiben vom Januar 1796 (2, 157) abgedruckt. Schubart der Sohn lobt am 12. Juli 1793 Göschens typographische Bemühungen (2, 52) und schreibt am 28. August 1794 (2, 70) anerkennend über Reineke Fuchs und Thümmels Reisen. Von Seume, dessen interessante Persönlichkeit erst durch das schöne Buch von Planer und Reißmann bekannter geworden ist, sind kürzere und längere Briefe wiedergegeben 2, 115 (über die Korrektur von Klopstocks Oden). 129 (vom 12. März 1794 aus Warschau). 131 (eine lange Selbstcharakteristik aus der Zeit seiner Beziehungen zu Wilhelmine Röder). 137. 138. 140. 143; der Anhang (2, 383) bringt noch zwei längere Schreiben von der italienischen Reise, vom Dezember 1801 aus Wien und vom Mai 1802 aus Rom. Zuletzt sei Friedrich August Wolf erwähnt (2, 186. 187. 189), der an der ersten der zitierten Stellen sagt: „Ein Taschenhomer ist in der Tat eine gute Idee; dann können die Werthers sich mit einem eleganteren Homer in der Hand erschießen als dem, der bei Goethe vorkommt." — Bei der Schilderung der Beziehungen Göschens zu jüngeren Autoren hätte noch erwähnt werden können, daß ihm Kleist im Februar 1803 durch Wieland empfohlen wurde (der Brief ist von Schüddekopf im Archiv für Literaturgeschichte 15, 263 und dann nochmals von Seuffert in seiner Vierteljahrsschrift 2, 306 veröffentlicht worden) und daß ihm Grabbe im Alter von fünfzehn Jahren eine nicht erhaltene Theodora antrug (Sämtliche Werke 4, 147).

Zweimal ist Göschen auch als Schriftsteller vor ein größeres Publikum getreten, 1793 mit seinem Roman „Johanns Reise" und 1800 mit einem Lustspiel „Zweimal sterben macht Unfug", das (nach einer Bemerkung Grubers in Wielands Leben 4, 291 Anmerkung) nach einem englischen Original bearbeitet ist; beide Schriften erschienen anonym. Göschen schwärmte für Sterne und den „Shandyismus" und so ist auch sein Roman, in dem Urkunden und Erinnerungen einer eigenen, 1792 unternommenen Reise nach Süddeutschland und der Schweiz verwertet sind, eine der vielen Nachahmungen der sterneschen Manier, nicht ohne inter-

essierende individuelle Züge, aber ohne Komposition in künstlerischer, ohne Tiefe und Größe in gedanklicher Hinsicht. Einige gute Schilderungen von Land und Leuten werden vollständig überwuchert von kleinen Erlebnissen, Empfindungen und Reflexionen, die selten oder nie über den Standpunkt etwas philiströser Spießbürgerlichkeit hinausgehen. So kam Göschen ganz naturgemäß in die Reihe der Opfer der Xenien, wo er, was dann nicht ausgeführt wurde, als Thümmels Stallmeister erscheinen sollte. Mit Erich Schmidts knapper und scharfer, aber nicht ungerechter Beurteilung von „Johanns Reise" (zu dem übrigens Manuskript gebliebenen Xenion 735) stimmt die sehr nachsichtige Kritik des Enkels (1, 324) natürlich nicht zusammen. Die Xeniendichter maßen den künstlerischen Wert des Buches am Ideal und befanden es zu leicht; der Maßstab des Biographen mußte ein andrer sein. Daß auch das Xenion 418 „Sachen, so gesucht werden" auf Göschen gemünzt ist, vermutet der letztere (2, 164) wohl mit Recht; ob es von Schiller stammt, ist aus dem überlieferten handschriftlichen Material nicht zu entscheiden. Wenn man von seinen sachkundigen und gesinnungstüchtigen Arbeiten über buchhändlerische Fachfragen absieht, bleiben als schriftstellerische Leistungen Göschens dann noch seine in der napoleonischen Zeit geschriebenen kleinen Beiträge zum Grimmaer Wochenblatt zu erwähnen: der Verfasser giebt eine Anzahl von Auszügen, die Göschens gutbürgerliche, im schönsten Sinne loyale Gesinnung erkennen lassen.

Eine große Zahl von Briefen Göschens, die durch das ganze Werk verstreut sind, an seine Frau, Wieland, Bertuch, Zacharias Becker, Schubart den Sohn, Knebel und Böttiger lehren ihn uns von der rein menschlichen Seite neu kennen und schätzen. Es ist merkwürdig, wie er sich bei jahrelang andauernder Überlastung mit geschäftlicher Arbeit und riesigen, schon rein physisch an seine Kräfte gestellten Anforderungen, die er stets rastlos und unermüdet erfüllte, doch die innige und harmlose Freude an allem Schönen in der Natur und dem menschlichen Dasein, die lebhafte Phantasie und die Begeisterungsfähigkeit für das Ideelle im Denken und Dichten zu bewahren verstand. Man dürfte heute nicht allzu viele Geschäftsleute finden, die abends nach der Arbeit zur Erholung Horaz im Urtext lesen mit dem wehmütigen Gefühl, nicht so tief eindringen zu können, wie man möchte (2, 174). Göschens Briefe machen durchweg, außer wenn einmal die leicht erregbare Leidenschaft mit ihm und seiner Feder durchgeht, den Eindruck eines gesunden und frischen Mannes, der den Dingen des Lebens klar ins Angesicht sieht. Besonders hervorheben möchte ich die eingehende Selbstzergliederung, die er dem Werbebriefe an seine spätere Frau beilegte (1, 209), die Erörterungen an Bertuch über Frauenbildung und weibliche Erziehung (1, 147) und vor allem andern die inhaltreichen Briefe an Böttiger aus den letzten Dezennien seines Lebens (z. B. 2, 105 über Wallenstein und Ifflands Darstellung desselben, 167 über die Xenien und die deswegen gegen Schiller gerichteten Angriffe, 218

über Rochlitzens Frauenjournal, 268 über Wieland und seine Dekorierung durch Napoleon, 280 über die finanzielle und kommerzielle Lage im Jahre 1809, 308 über eine projektierte Ausgabe von Wielands Briefen, 314 über öffentliche Kirchengebete, 331. 332 über die Volkstümlichkeit Wielands und Klopstocks, 341 originell über Tieck, 346 über Baggesens Adam und Eva). Andres muß hier übergangen werden.

Ich gebe zum Schluß einige Einzelbemerkungen zu gewissen Stellen des Werkes und gehe dabei nicht auf eine Reihe kleiner Versehen ein, die teilweise bereits in der deutschen Ausgabe getilgt sind, noch weniger auf diese oder jene Auffassung literarischer Persönlichkeiten, an denen mehrfach des Verfassers Quellen und Gewährsmänner die Schuld tragen. Der 1, 131. 275. 2, 75 als typischer Vielschreiber genannte Geisler der jüngere wird auch von Forster (Archiv für das Studium der neueren Sprachen 88, 6; Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer 1, 202) in gleichem Sinne erwähnt. — Zu der in der englischen Ausgabe 1, 314 zitierten Rede Sheridans vgl. auch Lichtenbergs Briefe 2, 338. — 1, 260. Über Bodes „Mehr Noten als Text“ war einiges aus Lichtenbergs Briefen 2, 367 zu entnehmen. — 1, 339. Zu Rulffs als Mainzer Klubisten vgl. Bockenheimer, Die Mainzer Klubisten S. 67. — Graffs Originalporträt von Wieland ist nicht, wie 2,83 behauptet wird, verschollen, sondern in Dahlen in Sachsen erhalten (vgl. Vogel, Anton Graff S. 36 und ebenda Tafel 24). — 2, 160. Schlegels Übersetzung von Walpole ist in Goedekes Grundriß² 6, 10 nachgewiesen. — 2, 251. Büschs Buch „Vom Geldumlauf“ erschien Altona 1798; die Anmerkung ist demnach zu bessern. — Über den 2, 274 erwähnten „Almanach aus Rom für Künstler und Kunstfreunde“ von Sickler und Reinhart vgl. noch Baisch, Johann Christian Reinhart und seine Kreise S. 213. 220. — Tieck hat nichts in Schillers Thalia geliefert, wie 2, 341 behauptet wird.

Ein paar Worte sind nun noch dem Verhältniß der englischen und deutschen Ausgabe unter einander und der deutschen Übersetzung als solcher zu widmen. Im allgemeinen erscheint der deutsche Text gegenüber dem englischen stark gekürzt, da die englische Ausgabe viele Darlegungen und Bemerkungen aus der Geschichte und Literaturgeschichte Deutschlands im Interesse englischer Leser enthält, die bei dem deutschen Publikum als bekannt vorausgesetzt werden konnten. So erhalten z. B. dort literarische Persönlichkeiten wie Körner, die Stolberge, Jacobi, Herder, Wieland, Bode, Thümmel, Iffland, Klopstock, Böttiger, Seume, Zacharias Becker bei ihrem ersten Auftreten mehr oder weniger eingehende biographische Charakteristiken; literarische Strömungen wie Sturm und Drang und Romantik werden in ihren Tendenzen erörtert; besonders wird die politische Geschichte Deutschlands während der Zeit der Republik und des Kaisertums ziemlich eingehend geschildert; ein besonderes Kapitel handelt von der Entwicklung Leipzigs und seines Buchhandels. Alles das war für deutsche Leser mehr

oder weniger entbehrlich, wenn es sich auch im englischen Original größtenteils sehr angenehm liest. Konsequenterweise hätten dann auch bei Zacharias Becker (1, 66) und Seume (2, 121) stärkere Kürzungen vorgenommen werden sollen. Nicht ganz verständlich ist es, warum alle Anspielungen auf England und englische Beziehungen mit so peinlicher Sorgfalt ausgemerzt sind, obwohl sie mehrfach sehr interessantes bringen. Ich habe besonders folgende Stellen der englischen Ausgabe im Auge: 1, 105 eine Notiz über Bodes Übersetzung von Smolletts Humphrey Clinker; 1, 192 die Bemerkung, daß sich unter den Subskribenten auf Goethes Schriften nur ein Brite findet; 1, 314 über Archenholzens The british Mercury; 1, 324 die Erwähnung von Lottens Beziehungen zu Heron (!); 1, 488 ein englischer Brief Göschens an Hill; 1, 440 ein Zitat aus „Johanns Reise" über reisende Engländer; 2, 141 Anm. der Bericht Coleridges über seinen Besuch bei Klopstock im Jahre 1798; 2, 209 Beziehungen Göschens zu Londoner Kollegen; 2, 434 Göschens Urteil über Craigs „Political economy". Auch bei den folgenden Stellen ist ein Grund für die Streichung nicht zu vermuten; 1, 62 ein Brief Hubers an Göschen von 1785; 1, 102 eine mündliche Anekdote von Schiller (man habe ihn während seiner Dresdener Zeit mit Champagner oder einem in Aussicht gestellten Sonntagsausflug zum fleißigen Arbeiten bestechen müssen); 1, 173. 257 Göschens Plan einer französischen Ausgabe von Goethes Schriften, dem Lagarde widersprach; 2, 138 ein Brief Klopstocks an Göschen über Kompositionen seiner Oden; 2, 210 über Martyni-Lagunas Ausgabe von Ciceros Briefen; 2, 213 Griesbachs Urteil über Göschens griechische Typen (vgl. auch 2, 230 und Goethes Briefe 15, 120); 2, 424 ein Urteil Müllners über Houwalds „Bild". Die deutsche Ausgabe zeigt dagegen nur an wenigen Stellen einen Zuwachs an Text, der der englischen abgeht: 1, 170 Göschens Fehde mit Imhoff in Köln; 2, 122. 128. 131 Einzelheiten aus Seumes Leben und Briefe von ihm; 2, 373 über die von Göschen im Alter herausgegebenen Journale; 2, 381 widerum Verse und Briefe Seumes.

Die Übersetzungsarbeit hat der Verfasser seinem Freunde Th. A. Fischer anvertraut, der den Literaturfreunden als Biograph und Übersetzer Carlyles sowie als Verfasser eines Aufsatzes über Crabb Robinson (Drei Studien zur englischen Literaturgeschichte S. 47) bekannt ist. Sehr zu loben ist, daß Fischer bibliographische Anmerkungen über die Fundorte der einzelnen Briefe hinzugefügt hat, die in der englischen Ausgabe stets ohne Angabe der Quelle zitiert werden. Auch die kurzen Notizen über das Leben erwähnter Persönlichkeiten werden manchen willkommen sein, während man sich mit den allzu knappen Charakteristiken nicht durchweg einverstanden erklären kann: Bemerkungen wie 1, 45 über Wall „seine Lustspiele sind nicht übel", 1, 73 über Engel „belletristisch tätig", 1, 153 über Reichard „Er veröffentlichte außerdem noch viele Schriften" sind über-

flüssig und nützen niemandem; auch Fehler laufen mit unter (vgl. 1, 22. 86; 2, 167 ist der Gothaer Reichard mit dem Musiker Reichardt verwechselt). Bedauerlich und für den Leser in der Regel unkorrigierbar sind Diskrepanzen in den Datenangaben mitgeteilter Briefe zwischen der englischen und der deutschen Ausgabe. Die Übersetzung liest sich im allgemeinen gut; um so störender sind eine Reihe stehen gebliebener undeutscher oder direkt fehlerhafter Worte und Wendungen, die sich gewiß leicht hätten durch einen deutschen Korrektor beseitigen lassen. Ich führe einige Proben an: 1, 10 in Deutschland sei das Buchstabieren (spelling 1, XIV, Rechtschreibung) mancher Worte strittig (ebenso 2, 136); 1, 23 Empfindkeit (sensitiveness 1, 16, eher Empfindsamkeit; ebenso 1, 290); 1, 29 Literatur aus der alten oder neuen Welt (ancient or modern world 1, 41); 1, 53 eine Zeitschrift, deren Mitarbeiter lauter Frauen sein sollten (were supposed to be 1, 76); 1, 326 Erleuchtung (enlightenment 1, 440, Aufklärung); 2, 2 es war nichts natürlicher, als daß Cotta den Versuch machen sollte (should 2, 3); 1, 18 arme Knaben zu befreunden (befriending 1, 8); 1, 70 etwas auf Händen haben (on his hands 1, 96; derselbe Ausdruck auch 1, 230. 2, 135. 341; 1, 157 wird so das englische he had many irons in the fire 1, 220 wiedergegeben, das wörtlich übersetzt deutscher gewesen wäre); 1, 190 Bezugnahmen (references 1, 256); 1, 218 Erwerbnisse (savings 1, 285); 1, 232 Beginner (beginner 1, 306); 2, 67 meines Großvaters prächtige Typographie (splendid typographical efforts 2, 71); 2, 83 Sprachübertreibung (extravagance of the language 2, 89); 2, 107 Dramaturg (dramatist 2, 126, Dramatiker); 2, 151 Bergarzt Böhmer (country doctor 2, 173); 2,227 humoristische Feder (humorous 2, 269, von Schiller gesagt!); 2, 283 Soldatendichter (patriot-poet 2, 341, von Theodor Körner); 2, 345 ein wagliches Unternehmen (daring 2, 432). Neben diesen undeutschen Wendungen stehen auch noch direkte Sprachfehler: den Genetiv und Akkusativ Singularis von Autor und Faktor flektiert der Übersetzer schwach (Autoren 1, 77. 277. 2, 120. 198. 226; Faktoren 1, 47); 1, 189 Goethe bestand auf die Barzahlung; 2, 155 Schlegel und sein Freund (Karoline ist gemeint). Unschön sind auch die glorreichen Weimartage 2, 325: dieser häßliche Anglizismus scheint leider immer weitere Kreise anzustecken. Und was ist ein „autographierter Brief"? So übersetzt Fischer das englische autograph letter (1, 8 steht das nicht bessere „autographischer Brief"). Büchertitel erscheinen mehrfach ohne Rücksicht auf die deutsche originale oder landläufige Fassung aus dem Englischen übersetzt und wie echte Titel in Anführungszeichen: 1, 200 Goethes „Bruder und Schwester"; 1, 277 Thümmels „Reiseroman"; 1, 325 Sternes „Gefühlvolle Reise" (1, 337 steht dagegen das Richtige); Goethes bei Göschen erschienene „Schriften" heißen beständig „Gesammelte Werke". Es darf endlich leider nicht verschwiegen werden, daß die

Korrektur des Buches nicht sorgfältig genug gelesen worden ist und zu der sonst so vornehmen Ausstattung in keiner Weise stimmt; namentlich sind sehr viele Jahres- und Seitenzahlen verdruckt (vielleicht erklären sich auch manche der oben erwähnten Datendiskrepanzen einfach als Druckfehler) und mit den nasalen Auslauten der Dative und Akkusative steht man beständig in Konflikt.

Jena. Albert Leitzmann.

Deutsche Literatur-Pasquille. Herausgegeben von Dr. Franz Blei. Leipzig 1907, Julius Zeitler. (Erstes Stück: [Kotzebue] Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn oder die deutsche Union gegen Zimmermann. 1790. 2.50 M. — Zweites Stück: [Aloys Wilhelm Schreiber?], Comoedia divina mit drei Vorreden von Peter Hammer, Jean Paul und dem Herausgeber. 1808. 2.50 M. — Drittes Stück: Kotzebue, Der hyperboreeische Esel oder die heutige Bildung. Leipzig 1799. 1.80 M. — Viertes Stück: [?], Die Mainzer Klubbisten zu Königstein. 1793. 1.80 M.

Aus den vielen teils überflüssigen, teils schlechten Neudrucken der letzten Jahre verdient diese Sammlung als eine Ausnahme hervorgezogen zu werden. Sie bringt dem Literaturforscher und dem Literaturfreund wirkliche Seltenheiten ins Haus, und trotz der stilgemäßen Ausstattung zu einem nicht übertriebenen Preise. Der Herausgeber freilich, der vielbeschäftigte und auch wirklich geschäftskundige Herr Dr. Franz Blei, hat sich in keine großen Unkosten gesteckt.

Schon der Text läßt an Genauigkeit und Kritik viel zu wünschen übrig. Für das Verständnis des Textes hat er in seinen hinten nachfolgenden „Fußnoten" (lucus a non lucendo) recht wenig getan und es macht sehr den Eindruck, als ob er beim besten Willen auch nicht mehr hätte tun können, da er sich selber erst von Fall zu Fall orientieren mußte. Werden doch in dem Prospekt des Verlegers die Ehrenpforte für Kotzebue Friedrich (!) Schlegel und die Testimonia auctorum de Merkelio Wilhelm Schlegel schlechtweg zugeschrieben! Ich habe aber in den letzten Wochen in Einleitungen und Anmerkungen über die Romantiker so viel unverdauliches Zeug gelesen, daß ich dem Herausgeber für seine Zurückhaltung eher dankbar bin und den guten Willen, einen Text durch schlechtes Zubehör nicht nutzlos zu verteuern, auch anderen empfehlen möchte. Aufrichtiges Lob verdient die Auswahl, besonders wenn wir die versprochene Fortsetzung bis auf Nr. 26 mit ins Auge fassen. Ich würde dem Herausgeber auch noch die folgenden beiden Nummern empfehlen: 1. Die Karfunkelweihe, romantisches Schauspiel von Till Ballistarius (Johann Ludwig Casper), 1818; Goedeke 6, 483; Exemplar im Besitz von

Dr. Stefan Hock in Wien; 2. Ankündigung einer Ausgabe der römischen und griechischen Klassiker in Fragmenten. Enthaltend die Fragmente von Ciceros erster catilinarischen Rede, mit philologischen Epigrammen und Idyllen begleitet. Nebst einer Vorrede, bestehend in Fragmenten von Friedrich Schlegel. Est enim in nobis is animus, ut non modo nullius audaciae cedamus, sed etiam omnes improbos ultro semper lacessamus. Cic. Catil. III 12. Rom 1798. Gegen die Athenäumsfragmente gerichtet, wie Kotzebues Hyperboreeischer Esel. Exemplar in meinem Besitze, ein Geschenk Erich Schmidts. Dagegen bedarf die Schrift (von Gramberg) gegen den Alarcos: „Etwas über Alarcos, ein Trauerspiel von Friedrich Schlegel. Ein Versuch, die Leser zum Schmecken zu zwingen. Münster, bey Peter Waldeck, 1803" keines Neudruckes; denn sie ist heute noch, wie einer meiner Zuhörer entdeckt hat, um wenige Pfenninge bei dem Verleger zu haben.

Bei dem unglaublich gemeinen und witzlosen ersten Stück habe ich keine Lust und keinen Grund, mich länger aufzuhalten.

Bei dem zweiten Stück, der Comoedia divina, haben wir zuerst eine ganze Reihe von Druckfehlern zu berichtigen: S. 10 Z. 7 lies daß anstatt das; S. 31 Z. 3 v. u. lies dem Kopfe anstatt den Kopf; S. 32 Z. 9 lies Ihn anstatt Ihnen, Z. 10 lies es anstatt er; S. 55 Z. 4 v. u. lies loben; S. 58 Z. 6 v. u. lies mußt; S. 64 Z. 2 lies Ha anstatt Na; S. 69 Z. 7 v. u. Wunder-; S. 70 Z. 2 lies der anstatt ein; S. 79 Z. 12 lies anzieh'nd anstatt anziehend, Z. 21 Inn're anstatt Innern, Z. 22 Bienenkost anstatt Bienenkast; S. 87, Z. 5 grünen anstatt grüne. Die Druckfehler, die der Verfasser selber bei dem Abdruck romantischer Originale begeht, durfte der Herausgeber freilich nicht ohne weiteres verbessern, wenn er von dem Pasquill eine richtige Vorstellung geben wollte und so konnte auch S. 81 Z. 10 v. u. blähend anstatt blühend, S. 87 Z. 4 Bodengründe (im Original am Zeilenschluß Boden-gründe) anstatt Boden gründe stehen bleiben. Was soll es denn aber heißen, daß der Herausgeber S. 100 ff. die Seitenzahlen des ersten Druckes beibehält, wo der Verfasser auf frühere Seiten verweist, die nun niemand im Neudruck finden kann? Ich stelle die Seitenzahlen des Originaldruckes und des Neudruckes nebeneinander: 100, 5 = 70, 4; 122, 11 = 84, 1; 115, 11 = 79, 9; 102, 5 = 70, 28; 136 = 39.

Die erste Frage geht bei der Comoedia divina nach dem Verleger. Blei hat zwei Exemplare eingesehen, die „auf den Innenseiten des Umschlages Ankündigungen der Heidelberger Verleger Mohr und Zimmer" brachten. Ein anderes verzeichnet ein Antiquariatskatalog von A. Bruchholz in München, dessen „Originalumschlag auf der freien Rückseite der Heidelberger Jahrbücher bedruckt (so!) ist und auf der dritten Innenseite Werke aus deren Verlage" enthält. Der Antiquar

schließt daraus kecklich, daß das Büchlein aus dem Verlage von Mohr und Zimmer stamme, denen sie freilich auch Kayser und Heinsius zuschreiben, bei denen aber auch die Schriften von Görres und anderen erschienen sind, die in dem Pasquill verspottet werden. Vorsichtiger will daher Blei diese Verlagsanzeigen „auf das satirische Konto des Verfassers“ schreiben; aber man sieht nicht ein, worin bei harmlosen Büchertiteln die Satire bestehen soll. Es muß hier wohl der Zufall bei dem Buchdrucker oder Verleger eine Rolle gespielt haben; denn mein Exemplar, ein ganz neues und broschiertes, hat nur einen grauen Umschlag, der auf den Außenseiten mit einer rechteckigen Leiste, auf den Innenseiten aber gar nicht bedruckt ist.

Görres wird auf dem Titel unter dem Namen Peter Hammer aufgeführt, den er sich selbst in der zitierten und angegriffenen Schrift beigelegt hatte. Vor und nach ihm kommt dieser Deckname, der auf eine wirkliche Person zurückgeht (siehe Scherer, Quellen und Forschungen, XXI. Heft, Register), nur als Scheinfirma vor, und zwar zuerst in französischer Sprache (Cologne chez Pierre Marteau, dann: Köln bei Peter Hammer). Bücher, die politisch oder religiös anstößig waren, wurden zuerst in den Niederlanden unter diesem Decknamen gedruckt; bald aber bediente sich seiner auch in Deutschland die literarische Opposition und die frivole Spekulation auf Liebhaber pikanter Lektüre. (Vgl. E. Weller, Die falschen und fingierten Druckorte, Leipzig 1864, I, S. IV f.; Gombert in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung I. 33 f.) So erschien in dem fingierten Verlag 1701 Dacier, Die hitzige Indianerin oder curieuse Beschreibung der indianischen Frauenspersonen; 1708 angeblich zu Coblenz (!) bei Peter Hammer, in Wahrheit bei einem obskuren Hamburger Verleger Hunolds Thörichter Pritschmeister; auch der zweite Teil des Schelmuffsky und 1746 die Beurteilung der Panthea der Gottschedin. Später bedienten sich namentlich politisch-gefährliche Schriften der Firma (Arnold, Polenliteratur I, 123. 142. 164). Als Klinger im Jahre 1803/5 seine Betrachtungen in diesem Verlage (das heißt bei Hartknoch) erscheinen ließ, um die deutsche Zensur zu umgehen (Rieger II, 447), schrieb Seume (Planer und Reißmann S. 437, vgl. Geiger, Altweimar 1871): der gute alte Peter Hammer von Köln müsse jetzt manchem Wicht seinen Mantel leihen, um geistige Strebelinge darunter auf den literarischen Markt zu bringen, hier hätte ihn auch einmal ein Athlet umgehangen, den er lieber ohne solche Hülle in seiner ganzen ursprünglichen Kraft sähe. Schon 1806 hatte Varnhagen die Testimonia auctorum de Merkelio unter demselben Verstecknamen herausgegeben, den zwei Jahre später Görres in seinen Schriftproben nicht als Verleger-, sondern als Autorennamen wählte.[1])

[1]) Auch Bretschneiders Waller erschien wegen Zensurschwierigkeiten bei Peter Hammer (das ist Nicolai), der im 17. Jahrhundert auch den verliebten Studenten Celander unter seinen Fittigen geborgen hatte (Literarisches Echo XI, 1706).

Über den Verfasser des Pasquills hat Pfaff in seiner wertvollen Einleitung zur Trösteinsamkeit (Freiburg und Tübingen 1883, S. XXX, LXII—LXVIII und LXXI) sehr förderlich, aber nicht abschließend gehandelt. Er faßt wohl Aloys Schreiber ins Auge, bleibt aber doch bei einem non liquet stehen, während Gödekes Grundriß auf Grund seiner Ausführungen ihm das Pasquill V, 368 und VI, 484 mit aller Sicherheit zuschreiben zu können glaubt. Blei hat sich vorsichtig an Pfaff gehalten und er hat wohl daran getan, wenn ihm auch die neuere Literatur nicht bekannt geworden ist. Daß die Unterschrift der Vorrede des Herausgebers (S. 19) eine bloße Fiktion ist, wird von niemand bezweifelt: einen W. G. H. Gotthardt verzeichnet Gödeke nicht und die Vorrede kann auch nicht in Basel am 1. Mai 1808 unterzeichnet sein, da das Maiheft der Einsiedlerzeitung der Satire, wie wir noch sehen werden, den ergiebigsten Stoff geliefert hat. Aus den Darlegungen von Pfaff ersieht man, daß die Heidelberger Romantiker Voß und seinen Sohn für den Verfasser hielten, wogegen aber der anonyme „Verfasser" im Morgenblatt selber erklärte, daß sie auf falscher Fährte seien. Noch in der Beilage zur letzten Nummer der Einsiedlerzeitung (vom 30. August 1808) nennt Görres einen Duckmäuser, Lebküchler von Profession, zugleich Wirt aus Nr. 2 in Pompeji mit dem bekannten Schilde, zwei Pflastertreter, eine Lumpenpuppe und einen aus dem Griechischen übersetzten Bauernbuben als gemeinschaftliche Verfasser der Comoedia divina (Pfaff 398). (In Nr. 2 der Einsiedlerzeitung war nämlich „die Wirtliche" redend eingeführt worden, die sich beklagt, daß ihr alle fortgelaufen sind und sie allein für den Tisch sorgen lassen.) Zweifellos gehört aber auch die schon von Pfaff herangezogene Briefstelle vom 10. November 1808 hierher (Görresbriefe II, 38), wo Arnim reisefroh an Görres schreibt: „Ich habe endlich Geld erhalten und Voß, Schreiber und der Jude möchten mit gebogenen Knieen um Verzeihung bitten, ich zeigte ihnen doch den Rücken." Der „Jude", das ist nicht, wie Blei vermutet, ein gewisser Martens, sondern kein anderer als der ehemalige Hofbuchhändler in Strelitz, der Verleger Schillers und Friedrich Schlegels: Michaelis (Festgabe zum 100jährigen Jubiläum des Schottengymnasiums, Wien 1907, S. 208). Das also war der Kreis um den alten Voß, dem die Romantiker eine schwere Schuld zuschrieben, die auch kniefällig nicht wieder gut zu machen war! Genaueres aber haben sie auch später nicht erfahren. Schon am 29. September hatte Arnim an Goethe geschrieben (Schriften der Goethegesellschaft XIV, 131): „Ich lasse das Vossische Haus mit seiner ganzen schreibseligen Anhängerschaft noch zehn Comoedia divina schreiben, wie sie gegen mich und meine Freunde ein dickes Buch (? 149 S. 8°) geschrieben, das wie ein Frachtwagen mit Baumwollensäcken von einem Pferde zum allgemeinen Gelächter bequem fortgezogen wird. Ich habe es beygelegt, damit wenn Sie einmal einen

Blick in diese Sachen thäten unser Spott Ihnen nicht ungerecht erschiene. Ich selbst bin unter dem Namen Hornwunder, aus Wunderhorn umgedreht, dargestellt, ich werde mit meiner Zeitung der Bettelei beschuldigt (Neudruck S. 33 ff.); die Oberrechenkammer des Himmels mag bescheinigen, daß ich nie etwas dafür genommen, sondern manche Auslage dafür gehabt habe. Aber nicht meine Kränkung habe ich verfochten, mein Haß hat viel schönere Gründe und es scheint mir nach ruhiger Überlegung nur darin gefehlt, daß ich aus Rücksicht manches zu sagen unterlassen habe." Und noch ein Jahr später erfuhr Kerner auf seiner Reise in Hamburg von einem Schüler von Görres und Reisegefährten Brentanos, daß der Verfasser weder Brentano (der die Komödie auch bei Steig I, 277 ohne Verfasser nennt) noch Görres bekannt sei (K. Mayer, Uhland I, 144). Es bleibt also auch heute noch bei dem non liquet und Blei hätte im Prospekt nicht Schreiber als bestimmten und alleinigen Verfasser nennen sollen.

Kein Wunder, daß die Romantiker den Gegner in Voß suchten. Denn die Komödie wendet sich in erster Linie gegen die „Schriftproben" von Görres, in denen sogar Brentano Anspielungen auf Voß fand (Steig I, 240) und die der alte Voß, noch ehe sie erschienen waren, ganz auf sich bezog und für eine verfehlte Nachahmung Jean Pauls erklärte (Steig I, 230. 237). Die Romantiker hielten viel von dem Buch; Arnim sendet es mit den Worten an Goethe (a. a. O.): „Ich lege sein klares und gelehrtes Werk über die Volksbücher bei, sowie sein sogenanntes Mystisches, die Schriftproben, aber so mystisch wie die sind doch wohl alle Scherze der Welt, und wenn sie nicht so scherzten, wie hier geschehen, so dürfte wohl manches nicht öffentlich gesagt werden. Die Gewohnheit seinen Ausdruck einzig als Mittel, nie als einen Gegenstand eigner Aufmerksamkeit zu behandeln, möchte ihm vielleicht Erinnerungen von Stylisten zuziehen, er gehört aber zu denen, welche die Natur bestimmt hat, zu schreiben, wie sie wollen." Leider fehlt uns ein Neudruck dieser wichtigen Jugendschrift von Görres, die auch den Görres-Spezialisten nicht genau bekannt zu sein scheint (vgl. Wibbelt, Görres 15 f. und Schultz 64 f.). Sie enthält, wie wir aus unserer Comoedia (Neudruck 35 f. 67) erfahren, den berühmten Satz: „Baukunst ist gefrorene Musik," der damals schon ein romantisches Schlagwort war, wie ich zuerst in der Einleitung zu W. Schlegels Berliner Vorlesungen (Deutsche Literaturdenkmale, Heft 17, S. XIII f.) und dann in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1896, S. 585 f. nachgewiesen habe; vgl. jetzt auch Euphorion VIII, 335 ff. und XI, 103 ff., und die Anspielung in dem Roman der Karoline Paulus von 1805 bei Deibel, Dorothea als Romanschriftstellerin S. 70 Anmerkung. Auch in der Einsiedlerzeitung (Pfaff S. 90 f.) spielt Görres ja gern mit dem Satz. Die bildliche Verwendung des Gefrorenen ist aber noch viel häufiger und älter, als

meine früheren Zitate erkennen lassen. Schon A. Silesius ruft aus (Bölsche LVII): „Blüh auf, gefrorener Christ." Wenn Landau (Euphorion VIII, 385) das Bild für Jean Paulisch hält, so hat er dazu ein gutes Recht; Nerrlich (Berlin 1889, S. 207) zitiert aus der Vorschule der Ästhetik „Gefrorene Gedankenströme". Schubart (Euphorion VIII, 290 f.) blitzt „gefrorene Seelen" gern mit dem angeborenen Feuer seines Geistes an. Zu den zahlreichen von mir aus Börne herbeigeschafften Stellen zitiert mir Daniel Jacoby leider bloß aus dem Gedächtnis: „die Berliner sind gefrorene Franzosen". In Schilderungen von Eisregionen ergibt sich das Bild von selbst, z. B. bei Keller im Apotheker von Chamounix in dieser Zeitschrift, erstes Ergänzungsheft 175 f. und a. a. O. fünftes Ergänzungsheft 89. Hebbel nennt in einem Gedicht die Menschen gefrorene Gottgedanken und Megede (Unter Zigeunern 233) redet von gefrorenem Haß, der so viel blinder ist als der heiße, weil wir ihn selbst immer nur für kühle Kritik halten.

Zur Erklärung bemerke ich das Folgende: Die Ankündigung der philosophischen Vorlesungen S. 7 bezieht sich auf Görres' Vorlesungen in Heidelberg; sein Name wird S. 8 als der des Verfassers der Schriftproben ausdrücklich genannt. Die Vorrede von Jean Paul ist der Vorschule der Ästhetik, Hamburg 1804, entnommen (Hempel 51, 409 ff.). Die Heranziehung Jean Pauls ist zwar ganz im Sinne des alten Voß, der die Schriftproben für eine verfehlte Nachahmung Jean Pauls erklärte und nun den echten Jean Paul gegen die Romantiker gern ins Feld führen mußte, aber sie ist nicht ehrlich, denn Jean Paul nahm sich der Schriftproben ausdrücklich gegenüber dem Verleger an (G. Zimmer und die Romantiker 299). — Der S. 17 Anm. genannte protestantische Lehrer der Kirchengeschichte ist wohl Neander. — S. 20 f.: das hier verhöhnte Titelkupfer ist das zum Maiheft der Einsiedlerzeitung (bei Pfaff S. 94). — Der S. 22 geschilderte „Foliant, vermutlich die Werke Jacob Böhmes", spielt auf das Gedicht von Novalis an Tieck an, der über einem Bande von Jacob Böhme sitzend geschildert wird (Minor I, 224). — S. 33 der Name des Novalis Oktavianus Hornwunder, unter dem sich Arnim (siehe oben S. 255) getroffen fühlte, erinnert auch an Tiecks Oktavian (Hornvilla). — S. 37: die hier angedeutete Anmerkung 4 fehlt in dem schleuderhaft geschriebenen und gedruckten Buche, dessen ungenaue Zitate ich weder dem Rektor noch dem Professor Voß zutraue, auch im Original. Es war doch auch nachlässig, den Satz über die Zeugung zweimal (S. 36 = 97) aus den Aphorismen herauszuschreiben. — S. 39 f. parodiert das S. 82 ff. abgedruckte Gedicht von Franz Lassaulx. — Die Verse „Göttlicher Wahnsinn" (S. 41) aus Isidorus Orientalis (S. 89). — Die S. 48 und 50 auftretenden Engelsköpfe und Engel verspotten, wie sich aus S. 68 ergibt, die Rungesche Kunst; die hier verhöhnte Rezension von Görres ist aus den Heidelberger Jahrbüchern 1808 wieder abgedruckt

von Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Görres, zweite Folge, Köln 1902, S. 14 ff., die Stelle selbst S. 19. — Satans Rede S. 50 f. parodiert W. von Schütz S. 68 f. — S. 58 „Der Götter Leben ist Mathematik" nach Novalis S. 78. — Das Nachspiel weist schon durch den Namen (vgl. S. 71) des Helden (Egidio) auf Sofie Bernhardis Trauerspiel „Egidio und Isabella" in Rostorfs Dichtergarten (Würzburg 1807, S. 183 ff.). — S. 64 „Wollust ist Religion" nach Novalis S. 79. — Die Stelle über Bergkuppen und Schluchten in der Einsiedlerzeitung (Pfaff 92 f.). — Die Stelle aus dem Grafen von Gleichen (69 ff.) bei Wilhelm von Schütz, Berlin 1807, S. 54 ff.; die beiden unfreiwilligen Druckfehler berichtigt der Verfasser der Comoedia selbst nachträglich S. 100 f.

Der Titel „Des Dichters Küchengarten" ist eine Parodie von dem Lieblingswort der Romantiker: „Dichtergarten". Tieck hat zuerst im Zerbino den Garten der wahren Dichtkunst vorgeführt; die Einsiedlerzeitung beginnt mit dem „freien Dichtergarten"; dann hat Karl von Hardenberg, dem noch sein Bruder Novalis den Dichternamen Rostorf gegeben hat, seinem Almanach diesen Titel gegeben. Der Küchengarten der Comoedia besteht aus einer Auswahl von echten Dichtungen der Romantiker, denen meistens, aber nicht immer, die Parodien auf dem Fuße nachfolgen. In den Parodien verrät der Verfasser insofern eine gewisse Formengewandtheit (vgl. Welti, Geschichte des Sonettes 209), als er, nach dem Muster des W. Schlegelschen Wettgesanges zwischen Voß, Matthisson und Schmidt, die Reime und Reimwörter des verspotteten Sonettes beibehält und ihren Sinn in das Gegenteil verkehrt; vielleicht darf man hier die Mitarbeit des Vossischen Kreises vermuten. Die beiden Darinelsonette S. 75 und 77 stammen aus den Romantischen Wäldern vom Verfasser des Lacrimas (W. von Schütz, Berlin 1808, S. 120 und 121); die zwischen den beiden stehende Parodie auf das erste enthält mit der „nassen Flamme" (= Wasser) einen Stich auf Novalis (S. 71). Das Sonett auf Calderon ist von Friedrich Schlegel und steht in Rostorfs Dichtergarten S. 18. Die Fragmente von Novalis (S. 78 f.) findet man mittels des Registers in meiner Ausgabe, ebenso wie die Stellen aus der Lucinde (S. 85 f.) mittels des sehr guten Registers in den Erläuterungen von J. Rouge, Halle 1905, leicht heraus. Der Chor aus der Niobe (S. 79), der übrigens recht viele Druckfehler aufweist, noch mehr als die übrigen Stücke, steht bei W. von Schütz (Berlin 1808) S. 18, und die S. 80 mitgeteilten Stellen a. a. O. 17 und 25. Von dem Trostlied Rostorfs wird (S. 81) nur die erste Strophe aus dem Dichtergarten (S. 97) mitgeteilt, der auch (S. 49) das unmittelbar darauffolgende Sonett von Anton von Hardenberg (Sylvester nennt er sich nach dem Eingang zum zweiten Teil des Ofterdingen) enthält. Wo das „Lied" (S. 82) von Franz Lassaulx, dem Schwager von Görres, zuerst gedruckt ist, kann ich nicht nachweisen, auch über

den Dichter selbst (vgl. Euphorion XII, 750) lassen uns die Kompendien im Stich; den Druckfehler S. 84 berichtigt der Verfasser S. 100. „Süddust“ (S. 84) steht in den „Blättern aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers“ (Mannheim 1808, S. 160) von Isidorus Orientalis (Graf von Loeben; dort heißt es aber Vers 7 „mit einem selbst gebrochnen Lorbeerkranze“). Aus demselben Reisebüchlein stammen auch die Sonette von Fr. Schlegel und von Tieck (S. 87), sie stehen dort S. 167 und 164; die folgende Dithyrambe (S. 88 ff.) findet man S. 204 ff. Raimund (S. 91) steht in den Romantischen Wäldern von W. von Schütz (S. 128, Vers 12 muß es aber heißen „müssen flehen“, der oberflächliche Parodist und Abschreiber hat hier den Reim verloren!); wo auch (S. 149) das folgende Sonett Leucadio (S. 91) zu finden ist. Wo Rottmanner, wie ihm der Pasquillant S. 92 vorwirft, das Luthertum verhöhnet hat (nicht versöhnet, wie freilich auch im Original steht; denn das folgende Reimwort lautet wieder versöhnet, was natürlich unmöglich ist), kann ich ebensowenig sagen, wie den Druck der beiden folgenden Gedichte nachweisen. Nach seiner Stellung und dem sonst im Küchengarten befolgten Prinzip muß auch „Im Walde“ (S. 93, von dem Verfasser, wie es nach S. 101 scheint, nach Friedrich Schlegelschen Rezept, von hinten nach vorn gedruckt) von ihm herrühren; es dürfte sich wie das folgende Sonett „Entsagung“ (S. 94) in den (S. 96 Anm.) zitierten „Frühlingsblumen“ von Karl Rottmanner (München 1808) finden, die ich nicht kenne. Die parodistische „Antwort“ auf dieses Sonett (S. 94 f.) behält wieder die gleichen Reimwörter bei und ist, wie das Schlußsonett (S. 99) ausnahmsweise mit einem romantischen Pseudonym „Sirius“ unterzeichnet, was auf einen anderen Verfasser als den der übrigen Parodien zu weisen scheint. W. Schlegels Sonett an Calderon wird aus seinen „Blumensträußen“ (1804, S. 228, Böcking I, 372) mit einer höhnischen Erläuterung des „Gloria“ (nicht Glorie, vgl. S. 88) im 8ten Verse („Gloria heißt in einigen Gegenden Deutschlands ein Gemisch von Kaffee und Branntwein“) nur deshalb abgedruckt (S. 95 ff.), um eine in den Frühlingsblumen enthaltene Parodie von Rottmanner noch einmal zu parodieren (S. 96), wieder mit Beibehaltung der Schlegelischen und wohl auch der Rottmannerischen Reimwörter. Die folgenden Aphorismen über die Kunst (S. 90 f.) sind von Görres. Das Sonett „An Th.“ (S. 98 von A[st?]) steht in Asts Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst, I. Band, 1. Heft, Landshut 1808, S. 78; die folgende Parodie behält wieder die Reimwörter bei und gibt sich als Antwort des im ersten Sonett angeredeten Mädchens. Das Schlußsonett von Sirius „An den Bärenhäuter“ (S. 99) bezieht sich wohl auf Brentano, den Erneuerer der Bärenhäutersage in der „Trösteinsamkeit“ (Pfaff S. 217 ff.), auf die ja auch das letzte Wort der „Varianten“ (S. 101) einen Ausfall enthält: der „Berichterstatter“ ist wieder Görres im Maiheft der Einsiedlerzeitung, Pfaff S. 90 ff.

Die Romantiker haben übrigens noch in der Einsiedlerzeitung gleiches mit gleichem vergolten: die dramatische Idylle „Des Dichters Krönung“ von J. Görres in der Beilage zur letzten Nummer (Pfaff S. 398 ff.) plündert auf ähnliche Weise, wie der Küchengarten die romantischen, die Werke des alten Voß, wobei die verhöhnten Stellen nach der Ausgabe der sämtlichen Gedichte von 1802 jedesmal gewissenhaft mit Band- und Seitenzahlen zitiert werden.

Das dritte Heft enthält Kotzebues gegen das Athenäum gerichteten „Hyperboreeischen Esel“ und wäre vielleicht am besten gleichzeitig mit den romantischen Gegenschriften ausgegeben worden, als deren Voraussetzung ihn der Herausgeber betrachtet wissen will. Seine „Fußnote“ hat er aus meiner Einleitung zu Brentanos Gustav Wasa bestritten. Inzwischen ist aber auch ein Brief Tiecks an Bernhardis (vom 6. Dezember 1799) bekannt geworden, in dem er die Diogenes-Laterne „äußerst niederträchtig, wie das Ding von Kotzebue“ nennt (Euphorion, Ergänzungsheft 3, 213). Auch Wieland schreibt am 31. Oktober 1799 an Göschen (Gruber IV, 266): „Ist es wahr, lieber Göschen, daß Kotzebues Hyperboreeischer Esel so große Sensation in Leipzig gemacht hat, wie man sagt? Das Possenspielchen hat gleichwohl einen Hauptfehler; und der ist, daß man in dieser Manier, und durch Herausheben auffallender Sätze aus ihrem Zusammenhang, jeden andern Schriftsteller ebenso gut lächerlich machen könnte. Die Herren Schlegel haben eine tüchtige Aristophanische Lauge verdient; aber H. v. Kotzebue nimmt sich zu wenig Zeit zur Arbeit, und sein Salz, unter uns gesagt, ist ein wenig dumm.“ Merkwürdigerweise hat das alberne Stück in neuerer Zeit einen Lobredner an dem geistvollen J. V. Widmann gefunden (Die Nation 1899, XVI. Jahrgang, Nr. 51), der in einem Jubiläumsartikel die Grundidee, eine Rolle aus Zitaten zusammenzustellen, für genial, die Durchführung freilich für mangelhaft erklärt und bei aller Flachheit Kotzebue doch das Verdienst gewahrt wissen will, gegen die Kraftworte und Schlager der Romantik aufgetreten zu sein. Auch Schröer hat in seiner „Dichtung im 19. Jahrhundert“ S. 43 ff. das Stück berücksichtigt. — Es gibt übrigens noch einen zweiten Druck, den ich nur aus einem Börnerischen Katalog kenne: Wien, auf Kosten und im Verlag bey Joh. Baptist Walishausser 1801, 49 S. in 8⁰. „Dramatisches“ anstatt „drastisches“ ist wohl ein Druckfehler des Kataloges.

Am meisten bedürfen wohl „Die Mainzer Klubbisten zu Königstein“ (Stück 4) eines geschichtlichen und literaturgeschichtlichen Kommentars, ohne den sie kaum zu verstehen sind. Am genauesten stimmen mit dem Pamphlet die Briefe Sömmerrings aus Frankfurt an Heyne überein, die bei R. Wagner (Sömmerrings Leben, Leipzig

1844, II, 191 ff.) und bei H. Hettner (Forsters Briefwechsel mit Sömmerring, Braunschweig 1877, S. 612 ff.) gedruckt sind; während die beiden Waitzischen Sammlungen der Briefe von und an Caroline und die Briefe Friedrich Schlegels an seinen Bruder Wilhelm wiederholt davon abweichen. In Frankfurt haben wir zweifellos den unbekannten Verfasser zu suchen. Zwei Briefstellen bringe ich mit dem Pasquill in direkten Zusammenhang. Am 15. November 1793 schreibt Heyne an Sömmerring (Hettner 642): „Erlauben Sie mir in die vorigen Zeiten einmal zurückzugehen: damals als die schändliche Comödie, von Willert nach Neufchatel an meine Tochter geschickt ward: wußten Sie davon? und kann wohl Hufnagel darum gewußt haben? und ist Ihnen der Verfasser bekannt, der ganz bekannt geworden sein soll?“ Leider ist die Antwort Sömmerrings verloren; aber Heyne kommt am 12. Dezember 1793 noch einmal darauf zurück (Hettner 643): „Wenn Therese den Verdacht hatte, daß Sie um die Scharteke gewußt hätten, so war dies gewiß nur eingedenk des ersten Angenblicks, der längst verschwunden ist.“ In der Tat lag der Gedanke an einen Frankfurter Verfasser und an Sömmerring, der dort am besten von den Mainzer Vorgängen unterrichtet war, nahe genug. Es muß aber beachtet werden, daß auch Caroline (Waitz I, 123 und 128) ihre Briefe durch Herrn Franz Wenner, den Chef der Buchhandlung Varrentrapp und Wenner in Frankfurt bezog, und daß die Briefe anfangs offen gingen. Nach den unten stehenden Parallelen wird es keinem Zweifel begegnen, daß der indiskrete Anonymus aus Sömmerrings und Carolinens Korrespondenz schriftlich oder mündlich manches erfahren hat.

Die geschichtlichen Vorgänge, welche das Pamphlet voraussetzt, sind die folgenden: Am 30. März 1793 verließ Karoline Böhmer mit ihrer Stieftochter Auguste Mainz, um sich vor den heranziehenden deutschen Heeren nach Gotha zu flüchten. In ihrer Gesellschaft befand sich auch ihre Freundin Meta Forkel und deren alte Mutter, die Frau Wedekind. In Oppenheim fanden sie das Land von den Preußen besetzt; sie mußten umkehren und vertrauten sich einem unbekannten Mann, namens Clausius, an, der sie über Frankfurt nach Gotha bringen sollte. Aber schon zu Hattersheim wurden sie angehalten und unter Begleitung der Wache nach Frankfurt gebracht. Als man die ominösen Namen der Frauen erfuhr, lieferte sie der Begleiter, der selber Demokrat war, aus, um sich zu retten. Drei Tage verbrachten sie nun zu Frankfurt in dem Stadtarrest; Sömmerring, der sie wiederholt dort aufsuchte, findet trotz seiner tiefen Rührung Carolinens Betragen sehr unweiblich und erzählt Einzelheiten von ihren noch immer sehr sicheren und ungenierten Auftreten (Hettner 615 und 616 f.). Hier wurden auch andere Mainzer: der Professor Blau und der Kandidat Scheurer (im Pamphlet Polizeikommissär Scheuer) und der Kaplan zu Kastel (im Pamphlet druck-

fehlerhaft Kassel, wie auch bei Hettner 617 steht, vgl. dagegen Wagner II, 199) von den Sachsen eingebracht und gefangen gesetzt; auch aus Worms und Bingen entlaufene Klubbisten wurden aufgegriffen. Nachdem der Beschluß gefaßt worden war, die ganze Angelegenheit an das Mainzer Gericht abzutreten, wurde die ganze Gesellschaft am 8. April auf die Festung Königstein abgeführt. Sömmerring, der zufälligerweise Zeuge war, schildert anschaulich und tief bewegt (Hettner 616 f. und 620 f.), aber ganz in Übereinstimmung mit Caroline (Waitz I, 172 f.), welchen Mißhandlungen die Klubbisten nicht nur von Seiten der Offiziere und Gemeinen, sondern noch mehr von Seiten der erbitterten Mainzer Bürger bei dem Transport ausgesetzt waren, wie nicht bloß die armen Gefangenen selber halb zu Tode geprügelt wurden, sondern auch eine anständig gekleidete Zuschauerin, der ein Wort des Bedauerns über die Lippen sprang, tätlich mißhandelt wurde. Den Zug schlossen drei Wagen: in dem ersten fuhr Frau von Esebeck (im Pamphlet Eßbeck) allein, im zweiten die Forkel mit ihrer Mutter, im dritten Karoline mit ihrer Auguste. Die Haft zog sich in die Länge, weil man die Gefangenen als Tauschobjekte gegen jene Mainzer Bürger ausnützen zu können hoffte, welche die Franzosen von Mainz nach Straßburg geführt hatten, um die Klubbisten mit ihnen zu decken. Man erwartete, daß die Häupter der Mainzer Klubbisten, Forster und Wedekind, die gefangenen Mainzer sogleich gegen ihre Königsteiner Parteigenossen freigeben würden; nach den Briefen Carolinens aber waren diese selbst standhaft dagegen. Sie suchten auswärts Hilfe zu finden. Caroline wandte sich zuerst an ihren Schwiegervater, den Professor und geheimen Justizrat Böhmer in Göttingen, der ihr aber nur einige Erleichterungen verschaffen konnte. Dann ließ sie durch Gotter und Humboldt bei dem Koadjutor von Dalberg und dem Kurfürsten von Mainz erfolglose Schritte tun. Vergebens erwartete sie auch, daß die hannöverische Regierung sie als Landeskind reklamieren werde; erst in allerletzter Instanz kam der König von Preußen in Betracht. Inzwischen hatte der Kurfürst von Mainz die Lage der Gefangenen wesentlich erleichtert, indem er ihnen zu Anfang Juni die Wahl zwischen zwei kleinen Städtchen ließ, wo sie im Ortsarrest ohne Bewachung leben sollten; sie wählten Kronenberg, eine Stunde von Königstein, zwei Stunden von Frankfurt. Hier traf am 17. Juni Carolinens jüngster Bruder, Philipp Michaelis, ein, den die Nachricht von ihrer Gefangennahme in Italien erreicht hatte und der sich ihre Befreiung zu einer heiligen Aufgabe machte. Er wandte seine Blicke sofort nach Berlin. Eine Intervention des hannöverischen Ministeriums schlug der König zwar rund und hart ab; aber eine gut unterstützte Bittschrift tat eine um so stärkere Wirkung, als sich herausstellte, daß man Caroline mit der Frau ihres Schwagers, des in Mainz arg kompromittierten Klubbisten Böhmer, mit dem sie ganz außer Verkehr gestanden war, verwechselt hatte. Wohl bei der Sammlung

der Unterschriften muß sich Sophie Bethmann, die Sömmerring (Hettner 633) ihre Befreierin nennt, um Caroline verdient gemacht haben; es ist zweifellos Anna Sophie Elisabeth Bethmann gemeint, die achtzehnjährige Tochter des Bankiers Peter Heinrich von Bethmann-Metzler, die später zu dem Kreise der Frau Rath gehörte und als Frau von Schwarzkopf auch Goethe nahe trat (Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift, Frankfurt a. M. 1899, S. 58 ff.). Schon am 4. Juli unterzeichnet der König von Preußen das Reskript, mit dem die Witwe Böhmer freigegeben wird; am 11. Juli wird ihr im Namen des Kurfürsten davon Nachricht gegeben und am 13. Juli war sie abgereist, die Forkel mit schwerem Herzen in der Gefangenschaft zurücklassend (Hettner 632; Caroline I, 129, vgl. dazu Geiger, Dichter und Frauen, Neue Sammlung, Berlin 1899, S. 105 f.). Ihr Bruder muß bei der Sache eine sehr gute Figur gemacht haben; das beweist nicht bloß der rasche Erfolg, sondern auch der überaus gnädige Ton des königlichen Handschreibens und der ganz besondere Umstand, daß dem jungen Arzt, der so ritterlich für seine Schwester eingetreten war, eine Anstellung in preußischen Diensten in Aussicht gestellt wurde.

So stellt sich die Sache auf Grund der Briefe dar, wobei zu beachten ist, daß Caroline selber Briefe aus dieser Zeit vernichtet hat (Waitz I, S. VII Anm.). Sie werden sich wohl auf ihre Schwangerschaft und die Verirrung mit dem jungen Franzosen Crancé (Geiger a. a. O. 89, 95; Walzel, Register s. v. Crantz) bezogen haben, von der auch das Pamphlet noch nichts weiß. Dieses spielt bald nach der Ankunft in Königstein, also nach dem 8. April. Wir können aber die Zeit noch genauer bestimmen. Den „menschlich gesinnten“ Kommandanten, der sich sogleich bei seinem Auftreten erkundigt, ob den Gefangenen allerseits nichts fehle und der ihnen sogar gestattet, auf seinem Zimmer eine Forsterische Theegesellschaft abzuhalten, haben sie leider Mitte Mai verloren und auf der Stelle die Wirkung davon empfunden (Waitz I, 119 f.). Und die Frau des Bürgers Wedekind, die im Pamphlet (S. 18) ihre Schwiegermutter als neu angekommene begrüßt, ist wirklich erst später, am 15. April, in Königstein eingetroffen (Wagner II, 202). Zwischen dem 15. April und dem 15. Mai spielt also das Stück, auf dem „Zimmer der Bürgerin Böhmer“. In der Tat hatten „die Göttinger Dames“, das heißt Caroline und die Forkel-Wedekind, auf Verwendung des Hofrates Böhmer ein erträglicheres Zimmer erhalten (Hettner 620). Freilich beklagt sich Caroline auch später noch über das staubige Zimmer, in dem sie mit sieben anderen Menschen zusammenhause und wo es keine Stühle, sondern nur hohe hölzerne Bänke gebe (Caroline I, 121 f.); wie sie ja auch im Pamphlet sagt (S. 9): „Auf den hölzernen Stühlen da sitzt sichs nicht so gut, als auf Forsters Canapé.“

Der erste Auftritt, der dem Pamphlet den Nebentitel: „Die Weiber decken einander die Schanden auf" gegeben hat, läßt sich Zug für Zug aus den Quellen belegen. Sogleich der erste Wehruf der Mutter Wedekind, die sich selber als „alte Frau, mit einem Fuß im Grabe" bezeichnet und über die Raserei ihrer Kinder klagt, wird durch einen Brief Sömmerrings bestätigt (Hettner 617): „Professorin Wedekind, die alte, gewiß unschuldige Frau, wird wahrscheinlich in kurzem ein Opfer dieser unverdienten Behandlung, denn ihre Gesundheit ist zerrüttet." Und wenn die Bürgerinnen Böhmer und Forkel auf den Vorwurf der Mutter, wie sie sich so ungeschickt ihren Feinden in die Hände liefern konnten, mit dem Lob und Preis ihres Glaubensgenossen Clausius antworten, eines erfahrenen und vielgereisten Mannes voll Klugheit und Menschenkenntnis, so hat Caroline noch später selbst bekennt, daß es dumm gewesen sei, sich einem Manne anzuvertrauen, den sie bei dieser Gelegenheit zum ersten Male sah und den sie erst später als einen albernen Mann von der Art der Leute erkannte, die im Geruch der Rechtschaffenheit stehen, aber aus Furchtsamkeit, um ihre Loyalität zu retten, aller möglichen Schurkenstreiche fähig sind (Waitz I, 119. 125; Hettner 614). Sie habe nicht glauben können, so fährt sie im Pamphlet fort (S. 8), daß die Preußen drei unverfängliche Frauenzimmer arretieren könnten; auch in den Briefen gesteht sie noch später (Waitz I, 125), daß es ihr nicht eingefallen sei, sich für verdächtig zu halten, und Sömmerring war wütend über die „superklugen Göttingerinnen", die in Frankfurt seinen ernstlichen Rat, sich sogleich nach dem Verhöre aus dem Staube zu machen, wozu man ihnen anderthalb Tage Zeit ließ, mit den Worten abwiesen: „Was will man uns denn thun, was haben wir denn gethan?" (Hettner 616 f.). Bei den Vorwürfen freilich, welche die alte Wedekind gegen die Böhmerin und ihre Tochter wegen ihres Mainzer Treibens erhebt, ist es schwer auf den Grund zu sehen. „Seid ihr nicht," so ruft sie (S. 8) aus, „den ganzen Tag mit Klubbisten herumgezogen, habt ihr euch nicht öffentlich als Freiheitsheldinnen zur Schau gestellt, habt ihr nicht laut gegen die Mainzer Bürger geschimpft, daß sie nicht schwören wollten, habt ihr nicht zu der äußersten Gewaltthätigkeit gegen sie gerathen, habt ihr nicht gehetzt und aufgestiftet, was Zeug hielt, habt ihr euch nicht alles dessen laut gerühmt?" Ähnliche Vorwürfe muß freilich auch Meyer auf Grund der Gerüchte gegen Caroline erhoben haben, die sie aber (Waitz I, 124. 126) mit aller Bestimmtheit zurückweist: sie habe sich für völlig unbedeutend gehalten, bei ihrer Art zu leben, die durch keine einzige öffentliche Handlung, kein Zeichen des Beifalls oder eine solche Absurdität, wie Meyer sie namhaft mache, unterbrochen oder befleckt wurde; im Anfang habe sie (also doch!) herzlich geschwärmt und Forsters Meinung habe natürlich die ihrige mit sich fortgezogen, aber seit dem Jänner sei sie für alles politische Interesse taub und tot gewesen. Und während der

Pamphletist ihr die Worte in den Mund legt (S. 12): „Das Größte, das Nützlichste, was Menschen thun können, ist demokratische Proselytenmacherei," versichert sie umgekehrt (Waitz I, 129): „Nie bin ich öffentliche noch geheime Proselytenmacherin gewesen." Mehr weiß doch auch Möller in seinem Briefe an W. Schlegel nicht zu sagen (Waitz, Caroline und ihre Freunde, Leipzig 1883, S. 24 f.), der zwar fürchtet, daß sie sich nur zu tief in diese Dinge eingelassen habe, von denen sie sich hätte ganz entfernt halten sollen, der aber Bestimmtes „in der Tat nicht" vorbringen kann. Daß sie ihre Grundsätze schon lange nicht mehr zurückgehalten habe und in ihren Äußerungen unvorsichtig war, wenn auch nicht völlig so unvorsichtig wie Forster und seine Frau, daß sie mehreremale bei Cüstine gespeist habe, das ist doch wohl auch nicht mehr, als Caroline selber von der ersten Zeit ihres Mainzer Aufenthaltes eingesteht.

Als das Verhältnis zu Forster berührt wird, fallen sich die beiden Freundinnen, die sich gegenseitig unerlaubte Intimität mit Forster zum Vorwurf machen, in die Haare und „decken einander die Schanden auf." Wie sich die Böhmerin in dem Pamphlet rühmt, daß sie Forster die Augen über die wahren Ursachen, die seine Frau zur plötzlichen Abreise bewogen hätten, geöffnet habe und daß sie ihm das als Freundin schuldig gewesen sei (S. 10), so hat sich auch Caroline in Frankfurt, gegenüber Sömmerring dazu bekannt, der an Theresens Vater schreibt (Hettner 615): „Aus den eigenen Erzählungen der Böhmerin ist mir nur gewiß, daß sie die Ursache der Trennung Forsters von seiner Frau ist; sie rühmte sich selbst, zwischen Forster und Therese es zur endlichen Erklärung gebracht zu haben; notabene nach Theresens Abreise." Und wenn sie die Forkel im Pasquill daraufhin höhnisch als „schöne Moralistin" anredet, so bezeichnet Caroline (Waitz I, 124 f.) ihre Verbindung mit Forster nach der Abreise seiner Frau als „moralische Krankenwärterei": wer Forsters anziehende Eigenschaften kenne, der werde leicht begreifen, wie diese eben in der Verbindung mit mitleidenswürdiger Schwäche sie zur allerfreiwilligsten uneigennützigsten Ausdauer bewegen konnten. In dem Pamphlet macht die Forkel (S. 14) der Böhmer zum Vorwurf, daß sie Forstern die Abreise Theresens als eine mit Huber abgeredete Sache vor Augen gestellt und ihm gesagt habe, daß seine Frau sich ganz in Hubers Arme geworfen habe und mit ihm in Neuschatel verheiratet sei. Das wird wohl auch in Wirklichkeit so gewesen sein; denn tatsächlich beklagte sich Forster darüber, daß er ein unglücklicher Mann sei, weil seine Frau mit Huber zu Neuschatel sitze (Hettner 612); und gewiß auch durch Carolinens Briefe ist dasselbe Gerücht in Göttingen entstanden (a. a. O.). Etwas anderes ist es freilich, ob Caroline, wie ihr die Forkel im Pamphlet vorwirft und wie sie dort nicht in Abrede stellen zu können scheint, das gegen ihr besseres Wissen behauptet hat. Denn wenn sich auch Huber damals tatsächlich nicht in Neuschatel befunden hat (Hettner 612), so

wird die Sache doch kaum auf boshafter Erfindung beruhen, denn bald darauf hat Neufchatel ja wirklich Therese und Huber als Liebeshafen gedient. Wenn die Forkel weiter der Böhmerin im Pamphlet (S. 14) die Absicht zuschreibt, Forster ganz in ihr Netz zu verwickeln, zu ihrem Manne zu machen, um in Paris und in Mainz die bedeutende, große, gelehrte Dame zu spielen, so beruht auch das auf genauester Kenntnis der Personen. Denn gleich nach der Abreise Theresens fragte die Forkel Sömmerring (Hettner 612), ob es denn wahr sei, daß Forster sich von seiner Frau geschieden und die Böhmer geheiratet habe und seine Versicherung, daß dies ganz unmöglich sei, schien sie sehr zu wundern; aber noch in den Tagen der Frankfurter Haft kam sie darauf zurück und versicherte Sömmerring, daß Forster ihr ausdrücklich erklärt habe, er werde die Böhmerin nicht zu seiner Frau nehmen. Und ebenso bestimmt wie im Pamphlet gegenüber der Forkel weist Caroline in ihren Briefen ein Verhälnis mit Forster zurück: „man irrt sich in dem, was man über meine Verbindung mit ihm glaubt“, „mich soll Forster erlösen — das kann Forster nicht und ich werds nie von ihm fordern — denn wir stehen nicht in diesem Verhältnis“; „ich bin seine Freundin, aber nicht im französischen Sinn des Worts“ (Waitz I, 118. 120 f.); und ein anderesmal redet sie von „weiblicher, schwesterlicher Freundschaft“ (a. a. O. 125): wie genau sich der Verfasser auf die Redeweise Carolinens versteht, das beweist die Stelle (S. 12), wo es heißt, daß die Forsterin nach dem treffenden Ausdruck der Bürgerin Dorsch den Huber von der Straße als einen ungeleckten Bären in ihr Haus aufgerafft habe, um ihn besser lecken zu können. Die Redeweise der Bürgerin Dorsch hat sich Caroline angeeignet, die auch Friedrich Schlegel einmal bittet, daß sie den jungen Bären Herkules (so hieß ursprünglich das Athenäum) lecken möge.

Ganz der Wahrheit entsprechen leider auch die tatsächlichen Angaben über die berüchtigte Forkel (vgl. Strodtmann, Bürgerbriefe III, 214. 225; IV, 168. 209 und Register; Leitzmann in Herrigs Archiv 89, 26 ff.; Geiger a. a. O. 101 ff.). Sofie Dorothea Margareta Wedekind war die Tochter eines Göttinger Schulmannes; mit 17 Jahren heiratete sie den Göttinger Musikdirektor Forkel, der als der Liebhaber der Frau Heyne, der Mutter Theresens, galt. Von ihrem Mann vernachlässigt und übel behandelt, war sie 1788 mit einem Liebhaber nach Berlin entflohen und zog dann mit anderen, deren sie nach Bürgers Urteil mehrere zugleich geliebt und genossen hat, in verschiedenen Gegenden herum, eine nicht bloß innerlich, sondern auch äußerlich verwahrloste und schmutzige Frau, die sogar Bürger bald wieder abstieß. Im Herbst 1792 kam sie zum Besuch ihres Bruders, des Leibmedikus Wedekind, der unter den Klubbisten eine erste Rolle spielte (im Pamphlet tritt er zwar nicht auf, wird aber als der große Erzbürger Wehdekind erwähnt), nach Mainz. Hier nahm sich Forster, dem ihre Vergangenheit und ihr schlechter Ruf nicht

unbekannt waren, ihrer an. Er beschäftigte sie mit Übersetzungen, von denen er mehrere (Payne und Volney) mit Vorrede unter seinem Namen herausgab; daher heißt es im Pamphlet schon in dem Personenverzeichnis: „Taglöhnerin bei der englischen Übersetzer-Fabrike des Bürger und Mainzer Nationalkonvents Deputirten, Forster". Daß ihr Caroline jemals wie in dem Pamphlet ihre ganze Vergangenheit und sträfliche Berührungen bei der gemeinsamen Arbeit mit Forster vorgeworfen habe, darf billig bezweifelt werden. Die Forkel war ihre Hausgenossin in Mainz; sie nahm sie selber zu sich, obwohl sie sie fast gar nicht kannte. Über ihre Vergangenheit urteilt sie sehr milde (Waitz I, 111): „Hab keinen Haß gegen Sünder, und keine Furcht für mich. Die Frau gefällt mir bis jezt — ich bin gut mit ihr — da man das sein kann, ohne sich hinzugeben, so seh ich nicht, warum ich damit nicht den Anfang machen sollte." Ihr Bedauern, daß sie die Schicksalsgenossin nach ihrer Befreiung in der Haft zurücklassen mußte, spricht gegen so erbitterte Kämpfe, wie sie das Pamphlet zwischen den beiden Frauen vorführt. Später freilich hielt sie die Forkel, die ihre Schwangerschaft während der Gefangenschaft zuerst erfahren mußte, für die Verräterin, als man „es" in Mainz wußte (Walzel 103. 107). Unser Pamphlet weiß noch nichts davon. Auffallend ist auch, daß die kleine Auguste gar nicht vorkommt oder erwähnt wird.

Die folgenden Auftritte sind rein politischen Inhaltes. Wenn die Böhmerin hier mit Bezug auf den menschenfreundlichen Kommandanten sagt: „Wenn wir dieses kleine Fest nur nicht einem so übermütigen Aristokraten, der sich des edlen Namens Bürger schämt, verdanken müßten" (S. 17), so stimmt das wieder zu dem Charakter Carolinens, die (Waitz I, 123) schreibt: „Ich lache die Großen aus und verachte sie, wenn ich tief vor ihnen suppliere, aber ich bin wahrhaftig nur eine gute Frau, und keine Heldin."

Der Herausgeber hat sich auch hier nicht in Unkosten versetzt. Manches scheint ihm, soviel seine Bemerkungen erkennen lassen, selber nicht klar gewesen zu sein: ein Dorsek, den er S. 38 erwähnt, kommt gar nicht vor, wohl aber der bekannte Dorsch (vgl. Karl Klein, Forster in Mainz, Gotha 1863, S. 236 und öfter). Daß unter dem Säbel Merlins nicht der des alten Zauberers, sondern der eines Mainzer Franzosen zu verstehen ist, der mit entblößtem Schwerte eine Schwenkung durch die Luft machte und feierlich sprach: „Ich sprenge hiemit den Klub!" (Klein a. a. O. 292. 321 und öfter), dürfte nicht jedem Leser bekannt sein. Den Druckfehler freilich: „Der Kerl spricht von Schnupfen (lies Schimpfen) und auf keiner Kanzel ist noch so geschimpfet worden, wie von ihm" kann sich am Ende jeder selber korrigieren.

In der gleichen Ausstattung, wie diese Pasquille, ist in demselben Verlag auch ein Neudruck der Bänkelsängerballade „Zill und Marte" von dem Pfälzer L. Ph. Hahn (1.50 M.) erschienen, die bestens empfohlen werden kann.

Wien. J. Minor.

Genée Rudolf, A. W. Schlegel und Shakespeare. Ein Beitrag zur Würdigung der Schlegelschen Übersetzungen. Mit drei faksimilierten Seiten seiner Handschrift des Hamlet. Berlin 1903, Georg Reimer. 1.50 M.

In dem Kampf um die Schlegel-Tiecksche Übersetzung Shakespeares, dessen Einzelheiten ich in den „Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte" zu buchen hatte und noch habe, griff Genée mit drei Artikeln der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1903, Nr. 3—5 ein. Sie bilden im wesentlichen die Grundlage des vorliegenden Heftchens. Gestrichen sind jetzt und nur angedeutet Genées wohlberechtigte Einwände gegen kühne Verbesserer der klassischen Übertragung. Schon die von Ulrici besorgte Ausgabe der Shakespearegesellschaft (1867—1871) hatte mehrfach mit solchen Verbesserungen fehlgegriffen; neuen Versuchen, wie dem Hermann Conrads, ist es nicht besser ergangen. Während dieses polemische Detail verschwunden ist, hat Genée seine Darlegungen mannigfach erweitert; hinzugekommen ist zunächst ein Überblick über die Geschichte von Schlegels Arbeit und in diesem der Abdruck von Schlegels Brief an den Verleger Reimer vom 14. April 1817, der in der Festschrift zum zehnjährigen Bestehen der Literaturarchiv-Gesellschaft 1901 von dem augenblicklichen Besitzer der Reimerschen Buchhandlung veröffentlicht worden war. Drei Blätter Faksimile aus Schlegels Hamletübertragung (Akt 1, Szene 3, Akt 3, Szene 1) illustrieren ferner jetzt, was Genée über die rastlos bessernde Sorgfalt des Übersetzers vorgebracht hatte. Mehrfache Durchsicht der im Besitze der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden befindlichen Handschriften lieferte das Material, das Genée vorlegt (S. 23—36). Es vertieft und erweitert unsere Kenntnis der hochinteressanten Varianten der Übersetzung, von denen zuerst M. Bernays' „Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare" (1873) ein Bild gegeben hatte. Carolinens Anteil fährt bei Genée weniger gut als bei Bernays. Von den kleinen Veränderungen die sie in das Manuskript ihres Gatten eingetragen hat, erkennt Genée wohl einige als Verbesserungen an; allein ihre Reinschrift von „Romeo und Julie" lasse doch vermuten, daß sie auch manche der in den Druck gekommenen Schreibversehen und Auslassungen verschuldet habe (S. 28). —

Merkwürdig überschätzend spricht Genée von dem Einfluß, den Schiller auf Schlegels Shakespeare genommen haben soll. Er berichtet von den ersten Versuchen Schlegels, Shakespeare zu übertragen. Sie fallen in seine Göttinger Zeit und stehen ganz unter dem Einflusse Bürgers. Dann heißt es: „Als er danach erst 1795, kurz vor seiner Übersiedelung nach Jena, mit Schillers ästhetischen Grundsätzen sich vertrauter gemacht hatte und unter deren Einfluß wieder an die Shakespeare-Übersetzung gegangen war, mußte er zunächst die größte Mühe darauf verwenden, von den früheren starken Einwirkungen des Bürgerschen Stils sich völlig frei zu machen" (S. 4 f.). W. Schlegel ist doch schon viel früher an Shakespeare wieder herangegangen (vgl. Friedrich Schlegels Briefe an ihn S. 121); und inzwischen war er durch seine Übertragung Dantes längst über Bürgers Stilunarten hinaus gewachsen.

In dem Brief an Reimer schreibt Schlegel: „Unterdessen erfahre ich durch meinen Bruder, daß deutsche Zeitungsblätter ankündigen, der alte Voß wolle mit seinem Sohn Johann Hinrich und Abraham, vermutlich auch mit seinen Schwiegersöhnen, Enkeln, gebornen und ungebornen, mit einem Worte der ganzen Übersetzungs-Schmiede-Sippschaft, auch die von mir schon übersetzten Stücke neu übersetzen. Dies ist freilich eine große Impertinenz . . . ." Es lag nahe, die Stellen von Friedrich Schlegels Briefen anzuführen, auf die Wilhelm sich bezieht. Ich drucke sie hier ab:

Frankfurt, 24. März 1817: „Es wundert mich gar nicht, wenn Reimer so auf den Shakespear dringt; darin denken noch einige Millionen anderer ehrlicher Deutscher ebenso, zu denen ich auch gehöre; besonders nachdem nun die

Vösse (Vater, Söhne und vermutlich auch in der Folge noch Enkel, kurz die ganz cyklopische Sippschaft) sich auch über dieses edle Gebilde hermachen wollen. Ich sende dir hier ein Paar Zeitungsartikel, die sich darauf beziehen . . . ich kann es nicht ohne Bedauern ansehn, daß jene ungefügen Hammerleute und Schulvösse nun auch über diese Götterwerke herfahren, weil der echte Meister von dannen gegangen ist" (S. 566 f.).

Ebenda 23. September 1817: „Reimer, den ich in Wiesbaden sah, sprach mit großem Unwillen von dem üblen Verfahren des Voßischen Cyklopenstammes mit dem Shakespear, den jedermann in Deutschland als ausschließlich den Deinigen erkennt und beklagt" (S. 573).

Daß Voß und seine Genossen im Cyklopentakte Verse hämmern: die Ansicht stammt aus W. Schlegels „Wettgesang dreier Poeten" von 1800 (Böcking, Band 2, 199). In Wendts Musenalmanach für 1832 (S. 315 = Böcking, Band 215) veröffentlichte dann W. Schlegel das Epigramm: „Die Übersetzer-Familie":

Drei Söhne zeugte Voß, Heinrich Johann, der große;
Drei Übersetzer auch, bereits im Mutterschoße.
Erst Heinrich, Abraham, dann Adam noch zuletzt:
Selbvierte haben sie den Shakespeare übersetzt.
Sie übersetzten fort, tot oder noch am Leben.
Durch Abraham wird jetzt der Rest herausgegeben. —

Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß Genée (S. 37 Anm.) sehr richtig dem alternden Tieck die Schuld zuschiebt, in jenen selbstgefälligen falschen Auslegungen Shakespeares sich gefallen zu haben, die mit Unrecht der ganzen Frühromantik vorgeworfen werden.

Bern. Oskar Walzel.

Josef und Wilhelm von Eichendorffs Jugendgedichte. Vermehrt durch ungedruckte Gedichte aus dem handschriftlichen Nachlaß. Herausgegeben und eingeleitet von R. Pissin. Berlin, Ernst Frensdorff (Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten Nr. 9) [1906]. 3 M.

Das letzte Jahrzehnt hat auf dem Gebiete der Eichendorff-Forschung viel des Neuen und teilweise auch Guten gebracht. Es war freilich nötig, daß die Wissenschaft sich endlich mit Gründlichkeit und liebevoller Sorgfalt diesem Gebiet zuwandte. Denn was in früherer Zeit über Eichendorff, diesen edelsten Sohn der deutschen Romantik, an Arbeiten veröffentlicht worden ist, trägt, von wenigen verdienstvollen Ausnahmen abgesehen, den Charakter der engsten Anlehnung an die hergebrachte Überlieferung, ja oft von Flüchtigkeit, und läßt jedenfalls das Forschen und Streben nach Gewinnung neuer Ergebnisse vermissen. Dem Werk H. A. Krügers „Der junge Eichendorff" [1]) muß das Verdienst zuerkannt werden, zuerst neues Material — insbesondere die Eichendorffschen Jugendtagebücher — für die Forschung benutzt zu haben. Insbesondere die Jugendzeit und die Jugendwerke des Dichters sind seitdem der Gegenstand mancher Untersuchungen und Publikationen gewesen.

[1]) Oppeln, 1898.

Im Jahre 1905 zeigte R. Pissin in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ den Fund einer Anzahl bisher unbekannter Jugendgedichte an, die er handschriftlich im Nachlaß des Grafen Loeben entdeckt hatte. Deren Veröffentlichung liegt jetzt in einem Bändchen der Berliner „Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten“ (1906 erschienen) vor.

In meiner Besprechung scheide ich die „Einleitung“ aus. Sie enthält fast ausschließlich Untersuchungen über die Beziehungen Eichendorffs zu Loeben. Pissins Ausführungen auf diesem Gebiet sind bereits im Vorjahr an dieser Stelle Gegenstand einer kritischen Besprechung gewesen (Euphorion, Band 14, S. 310 ff.). Für mich handelt es sich lediglich um die Redaktion der Jugendgedichte selbst und um die beigefügten Anmerkungen.

Erfreulich ist zunächst die Tatsache, daß uns, abgesehen von den fast sämtlich neuen Gedichten Wilhelms, zwölf (nicht, wie Pissin S. 165 meint, 14) bisher unbekannte Gedichte Josefs von Eichendorff mitgeteilt werden, nämlich Nr. 5, 9, 10, 11, 13, 14, 15, 16, 47, 65, 67 und das Terzinenfragment S. 170. Dagegen war Nr. 12 bereits bekannt, da die „Deutsche Dichtung“ (Band III, Heft 11, Seite 309) bereits eine nur geringfügig abweichende Fassung dieses Sonetts in Faksimiledruck nach einem Autograph gebracht hatte, und Nr. 48 stellt lediglich eine frühere Fassung des bereits bekannten Sonetts „Was lebte, rollt' zum Himmel aus dem Tale“ (Eichendorffs Sämtliche Werke, 2. Auflage [fortan einfach S. W. 1864 zitiert] I, 369, Pissin Nr. 99) dar.

Eine Betrachtung der übrigen, bereits bekannten Gedichte in der Pissinschen Redaktion liefert jedoch ein wenig befriedigendes Resultat.

Pissin will in seiner Ausgabe sämtliche Gedichte Eichendorffs von den Anfängen bis zum Jahre 1812 einschließlich veröffentlichen. Nun fehlen zunächst mehrere Gedichte, die diesem Zeitraum angehören. Abzusehen ist allerdings von denjenigen, die Pissin nicht bekannt sein konnten; es sind dies die zwei der Breslauer Konviktszeit entstammenden Gedichte „Am frühen Grabe unseres Bruders Gustav“ und „An dem Grabe meines Freundes Jakob Müller,“ die zuerst von Nowack (Lubowitzer Tagebuchblätter, Groß-Strehlitz 1907, Seite 94 ff.) veröffentlicht wurden, sowie das im Märchen „Die Zauberei im Herbste“ enthaltene Gedicht „Über gelb' und rote Streifen“ (zuerst gedruckt in „Aus dem Nachlaß des Freiherrn Josef von Eichendorff, Briefe und Dichtungen“, herausgegeben von Wilhelm Kosch, Köln 1906, Seite 85 f.).

Dagegen fehlt unberechtigterweise das 1809 entstandene „Gebet“ (S. W. 1864, I, 588). Ferner mußte Pissin, wenn er einmal alle übrigen in den „Gedichten“ von 1837 enthaltenen Lieder des Zyklus „Der verliebte Reisende“ in den Zeitraum vor 1812 einbezog, auch die Nr. 10 dieses Zyklus „Ich hör' die Bächlein rauschen“ (jetzt „In der Fremde,“ S. W. 1864, I, 282) aufnehmen, was er unterlassen hat. Es mag

übrigens dahingestellt bleiben, ob diese Nr. 10, ebenso aber auch die von Pissin aufgenommene Nr. 8 des Zyklus „Der verliebte Reisende" dieser Zeit angehören, denn Hermann von Eichendorff, auf den sich die Datierung dieser Gedichte vornehmlich stützt, gibt nur für Nr. 1—7 und 9 als Entstehungszeit 1810—1812, bei Nr. 8 und 10 aber lediglich das Druckjahr 1837 an.

Finden sich so einerseits Lücken bei Pissin, so fallen auf der anderen Seite eine Anzahl Gedichte auf, bei denen es nicht verständlich ist, wie Pissin ihre Aufnahme erklären will. Zunächst gehören hierher die Nummern 40 („Liebe, wunderschönes Leben"), 42 („Nach den schönen Frühlingstagen"), 120 („Frühmorgens durch die Klüfte") und 131 („Über Bergen, Fluß und Talen"). Von diesen Gedichten erschienen Nr. 40, 120 und 131 zuerst in der Gedichtsammlung von 1837; ihre Entstehungszeit ist nicht bekannt und wurde auch von Hermann von Eichendorff in den S. W. 1864 nicht mitgeteilt. Nr. 42 stand zuerst 1828 im „Ezelin von Romano". Eine Begründung dafür, daß er diese auch der Form nach durchaus nicht auf die Frühzeit weisenden Gedichte aufnahm, gibt Pissin nirgends; in der Anmerkung zu Nr. 131 bemerkt er leichthin: „Entstehungszeit ungefähr 1812."

Mit Recht setzt er wohl das Gedicht Nr. 29 in die Zeit um 1808, der die übrigen Gedichte des gleichen Zyklus unzweifelhaft angehören.

Dagegen hätte er bei der Aufnahme einiger anderer Gedichte vorsichtiger sein müssen.

Unverständlich bleibt zunächst die Aufnahme der Nr. 138 („Legst du dich in's Leichenkleid"). Dieses Gedicht steht in einer fremden (nicht der Eichendorffschen) Handschrift, in der Pissin nach seiner Angabe (S. 174 f., Anmerkung zu Nr. 163) die Wilhelms v. Eichendorff erkannt hat, auf Blatt 15 b der Berliner Nachlaßmanuskripte (fortan „K. Bibl." zitiert). Blatt 15 und 16 enthalten von dieser Hand noch vier weitere Gedichte, sowie Blatt 17 die beiden bekannten Eichendorffschen: „An die Freunde" (S. W. 1864, I, 449) und „Steig aufwärts, Morgenstunde" (S. W. 1864, I, 390). Am Ende des letztgenannten Gedichtes, in dem einzelne Worte doppelt unterstrichen sind und das mehrfach spätere Korrekturen von Josefs eigner Hand aufweist, hat der fremde Schreiber vermerkt: „Das = unterstrichene sind meiner Wenigkeit unmaßgebliche Verbesserungsvorschläge. D. 22. Julius 1814." Die auf Blatt 15 und 16 stehenden Gedichte finden sich bei Eichendorff nirgends und weisen, von dem letzten („Reiselied") etwa abgesehen, gar keine Eichendorffschen Züge auf. Schon Meisner („Gedichte aus dem Nachlasse des Freiherrn Josef von Eichendorff," Leipzig 1888), der sie zuerst druckte (Seite 3, 6 f., 33 f., 34 f., 48 f.), erklärt (Seite X), daß er sie nur aufgenommen habe, weil er sie „nach Vergleichung der Schriftzüge mit denen der Freunde unseres Dichters diesen nicht zuzuweisen vermocht habe."

In Wahrheit liegt aber die Lösung des Rätsels nicht fern, besonders wenn Pissins Angabe, daß Wilhelm v. Eichendorff der Schreiber der Blätter 15—17 sei, zutrifft. Die Erklärung wäre dann leicht folgende: Josef hat an Wilhelm die zwei Gedichte, die sich jetzt in Wilhelms Abschrift auf Blatt 17 finden, gesandt und Wilhelm um Zusendung einer Abschrift mit seinen Verbesserungsvorschlägen gebeten. Nun schickt ihm Wilhelm das Verlangte und kennzeichnet seine Verbesserungsvorschläge durch Unterstreichen, gleichzeitig fügt er aber mehrere eigene Gedichte bei, indem er vielleicht Josef um den gleichen Dienst bittet. Auf diese Weise blieben die Gedichte Blatt 15 und 16 unter Eichendorffs Papieren und gelangten so in die K. Bibl. Mit großer Wahrscheinlichkeit sind also diese Gedichte nicht Werke Josefs. Abgesehen hiervon hätte übrigens auch die Datierung „Julius 1814" die Aufnahme in die Pissinsche Sammlung verhindern müssen, und endlich liegt eine große Inkonsequenz darin, wenn Pissin gerade dieses, aber kein einziges der übrigen auf Blatt 15 und 16 stehenden Gedichte aufnimmt.

Weitere Bedenken müssen geltend gemacht werden gegen die Aufnahme der Nr. 139 („Es träumt ein jedes Herz"). Diese kleine Strophe findet sich in eigenhändiger Niederschrift Eichendorffs auf Blatt 22 a der K. Bibl. Die Handschrift ist die der späten Jahre des Dichters, wie ein Vergleich mit den dieser Zeit entstammenden Niederschriften leicht ergibt. Nun finden sich auf dem gleichen Blatt die Adressen einiger Wiener Zelebritäten vermerkt, so die von Baron Sommaruga und Castelli, als des letzteren Wohnung wird der Heiligenkreuzhof angegeben. Durch Hermann von Eichendorff (S. W. 1864, I, 173) ist aber für die Zeit des letzten Wiener Aufenthaltes des Dichters, 1846/1847, der Verkehr mit Sommaruga beglaubigt und außerdem angegeben, daß Eichendorff Castelli damals erst kennen gelernt habe. Zudem hat Weichberger [1]) ermittelt, daß Castellis Wohnung um 1850 tatsächlich am Heiligenkreuzhof war. Es liegt also die Vermutung sehr nahe, daß das kleine Gedicht „Es träumt ein jedes Herz" der Wiener Zeit 1846/1847 angehört, und jedenfalls handelt Meisner, der es zuerst (a. a. O. S. 19) abdruckte, durchaus falsch, wenn er es kurzweg ins Jahr 1812 verweist. Bei dem auf dem gleichen Blatt noch stehenden Gedichte „Scherz im Ernst" (a. a. O. S. 20) hat ihn auch offenbar Form und Inhalt von dem gleichen Verfahren zurückgeschreckt, da er es ohne Datierung läßt. Pissin, der gelegentlich (S. III) Meisners ja tatsächlich große Ungenauigkeiten rügt, ist leider, wie unten noch näher auszuführen sein wird, trotzdem vielfach auf Meisner kritiklos zurückgegangen. So hat er auch hier die Datierung Meisners schlechtweg akzeptiert. Ein näheres Studium des

[1]) Untersuchungen zu Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart". Jenaer Dissertation. 1901; Seite 25.

Autographs hätte keinen Zweifel erwecken müssen, mindestens aber wäre er bei Vornahme eines solchen, wenn er „Es träumt ein jedes Herz" trotz allem aufnahm, auch zur Aufnahme des auf dem gleichen Blatt stehenden „Scherz im Ernst" genötigt gewesen.

Endlich ist hier noch die kleine Strophe Nr. 144 zu erwähnen. Sie wurde zuerst von Hermann von Eichendorff in S. W. 1864 (I, 385) veröffentlicht und als Nr. 2 dem bereits 1837 gedruckten Gedicht „Zeichen 1812" beigesellt. Mit Unrecht, wie das Studium der Berliner Manuskripte ergibt. Auf Blatt 28 b derselben findet sich nämlich diese Strophe zusammen mit sieben (zum Teil ungedruckten, zum Teil an den verschiedensten Stellen der Gedichte, sämtlich aber erst nach 1837 veröffentlichten) ähnlichen kleinen Sprüchen („Sinngedichte" nennt sie Eichendorff in einer Bemerkung auf demselben Blatte) unter der gemeinsamen Überschrift „1839". Demnach ist sie erst in diesem Jahr, gewiß aber nicht 1812 entstanden; es wäre auch unerfindlich, warum Eichendorff selbst sie in den „Zeitgedichten" unterdrückt haben sollte. Daß Hermann v. Eichendorffs Datierungen zuweilen willkürlich sind, dafür bieten auch die Gedichte „Deutschlands künftiger Retter" (S. W. 1864, I, 446) und „Spruch" (S. W. 1864, I, 444) einen Beweis, die er 1857 und 1854 datiert, die aber mit den Überschriften „1848 IV. Walt's Gott" und „1848 VIII. Spruch" auf Blatt 38 b und 40 a der K. Bibl. in einem Reinschriftenheftchen stehen, das nach Eichendorffs eigenhändiger Aufschrift schon 1854 fertig gestellt war.

Schwere Bedenken müssen gegen die Art erhoben werden, wie Pissin seinen Text gestaltet hat. Wie Pissin selbst (Seite 164 f.) ausführt, ist die Frage, ob die von ihm in Löbens Nachlaß aufgefundenen Manuskripte (fortan H. L. zitiert) den entsprechenden Blättern der K. Bibl. gegenüber die älteren Fassungen enthalten oder ob das Gegenteil zutrifft, nicht mit Sicherheit zu beantworten. Es kann auch, soweit größere künstlerische Reife der betreffenden Fassungen in Frage kommt, kaum der einen Quelle vor der anderen der unbedingte Vorzug erteilt werden. Das Beste wäre daher gewesen, wenn Pissin Gedichte, die sich in beiden Quellen finden, entweder in beiden Fassungen mitgeteilt oder aber doch die Abweichungen der letzteren angegeben hätte. Ebenso hätte er in jedem Falle, wo ihm eine handschriftliche Fassung bereits aus den „Sämtlichen Werken" bekannter Gedichte zur Verfügung stand, lieber diese ursprüngliche, der Jugendzeit des Dichters angehörende Fassung statt der späteren, überarbeiteten und schon bekannten Form mitteilen sollen. So aber fehlt es gänzlich an einem durchgreifenden Prinzip für die Textgestaltung. Zwar bemerkt Pissin (S. 165): „Soweit es anging, liegen dem Text die Handschriften zugrunde." Dies trifft aber offenbar durchaus nicht überall zu. Einige Beispiele:

Zu Nr. 82 teilt Pissin mit, daß die Fassung dieses Gedichts in H. L. mit der in K. Bibl. übereinstimme. Wenn sein Abdruck eine Wiedergabe des Autographs aus Löbens Nachlaß ist, so ist seine Angabe ganz unzutreffend. Denn Strophe 1 und 2 stimmen bei ihm mit der Fassung überein, die das Gedicht in den „Sämtlichen Werken" hat, während die Handschrift der K. Bibl. fast in jeder Zeile von dieser abweicht. Dagegen ist Strophe 3 und 4 bei Pissin bis auf eine Zeile (Strophe 3, Zeile 8) in Übereinstimmung mit K. Bibl. — Angenommen aber, Pissins Angabe trifft zu, so folgt notwendig daraus, daß Pissin die Anfangsstrophen nicht nach H. L., sondern nach der späteren Fassung, die beiden letzten dagegen nach H. L. gebracht hat. Ein solches Verfahren ist aber notwendig unzulässig und muß verwirren.

Es bestärkt die Vermutung, daß Pissin eklektisch in der Benutzung der Quellen verfahren sei, wenn er zu Nr. 6 bemerkt: „die letzte Zeile bei Ast hat „Liebster", ich ersetze es aus Hs. L. durch das charakteristischere „Retter".

Bei Str. 8 vermerkt Pissin, daß ihm ein Autograph aus Löbens Nachlaß vorgelegen habe. Die Fassung des Textes in seinem Abdruck stimmt aber genau mit der in den Sämtlichen Werken überein, und doch steht fest, daß das Gedicht beim ersten Druck (in „Ahnung und Gegenwart" 1815, Seite 289) einige Abweichungen, besonders in der letzten Zeile, aufwies, die doch wohl auch die alte Handschrift enthalten wird. Sie sind übrigens auch in den späteren Abdruck von „Ahnung und Gegenwart" (S. W. 1864, II, 214) übergegangen.

Bei Nr. 102 läßt Pissin die Gelegenheit ganz unbenutzt, die hochinteressante alte Fassung des Autographs (Blatt 7 b der Berliner Manuskripte) heranzuziehen, er erwähnt lediglich, daß diese 9 Strophen gehabt habe.

Bei Nr. 63, die ihm doppelt handschriftlich vorlag, müssen wir sogar, wie unten näher noch auszuführen sein wird, feststellen, daß Meisners unzuverlässiger Druck die Quelle seines Abdrucks gebildet hat.

Gleiche Inkonsequenz, wie wir sie Pissin bezüglich der Aufnahme von Gedichten und der Textgestaltung machen mußten, fällt ihm endlich auch bezüglich der Gestaltung der Gedichtüberschriften zur Last. Seite 165 bemerkt er, daß er die Überschriften, soweit die Gedichte handschriftlich vorhanden seien, nach der Handschrift gegeben, im übrigen sich nach den Ausgaben der „Gedichte" von 1837 und 1842, soweit diese übereinstimmten, gerichtet habe. Im Widerspruch hiermit akzeptiert er aber den erst von Hermann von Eichendorff in S. W. 1864 geschaffenen Zyklus „Jugendsehnen" (Nr. 57—60) und scheidet aus dem Zyklus „Die Freunde" die sowohl 1837 wie 1842 darin enthaltenen drei Sonette an Fouqué aus. Den Zyklus „Der verliebte Reisende" bringt er unter Weglassung der Nr. 10 nach der Ausgabe von 1837. In der Ausgabe von 1842 umfaßte dieser Zyklus aber nur noch die Nr. 1—6, und Übereinstimmung mit der Ausgabe von 1842 wollte Pissin doch zur Vorbedingung für die Akzeptierung der Überschriften von 1837 machen.

Inkonsequenz in der Befolgung seiner aufgestellten Prinzipien wurde bisher Pissin vorgeworfen. Der zweite, nicht minder wichtige Hauptfehler seines Buches liegt in einer gewissen Flüchtigkeit und Ungenauigkeit, mit mit der er gearbeitet. Schon oben wurde die wenig gründliche Art seiner Quellenbenutzung berührt. Einige bezeichnende Beispiele seien hier noch angeführt. Bei Gelegenheit der Nr. 56 führt er einen „bündigen Beweis"

dafür, das H. L. hier die ursprünglichere Fassung vor K. Bibl. habe, da letztere zwei Zeilen aufweise, die sich in der ersteren als Korrekturen Löbens erwiesen. Leider entfällt der ganze Beweis, denn tatsächlich findet sich das fragliche Gedicht überhaupt nicht in der K. Bibl. Pissin, dem dies eine genaue Durchsicht der Berliner Manuskripte gezeigt haben müßte, hat vielmehr einfach den Abdruck des Gedichtes bei Meisner als nach einem Autograph der K. Bibl. geschehen betrachtet, während tatsächlich Meisners Quelle Asts Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst war. Genau denselben Fehler begeht Pissin nochmals bei Nr. 61. Die vierte Strophe dieses Gedichtes findet sich selbständig bei Meisner Seite 41 abgedruckt. Pissin bemerkt nun (S. 171), Meisner habe diese Strophe, „die Zusammengehörigkeit verkennend", nach K. Bibl. gebracht. Aber K. Bibl. enthält auch diese Strophe überhaupt nicht, vielmehr hat Meisner hier ein öfters von ihm eingeschlagenes, gewiß nicht zu billigendes Verfahren angewandt, indem er — nicht in Verkennung, sondern in voller Kenntnis der Zusammengehörigkeit — eine bisher unbekannte Strophe eines im übrigen bekannten Gedichtes als selbständiges Gedicht abdruckte. Seine Quelle war auch in diesem Falle Asts Zeitschrift.

Von Nr. 125 bemerkt Pissin (S. 165), daß er zum ersten Mal dieses Gedicht in der Fassung des Autographs der K. Bibl. bringe. Auch hierin irrt er sich, denn schon Krüger („Der junge Eichendorff", S. 136 f.) druckte diese ältere Fassung, wenn auch nicht ganz genau.

Schon oben wurde angedeutet, daß Meisner, trotzdem Pissin seine Ungenauigkeit rügt, der Pissinschen Publikation mehrfach verhängnisvoll geworden sei. Ein besonders auffälliges Beispiel bietet Nr. 63 („Zauberin im Walde"). Beim Abdruck dieser Romanze unterlief Meisner das Versehen, daß er die sechste Strophe nach Strophe 15 noch einmal brachte. Verursacht wurde dieser Schnitzer durch die Stellung dieser erst später von Eichendorff eingefügten Strophe auf dem betreffenden Blatt der K. Bibl. Daß nicht etwa Asts Zeitschrift die Strophe doppelt enthält, habe ich durch Einsicht derselben festgestellt. Pissin, dem nun außer der Berliner Handschrift auch noch ein Autograph aus Löbens Nachlaß vorlag, wiederholt gleichwohl Meisners Fehler. Ein Umstand, der es als ausgeschlossen erscheinen lassen muß, daß Pissins Druck uns eine Wiedergabe des Autographs biete.

Bei Nr. 52 läßt die Beibehaltung der alten Orthographie darauf schließen, daß Pissin nach dem in K. Bibl. (Blatt 4 b) enthaltenen Autograph gedruckt habe. Jedoch stimmt sein Text nicht mit diesem, sondern mit Meisners Abdruck überein (vgl. z. B. Nr. 5 Zeile 2 bei beiden „geklungen", während das Autograph „gewunschen" hat). — Bei Nr. 56 wiederholt er wieder sämtliche fehlerhaften Abweichungen Meisners vom Berliner Autograph (z. B. Zeile 9 „Kommen" statt „Namen"), ebenso bei Nr. 87. — Bei Nr. 83 und 86 hat er Überschriften, die

Meisner geschaffen, akzeptiert; Nr. 83, die Meisner unter Weglassung zweier Strophen brachte, bringt er genau in gleicher Form.

Aber auch da, wo Meisner nicht die Schuld trifft, finden sich manche Ungenauigkeiten bei Pissin.

Man vergleiche z. B. Zeile 2 des ersten Terzetts der Nr. 33. In den S. W. 1864 (I, 305) lautet diese Zeile: „daß, wenn ihre Künst' zu Schanden werden." Es fehlt hier offenbar ein Versfuß, und die Einsicht der Sämtlichen Werke von 1841 (I, 77) zeigt denn auch, daß die Zeile lauten muß: „Daß, wenn ihr' Künste all' zu Schanden werden." Pissin aber fügt einfach der verderbten Fassung von 1864 ein Wort ein und schreibt: „Daß, wenn einst ihre Künst' zu Schanden werden." — Nr. 38 bringt Pissin nach dem Berliner Manuskript. Die Überschrift, die dort „An die Oder" lautet, heißt aber bei ihm „An der Oder," in der letzten Zeile hat er statt des richtigen „Wimpel": „Wipfel". — Der Abdruck der Nr. 44 (Abendständchen") nach dem Berliner Autograph (K. Bibl. Blatt 2 a) ist durchaus mangelhaft. Nicht nur, daß mehrere Fehler im Text unterlaufen sind (z. B. Strophe 7, Zeile 3 „Wie Syrenenlied und leise" statt des richtigen „Wie Syrenen, lind und leise"), Pissin gibt auch an, daß Strophe 3—5 mit der späteren, von ihm an gleicher Stelle abgedruckten Fassung übereinstimmten, was durchaus nicht zutrifft (z. B. Str. 3, Z. 1 im Autograph „um Bäum' und Zweige", nicht „an Bäum' und Zweigen", Nr. 4 Z. 2 „Schifft da", nicht „Schifft hoch", Str. 4, Z. 3 „mit einem", nicht „mit seinem", Str. 5, Z. 3 „in linder Wellen Kreise", nicht „in linden Zauberkreisen"). Endlich sind Strophe 6, 10 und 11 des Autographs durchstrichen, was Pissin nicht kenntlich gemacht hat.

Auch Str. 50 und 51 enthalten mehrfach Fehler, die Überschrift von 50 „Ein Traum") hat Pissin selbst hinzugesetzt. Von Nr. 84 druckt Pissin nur zwei Strophen, während das Gedicht tatsächlich vier hat (vgl. „Ahnung und Gegenwart," S. W. 1864, II, 25 f.).

Zum Schluß sei noch auf die große Willkürlichkeit hingewiesen, mit der Pissin bei der Datierung vieler Gedichte verfahren ist. Nr. 44, bei dem er bemerkt „Handschrift etwa 1809" bringt er unter 1808, obwohl dieses Gedicht schon seiner ganzen Sprache und Form nach späterer Zeit angehört, wie denn auch das Berliner Autograph offenbar auf die Wiener Zeit weist. Denn Blatt 2 der Berliner Manuskripte, auf dem es steht, schließt sich in der Handschrift eng an Blatt 1 an, welches unzweifelhaft dieser Zeit angehört, wie aus folgendem ersichtlich sein wird.

Nr. 71 b („Trost"), das von Hermann v. Eichendorff 1811 datiert wird, setzt Pissin ohne weiteres ins Jahr 1808. Das Autograph steht auf Blatt 1 der Berliner Manuskripte. Dieses Blatt ist aber aus nachstehenden Gründen mit Sicherheit in die Wiener Zeit 1810/1813 zu setzen: Es erwähnt in einem kurzen Entwurf die Stephanskirche. Es enthält außer dem Gedicht „Trost" auch einige Gedichte des Zyklus „Der verliebte Reisende" (später „In der Fremde"). Dieser Zyklus ist nach Hermann v. Eichendorffs durchaus glaubwürdiger Angabe 1810—1812 in Wien entstanden. Wenn sich auf dem gleichen Blatt dann weiter noch der erste Entwurf des Liedchens „Andenken" findet, das Hermann v. Eichendorff als 1811 entstanden bezeichnet, so wird hierdurch nicht, wie Pissin (S. 174, zu Nr. 124) unverständlicherweise meint, die Datierung des Zyklus „In der Fremde" („Der verliebte Reisende") unwahrscheinlich gemacht, vielmehr bestärkt es eher die Glaubwürdigkeit beider Datierungen, wenn wir die von Hermann

v. Eichendorff in denselben Zeitraum (1810—1812 und 1811) gesetzten Gedichte auf demselben Blatt vereinigt vorfinden, zu denen noch dazu das ebenfalls 1811 datierte Gedicht „Trost" tritt. Übrigens widerspricht Pissin sich auch hier wieder selbst, da er die ebenfalls auf Blatt 1 stehende Romanze „Der Reitersmann" (Nr. 154) nicht 1808, sondern 1812 datiert, in diesem Fall also selbst Blatt 1 der Wiener Zeit zuweist.

Das Gedicht „Herbstklage" (Nr. 137) erschien zuerst in Löbens „Hesperiden" 1816, Seite 135; Pissin setzt es ohne weiteres ins Jahr 1812.

Ganz willkürlich datiert sind endlich die meisten Gedichte aus „Ahnung und Gegenwart", z. B. Nr. 44, 80, 134, 150, 158, 161.

Das Vorstehende mag genügen, um den Beweis zu führen, daß die Aufgabe der Pissinschen Publikation eine ausreichende Lösung **nicht** gefunden hat. Eine sorgfältige kritisch begründete Darbietung der Eichendorffschen Jugendgedichte — nicht minder aber auch seiner übrigen, die in den neueren Drucken vielfach arg entstellt sind, muß daher der in Vorbereitung befindlichen Gesamtausgabe der Werke Eichendorffs vorbehalten bleiben.

Kassel. Franz Uhlendorff.

Castelle Friedrich, Ungedruckte Dichtungen Eichendorffs. Ein Beitrag zur Würdigung des romantischen Dramatikers. Mit einem Jugendbildnisse. Münster im Westfalen 1907. Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. 1.80 M.

Der Dramatiker Eichendorff galt lange Zeit und gilt vielfach heute noch als wenig beachtenswert. Theateraufführungen seiner Stücke fanden fast gar nicht statt und außer vereinzelten Stimmen, die mit Wärme für ihn eintraten, blieb die öffentliche Anerkennung völlig aus. Wer ihn schätzen wollte, stellte seine Bühnendichtungen etwa mit denen Tiecks oder Brentanos in eine Reihe und bekundete dadurch, daß sie zwar für die Literaturgeschichte beständen, nicht aber fürs Theater. Selbst Robert F. Arnold in seinem kürzlich erschienen Werk „Das moderne Drama" weiß dem Dramatiker Eichendorff keine bessere Stellung anzuweisen. Einen neuen Vorstoß, eigentlich den ersten ganz entschiedenen, gegen diese wesentlich zu berichtigende Allgemeinansicht unternimmt nun Friedrich Castelle in seiner wertvollen Ausgabe ungedruckter dramatischer Dichtungen Eichendorffs.

In der Einleitung „Jugend und erste Eindrücke" (S. 3—17) entwirft der Verfasser in kurzen Zügen ein lebensvolles und ausreichendes Bild des jungen Eichendorff mit Benutzung aller wesentlichen Quellen, die zu erreichen möglich war. Der erste Hauptteil (S. 21—41) enthält das Fragment „Hermann und Thusnelda", von Castelle ausführlich erläutert. Dieses Fragment, das vermutlich 1810 entstanden ist, weist eine äußere Verwandtschaft mit Johann Elias Schlegels Trauerspiel „Hermann" auf (S. 27). Während seines Wiener Aufenthaltes (1811) unter dem Einfluß Kleists, seiner „Hermannsschlacht" und Mascovs Geschichte der Teutschen (1726) nahm der Dichter sein Jugendwerk neuerdings auf, freilich kam es auch diesmal zu keinem Abschluß (S. 30 f.). Dazu möchte ich noch bemerken, daß die Erzählung Tusneldas (S. 37 f.) in Stimmung, Sprache und Inhalt merkwürdig an das von mir veröffentlichte Eichendorffsche Märchen „Die Zauberei im Herbste" (3. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für das Jahr 1906, S. 81—93) anklingt, also in seiner Entstehung vielleicht

noch weiter zurückreicht als Castelle annimmt. Ein böser Lesefehler, der durch den ganzen Abdruck hindurchgeht, lautet Sesistacus, während in der Handschrift deutlich Sesithacus zu lesen ist. Wichtiger als „Hermann und Thusnelda" erscheint uns zweifellos die folgende nahezu vollständige Literatur- und Kunstkomödie „Wider Willen" (S. 43—127), deren Entstehung der Herausgeber ins Jahr 1836 verlegt. Der Zusammenhang mit den „Freiern", einem Lustspiel, das Eichendorff bereits 1833 in Druck gegeben hat, springt sofort in die Augen. Aber während dieses Stück vorwiegend in lustiger Situationskomik sich ergeht und die Figuren nur flüchtig umrissen sind, heben sich in „Wider Willen" lebendige Lustspielgestalten von dem romantischen Hintergrund ab. „Das Hauptmotiv ist indes in beiden Lustspielen gleich: Das Doppelspiel der Liebe, die mit unbewußter Sicherheit alle Rätsel löst und alle Verkleidungen zuschanden macht". (S. 46). Zahlreiche Beziehungen zum wirklichen Leben deckt der Herausgeber feinfühlig auf. Daß in der Gestalt des Maler Überschnur der alte Sonderling Josef Anton Koch (1768—1839) karikiert sei, scheint auch mir wahrscheinlich. Leider ist dem Herausgeber Ernst Jaffés Monographie über diesen Künstler (Innsbruck 1905) völlig entgangen, auch sonst sind Castelles Quellen, die er zur Charakterisierung der klassizistischen und romantischen Kunst benutzt, überaus mangelhaft. Die Spezialliteratur von E. Förster, O. Harnack, M. Howitt, H. Stöcker hätte seiner Darstellung einen breiteren und tieferen Hintergrund gegeben. „Wider Willen" sucht jedoch nicht nur gewisse „teutsche" Kunstverhältnisse lächerlich zu machen, sondern verspottet auch die entartete Romantik des „Karfunkel oder Klingklingelalmanachs", der Sonnettenfabrikation und der Muse Loebens (S. 53—56). Daß Castelle dabei der unhaltbaren Hypothese Pissins über den Heidelberger Kreis zustimmt und die Einwirkungen Loebens auf Eichendorff „tief" nennt (S. 55), berichtige ich einfach durch einen Hinweis auf meine kürzlich erschienene Kritik „Zur Geschichte der Heidelberger Romantik" (Euphorion XIV, S. 310—320). Dagegen finde ich es unverzeihlich, wenn der Herausgeber S. 55 wie überhaupt auch sonst S. V f., 7, 14, 30 zwischen Liegnitzer und Wiesbadener Tagebuchaufzeichnungen Eichendorffs unterscheidet, als ob es verschiedene Handschriften wären. H. A. Krüger hat nämlich für seinen „Jungen Eichendorff" eine unvollständige und ungenaue, von fremder Hand angefertigte Abschrift des Tagebuchoriginals benutzt, die er von einer in Liegnitz ansässigen Verwandten des Dichters erhalten hatte. Diese mehr oder minder wertlose Abschrift, die sich heute übrigens ebenso wie das Original im Besitz des Freiherrn Karl von Eichendorff in Wiesbaden befindet, nennt nun Castelle das sogenannte „Liegnitzer Tagebuch"! Sehr richtig dagegen ist die Bemerkung des Herausgebers, „Wider Willen" sei mit Brentanos „Ponce de Leon" zu vergleichen, ein romantisches Maskenspiel, in der Charakteristik und im Humor von Brentano beeinflußt, in der Gestaltung aber durchaus selbständig, ebenso ausgezeichnet durch Wohllaut und Bildfülle einer originellen Sprache, so daß Eichendorffs Dichtung in mancher Hinsicht eine Verfeinerung, einen Ausbau der von Brentano versuchten Lustspielart darstellt (S. 63 f.). Vielleicht, daß er diesen selbst im übermütig tollem Junker Hans gezeichnet hat, kann man doch auch im Dichter Linde Züge des wunderlichen Heiligen Isidorus Orientalis erkennen. In diesen über eine persönliche Satire weit hinausgehenden literarischen Beziehungen offenbart sich „Wider Willen" als ein echtes Kind der Romantik, „ein Versuch, das deutsche Lustspiel aus der Scheinwelt der Verkleidungen und Unwahrhaftigkeiten, der sentimentalen und frivolen Gefühlsdarstellungen zu befreien" (S. 65). Das Stück ist ganz in dem klangvollen vierfüßigen spanischen Trochäus geschrieben, zumeist gereimt. Ich glaube, daß der Dichter formell manches von Grillparzer und Heine, vielleicht unbewußt und gegen seine Absicht, gelernt hat. Leider sagt uns darüber der Herausgeber nichts.

Die Ausgabe hält sich in der Rechtschreibung vollständig ans Original. Außer den oben besprochenen Einführungen enthält das Buch am Ende einen

guten Kommentar zu einzelnen näher zu erklärenden Stellen, dann ein Literaturverzeichnis. Ungern vermisse ich das Register.

Freiburg im Üchtland. Wilhelm Kosch.

Sonntag Arnulf, Hermann von Gilm. Darstellung seines dichterischen Werdeganges. München 1904, Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 4 M.

Eine gute Arbeit über Gilm begrüßt man um so freudiger, je seltener sie vorkommt. Überdies setzt Sonntag hauptsächlich da ein, wo die Gilmbiographen bisher die größte Lücke ließen, weil es sich um den schwersten Teil ihrer Aufgabe handelte: über Gilms äußere Lebensverhältnisse wurde seit einem halben Jahrhundert manches zutage gefördert, über seine politische Parteistellung schon zu seinen Lebzeiten oft und heftig gestritten, wobei die vorgefaßten Meinungen meist stärker waren als die Beweisgründe; in den letzten Jahren schaffte man fleißig ungedruckte Materialien herbei und ging den Liebespfaden Gilms nach; auch für die Verbreitung der Gedichte dieses großen Tiroler Lyrikers bemühte man sich mit überraschendem Erfolg; die innere Entwicklung Gilms jedoch sowohl in Bezug auf seine allgemeine Weltanschauung, als auch in Bezug auf seine Kunst wurde nur so gelegentlich und obenhin gestreift. Sonntag macht sie nun zum eigentlichen Ziel seiner Untersuchungen. Er ist dazu ordentlich vorbereitet: er besitzt germanistische Schulung, Belesenheit, Einfühlungsfähigkeit, er steht auch den literarischen Persönlichkeiten sowie den religiösen und politischen Parteiverhältnissen Tirols um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts vorurteilslos gegenüber. Allerdings zieht er diese nur in geringem, nach meiner Auffassung allzugeringem Grad in Betracht. Doch erkläre ich mir diese Zurückhaltung aus zwei Gründen. In erster Linie untersucht Sonntag die literarischen Einflüsse, welche auf Gilm und sein künstlerisches Können gewirkt haben, und diese kamen zumeist aus der Ferne: von Schiller, Goethe, Grün, Heine, Freiligrath u. a., welche Sonntag eingehend bespricht; vermißt habe ich den Nachweis vom Einfluß Lenaus, Grillparzers und des Volksliedes; Schulers Einfluß wird wohl erwähnt, aber nicht klargelegt. Den zweiten Grund, warum Sonntag nicht so weit ausgreifen konnte, wie er wohl selber wollte, erblicke ich darin, daß er viel zu viel Vorarbeit leisten und mehrfach auch noch die bisherigen Forschungen überprüfen und berichtigen mußte. Eine Entwicklungsgeschichte der Gilmschen Kunst hat die Bestimmung der Entstehungszeit der einzelnen Gedichte zur Voraussetzung. Da sie nur zum geringen Teil geleistet ist, muß er sich selber darum bemühen, und damit beschäftigt sich beinahe der größere Teil des Buches. Daher nehmen in demselben die untersuchenden Partien breiteren Raum ein als die darstellenden und behindern die weiteren Ausblicke allerwegen.

Es ist Sonntag im allgemeinen gut gelungen, die einzelnen Liederschichten nach Inhalt und Form zu charakterisieren und zeitlich von einander abzugrenzen, auch manches vom Erlebnisgehalt in denselben festzustellen; geringeres Vertrauen bringe ich der Zeitbestimmung der einzelnen Gedichte entgegen, soweit sie bloß auf Inhalts- und Stilverwandtschaft gegründet ist. Doch trifft dieser Zweifel nicht so sehr ihn als das ganze Beweisverfahren dieser Art. Wir berühren hier eine Frage von allgemeiner Bedeutung, die besonders bei den Minnesängern oft erörtert worden ist. Wo äußere Anhaltspunkte vorliegen oder innere direkte Beziehungen zu finden sind, lassen sich brauchbare Ergebnisse gewinnen, sonst bin ich gegen alle solche Datierungen sehr skeptisch geworden. Die ganze Frage könnte mit methodischer Sicherheit vorerst nur bei einem Dichter wie Goethe entschieden werden, wo wir jetzt aus den Erlebnisschriften, Briefen und Tagebüchern die Entstehungszeit beinahe jeder einzelnen Dichtung genau zu bestimmen vermögen. Das Ergebnis dürfte stark negativ ausfallen. Ich will nur ein Beispiel herausgreifen. Die Jugendanakreontik von 1766 bis 1769 zeigt nach Stil und Motiven besonders scharf ausgeprägten Charakter; die beiden Gedichte „Die Spröde" und „Die Bekehrte" gehören inhaltlich und stilistisch zu dieser Gattung; man müßte sie daher in der üblichen Weise derselben Periode zuschreiben; sie sind aber viele Jahre später entstanden. Derart werden scharfsinnige Datierungsversuche Goedekes, Düntzers, Löpers, Biedermanns u. a. durch äußere Zeugnisse später erschlossener Quellen oft stark korrigiert. Ähnlich verhält es sich bei Schiller und anderen neueren Dichtern, bei denen nun reichlicheres Quellenmaterial genaue Nachprüfung gestattet. Gerade leichtschaffende und formgewandte Dichter greifen gelegentlich nicht ungern auf eine längst verklungene Tonart zurück. Dasselbe ist bei Gilm zu beobachten, wie er auch öfters ältere Produkte aus einem Zyklus auslöst, überarbeitet und in einen neuen einschiebt. Ich kann daher verschiedenen Datierungen Sonntags nur hypothetischen Wert beimessen und halte andere für unrichtig.

Was Sonntags Gesamtauffassung von Gilms Entwicklung in Kunst und Lebensanschauung betrifft, stimme ich im wesentlichen mit ihm überein, wenn ich auch etwas mehr von Gilms späterer Art schon in seiner Jugend vorfinde. Eine grundsätzliche Auseinandersetzung kann es somit in dieser Beziehung zwischen uns nicht geben. Ich gehe daher gleich auf einzelne Kapitel und Absätze über, wobei ich der Anlage des Buches folge.

Literaturverzeichnisse finden sich S. 3 und 154 ff. Die neuere Literatur seit 1864 erscheint ziemlich vollständig; ergänzen möchte man: bei Pichler die Artikel in der „Österr.-ungar. Revue"; bei den „Tiroler Stimmen" die Artikel mit dem Schrafflstreit und „Gilm kontra Levy"; desgleichen bei dem „Tiroler Boten" die P. P. Schraffl-Artikel (1889, vom 8. Oktober mit Fortsetzungen); Schraffl wird überhaupt im ganzen Literaturver-

zeichnis nicht genannt, und das ist eine empfindliche Lücke, weil er um die Gilmforschung sich unleugbare Verdienste erworben hat, die nicht in Vergessenheit geraten dürfen. A. v. d. Passer hat außer der Gilmbiographie auch einige Zeitungsartikel, Moritz Necker in den „Grenzboten" (1888, IV, 583 ff.) über Gilm geschrieben. Am unliebsten vermißt man die Anführung der älteren Zeitungen und Zeitschriften, welche Gedichte Gilms, zumeist in abweichender Textgestalt, zum Abdruck gebracht haben, z. B. „Die Dorflinde", das „Kempen Album", Müllers „österr. Akademie" usw.

Auf das erste Kapitel hätte das Schriftchen von Sander (1887) mehr Einfluß nehmen sollen, dann würde auch Gilms Geburtstag (der 1. und nicht der 12. November) richtig angegeben worden sein; denn Sander stützt sich ganz richtig auf die primäre Quelle des Taufbuches, mit dem auch Gilms Grabstein übereinstimmt. Sonntag ließ sich durch eine mündliche Mitteilung von Gilms Sohn irreführen. Vor Benützung mündlicher Quellen bei wissenschaftlichen Arbeiten kann ich nur dringend warnen; ich habe es bei meinen Gilmstudien, beim Beda Weberbuch und jetzt bei der Tirolischen Volksliedersammlung dutzendmal erfahren, daß mündliche Quellen zumeist geringen geschichtlichen Wert besitzen. Der vorliegende Fall ist besonders lehrreich, er kann als Schulbeispiel dienen: es handelt sich um die Aussage des eigenen Sohnes, in einer Sache, von der er so oft gehört, die oft in ernster und feierlicher Form an ihn herangetreten war, bei der jede Nebenabsicht ausgeschlossen ist.

Auch in der Zeitangabe von Gilms Eintritt in die Universität weicht Sonntag von Sander ab: er setzt das Jahr 1830 an, während nach Sander Gilm erst 1832 „die Hallen der Hochschule betrat". Ähnlich wechseln bei anderen Biographen die Zahlen oder bleiben ungenau. Ich bin nun den Quellen nachgegangen und habe folgendes gefunden: Das erstemal erscheint Gilm im Studienjahr 1829/30 in den handschriftlichen Katalogen der Innsbrucker Universität, und zwar besuchte er mit seinem Bruder Ferdinand im I. und II. Semester den „freien Lehrgegenstand der italienischen Sprache" beim Lehrer Nikolaus Vanzella; er ist eingetragen als „der II Humanität beflissener" Sohn des Landrates Joh. Nep. v. Gilm und erhielt die Note „fleißig", hat sich aber „der Prüfung nicht unterzogen". Vom Herbst 1830 bis Ende des Sommersemesters 1832 studierte er die beiden vorgeschriebenen philosophischen Kurse der Universität, mit welchem Erfolg, ist nicht zu ermitteln, weil die betreffenden Prüfungskataloge im ungeordneten Archiv, wenn sie überhaupt noch vorhanden, dermalen nicht zu finden sind. Im Schuljahr 1832/33 absolvierte er den ersten juridischen Jahrgang und erwarb sich die Noten: „vollkommen gemäß" (in den Sitten), „sehr fleißig", I. Klasse mit Vorzug im Kriminalrecht und in der Statistik Österreichs, I. Klasse in den übrigen Fächern. Sein jüngerer Bruder, der jetzt und weiterhin

im gleichen Kurse war, erhielt durchwegs nur I. Klasse. Im zweiten Jahrgang 1833/34 erscheint dieselbe Sitten- und Fleißnote, aber als Fortgang nur I. Klasse. Im dritten Jahrgang, sein Vater ist nun als „Appellationsrat" eingetragen, erhielt er vom Supplenten für das österreichische bürgerliche Gesetzbuch I. Klasse mit Vorzug, von allen übrigen Lehrern, auch von Prof. Dr. Josef Wessely[1]) I. Klasse schlechtweg. Desgleichen im vierten Jahr (1835/36) in den „politischen Wissenschaften" bei Prof. v. Mersi I. Klasse mit Vorzug, in den übrigen Gegenständen, auch im „Geschäftsstil" nur I. Klasse. Es ist also nichts mit dem „größtenteils vorzüglichen Erfolg", von dem Schraffl-Passer (S. 8) zu erzählen wissen.

Mehr Berücksichtigung und schärfere Kritik der Quellen bleibt auch in anderen Teilen des Buches zu wünschen übrig. So bei der Besprechung des ersten Liederzyklus, der „Märzenveilchen". Es kommen verschiedene Fragen über Zeit, Zahl, Form und Entstehungsursache in Betracht, die Sonntag durcheinanderfließen läßt. Eine methodische Untersuchung muß vom sichersten Dokument ausgehen, von dem Sonntag erst im Nachhange (S. 11) dieses Abschnittes spricht, nämlich von einer Handschrift des Dichters, welcher Gilm selber die Überschrift „Märzenveilchen" gegeben hat; es ist nur ein Bruchstück davon erhalten; trotzdem gewährt es sichere Schlüsse: 1. Es bietet gerade Lieder, welche die Reclamausgabe (D, bisher die vollständigste) nicht unter den „Märzenveilchen" anführt, beweist also, daß der Zyklus ehemals größer gewesen ist; 2. beweist es, daß Gilm auch Lieder in den Zyklus setzte, die nicht eine bestimmte Beziehung zum „Märzenveilchen" hatten, und 3. beweisen diese Lieder der Handschrift im Zusammenhalt mit den Liedern, welche das Veilchen zum Leitmotiv haben, daß die Gedichte dieses Zyklus auch in metrischer und stilistischer Form von einander abweichen konnten. Damit fallen aber alle drei Bedenken, welche Sonntag (S. 8) ausspricht weg: es will gar nichts besagen, wenn D „nur 18 Gedichte bringt", wenn nicht alle davon „eine Beziehung zur gefeierten Blume aufweisen" und wenn sie sich „der formalen Gestaltung nach unterscheiden". Sonntag will einen Teil dieser Lieder den eigentlichen „Märzenveilchen" vorausgehen lassen, weil sie „noch" unter dem Einfluß Schillers stehen. Allein dieser Einfluß zieht sich noch lange hin, verschwindet niemals ganz und ist viel größer, als Sonntag meint; wir wissen das jetzt auch aus

[1]) Es ist derselbe Wessely, Prof. für Handels- und Wechselrecht, den Gilm auch im Namen seiner Mitschüler in einem Abschiedsgedicht gepriesen hat. Aus diesem sehr allgemein gehaltenen Panegyrikus darf man nicht weitgehende Schlüsse auf Gilms Beeinflussung durch Wessely ziehen, wie es besonders Ernst (S. 6) getan hat: Bei Prof. Wessely „war Kraft und Feuer, Geistesgröße und Seelenhoheit, und an dieser Glut entzündete sich das heißfühlende Herz, entflammte sich der sehnsüchtig nach Selbständigkeit und Raumweite lechzende Geist Gilms." — Und das alles beim Handels- und Wechselrecht!

Briefen, besonders an Josefine, die viel Schillerreminiszenzen aufweisen und ihr die Lesung Schillers angelegentlich empfehlen; bezeichnend ist es ferner, wie Gilm später in Bruneck bei Liebhaberaufführungen aller szenischen Schwierigkeiten ungeachtet Schillerdramen wählt. Die Strophe aber, welche Sonntag aus „Raphaele“ abdruckt, ist gar nicht Schillerisch, sondern Lenauisch, ebenso wie das Gedicht „Neue Welt“ mit der „Qual, von niemanden auf Erden verstanden und geliebt zu werden“. Merkwürdig ist mir in diesen Gedichten das gelegentliche Anklingen an die jüngere Romantik; man vergleiche z. B. D S. 121:

Doch es naht der Ostertag,
Naht, wo die Verwesung drohte,
Naht mit schöpfendem Gebote,
Und es grünt der Sarkophag;
Frühling, wecke mir die Tote,
Bring die Rose mir, die rote,
Die auf ihrer Wange lag!

Diese Strophe und noch andere Verse dieses Gedichtes könnte Beda Weber geschrieben haben.

Daß die „Märzenveilchen“ Gilms Liebe zu Josefine Kogler entsprossen, wird allgemein angenommen und ist nicht zu bezweifeln. Sonntag hat Gilms Briefe an Josefine, die er S. 12 erwähnt, wohl nicht mehr durchgesehen, sonst hätte er schwerlich vom „lachenden Himmel dieser hellen herzlichen Jugendliebe“ gesprochen, die für beide ein Meer von stillen Seelenleiden in sich schloß. Der Briefwechsel reizt durch seine psychologischen Probleme zu eingehender Untersuchung, bietet viel Aufschluß über Gilms innerstes Wesen und zeigt, wie ernst er diese Liebe nahm, wie tief sie ihm ins Herz schnitt. L. Steub, der alle Liebesverhältnisse Gilms von der heiteren Seite sah, gelangt wieder ins Unrecht; ich komme wohl an einem Orte, wo ich mehr Raum habe, auf diesen Briefwechsel zurück. Hier benütze ich ihn nur zur Zeitbestimmung für die Jugendliebe und die „Märzenveilchen“. Am 18. April 1838 schreibt Gilm an Josefine: „Schon das dritte Mal Ostern, seit ich Dich liebe“, und am 14. Juni 1841 (Prem, Ferdinandeumszeitschrift III, 48, 315): „Mehr als sechs Jahre bitte ich Dich um das vertrauliche Du und konnte es nicht erlangen“. Nach der ersten Angabe bestand Ostern 1836 bereits die Liebe, aber noch nicht Ostern 1835; nach der zweiten fällt der Liebesanfang spätestens in das Jahr 1835 und zwar vor den 14. Juni (wegen des „mehr“ als sechs Jahre), es ergibt sich also die Zeitspanne: nach Ostern und vor dem 14. Juni 1835. Wahrscheinlich begann die Liebe am 1. Mai 1835: denn im Exoriare-Gedicht (siehe unten S. 286 ff.) spricht er Vers 27 f. vom „ersten Mai“, der die Bande der Liebe wob. Der März, in dem die „Märzenveilchen“ wenigstens der Hauptmasse nach entstanden, könnte also frühestens der von 1836 sein; ich betone:

frühestens, denn D 118: „Du sagtest einst — ich hör es immer wieder" setzt bereits längere Bekanntschaft voraus; D 119: „Ich faßte deinen schönen Namen" ist wohl später hinzugedichtet worden, wie Gilm auch andre Zyklen durch spätere Zutaten vergrößert hat.

Den nächsten Zyklus überschreibt Sonntag (S. 18): „Sommerfrische in Natters" nach D, aber gegen die urkundliche Überlieferung, welche ihn sehr gut als „Lieder und Bilder aus der Sommerfrische zu Natters" bezeichnet; daneben könnte man noch den das Verständnis erleichternden Titel „Lieder eines Mädchens" aus A dulden, da dieser ersten Ausgabe wenigstens teilweise auch Quellenwert zukommt; die Überschriften der anderen Ausgaben aber sind für die wissenschaftliche Betrachtung völlig gleichgiltig. Auch dieser Zyklus ist Josefine gewidmet. Sonntags Angaben über die Schwankungen des Liebesverhältnisses in dem Jahre 1838 können nun aus den Briefen ergänzt und berichtigt werden; die Gründe, welche immer wieder die Trübung herbeigeführt haben und herbeiführen mußten, hat Sonntag sehr verständig aus dem Erlebnisgehalt der Gedichte zusammengelesen; die Briefe liefern die Bestätigung seiner Ansicht. Der Einfluß Heines auf diese „Mädchenlieder"[1]) ist größer als er bei Sonntag erscheint, und leider hat Gilm auch viel seichte Spielerei von Heine gelernt; man vergleiche z. B. D, S. 84: „Mein Liebster ist verdrießlich" oder D, S. 97: „Mir träumt', ich wär' ein Vögelein"; hier leistet er auch das Höchste in zerhackten Versen und naturwidrigen Reimen in Strophen wie die folgende:

Es ist kein Gott, der denkt, der wie
Ein Künstler wirkt und schafft,
Was Gott ich nenne, ist nur die
Im Stoff latente Kraft.

Wenn ein Wort im Vers durch den Reim ausgezeichnet wird, muß es auch einen bedeutenden Inhalt und damit auch einen starken logischen Akzent tragen, sonst kommt eine komische Wirkung zum Vorschein.

S. 20 geht Sonntag zur Besprechung von Gilms politischer Lyrik über. Daß Gilm in einen „Bund (so!) von freiheitlich gesinnten Männern getreten" sei, ist dem Wortsinne nach nicht richtig und erweckt eine schiefe Auffassung von seiner Stellung im Geisteskampf der damaligen Tiroler Dichter; einer bestimmten Partei hat er nicht angehört und wollte er nicht angehören; er hat sich wiederholt ausdrücklich dagegen verwahrt; sehr bezeichnend hiefür ist auch sein wechselndes Verhältnis zu Streiter, Schuler, Lentner und Beda Weber, das Sonntag merkwürdigerweise nirgends in Betracht gezogen hat. Auch in der Dichtung hat Gilm keine

[1]) Warum schlägt Sonntag (S. 17) den Umstand, daß Gilm diese Lieder „einem Mädchen in den Mund legt", als Zeugnis „seiner Selbständigkeit" so hoch an? Mädchenlieder gibt es schon bei den mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Klassikern genug.

führende Rolle besessen, erst unter der jüngeren Generation machte er poetische Schule.

In der Novelle, „Die Bierkneipe“, vermutet Sonntag Selbsterlebtes und hat damit recht. Ich will seine Beweisführung ergänzen und die Entstehungszeit bestimmen. Stets war mir schon die Stelle in der Einleitung von Eduards Erzählung merkwürdig: „Ich vergaß den stechenden Schmerz in der Seite und das brennende Rot, das mir die sterbende Mutter auf die Wange geküßt“. Das ist Selbstabbildung und läßt erkennen, wie Gilm sich seiner von der frühverstorbenen Mutter ererbten hektischen Anlage wenigstens zeitweilig wohl bewußt war. Und so ist auch der Kern der Erzählung mit der Eifersuchtsszene am Ballabend eine poetisch ausgeschmückte Widerspiegelung der Wirklichkeit. In seiner Nachfühlung findet Sonntag in der Novelle Klänge aus „Schwazer Gedichten“ heraus und bemerkt die Wiederkehr der zwei von den „drei Frauen“ (S. 25), weist aber dann doch die Vermutung ab, daß die Novelle in Schwaz entstanden sei, weil er in Gilms Schwazer Erlebnissen keine Anknüpfungspunkte für die Situation der Erzählung findet. Allein diese tritt klar in Schwazer Briefen Gilms an Josefine vom Februar 1841 vor Augen; einer davon liegt im hiesigen Museum, die andern befinden sich im Besitze von Josefinens Tochter, wo ich sie eingesehen habe. Josefine zu Innsbruck ging in diesen Faschingstagen auf den Ball; den Dichter in Schwaz quälte schwere Sorge und Eifersucht. Wie er seine Geliebte öfters mit Luise in Schillers „Kabale und Liebe“ vergleicht (die Heldin der Erzählung heißt gleichfalls Luise) und ihr daraus Zitate mitteilt, so schreibt er auch jetzt: „Ich könnte Dich auch vergiften, wenn ich Dich untreu wüßte“ . . . „Du hast Dir sehr ernsthaft die Kur machen lassen dieser Tage . . . Es haben zum ersten Male fremde Hände das Heiligtum Deines Herzens besudelt“. Der Dichter erscheint in den Briefen wie Eduard in der Erzählung so recht als „Mensch mit stürmendem Kopfe und überwallendem Herzen und krankem Körper“. Ja noch mehr! Charakteristische Gedanken kehren in der Erzählung wie in den Briefen in auffallender Weise wieder: so findet Eduard in der Erzählung den Walzer für Mädchen nnd Frauen äußerst gefährlich: „Ein Mädchen sollte den Walzer nur mit dem Manne tanzen, den sie liebt, und die Frau mit ihrem Gatten . . . Die jetzige Art und Weise zu tanzen: das Mädchen in Feuer und Flammen, in den Armen des glühenden Jünglings, sein, ganz sein in dem wirbelnden Kreise, wo alle Sinne vergehen! Warum gibt man die Mädchen und Frauen in diese Feuerprobe?“ Dazu halte man die Stelle eines (ungedruckten) Briefes Gilms an Josefine: „Trage diese Zeilen morgen auf der Brust, und wenn Dich Dein Tänzer drückt, so denke an den Schreiber, der das elende Leben gern um diesen Abend gebe. — O es liegt eine Hölle in dem Walzer, er drückt Deine Hand, umschlingt Deinen Leib, berührt

Deine Locken mit der Wange, mit der Stirne, mit dem Mund — und Deinem armen Hermann" usw. Man sieht: wie der Eifersuchtgequälte seiner Josefine den Brief als Schutzmittel sendet, so schreibt er ihr die Novelle, in welcher der Liebende schon durch die leichteste Balluntreue der Geliebten in den Tod gehetzt wird, als Abschreckungsmittel.

Was Sonntag zur ästhetischen Beurteilung der „Novelle" beibringt, ist richtig, aber sehr wenig. Von einer „Novelle" kann man eigentlich nicht reden, sondern nur von einer rasch hingeworfenen kleinen Erzählung, in der gerade die epischen Teile nicht ordentlich herausgearbeitet werden; sie besteht aus zwei Szenen, die in eine Rahmenszene eingeschoben sind; doch paßt der derbe Rahmen schlecht zu dem empfindsamen Doppelbild. Statt eines psychologischen Problems, das fein gesponnen und ebenso fein gelöst würde, bietet Gilm nur etwas romantische Blutstropfensymbolik, welche den Leser mit tragischer Vorahnung erfüllen soll, und hängt die Katastrophe in Form eines vernichtenden Schwindsuchtfiebers daran. Der Einfluß von Schillers „Kabale und Liebe" zeigt sich nicht nur im Namen der Heldin, sondern auch im aufgeregten, überschlagenen Stil; zuweilen erscheinen geradezu dieselben Übertreibungsformen. Sogar etwas von der Tendenz des Schillerschen Stückes trägt Gilm in seine Erzählung — für den Einfluß um so bezeichnender, als sie gar nicht hineinpaßt: wie Ferdinand von Walther, so sagt auch Gilms Eduard: „Ich habe ihn durchgekämpft den langen Kampf der Liebe mit den Vorurteilen dieses Lebens". Leider ist das nur Gerede, dem die Handlung der Erzählung nicht entspricht; der Held ist so schwächlich und tränenweich gezeichnet, daß von ihm eine solche Stärke nicht zu erwarten ist. Es zeigt sich hierin so recht der Unterschied zwischen Schiller, der in seinem Drama als zürnender Titane tragisches Gericht hält über die sozialen Schäden seiner Zeit, und Gilm, der kraftlos in Sehnsucht nach seinem Mädchen aufgeht und Trost in Tränen sucht, wie auch die Briefe dieser Zeit leider allzuoft dartun.

„Die Bierkneipe" gehört also schon in die Schwazer Zeit, welche Sonntag im zweiten Kapitel seines Buches behandelt. Er stellt zunächst das „lebendige Geistesleben" Innsbrucks dem „beschränkten" von Schwaz gegenüber, indem er, offenbar dem Kontrast zuliebe, stark übertreibt. Das „lebendige Geistesleben" der Landeshauptstadt hat er nirgends geschildert, noch weniger den Anteil, den Gilm daran genommen hat, nur vom Einfluß Senns wurde (S. 21) kurz gehandelt. Von der Bedeutung der damaligen „höchsten Bildungsanstalten" und der „Schätze der Bibliotheken" hat er viel zu große Vorstellungen. Auch das Bild des Kreishauptmanns v. Gasteiger ist zu ungünstig gezeichnet, und gewiß hat er unrecht, wenn er noch S. 47 meint, daß Gilm „in der Schwazer Gesellschaft als Dichter nur geringes Verständnis fand". Konnte Gilm eine schönere Anerkennung finden, als daß die Frauen bei einem neuen

Gedichte vor Rührung weinten oder das Haupt der dortigen Gesellschaft ausrief: Herr v. Gilm, das Gedicht muß in den „Tiroler Boten“ (damals die gelesenste Zeitung des Landes)?

Die Hauptarbeit verlegt Sonntag darauf, die in Schwaz entstandenen Gedichte zu ermitteln und deren Entstehungszeit zu bestimmen, um so eine feste Grundlage zur Darstellung von Gilms neuer Liebe zu Theodelinde zu gewinnen. Wenn er dabei in einen großen Irrtum gerät, fällt es weniger ihm als dem lückenhaft und kritiklos überlieferten Material zur Last. Es handelt sich vor allem um die „Gedichte an Theodelinde“. Eines der bezeichnendsten aus diesem „Zyklus“ ist das: „Exurgat aliquis nostris ex ossibus ultor,“ das dem bekannten Gedichte Freiligraths „Aus Spanien“ (erschienen im „Stuttgarter Morgenblatt“ vom 30. November 1841) nachgebildet wurde; daher glaubt Sonntag die Entstehungszeit genauer bestimmen zu können: es sei entstanden, nachdem „der Bruch mit Theodolinde eingetreten war“ (S. 40), im „Hochsommer 1842“. Dem ist aber keineswegs so! Zu den Gedichten und Briefen, welche Gilm aus Schwaz an seine geliebte Josefine sandte, gehörte auch dieses Lied, das jetzt noch im Besitze ihrer Tochter sich befindet. Man erkennt hier sofort die frisch aus der Feder geflossene Urfassung, welche sich noch genauer an Freiligrath anschließt als die spätere Überarbeitung (D 66) auch im lateinischen Schlagsatz wortgetreu übereinstimmt, die Beziehungen auf sein Verhältnis zu Josefine deutlich erkennen läßt und schon durch die Überschrift beweist, daß sie an keine Schwazer Persönlichkeit gerichtet war. Ich setze sie her.

Aus Schwaz.

Exoriare aliquis ex nostris ossibus ultor.

Der Traum[1]) ist aus, der Sand ist abgelaufen,
Zerbrochen ist der Zeiger an der Uhr!
Herbei! Ich hab' ein Leben zu verkaufen
Und einen Eid! — Was gilt ein Mädchenschwur?
Was gelten meiner Jugend gold'ne Jahre?[2])
Was gilt ein Dichter, den die Welt verstieß?
Den Lorbeer aber legt auf meine Bahre!
Exoriare aliquis.

Ich ging noch jung dem schweren Kampf entgegen.
Der Feind war stark, ich hab ihn nicht gescheut;
Ich kam aufs Schlachtfeld ohne Muttersegen —
Und doch hat jede Wunde mich gefreut.
Sie war mein Stolz! Auf off'nem Markte
Riß ich von der benarbten Brust das Hemd,
Und während ich im Geisterkampf erstarkte,
Blieb ich in meinem Vaterlande fremd.

1) Das heißt: Der Traum der Liebe zu Josefine.
2) Die er der Liebe zu Josefine geopfert hat.

Und wer verdammt mich? Freilich bin ich jenen
Ein Greuel, die nach sternenleerer Nacht,
Den hungerigen Wölfen gleich, sich sehnen
Und zittern vor der Morgenröte Pracht.
Was kümmert sich der Blitz, der eure Wolke,
Die ewig finster Wandelnde, zerriß?
Der Fluch bleibt euch, der Segen bleibt dem Volke!
Exoriare aliquis.

Und wer verdammt mich? Sie, die aus dem Kerker
Der tiefsten Geistesnacht ich rettend hob,
Betrügst auch du? Ich glaubte deine Bande stärker,[1])
Du Frühling, die dein erster Maitag wob.
Was du versprochen, hast du stets gehalten,
Selbst auch der Grille, die im Saatfeld zirpt,
Warum mir nicht? Warum muß Sie erkalten,
Bevor das schwächste Veilchen stirbt?

O Sie war schön! Die langen Locken flossen
Die zarte Wang' wie flüssig Gold hinab.
Der Augen Glut! Ich hab sie mitgenossen
Bei jedem Kuß, den ihre Lippe gab;
Nicht wahr, wir aßen von demselben Brode,
Sie trank aus meinem Mund! ihr sahts, gewiß!
Und nun läßt Sie allein mich mit dem Tode!
Exoriare aliquis.

So war mein Wunsch: das Haupt auf ihrem Schoße
Laßt sterben mich! ihr wißt es, es zerfällt
In weicher Hand selbst lieber eine Rose
Als draußen in der teilnahmslosen Welt.
Die zarten Finger wären dann gelegen
Auf meinem Herzen, bis es ausgeklopft,
Und auf die kalte Stirne wär der Segen
Von Ihrer heißen Träne mir getropft.

Ich sterb' allein! Nur hohe Tannen beugen
Die nadelschweren Äste über mich,
Und eine graue Buche kann bezeugen
Die wilde Tat. Was sagt ich? sprich:[2])
„Du warst mir lieb, warst mir unendlich teuer
Auch noch als Deine Liebe mich verließ;
Leb' wohl! Denk meiner bis zum Sterben! Feuer!"
Exoriare aliquis.

Was wollt ihr mehr? schon mancher ist gestorben
Im Wasser, auf dem Schlachtfeld und beim Weib,
Ob fremde Sünde hat das Blut verdorben,
Ob frei die Seele sprengt den eig'nen Leib?

[1]) Die Zahl der Verstakte ist in dieser Fassung noch öfters schwankend, die Interpunkzion wie bei Gilm häufig ungenau; wahrscheinlich gehört nach dem zweiten Verse dieser Strophe Fragezeichen. Das „Sie" in Vers 25, 31 ff. meint natürlich Josefine.

[2]) Der letzte Halbvers auf Rasur.

Was liegt daran? von all den grünen Bergen
Strömt doch das Wasser fruchtbar in das Tal,
Die Freude lebt, die stirbt nicht, in den Särgen
Fault nur die Sünde und die Qual.

Was liegt daran, daß sie mein Leben schmähten?
Nun ists vorbei! — Was liegt daran, daß Sie,
Von Eifersucht gemartert, dem Poeten
Ins lichtumflossne reine Antlitz spie?
Nicht ich, nicht Sie! Das kümmert nur die Toren,
Wie einer steht und wie der and're fällt;
Ein höh'res Ziel gibt es! was ich verloren,
Ich sag es frei, gewinnt die Welt.

Der Dichter lebt! Wer tötet meine Lieder?
Ich sang im Wald, am See und auf der Flur
Und Blume, Baum und Welle legt sich nieder,
Doch ewig schlummert niemals die Natur.
Wie werden eines Tages sie verwundert
Mit hohlen Augen in den Frühling sehn,
Wenn alle Völker, jubelnd im Jahrhundert
Der Freiheit, mit den Blumen auferstehn.

Ich seh' es nicht, ich hab' es nur verkündigt,
Prophet und Dichter ist ja einerlei!
Auch Ihr sehts nicht! Was Ihr an mir gesündigt,
Vergeben ists! Mit Blumen deckts der Mai.
Den Lorbeer aber legt auf meine Bahre,
Den treulos Sie aus meinen Locken riß!
Tirol! wer trägt ihn dann? Exoriare,
Exoriare aliquis.

Am 28. Dezember 1841.

Das Gedicht entstand offenbar auf einen ernsten Absagebrief Josefinens oder ihrer Eltern hin, der den Dichter schwer getroffen hat. Er sieht das Ende der Liebe und wünscht auch das seines Lebens, ja er schildert, wie er auf sich selber feuert, glücklicherweise nur in der Phantasie; immerhin mochte er hoffen, durch dieses poetische Feuer noch einen Eindruck auf Josefine und die Ihren zu machen und sie vom Äußersten abzuhalten. Sicher hat er das Gedicht mit einem Brief begleitet, der wie andere aus dieser Schlußzeit des Verhältnisses nicht mehr vorhanden ist. Der 28. Dezember war ein böser Gedenktag; denn schon ein Jahr vorher war seine Liebe „geschmäht und gelästert" worden, worauf er jetzt Vers 67 f. hitzig übertreibend anspielt.

Mit Recht betont Sonntag, daß das Gedicht „Erhebung" D 67 mit dem Exurgat- (besser Exoriare-) Gedicht in genauem inhaltlichen Zusammenhang steht. Es muß daher gleichfalls auf Josefine bezogen werden;[1]) man darf sich nur nicht durch die beiden Verse irremachen lassen:

[1]) Die vorletzte Strophe in diesem Gedicht „Erhebung", wo Gilm die Geliebte auffordert, nach dem Süden zu ziehen, paßt auf Josefine, welche in Rovrait (Roveredo) Verwandte hatte, die sie öfters besuchte.

„Und daß du eines Dichters Braut gewesen,
Und wars auch nur ein kurzes Jahr."

Das „kurze Jahr" ist nicht wörtlich, sondern nur als poetische Litotes zu nehmen, wie er parallel im „Exoriare" Vers 31 f. übertreibend sagt, daß Josefinens Liebe, die sich doch über mehr als sechs Jahre hinzog, nicht das Leben eines Veilchens überdauert habe. Theodelindens Liebe aber hätte auch nicht einmal ein „kurzes Jahr" gewährt, denn Sonntags Annahme, daß „im Herbst 1841 die Liebe (zu Theodelinde) in voller Blüte stand, und zwar auf beiden Seiten", wird durch dieses Exoriare-Gedicht ohne weiters ausgeschlossen. Sonntag hat bei Gilms Verhältnis zu Theodelinde gar nicht zwischen Freundschaft und Liebe unterschieden und sich durch einen Brief Gilms an seine Schwester Caton (vom 27. September 1841) und an Steub (vom 26. November 1844) irreführen lassen, trotzdem im letzteren die Übertreibung zu greifen ist, wie Gilm Freunden und seiner Schwester gegenüber überhaupt gern mit Liebeserfolgen bramarbasiert.[1]) Wenn er an Steub schreibt: „In allen meinen Liedern geht sie (Theodelinde) um", so ist das gewiß unrichtig, weil die Zahl der Lieder für Theodelinde in jedem Falle viel geringer ist, als die Zahl für Josefine! Im Brief an die Schwester aber, den Sonntag (S. 25) anzieht, schreibt Gilm: „Ich habe Theodelinde alles gesagt, die ganze Geschichte meines Herzens. Sie hat mich nicht verdammt, nicht verflucht; sie hat den Ketzer geküßt. Ich habe ihr erzählt, wie Charl. Stieglitz gestorben ist, von den Dichtern Frankreichs und von Goethe, dem jungen Greise." Dieser Kuß brauchte bei empfindsamen Seelen noch lange kein Liebeskuß, sondern konnte ein Zeichen der Freundschaft oder der Ausdruck der Teilnahme für den großen Liebesdulder gewesen sein, der Gilm in seinem Verhältnis zu Josefine wirklich war. Die Gefühlsüberschwänglichkeit Gilms in solchen Tagen beweist z. B. sein Brief vom 2. Januar 1841, wo er seiner Schwester mitteilt, wie er von Theodelinde einen Händedruck erhalten zu haben glaubte: „Ich hätt' weinen mögen an der Brust (seines Freundes) und aus Wonne habe ich getanzt um das Billard herum". Noch bezeichnender ist die bekannte Erzählung, Gilm habe, als er von seiner Angebetenen einen Korb erhielt, das Zimmermädchen umarmt, dem er offenbar die innigste Anteilnahme an seinem Geschicke beimaß. Eine andere Annahme liegt aber noch näher. Gilm bemühte sich, die Liebe Josefinens durch alle Tonarten zu erwärmen, er suchte gelegentlich auch ihre Eifersucht zu erwecken, indem er merken läßt, daß ihn auch andere Mädchen besitzenswert finden, und schreibt in diesem Sinne auch an seine Schwester, die mit Josefine in Beziehung stand. So heißt es z. B. in einem Briefe vom 3. Februar 1841: „Pepi ist

[1]) S. 62 ist Sonntag selber der Meinung, daß Gilm in einem andern Brief an Steub vom Oktober 1845 nur zum Teil die Wahrheit sage.

mir seit acht Tagen Antwort schuldig. Sie scheint kalt gegen mich geworden zu sein. Mir auch recht"; aber schon nach einigen Tagen jammert er: „O Pepi, sei barmherzig und stoße mich nicht von Dir", und wieder nach einem Tage, als er noch keinen Brief erhalten hatte: „Du hast Deine Absicht erreicht, ich leide, ein unnennbares Weh ist in meiner Brust . . . Nicht wahr, Pepi, es ist nicht zu viel verlangt, wenn ich Dich bitte, so recht von Herzen bitte, mir wieder gut zu werden". (Bei Prem a. a. O.). Gegen Ende 1841 hielt Gilm bei den Eltern Kogler geradezu um Josefinens Hand an, und daraufhin kam wahrscheinlich die bestimmte Absage, welche das Exoriare-Gedicht voraussetzt. Damit stimmt überein, daß Gilm, der noch immer den Faden fortzuspinnen suchte, am 28. Januar 1842 ein „Rechtfertigungsschreiben" nach Innsbruck sandte, dessen Prem a. a. O. S. 320 erwähnt. Da das jedenfalls fruchtlos blieb, mußte er an das Ende glauben. Wahrscheinlich hat nun sein liebedurstiges Herz bei Theodelinde um so sehnsüchtiger Ersatz gesucht. Aber lange kann das nicht gedauert haben, weil im Frühjahr 1842 das Verhältnis „ziemlich kühl" erscheint und einige Monate später Theodelindens Absage in aller Form erfolgte. Theodelinde und die Ihren sind von manchem getadelt worden, weil Theodelinde Gilm nicht heiratete, besonders hat sich Arnold v. d. Passer darüber erbost. Trotzdem Theodelinde die Ursache der Absage klar und verständig ausspricht, vermutet er allerlei böse Einflüsse von Theodelindens Verwandten: „Theodelinde heiratete später einen weit älteren Mann, einen Herrn v. Hebenstreit, sie hatte also die ‚gute Partie', von der ‚die Frau Tante' schwärmte, wirklich gefunden. Nach kurzer Ehe starb sie indessen an den Folgen der ersten Entbindung und fand in Brixen ihre Ruhestätte. Man fragt sich unwillkürlich, ob es wirklich der Mühe wert gewesen, das Mädchen durch jahrelange (so!) Ränke dem Dichter zu entreißen und diesem Schicksal zuzuführen!" — Allein das konnte doch niemand voraussehen, und das hätte ihr auch bei Gilm passieren können! Ein Fräulein heiratet eben auch bei einem Dichter nicht die Gedichte, und seien sie noch so schön, sondern die Persönlichkeit. Gilms faszinierendes, die sittlichen Mächte, die sie verehrten, negierendes, viel zu sehr von seinen Stimmungen abhängiges Wesen hatte für Josefine und Theodelinde zu wenig Anziehungskraft. Er mußte sich noch viel mehr läutern und festigen.

Im Nachlaß Josefinens, wie ihn ihre Tochter besitzt, findet sich auch ein kleiner Papierbogen mit flüchtiger Schrift von Josefinens Hand, er enthält auf dem zweiten Blatt eine Charade Gilms,[1]) auf dem ersten zwei Strophen eines Gedichtes. Nicht unwahrscheinlich hat Gilm diese Verse seiner Geliebten in die Feder diktiert, denn in der Charade

---

[1]) Von mir mitgeteilt in Mayrs Forschungen und Mitteilungen II, S. 222.

steht der bezeichnende Hörfehler: Schlave statt Sklave, und im Gedicht Vers 14 im statt am. Das Gedicht hat die Überschrift:

Meine Träume.

Von meinen Träumen ward ich fortgetragen.
Die Seelen trennt auch nicht das fernste Land —
Ich stand bei dir und hob dich in den Wagen
Und küßte dir zum Abschiede die Hand.
Ich war bei dir, als frische Morgenkühle
Ein schwaches rot (so!) auf deine Wange warf,
Ich kränkte mich im neidischen Gefühle,
Daß Dich die junge Sonne küssen darf.

Von allen Dörfern klingen Silberglocken,
Die Blume lächelt still zu dir empor,
Der Südwind spielt und kost mit deinen Locken
Und schmeichelt süße Worte dir ins Ohr —
Dein sanfter Blick — er schwelgt auf jenen Hügeln
Und trinkt sich satt im (so!) frischen Wiesengrün.
O daß ich nicht der Wind mit seinen Flügeln
Daß (Hier bricht das Gedicht ab).

Man erkennt leicht, daß hier die ursprüngliche Fassung des Liedes vorliegt, welches Gilm später recht uneinheitlich überarbeitet und mit „Wallfahrt" (D S. 63) überschrieben hat. Also dieses Lied geht gleichfalls nicht auf Theodelinde, sondern auf Josefine, und damit fällt auch der ganze „Theodelindenzyklus", fallen die entsprechenden Datierungsversuche und die anderen Folgerungen, die Sonntag daraus zieht, über den Haufen.

Das Exoriare-Gedicht verleitet Sonntag ferner dazu, den Einfluß Freiligraths auf Gilm zu spät anzusetzen. Derselbe ist schon früher nachzuweisen. Wie Freiligrath von der „Blüte am Baume der Menschheit", so spricht Gilm schon im Herbst 1841 von der „Blüte am Baume des Lebens" (Schraffl-Passer S. 23), und noch weit früher macht Gilm die für Freiligrath bezeichnende dichterische Mode mit, Fremdwörter an das Versende zu stellen; man vergleiche z. B. die beiden ersten Gedichte vom „Neuen Frühling" (D S. 113 f.); noch bezeichnender ist die Verwendung fremder Ortsnamen, die durch breite Umschreibung in den Reim gebracht werden: statt „Auf seinen Zinnen rauscht die Fahne" singt Freiligrath: „Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon", und ähnlich singt der nachahmende Gilm statt: „Ich rauche die Havannazigarre", „Ich rauche die Zigarre von den Blättern der Havanna" (D S. 114) und dergleichen mehr.

Wie Sonntag den Einfluß Theodelindens auf Gilms Dichtung auf Kosten Josefinens zu weit vorgeschoben hat, so schiebt er ihn auf Kosten Sophiens zu weit in die Brunecker Zeit zurück, welche er im III. Kapitel behandelt. Sogar Gedichte wie „Allerseelen", „Die Georgine" will er über die Liebe zu Sophie hinweg auf Theodelinde

zurückführen; auch soll nicht die neue Liebe, die Erwiderung fand, sondern die alte, die abgewiesen worden war, beruhigend und die Streitlust mildernd auf Gilm eingewirkt haben. Gegen solche widerspruchsvolle Ansichten hat schon Fr. Schumacher im Sammler der „Neuen Tiroler Stimmen" 1904, Nr. 9 Einsprache erhoben. Was Sonntag irreführt, ist wieder jener Brief Gilms an Steub vom 26. November 1844 sowie der Mangel an Quellenkritik, insofern er nicht das Gilmmanuskript (beziehungsweise dessen Abdruck im Sammler 1903, Nr. 7), sondern D zu Grunde legt und sogar ein Gedicht „Der Engel" auf Theodelinde bezieht, trotzdem in der Urschrift ausdrücklich „An S." steht, was doch nicht Theodelinde, sondern nur Sophie heißen kann. Wenn bloß Theodelinde der große Magnet gewesen wäre, der den Dichter nach rückwärts zog, warum steuerte dann Gilm für Pichlers Sammlung „Frühlieder aus Tirol" hauptsächlich Gedichte aus der Innsbrucker Zeit, die sich auf Josefine beziehen, bei, wie Sonntag selber S. 82 feststellen muß? Auch sonst hat Gilm Josefine im Auge, sobald er in einem Gedichte der Brunecker Zeit von alter Liebe spricht; man sehe sich beispielsweise das Gedicht an, welches Sonntag S. 87 abdruckt:

Erdbeeren sucht' ich oft im Wald,
Da war ich noch ein Knabe,
Der Mutter gab ichs alsobald,
Die schlummert jetzt im Grabe.

Ein Mädchen hatt' ich gar so lieb,
Dem pflückt' ich diese Früchte,
Und was von all dem übrig blieb,
Ist eine alte Geschichte.

Das Mädchen, das nach der Mutter kam, ist doch naturgemäß Josefine und nicht Theodelinde, die nach einem Mädchen kam. Die beiden letzten Verse sind echter Heine in Gedanken und Ausdruck, desgleichen das Gedicht, welches Sonntag auf der vorhergehenden Seite abdruckt, so daß man nicht begreift, wie Sonntag dazukommt, Heines Einfluß für diese Zeit in Abrede zu stellen; ein „erneuter unmittelbarer Einfluß" war nicht notwendig, es wirkte schon der alte genugsam nach. Daneben steht Schiller in Geltung: schon der ganze Mittel und Schlußteil des Widmungsgedichtes an Sophie (D S. 128) verdankt dem „Mädchen aus der Fremde" von Schiller seine Entstehung.

Auch im übrigen ist dieses Kapitel das schwächste des ganzen Buches. Was S. 84 steht, halte ich vom Anfang bis zum Schlusse für unrichtig. Wer kann denn im Ernst glauben, daß Gilms „Widersacher" ihm sein Liebesglück zerstört haben? Die wirklichen Gründe stehen ja ganz deutlich im Absagebrief vom 20. September 1842; daneben können gelegentliche Verdachtsgründe des überaus ängstlichen Dichters nicht aufkommen; in der Gesellschaft war er zu Bruneck vielleicht noch mehr ge-

schätzt als zu Schwaz, sein Amtsvorsteher war ihm da wie dort zugetan. Auch gegen die Jesuiten zu dichten, war keineswegs so gefährlich, wie Sonntag meint, in jener Zeit, als ein Bischof seinen zu geistlichen Übungen versammelten Theologen aus einem Buche gegen die Jesuiten vorzulesen für gut fand, der Landklerus auch in Tirol vielfach antijesuitisch gesinnt war und der Benediktinermönch Albert Jäger, Erzieher beim Statthalter von Tirol, einen öffentlichen Vortrag gegen die Jesuiten ungestraft halten konnte. Es gibt eine ganz falsche Beleuchtung, wenn Sonntag die Konservativen schlechtweg als Jesuitenanhänger den Liberalen als Jesuitenfeinden gegenüberstellt. Gilm freilich gefiel sich gern in der Pose eines politischen Märtyrers. Ebensowenig sollte Sonntag behaupten, daß in der Postzeitung vom 19. März 1845 eine „Denunziation von Gilms Persönlichkeit“ erfolgt sei: das stand nur in einem Alarmbrief Streiters, von dessen Eindruck sich Gilm befreite, nachdem er den Artikel selber gelesen hatte (vergleiche Beda Weber S. 250 f.). Aber Sonntag bedarf dieser „Denunziation“, um die alte Ansicht von Gilms Zurücksetzung in der Beamtenlaufbahn neuerdings vorzutragen, statt sich um das Aktenmaterial zu kümmern, woraus diese Frage allein entschieden werden kann und nun durch Franz Schumacher im Sammler der „Tiroler Stimmen“ 1906, Nr. 4 teilweise entschieden ist. Schumacher hat die Akten des Ministeriums des Innern durchgeprüft und nachgewiesen, wie die Regierung Gilm als „wissenschaftlich gebildeten und vorzüglich geschickten Beamten“ anerkannt und ihn gelegentlich sogar anderen Bewerbern vorgezogen hat; die Dienstvorrückung war damals überhaupt äußerst schwierig, davon wurde Gilm wie alle anderen Beamten betroffen. Die von Schumacher benützten Akten geben verläßlichen Aufschluß nur über die Jahre nach 1847; sie müssen durch die Akten der Tiroler Statthalterei ergänzt werden, die ich zu diesem Behufe eingesehen habe. Es ergibt sich daraus folgendes. Am 6. November 1837 überreichte Gilm sein Gesuch um Aufnahme als Konzeptspraktikant des Guberniums in Innsbruck und legte das Zeugnis bei über die ordnungsgemäß vollendeten juristisch-politischen Studien und den Bescheid des k. k. Stadt- und Landrechtes (in Innsbruck) über die bei demselben „genommene einjährige Zivil- und Kriminalrechts-Praxis“.[1]) Sein Vater, „Appellationsrat zu Innsbruck“, bestätigt, daß „das angefallene mütterliche und großväterliche Vermögen Hermanns wenigstens 6000 fl. betrage“, wodurch sein Unterhalt gesichert erscheine, zumal derselbe am „väterlichen Tische“ teilnehme. Bei der Frage der „nachgewiesenen Sprachkenntnisse“ gibt Gilm nur „Deutsch und Lateinisch“ an. Das Gesuch erhielt die Bewilligung mit der Bemerkung, daß „der Bittsteller sich nach der bestehenden Vor-

[1]) Sie scheint demnach eine notwendige Vorbedingung gewesen zu sein, so daß der Grund fehlt, an einen Fachwechsel zu denken.

schrift längstens binnen Jahresfrist einer strengen Prüfung zu unterziehen habe, um als wirklicher Konzeptspraktikant aufgenommen zu werden", und daß ihm „erst von diesem Zeitpunkt an die Dienstzeit zugerechnet" werden könne. Am Schluß steht die übliche Anweisung, sich „zur Angelobung der Verschwiegenheit bei der k. k. Gubernialkanzleidirektion zu melden".

Gilm war also jetzt nicht „Konzeptspraktikant", wie die Biographen schreiben, sondern erst „Konzeptskandidat". Als solcher wird er auch im gleichzeitigen Bericht an das Hofkanzleipräsidium genannt. Konzeptspraktikant mit Anspruch auf Anrechnung der Dienstzeit konnte Gilm erst nach Ablegung der vorgeschriebenen praktischen Prüfung werden. Und hierin ließ er es fehlen. In großer Sorglosigkeit ließ er die Jahre 1838 und 1839 verstreichen, ohne sich um diese Prüfung zu kümmern, sodaß er 1840 (laut Präsidialprotokoll 773, 103) vom Gubernium „zur ehesten Ablegung der vorgeschriebenen strengen praktischen Prüfung" ermahnt werden mußte. Das nahm er sich zu Herzen, bestand in diesem Jahre noch die Prüfung und wurde nun erst wirklicher Konzeptspraktikant, für jene Zeit selbstverständlich ohne „Adjutum". Diese Saumseligkeit hat offenbar seine amtliche Strebsamkeit bei seinem Vater und Josefinens Eltern in ein übles Licht gebracht; doch ist nicht ersichtlich, daß die Regierung sie ihm nachgetragen hätte. In Bruneck, wohin er Beginn 1843 übersiedelte, erhielt er das ersehnte Adjutum von 300 fl. Der nächste Akt besagt, daß der Konzeptspraktikant Hermann v. Gilm am 1. November 1845 von seiner Dienstleistung beim Kreisamt Bruneck zu entheben und in dieser Eigenschaft an das Kreisgericht Roveredo (Rovreit) zu senden sei, weil der dortige Konzeptspraktikant Peter v. Troyer zum Gubernium nach Innsbruck einberufen worden war.

Im Juni 1847 wurde er als „Hofkanzlei-Konzeptspraktikant" nach Wien berufen. Eine solche Berufung ins Ministerium galt damals, wo es viel weniger Zentralbeamte gab, noch mehr als Auszeichnung denn heute. Er bezog jetzt ein Adjutum von 400 Gulden. Der nächste Akt des Innsbrucker Statthaltereiarchivs wurde am 26. Februar 1849 ausgefertigt. Der Minister des Innern schreibt an den Statthalter Grafen Bissingen nach Tirol: „In Berücksichtigung der damaligen größeren Geschäftsänderungen bei den Landesbehörden[1]) und insbesonders der Kreisämter finde ich mich veranlaßt, den hierortigen Ministerial-Konzeptspraktikanten Hermann Gilm (so!) der dortigen Landesstelle oder einem der dortländigen Kreisämter, deren Bestimmung Ew. Hochwohlgeboren überlassen bleibt, gegen Vergütung der Reisekosten zur aushilfsweisen Dienstleistung zuzuweisen und weise denselben unter Einem an, sich wegen

[1]) Es wurde die politische Verwaltung neu geordnet.

seiner Dienstesbestimmung bei dem Herrn Landesschef geziemend zu melden. Übrigens treffe ich die Verfügung, daß demselben das jährliche Adjutum per 400 fl., vom 1. April 1849 anfangend, bei dem dortigen Provinzialkameralzahlamt zahlbar angewiesen werde". Gilm sollte also wieder nach Tirol zurück. Allein er erwirkte, daß er trotz dieses Dekretes noch weiter in Wien bleiben durfte. Der Akt trägt den Bleistiftvermerk: „Bleibt in Wien", und hier erhielt er noch am Ende dieses Jahres die Ernennung zum „Bezirkskommissär I. Klasse im Kronland Tirol" mit 1000 Gulden Gehalt und 100 Gulden Teuerungszulage. Er war dabei sehr begünstigt worden; denn in der Rangordnung der vielen Bewerber nahm er die 16. Stelle ein; es wird ihm im Vorschlag nachgerühmt: „Hermann von Gilm, Konzeptspraktikant beim Ministerium des Innern, ist auch hierorts als ein wissenschaftlich gebildeter und vorzüglich geschickter Beamter bekannt und deshalb zum hohen Ministerium gezogen worden [1]." Gilm hatte diesmal sogar zwei Rangstufen, die eines Konzeptsadjunkten und Konzipisten übersprungen. Und auch darin lag eine Begünstigung, daß er für Tirol, wo derartige systemisierte Stellen frei waren, ernannt wurde, aber dem Ministerium zugeteilt blieb. Am 13. März 1854 wurde er dann „in Anerkennung der befriedigenden Dienstleistung" zum Statthaltereisekretär in Linz mit 1200 fl. Gehalt ernannt. Von einer amtlichen Zurücksetzung Gilms kann also nicht mehr die Rede sein. Daß Gilms Hoffnungen noch raschere Flügel hatten, teilte er mit den anderen zeitgenössischen Beamten.

Viel Sorgfalt verwendet Sonntag auf die Ermittlung der Entstehungszeit der einzelnen Gedichte aus dem Brunecker Aufenthalt und erzielt dabei manchen Erfolg. So weist er S. 64 das vielbesprochene Gedicht an Bischof Bernhard Galura (Sonntag druckt beharrlich Gallura) in das Jahr 1843; die Richtigkeit dieser Datierung kann ich aus einer bisher unbekannten Brunecker Handschrift mit Gilms Gedichten bestätigen, welche die volle Widmung enthält: „Festgruß an Se. hochfürstlich Gnaden, den Hochwürdigsten Fürstbischof Bernhard in Brixen 1843." Dieselbe Handschrift gibt ferner Sonntags Vermutung, das Gedicht „Der erste Mai" sei im Frühling 1844 geschrieben worden, Gewißheit; in derselben findet sich auch das vollständige Gedicht: „An die liebenswürdigen Teilnehmerinnen am Maifeste 1844". In einer anderen Handschrift datiert Gilm auch den Sonettenkranz an Kern genau, hier fehlt die Verwechslung des Adelsprädikates mit dem Familiennamen, die bei D S. 162 unangenehm auffällt; Gilm schreibt: „Sonettenkranz zum Abschiede des Herrn Kreishauptmannes und Gubernialrates Josef Kern Ritter von Kernburg, gewunden von Herrmann (so!) von Gilm. Bruneck, den 2. März 1843." Ich zweifle daher, ob Kern schon Ende Februar

[1]) Vergleiche Schumacher a. a. O. S. 27.

das Städtchen verlassen hat, wie Sonntag S. 48 meint, da Gilm seine Dichtergabe sicher persönlich überreicht hat.

Die politische Lyrik Gilms von 1843 knüpft Sonntag (S. 50 ff.) an Grün an, indem er den früher angenommenen Einfluß Herweghs bestreitet. Man kann seine triftigen Ablehnungsgründe vielleicht vermehren durch den Hinweis auf den aristokratischen Zug in Gilms Wesen, der immer wieder zum Vorschein kam und öfters von A. Pichler belächelt wurde; Gilm zeigte sich auch sehr empfänglich für äußeren Glanz und Flitter, der bloße Klang hoher Titel bestrickte ihn; so schreibt er z. B. am 2. Januar 1841 an seine Schwester: „Gestern war ein seliger Tag für mich. Ich trank wieder einmal aus vollen Zügen aus jenem Gesellschaftston, wie er nur in höheren Kreisen zu treffen ist. Ich spielte mit zwei Exzellenzen Whist. Als ich das Wort ‚Exzellenz', das schöntönende, schon etliche zwanzigmal ausgesprochen hatte, kam der Gubernialrat" usw. Sogar am Gigerlhaften hatte er Freude: „Auf meinem Tische liegen: . . . ein Paar lackierte Halbstiefel, die lieblich nach Patchouly riechen, und eine allerliebste Atlaskravatte weiß und rot" (11. Januar 1847). Dazu bildete Herweghs Wesen den völligen Gegenpol. Dagegen bekundet Sonntag eine schiefe Auffassung, wenn er S. 90 die „Freiheitskämpfer unter Andreas Hofer" zusammenstellt mit den „Freien Tiroler Schützen", wie sie Gilm wünschte; desgleichen ist die Vermutung abzuweisen, daß Freiligrath der Anreger zu Gilms Verlangen nach deutscher Einheit gewesen sei; dasselbe war damals in Tirol allgemein und wurde eines der Leitmotive auch für die konservativen Abgeordneten Tirols in der Paulskirche.

Die besten Abschnitte dieses Kapitels bilden jedenfalls die Untersuchungen über Gilms Dramen (S. 55 ff. und 77 ff.), besonders die über den „Verbannten". Von „Verena" kennt Sonntag nichts, ich selber vermochte bisher nur ein Bruchstück davon aufzutreiben, das aber hinreicht, um die deutliche Anlehnung an Goethes Faust beobachten zu lassen; man vergleiche nur den Monolog, mit dem sich Kardinal Nikolaus von Kusa selber exponiert, wie Goethes Faust in der Osternacht:

Ich bin in jeder Wissenschaft bewandert,
Ich hab den Pulsschlag der Natur belauscht,
Den Sternen die Gesetze abgelauert
Und jede Zeile find ich in der Bibel
Geschloß'nen Auges . . .

Goethes Einwirkung ist auch in der Zeit der politischen Lyrik wahrzunehmen; bezeichnend hiefür ist die dritte Strophe des Widmungsgedichtes zum Sonettenkranz (D S. 162), wo unserem Gilm die Leier zur Äolsharfe wird, wie Goethen in der Zueignung zu Faust.

Im IV. Kapitel bespricht Sonntag Gilms Rovreiter (Roveredaner) Zeit und beginnt mit einem Rückblick auf den verflossenen Brunecker

Aufenthalt, den er aber jetzt in hellere Beleuchtung rückt als in der früheren Darstellung; solche Unebenheiten begegnen auch sonst öfters und wären bei einer erneuten Durchsicht des Buches leicht zu vermeiden gewesen. Statt einer Darstellung der gesellschaftlichen, politischen und nationalen Verhältnisse in Gilms neuem Aufenthalte bietet Sonntag breite Naturschilderung, die man umso lieber gekürzt sehen möchte, als die äußere Natur gerade zu dieser Zeit verhältnismäßig wenig Wirkung auf Gilms Seelenleben ausübte, wie Sonntag selber anmerkt. Gilms Blick war noch lange zurückgewandt, Sophie war der Inhalt seiner Sehnsucht, und selbst seine Lieder zeigen Brunecker Farben, aus seinem Tagebuch wissen wir jetzt, wie fleißig er an Sophie schrieb; und als das aufhörte, verlor Gilm an innerem Halt. Im übrigen bietet dieses und das letzte Kapitel („Wien und Linz") auf wenigen Blättern nur einen Überblick über Gilms Entwicklung, die im Absinken begriffen ist; seine Feinfühligkeit und Empfindungsweichheit gehen zurück, Heinische „Frivolität" nimmt zu. Dabei unterschätzt aber Sonntag den Wert der Balladen, von denen „Jakob Stainer" allein eine eigene Gattung bedeutet. Was Sonntag über Stil und Metrik Gilms sagt, ist schwach und unzulänglich; gut dagegen der Nachweis, wie Gilm nunmehr seinem deutschen Sinn lebhafteren Ausdruck leiht, während er die politische Polemik zurückstellt.

Innsbruck. J. E. Wackernell.

Prem S. M., Ein Kampf der Geister in Tirol. Zum 100. Geburtstage Josef Streiters. Sonderabdruck aus der „Deutschen Rundschau". Linz, Oberösterr. Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft.

Der Titel läßt auf diesen 24 Kleinoktavseiten etwas Großes erwarten, deckt aber nur eine kleine Übersicht über das Verhältnis Beda Webers zu Josef Streiter, der eine kurze Einleitung über tirolische Literatur im allgemeinen vorausgeht und ein „Anhang" mit fünf Briefen an Streiter nachfolgt.

Beda Weber und Jos. Streiter waren durch ein halbes Menschenalter die vertrautesten Freunde, wurden aber durch Streiters leidenschaftliches Wesen in ein persönliches Zerwürfnis getrieben und machten nun eine verschiedene Entwicklung durch: der eine kam mehr und mehr rechts zu den Konservativen, forderte aber auch noch in seinen späteren Jahren kirchliche Verbesserungen, wenn auch nicht so stürmisch und in solchem Umfange wie in seiner Jugend; der andere ging nach links zu den Liberalen; gut deutsch blieben sie beide vom Anfang bis zum Ende. Etwas Neues bringt die Broschüre nur zur Gartenbergangelegenheit; mir lagen bei Abfassung des Beda Weber-Buches die Briefe vor, welche dieser an Streiter geschrieben hatte, Prem fand in Streiters Papieren auch ein paar Konzepte Streiters; sie bieten einige kleine Ergänzungen und bestätigen genau die Darstellung, wie ich sie S. 216 f. gegeben habe. Daneben benutzte Prem auch mündliche Quellen, gegen die er teilweise polemisiert, weil sie Streiter einen „unedlen Vorwand" zur Last legen; dazu gehört wohl auch die Meinung, daß Beda J. v. Gartenberg „empfahl" (S. 9). Die Ergänzungen kommen Streiter nicht zugute; mancher wird sich fragen: warum ließ er sich „eine Szene machen"? warum heiratete er die Kapeller? Doch nicht bloß, weil sie die Freundin seiner verstorbenen Frau war? In meinem Buche habe ich solche Fragen nicht auf-

geworfen, weil sie nicht in mein Thema fielen. Im übrigen sucht Prem Beda zu drücken und Streiter zu heben, kommt aber dabei mit den klaren Tatsachen in Widerspruch; auch sonst haben sich verschiedene Versehen eingeschlichen. Ich will nur Einiges hervorheben. In der Einleitung ist die Zeit Hormayrs, Weißenbachs und Erhards[1]) außer acht gelassen. Das tirolische Volksdrama hat nicht in den Bauern-, sondern Bürgerspielen seinen Glanzpunkt. Tirol „durfte" nicht erst 1816, sondern konnte schon 1814 wieder dem „Hause Habsburg huldigen", oder besser, es hat demselben auch dann gehuldigt, als es nicht „durfte". Daß mit dem Zerwürfnis zwischen Beda und Streiter eine „reinliche Scheidung der Geister in Tirol erfolgte" (S. 5), trifft im Sinne Prems keineswegs zu; denn Streiter überwarf sich auch mit Lentner, mit Gilm, mit Schuler und schließlich auch noch mit Pichler; wenn also von einer „reinlichen Scheidung" gesprochen werden soll, ist sie nur insoweit richtig, als sich früher oder später die meisten von Streiter schieden. Wenn Prem schreibt, Schuler habe Streiter die Freundschaft gekündigt, weil er „von Beda bearbeitet" worden sei, so ist das eine leere Behauptung. — Der Ausdruck: „Beda ist ein ins Religiöse übersetzter Schiller" bezieht sich nur auf Jugendgedichte und ist qualitativ und nicht quantitativ zu fassen, wie sich aus dem Zusammenhang deutlich genug ergibt. Die Werke Streiters verzeichnet Prem bedeutend vollständiger als die Bedas, und dem Wesen Bedas scheint mir Karl v. Thaler, der in der „Neuen Freien Presse" Verwandtschaft mit Savonarola darin gefunden, näher gekommen zu sein als Prem (S. 6), der nicht zwischen Inkonsequenz und Entwicklung unterscheidet und allerlei falsche Lichter aufsteckt; so meint er z. B. (S. 8): die Austreibung der Zillertaler mußte „der brüderlichen Freundschaft zwischen dem Mystiker Beda und Streiter" ein Ende machen, und sieht nicht, daß die Freundschaft fünf Jahre länger gedauert hat, und vergißt, daß Beda noch ein paar Jahre später sein mystisches Werk Streiter widmen wollte, womit dieser gar wohl einverstanden war; ja auf der nächsten Seite konstatiert Prem selber, daß Streiter um dieselbe Zeit in „religiöse Schwärmerei verfiel"; Streiter trat damals sogar in den dritten Orden! Die Mystik war für beide ein Durchgangsweg, den Beda langsam zurücklegte, Streiter sprunghaft und bis in das Gegenteil. Daß Beda erst nach dem Tode von Streiters Frau in „Paiersberg ein- und ausging" (S. 9), wird von einer Reihe älterer Briefe widerlegt. Desgleichen darf man nicht behaupten, Adolf Pichler habe „den Fähigkeiten nach Streiter den Vorzug gegeben" (S. 13); gerade Pichler hat immer wieder auf Beda und seine Begabung hingewiesen und dadurch schon in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts bei uns jungen Germanisten das Interesse für ihn erweckt; über Streiter hat er verschieden geurteilt, je nachdem er eine Seite seines Wesens im Auge hatte; es dürfen daher nur jene Äußerungen in Betracht gezogen werden, in denen Pichler vom ganzen Streiter spricht; besonders eingehend und scharf, ja wegwerfend hat er es 1862 im bekannten „Tiroler Boten"-Artikel getan, der damals in allen Parteilagern Billigung fand.[2]) Nach allen Regeln historischer Kritik muß man nunmehr in Pichlers Tagebüchern (gesammelte Werke 3, 112 ff.) sein entscheidendes Endurteil suchen; denn diese Tagebücher werden mit Recht sein „literarisches Testament" genannt,

[1]) Euphorion XIII, 283 läßt sich Prem durch Erhards Erstlingsdrama, den legendarisch-epischen „Heimeran", das Urteil für die späteren poetischen Leistungen Erhards trüben; wenn Einfluß der Klassiker bemerkbar wird, braucht er noch lange kein „Nachahmer" zu sein. Dafür möchte Prem für Karl von Prugger eine Anerkennung haben, weil derselbe Urkunden abgedruckt und einen ärmlichen Versuch zur Darstellung der Leukentaler Mundart gemacht hat: aber gehört das in eine tirolische Literaturgeschichte?

[2]) Vgl. jetzt auch J. Jung, Julius Ficker, S. 159 f.

das er im abgeklärten ruhigen Alter, losgelöst von allen äußerlichen und vorübergehenden Einflüßen, nach wiederholter Überlegung und sogar Überarbeitung endgiltig festgestellt hat. Hier findet Prems Aussage aber keine Bestätigung, vielmehr verweist Pichler auf das „übermäßige Selbstbewußtsein“ Streiters. Das führte diesen 1843 auch dazu, den vielbesprochenen Artikel „Poetische Regungen in Tirol“ falschnamig in die „Allgemeine Zeitung“ zu schreiben und sich darin über alle Gebühr zu loben und andere Tiroler Dichter zu tadeln. Prem sucht das mit der Ausrede zu bemänteln, Streiter habe damit „das Ausland auf die geistigen Vorgänge im Lande aufmerksam machen“ wollen. Natürlich: deswegen hat Streiter gerade bis 1843 gewartet, wo seine eigenen Gedichte erschienen waren und von ihm selber gelobt werden konnten!

Am schlimmsten behandelt Prem die parlamentarische und anderweitige Tätigkeit Bedas in Frankfurt. Schon die Behauptung „für Bedas Wahl arbeitete die geistliche Agitation überall und mit allen Mitteln“, ist völlig verkehrt; denn er wurde von Laien als Kandidat aufgestellt und stand damals und noch später mit einem großen Teil der tirolischen Geistlichkeit nicht auf gutem Fuß. Daß Beda gegen die „unverletzlichen Volksaufwiegler“ Stellung nahm, war ganz in der Ordnung; er teilte das mit den besten Männern seiner Zeit, auch mit Adolf Pichler, der 1848 seinen Ekel „vor der Jakobinermütze und der souveränen Bluse“ offen aussprach (vgl. Das Sturmjahr S. 135); von demselben Gesichtspunkt aus stimmte Beda gegen die „Unverletzlichkeit der Abgeordneten“; denn „vor dem Gesetze sind alle gleich, wer übel tut, soll gestraft werden, sei er hoch oder nieder, reich oder arm, weltlich oder geistlich“, lautete sein Grundsatz echter und wahrer Volkstümlichkeit; er „verfocht daher auch nicht die Rechte der Großen“, wie Prem meint, soweit es sich nicht um die gesetzmäßige Autorität handelte; diese aber zu schützen, wird den monarchisch gesinnten Abgeordneten wohl noch erlaubt sein? Die „bürgerliche Freizügigkeit“ fand er zu beschränken, um dadurch den Zudrang der „Proletarier“ nach Tirol zu mindern, die Eigentumsrechte aber zu schützen, weil er darin eine Forderung der Kultur erblickte; wenn er sich gegen die Freiteilbarkeit der Bauerngüter, ja des Familiengrundbesitzes überhaupt wehrte, so vertrat er einen wirtschaftlichen Grundsatz, für den gerade heute wieder zum Schutze der Agrarier gekämpft wird, wie er denn auch mit seiner Forderung eines breiten Wahlrechtes den meisten Politikern in seiner damaligen Umgebung vorauseilte. Für die Restaurierung des Frankfurter Kaiserdomes hat Beda nicht nur die Entwürfe fertiggestellt, sondern auch große Geldsummen aufgebracht und den größten Teil der Bauarbeiten vollendet, so daß 1856 bereits wieder Gottesdienst in demselben abgehalten werden konnte; in den beiden folgenden Jahren arbeitete er noch aus allen Kräften an der inneren Ausstattung: das alles heißt bei Prem: „Beda hatte die Restaurierung eingeleitet“!

Ich habe hier nur eine kleine Distellese veranstaltet, die sich leicht vermehren ließe; es gibt keinen Absatz, der nicht irgendwie zum Widerspruch herausforderte; mitunter läuft man Gefahr, den heiteren Gleichmut zu verlieren. Dafür nur zwei Beispiele. S. 16 schreibt Prem: Beda „hing sich im Bedarfsfalle das Mäntelchen der Deutschheit um“. Das ist schnöder Undank gegenüber dem Manne, der zu den ersten gehörte, die unerschrocken dem deutsch- und landesfeindlichen Treiben der tirolischen Irredentisten entgegengetreten sind; mancher, dem man das heute zum Ruhm anrechnet, ist hierin nur sein Nachfolger gewesen. — S. 18 nennt Prem eine der politischen Flugschriften Streiters eine „wichtige historische Quelle“ und beruft sich ebenda auf J. Jung, der gesagt habe, daß Streiter als „politischer Schriftsteller wichtig sei“. Schlägt man Jung (Euphorion X, 706) nach, findet man wesentlich anderes: „Streiters Prosa und seine politische Wirksamkeit machen seine (so!) Bedeutung aus“; außerdem weist Jung darauf hin, daß A. Springer in seiner Geschichte Österreichs sich hauptsächlich an Streiters Schriften hielt, woraus „freilich eine ziemlich einseitige Darstellung resultierte;

denn Streiter war Parteimann".[1]) Und so etwas nennt Prem „eine wichtige historische Quelle"! Weil Prem sich so gern auf Adolf Pichler beruft, will ich hersetzen, wie dieser in seinen Tagebüchern (S. 114) über Streiters politische Schriften urteilt: „Es war ein hämischer, gehässiger Zug an Streiter, unbesehen und ohne Kritik trug er allen Kehricht zusammen und ließ ihn drucken". Das ist zwar scharf und grotesk ausgedrückt, aber im Kern richtig.

Nach alledem und alledem will mich fast bedünken, daß Prem diesmal nicht ganz glücklich „Urteile revidiert" und zwischen streitenden Parteien den objektiven Richter gespielt hat.

Innsbruck. J. E. Wackernell.

Wihan Josef, Karl Adam Kaltenbrunner als mundartlicher Dichter. Linz 1904, Josef Feichtingers Erben. 2 *K*.

Der Verfasser hat seine Vertrautheit mit der mundartlichen Dichtung Oberösterreichs bereits durch wertvolle Studien über Stelzhamer erwiesen. In der vorliegenden, wiederum sehr dankenswerten Arbeit widmet er Stelzhamers Nacheiferer Karl Adam Kaltenbrunner eine liebevoll eingehende Betrachtung. Den äußeren Anlaß dazu mag leicht die hundertste Wiederkehr des Geburtstages (30. Dezember 1804) des Dichters gegeben haben, dessen Bildnis nach Kriehuber vom Jahre 1844 (aus der ersten Sammlung seiner mundartlichen Dichtungen „Oberösterreichische Lieder" Linz 1845) das auch sonst hübsch ausgestattete Büchlein schmückt; ausdrücklich angedeutet ist aber eine solche Beziehung nirgends und ebensowenig hat sich der Verfasser einer unkritischen, wissenschaftlicher Einsicht ungünstigen Jubelstimmung überlassen; er bleibt durchwegs sachlich und bemüht sich sorgfältig und mit gutem Erfolg das echte literarische Bild seines Dichters herauszuarbeiten; und so schadet es der Sache auch nicht, daß er diesen in seinem Gesamturteil doch wohl ein wenig überschätzt; denn im einzelnen bringt ja seine eigene Darstellung alles bei und unterschlägt nichts, was etwa dazu dienen kann, jenes Gesamturteil auf das richtige Maß zurechtzurücken.

Eine kurze Einleitung vermittelt zunächst einen raschen Überblick über Kaltenbrunners Dichtungen, namentlich die mundartlichen von den ersten Proben im „Oberösterreichischen Jahrbuch" (1844) bis zur Nachlaßsammlung (1878) und betont gleich von vornherein nachdrücklich das entscheidende Vorbild Stelzhamers.

Die Darstellung selbst gliedert sich in sechs Abschnitte.

Davon behandeln die beiden ersten die „Stoffe und Motive" und des Dichters „geistige Beziehungen zu der ihn umgebenden Welt." Dabei fällt auch Licht auf eine gewisse Entwicklung und auf die Umrisse der

---

[1]) Die Politik und die politischen Schriften Streiters, „diese Perspektive", habe ich in meinem Buch nicht in Untersuchung gezogen, weil ich die tirolischen Verhältnisse nur bis 1846 verfolgte und Streiters eigentliche Tätigkeit auf diesem Gebiete in spätere Zeit fällt. Ich komme aber bei einer anderen Arbeit dazu.

dichterischen Persönlichkeit. Freilich innerhalb bestimmter Grenzen. Denn von Entwicklung ist, abgesehen von der mehr und mehr wachsenden Neigung zur rein erzählenden Gattung, zu der die teilweise episch ausgeführten Charakterbilder eine Brücke schlagen von den lyrischen und lehrhaften Gedichten (S. 34), schwerlich viel zu verspüren: jene Neigung kündigt sich bereits vor Kaltenbrunners Übergang zur mundartlichen Dichtung an in seinen Balladen, die ihm seinen Platz in dem um Hormayr sich sammelnden Kreis anweisen (S. 4), tritt dann in der Folge seiner mundartlichen Gedichtsammlungen von einer zur anderen immer deutlicher ans Licht und mündet zuletzt ein in jene leidige Anekdotenliebhaberei, die den Bauer gern in seiner eigenen Sprache mit zwar gutmütig harmloser, doch immerhin überlegen tuender Ironie belächelt und bespöttelt. Die dichterische Persönlichkeit aber, soweit eine solche überhaupt zutage tritt, ist zum mindesten nicht stark und ohne scharfgeprägte Eigenart: mancher Zug, der auf den ersten Blick dafür vielleicht bezeichnend scheinen könnte, erweist sich, näher besehen — und in solcher Prüfung tut der Verfasser redlich das Seine — teils sogleich, teils im weiteren Verlaufe der Darstellung mehr als überliefert und literarisch übernommen, denn als wirklicher Ausdruck persönlicher Eigenart; wenigstens läßt sich zwischen Übernommenem und Persönlich-Eigenartigem der Anschauung und Empfindung oft genug nicht streng scheiden. Aber auch abgesehen davon, als eine wirklich starke Natur erscheint Kaltenbrunner nirgends in seiner mundartlichen Lyrik, nicht in überschäumender Lust, nicht im Notdrang des Schmerzes, und darum greift sie uns auch kaum einmal recht an das Innerste unseres Herzens, so viel Ansprechendes und Liebenswürdiges sie auch aufweist. In Einzelerörterungen, um etwa da oder dort etwas nachzutragen, den Dichter vielleicht einmal gegen einen Vorwurf in Schutz zu nehmen, ein andermal ein Lob einzuschränken, laß ich mich nicht ein; im ganzen würde sich dadurch kaum etwas Wesentliches ändern. Gut tat aber der Verfasser jedenfalls daran, daß er aus einzelnen Zügen, die ihn an die Schwank-, Narren- und Teufelsliteratur des 16. Jahrhunderts erinnerten, zuletzt doch keine weitergehenden Schlüsse auf nähere Vertrautheit mit ihr und Beeinflussung von dieser Seite ziehen mochte (S. 39—41); sie reichen dazu tatsächlich nicht aus, und was den „Zoihtoifel", die Lokomotive als Fuhrwerk des Satans, betrifft, so verweist der Verfasser selbst in einer Anmerkung (S. 40) auf die Volkstümlichkeit solcher Anschauungen, die auch ich als engerer Landsmann des Dichters aus eigener Jugenderinnerung bezeugen könnte; da bedarf es also wirklich keines weiter herzuleitenden Einflusses. Anklänge an die ältere deutsche Literatur fänden sich übrigens bei Kaltenbrunner noch mehr als der Verfasser heranzog und über das 16. Jahrhundert zurück; so erinnert der Hohzát-Geiger, der sein Verlangen nach einem Trunk durch die Drohung, die Saiten zu zerreißen, unterstützt (Wihan, S. 32) an einen

bekannten alten Spielmannzug (Vogt zu Salman und Morolf 521, 4. 5 und schon Ecbas. 986 f., bereits herangezogen von Wackernagel Lit. Gesch. I² 124, Anm. 27); und wieder „D' Freud bei'n Krüegel" (Alm und Cither, Wien 1848, S. 29, auch Ausgewählte Dichtungen, Linz 1905,[1]) S. 86, Nr. 42, Str. 7) mit der Selbstaufmunterung „drum eini auf d'Seel mit án orndlingá Guß" an einen alten Trinkerwitz, die Warnung der Seele vor einem tiefen Trunk (Seifried Helbling I, 350 ff. und Anm., dazu Schmeller ² II, 256; I, 489 unter Ducken). Und an und für sich wäre die Frage nach etwaigen Beziehungen zur älteren deutschen Literatur bei Kaltenbrunner nicht von vornherein unberechtigt: abgesehen von dem, was der Verfasser selbst (S. 39) für dessen „umfassende theoretische Bildung" beibringt, hat sich der Dichter auch tatsächlich um ein gewisses Maß germanistischer Kenntnisse bemüht und sogar eine Arbeit über „die Sprichwörter und Redensarten nach der alten Volkssprache im Lande ob der Enns" vorbereitet; in seinen Vorreden und Idiotiken führt er nicht nur seinen Freund und Landsmann Spaun, auch Schmidts Schwäbisches Wörterbuch, Schmeller, Frommanns Zeitschrift, ganz besonders oft aber Höfer an; er zieht gelegentlich Angelsächsisch und „Altgotisch" (auch „Celtisch" und sogar Sanskrit) heran; er verweist einmal auf die „Urschrift des Nibelungenliedes", zweimal auf die Minnesänger. Aber es bedarf doch keines besonders scharfen Zusehens, um zu erkennen, wie wenig diese ganze Gelehrsamkeit über bloße Liebhaberei hinaus vordrang zu einigermaßen tieferer Vertrautheit mit der älteren Sprache und Literatur und wie wenig wahrscheinlich daher ohne zwingendere Beweise unmittelbare Entlehnung oder Anregung von daher ist. Parallelen wie die beigebrachten zu beobachten ist nicht wertlos, aber man darf keine falschen Schlüsse daraus ziehen: ein Zusammenhang besteht, aber kein persönlicher, sondern nur der durch jahrhundertelange Überlieferung volkstümlicher Anschauung und Ausdrucksweise vermittelte; und nur darum habe ich mich überhaupt darauf eingelassen.

Die drei nächsten Abschnitte beschäftigen sich mit dem Verhältnis Kaltenbrunners zu Stelzhamer, dem Volkslied, besonders dem heimischen Schnaderhüpfel, und zu Hebel, von dessen Alemannischen Gedichten er einige ins Oberösterreichische übersetzt hat und dessen „Schatzkästlein" (Nr. 57 Der Wegweiser) eine nicht gerade sehr glücklich, namentlich zu breit erzählte Anekdote der „Österreichischen Feldlerchen" („Wie guet is 's, wann der Mensch was glernt hat!" Ausgewählte Dichtungen, S. 96, Nr. 52) entlehnt zu sein scheint.

Greistorfer hat in seiner bekannten Programmarbeit einen sehr starken Einfluß Hebels auf Kaltenbrunner angenommen. Hebel ist be-

[1]) Daß ich neben dieser neuen Auswahl auch die bereits selten gewordenen ersten Ausgaben benutzen konnte, verdanke ich der entgegenkommenden Güte des Sohnes des Dichters, Herrn Rechtsanwalt Dr. Karl Kaltenbrunner in Eferding.

greiflicherweise für die österreichische Dialektdichtung nicht ohne Bedeutung geblieben: an die eingestandene Wirkung auf Castelli erinnert der Verfasser in einer Anmerkung S. 94; er leugnet auch den Einfluß auf Kaltenbrunner nicht, sucht ihn aber, und ich glaube mit Recht, gegen Greistorfer auf ein bescheideneres Maß zurückzuführen und dieses genauer zu bestimmen.

Umso stärker betont er Stelzhamers Einwirkung. Sie verrät sich weniger in unmittelbarer Nachbildung als in empfangenen Anregungen, der Übernahme gewisser Motive, Gestalten und Stilmittel, was im einzelnen lehrreich dargelegt wird. Ja Stelzhamers Einfluß macht sich auch geltend in Kaltenbrunners Verhältnis zum heimischen Volksgesang. Er kannte diesen natürlich nicht bloß durch literarische Vermittlung (Ziska-Schottky), sondern unmittelbar vom eigenen Hören. Er verdankt ihm in Gedanken, Motiven und Wendungen (Gedichteingängen) manchen glücklichen Zug, vor allem öfter einen frischeren, flotteren Ton; er wetteifert in seinen „Sprücheln“ wohl auch selbst nicht ohn Glück mit den landläufigen Schnaderhüpfeln, bildet dabei aber freilich auch ein wirklich gehörtes in seiner Weise um wie in dem vom Verfasser (S. 87) mit Recht ausgezeichneten auf die Liantzerbuebn (Ausgew. Dicht. S. 82), dessen Vorbild (mit viel schwächerem Schluß) ich selbst aus dem Trauntal kenne, — wenn das Verhältnis nicht am Ende gar das umgekehrte ist und Kaltenbrunners Sprüchel den Weg ins Volk fand und dabei allerdings verschlechtert wurde; an Beispielen dafür fehlte es auch sonst nicht (bei Stelzhamer u. a.). Bezeichnend ist es aber, daß Stelzhamer nicht nur den stärkeren Einfluß übt, wo er und der Volksgesang nebeneinander als Vorbild in Betracht kommen, sondern auch überhaupt für Kaltenbrunners Verhältnis zum Volksgesang vorbildlich wurde: nicht unmittelbar und selbständig aus sich heraus, sondern erst durch Stelzhamers Vermittelung gewann er es.

Stelzhamer und in begrenzterem Maße Hebel bestimmen sein Verhältnis zum Volk und zur Natur; in beiden Richtungen ist er also literarisch abhängig und im Vergleich mit dem einen wie dem anderen Vorbild der künstlerisch schwächere. Das ist das, soviel ich augenblicklich ohne eine selbständige neue Untersuchung urteilen kann, schwerlich bestreitbare Ergebnis der drei Abschnitte. Den Einfluß Stelzhamers würde ich allerdings bei manchem Gedicht einschränken, dafür auch wieder auf andere ausdehnen. Hie und da stützt sich der Verfasser, nicht bloß in dieser Frage, auch auf Wendungen, die dem Oberösterreicher ganz geläufig und allgemein verbreitet sind, aus denen sich daher nichts Sicheres folgern läßt. Doch das würde zu Einzelerörterungen führen, die wieder an der Hauptsache nichts Wesentliches ändern würden.

Etwas länger verweilen muß ich aber bei der sogenannten „Fehde“ zwischen Kaltenbrunner und seinem größeren Landsmann. Leopold Hörmann

hat diesen „Sängerstreit“ in seinem äußeren Verlauf geschildert; der Verfasser ergänzt seinen Vorgänger, indem er die von ihm außer Betracht gelassene Rückwirkung auf Kaltenbrunner ins Auge faßt. Er sieht diese in der schon erwähnten endlichen Wendung zur komischen Ballade und Satire einer- und in der zunehmenden Verdrossenheit und Weltflucht anderseits.

Da muß ich nun doch sogleich feststellen, daß die (S. 74) ausgesprochene Vermutung, es scheine Kaltenbrunner Überwindung gekostet zu haben nach der ihm durch Stelzhamer zuteil gewordenen „Abfertigung“ (1846) noch eine Sammlung mundartlicher Gedichte herauszugeben, nicht ganz den zwei Seiten vorher richtig wiedergegebenen Tatsachen entspricht und daß sich auch sonst nicht alles zusammenstimmend fügen will: zwei Jahre nach jener „Abfertigung“ erscheint doch eine neue Sammlung „Alm und Cither“, worin nicht nur mit keiner Silbe darauf Bezug genommen wird, sondern der Dichter noch ganz im Banne des zum Gegner gewordenen Vorbildes steht; erst neun Jahre später, elf nach der „Abfertigung“ (1857) in den „Österreichischen Feldlerchen“ wäre die Antwort erfolgt und hier zeigen sich auch die ersten Spuren jener „Rückwirkung“. Da ist jedenfalls noch nicht alles ganz klar: Kaltenbrunner müßte Stelzhamers „Neue Gedichte“ und darin den Angriff erst geraume Zeit nach deren Erscheinen kennen gelernt haben; das ist nicht sehr wahrscheinlich; oder er müßte zunächst, wie der Verfasser fragt, „die gegen ihn gekehrten Spitzen nicht herausgefühlt oder nicht ernst genommen haben“ (S. 72); das ist noch weniger wahrscheinlich. Ich bekenne, an den Verlauf der „Fehde“, wie ihn Hörmann und Wihan darstellen, je länger desto weniger glauben zu können und es fehlt mir auch nicht an einem positiven Anhalt für meinen Widerspruch.

Äußerlich veranlaßt war sie bekanntlich durch Kaltenbrunners Charakterbild „Der Franz vá Piesenham“, das die dritte Abteilung „Allerhand Leut“ seiner ersten mundartlichen Sammlung eröffnete. Es enthielt bei aller Anerkennung des Dichters in der Schilderung des Menschen manches, wodurch sich der Piesenhamer herausfordernd angestochen fühlen mußte: es waren da Seiten berührt, über die er ohnehin daheim und in der Fremde genug hatte hören und sich gegen wohlmeinende Ratschläge wehren müssen; daß etwas Wahres daran war, pflegt in solchen Fällen die Empfindlichkeit nicht eben abzustumpfen. So blieb er denn die Antwort nicht schuldig und ließ auch, wie es sich gebührt, nicht lange darauf warten: ein Jahr darnach erschien sie in den „Neuen Gedichten“ und zwar, wie man annimmt, sogar dreifach, in den Stücken „Mein Bildnuß“ und, meint man, „Zun Bschluß. (An Dan'n und Andere)“ und „Volksthümelei und Volksdichterei“.

Die Beziehung des erstgenannten Stückes ist trotz der allgemeinen Ausdrücke („Danch, Dancherl“) zweifellos durch seine Anspielungen; ja, ich glaube, es enthält sogar noch manche, auf die man bisher nicht geachtet

zu haben scheint. Schon im Grundmotiv mutet mich „Mein Bildnuß“ an als parodistisches Gegenstück zu Kaltenbrunners Schlußgedicht der ersten Sammlung „Mein Bild“, worin dieser, Bezug nehmend auf die schon erwähnte Kriehubersche Lithographie, die ihn seinen Lesern vorstellen und in ihrer Erinnerung erhalten soll, sich verabschiedet: wie er zeichnet der Piesenhamer sein „Bildnuß“ und bedankt sich damit zugleich für das literarische Bild, das der andere von ihm entworfen hat, und nicht nur bei ihm, auch bei allen andern, die ihn „gmaln, zeichnet und bschriebn ham“. Aber, wenn ich mich darin auch täuschen sollte, mindestens noch ein drittes Gedicht Kaltenbrunners scheint er dabei ins Auge zu fassen, den Eingangsgruß der „Oberösterreichischen Lieder“: „Mit Verlaub“. Der Dichter erzählt da, wie er aus der steifen städtischen Umgebung in die Natur, auf Berg und Alm geflüchtet („Auf d' Berg bin i gstiegn, und bin gangá auf d' Alm“) und sich da oben Kräftigung und Anregung zu seinen Liedern geholt habe (á Salbn. Han mi kröftigt damit, Han mi griebn auf der Brust, Und — dö Lieder sán kemá, Han s' gsungá voll Lust“). Darauf zielt doch wohl Stelzhamer mit, wenn er zugleich die Behauptung des Charakterbildes „auf án Berg“ sei der bequeme „Fránzl Sein Löbtá nöt gstiegn“, die freilich nur dem Lob „Und — dennástá hat á In d' Heh bracht sein' Nam“ zur Folie dienen soll, wenn er diese Behauptung zurückweisend (V. 53 ff. „I bi gstiegn und steig nuh“) ironisch fortfährt: „So haoch freili und guat nöt, Liabs Dancherl, wia — du.“

In diesem Stücke also sind wie gesagt die abwehrenden Schiefern und Spitzen nicht zu verkennen; aber damit endet für mich auch im Gegensatz zu Hörmann und Wihan die in den Liedern der beiden Dichter wirklich und urkundlich nachweisbare „Fehde“ und was weiter über den „Sängerstreit“ beigebracht wurde, hat für mich nichts Überzeugendes.

Gleich die Beziehung des zweiten der genannten Stücke „Zun Bschluß. (An Dann und Andere)“ auf Kaltenbrunner ist mir durchaus nicht so selbstverständlich; bestimmte Anspielungen wie in „Mein Bildnuß“ kann ich darin nicht entdecken. Hörmann denkt an „Kaltenbrunners Schwäche, gelegentlich auf Dialektwissenschaft Bezug habende Schriften und Werke aufzuzählen“, die darin gegeißelt werde (Biographische Beiträge zur österreichischen Dialektliteratur, S. 26), und derlei Gelehrsamkeit fehlt allerdings schon in seiner ersten Sammlung nicht (vgl. oben S. 4); aber das scheint mir doch dem ganzen Zusammenhang nicht zu entsprechen. Der Fleiß des Angeredeten wird nach dem Eingangsvers („So fleißi wia du“) verspottet; aber nicht der Fleiß in sprachlichen, mundartlichen Studien, sondern nach Strophe 3 im Lesen und Durcharbeiten von Büchern, aus denen der Bücherwurm meint „'s ganz Wösen von Dichten — in Magn“ aufgenommen zu haben. Dieser Spott hat ein ganz anderes Ziel.

Aber auch die Abfertigung, die Stelzhamer den mundartlichen Wiener Poeten Klesheim und Genossen in dem Gedicht „Volsthümelei und Volksdichterei" zuteil werden ließ, hat mit Kaltenbrunner nichts zu schaffen und dieser konnte sich durch sie nicht selbst getroffen fühlen, wie Hörmann (S. 28) will. Sie enthält keinerlei Anspielung auf ihn und gerade in diesem sonst so anspielungsreichen Stück würde es daran gewiß am wenigsten fehlen, hätte ihn Stelzhamer darin mittreffen wollen. Wie hätte aber auch gerade er den Ennser Sprößling einer alten Sensenschmidfamilie aus dem oberösterreichischen Kremstal mit jenen bäurisch tuenden Stadtpoeten ohneweiters in einen Topf werfen können? Das scheint auch Wihan richtig gefühlt zu haben; denn wenn er auch im allgemeinen auf Hörmann verweist, läßt doch er selbst dieses Gedicht aus dem Spiel. Aber er kehrt sich doch auch nicht ausdrücklich — und das wundert mich — gegen Hörmanns Auffassung, die diesem Gedichte gegenüber noch nach einer anderen Richtung verfehlt ist. Denn man tut meiner Überzeugung nach Stelzhamer bitter Unrecht, wenn man es wie Hörmann (S. 27) unter dem Gesichtspunkt der Unduldsamkeit gegen Mitstrebende betrachtet. Für mich ist diese Satire vielmehr wie die größere Dichtung D'Ähnl eine sittliche Tat, ein Bekenntnis zugunsten dichterischer Wahrheit gegen dichterische Unwahrheit und die scharfe Abweisung jener unwahren mit der Mundart nur äußerlich spielenden Poeten ohne inneres Verhältnis hat mit dem „Bestreben, niemand neben sich zu dulden" nichts gemein, eben darum aber auch mit Kaltenbrunner nichts zu tun.

Gleichwohl ist von diesem falschen Gesichtspunkt die ganze weitere Auffassung des Verhältnisses der beiden Dichter bei Hörmann und Wihan beherrscht. Elf Jahre hätte wie gesagt Kaltenbrunner den doppelten oder gar dreifachen Angriff nicht gefühlt oder dazu geschwiegen. Denn in „Alm und Cither" habe auch ich mich vergebens nach einer etwa bisher übersehenen Antwort umgesehen. Allerdings in dem Abschiedswort, mit dem er auch diese seine zweite Sammlung beschließt, „Bfüet Gott" zieht er zum erstenmal die Möglichkeit einer unfreundlichen Abweisung in Betracht und hält für den Fall, daß „Oán und der Ander Á Gráten wo findt" eine „güetliche" Antwort im voraus bereit:

„Geh, gron nöt da hint!
Wann mir Zween nöt recht z'samenpáß'n
Unter oán'n Huat,
So is dennáscht, dös glaub má,
Mein Moánigung guet.

Und is dá mein Gsang
Und mein Gsángel nöt öbn —
Hau, so wend' mi, i kan dá
Koán bössers nöt göbn!

Abá derentwegn sán má
Guet Freund mit ánand;
Nix für unguet! Mir müessen
Ja guet sein allsand!"

Aber darin eine Beziehung auf Stelzhamer und eine Antwort an ihn zu sehen würde auch ich mich nicht leicht überreden können. Und wäre es eine, so klänge sie so mild versöhnlich, daß sie eher geeignet und offenbar auch bestimmt wäre eine „Fehde" beizulegen als eine Fortsetzung anzukündigen, noch dazu eine so gehässige, wie man sich den angeblichen Sängerstreit in seinem weiteren Verlauf vorstellt. Die Äußerung ist denn auch bisher von niemand auf Stelzhamer bezogen und als Antwort an ihn geltend gemacht worden und auch ich bringe sie nicht in diesem Sinn in Erinnerung, sondern nur um zu zeigen, daß auch, wenn man nicht das Geringste außer acht läßt, doch in „Alm und Cither" in der Tat nichts nachweisbar ist, was man mit einiger Zuversicht mit der „Fehde" in Verbindung bringen dürfte.

Also wirklich erst nach elfjährigem Schweigen wäre Kaltenbrunners Groll gegen den hoffährtigen Landsmann losgebrochen, der „nicht gern einen Nebenbuhler neben sich duldete" (Wihan, S. 72); schon Hörmann hat in diesem Sinn die Fabel „Der grimmige Vogel J álloan" in den „Feldlerchen" auf Stelzhamer bezogen, wiewohl der Dichter in einer Anmerkung ausdrücklich „irgend welche Beziehung auf einzelne Personen" ablehnt, und er ist überzeugt, der „halbwegs eingeweihte Leser" werde darin „Bemerkungen" finden, „die einzig und allein auf Stelzhamer zutreffen" (S. 28 f.). Wihan folgt ihm nicht nur hierin, er sieht auch in dem Gedicht „Der Traunstoan" in derselben Sammlung eine Satire auf Stelzhamer, die Hörmann „ganz entgangen" sei (S. 75 f.), ja — man sieht, wie das Schneebällchen im Rollen wächst — er glaubt auch sonst in den „Feldlerchen" noch manchen versteckten Widerspruch gegen den größeren Landsmann zu entdecken (S. 66*; vgl. S. 58): „ganz versteckt", darum auch wohl kaum nachweisbar und für mich wenigstens, ich muß es gestehen, nicht überzeugend erwiesen. Und überhaupt, bliebe dieses verspätete Zurückkommen auf eine alte Häckelei nicht an sich seltsam und auffallend? Und gar in dieser ungerechten, ja gehässigen, dem nicht eben streitbaren, eher weichen, versöhnlichen Wesen Kaltenbrunners, so viel ich urteilen kann, wenig angemessenen Weise? „Der Traunstoan!" Mich wundert, daß den Verfasser nicht sogleich ein Bedenken warnte: wo waren denn in der mundartlichen Dichtung Ober- und, wenn man will, auch Niederösterreichs die Größeren, die Riesen, vor die sich Stelzhamer, wie der „pfiffige" Traunstein vor die hinter ihm stehenden höheren Berge, hätte verdrängen sollen? Über das Unzutreffende, ja Unwahre dieses Zuges im Vergleich hätte sich Kaltenbrunner doch bei der größten Verbitterung schwerlich täuschen können. Und worüber denn so blind verbittert? Was war ihm denn ge-

schehen? Er selbst hatte, allerdings in einen vollen Kranz von Lob und Anerkennung, einige kleine Sticheleien eingeflochten und der andere hatte darauf geantwortet in seiner „schnidigen Weis'" als ein „schifriger Gsöll"; sei 's: das mußte er nach Oberösterreicher Art und wie er den Fränzl selbst gezeichnet hatte erwarten, das konnte ihn nicht überraschen. Daß die andern Hiebe, die dieser gleichzeitig austeilte, nicht ihn trafen und nicht treffen sollten, glaube ich gezeigt zu haben und darüber konnte auch er selbst füglich nicht im unklaren sein. Wo und wann hätte also Stelzhamer gegen ihn die Rolle des grimmigen Vogels J-älloan gespielt? Ich wüßte nicht. Aber wenn nicht gegen ihn selbst, vielleicht gegen andere, gegen die Klesheim usw.? „Kaltenbrunner nahm die Partei der Angegriffenen", meint Hörmann (S. 28) und wenn ich auch den Grund ablehne „weil er sich selbst getroffen fühlte", wenn ich auch, ohne Stelzhamers starkes aber auch vollberechtigtes Selbstbewußtsein läugnen zu wollen, für jene Abweisung einen edleren Antrieb in Anspruch nehme als eitle, mißgünstige Unduldsamkeit (oben S. 306), unmöglich wäre es doch nicht und es sähe Kaltenbrunners weicherem Wesen gar nicht so unähnlich, daß ihn die schneidende Absage Stelzhamers gegen sie zu hart dünkte; wir sehen Ähnliches im Xenienkampf und wie sich Kaltenbrunner späterhin zu Klesheim stellte, wird sich noch zeigen. Ob es diesem seinem Wesen nun aber ebenso ähnlich sieht, daß ihn die Lust angewandelt habe, ihretwegen nochmals und diesmal ernster mit Stelzhamer anzubinden, ist eine andere Frage. Jedenfalls wäre seine Parteinahme für sie nach elf Jahren ebenso übel verspätet gekommen wie eine persönliche Abwehr eines Angriffs gegen ihn selbst. Und wie denkt man sich denn Stelzhamers Verhalten dazu? War er etwa der Mann, stumpf oder lammfromm genug, um derlei Anrempelungen nicht zu spüren oder sie mäuschenstill hinzunehmen? Gleichwohl hat noch niemand eine Entgegnung von ihm aufgewiesen, ja auch nur darnach gefragt. Allerdings erschien seine nächste Gedichtsammlung wieder erst elf Jahre nach Kaltenbrunners „Feldlerchen", ein Jahr nach dessen Tod; aber er hätte auch gewiß nicht so lang gewartet und ihm hätte es noch weniger als seinem jüngeren Landsmann schwer fallen können eine Entgegnung rechtzeitig an geeignetem Orte unterzubringen. So mag ich die Sache wenden nach welcher Seite ich will, sie bleibt innerlich schwach begründet und unwahrscheinlich, und das zu zeigen schien mir, nachdem die Sache jetzt nicht mehr bloß in Hörmanns leichten, liebenswürdigen Skizzen, die ich durchaus nicht etwa gering schätze, sondern durch Wihan auch in der streng wissenschaftlichen Literatur zu spuken anfängt, um der lieben oder leidigen Methode in der Behandlung solcher Fragen willen nicht ganz unnütz.

Dazu kommen jetzt äußere Umstände, von denen weder Hörmann noch Wihan wissen konnte; ich verdanke deren Kenntnis meinem Freunde und Landsmann Landesgerichtsrat Dr. Hans Zötl in Eferding, dem ich

meine Zweifel und Bedenken vorlegte und der selbst ungläubig mir daraufhin mitteilte, was er im Augenblick ermitteln konnte. Zunächst daß in der beiderseitigen Familienüberlieferung, wie ich auch aus einem mir zur Einsicht vorliegenden Briefe der Witwe Stelzhamers ersehe, von einer solchen „Fehde" nichts bekannt ist. Ich möchte darauf nicht zu geringes, aber noch weniger zu großes Gewicht legen, denn wie viel von solchen Dingen im Gedächtnis der Überlebenden haftet, hängt leider nur zu oft vom unberechenbaren Zufall ab. Aber durch Zötls freundliche Vermittlung und das vertrauensvolle Entgegenkommen der Witwe Stelzhamers liegen mir auch drei Briefe Kaltenbrunners an diesen (zwei davon leider nur bruchstückweise) vor aus den Jahren 1853 und 1854, also aus der Zwischenzeit zwischen der „Abfertigung" durch Stelzhamer und den vermeintlichen Gegenangriffen Kaltenbrunners, diesen (1857) näher als jener (1846), aus einer Zeit also wo, sollte man meinen, eine etwa vorhandene Verstimmung oder gar Verbitterung sich doch sicher verraten müßte. Aber nichts davon, im Gegenteil unbefangen freundlicher brieflicher Verkehr.

Der erste dieser Briefe vom 3. Juli 1853 könnte leicht überhaupt der erste sein; ich weiß nicht, wann der Briefwechsel begann und wie lange er dauerte, aber nichts deutet darauf, daß bereits andere Briefe vorangegangen waren, alles eher auf das Gegenteil. Stelzhamer wird mit „Euer Wohlgeboren" angeredet und kurz auf einer Briefseite (ein kleines vom linken Rand abgerissenes Stückchen ist dem Wortlaut nach ohne Schwierigkeit zu ergänzen) zur Mitarbeit an der für 1854 geplanten Wiederaufnahme des Oberösterreichischen Jahrbuches eingeladen. Der zweite, vom 9. Februar 1854 (leider nur das erste Blatt) zeigt die beiden Männer schon in freundschaftlicher Beziehung, der Angeredete ist bereits „Lieber Freund", Kaltenbrunner berichtet über allerlei „Commissionspunkte" und bespricht beiderseitige literarische Angelegenheiten, auch Zusendungen, die zwischen ihnen hin und her gegangen waren. Dasselbe gilt mindestens in gleichem Maße von dem (vollständig erhaltenen) dritten Brief vom 11. und 12. Dezember 1854. Der „Theure Freund", der mittlerweile von München nach Stuttgart gegangen und dessen „Liebesgürtel" hier bei Cotta erschienen war, wird u. a. nicht nur hierzu beglückwünscht, der Erfolg Stelzhamers hat in ihm selbst auch „den (sehr verzeihlichen) Wunsch" erregt, daß Cotta auch ihn mit seinem „3ten Bande aus dem Pulte erlösen möchte", und unsicher, ob er „auch nur den Versuch dazu machen und bei ihm anklopfen soll", fährt er fort: „Vielleicht könnten Sie, verehrter Freund, gelegentlich ein Freundeswort sprechen und mir dann einen Wink geben". Cotta lag ihm sehr im Sinn; noch einmal am Schluß wiederholt er seinen „herzlichen Glückwunsch zu dem Taufpathen Ihrer Kinder Cotta", und nachdem er sich schon „Mit tausend Grüßen" als „Ihr treuer Kaltenbrunner" unterzeichnet hat, gedenkt er noch in einer Nach-

schrift seines Besuches in Stuttgart im Juni 1844, an den sich Cotta „wohl nicht mehr erinnern" werde und des „sehr freundschaftlichen Verhältnisses", in dem dieser zu Direktor Auer, seinem unmittelbaren Vorgesetzten, stehe. Offenbar soll das alles Stelzhamer das gewünschte „Freundeswort" besonders nahe legen und erleichtern. Es ist nicht ausdrücklich gesagt, ob der „3te Band", um den es sich da handelte, ein mundartlicher war — und das wären dann die 1857 im Ebnerschen Verlag in Nürnberg erschienenen „Feldlerchen" —; da Kaltenbrunner aber schon in dem zweiten Brief von dem Plan redet „heuer mit einem Bande meiner neueren hochdeutschen Dichtungen herauszurücken, wenn sich ein Verleger ihrer erbarmt", so ist doch wohl vielmehr dieser gemeint; tatsächlich waren ja auch zwei „hochdeutsche" Gedichtsammlungen (1835 und 1838) vorangegangen. So oder so: hält man es noch für wahrscheinlich oder auch nur möglich, daß Kaltenbrunner drei Jahre später gegen den „theuren, verehrten Freund" eine so hämische Satire gerichtet habe, wie sie, zum Teil gegen seine ausdrückliche Erklärung, nach der Auffassung seiner Ausleger in den „Feldlerchen" vorliegen soll? Was müßte mittlerweile geschehen sein, um ein solches dem Charakter des Dichters durchaus widerstreitendes Vorgehen zu erklären! Daß Stelzhamer seinen Wunsch nicht erfüllen konnte, wird hoffentlich niemand für ausreichend halten.

Nein, mit der „Fehde", dem „Sängerstreit" in der bisherigen Auffassung ist es nichts. Er schrumpft zusammen auf zwei Gedichte und verlief viel harmloser und ohne dauernde Verstimmung oder gar Verbitterung zu hinterlassen. Ähnlich wie in den heimatlichen Trutzliedern, in denen eins das andere herausfordernd ansticht, oder auch in der Prosa bäuerlicher Streitrede, in der man auch Stich und Hieb nicht spart, ohne daß dies aber die Beteiligten hinderte in den nächsten Tagen wieder freundlich zu verkehren wie vor und eh. Stelzhamer hat darüber selbst einmal (in seiner komischen Dorfgeschichte Klein-Jonikl) ein treffendes Wort geredet. Für das Charakterbild, das persönliche wie literarische, der beiden Dichter, besonders Kaltenbrunners, ist das nicht bedeutungslos und deshalb war es mir darum zu tun, über die Frage möglichst ins Klare zu kommen.

Was aber der Verfasser für „Rückwirkung" der „Fehde" auf Kaltenbrunner ansieht, das liegt vielmehr, soweit es persönlich ist, an der von vornherein weicheren und zarter besaiteten, darum auch dem Leben und seinen Bedrängnissen weniger als der aus härterem Holz geschnitzte Stelzhamer gewachsenen Charakteranlage; soweit es literarisch ist, in seinem schon angedeuteten Verhältnis zum Volkstum und dem eigentlichen Mutterboden der Mundart und mundartlicher Dichtung, dem Bauernstand. Und darin zeigt sich ein gewisser innerer Gegensatz zu Stelzhamer, der, schon von Greistorfer fein empfunden, wohl für seine dem Verfasser verwunderliche Auffassung entscheidend gewesen sein mag.

Ein recht zusammenständiges Paar waren trotz aller Einwirkung und trotz freundlicher persönlicher Beziehungen der Piesenhamer und der Ennser im Grunde doch nie. Jener wurzelt ganz im Bauernstand, dessen Kind er ist, und so hoch er sich auch zuweilen erschwingt und damit die Grenzen mundartlicher Dichtung zu überschreiten scheint, er bleibt auch in solch hohem Fluge immer im besten Sinne des Wortes Bauer; die Mundart ist das natürliche selbstgewachsene Gewand seiner Dichtung und vertauscht er es einmal mit dem städtischen Schriftdeutsch, so will ihm das nicht sitzen und er bewegt sich nicht immer gleich sicher und frei darin. Anders der Ennser: zwar echt volkstümlichem Boden entsprossen, ist er doch über den Bauer hinausgewachsen und wenn er gen Alm geht und sich von dort Liedersträuße holt, zieht er vorerst „'n Frack" aus „und d' Handschuh, dö fein'n" („Mit Verlaub"); und er darf sich auch getrost in der Bauerntracht sehen lassen, sie steht ihm zu Gesicht und er weiß sie zu tragen; zuweilen aber hat er sie doch nur eilig übergeworfen und dann guckt irgendwo der Stadtfrack, auch wohl die Beamtenuniform darunter hervor. Nicht in der Sprache — die ist in der Regel echt und dafür darf man sich vertrauensvoll auf ihn als Gewährsmann berufen —, aber sie deckt sich nicht immer so vollkommen wie bei Stelzhamer mit der Anschauungs- und Empfindungsweise und hierin und damit zusammenhängend in den Ausdrucksmitteln begegnet nicht oft, aber doch hie und da ein Zug, der den engeren Landsmann nicht ebenso echt anmutet. Auch seine literarischen Verhältnisse sind daher nicht so fest und bestimmt wie bei jenem. Stelzhamer zieht ein für allemal zwischen sich und die Klesheim einen tiefen Graben, über den es hin- und herüber keine Vermittlung gibt. In Kaltenbrunners Nachlaßsammlung „Oberösterreichische Gedichte" (Linz 1878, S. 119) begegnet ein für ihn bezeichnender Vierzeiler:

An Baron Klesheim.

„Du brent — i herent!
Hat án ieder sein Land;
Aber z' Enns auf der Brucken,
Da göbm már uns d' Hand."

Dieser Händedruck scheidet ihn innerlich von Stelzhamer trotz aller Bewunderung und allem was er ihm verdankt: man kann nicht zugleich der Freund des Piesenhamers und seines Geistes Kind sein und im Vollgefühl eines Vertreters Oberösterreichs auf der Grenzbrücke mit Klesheim als einem Vertreter Niederösterreichs einen Händedruck tauschen. Ob Kaltenbrunner in seiner weich versöhnlichen Natur dieser Gegensatz wirklich zum Bewußtsein kam? Ich glaube nicht; aber er besteht. Nach all dem aber bedarf es auch nicht erst eines äußeren Anstoßes zur Erklärung, daß Kaltenbrunners mundartliche Dichtung allmählich mehr und mehr in eine Bahn einlenkte, die für Stelzhamer einfach unmöglich war.

Der Schlußabschnitt des Wihanschen Buches behandelt, ohne gerade alles erschöpfen zu wollen, aber mit guter Beobachtung und mit vergleichender Rücksicht auf den Volksgesang und Stelzhamer den Stil des Dichters. Bemerken will ich nur, daß die S. 112 als beachtenswert hervorgehobenen steigernden Adjektivzusammensetzungen wie mord-, blitzsauber u. a. (sie ließen sich beträchtlich mehren) nicht etwa von Kaltenbrunner gebildet sind (ich weiß nicht, ob es der Verfasser auch so meint, aber man könnte ihn so verstehen) und sich nur „an volkstümliche Zusammensetzungen anschließen"; sie gehören dem Wortschatz der Mundart selbst an und sind ihm entnommen. Auch die metrische Form wird wegen der „Gebundenheit", die sie für den Stil Kaltenbrunners bedeutet, kurz berührt. Bezüglich des zumeist verwendeten Rhythmus des Schnaderhüpfels hält sich der Verfasser an die Anmerkungen und die Schemata des Dichters selbst im Idiotikon zu „Alm und Cither"; vgl. jetzt E. K. Blümml, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 31, 1—42 (mit Literatur, bes. 39 ff., auch Kaltenbrunner berücksichtigend). Der Trochäus begegnet bei unserem Dichter allerdings selten, aber doch häufiger als der Verfasser (S. 114 f.) zählt; zu den zwei von ihm verzeichneten Beispielen sind noch drei weitere nachzutragen: zwei aus der Nachlaßsammlung „Der Teufel und der Stiefel" (Österreichische Gedichte, S. 28, auch Ausgewählte Dichtungen, S. 107) und „Á Deuter auf 'n Till Eulenspiegel" (Österreichische Gedichte, S. 88), beide in vierzeiligen Strophen, als drittes endlich, unstrophisch und reimlos, die Nachbildung des finnischen Liebesliedes in den „Feldlerchen" (S. 240), der aber doch eine besondere Stellung gebührt; sieht man also von ihr ab, so findet sich dieses Versmaß, wenn nicht auch ich etwas übersehen habe, in den selbständigen mundartlichen Gedichten in der ersten Sammlung noch nicht, in der zweiten und dritten je einmal, in der vierten zweimal.

Ich wiederhole: Wihans Büchlein ist eine tüchtige, dankenswerte Arbeit, die unsere Kenntnis Kaltenbrunners entschieden gefördert hat. Sollte es mir noch vergönnt sein, eine zusammenfassende Darstellung der mundartlichen Dichtung meiner Heimat, wie ich sie plane, auszuführen, so wird es mir dazu ein wertvoller Beitrag sein.

Prag. Hans Lambel.

Houben Heinrich Hubert, Emil Devrient. Sein Leben, sein Wirken, sein Nachlaß. Ein Gedenkbuch. Frankfurt a. M. 1903, Literarische Anstalt, Rütten und Loening. 9 M.

Als ich vor einigen Jahren zuerst Josef Kainz als Hamlet sah, und besonders als wir jüngst zum Goethetage in Weimar seinen Tasso erschüttert bewunderten als die Offenbarung eines ganz eigenartigen großen Künstlers, da überkam mich doch ganz leise, so im Nachgenießen am nächsten Tage, um mir das Bild, das ich von Tasso und Hamlet in mir trug, wieder ins Rechte und Gleiche zu setzen nach der stark einseitigen Belastung mit dem Pathologisch-Reali-

stischen, ein geheimer Wunsch: Könnte ich doch die Darstellung Emil Devrients einmal dagegensetzen, hätte ich ihn doch gerade in diesen zwei Rollen einmal sehen können! Doch: er schied von der Bühne im Jahr, als ich geboren wurde, es ist eine andere Welt, zu der wir heute gehören, als die ihm damals zujubelte. Ich glaube, Hamlet, dieses wunderbare Wesen, in das eine jede Zeit ihren Geist hineinlegt, den Hamlet Emils würden wir nicht mehr vertragen; Kainz ist der Dolmetsch unserer nervösen Generation. Aber der Tasso Emils, der hätte, glaube ich, heute noch seine Kraft neben Kainz. Da fühle ich, was uns heute fehlt: „das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder." Ich glaube, daß Emil — in seiner besten Zeit — den Tasso ganz so gespielt hat, wie ihn sein Dichter sich dachte.

Zum 100jährigen Geburtstag Emil Devrients hat H. H. Houben seinem Leben und Wirken ein Gedenkbuch geschrieben, das mit Bildern reich ausgestattet und durch einen Anhang von vielen Briefpublikationen noch wertvoll bereichert ist. Eigentlich ist die Biographie mehr als Einleitung zum Nachlaß, der fast doppelt so stark ist, anzusehen. Das Buch zerfällt dadurch in zwei Teile, die nicht zusammenhängen, Biographie und Briefe. Houben wollte aus dem großen Nachlaß Emils nichts verloren gehen lassen und empfand wohl auch ganz richtig, daß ein Hineinarbeiten der Briefe in den Text der Biographie oft recht aufhältlich geworden wäre. Die Folge davon ist, daß wir mehreren Briefstellen doppelt begegnen. In mancher Hinsicht wäre es besser gewesen, die Briefe doch in die Darstellung des Lebens zu verweben. Der Herausgeber hätte sich auf das Notwendigste aus den Briefen beschränken, hätte das in den Briefen Gesagte noch vollständiger kommentieren können, als es jetzt in den Anmerkungen geschieht, und anderseits manches Ereignis des Lebens gleich durch die Dokumente der Briefe bekräftigen können, auch wäre vielleicht die Chronologie klarer zu bewahren gewesen, als es jetzt an einzelnen Stellen geschieht. Freilich wäre dazu für den historischen Forscher notwendig, daß er wirklich diejenigen Briefe aus Emils einseitigem Besitze auch getreu vorfände, die für die innere Entwicklung Emils von Bedeutung sind. Es fehlen jedoch alle jene Zeugnisse, die ihrem einstigen Empfänger unangenehm, durch stummen oder ausgesprochenen Vorwurf unbequem und schmerzlich gewesen sein mochten. Die für Emil so charakteristischen Beziehungen zu seinem Bruder Eduard sind, sowie sie etwas auf das Innenleben eingehen mochten, wie ausgestrichen aus seinem Leben, sie werden nur obenhin erwähnt und zum Teil falsch dargestellt. All die Liebe, die ihn in den Knaben- und Jünglingsjahren, besonders beim Ergreifen seines Berufes, fast schwärmerisch zu Eduard zwang, die ihn getrieben hatte sich dem Älteren und Reiferen unterzuordnen und dankbar von ihm anzunehmen, scheint verschwunden seit dem unseligen Konflikt in Dresden, der doch so entscheidend wurde für beider Leben. Ja auch die Erinnerung hieran ist verwischt, entstellt. Und so sind alle Briefe Eduards, wichtige Dokumente für die Theatergeschichte jener Tage, nicht mehr vorhanden. Es war Emils Grundsatz, alles was ihm das Innere hätte stören können, sich möglichst fern zu halten, ja von sich zu schütteln. Um seine Schauspielerpersönlichkeit möglichst rein ausleben zu lassen, wies er alles von sich, was sie hätte beeinträchtigen können. Und dieser Egoismus wuchs mit den Jahren, im selben Maße, wie er erkannte, daß er mit seinen Kräften haushalten müsse. Hiermit hängt zusammen, daß wir über Emils eigenstes Seelenleben, über Stürme in seiner Brust so wenig erfahren, daß uns z. B. auch über seine innerliche Beziehung zu seiner Frau eigentlich nichts mitgeteilt wird. Und das gerade waren die Tiefen seines seelischen Lebens. Aber er wollte, daß man ihn nie ohne Haltung, nie außer Fassung sehe. Alles um ihn sollte zur huldigenden Komparserie werden, und so vereinsamte er inmitten all seiner Triumphe. So ist auch er, der Liebling der Frauen, der vom Beifall aller Welt Verwöhnte, doch auch eine tragische Erscheinung der Bühnenkunst. Diese herbe Unterströmung

in Emils Leben deutet sein Biograph im letzten Kapitel auch wohl an, wenn er es mit den Worten seines Helden beginnen läßt, die dieser als Autogramm in den letzten Jahren seines Lebens auszugeben liebte: „Wer in der Kunst, die nur für flücht'ge Augenblicke schafft, sein Alles eingesetzt, wer seiner Mitwelt sich versichert glaubt, — der sehe wohl zu, daß er die Enttäuschungen tragen lerne, die der Abend des Lebens ihm bringt!“ —

Der Verfasser und Herausgeber ist der um die Gutzkowforschung verdiente Dr. H. H. Houben; und es konnte, wenn man ein solches „Gedenkbuch“ einmal im Sinne eines ἐγκώμιον auffassen will, keine glücklichere Wahl geben als die eines im Gutzkowschen Parteilager so heimischen Gelehrten, der nun in der Lage war, den Doppelnachlaß Emil Devrients und Gutzkows vereinigt zu verwerten und uns auf Grund dieses Materials einen umfassenden Einblick zu gestatten in die für beide so bedeutsame Freundschaft des Schauspielers und des Kritikers und Dichters. Man würde beiden Männern unrecht tun, wollte man den Bund lediglich als eine Geschäftsverbindung ansehen zu gegenseitiger Interessenförderung. Gutzkow hatte in Emil Devrient den Schauspieler gefunden, der ihm seine theatralischen Modefiguren verkörperte, zu Menschen machte mit all ihrem halb weltschmerzlich ironisierenden, halb elegant heldenmäßigen Auftreten, wie sie die unbefriedigte Zeit und der noch unbefriedigtere Dichter haben wollte. Und Emil Devrient hatte den Dichter gefunden, der eigens für ihn Stücke schrieb, die sich um einen solchen Helden drehten, wie er ihn brauchte. Das war der künstlerische Grund der Freundschaft. Weniger erfreulich war, daß nun Gutzkow seinen Helden, der ihm seine Stücke durch ganz Deutschland auf den glänzendsten Gastspielen bekannt machte, in seinen Kritiken in verschiedenen Blättern — nicht immer mit seinem Namen zeichnend — einseitig verherrlichte, und daß Emil dadurch sich jeden Maßstab der Selbstkritik nehmen ließ. Als Emil dann den Freund an die Stelle des von ihm verdrängten Bruders Eduard an das Dresdener Hoftheater gebracht hatte, trat freilich bald genug die Ironie des Geschicks ein, daß ihn Gutzkow sogar als den „Krebsschaden“ dieses Instituts hinstellte (vgl. Houben S. 116). Selbst diese Freundschaft hat der Unzuverlässigkeit und Gereiztheit Gutzkows und der Selbstherrlichkeit Emils nicht stand gehalten. Man lernt Gutzkow aus Houbens Werk fast mehr kennen als Emil Devrient, und das Buch enthält dadurch fast mehr Beiträge zur Literatur- als zur eigentlichen Theatergeschichte. Denn auch in bezug auf das rein Schauspielerische versagt die psychologische Vertiefung in Emils Wesen — aus dem oben entwickelten Grunde. Dem Verhältniß zu Gutzkow kommt an Interesse fast nur noch das zu H. Laube gleich, dessen Urteile über Emils Kunst und Person zum besten gehören, was wir über ihn besitzen. Köstlich sind freilich auch noch die langen Episteln der Birch-Pfeiffer, deren Bedeutung für ihre Zeit Houben nicht recht erkennt, wenn er sich ganz auf Gutzkows Seite stellt. Auch Laube gegenüber wird Gutzkow vom Verfasser weit überschätzt. Um das Doppelgestirn Emil Devrient-Gutzkow dreht sich das ganze Interesse des Buches, alle anderen Beziehungen treten dagegen zurück und müssen von der kritischen Forschung erst nachgeprüft werden. Ein sehr fleißiges Verzeichnis der Gastspiele Emils, das an ganz wenigen Stellen nur ergänzt werden könnte, und ein sorgfältiges Register erhöhen den Wert des Werkes auch zum Nachschlagen. Die Ausstattung ist geschmackvoll, eine ganze Reihe teils schöner, teils charakteristischer Bilder zieren den hübschen Band. —

Wer in dem Buche ein Denkmal erblicken will von dem Ruhm eines der gefeiertsten Bühnenkünstler, der muß sich freuen, wie frisch der Lorbeer und die Blumen noch duften, die rings zu Bergen von Kränzen aufgehäuft sind; wer historische Wahrheit sucht, muß das Werk mit Vorsicht benutzen.

Weimar, August 1906. Hans Devrient.

Neue Freytagliteratur.

Lindau Hans, Gustav Freytag. Mit einem Bildnis nach Karl Stauffer und einem Faksimiledruck. Leipzig 1907, Verlag von S. Hirzel. 8 M.

Ulrich Paul, Gustav Freytags Romantechnik. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster Nr. 3.) Marburg 1907, N. G. Elwertscher Verlag. 2.40 M.

Mayrhofer Otto, Gustav Freytag und das Junge Deutschland. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster Nr. 1.) Marburg 1907, N. G. Elwertscher Verlag. 1.20 M.

Lindau will keine abschließende Monographie geben, sondern nur „Nachlese halten". Man kann sagen, daß er im allgemeinen taktvoll vorgegangen ist beim Ausräumen des Papierkorbes des großen Verächters aller Schnitzelliteratur (Erinnerungen I, 22). Die Auszüge aus George Freytags und Christoph Zebes Lebensbeschreibung, sowie die Dokumente aus der Amtstätigkeit von Freytags Vater könnten vielleicht entbehrt werden; das aus Freytags Studenten- und Dozentenzeit Mitgeteilte hingegen hilft wirklich das Jugendbild ergänzen; die Anfänge des Dichters beleuchtet Lindau durch eine ausführliche Besprechung der Jugendarbeiten: „Die Sühne der Falkensteiner", „Der Hussit", „Dornröschen", „Die Tscherkessen". Trotz seines guten Vorsatzes ist Lindau nicht ganz davon freizusprechen, „in eigener Melodie wiederholt zu haben, was andere vor ihm gesagt haben"; die stärkste Anleihe macht er bei Freytag selbst. So ist sein erstes Kapitel kaum etwas anders als eine Paraphrasierung der „Erinnerungen", und zwar eine wenig glückliche; Freytags „umständliche Ironie", die R. M. Meyer an den „Erinnerungen" rügt, hat etwas zu stark auf Lindaus Stil zu Anfang des Buches abgefärbt; der „lastenden Gleichnisse" eigener Erfindung, für die er sich zum Schluß selbst entschuldigt, gibt es auch allzuviele. Die Charakterisierung der Werke bringt nichts wesentlich Neues. Fragen wir, was Lindau eigentlich gewollt hat mit seinem umfangreichen Buche (für ein bloßes Nachlesen der Birnen ist der Korb zu groß), so gibt das letzte Kapitel Aufschluß: „Es dürfte mindestens stilwidrig erscheinen, wenn eine Darstellung seines Wirkens, statt der Tiefe zuzustreben, nach sinnlicher Vollständigkeit und Veräußerlichung drängte. So ist es uns nicht beigefallen, Linien der Wirklichkeit zu kopieren. .... Je ausgebreiteter die Kenntnisse sind, je klarer und inniger wir von dem Werte aller der Dinge durchdrungen sind, die für die Lösung irgendeiner engeren Aufgabe gar nicht in Betracht zu kommen scheinen, desto fehlerfreier wird die Beurteilung ausfallen, desto höher erheben wir uns vom Boden einer blinden stofflichen Trunkenheit in die Gefilde der himmlischen Mathematik". Sehr viele der überreichen Parallelen aus Dichtern und Denkern aller Zeiten und aller Zungen, die Lindau in seine Darstellung verflicht, scheinen wirklich „zur Lösung der engern Aufgabe gar nicht in Betracht zu kommen", und dem Literarhistoriker wäre etwas mehr stoffliches Material und etwas weniger Schweifen in den Gefilden der himmlischen Mathematik lieber. Bei seinen Zitaten erstrebt Lindau weder eine allgemeine Charakterisierung der Zeit, aus der Freytag erwächst, noch soll die Auswahl vorwiegend einen Einfluß auf den Dichter, oder eine Wirkung desselben auf andere zeigen. Lindau bleibt sich auch nicht konsequent. Wenn er bei Besprechung der „Technik des Dramas" einen Vergleich zwischen dem Kritiker Taine und Freytag ausführt, so ist nicht einzusehen, warum er nicht auch den Verfasser der „Origines de la France contemporaine" dem der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" gegenüberstellt. In Freytags „Gelehrten" spürt Lindau „die Wasserscheide der Geistesströmungen des XIX. Jahrhunderts"; der Weg ist etwas weit von diesem Ausgangspunkte bis zum Schlußsatz der Ausführung: „Jedenfalls hat die

Virchowsche Auffassung vom Wesen der Zelle einer allzu mechanischen Theorie der Dinge wohl endgültig den Boden entzogen und der große politische Gegner dieses Gelehrten auch im Staatsleben offenbart, daß Manneswille ein schöpferisch und gewaltig Ding ist". Zur Technik des Dramas ist S. 195 als Anmerk. 3 zu lesen: „Taines Vergleichungen einiger Fabeln La Fontaines mit den Äsopischen Quellen lassen La Fontaine als einen großen Genius erscheinen. Das Urteil über Äsop bedarf wohl aber der Verbesserung, ebenso wie dasjenige Lessings über La Fontaine der tiefen Bedeutung des Franzosen noch nicht gerecht wurde." Was hat das mit Freytag zu tun, außer daß es „die ausgebreiteten Kenntnisse" seines Biographen zeigt, und es ist nur ein Beispiel aus der Menge. Der wertvollste Teil von Lindaus Buche ist in den Ansätzen einer Analyse das Stils und der Technik zu suchen, dort wo er den Hinweisen Freytags selbst und den Spuren Scherers (Kleine Schriften 2) folgt. Ein sehr brauchbares Material liefern im Anhang die statistischen Zusammenstellungen der Gleichnisreden mit Vögeln (S. 365), der Tiervergleiche (S. 385), der Äußerungen Freytags zur epischen Technik (S. 445), die Tabellen zur Technik des Dramas (S. 391), die Beispiele für Freytags Tendenz, das Sinnige im deutschen Volksgemüt hervorzuheben (S. 408), die Statistik über den Gebrauch einiger Lieblingswörter (S. 443). Sehr lehrreich ist der Einblick, den Lindau uns in das Freytagsmuseum gewährt, welches die Grundlage der „Bilder" enthält in den sorgfältig geordneten zahlreichen Paketchen Flugblätter usw. Dem Verständnis des Politikers Freytag dient die Zusammenstellung seiner Urteile über Bismarck usw. Für die praktische Verwendbarkeit des statistischen Materials wäre es besser gewesen, Lindau hätte einheitlich nach einer Ausgabe zitiert. —

Ulrichs Untersuchung ist in der Hauptsache eine Gegenüberstellung des Theoretikers und des Dichters Freytag. In den Erinnerungen (I, 179) hat Freytag selbst gesagt: „Der Aufbau der Handlung wird in jedem Roman, in welchem der Stoff künstlerisch durchgearbeitet ist, mit dem Bau des Dramas große Ähnlichkeit haben". Er hat das Prinzip an „Soll und Haben" dann kurz erläutert. Ulrich stützt sich für den theoretischen Teil auf die „Erinnerungen", Äußerungen in den Briefsammlungen, die Grenzbotenartikel, vor allem auf die „Technik des Dramas". Es findet sich vollständige Übereinstimmung von Theorie und Praxis bei Freytag; ob aber der Dichter durch den Theoretiker immer nur gewonnen hat, bleibt dahingestellt. Neben dem theoretischen wird auch der literarhistorische Standpunkt berücksichtigt. Durch die ganze Arbeit läuft eine ausführliche Parallele mit W. Scott: daneben wird auf Gutzkow, Balzac, W. Alexis, Goethe, Keller hingewiesen. Das mitgeteilte „Verzeichnis der Bücher, die Freytag bei Hirzel bestellt hat", gewährt einen Einblick in die Werkstatt des Dichters und Gelehrten. Eine interessante, Jean Pauls Manier streifende Vorrede zu jugendlichen Novellenversuchen Freytags, ist hier zum erstenmal gedruckt. In der Liste einzeln gedruckter Briefe Freytags kämen hinzu die von Elisabeth Weber in Velhagen und Klasings Monatsheften veröffentlichten (Oktoberheft 1898, S. 187 ff.).

Mayrhofer skizziert, nach einer gedrängten Übersicht über die Bestrebungen des Jungen Deutschlands, Freytags Entwicklungsgang bis 1844: der Dichter ringt sich aus dem Banne der Romantik los und gerät unter den Einfluß der politischen Zeitströmungen, der sich in den Gedichten: „Die Wellen", „Die Krone" und „Der polnische Bettler" zeigt. Ein wachsender Einfluß des Jungen Deutschlands tritt immer mehr zutage in den Dramen: „Der Gelehrte", „Die Valentine", „Graf Waldemar", die in der Gegenwart spielen, die Tendenz nicht verleugnen, in Einzelmotiven an Gutzkow, Laube, Börne erinnern, in Saalfeld und Waldemar den jungdeutschen Lebemann auf die Bühne bringen. In „Waldemar" aber, der die tendenziöse Zuspitzung und die Polemik der Fabel sogar gesteigert zeigt, macht sich zugleich die Umkehr bemerkbar: der Held findet die Heilung seiner seelischen Krankheit bei denen, die in heißer Arbeit sich ihr Brot erringen.

Freytag überwindet den Einfluß der jungdeutschen Richtung; er dankt ihm aber die Verschärfung seines angeborenen Sinnes für die Wirklichkeit und die Erweckung eines dauernden Interesses an den Tagesfragen. Mayrhofer berührt auch die Wirkung, die die persönlichen Beziehungen Freytags einerseits zu Gutzkow und Laube, anderseits zu Tieck, und endlich zu Julian Schmidt auf die Entwicklung des Dichters in jenen Jahren gehabt haben. Ein Hinweis auf die oben erwähnten Briefe Freytags an F. W. Weber (1837) wäre hier interessant gewesen; sie zeigen die Abneigung des Studenten gegen Heine und seine Schule.

Prag. Marie Speyer.

Adler Guido, Richard Wagner. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Wien. Leipzig 1904, Breitkopf und Härtel. 6 M.

Weltrich Richard, Wagners Tristan und Isolde als Dichtung. Nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über Wagners Kunst. Berlin 1904, Georg Reimer. 2.40 M.

Eine rein wissenschaftliche Würdigung des Buches von Adler ist nicht ganz leicht, da der Verfasser bei der Veröffentlichung seines Kollegs mit merkwürdiger Inkonsequenz vorgeht; er zitiert sehr viel aus Wagners Schriften, aber „entweder genau oder nur auszugsweise" und häufig ohne Angabe der Stelle, wo das Zitat im Zusammenhange auf seine wahre Meinung zu prüfen ist; um so bedauerlicher, als Wagners Theorie so bedeutende Wandlungen durchgemacht hat, daß die zeitliche Fixierung seiner Äußerungen für ihr Verständnis fast unentbehrlich ist. Ferner verschmäht Adler durchaus nicht persönliche Polemik, nennt aber die Namen der Angegriffenen nicht; seine Gegner sind diejenigen, die „Wagner nicht so sehr als Künstler in Betracht ziehen, sondern mehr als Regenerator, als Reformator, als Religionsstifter, als Philosophen, als Politiker"; ohne dabei mit genügender Klarheit zwischen absolutistischer Anpreisung und kulturhistorisch-kritischer Darstellung zu scheiden, faßt er so ziemlich alle Nichtmusiker, die über die Bayreuther Kunst schreiben, schlechtweg unter dem Spitznamen „Wagneriten" zusammen und zieht gegen diesen zusammengeflickten Popanz hie und da mit kräftigen Reiterhieben zu Felde, die nur meist in die Luft treffen.

Nach dem Vorwort ist Adlers Buch die Frucht dreißigjähriger Arbeit; wäre es nur entsprechend abgeklärt! Warum wird mit solcher Erfinderfreudigkeit über die längst von der Forschung bloßgelegten Beziehungen des Wagnerschen Kunstwerkes zu dem dramma per musica der italienischen Renaissance berichtet, dann aber die Weiterentwicklung, z. B. der Oper bis auf Wagner so kurz und ohne jeden literarischen Hinweis für den tiefer grabenden Hörer abgemacht? Rollands vortreffliche These (Histoire de l'opéra en Europe avant Sully et Scarlatti, Paris 1895) und Riemanns kritische Geschichte der Musik 1800—1900 (Leipzig 1901) wären eingehender heranzuziehen und vor allem zu nennen.

Immerhin ist es erfreulich, daß Adler, was in der Wagnerliteratur verhältnismäßig selten der Fall ist, auf die musikalische Seite der Bayreuther Kunst das Hauptgewicht legt. Nur ist damit das eigentliche Wesen dieser Kunst, mindestens die letzte Absicht ihres Schöpfers noch nicht erfaßt. Hier mußte Wagners Bekenntnis herangezogen werden: „Wir haben uns gewöhnt, unter ‚Musik' nur noch die Tonkunst ... zu begreifen; daß dies eine willkürliche Annahme ist, wissen wir, denn das Volk, welches den Namen Musik erfand, begriff unter ihm nicht nur Dichtkunst und Tonkunst, sondern alle künstlerische Kundgebung des inneren Menschen überhaupt, insoweit er seine Gefühle und Anschauungen in letzter überzeugendster Versinnlichung durch das Organ der tönenden Sprache ausdrucksvoll mitteilte. .... Unsere Musik hat nun in ihrer edelsten Richtung aber bereits die Entwicklung genommen, in welcher sie notwendig zu ihrer echtesten Bedeutung, durch Vermählung mit der Dichtkunst gelangen muß. .... Was wir uns erringen, das wird das volle Wissen der wahren ‚musischen Kunst', der ‚Musik' nach ihrer umfassendsten Bedeutung sein, nach der Bedeutung, in welcher Dichtkunst und Tonkunst als eins und unzertrennlich enthalten sind" usw. (Schriften V, 74. 75. 78). Mag sich hiergegen objektiv noch so vieles einwenden lassen; nur, wenn man Musik in diesem Sinne auffaßt, kann man sagen, daß Wagners Drama aus ihrem Geiste geboren wurde.

Die eigentlich musikgeschichtlichen Ausführungen des Verfassers gehen uns hier nicht an, wenigstens nicht in erster Linie. Wichtiger ist sein Einordnungsversuch der Wagnerschen Kunst überhaupt in den Entwicklungsgang der deutschen künstlerischen Kultur. „Wagner als Romantiker" heißt die Überschrift der zweiten Vorlesung, deren Ergebnis lautet: „Die Erstrebungen der Romantik gelangten eben hier zu neuer Erfüllung, wie Wagner ‚die heimische, innige, tiefe, weitatmige, in edler Anmut erblühende Tonweise des Tondichters des Freischützen als Ergebnis der Romantik' ansieht. Die Opern Wagners sind die Weiterführung dieser Romantik zu höherem Gelingen, man könnte sagen, in ihnen gedieh die Romantik erst zur vollen Reife, indem er aus den überlieferten Sagen das Reinmenschliche herauszuholen vermochte. Er war das Genie, auf das die Romantiker warteten, das dramatische Genie, dem sie nichts zur Seite stellen konnten. In Wagner gelangt die Romantik zu ihrem Höhepunkt. Seine Kunst ist die schönste Blüte derselben." Das ist eine Verhimmlung Wagners, verbunden mit einer Verkennung etwa Heinrichs von Kleist, wie sich bisher weder die „Wagneriten", noch vor allem Wagner selbst geleistet haben! (Vgl. Wagners Urteil über den „Prinzen von Homburg", Schriften IX, 224. 227.) Das erweckt Mißtrauen gegen die literarhistorischen Urteile des Musikhistorikers, und da die hier angeregte Frage das Grundproblem unserer Wagnerforschung berührt, so müssen Adlers Beweise einigermaßen nachgeprüft werden. Es ist das keine

ganz leichte Aufgabe, da die Verbindungsfäden besonders zwischen Wagners Theorie und der seiner näheren und entfernteren Vorgänger durchaus noch nicht mit hinreichender Schärfe bloßgelegt sind und diese Arbeit vom Referenten nicht ad hoc erledigt werden kann; hier ist noch Stoff genug für fruchtbringende Einzeluntersuchungen, die sich „von krankhaftem Überschwang ebenso freihalten, wie von nörgelnder Verkleinerung“. Aber auch Wagners poetische Technik (von der musikalischen will ich hier schweigen) harrt so gut wie ganz der ernsten Bearbeitung; wie sich seine dramatischen Mittel zu denen der deutschen Klassiker und der Romantiker verhalten, ob seine Benutzung des Monologs, seine Anlage der Massenszenen usw. mehr der älteren Opernpraxis oder dem rezitierenden Schauspiel zu verdanken haben, ob seine Charaktere statarisch oder evolutionistisch gehalten und mit welchen Mitteln sie gezeichnet werden, all das ist mit den paar Bemerkungen, die in den vorliegenden Wagnerschriften auftauchen, nicht erledigt. Auch Adler macht sich die Sache gar zu leicht.

Ausgehend von der intuitiven Gewißheit, Wagner sei Romantiker, reiht er einzelne Punkte seiner künstlerischen Theorie und Praxis aneinander und sucht jedesmal nach Parallelen, besonders bei Wackenroder, den Brüdern Schlegel, Novalis und Hoffmann; alles sehr summarisch und auf den augenblicklich durchschlagenden Eindruck berechnet. Dabei aber vergißt er fast ganz, die Brücken zwischen der Romantik und den Klassikern einerseits, zwischen der Romantik und dem doch erst beträchtliche Zeit nach der Blüte der Schule auftretenden Wagner anderseits zu schlagen! Gewiß erwähnt er einmal sehr flüchtig Wagners Beziehungen zum jungen Deutschland, aber von dessen wahrer Bedeutung für den reifenden Künstler hat er keine rechte Vorstellung.

Adler führt etwa als Beweis für Wagners Zugehörigkeit zur romantischen Schule den m y t h o l o g i s c h e n Gehalt seiner Texte an; dabei scheidet er nicht zwischen den dämonologischen Bestandteilen etwa der Werke von Weber und Marschner, und der höheren Mythologie in Wagners späteren Schöpfungen; er hätte das mit der Schärfe tun dürfen, die Riemanns Darstellung auszeichnet (a. a. O. 348), wenngleich wir der in aprioristischer Form abgegebenen Erklärung widersprechen müssen, der Künstler habe sein Drama „immer weiter aus der Sphäre des Menschentums in diejenige des Mythus entrückt und damit schließlich doch nur wieder ein in seinem gesamten Apparate gewaltig gesteigertes Opernwesen herbeigeführt“; (als ob nicht gerade die Götterwelt des Ringes das Reinmenschliche in einfachster Form darstellen sollte). Adler wirft hier den Inhalt von Schlegels „Gespräch über Poesie“ und Immermanns Tendenz auf Heroismus mit Sulzers und Wielands Forderung nationalen Gehalts zusammen, ohne zu untersuchen, zu welchen bestimmten künstlerischen Zwecken nun das mythologische Element

in den verschiedenen Epochen gedient habe; er wäre sonst nicht dazu gekommen, die Ausführungen über das Wunder, über das Symbolische, über die Verwendung der Natur in Wagners Dramen so unorganisch von den hier in Rede stehenden Betrachtungen abzureißen. Sporadisch und ungenügend sind die Hinweise auf die Gesamtkunsttendenzen in romantischer Zeit.[1]) Schief sind auch die Beziehungen, die zwischen Wagner und der Romantik hinsichtlich der Frage „Kunst und Leben" hergestellt werden. Höchstens für den jungen Wagner dürfen wir annehmen, daß er eine Poetisierung des Lebens anstrebte, wie das Dinger darzulegen gesucht hat. Frühzeitig regt sich in ihm das Bewußtsein, daß im realen Leben Faktoren wirksam sind, die der Kunst an sich fremd bleiben, ihr aber nicht einfach aufgeopfert werden dürfen; hier ist der engste Berührungspunkt zwischen ihm und dem reifenden Heinrich Laube, der in seinem „jungen Europa" den besten unter den „Poeten", aber auch nur diesen, als vollwertigen „Krieger" für die neuen Ideale in den Kampf ziehen und schließlich als „Bürger" enden läßt. Da ist also die Beziehung zur Romantik nur sehr mittelbar und entwicklungsgeschichtlich kaum zu verwenden. Ich möchte vermuten, daß Adler auch in musikalischer Hinsicht allzu schnell Wagner zu den Romantikern rechnet. „Wagner läßt sein Kunstwerk aus dem Geiste der Musik Beethovens entstehen; in Wirklichkeit ist sein musikalisches Drama eine organische Fortbildung der romantischen Oper, befruchtet von der Musik Beethovens". Das sind gewichtige Worte; steht doch Beethoven den musikalischen Romantikern mindestens so fern wie Kleist der romantischen Schule oder wie Wagners erste Operntexte mit ihrer tragischen Konsequenz und ihrer inneren Motivierung dem äußerlich-theatralischen Libretto des „Freischützen" mit seinem abscheulichen „guten Abschluß"; ich maße mir in musikalischen Dingen kein Urteil an, halte es aber für meine Pflicht, etwa auf dasjenige Chrysanders[2]) zu verweisen, der Wagners Äußerungen über sein Verhältnis zu Beethoven durchaus akzeptiert: es handle sich viel weniger um die Entlehnung von Motiven als Stimmungen, Entwicklungen, Fortbewegungen und Ausdruck; die oft festgestellte Abhängigkeit von Weber, Bellini, Meyerbeer u. a. sei freilich vorhanden, trete aber nur in einzelnen Effekten und vor allem in der Bildung der Cantilene zutage, während das innerste Wesen der Bayreuther Musik eben von der Beethovenschen Kunst abstamme. „Freilich war das Verhältnis kein handwerksmäßiges, sondern ein künstlerisches,

---

[1]) Die betreffenden Stellen sind in den Bayreuther Blättern, besonders Jahrgang 1878 angeführt. Adlers Hinweis auf Kürschners Wagnerjahrbuch I, 95 ff. und seine knappe Zusammenstellung der Namen 151 f. lassen die wahre Bedeutung dieser Parallelen nicht erkennen. Natürlich ist es auch mit einem Abdruck der Stellen nicht getan; notwendig wäre eine kritische Sichtung und Erklärung des gesamten Materials auf Grund der jeweiligen Verhältnisse.

[2]) Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft VII, 20 ff.

ideales, das sich in selbständigen Bildungen aussprach, wie es bei den vielfach erweiterten und komplizierten Mitteln, die ihm nötig waren, der Fall sein mußte". Diese Mittel, z. B. die starken Klangfarbenwirkungen, hat Wagner gern und reichlich von den Romantikern entlehnt. Aber vom „Vampyr" führt kein direkter Weg zum „Fliegenden Holländer", so wenig wie vom „Freischützen" zu den „Meistersingern"; und jedenfalls sind hier die verschlungenen Fäden noch nicht so „klar aufgedeckt", wie Adler meint.

Gelegentlich greift unser Kritiker über die Romantik zurück auf die Klassiker. Er stellt etwa fest, daß Schiller ebenso, wie Wagner, das Wunder für die Oper in Anspruch nahm und beruft sich auf den bekannten Brief an Goethe vom 29. Dezember 1797. Dabei aber fällt die merkwürdige Erklärung: „Indem Schiller das Wunder als Symbol preist, hebt er hervor, daß durch seine Einführung die gemeine Naturwahrheit verdrängt werden könne; somit weicht er in der Auffassung dieses Symbols, des Wunders, nicht unwesentlich von derjenigen Wagners ab". Da er unmittelbar vorher betont hat, daß nach Wagners Theorie das künstlerische Wunder die Natur der Dinge nicht aufhebe, was beim dogmatischen Wunder der Fall sei, muß er also in Schillers Worten eine Sanktionierung willkürlicher Durchbrechung des natürlichen Kausalzusammenhanges sehen, wie wir sie etwa vom Drama der Romantiker her kennen; daß Schiller nichts ferner liegt, und wie weit seine „Jungfrau von Orleans" von ihrem angeblichen Vorbilde, Tiecks „Genovefa" absteht, hoffe ich in meinem Buche über „Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen" zur Genüge dargetan zu haben. Er will nicht „durch die Einführung des Symbols die gemeine Naturwahrheit verdrängen", das heißt eine phantastische Zusammenordnung der Dinge einführen, sondern die symbolischen Behelfe sollten bloß „in alle dem, was nicht zu der wahren Kunstwelt des Poeten gehört, und also nicht dargestellt, sondern bloß bedeutet werden soll, die Stelle des Gegenstandes vertreten"; also wie Schiller das Sinnliche durchgeistigt und idealisiert, will er das rein Geistige, was mit zur Sache gehört und gerade den Ausschlag bei menschlichen Taten gibt, aber nicht sinnlich zu fassen und mit Worten nicht klar zu umschreiben ist, uns ahnungsweise nahe bringen; nicht um Verdrängung der „Naturwahrheit" handelt es sich, wie Adler ungenau angibt (S. 15), sondern um Beseitigung der „gemeinen Naturnachahmung", des Klebens und Starrens an dem bloß sinnlich Wahrnehmbaren, worüber die tiefere Bedeutung des ganzen verloren zu gehen droht. Ähnlich wird für Wotan der Runenspeer zum bedeutsamen Symbol des Gesetzes, mit dem er die Freiheit in der Welt, damit aber auch die eigene aufhebt; bei Wagner wie bei Schiller darf zum mindesten im Prinzip das Wunder niemals den Kausalzusammenhang durchbrechen oder der psychologischen Entwicklung Abbruch tun; es hat

nur die Aufgabe, die unaussprechlichen, imponderabilen Faktoren, die zu dem großen Produkt des Tatsachenverlaufes mitwirken, in einer künstlerischen Weise auffassen zu lassen; gerade hier arbeitet sich Wagner wieder zu dem Punkte durch, bis wohin die Klassiker gelangt und wo die Romantiker auf Irrwege abgelenkt waren; ja, er scheint fast, ähnlich wie die Realisten, Ursache und Folge in einen gar zu genauen Zusammenhang zu bringen, während die spätere Theorie des Dramas von jener Errungenschaft der Romantik Gebrauch machte, die Grillparzers Lehre vom historischen Drama und der Notwendigkeit einer gewissen kausalen Inkommensurabilität (Werke, herausg. von Sauer XVIII, 188 f.) in abgeklärter Form zum Ausdruck gebracht hatte. Jedenfalls war hier auf die Verwandtschaft Wagners mit Schiller ebenso energisch hinzuweisen, wie auf die engen Zusammenhänge zwischen seinem ästhetischen Erziehungsideal mit dem Weimarischen; man mag über die praktische Bedeutung des Bayreuther Regenerationsgedankens denken, wie man will, man muß ihn als eine subjektiv respektable Bestrebung anerkennen und objektiv ihm seine historische Geltung lassen oder verschaffen; verzerrt aber wird das ganze Verhältnis, wenn Wagners Abscheu gegen die Zivilisation des Jahrhunderts (eng verwandt mit demjenigen des „jungen Deutschland") einfach mit dem Philisterhaß der Romantiker zusammengestellt wird (S. 18).

Besser weiß Adler zwischen dem Katholizismus der Romantiker und der freien Religiosität Wagners zu scheiden, der wiederum katholische Bräuche und Anschauungen zur Einkleidung seiner Stoffe so gut zu verwenden weiß, wie Schiller in der „Maria Stuart". Zu kurz aber kommt die „Erlösungs"-Idee, insbesondere der Gedanke der Erlösung durch das Weib weg; man muß wohl scheiden zwischen der äußerlichen, märchenhaften Erlösung von bösem Zauberspuk, wie sie die ältesten Opern schon bringen und die Romantiker wiederholen, und der Erlösung des leidenschaftlichen Mannes durch die reine Menschlichkeit der Frau. Hier führen vielverschlungene Fäden auf Schillers „Würde der Frauen" und auf verwandte Gedankengänge Wilhelms von Humboldt zurück. Auch das Schlußwort des Parsifal: „Erlösung dem Erlöser" ist nichts weniger als eine „mystische Verdunklung einer Grundidee der Romantik", wie sich Adler (S. 21 oben) etwas mystisch ausdrückt; selbstverständlich ist der „Erlöser" hier nicht Parsifal, wie man manchmal erklären hört, sondern Jesus selbst, der aus dem Formelwesen einer dogmatisch erstarrten, zum Handeln unfähig gewordenen Gemeinschaft befreit wird; das deutet symbolisch die Wiedergewinnung des heiligen Speers, der aus der degenerierten Gralsgemeinde in die Hand der Ungläubigen gekommen war.

Weit weniger, als an diesen allgemeinen Ausführungen, haben wir an Adlers Analyse der einzelnen Werke, insbesondere nach ihrer musikalischen Seite auszusetzen, wenngleich der Verfasser auch hier gelegentlich

absolute Maßstäbe anlegt, anstatt sich in die Verschiedenheit der jeweiligen künstlerischen Aufgaben zu versenken. „Es gibt im Rheingold Stellen," sagt er S. 217, „welche in der rezitativischen Behandlung sogar hinter dem Lohengrin zurückstehen", und er verweist auf die Worte Frickas: „Nur Wonne schafft dir, was mich erschreckt. Dich freut die Burg, mir bangt es um Freia! Achtloser, laß dich erinnern des ausbedungenen Lohns"; aber gerade diese Stelle gibt die Sprechmelodie des Stabreimverses ausgezeichnet wieder; natürlich klingt die Sprechmusik der „Meistersinger" anders und Adler rühmt hier die „völlige Ausgeglichenheit von Wort und Weise"; dafür aber hat der Endreimvers auch sein besonderes Ethos. Hier überwiegt das melodiöse, beim Stabvers das rhythmische Element; und die rhythmisch-dynamische Wahrhaftigkeit ist das Grundprinzip in der Behandlung des Sprechgesanges im „Ringe"; der Vortrag der zitierten Zeilen durch eine tüchtige Schauspielerin beweist, mit welcher Treffsicherheit die Tonsprache des Gesanges den Gleittönen der Rede gerade hier assimiliert ist. Freilich muß man bei der Beurteilung der Wagnerischen Sprechmusik sich die landschaftliche Bestimmtheit des Künstlers vor Augen halten, die einem in Sievers' Schule gebildeten Beobachter nicht leicht entgehen könnte; gerade die Feststellung des Individuell-Bestimmten auch in dieser Richtung würde eine vorurteilslose Würdigung von Wagners Kunst am besten fördern.

Bei Adler tritt aber gerade das Individuell-Entwicklungsgeschichtliche öfters zu wenig hervor; gewiß machen die mannigfaltigen Betätigungen des jungen Wagner bis zur Komposition des „Fliegenden Holländers" zunächst auf den Beobachter den Eindruck von „Irrungen und Wirrungen"; für den aber, der den Künstler so gut studiert hat, wie unser Verfasser, darf es dabei nicht bleiben; gerade in diesem hin- und herflatternden Probieren, Verwünschen und Vergöttern zeigt sich der Drang, für die innerlich nach Gestaltung ringende Welt seiner Anschauung Richtpunkte und Ausdrucksmittel zu finden. Wenn seine Ouvertüren zwischen dem „Doppel-B: Bach und Bellini perpendikelten", so weisen die „Feen" auf Beethoven-Webers Schule, das „Liebesverbot" auf italienische Manier; es folgt „Rienzi" im Hinblick auf die heroische Oper und zuletzt, nach gründlicher Aneignung alles dessen, was die Zeit überhaupt an Ausdrucksmitteln zur Verfügung hatte, der erste Versuch individueller Aussprache eigener, inzwischen gereifter seelischer Erfahrungen im „Fliegenden Holländer"; in dem allen liegt eine seelische und künstlerische Entwicklung vor, deren Darstellung ein wahrer Festschmaus wäre; doch kann diese Aufgabe nicht ganz gelöst werden, so lange Text und Partitur zum „Liebesverbot" der Wissenschaft vorenthalten werden.

Es ist hier nicht der Ort zu weiteren Einzelerörterungen. Dankbar sei das Bestreben anerkannt, ohne Beeinträchtigung der Eigenart und der künstlerischen Verdienste Wagners den historischen Zusammenhang seiner

Kunst mit jener der nahen und fernen Vorgänger nachzuweisen und somit die für jede wissenschaftliche Betrachtung unentbehrliche, nur gedankenloser Schwärmerei unbequeme historische Kontinuität herzustellen. Abschnitte, wie die Besprechung der Musik zum „Fliegenden Holländer" sind nach dieser Richtung geradezu mustergültig und im ganzen wächst unser Vertrauen von einem Abschnitt zum andern; mögen sich denn bei einer zweiten, jedenfalls in Kürze zu erwartenden Ausgabe des inhaltreichen und dankenswerten Buches die einleitenden und die mehr historischen Kapitel den späteren, mehr deskriptiven würdig an die Seite stellen. Und je tiefer er in die frühere Wagnerforschung eindringt, um so weniger Lust wird Adler verspüren, seinen Unmut gegen manche bedauerliche Erscheinung in generalisierende und damit stets an der Oberfläche haftende Anklagen gegen die „Wagneriten" ausströmen zu lassen. Musik-, Kultur- und Literarhistoriker sollten sich eng aneinanderschließen, um eine so bedeutsame Erscheinung, wie R. Wagner genetisch zu erfassen, nicht aber Zeit und Kraft in Witzeleien und Spötteleien verzetteln.

Bedauerlich für alle Fachgenossen, peinlich für den Berichterstatter ist der ernstere Streit, der sich über die Wagnerfrage kürzlich zwischen Weltrich und Golther entsponnen hat.

In einem Nekrolog auf Wilhelm Hertz schrieb Weltrich im Hinblick auf dessen Tristan-Übersetzung: „Daß der Operntext Richard Wagners keinen Ersatz für Meister Gottfrieds Dichtung abgibt, muß gegenüber dem hypertrophischen Musikkultus unserer Zeit ausdrücklich betont werden"; ein Satz, der unseres Erachtens zu ernsten Beanstandungen keinerlei Anlaß gab, da Wagners Dichtung doch wirklich niemandem eine Vorstellung von der Gestalten- und Begebenheitsfülle des alten Epos geben kann. Golther sah wohl vor allem in dem Worte „Operntext" eine Verunglimpfung des Bayreuther Meisters, der doch selber noch in reiferen Jahren das Wort „Oper", natürlich cum grano salis, auf seine Werke anwandte, obwohl er mit der traditionellen Opernform längst gebrochen hatte. Seine Antwort in der „Allgemeinen Musikzeitung" war scharf und nicht frei von unzweckmäßigem Absolutismus. Tritt man heut einem Goethe und einem Beethoven mit unbefangener Kritik gegenüber, warum sollen wir dann R. Wagner mit wenigen anderen zusammen in eine eiskalte, erdferne Höhe heben, wo jeder Zusammenhang mit den „Staubgeborenen" verloren zu gehen scheint?

Anderseits hat nun Weltrich ein vorläufiges Schlußwort in seiner ebenfalls ungemein heftigen und von aller wissenschaftlichen Selbstverleugnung verlassenen Streitschrift ausgesprochen. Wem das Büchlein nützen soll, weiß ich nicht. Die eigentlichen Probleme des Dramas kommen gar nicht zur Erörterung.

Daß im „Tristan" Schopenhauersche Gedanken verarbeitet sind, wird ja mehrmals erwähnt; aber wie weit die unzweifelhafte Dunkelheit und

Schwerverständlichkeit des Textes durch diese Studien bedingt ist, wie weit die Schopenhauerschen Anregungen theoretische Gedanken geblieben, wie weit sie in gefühlshaltige und gefühlsweckende, persönliche Bekenntnisse der handelnden Figuren umgewandelt sind, das alles bleibt im unklaren; von den Hauptgestalten in Wagners anderen, reifen Werken kann man getrost sagen: „Sie sind ewig, denn sie sind"; Siegfried und Brünhild, Evchen und Walther, Sachs und Pogner, David und Beckmesser (dieser freilich am Schluß ins Karrikaturmäßige absinkend) stehen doch rund und frisch vor uns; Tristan und Isolde will das weniger gelingen; oft genug erscheinen sie mehr als Träger heftiger Leidenschaften, denn als starke, sicher ihres Weges gehende Individuen, über denen wir ihren Schöpfer vergäßen. Hier wären Gehalt und Stoff zunächst gesondert, dann in ihrer gegenseitigen Durchdringung zu betrachten und darauf zu sagen, wie weit Wagner überhaupt kommen konnte, wie weit er gekommen ist. Ferner wäre die Frage noch eingehend zu untersuchen, worin die Berechtigung des dritten Aktes liegt, nachdem das Heldenpaar schon im zweiten den festen Entschluß zum Tode gefaßt hat. Dramatisch wirksam ist das letzte Aufflackern eines „Tageswillens" in Tristan gewiß; aber war diese Ausdehnung der Sterbeszene an sich berechtigt oder nur durch die Sage gegeben, die Wagner hier noch nicht genügend komprimiert hätte? Jedenfalls ist für das Siegfried-, wie für das Tristan-Problem noch sehr viel aus einer vorsichtigen Vergleichung der Entwicklung zu entnehmen, die beide Helden durchmachen. Das alles hat Weltrich nicht gegeben und auch wohl nicht geben wollen. So soll denn sein Büchlein der Masse dienen, dem großen Heere der Gebildeten? Dann wäre aber, bei aller Schärfe gegen die eigenen Gegner, Wagner selber mit der größten Unparteilichkeit zu behandeln gewesen; er kommt schon sehr ungünstig weg, wenn man zur Untersuchung seiner dichterischen Qualitäten gerade „Tristan und Isolde" herausgreift, was nun freilich Weltrich tun mußte, da hier der Angriffspunkt lag. Wagner bildet hier Verse, die nach seinen damaligen Überzeugungen der Gefühlswirkung durch die Musik nur vorarbeiten sollen; abgesehen von der Schwierigkeit der ethischen und metaphysischen Probleme ringt er also mit sprachlichen und metrischen Ausdrucksformen, wie in keinem seiner früheren Werke; das mußte hervorgehoben werden; auch zur Aufweisung derjenigen Stellen, wo nach seiner Überzeugung die Einschmelzung nicht gelungen ist, war Weltrich geradezu verpflichtet; aber wozu dieser nörgelnde Ton, dies oftmalige Haften an Kleinigkeiten, dieses geflissentliche Heranziehen älterer Formen und Stämme, der Verkürzungen voller Wortformen, die nicht aus Leichtsinn, sondern aus Not hervorgingen; das alles muß bei einem Dichter, der während des Arbeitens bereits Töne hört, bei dem die Musik ebenso stark mitwirkt, wie die Muttersprache bei Einem, der in fremder Sprache redet, ganz anders beurteilt werden, als bei einem reinen Wortdichter. (Vgl. die Kardinalstelle,

Schriften VI, 315—318.) Daß die Zeugen menschlicher Bedürftigkeit hier in der Sprache noch nicht ausgeschieden sind, daß sie bei Wagners starker Verwendung etymologischer Wirkungen und bei seinen willkürlichen Satzkonstruktionen oftmals geradezu in Unklarheit und Undeutlichkeit verfällt, ist gar nicht zu leugnen; aufpassen muß der Zuhörer freilich auch in den anderen Werken Wagners, aber hier wird ihm bei allem Aufpassen bisweilen das Verständnis nicht möglich sein, wenn er nicht gewisse Voraussetzungen mitbringt. Aber das ist nur hier der Fall und die Tatsache, die Weltrich so breit behandelt, daß man zu richtigem Verständnis des „Ringes“ vorab das Textbuch ordentlich studieren müsse, spricht doch wahrlich nicht gegen den Dichter: sachliche und physische Schwierigkeiten erschweren den unmittelbaren Genuß von der Bühne her; aber, wenn man darin einen wirklichen, schweren Fehler sehen wollte, was müßte doch dann der Dichter der „Walpurgisnacht“ und des opernmäßig konzipierten Schlusses der „Helena“ für ein miserabler Poet gewesen sein!

Ausführlicher als die sprachliche Seite, behandelt Weltrich „die Gestaltung der Fabel bei Richard Wagner, ihre dramatische Exposition und den Verlauf der Handlung“, indem er mit nicht eben zarten Fingern in das künstlerische Gewebe hineingreift. Zwar gibt er zu, daß die Sage sich nicht ohne Kürzung dramatisch behandeln ließ und nicht alles, was ins Epos gehört, auf der Bühne wirken kann. Sein Vorwurf der Inkonsequenz aber wiegt so schwer, daß wir auf ihn eingehen müssen. Die langen Reden über die Unwahrscheinlichkeit und die Widersprüche der Wagnerschen Handlung spitzen sich schließlich in folgende Einwände zu (S. 91 ff.): In der alten Dichtung wird Tristan erst bei seinem zweiten, der Werbung geltenden Verweilen in Irland als Besieger Morolds erkannt, bei Wagner schon bei der ersten Anwesenheit. „Ohne Zweifel wird die Schonung, welche Isolde dem in ihre Gewalt gegebenen Feinde angedeihen läßt, psychologisch erklärlicher, wenn in Irland der Schmerz über den Fall Morolds nicht mehr völlig frisch ist, wenn zwischen der Tötung Morolds und der Erkennung seines Gegners einige Zeit liegt“. Psychologisch zu erklären sind Widersprüche wie der hier vorliegende im allgemeinen überhaupt nicht; der Übergang des Menschen von einer beherrschenden Stimmung in die andere ist eines der unlösbaren Rätsel des seelischen Geschehens; auf jeden Fall handelt es sich um einen Konflikt zweier seelischer Regungen und der Tragiker strebt nicht danach, solche Konflikte zu verwischen, sondern zu verstärken, sobald unsere allgemeine Lebenserfahrung und vor allem unser Glaube an die Macht der Liebe eine Entscheidung, wie sie Isolde schließlich trifft, überhaupt glaublich erscheinen läßt. Bei näherem Zusehen wird man nun finden, daß Wagner alle konflikthaltigen Motive in Gottfrieds „Tristan“ als echter Tragiker aufgegriffen und verstärkt hat; wenn im Epos Isolde noch während der Schiffahrt Groll gegen Tristan im Herzen trägt und doch wieder gern

mit ihm schwatzt, so wird aus dieser sehr schwachen und alltäglichen Andeutung seelischer Differenzen bei Wagner ein erschütterndes Gemälde unheilvoller Zerrissenheit. Darum braucht auch Wagner das in der mittelalterlichen Sage wohl berechtigte Motiv des Drachenkampfes nicht, da er nur die rein psychologischen Motive der Handlung verwenden kann und es läßt uns kalt, wenn Weltrich so und so viele Bearbeiter der Sage aufzählt, die das Drachenmotiv benutzt haben; seine Schmähreden auf den „Recken, der mehr Glück als Verstand hat, und die charakter- und gedankenlose Gesellschaft, die Morolds Überwinder als Freiwerber König Markes begrüßt", werden ja wohl den ruhigen Betrachter nicht verführen. Wenn Cornwall im Vasallenverhältnis zu Irland stand, solange dies über einen unüberwindlichen Krieger verfügte, so wird dies Verhältnis nach derjenigen Reckenmoral, die ganze Völkerzwiste durch Zweikämpfe erledigen ließ, aufgehoben und fast umgedreht, wenn Cornwall seinerseits den stärkeren Krieger zeugt. Es wäre nicht unmöglich, daß Tristan jetzt käme, um für den jahrelangen Zins Rache zu holen; wenn er statt dessen dauernden Frieden anbietet und zum Unterpfande die Ehe zwischen König Marke und Isolde vorschlägt, so wäre es Torheit für die Überwundenen, diese ehrenvolle Versöhnung zu verweigern.

Auch Isoldes Abschied von den Ihrigen ohne eine Träne und einen Gruß kann sich Weltrich gar nicht erklären, noch weniger, daß sie niemandem über das rätselvolle Verhältnis zu Tristan Aufschluß gab. Der Text erklärt das zur genüge. Isolde hat Tristan mit dem Schwert in der Hand gegenüber gestanden; was sie von dem Morde abhielt, war weder weichliches Mitleid, noch Dankbarkeit für die Befreiung des Landes von dem Drachen, noch der Zuspruch der Mutter; Tristans Blick hat sie entwaffnet; die Worte „seines Elends jammerte mich" sind nur halb ernst zu nehmen; ihr Stolz bäumt sich gegen den auf, der ihren Morold erschlug, ihren Geliebten, und doch muß sie den Mörder selber lieben. Das ist eine Gefühlsverwirrung, die einen Kleist zur dichterischen Darstellung gereizt hätte. Hier bei Wagner steht das meiste davon in der Musik; das mag man im Prinzip tadeln, wenn man auf dem Standpunkt des Wortdramas steht, aber man erkenne wenigstens die tadellose Konzeption der selischen Vorgänge an. Isolde ragt über ihre Umgebung durch den Drang nach individueller Betätigung und Anerkennung ebenso hervor, wie etwa Hebbels Mariamne; die Eltern und Volksgenossen würden nicht verstehen, daß sie den Feind geschont hat; sie schämt sich, in ihren Augen weichlich und selbstisch zu erscheinen; schämt sich doch Hebbels Siegfried, Günthers Bitte um Mithilfe bei der Werbung Brunhilds abzuschlagen, obwohl er die Tat für unsittlich hält; lügen kann Isolde so wenig wie Tristan, und so bleibt ihr nur eines übrig: Schweigen, zumal sie in ihrem Innersten durch ihre vermeintliche Verschacherung aufs tiefste beleidigt ist und doch wieder sicher sein muß, für diese Qualen kein Ver-

ständnis zu finden. Weltrich sieht in ihr eine herrische, hochmütige und ungeberdige Person, die sich ohnmächtiger Wut überläßt, „nachdem sie zuvor nicht wußte (so!), was sie wollte!"

Noch weniger Empfänglichkeit zeigt Weltrich für die Kunst, mit der Wagner auch bei Tristan die Liebe geschildert hat, die zu spät ins Bewußtsein tritt. Isolde hat ihm bei der ersten Bekanntschaft nur imponiert; da er nur nach Ruhm und Ehre strebt, so hält er sie für die würdigste Gattin Markes; als er in ihre enttäuschten Augen blickt, fühlt er die Unmöglichkeit der Trennung, will aber Marke die „Treue" nicht brechen und wird rauh und schroff in seinem Verhalten zu der Geworbenen, bis die Aussicht auf den Tod, den er freilich nach seiner Meinung in anderer Weise verschuldet hat, als in Isoldes Augen, ihm endlich die Zunge löst; das alles erscheint bei Weltrich als eine Kette von Konfusionen und Absurditäten, wie denn auch die Figur der beschränkten Brangäne bei ihm arg verzeichnet ist und Isoldes Mutter gar zur „Halbgiftmischerin" wird, die der Tochter „nicht nur einen Minnetrank, sondern auch Gifttrank, Gegengifte und einen Todestrank", kurz „eine unheimliche Hausapotheke" mitgegeben hat. Um besondere Gifttränke handelt es sich aber bei Wagner nicht.

Gewiß hat die Wissenschaft die Pflicht, nicht bloß das von einem Dichter Geleistete deskriptiv darzulegen, sondern auch den Grad von Vollendung, den er in seiner Darstellung erreicht hat, mit Rücksicht auf diejenigen Normen, die ihm selber vorschwebten, zu bestimmen; aber Schriften wie die vorliegenden fördern diese Aufgabe nicht, obwohl es heute noch immer recht schwer ist, zwischen maßloser Verketzerung auf der einen und unverständiger Vergötterung, ja Vergötzung des Bayreuther Meisters auf der anderen Seite die rechte Mitte zu finden; Weltrich hat sie wenigstens gesucht; aber das Beste, was er beibringt, sind Erklärungen über den „Tristan" Gottfrieds von Straßburg; gegen das eigentliche Wesen des Wagnerschen Werkes hat er sich durch eine menschlich verständliche, aber um der Sache willen sehr bedauerliche, persönliche Entrüstung verblenden lassen.

Heidelberg. R. Petsch.

Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin 1905, Verlag von Georg Reimer. 5 M.

Vor einiger Zeit hatte der Unterzeichnete die Freude, an gleicher Stelle den von Herrn Prof. A. Köster-Leipzig herausgegebenen Briefwechsel zwischen G. Keller und Th. Storm begrüßen und besprechen zu dürfen. Heute ist es ein ähnliches Werk, ein nicht minder bedeutsames und beachtenswertes Buch, das dem Verfasser dieser Zeilen zu einer kurzen kritischen

Würdigung seiner gehaltvollen Darbietungen die Feder in die Hand drückt. Ist es schon an und für sich für den schweizerischen Literarhistoriker sehr erfreulich zu beobachten, wie die großen Meister unseres nationalen Schrifttums in der letzten Zeit auch im Auslande mehr und mehr die ihnen gebührende Anerkennung und ästhetisch-kritische Bewertung finden, so ist die wohlwollende Aufnahme einer Schrift wie des vorliegenden Briefwechsels noch eine besondere Ehrenpflicht der Dankbarkeit gegenüber ihrem Herausgeber. Die letzten Jahre brachten uns in rascher Folge wertvolle Erscheinungen dieser Art; ich weise, um nur einiges Wenige zu nennen, etwa auf die beiden kleinen, aber trefflichen Monographien Ricarda Huchs und O. Stoeßls über G. Keller hin, sodann auf A. Langmessers neue Biographie C. F. Meyers, die interessanten Erinnerungen Betsy Meyers an ihren Bruder und die ebenfalls von O. Stoeßl verfaßte, kleine monographische Darstellung des Kilchberger Poeten in der von G. Brandes herausgegebenen Sammlung „Die Literatur“. Diesen genannten Werken, die im Inlande wie im Auslande die verdiente Beachtung und eine weite Verbreitung gefunden haben, stellt sich der neuerdings von Anton Bettelheim veröffentlichte „Briefwechsel zwischen Louise von François und C. F. Meyer“ in jeder Beziehung würdig an die Seite. Der bereits durch andere literarische Unternehmungen rühmlichst bekannte Herausgeber der Briefe hat uns in diesen Zeugnissen freundschaftlicher Dichterzwiesprache eine solche Fülle interessanter Einzelzüge und reichhaltiger Anregungen aus dem Leben und Wirken dieser zwei Dichterpersönlichkeiten geboten, daß es wohl gerechtfertigt erscheinen mag, im Folgenden etwas näher auf dieselbe einzutreten.

Was den Briefwechsel des Kilchberger Poeten mit der Verfasserin der „Letzten Reckenburgerin“ seine besondere Bedeutung und gleichzeitig auch seine Eigenartigkeit und Weihe verleiht, das ist der auch von dem Herausgeber der Briefe im Vorworte mit Recht hervorgehobene Umstand, daß gerade dieser feinsinnigen und großgesinnten Freundin gegenüber der aristokratische und sonst so zurückhaltende Dichter in seinen schriftlichen Unterhaltungen mit ihr eingehender, wärmer und zutraulicher geworden ist, als man es sonst von ihm gewöhnt war. Nicht umsonst hat er auch ihre Antwortschreiben auf seine Briefe sorgfältig geordnet und verwahrt; schon aus diesem kleinen Zuge gewinnen wir die Empfindung, die uns auch beim Lesen nachher nicht mehr verläßt, daß die kluge Beraterin in Weißenfels in der Tat im Leben C. F. Meyers etwas war und galt, das ihm so leicht keine andere Persönlichkeit seines Umganges hätte ersetzen können. Ihrem scharfsichtigen und doch freundschaftlich objektiven und oft fast männlich-freimütig anmutenden Urteile gegenüber durfte sich Meyer als Mensch wie als Künstler geben wie er war, jene großen und kleinen Leiden und Freuden in Beruf und Leben aussprechen, ohne die Gefahr mißverstanden oder mißbraucht zu werden. An manchen Stellen läßt uns

die Lektüre der Briefe den mehr oder weniger starken Einfluß, den Louise von François' künstlerische Kritik auf Meyers Schaffen ausgeübt haben mag, deutlich erkennen. Und es ist gewiß auch kein bloßes poetisches Kompliment gewesen, wenn er die bejahrte Freundin und verständnisinnige Vertraute seiner lyrischen, epischen und dramatischen Muse einmal in dankbarer Anerkennung ihres, seine Schöpfungen befruchtenden Interesses, in künstlerischer Beziehung seine „Boussole" genannt hat! So verschiedenartig die beiden Naturen, schon durch ihr Geschlecht, wie durch Herkunft, Bildung und die Verhältnisse ihrer Umgebung auch gewesen sein mögen, diese Ungleichheiten waren vielleicht eher ein Vorzug als ein Hemmnis für ihr gegenseitiges gutes Verständnis, das wohl über die Grenzen der bloß literarischen und beruflichen Interessengemeinschaft hinausgegangen sein mag, wie aus dem warmen Ton der Briefe leicht ersichtlich ist; nicht bloß Geist und Verstand, auch Herz und Gemüt tauschen da eifrige und rückhaltlose Zwiesprache aus. Und es ist ein schönes Zeichen für die Aufrichtigkeit der unsere Briefschreiber erfüllenden Gesinnung und Zuneigung, daß sie sich trotz der in ihren Briefen oft deutlich, ja manchmal fast schroff zutage tretenden Verschiedenartigkeit ihrer Charaktere doch zeitlebens, bis in die späteren Jahre ihrer beiderseitigen Erkrankung hinein treu und herzlich zugetan geblieben sind. Der über 140 Zeugnisse umfassende Briefwechsel der beiden Arbeitsgenossen setzt Ostern 1881 ein und schließt Ende 1891: eine Spanne von zehn inhaltsreichen Jahren, die manches wertvolle Werk unserer zwei Briefsteller gereift und gezeitigt haben, erhält darin ihre bedeutsamen, persönlichen Streiflichter.

Was nun speziell die Briefe C. F. Meyers betrifft, die uns als interessante und bezeichnende Zeugnisse für seine Auffassung von Leben, Kunst und Beruf natürlich in besonders hohem Grade anziehen, so bieten sie zwar der bisherigen Erforschung von Meyers schriftstellerischer Tätigkeit nur wenig neue Ergebnisse; um so größer aber ist die Ausbeute, die wir aus ihnen zur Betrachtung des Menschen, der Persönlichkeit des Künstlers gewinnen. Da finden wir manche Züge und Aussprüche, die uns auf den ersten Blick wohl als Überraschungen, vielleicht sogar als befremdende Widersprüche im Seelenleben des Dichters erscheinen müßten, wären wir uns nicht auch hier dessen bewußt, daß auch von C. F. Meyers Briefen das beherzigenswerte Wort gilt, das er zur Charakterisierung seines Helden dem Zyklus der „Huttengesänge" vorangesetzt hat: „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch!" Und welch ein Mensch, oder welcher wahrhaft große und ernst zu nehmende Künstler überhaupt wäre frei von derartigen, sich scheinbar ausschließenden Eigenschaften seines Wesens oder Ausflüssen seiner Stimmung? Bleiben wir dieser Tatsache eingedenk, so wird uns manche frappierende Äußerung in diesen ungezwungen niedergeschriebenen

Blättern verständlich, verzeihlich, ja natürlich und notwendig vorkommen; ja sie wird uns das einmal von dem Dichter gewonnene Charakterbild nicht zerstören, sondern es vielmehr wertvoll ergänzen und vollenden. So etwa, wenn wir auf Stellen stoßen, wie die folgende: „Die lyrische Ader ist nicht allzu stark, aber verflattern lassen darf man die Sächelchen auch nicht" (Nr. 4, 10. Mai 1881) oder: „Meine Lyrik, liebe Freundin, verachte ich nicht, weil sie gefühlvoll, sondern weil sie mir nicht (oder wenigstens nicht mehr) sei es wegen der Zeitentfernung, sei es wegen Verschärfung des Wahrheitssinnes — weil sie mir — nicht wahr genug erscheint. Wahr kann man (oder wenigstens ich) nur unter der dramatischen Maske *al fresko* sein. Im „Jenatsch" und im „Heiligen" (beide ursprünglich dramatisch konzipiert) ist in den verschiedensten Verkleidungen weit mehr von mir, meinen wahren Leiden und Leidenschaften, als in dieser Lyrik, die kaum mehr als Spiel oder höchstens die Äußerung einer untergeordneten Seite meines Wesens ist." (!) (Nr. 26, Charsamstag 8. Mai 1882.) In einer Stelle soviel Selbsterkenntnis und ebensoviel Selbsttäuschung! Oder man vergleiche gar die sich seltsam selbstverkennende Äußerung des Dichters: „Ich muß zuweilen selbst über diese Widersprüche lachen mit jenem nicht genug zu lobenden Leichtsinne, dessen ich gar sehr bedarf, um der starken melancholischen Ader das Gleichgewicht zu halten, welche ich von meiner lieben Mutter geerbt habe, und die meine ganze ‚lyrische' Ader ist". (Nr. 52, 4. Mai 1883.) Auch hier wieder im gleichen Satze zunächst ein klares, schwerwiegendes Urteil, dann ein fast unverzeihlicher, die Wahrheit völlig verkennender Irrtum. Manche solcher widerspruchsvollen Aussprüche ließen sich noch beibringen, die für des Dichters jeweilige Stimmung bezeichnend sind, aber auch für die Vielseitigkeit seines Naturells zeugen, wie etwa, um schließlich nur noch ein Zeugnis herauszugreifen, der folgende Passus: „Dann fehlt mir ein Segel: Ich bin nicht ehrgeizig. Die ed. 2 meiner Gedichte steht bevor, ohne daß es mich freute. (!) Einfach weil die Sammlung mir durch ihre Subjektivität verleidet ist. Man sucht die unendliche Mannigfaltigkeit oder auch die Grundfiguren, kurz das Ganze, nicht eine armselige Individualität". (Nr. 54, 16. Juni 1883.)

Diese einzelnen Proben aus dem reichhaltigen Gedankenaustausch, den der Züricher Schriftsteller mit seiner „Allverehrtesten und Unentbehrlichen", wie er sie einmal nennt, Weißenfelser Freundin gepflogen hat, mögen schon dartun, welche Bedeutung der Gabe zukommt, die uns A. Bettelheim durch die Veröffentlichung dieses Briefwechsels beschert hat; Laien wie Fachleute werden ihm für diese wertvolle Publikation besten Dank wissen. Auch der Verleger hat das Seinige getan, dem Buche durch sauberen Druck und gutes Papier eine seinem Inhalt entsprechende Ausstattung zu geben. Die Sammlung und die Anordnung der Briefe, sowie die sie begleitenden Anmerkungen beweisen die liebe-

volle Sorgfalt, mit der der Herausgeber sich seiner Arbeit angenommen hat. Einen Druckfehler, der sich auf Seite 152 des Buches eingeschlichen hat, wo es, wenn von dem verfallenen engadinischen Dörfchen am Fuße des Corvatsch die Rede ist, „Surlej“ statt „Surby“ heißen sollte, berichtigen wir damit gleich. Und endlich sei auch noch zu Handen einer wohl bald nötig werdenden, zweiten Auflage des Buches der Wunsch an den Herausgeber gerichtet, er möge dann in dem den Band beschließenden Register nicht bloß die in den Briefen genannten Personennamen berücksichtigen, sondern auch die Stellen darin aufnehmen, wo von den Werken der beiden Briefsteller die Rede ist. Dadurch würde gerade dem Literarhistoriker die Benützung der zahlreichen zerstreuten, oft sehr wertvollen Angaben über die Entstehung und die gegenseitige Kritik der Meyerschen und Françoisschen Dichtungen um ein Wesentliches erleichtert. Aber schon in seiner jetzigen Gestalt wünschen wir dem Werk recht viel eifrige Benützer und namentlich recht viel aufmerksame, sich freudig in seine intimen Schönheiten und Gedankenreichtümer versenkende Leser.

Zürich. A. Schaer.

Theodor Fontanes Briefe an seine Familie. Zwei Bände. Berlin 1905, F. Fontane und Co. 10 M.

Schon vor dem Erscheinen dieser Briefe waren wir über Theodor Fontanes schlichte Persönlichkeit durch seine autobiographischen Schriften wie durch seine stark individuell gefärbten Romane gut unterrichtet, aber erst jetzt kennen wir ihn ganz. Bei wenigen Briefschreibern geht uns die Wahrheit des Goetheschen Wortes „Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann“, so deutlich auf wie bei ihm. Die anspruchslosen, niemals bewußte Kunst verratenden Blätter, die er im Laufe von sechsundvierzig Jahren an seine Familienmitglieder schrieb, geben ein sprechendes Bild des Menschen und Schriftstellers und bilden durch ihren Inhalt wie durch ihre Form die beste Ergänzung zu seinen Werken.

Die Dokumente des ersten Bandes beginnen, da aus Fontanes Jugend nichts erhalten ist, mit seinem ersten längeren Aufenthalte in England (1852) und führen uns bis 1881; die des zweiten stammen aus den letzten siebzehn Jahren seines kampfreichen Lebens, die wir als die Blüteperiode seines dichterischen Schaffens bezeichnen dürfen.

Der überaus reiche menschliche Gehalt dieser Briefe kann in einer kurzen Anzeige auch nicht annähernd erschöpft werden. Ich muß mich mit einigen Andeutungen begnügen. — Durch einzelne bittere und schroffe Äußerungen, die dem erst so spät zur Anerkennung gelangten sein Schriftstellerelend oder Familienkonflikte entpressen, und manches verdrießliche Wort aus dem letzten Jahrzehnt, während dessen Fontane sich nicht gerade

der besten Gesundheit zu erfreuen hatte, scheint sein Bild, wie wir es bisher kannten, einen fremden Zug angenommen zu haben. Aber dieser Zug ist kein vorherrschender, als Ganzes bestätigt die Briefsammlung des Dichters Wort, daß er viel von dem Fontaneschen Familiencharakter besitze, „der sich in alles findet, in Klugheit und Dummheit, in Noblesse und Gewöhnlichkeit, in Freundschaft und Gleichgültigkeit, vorausgesetzt, daß er selber nicht maltraitiert wird und genug zu essen hat“ (1, 51). Ein wundervoller, ein wenig sarkastisch gefärbter Humor hebt ihn in den meisten Fällen befreiend über Widriges hinweg. Ähnlich wie die ihm wesensverwandte Frau Aja schreibt Fontane einmal: „Ich habe nichts so gerne wie fröhliche Menschen und kann ich's selber oft nicht sein, so liegt die Schuld wahrhaftig nicht an meinem guten Willen“ (1, 11). Er nennt seine Lebensauffassung „heiter und sehr unasketisch“, er will sich den „charme“ des Lebens nicht rauben lassen und meint: „solange keine Wolken da sind, freue man sich des himmlischen Lichtes“ (1, 144). Alles Feierliche, „Ehrpußliche“ reizt ihn zu kritischen Betrachtungen (1, 166). Sentimentalität kennt er nicht. Seine schöne Toleranz in sittlichen Fragen bekundet ein Schreiben aus dem Jahre 1887 (2, 155), wie nüchtern aber das Denken des Gegenwartsmenschen hinsichtlich des Humanitätsideals war, lehrt seine Freude über den „immer mehr zutage tretenden Bankerott der Afterweisheit“ des 18. Jahrhunderts. Das „Unheil“, das Lessing mit seiner Geschichte von den drei Ringen angerichtet habe, sei „kolossal“, das „seid umschlungen, Millionen“ ein „Unsinn“. „Hoheitsaufgaben, die doch nicht gelöst werden können, verwirren die Menschheit nur. Ganz allgemein aufgestellt, sind unerfüllbare Sätze, wie ‚liebet eure Feinde‘, groß und segensreich. Denn der Einzelne kann sich daran in den Himmel hineinstrampeln. Und ich bewundere es dann. Aber so wie das praktische Leben für den Alltagsgebrauch danach eingerichtet werden soll, geraten wir in die Nesseln und schreien ‚au‘“ (2, 73 f.).

Höchst bemerkenswert ist die Selbstkritik Fontanes. „Ich bin gewiß eine dichterische Natur“, erklärt er 1857, „mehr als tausend andre, die sich selber anbeten, aber ich bin keine große und keine reiche Dichternatur“ (1, 81). 1882 behauptet er, erst während der Arbeit an seinem Buch „Der Krieg gegen Frankreich 1870—71“ und dem Roman „Vor dem Sturm“ ein Schriftsteller geworden zu sein, „d. h. ein Mann, der sein Metier als eine Kunst betreibt, als eine Kunst, deren Anforderungen er kennt“ (2, 17). In der Poesie habe er die Erkenntnis dreißig Jahre früher gehabt als in der Prosa; darum lese er seine Gedichte „mit Vergnügen oder doch ohne Verlegenheit“, während seine Prosa aus derselben Zeit ihn beständig „geniere und erröten mache“ (2, 18).

Hier und da führt er uns in seine Dichterwerkstatt ein: „Meine ganze Aufmerksamkeit ist darauf gerichtet, die Menschen so sprechen zu

lassen, wie sie wirklich sprechen. Das Geistreiche (was ein bißchen arrogant klingt) geht mir am leichtesten aus der Feder. Ich bin — auch darin meine französische Abstammung verratend — im Sprechen wie im Schreiben ein Causeur, aber weil ich vor allem ein Künstler bin, weiß ich genau, wo die geistreiche Causerie hingehört und wo nicht" (2, 22). Auf Vorwürfe gegen seine Andacht zum Kleinen erwidert er: „Ich behandle das Kleine mit derselben Liebe wie das Große, weil ich den Unterschied zwischen klein und groß nicht recht gelten lasse; treff' ich aber wirklich 'mal auf Großes, so bin ich ganz kurz. Das Große spricht für sich selbst; es bedarf keiner künstlerischen Behandlung, um zu wirken. Gegenteils, je weniger Apparat und Inszenierung, um so besser" (2, 71 f.).

Bei aller Bescheidenheit, besaß er ein gesundes Selbstbewußtsein. So spricht er 1883 die feste Überzeugung aus, daß er mit Arbeiten in der Art von L'Adultera, die ein einfaches Stück Leben ohne jede Nebenabsicht oder Tendenz gibt, wenn er zehn Jahre jünger wäre, durchdringen und, abgesehen von dem äußeren Erfolge, insofern besser als Turgenjew und Zola reussieren würde, als seine Schreibweise von Übertreibungen überhaupt und vor allem von Übertreibungen nach der Seite des Häßlichen hin völlig frei sei. „Ich bin kein Pessimist, gehe dem Traurigen nicht nach, befleißige mich vielmehr, alles in jenen Verhältnissen und Prozentsätzen zu belassen, die das Leben selbst seinen Erscheinungen gibt" (2, 27).

Auch über seine kritische Begabung war Fontane durchaus im klaren: „Ich habe mich nie für einen großen Kritiker gehalten und weiß, daß ich an Wissen und Schärfe hinter einem Manne wie Brahm weit zurückstehe, habe das auch immer ausgesprochen. Aber doch muß ich für natürliche Menschen mit meinen Schreibereien ein wahres Labsal gewesen sein, weil jeder die Antwort auf die Frage „weiß oder schwarz", „Gold oder Blech" daraus ersehen konnte; ich hatte eine klare, bestimmte Meinung und sprach sie mutig aus" (2, 242).

Leichtfertig schnell gefaßte Urteile sind ihm ebenso verdammenswert als schwankende. Als er eines Tages mit Spielhagens am Nordseestrande spazieren ging, kam das Gespräch zuletzt auf Literatur: „Daudet, Zola, Heyse, Björnson, Ibsen, auch andere noch wurden gestreift. Die ganze Geschichte dauerte nur fünf Minuten, erinnerte aber an die Minuten vor St. Privat, wo in jeder Sekunde hundert fielen. Das reine Massacre. Was gesagt wurde, war nicht so schlimm, aber was ungesagt blieb, war schlimm." Das gab dem Dichter zu denken, und er fragte sich erschrocken: „Bin ich auch so? Hau ich auch so erbarmungslos in die Pfanne?" (2, 60). Er durfte mit „nein" antworten. Abgesehen von jenen „Schriftstellern", die nur das Unterhaltungsbedürfnis des Lesepublikums zu befriedigen trachteten (Marlitt, Max Ring ꝛc.), verwarf er keinen völlig, sondern erkannte an jedem wenigstens etwas an.

Nicht viele sind so, wie er, stets der Forderung eingedenk gewesen: „Die Kritik muß klug und bescheiden geübt werden und muß sich bei jedem Wort ihrer Grenzen bewußt bleiben“ (1, 290). Das lehren seine Theaterkritiken für die Vossische Zeitung, von denen Paul Schlenther jüngst eine schöne Auswahl herausgegeben hat. Wer diese „Causerien“ kennt, der begreift, wie Fontane, der an sich selbst die größten Anforderungen stellte, mit den kritischen Leistungen anderer selten zufrieden war, so daß wir in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1880 das Wort finden: „Nichts liegt so darnieder wie die Kritik“ (2, 46). Interessant ist sein Urteil über die kritische Befähigung Lindaus und Blumenthals (ebenda), desgleichen die Polemik gegen die Ästhetiker (1, 294).

Im ganzen bieten diese Familienbriefe wenig an kritischen Äußerungen, die wenigen aber sind wertvoll. Im ersten Bande ist mehrfach von seinem Liebling Walter Scott die Rede. Fontane liest die Erzählungen eines Großvaters „mit ungeschwächter Erbauung“ und entzückt sich „an der Kindlichkeit, an der klassischen Einfachheit des Ausdrucks“ (1, 149). „The Heart of Midlothian“ läßt ihn über Scotts „wunderbares Talent für Einleitungen“ staunen (1, 156). Als das Größte an diesem Werk preist er die sich darin aussprechende Gabe, „Menschen das Natürliche, immer Richtige sagen zu lassen“ (1, 160), eine Kunst, die Fontane von dem englischen Meister gelernt hat. Daß er, zumal in späteren Jahren, auch dessen Schwächen erkannte, beweist ein Schreiben vom 18. August 1877, in dem sich neben begeisterten Lobsprüchen Worte finden, wie: „breit, vollgestopft mit Notizen von höchst zweifelhaftem Interesse, nicht allzu sorglich in der Ausführung, nicht allzu tief in der psychologischen Behandlung“ (1, 247). So stellt er denn zwei Jahre später Scotts geniale Massenproduktion „in gewissem Sinne“ tiefer als jene „feinen Schriftsteller, die jede Zeile, die sie schreiben, vor Gott und Menschen verantworten können“, „Talente wie Mörike, Tieck, Eichendorff, Keller, Storm“ (1, 282). Wir können noch den Namen Raabes hinzufügen, der ebenfalls zu den Lieblingsdichtern Fontanes gehörte. Sein Freund Paul Heyse wird verschiedentlich erwähnt; S. 138 des ersten Bandes gibt einen Beitrag zur Entstehungsgeschichte des „Romans der Stiftsdame“. Über einen anderen Vertreter des Münchner Dichterkreises, den Grafen Schack, sagt Fontane treffend: „alles tüchtig, durchdacht, gefeilt, korrekt, wirklicher Künstler — es fehlt ihm nur eins: Kraft, und weil er keine Kraft hat, ist alles nur gemacht, aber nicht erzeugt“. Alles, was Schack schreibe, könne auch ein anderer geschrieben haben. Ihm stellt er Lenau gegenüber, den man „auf 500 Schritt“ erkenne (2, 45). In den Apriltagen des Jahres 1884, die auf Geibels Tod folgten, gibt er seiner Verehrung für diesen Ausdruck (2, 88). Liebt er in Geibel vielleicht mehr den Menschen als den Poeten, so ist sein Verhältnis zu Heine das umgekehrte. Nach der Lektüre seiner Memoiren, die 1884 in der „Gartenlaube“ erschienen, schreibt er

an die Tochter: „Alles kolossal geistreich, fein, witzig; kuckte nicht die Verlogenheit und Eitelkeit überall hervor, so wär' es Nummer eins" (2, 84). Gut ist Fontanes Bemerkung über Gottfried Kellers „Legenden" und C. F. Meyers „Chronikstil" (2, 245), richtig beurteilt er auch Wildenbruch (ebenda).

Eins der erfreulichsten Kapitel in der uns noch fehlenden wissenschaftlichen Fontanebiographie wird das Verhältnis des greisen Dichters zu der Literaturjugend der achtziger und neunziger Jahre und zu den neuen Strömungen, denen sie folgte, zu behandeln haben. Kein einziger seiner Altersgenossen hat so viel Verständnis für sie gehabt wie er. Es ist lehrreich zu beobachten, wie er sich, scheinbar auf Anregung seines Sohnes, in Zola vertieft, obwohl dessen „traurige Welt" seiner Anschauung wenig entspricht, und dem Können des französischen Romanschriftstellers gerecht zu werden sucht (1, 287. 294; 2, 28 f. 33. 35 f. 46), und wie er die ihm unsympathische Kunst von Männern wie Turgenjew (1, 314 f.) und Strindberg (2, 305 f.) objektiv zu würdigen strebt. Ein beachtenswertes literarhistorisches Dokument bildet besonders der Brief vom 14. September 1889, in dem sich Fontane über Gerhart Hauptmanns Erstlingsdrama „Vor Sonnenaufgang" ausspricht (2, 232 f.).

Seine literarische Bewertung von Richard Wagners Nibelungentetralogie (1, 316) zu einer Zeit, während der noch heftig gegen den Bayreuther Meister gekämpft wurde, verrät wieder sein vorurteilsloses Bemühen, in den Kern des Kunstwerks einzudringen. Den Schlußsatz, der in eine Spitze gegen den Menschen Wagner ausläuft, werden freilich nicht alle unterschreiben. Charakteristisch ist des unmusikalischen Dichters Aufenthalt in Bayreuth und sein Besuch der Parsifalaufführung (2, 221).

Unter den Bemerkungen über bildende Kunst sei Fontanes Urteil über Franz Stuck hervorgehoben (2, 251 f.). Es mag als Beweis gelten, daß der Greis auch auf diesem Gebiet die Jugend und ihre neuen Ideale verstand. Von Adolf Menzel, der ihm befreundet war, erfahren wir manche charakteristische Züge. — In gelegentlichen Theaterberichten kommt auch die Mimik zur Geltung. Bezeichnend für seine Tätigkeit als Bühnenkritiker sind die Gefühle, die ihn bewegen, als er sich gezwungen sieht, ein scharf ablehnendes Wort gegen die gefeierte Clara Ziegler zu schreiben (1, 270 f.). Die großen Zeitfragen und -Ereignisse bleiben nicht unberührt; von den Briefen, die Fontane während seiner Gefangenschaft in Frankreich an die Seinigen richtete, sind mit Rücksicht darauf, daß ihr Inhalt größtenteils in dem Buche „Kriegsgefangen" verwertet ist, nur wenige Proben gegeben. Den reichsten Zeitgehalt bergen die Briefe aus dem Jahre 1888; im letzten Jahrzehnt fällt über Bismarck manches Wort.

Fontane war ein passionierter Briefschreiber und besaß ein glänzendes „talent epistolair". Der Reiz seiner Briefe beruht mehr noch auf der Form, der Art, wie er sich äußert, als auf dem Inhalt. Selbst den

kleinen „Notizenbrief" weiß er anziehend zu gestalten. Er schreibt, wie er spricht, und flicht häufig Zwiegespräche in direkter Rede ein, wodurch schon Goethes Mutter in ihren Briefen so lebendig zu wirken verstand. (1, 127. 158. 297; 2, 126. 297 f. 326.) Diese Dialoge reihen sich denen in seinen Romanen und Novellen würdig an, und auch sonst dürfen sich Fontanes briefliche Plaudereien mit denen des Epikers und Bühnenkritikers messen.

Herausgeber der Sammlung ist des Dichters Freund und Schwiegersohn, Professor Fritsch, dem in seiner Gattin eine kluge Beraterin an die Seite trat. Die Arbeit des Paares bestand darin, aus etwa tausend Briefen das Wertvollste zu wählen und die zum Druck bestimmten 377 durch Streichung des Nebensächlichen zu kürzen. Einzelnes mußte mit Rücksicht auf noch lebende Personen verändert oder völlig unterdrückt werden. Das ganze Werk ist in zwölf Abschnitte geteilt, jeder Abschnitt wird durch eine kurze Erzählung der wichtigsten Tatsachen in Fontanes Leben und Schaffen während der betreffenden Jahre eingeleitet. Die erklärenden Fußnoten hätten hier und da reicher sein können, und sehr bedauerlich ist das Fehlen eines Namen- und Sachregisters, das in einer hoffentlich bald nötig werdenden zweiten Auflage hinzugefügt werden möge. Diese Ausstellung soll aber unsern Dank für die schöne Gabe nicht verkümmern. Es bleibt hocherfreulich, daß die Adressaten der Briefe schon jetzt ihre Schätze der Öffentlichkeit zugänglich gemacht haben.

Hannover. Werner Deetjen.

Ferdinande Freiin von Brackel, Mein Leben. Mit zwölf Kunstdruck- und zwei Handschriftbeilagen. Erste bis dritte Auflage. Köln a. Rh. [1905]. Verlag von J. P. Bachem. 2.40 M.

Autobiographien haben schon ihren Wert, wenn die Umgebung, in der der Bekenner oder die Bekennerin aufgewachsen, richtig geschildert ist; wir besitzen keine bessere Charakteristik der einzelnen Landschaften Deutschlands als sie uns auf diesem Wege zuteil wurde, für Westfalen z. B. durch Annette von Droste, Levin Schücking, Friedr. Wilh. Weber. Hiezu kommt als vierte Ferdinande Freiin von Brackel, die in dem vorliegenden Buche ihre Herkunft, ihr Emporwachsen, ihr Reifen zur Dichterin darlegt.

Sie ist 1835 im südlichen Winkel des Paderborner Landes geboren, zu Welda im Kreise Warburg. Ihre Eltern waren Franz Ferdinand Freiherr von Brackel und Charlotte geb. Freiin von Asbeck; es werden auch die Großeltern und ihre Geschicke in der Revolutionszeit vorgeführt; eine der Großmütter war die Tochter eines französischen Marquis, der als Emigrant herkam. Ferdinande wuchs in der Abgeschiedenheit eines westfälischen Herrensitzes auf, in der Jugend schwächlich, auch nicht schön, daher mehr auf innerliche Entwicklung angewiesen; als kleinere poetische Versuche in ihrem Kreise Beifall fanden, ging sie an Erzählungen, wobei ihr ein englisches Vorbild, die Lady Fullerton, vorschwebte. Da sie von Befreundeten auf eine Reise nach Gastein (das übrigens nicht in Tirol liegt, wie die Dichterin meint, sondern im Salzburgischen) mitgenommen wurde, faßte sie Vorliebe für die Alpenlandschaft, durch eine Notiz in der Geographie von Daniels wurde sie darauf gebracht, ihre Erzählung „Heinrich

Findelkind" zu schreiben, die als Feuilleton in katholische Zeitungen kam. Das zweite Stück „Die Tochter des Kunstreiters" ward durch Mitteilungen ihres Bruders, der ihr den Zirkus Renz beschrieb, hervorgerufen, noch ehe die Verfasserin einen Zirkus gesehen hatte. Es erschien in der Kölnischen Volkszeitung (1875) und wurde mit Beifall aufgenommen. Diesem stimmte auch Emanuel Geibel zu, der in einer mit der Dichterin befreundeten Familie verkehrte, so daß die Erzählung, obwohl die Paderbornerin ihren streng katholischen Charakter nicht verleugnete („Paderborn stößt ins Pfaffenhorn" sagt man in Westfalen), bald auch im protestantischen Norden weiter verbreitet wurde. Später, in den achtziger Jahren, verlebte die Dichterin bei einem verwitweten Bruder einige Jahre in Holstein. Über all das gibt die Autobiographie in schlichter Weise Aufschluß. Wir ersehen die individuelle Entwicklung der Dichterin, wir erfahren, wie sie zuerst zögernd und schüchtern Fuß faßte und wie sie aus dem engeren Rahmen der Heimat hinaustrat in die größere Öffentlichkeit, bis sie allgemeinere Anerkennung fand. Was von dem Familienleben in Welda mitgeteilt wird, erregt das Interesse des Lesers um so mehr als die Großeltern, die Eltern, Ferdinande als 17jähriges Mädchen, dann in reiferen Jahren, auch Schloß Welda und der Dichterin Arbeitszimmer daselbst durch gute Abbildungen veranschaulicht sind. Das Beispiel, das Annette von Droste unserer Autorin gegeben, ist S. 100 zitiert; auch sonst mahnt manches an die große Vorgängerin im Münsterlande; beide haben in der Einsamkeit des Landlebens sich gebildet, doch ist Annette viel männlicher als Ferdinande. Auf diese wirkte die Gräfin Hahn-Hahn ein, auch W. H. Riehls kulturgeschichtliche und sozialpolitische Schriften läuterten ihre volkswirtschaftlichen Anschauungen, wovon sie in ihren Novellen und Romanen Gebrauch machte. Mit ihrem Vetter, dem bekannten Zentrumsabgeordneten Freiherrn von Schorlemer-Alst, dem Begründer der westfälischen Bauernvereine, stand Freiin von Brackel in freundschaftlicher Beziehung und gelegentlich neckischem Verkehr; sie schickte ihm Hauswürste nach Berlin zu, welche Sendung von einem scherzhaften, in Anhang 1 mitgeteilten Gedicht begleitet war. 1866 stand sie entgegen der Ansicht, die in Westfalen überwiegend war, mit ihren Sympathien auf preußischer Seite, aus Gründen, die man im Buche nachlesen mag, das über die Stimmungen gewisser Bevölkerungsschichten in erwünschter Weise Bescheid gibt.

J. J.

Wilbrandt Adolf, „Erinnerungen". Stuttgart und Berlin 1905, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 3 M.

Adolf Wilbrandt, einer der besten aus der an berühmten Namen so reichen Direktionsgeschichte des Wiener Burgtheaters, hat seine Erinnerungen geschrieben. Ein Dichter hat sie geschrieben. Und was den Dichter nach Goethe ausmacht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz, das spricht auch hier vernehmlicher als die Stimme ruhiger Betrachtung. Der Reiz dieser Erinnerungen liegt denn auch zuvörderst in der liebenswürdigen Wärme, die sie durchströmt. Nur selten fällt ein hartes Wort, ein scharfes Urteil. Aber lebendiger, durch kleine Einzelzüge belebter, hätte uns niemand diese Porträtgalerie des Burgtheaters zeichnen können als eben Wilbrandt. Sie leben wieder vor uns, die Größen der „alten Burg": die Wolter, die Gabillons, Schöne, die Haizinger, Laube, Dingelstedt und Förster und auch den Sternen, die noch strahlen, sind Worte freundschaftlicher Charakteristik gewidmet. Und zwischen durch erfreut sich der Leser an mancher heitern Episode aus Wilbrandts Direktionszeit, an manchem fröhlichen Gelegenheitsscherz, an manchem klugen und feinen Wort über die Kunst des nachschaffenden Regisseurs. Alles ist mit dem liebenswürdigen Ichbewußtsein des Dichters erzählt.

Für die Literaturgeschichte kommt insbesonders die zweite Abteilung, die Wiener Erinnerungen, in Betracht. Grillparzer, Angenzruber, Bauernfeld, jeder

mit knappen, charakteristischen Worten, unter der unmittelbaren Einwirkung persönlicher Begegnung geschildert, stehen lebendig vor uns. Bei diesen Dichterporträts vereinigt sich dichterische Plastik mit einem sachlichen Erfassen und Abschätzen zu einer so innigen Einheit, daß sie dem Biographen willkommenes, unschätzbares Zeugnis werden.

Dresden. Karl Zeiß.

Kilian Eugen, Dramaturgische Blätter, Aufsätze und Studien aus dem Gebiete der praktischen Dramaturgie, der Regiekunst und der Theatergeschichte. München und Leipzig 1905 bei Georg Müller. 7 M.

Kilian hat in dem vorliegenden Bande Aufsätze und Studien, die er vordem schon in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichte, gesammelt herausgegeben. Diese Sammlung unterscheidet sich von ähnlichen Veröffentlichungen der letzten Jahre aufs vorteilhafteste schon dadurch, daß die einzelnen Aufsätze für die Buchform sorgfältig redigiert sind. Es sind keine flüchtigen, wahllos zusammengestellten Arbeiten für den Tag, sondern Resultate eindringlicher Forschung und Beobachtung, dargestellt in einem vornehm sachlichen Ton und zusammengehalten durch eine gesunde Grundauffassung vom Wesen und Zweck der Schaubühne.

Sieben von den Aufsätzen beschäftigen sich mit Shakespeare. Die Münchner Shakespeare-Bühne und ihre Vorgeschichte wird dargestellt. Der archaistische Charakter dieser „Reform" wird betont, ihre Widersprüche und Inkonsequenzen werden ins rechte Licht gerückt und trotz aller Anerkennung wird sie doch im ganzen abgelehnt. Kilian hat dem Münchner Unternehmen mit Recht einen vorsichtigen, aber immerhin deutlichen Nekrolog geschrieben. Seine eigenen Ansichten über die Einrichtung Shakespearescher Stücke für die moderne Bühne entwickelt Kilian in dem Aufsatz „Shakespeare auf der modernen Bühne" und er erläutert sie in diesen und den folgenden Kapiteln an praktischen Beispielen. Seine Darlegungen fordern fast nirgends zum Widerspruch heraus. Immer gibt er Rechenschaft von früheren Versuchen und würdigt eingehend die Bühnengeschichte der einzelnen Werke (Widerspänstige, Lear, Maß für Maß, Sommernachtstraum). Zur Aufführung und szenischen Darstellung des „Sommernachtstraums" macht er kluge und jedem Regisseur zur Nachachtung zu empfehlende Bemerkungen und Vorschläge. Maßgebend sind ihm immer der Geist des Werkes und die Absichten des Dichters. Kilian wagt es, auch der herrschenden Mode gegenüber seine Meinung zu sagen. Das Kapitel „Regiesünden" und die Ausführungen über die übertriebene Deutlichkeit kann man unterschreiben, wenn man auch in einer stärkeren Beeinflussung des Bühnenbildes durch die moderne Malerei etwas Erstrebenswertes erblickt. Wenn die Meininger durch Piloty und Kaulbach malerisch bestimmt waren, so ist es nur natürlich, daß heute eben die Malerei unserer Zeit ihren Anteil an der Gestaltung des szenischen Bildes verlangt.

Auch was Kilian über die Bühnenfassung des „Götz von Berlichingen" ausführt, verdient Zustimmung. Daß auch für die Bühne die Fassung von 1773 in der Hauptsache als maßgebend zu gelten hat, sollte sich eigentlich von selber verstehen. Aufsätze über Kleists „Schroffensteiner", Raimunds „Gefesselte Phantasie", Bauernfelds „Fortunat", den Kilian zum erstenmal wieder auf die Bühne gebracht hat, über Grabbes „Don Juan und Faust", über Klingemann und Schreyvogel, über Eduard Devrient, dessen Andenken das Buch gewidmet ist, zeigen uns Kilian als dramaturgischen Schriftsteller, in dem sich gründliche literarhistorische Bildung und praktische Theatererfahrung vereinigen. Seine „dramaturgischen Blätter" knüpfen an die wertvolle ältere dramaturgische Literatur, an die Schriften Tiecks, Laubes, Dingelstedts und Devrients, wieder an und erbringen den Beweis, daß sich auch heute noch über das Theater ernsthaft und sachlich reden läßt.

Dresden. Karl Zeiß.

Bibliographie.

Zusammengestellt von Alfred Rosenbaum in Prag.

Bücher.

Allgemeines. Literaturgeschichte. Ästhetik. Poetik. Sammelwerke.

Bizzarro Gae., Sulla utilità degli studi paralleli delle lingue e delle diverse letterature: saggio di letteratura comparata. Napoli, tip. Prete, 1905.

Hunt T. W., Literature: its principles and problems. New York, The Funk and Wagnalis Comp. 1906.

Atti del Congresso internazionale di science storiche (Roma 1–9 April 1903.) Vol. IV. Atti delle sezione III: Storia delle letterature. Rom. Ermanno Loescher 1904. L 6.

Congress of Arts and Science, Universal Exposition, St. Louis 1904. Edited by Howard J. Rogers. Boston and New York, Houghton, Mifflin and Company.

Aus dem Inhalt: Vol. I. 1905. Philosophy and Mathematics. Howison G. H., Philosophy: Its Fundamental Conceptions and its Methods. — Ladd G. Tr., The Development of Philosophy in the Nineteenth Century. — Ostwald W., On the Theory of Science. — Marshall H. R., The Relations of Aesthetics to Psychology and Philosophy. — Dessoir M., The Fundamental Questions of Contemporary Aesthetics.

Vol. II. 1906. History of Politics and economics. History of Law. History of Religion. Wilson W., The Variety and Unity of History. — Sloane W. M., The Science of History in the Nineteenth Century. — Robinson J. H., The Conception and Methods of History. — Lamprecht K. G., Historical Development and Present Character oft the Science of History. — Bury J. B., The Place of Modern History in the Perspective of Knowledge. — Harnack K. G. A., The Relation between Ecclesiastical and General History.

Vol. III. 1906. History of Language. History of Literature. History of Art. — Harrison J. A., Literary Vitalities. — Gayley Ch. M., The Development of Literary Studies during the Nineteenth Century. — Sauer A., The Influence of North American Literature on German Literature. — Minor J., The Problems and Methods of Modern History of Literature. — Learned M. D., The German Impulse in

American Literature before 1800. — Heller O., Ahasver in der Kunstdichtung. — Schofield W. H., The Relations of Belles-Lettres. — Matthews B., The Present Problems of Belles-Lettres.

Stern Adf., Grundriß der allgemeinen Literaturgeschichte, 4. vermehrte und verbesserte Auflage (Webers illustrierte Katechismen. 2. Band). Leipzig 1906 (1905), J. J. Weber. 4 M.

Müller K., Über den Einfluß der klassischen Literatur auf die Reiseschilderungen. Dissertation. Leipzig 1905.

Amerika. Parry Ellwood Comly, Friedrich Schiller in Amerika. A Contribution tho the Literature of the Poet's Centenary 1905. 7.50 M.

England. Baillièse P., Poètes allemands et Poètes anglais. Figurines et pièces détachées, avec une préface de M. Gaston Deschamps. Paris, Alphonse Lemerre 1906. Fr. 3.50.

Beam Jakob N., Die ersten deutschen Übersetzungen englischer Lustspiele im 18. Jahrhundert. Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. XX. Heft. Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voß. 1906. 3 M.

Diese Studie ist ein wortgetreuer Abdruck der im gleichen Verlage 1904 erschienenen Jenaer Dissertation desselben Verfassers.

In der Geschichte der Wechselbeziehungen zwischen deutscher und englischer Literatur im 18. Jahrhundert ist jene Zeit von besonderem Interesse, in der die dichterischen Schöpfungen Englands trotz Gottscheds Gegnerschaft unmittelbar auf Deutschland zu wirken begannen. Auf dem Gebiete des Lustspiels fallen die frühesten Versuche, Werke der englischen Bühne zu verdeutschen, in das Ende der vierziger und den Beginn der fünfziger Jahre. Goedekes Grundriß verzeichnet in dem Zeitraum 1748 bis 1757, dem Jahrzehnt, in welchem Gottscheds Ansehen von seiner Höhe herabsank, neun Übersetzungen englischer Lustspiele. Diese Stücke hat Beam einer eingehenden Prüfung unterzogen. Vertreten sind Ravenscroft mit dem Anatomist, Vanbrugh mit dem Provoked Husband und mit der Komödie Relapse, Cibber mit dem Careless Husband, Granville mit den She-Gallants, Steele mit den Conscious Lovers; von Hoadley wird der Suspicious Husband behandelt, von Congreves Stücken kommen Love for Love und The Way of the World zur Besprechung.

Die Verdeutschungen dieser Lustspiele bringt Beam nach ihrem Verlagsorte und nach der zeitlichen Aufeinanderfolge ihres Erscheinens in fünf Gruppen; er unterscheidet eine Leipziger Gruppe: (a) „Der Anatomist" (1748) und (b) „Der aufgebrachte Ehemann" (1748); zwei Göttinger Komödien: (a) „Der sorglose Ehemann" (1750) und (b) „Der Rückfall"; zwei Dresdner Übertragungen: (a) „Die weiblichen Liebhaber" (1751) und „Die sich mit einander verstehende (!) Liebhaber" (1752); eine Hamburger Übersetzung: „Der argwöhnische Ehemann" (1754); endlich eine Rostocker Gruppe: (a) „Der unversöhnliche Vater" (1754) und (b) „Der Lauf der Welt" (1757). Zwischen den Übersetzungen jeder einzelnen Gruppe findet Beam einen Zusammenhang, insofern sie entweder von demselben Übersetzer herrühren wie in Leipzig und Dresden oder durch die Bemühung desselben Verlegers hervorgerufen worden sind wie in Göttingen oder eine andere gemeinsame Beziehung haben wie in Rostock.

Die Grundsätze, nach denen die Verdeutschungen gearbeitet worden sind, sind nicht dieselben. Beam charakterisiert deshalb für jedes Stück eingehend die Übersetzungsmethode. Die Art, wie die Übersetzer die Vorreden, Widmungen, Prologe, Epiloge und die Anmerkungen für die Schauspieler behandeln, die Einteilung in Akte und Szenen, die Veränderungen in den

metrischen Teilen der Stücke, die größere oder geringere Treue in der Wiedergabe bildlicher Ausdrücke, das verschiedene Verhältnis der Übersetzer zum fremdländischen Kolorit der übertragenen Lustspiele, die Art, wie sie die geistige Atmosphäre der englischen veredeln oder vergröbern, das alles gewährt dem Verfasser sehr erfreuliche Aufschlüsse über die deutsche Bühnentechnik jener Zeit, über die Stellung, welche die Übersetzer zueinander und zur älteren Übersetzergeneration einnahmen, über die poetische Begabung der Literaten, welche mit den Grund zur Herrschaft des englischen Geschmacks in Deutschland legten, zugleich aber auch einen wichtigen Gradmesser für die Höhe deutscher Bildung jener Zeit. Außerdem gewinnt der Verfasser durch den eingehenden Vergleich der Übersetzungsmethoden Anhaltspunkte für die Beantwortung der Frage nach den Verfassern der anonymen Übertragungen. Man folgt Beam sehr gern in seiner Beweisführung. Dem Rezensenten lag persönlich sehr viel an der Entscheidung der Frage, von wem die Hamburger Verdeutschung des Suspicious Husband stamme. Daß Johann Joachim Christoph Bode der Übersetzer sei, hat Beam sehr wahrscheinlich gemacht. Rezensent hat zu dieser Annahme bereits bei einer andern Gelegenheit Stellung genommen (Johann Joachim Christoph Bode als Vermittler englischer Geisteswerke in Deutschland. Prager Deutsche Studien. Hrg. von Karl von Kraus und August Sauer. Drittes Heft, S. 21 ff.) und ist bemüht gewesen, den Beweis durch Heranziehung aller übrigen Übersetzungen Bodes noch mehr zu stützen. Die Studie Beams ist als Vorarbeit zu einer erschöpfenden Geschichte der deutschen Übersetzungskunst im 18. Jahrhundert zu begrüßen und es wäre zu wünschen, daß weitere Einzeluntersuchungen in dem gleichen Sinne angestellt würden.

Prag. Josef Wihan.

Thürnau C., Geister in der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Dissertation. Berlin.

Baumgarten Otto, Carlyle und Goethe (Lebensfragen. 13). Tübingen 1906, J. C. B. Mohr. 2.40 M.

Beck Chph., Philipp Massinger, the Fatall Dowry. Literar-historische Untersuchungen mit besonderer Berücksichtigung von Beer-Hofmann, der Graf von Charolais. Nürnberg 1906, C. Koch. 2 M.

Moore Thomas, Lalla Rukh, die mongolische Prinzessin. Aus dem Englischen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Mit einer Vorbemerkung von Ploch (Bibliothek der Gesamtliteratur. Nr. 1977/9). Halle (1906), O. Hendel. 75 Pf.

Kind John Louis, Edward Young in Germany. (Columbia University Germanic Studies, edited by William H. Carpenter and Calvin Thomas, vol. II. no III). New York, The Columbia University Press. London: Macmillan and Co. 1906. $ 1.

In der Besprechung des Buches von Johannes Barnstorff „Youngs Nachtgedanken und ihr Einfluß auf die deutsche Literatur" (Bamberg 1895) hat Wukadinović (Euphorion V, S. 137—144) trotz Barnstorffs Studie es als eine dankenswerte Aufgabe bezeichnet, ein Gesamtbild der Einwirkung Youngs auf Deutschland nicht bloß nach der Seite des poetischen Schaffens des Engländers, sondern auch nach der Seite seiner kritischen Tätigkeit zu entwerfen. Dieses Urteil scheint auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein, denn in dem vorliegenden Buche können wir eine treffliche Darstellung des Einflusses aller literarischen Schöpfungen Youngs auf Deutschland begrüßen. Und der Verfasser hat die Andeutungen, welche Wukadinović in seiner Rezension in bezug auf Ergänzung und Vertiefung des Gegenstandes gegeben hat, sorgfältig benutzt. Wukadinović hatte dem Buche Barnstorffs den Vorwurf machen müssen, daß es sich über die Gründe, warum Young in Deutschland

Eingang und Verbreitung fand, gar nicht ausspreche. In diesen Fehler ist Kind nicht verfallen. Die ungeheure Beliebtheit der „Nachtgedanken" erklärt er wie bereits Hettner in seiner Literaturgeschichte durch die literarischen Verhältnisse, unter denen die Dichtung hervortrat. Er weist wie Hettner darauf hin, daß Young die Künstelei und Verstandsdürre seines Zeitalters überwand und aus der Inbrunst des eigenen Herzens zu singen wagte. Über Hettner hinausgehend, erkennt er, daß die elegische Stimmung, welche die ganze Dichtung durchzieht, die Schwärmerei für die Einsamkeit und Sentimentalität in Deutschland günstigen Boden fand. Aber auch er hat nach meiner Meinung nicht alle Erklärungsgründe erschöpft. Die „Nachtgedanken" kamen dem moralisierenden, philosophisch reflektierenden Zuge der Zeit entgegen. Es war das Zeitalter der moralischen Wochenschriften. Die Nightthoughts sind, wie Bruno Heeg in seiner Leipziger Dissertation „Edward Youngs Gedicht The Nightthoughts" (1901) dargetan hat, zum Teil aus der Gedankenwelt der sittlichen Zeitschriften heraus geschaffen worden. (Auch Richard Thiel hat in seinem Programmaufsatz A critical analysis of Edward Youngs Night-Thoughts, Berent 1890, die moralisierende Tendenz der Dichtung stark betont.) Es war aber auch das Zeitalter der religiösen Aufklärung. Der glühende Eifer, mit dem der Engländer die Fortdauer der Seele nach dem Tode verteidigte, gewann alle diejenigen, welche sich von dem Geiste der Freidenkerei abgestoßen fühlten. Die „Nachtgedanken" bekämpften — das hat Heeg in der angeführten Dissertation klargelegt — wenn auch nicht so offenkundig wie die spätere Satire Centaur not fabulous (1754), die weltmännischen religiösen Anschauungen der höheren Stände jener Zeit, besonders aber die deistische Weltanschauung eines Bolingbroke, Pope und Shaftesbury. (Die Lebensphilosophie Bolingbrokes ist in der Dichtung durch Lorenzo verkörpert.) Young vertrat das Gefühl gegenüber der Aufklärung in ähnlicher Weise wie später die deutschen Stürmer und Dränger.

Noch auf ein drittes Moment müssen wir Gewicht legen: es ist das innige Naturempfinden, das in der Schöpfung des Engländers zum Ausdruck kommt. Nach Richard Lange (Edward Youngs Natursinn. Leipziger Dissertation, 1901) ist er der erste, der sein subjektives Naturgefühl in so ausgedehntem Maße zum Ausdruck gebracht hat. Sein reiches und tiefes Gemütsleben ließ ihn den Weg von seinem Innern zu der ihn umgebenden Natur finden. Schon Barnstorff hat das Naturgefühl Youngs als dasjenige Motiv bezeichnet, welches sich erhalten und weitergebildet hat, als seine tränenseligen Moralpredigten längst überwunden und vergessen waren. Die Deutschen haben gewiß die Art, wie Young die gefühllose Welt betrachtete, als ganz neu empfunden, bewundert und nachgeahmt. Von dieser Seite bedürfte die Darstellung Kinds einer Ergänzung.

In der Vorführung der literargeschichtlichen Tatsachen ist der Verfasser sehr gewissenhaft zu Werke gegangen. Er ist bestrebt gewesen, das gesamte Material zu erreichen, und es hat ihm auch in weit reicherem Maße zu Gebote gestanden als Barnstorff. Seine Arbeit kann als abschließend angesehen werden. Stellenweise allerdings wäre statt des fast skizzenhaften Berichtes eine ausführliche Darstellung zu wünschen. Nicht durchwegs folgt Kind den von Wukadinović über Barnstorffs Buch gemachten Bemerkungen. So hält er nach meiner Meinung mit Recht an der Beeinflussung Zachariäs durch Young fest. Die Eingangsverse der „Nachtgedanken", die im Gedichte Zachariäs „Die Nacht" nachgeahmt erscheinen (vgl. Barnstorff, S. 30), konnten diesem sehr wohl bekannt sein, wenn er auch noch nicht mit der ganzen Dichtung vertraut war, wie Ebert versichert. Die Kantate „Die Nacht" (Scherzhafte Epische und Lyrische Gedichte von Friedrich Wilhelm Zachariä. Neue durchgehends verbesserte Auflage. 1. Band, Braunschweig und Hildes-

heim, 1761. S. 543 f.) steht ganz offenkundig unter der Einwirkung des Engländers.

Es ist leicht begreiflich, daß der Verfasser auf die Nachwirkung der Prosaschrift Youngs Conjectures on Original Composition (1759) größeres Gewicht legte als auf die der Nightthoughts, weil er dort mehr Neues bieten konnte. Anregungen und Fingerzeige gaben ihm die Bemerkungen Weilens in der Einleitung zur Ausgabe der „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur" (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 30, S. XVI ff.). Vom chronologischen Gesichtspunkte aus hätte es sich empfohlen, die Einflüsse jener kritischen Schrift in Deutschland erst an letzter Stelle zu behandeln; denn erst als Youngs poetische Werke bereits durch Ossian, Percy, Gray verdrängt wurden, setzte die Wirkung seiner Prosaschrift ein. Die kritische Betrachtung dieser Abhandlung umfaßt in Kinds Buch die ersten beiden Kapitel. Dann erst geht der Verfasser den Einflüssen der „Nachtgedanken" nach. Das vierte Kapitel zieht die übrigen Werke des Engländers in Betracht, vor allem die Satiren, die Tragödien und die Dichtung Resignation. — Wenn wir noch einen Vorzug des Buches nennen sollen, so ist es die Genauigkeit der angefügten Bibliographien. Vom Jahre 1728 ab registriert sie für jedes Jahr bis auf die neueste Zeit (1903) alle wichtigen Erscheinungen, die auf die Verbreitung, Kenntnis und Kritik der Youngschen Werke Bezug haben. Man gewinnt hier für jedes Jahr einen Maßstab für die Youngbegeisterung in Deutschland.

Prag. Josef Wihan.

Gärtner Joh., Das Journal Étranger und seine Bedeutung für die Verbreitung deutscher Literatur in Frankreich. Heidelberger Dissertation.

Italien. Bianchi, Amalia, Goethe in Italia, conferenza. Milano 1906.

Maffei L., Il simbolo in Dante e Goethe (Divina Commedia e Faust). Alba, Tip. Sines. 1906. L. 1.50

Belohoubek V., Die von A. W. Schlegel übersetzten Bruchstücke aus der Divina Commedia [Dantes] in ihrem Verhältnis zur italienischen Vorlage. II. (Fortsetzung). Programm. Troppau 1905.

Wrangel E., Klopstock och Sverige. Utkast till en undersökning. (Aus einer Festschrift für Henrik Schück 1905).

Čurčin Milan, Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur. Dissertation. Leipzig 1905, Buchh. G. Fock. 5 M.

Methodisches. Hungerland Heinz, Das wissenschaftliche Studium der deutschen Sprache und Literatur. Ein Wegweiser für Studierende. Lund 1906. (Heidelberg, O. Ficker). 1.12 M.

Litzmann Berth., Meine Ziele im akademischen Lehramt. Eine Antwort an Herrn Professor Erich Schmidt. Dortmund 1905, F. W. Ruhfus. 40 Pf.

Kralik Rich. v., Das 19. Jahrhundert als Vorbereitung und Erneuerung einer religiösen und nationalen Kultur (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge. 24. Band, Heft 10). Hamm 1905, Breer u. Thiemann. 50 Pf.

Deutsche Literaturgeschichte. Goedeke Karl, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. 2. ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edm. Goetze. 24. Heft, 8. Band. Vom Weltfrieden bis zur französischen Revolution. 8. Buch, 1. Abteilung. Dresden 1905, L. Ehlermann. 8.40 M.

7. Band. 2. unveränderter Abdruck der 2. Auflage. Dresden 1906, L. Ehlermann. 22.40 M.

Dieser nach sechs Jahren nötig gewordene zweite Abdruck unterscheidet sich von dem ersten nur dadurch, daß Druckfehler und andere Versehen an den betreffenden Stellen berichtigt wurden. Im übrigen ist er eine seitengetreue Wiederholung des 1900 erschienenen Bandes.

Bartels Adf., Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1906, E. Avenarius. 5 M.
Beyer-Boppard C., Einführung in die Geschichte der deutschen Literatur unter besonderer Berücksichtigung der neuesten Zeit. Langensalza 1905, H. Beyer & Söhne. 7.50 M.
Boetticher Gtho., Deutsche Literaturgeschichte (Schloeßmanns Bücherei für das christliche Haus. Bd. 7. 8). Hamburg 1906, G. Schloeßmann. 2 M.
Koch Max, Geschichte der deutschen Literatur. 6. neu durchgesehene Auflage. (Sammlung Göschen. 31. Bändchen.) Leipzig 1906, G. J. Göschen. 80 Pf.
Lindemann Wilh., Geschichte der deutschen Literatur. 8. Auflage hg. und teilweise neu bearbeitet von Max Ettlinger. Freiburg i. B. 1906 (1905), Herder. 10 M.
Sanders Dan., Geschichte der deutschen Literatur, revidiert und bearbeitet und von Goethes Tod bis zur Gegenwart fortgeführt von Jul. Dumcke. Berlin-Schöneberg 1906 (1905), Langenscheidts Verlag. 2 M.
Storck Karl, Deutsche Literaturgeschichte. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart 1906 (1905), Muth. 5 M.
Tiander K., Abriß der deutschen Literaturgeschichte. St. Petersburg 1905, Eggers & Co. 1.80 M.
19. Jahrhundert. Meyer Rich. M., Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. 3. umgearbeitete Auflage (Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung III.) Berlin 1906 (1905), G. Bondi. 10 M.
Suphan Bernh., Das neunzehnte Jahrhundert im Spiegel der klassischen Dichtung des achtzehnten. Eine Vorlesung. Weimar. Druck der Hof-Buchdruckerei 1906.
Haym Rud., Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte deutschen Geistes. 2. Auflage. Berlin 1906, Weidmann. 16 M.
Bergmann E., Die ethischen Probleme in den Jugendschriften der Jungdeutschen. (1833/5). Dissertation. Leipzig 1906.
Heller O., Studies in the modern German literature: Sudermann, Hauptmann; women writers of the 19. century; index by P. Reiff. Boston, Ginn. $ 1.25.
Koester Herm. L., Geschichte der deutschen Jugendliteratur in Monographien. 1. Teil. Hamburg 1906, A. Janssen. 2.50 M.
Landschaften. Leber Frdr., Bayerns Dichter in Wort und Bild. Nürnberg 1906, (C. Koch). 4 M.
Burger Alex., Die hessische Literatur der Gegenwart. (Aus: „Darmstädter Verkehrszeitung“). Nieder-Ingelheim 1906, Selbstverlag. 1 M.
Walter Nik., Die Dichter der luxemburgischen Mundart. Literarische Unterhaltungen. Diekirch 1906. (Leipzig, P. Stichl). 2 M.
Wittner Otto, Österreichische Porträts und Charaktere. Wien 1906, H. Heller & Co. 3.50 M.
Inhalt: Der Vormärz. — Franz Grillparzer. — Ed. Bauernfeld. — N. Lenau. — A. Grün. — M. Hartmann. — A. Meißner. — H. Lorm. — Ferd. Kürnberger.
Przedak A. G., Vergessene Söhne Prags. Literarhistorische Skizze aus dem Vormärz. Sonderabdruck aus der „Prager Zeitung“. Prag, Buchdruckerei der k. k. Statthalterei. 1906.
Behandelt die vier Belletristen: W. A. Gerle, J. J. Polt, A. W. Griesel, S. W. Schießler.
Herrmann Wilh., Deutschlands Improvisatoren. Handschriftlicher Nachlaß. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Oswald Berkhan. Braunschweig 1906, H. Sievers & Co. Nachf. 1.50 M.
Wiesinger K., Das Judentum in der deutschen Literatur. (Deutsche Fragen.) Großenhain (1906), Baumert & Ronge. 55 Pf.

Schultz Karl Alfr. Vom Meisterbuch. Eine schlichte grundlegende Literaturbetrachtung. Berlin 1905, C. Skopnik. 2 M.

Grenzfragen der Literatur und Medizin in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von S. Rahmer. München, E. Reinhardt. Je 1 M.

1. Heft. Rahmer S., Aus der Werkstatt des dramatischen Genies (Musik und Dichtkunst). Eine psycho-physiologische Studie.

2. Heft. Alsberg Mor., Die Grundlagen des Gedächtnisses, der Vererbung und des Instinkts. 1906.

Holzmann Michael und Bohatta Hans, Deutsches Anonymen-Lexikon 1501—1850. Aus den Quellen bearbeitet. Band III. L—R. Gesellschaft der Bibliophilen. Weimar 1905.

Holzmann Mich. und Hans Bohatta, Deutsches Pseudonymen-Lexikon. Aus den Quellen bearbeitet. Wien 1906, Akadem. Verlag für Kunst und Wissenschaft. 30 M.

Hayn Hugo, Vier neue Curiositäten-Bibliographien. Bayerischer Hiesel. Amazonen-Literatur. Halsbandprozeß und Cagliostro. Bibliotheca selecta erotico-curiosa Dresdensis. Sämtlich zum ersten Male übersichtlich zusammengestellt. Jena 1905, H. W. Schmidt. 3 M.

Bourdeau J., Poètes et Humoristes de l'Allemagne. La France et les français jugés à l'Étranger. Paris, Hachette & Cie. Fr. 9.50.

Inhalt: Le Simplizissimus de Grimmelshausen. — Un Gil-Blas allemand. — Schiller et la Révolution. — Nicolaus Lenau. — Victor Scheffel, le poète des étudiants. — G. Freytag et le patriotisme allemand. — Un réaliste: G. Keller. — Schopenhauer: Le Bonheur dans le Pessimisme.

Drama. Wildenbruch Ernst v., Das deutsche Drama, seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand (Beiträge zur Literaturgeschichte. 6. Heft). Leipzig 1906, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 80 Pf.

Stachel P., Seneca und das deutsche Renaissancedrama. Studien zur Literatur- und Stilgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. (Einleitung. Kapitel II, Anfang). Dissertation Berlin 1905.

Overweg Rob., Das moderne Drama und wie bringe ich es unter? Ein Beitrag für Talentierte und Untalentierte. Leipzig (1906), Deutscher Kampf-Verlag. 1.20 M.

Warnatsch Otto, Beitrag zur Schillerfeier am 9. Mai 1905. Beziehungen Glogaus zur deutschen Dramatik bis Schiller. Programm des katholischen Gymnasiums in Glogau. Gräfenhainichen, Wilh. Hecker, Buchdruckerei 1905.

Lowack Alfred, Die Mundarten im hochdeutschen Drama bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas und der deutschen Dialektdichtung (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. VII). Leipzig 1905, M Hesse. 4.50 M.

Zellwecker Edwin, Prolog und Epilog im deutschen Drama. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Dichtung. Wien 1906, F. Deuticke. 3 M.

Anz Heinr., Die lateinischen Magierspiele. Untersuchungen und Texte zur Vorgeschichte des deutschen Weihnachtsspiels. Leipzig 1905, J. C. Hinrichs' Verlag. 5.40 M.

Jüel Edg., Die Entstehung des deutschen Melodramas. Berlin 1906, Schuster & Loeffler. 2 M.

Hintner F., Beiträge zur Kritik der deutschen Neidhart-Spiele des 14. und 15. Jahrhunderts. 2. Teil. Programm. Wels 1905.

Roman. Nowack Wilh., Liebe und Ehe im deutschen Roman zu Rousseaus Zeiten 1747/74 Eine Studie zum 18. Jahrhundert. [Dissertation.] Bern 1906, A. Francke. 2.50 M.

Haşhagen Fr., Nefanda-Infanda. Der ‚moderne' Roman und die Volkserziehung. Ein Protest. Wismar 1905, H. Bartholdt. 2.40 M.

Hausbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

14. Band. Novellenbuch. 3. Band. Geschichten aus deutscher Vorzeit. Adolf Schmitthenner. J. J. David. Wilh. Hauff. 1905. 1 M.

15. Band. Novellenbuch. 4. Band. Seegeschichten. Joachim Nettelbeck. Wilh. Jensen. Wilh. Hauff. Wilh. Preck. Hans Hoffmann. Johs. Wilda. 1905. 1 M.

Strauß und Torney Lulu v., Die Dorfgeschichte in der modernen Literatur. (Beiträge zur Literaturgeschichte. 7. Heft). Leipzig 1906, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 60 Pf.

Merker Paul, Studien zur neuhochdeutschen Legendendichtung. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens (Probefahrten. 9. Band). Leipzig 1906, R. Voigtländer. 4.80 M.

Märchen. Panzer Frdr., Märchen, Sage und Dichtung. München 1905, C. H. Beck. 1 M.

Hamann Herm., Die literarischen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen und ihre Bearbeitung durch die Brüder Grimm (Palaestra. XLVII). Berlin 1906, Mayer & Müller. (Vorher als Dissertation: Teil I. Einleitung. Die Vorlagen zur 1. Auflage). 4.50 M.

Euling Karl, Das Priamel bis Hans Rosenplüt. Studien zur Volkspoesie. (Germanische Abhandlungen 25. Heft). Breslau 1905, M. & H. Marcus. 12 M.

Liebesbriefe. Kleine deutsche Liebesbriefe. Eine Nachlese zu der Ausgabe: Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten. Leipzig 1905, J. Zeitler. 2 M.

Inhalt: 1. Bürger an Molly. — 2. Lichtenberg an seine Frau Margarete. — 3. Der Kreis um den Schauspieler Unzelmann. — 4. W. von Humboldt an Henriette Herz. — 5. Liebesbriefe aus dem Jean Paul-Kreise. — 6. F. Gentz an Elisabeth Graun und an Rahel. — 7. Prinz Louis Ferdinand an Pauline Wiesel. — 8. Clemens Brentano und Sophie Mereau. — 9. Joseph v. Görres an seine Braut. — 10. Graf Georg Sivers und Maximilian Klinger an Fanny Tarnow. — 11. Ilius Pamphilius und die Ambrosia. — 12. Uhlands Gattin Emilie an Uhland. — 13. G. Keller an Luise Rieter und Johanna Kapp.

Liebesbriefe berühmter Männer und Frauen. Wien 1906, Wiener Verlag. Je 1 M.

Heinrich v. Kleist an seine Braut. — Lenau an Sofie Löwenthal. — Schiller an Lotte.

Deutsche Reden. Speeches by Bebel, Bennigsen, Bismarck, Blum, Bülow, Dahlmann, Moltke, Richter, Schurz, William II. Selected and edited with Notes by Rudolf Tombo, Sr., and Rudolf Tombo, dr. Boston 1905, D. C. Heath and Co. Publishers. 90 cents.

Ladendorf Otto, Historisches Schlagwörterbuch. Ein Versuch. Straßburg 1906, K. J. Trübner. 6 M.

Lyrik. Meier John, Kunstlied und Volkslied in Deutschland. Halle 1906, M. Niemeyer. 1 M.

Sokolowsky Rud., Der altdeutsche Minnesang im Zeitalter der deutschen Klassiker und Romantiker. Dortmund 1906, F. W. Ruhfus. 3.60 M.

Gaßer Bernh., Die deutsche Lyrik in den letzten 50 Jahren. 9 Vorträge. Wolfenbüttel 1905, Heckner. 6 M.

Bischoff H., Das deutsche Lied (Die Musik. 16., 17. Band). Berlin (1905), Bard, Marquardt & Co. 2.50 M.

Anthologien. Leimbach Karl L., Ausgewählte deutsche Dichtungen, für Lehrer und Freunde der Literatur erläutert. Frankfurt a. M. 1906, Kesselring. XIV. Band. 1. Lieferung. Auch unter dem Titel: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. X. Band. 1. Lieferung. 1.50 M.

Inhalt: Johannes Scherr. — Georg Scheurlin. — Josef Schiesl. — Heinrich Schirmacher. — Johannes Schlaf. — Erich Schlaikjer. — Otto Schlapp. — Anna Schlatter. — Matthias Leopold Schleifer. — Moritz Schleifer. — Alexandra Freiin von Schleinitz. — Oskar Schlemm. — Georg Schleusner. — Joh. Martin Schleyer (Pseudonym: Bruder Hilarius Frohsang). — Karl Felix von Schlichtegroll. — Agnes Schlingmann, geb. Rättig. — Arnold Schloenbach. — Robert Schmeil. — Herman von Schmid. — Ulrich Rudolf Schmid. — Albert Schmidt. — Hans Schmidt. — Konrad Schmidt. — Richard Schmidt-Cabanis.

Vesper Will, Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik. Gesammelt (Die Bücher der Rose. 1. Band). Düsseldorf 1906, W. Langewiesche-Brandt. 1.80 M.

Das Venusgärtlein. Ein Liederbuch aus der galanten Zeit. Herausgegeben von Hans Landsberg (Pan-Bibliothek. I.). Berlin (1905), Pan-Verlag. 2 M.

Vorgoethesche Lyriker. Ausgewählt von Hans Brandenburg (Statuen deutscher Kultur. V. Band). München 1906, C. H. Beck. 1.80 M.

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. (Herausgegeben von G. Wustmann.) 4. vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig (1905), F. W. Grunow. 7 M.

Bethge Hans, Deutsche Lyrik seit Liliencron. (Auch in Hesses Volksbücherei Nr. 280/6. 1906.) Leipzig (1905), M. Hesse. 1.80 M.

Gregori Ferd., Lyrische Andachten. Natur- und Liebesstimmungen deutscher Dichter. (Auch in Hesses Volksbücherei Nr. 273/9. 1906.) Leipzig (1905), M. Hesse. 1.80 M.

Neeff Ghold. Aug., Vom Lande des Sternenbanners. Eine Blumenlese deutscher Dichtungen aus Amerika. Heidelberg 1905, C. Winter, Verl. 8 M.

Pfalz Ant., Österreichische Krieger- und Wehrmannslieder aus dem Jahre 1809. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen und gedruckten Quellen gesammelt. 2. Auflage (Sammlung historischer Schriften. Herausgegeben zum Besten des Kriegerdenkmalfonds in Deutsch-Wagram. I.). Deutsch-Wagram 1905 (Linz, E. Mareis). 40 Pf.

Steiff Karl, Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs .. Unter Mitwirkung von Gebh. Mehring herausgegeben. 5. Lieferung. Stuttgart 1905, W. Kohlhammer. 1 M.

Fischer A., Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von W. Tümpel. Heft 14, 15, 16. Gütersloh 1906, Bertelsmann. Je 2 M.

Wiener Osk., Das deutsche Studentenlied (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 329). Prag 1906 (J. G. Calve). 40 Pf.

Clio cantans. Festlieder der Historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt zu Bromberg (Deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft, Abteilung für Geschichte) von 1880 bis 1905. Bromberg 1905, Eigentum der Gesellschaft.

Strahl A. C., Friedrich der Große in volkstümlichen Gedichten. Berlin 1905, R. v. Decker. 5 M.

Wangerin Ernst, Das Gustav-Adolphs-Lied von 1633. Mit einer literarischen Einleitung und historischen Anmerkungen, neu wieder bekannt gemacht und herausgegeben. Duisburg 1905, J. Ewich. 60 Pf.

Petak A., Die Lieder von der schönen Müllerin. Ein Beitrag zur Mühlen-Romantik. Programm. Iglau 1905.

Schwenkow, Die Religion in der modernen deutschen Frauenlyrik. Eine Studie. Programm. Hamburg 1905 (Herold). 1.50 M.

Kitt Alfr., Das deutsche Liebeslied in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Leipzig (1905), Jaeger. 60 Pf.

Ästhetik. Die Ästhetik auf Grund der Erkenntniskritik. Wien 1906, Manz. 5 M.

Behaghel Otto, Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen. Akademische Rede zur Feier des Jahresfestes der Großherzoglich Hessischen Ludwig-Universität am 30. Juni 1906. Gießen 1906.

Der alte Glaube ist, daß der Dichter die *μανία* habe, besessen sei; im 17. Jahrhundert ist er Verstandesarbeiter. (Übrigens halten die Poetiken daran fest, daß man zum Dichter geboren werde). Wir erkennen, daß ihn das Zusammen von Unbewußtem und Bewußtem ausmacht. Die Verfassung der Seele, aus der sich die Dichtung hervordrängt, ist ein Zustand der Erregung, der in seinem Wesen überall auf Erden der nämliche und in den übrigen Künsten analog ist. Die Seele reproduziert Eindrücke der Außenwelt: sie formen sich zur Anschauung oder setzen sich in Stimmung um; sie sind neu, verstärken oder ergänzen einen alten, so daß eine Gestalt des Dichters sich oft aus mehreren wirklichen herleitet. Die Verknüpfung braucht sich aber nicht sogleich zu vollziehen, die Eindrücke können oft lange vereinzelt nebeneinander liegen und dabei sich wandeln. Es können auch aus einem aufgenommenen Bilde zwei und mehr geformt werden (das wird aber schon bewußte Tätigkeit sein). Die Bilder drängen hervor meist unabhängig vom Willen des Dichters, auf sehr verschiedenartige Anlässe, oft ruckweise, oft langsam, mit sehr ungleicher Macht. Vielfach künden sie sich durch besondere vorbereitende Stimmungen an, die oft musikalischer Art sind oder auch aus Farbenempfindungen bestehen. Und wenn dann die Gestalten wie im Traum geschaut vor dem Dichter stehen, so beginnt die bewußte Arbeit ihre Inkongruenzen auszugleichen, ergänzend und helfend, wählend und ordnend, mäßigend und beruhigend, ohne daß doch immer alle Widersprüche beseitigt würden. Auch die Zutat von Bewußtem ist wieder sehr verschieden stark.

Diese Sätze etwa bedeuten die Disposition einer doch über sie hinausquellenden, in umfängliche Anmerkungen hineinflutenden Fülle von Dichter-Selbstzeugnissen (besonders Goethes, Hebbels, der Goncourts), die denn auch Hauptwert und Hauptinteresse der Arbeit ausmachen. Ich füge als kümmerlichen Nachtrag hinzu, was ich bei der Hand habe.

Ganz übergangen ist merkwürdigerweise Rousseau. Vgl. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung[2] S. 198 ff. — Besonders deutlich äußert sich Sal. Geßner zu seinem Freunde Bertola: „Ich bin gewohnt, von allem, was jeden Tag meine Seele in Regung bringt, den Eindruck zu sammeln, um es bei meiner Kunst zu benutzen. Es wird in meiner Schreibtasche verwahrt, und beinahe wollt ich sagen, daß dieser Stoff einem Knäuel gleicht, von dem ich nicht voraussehe, wie sich die Fäden loswinden werden. So wie ich spazieren gehe oder einem Konzerte beiwohne, oder das Spiel der Kinder, oder den Aufgang oder den Untergang der Sonne beobachte, so überlaß ich mich jeder Empfindung. Ich berühre sogleich in zwei oder drei Zeilen, was mich in jenen Augenblicken gerührt hat; ich gehe dann alle Tage und zuweilen öfters des Tages jene Bemerkungen durch; ich dehne sie in meinem Gemüt aus, ich bringe sie zusammen, ordne sie, gebe ihnen Farbe und Gestalt, kurz, ich beseele mit vielem Fleiße diese Art von Pflanzungen, bis ich sie auf einmal frisch und zeitig vor mir sehe.“ Dieses Verfahren galt ihm für die Malerei wie für die Poesie. Vgl. H. Wölfflin, Sal. Geßner S. 42.

Was Eckermann (III, 211) Goethe über seine Gedichte sagen läßt: „Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung, sondern

sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein" usw. ist eine spaßhafte Verballhornung des Soretschen Berichtes: vgl. Walzel: Anzeiger für deutsches Altertum 31, 46 A. — Ebenda S. 45 Eckermann nach Soret: Goethe über Schillers Bemühung, die Überfülle des sich aufdrängenden Stoffes zu beschneiden. Insbesondere konnte in diesem Zusammenhange an den Demetrius erinnert werden. — Für Wackenroder wird man die Biographie Josef Berglingers in den „Herzensergießungen" („den ich seit seiner frühen Jugend kannte und der mein innigster Freund war") als Konfession ausnutzen dürfen. — Als Beispiel für das Schwanken zwischen bildender und Dichtkunst ist auch Gerhart Hauptmann zu nennen.

Charlottenburg. Georg Baesecke.

Dessoir Max, Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. In den Grundzügen dargestellt. Stuttgart 1906, F. Enke. 14 M.

Ernst Paul, Der Weg zur Form. Ästhetische Abhandlungen vornehmlich zur Tragödie und Novelle. Berlin 1906, Julius Bard. 4 M.

Inhalt: Bemerkungen über mich selbst (Literarische Echo 1904). — Das Drama und die moderne Weltanschauung (Ethische Cultur 1898). — Zwei Selbstanzeigen (Die Zukunft 1898 und 1900): 1. Lumpenpagasch. Im Chambre séparée. Zwei Schauspiele. 2. Wenn die Blätter fallen. Der Tod. Zwei Trauerspiele. — Das moderne Drama (Posener Zeitung 1898). — Zur Technik der Novelle (Der Lootse 1901). — Georg Rodenbach (Berliner Tageblatt 1903). — Schlußwort zur Judenbuche [von Annette von Droste-Hülshoff] (1904). — Die Entwickelung eines Novellenmotivs (Zeit 1904). — Die Möglichkeit der klassischen Tragödie (Neue Freie Presse 1904). — Merope (zum Teil: Masken 1905). — Die Nibelungen: Stoff, Epos und Drama. — Lear (Die Schaubühne 1906). — Das Weib und die Tragödie (Berliner Tageblatt 1906). — Gesellschaftliche Voraussetzungen (zum Teil: Berliner Tageblatt 1905).

Göller Adf., Das ästhetische Gefühl. Eine Erklärung der Schönheit und Zergliederung ihres Erfassens auf psychologischer Grundlage. 1. und 2. Buch. Stuttgart 1905, Zeller & Schmidt. 6 M.

Jerusalem Wilh., Wege und Ziele der Ästhetik. (Aus: ‚Einleitung in die Philosophie'). Wien 1906, W. Braumüller. 80 Pf.

Krack Otto, Die Gesetze der Kunst. Zehn Vorträge über die Kunst und die einzelnen Künste, Dichtkunst, Bildhauerkunst usw. (Akademische Bibliothek II.) Berlin (1906), Verlag des XX. Jahrh. 2 M.

Souriau P., La Rêverie esthétique. Essai sur la psychologie du poète (Bibliothèque de philosophie contemporaine). Paris, Félix Alcan. 2.50 Fr.

Zander Herwarth, Ästhetische Neuerungen. Aufsätze und Versuche. Berlin 1905, E. Meyer. 1 M.

Muncker Frz., Wandlungen in den Anschauungen über Poesie während der zwei letzten Jahrhunderte. Festrede. München 1906, (G. Franz Verlag.) 60 Pf.

Biese A., Vom Wesen und Werden des modernen Naturgefühls. Ein Beitrag zur Naturerziehung. Programm. Neuwied 1906.

Adam Julie, Der Natursinn in der deutschen Dichtung. Wien 1906, W. Braumüller. M. 2.40.

Knole F., Begriff der Tragödie nach Aristoteles. Berlin 1906, Weidmann. 2 M.

Volkelt Johs., Ästhetik des Tragischen. 2. umgearbeitete Auflage. München 1906 (1905), C. H. Beck. 9 M.

Porena M., Dello stile. Dialogo. Turin. Fratelli Bocca. L. 4.

Sammelwerke. Analecta germanica. Hermann Paul zum 7. August 1906 dargebracht von Anton Glock, Arth. Frey, Frdr. Wilhelm, P. Expeditus

Schmidt, Mich. Birkenbihl, Aloys Dreyer, ehemaligen Mitgliedern des deutschen Seminars an der k. bayrischen Ludwig-Maximilians-Universität zu München. Amberg 1906, H. Böes. 10 M.

Inhalt: Glock A., Zur Mysterienbühne. — Frey A., Beiträge zur Syntax des Schweizerischen. — Sankt Afra. Eine schwäbische Reimlegende. Kritisch bearbeitet von Friedr. Wilhelm. — Ein Spiel vom verlorenen Sohne am Pfalz-Zweibrückener Hofe. Nach der Handschrift des Pfalzgrafen Philipp Ludwig im k. geheimen Hausarchiv zu München mit Anmerkungen herausgegeben von P. Expeditus Schmidt O. F. M. — Birkenbihl M., Die orientalischen Elemente in der Poesie H. Heines. — Dreyer A., Hans Sachs in München und die gleichzeitigen Münchener Meistersänger. Beiträge zu einer Geschichte des Meistersangs.

Arnoldt Emil, Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Otto Schöndörffer. Nachlaß. 1. Band. Zur Literatur. Erste Abteilung: Faust—Nathan. Zweite Abteilung: Kleinere Abhandlungen. Berlin 1906, B. Cassirer. 7 M.

Bauer Jos., Literarisches Skizzenbuch. Gesammelte Aufsätze. Mit dem Bildnis des Verfassers (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. 16. Band). Prag 1905, J. G. Calve. 3 M.

Aus dem Inhalt: Allgemeines über Sprache und Dichtung. Zur Einleitung: Wie wir sprechen und schreiben. Zur Technik der Dichtkunst. — Aus unserer klassischen Epoche: Lessing als Dramaturg. Zum Jubiläum der ersten Aufführung der „Räuber“ von Schiller. Goethes Egmont nach der Bearbeitung Schillers. — Gedanken-Nachlese zu Goethes Faust. Aus Anlaß der Bühneneinrichtung Wilbrandts für drei Abende. Faust und Mephistopheles als Rollen. Das Malerische in der Szenerie des Faust. Faust und Helena. Aus dem Mummenschanz im zweiten Teil des Faust. Die Gruppe mit dem Elefanten. Eine „Faust“-Einrichtung von Eckermann. — Das Fragment: „Die Geheimnisse“ von Goethe. — Charakterskizzen zur deutschen Literatur: Herder in Weimar und seine italienische Reise. Die deutsche Literatur und das Bürgertum. — Höhepunkte auswärtiger Literatur.

Cervesato Arn., Contro corrente: saggi di critica ideativa. Bari, Gius. Laterza e figli tip. edit. 1905. L. 3.

Aus dem Inhalt: Il primo uomo della nuova Europa (Goethe). — Fra le anime d'eccezione. — Profili d'idealisti.

Dilthey Wilh., Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing. Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier Aufsätze. Leipzig 1906 [1905], B. G. Teubner. 4.80 M.

Ehrengabe der Latina. Acht Abhandlungen. Herrn ... Prof. Wilhelm Fries ... dargebracht. ... Halle a. S. 1906. 2 M.

Aus dem Inhalt: Rausch Alfred, Die Form der Darstellung in Lessings Laokoon. — Windel Rudolf, Einige Bemerkungen zu Veit Ludwig von Seckendorfs deutschen Schriften. — Weiske Karl, Systematisches Verzeichnis der in den Jahresberichten des Kgl. Pädagogiums und der Lateinischen Hauptschule in den Franckeschen Stiftungen veröffentlichten Abhandlungen. — Sparig Eugen, Wie Goethe den Homer übersetzen lernte.

Festschrift zum XII. Allgemeinen Deutschen Neuphilologentage in München, Pfingsten 1906. Herausgegeben im Auftrage des Bayerischen Neuphilologenverbandes von E. Stollreither. Erlangen, Fr. Junge.

Aus dem Inhalt: Sieper E., Briefe von Klaus Groth an die Familie Konrad Ferdinand Lange. — Hartmann G., Neuere Lyrik in Graubünden. — Heiß H., Ein Bayer als Vermittler deutschen Geistes in Frankreich.

Festschrift zum 28. Mittelrheinischen Kreis-Turnfest zu Hanau. Hanau 1906.

Aus dem Inhalt: Jahn und die Brüder Grimm.

Friedländer Ludwig, Erinnerungen, Reden und Studien. Straßburg 1905, K. J. Teubner. 2 Bände. 9 M.

Inhalt: Aus alten Papieren. — Aus Königsberger Gelehrtenkreisen. — Drei ostpreußische Lehrer. — Rachel (1851). — Aus Rom (1853/54). — Erinnerungen an Turgenjew. — Drei akademische Reden. — Über die antike Kunst im Gegensatz zur modernen. — Das Nachleben der Antike im Mittelalter. — Kant in seinem Verhältnis zur Kunst und schönen Natur. — Kant in seinem Verhältnis zur Politik. — Reisen in Italien in den letzten vier Jahrhunderten. — Aus Italien. — Französische Urteile über Deutschland.

Fick Adolf, Gesammelte Schriften. IV. Band. Vermischte Schriften einschließlich des Nachlasses. Würzburg. Stahel'sche Verlags-Anstalt 1905. 8.50 M.

Aus dem Inhalt: „Strauß, der alte und der neue Glaube" (1878). — Goethes Faust—schlag ins Gesicht der Sittlichkeit (1892).

Ratzel Friedr., Kleine Schriften. Ausgewählt und hg. von Hans Helmolt. Mit einer Bibliographie von Vikt. Hantzsch. 1. 2. Band. München 1906 [1905], R. Oldenbourg. 12 M.

Inhalt: 1. Band. 1. Zoologisches, Schriften zur Landschaftskunde und Naturphilosophisches. — 2. Biographisches: Ernst Häckel. Zu Karl Ritters hundertjährigem Geburtstage. Oskar Peschel. Eduard Pöppig. Moritz Wagner. Über den Tod Eduard Vogels in Wadaï. Gerhard Rohlfs. Zur Erinnerung an Heinrich Noé. Bruno Hassenstein †. Emin Pascha. Heinrich Schurtz. Inneres Entfalten.

2. Band. 3. Beiträge zur physischen Erdkunde, Ethnographie und Anthropogeographie (Nationalitäten und Rassen. Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive).

Schnapper-Arndt Gtl., Vorträge und Aufsätze. Hg. von Lion Zeitlin. Tübingen 1906, H. Laupp. 6 M.

Soffé Emil, Aus meiner Studienmappe. Essays. Brünn 1906, F. Irrgang. 2.50 M.

Wolzogen Hans v., Aus deutscher Welt. Gesammelte Aufsätze über deutsche Art und Kultur. Berlin 1905, C. A. Schwetschke & Sohn. 3 M.

Ziegler Eugen, Aus meiner Pariser Mappe. Zürich, Schultheß & Co. 1906. 3.60 M.

Aus dem Inhalt: Mirabeau und Preußen.

Ziegler Jhns., Tagereisen und Streiflichter. Mit Einleitung von Ed. Pötzl. Berlin (1906), A. Schall. 3 M.

Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte.

Mach E., Erkenntnis und Irrtum. Skizzen zur Psychologie der Forschung. Leipzig, J. A. Barth 1905. 10 M.

Inhalt: Philosophisches und naturwissenschaftliches Denken. — Eine psychophysiologische Betrachtung. — Gedächtnis, Reproduktion und Assoziation. — Reflex, Instinkt, Wille, Ich. — Die Entwicklung der Individualität in der natürlichen und kulturellen Umgebung. — Die Wucherung des Vorstellungslebens. — Erkenntnis und Irrtum. — Der Begriff. — Empfindung, Anschauung, Phantasie. — Anpassung der Gedanken an die Tatsachen und aneinander. — Über Gedankenexperimente. — Das physische Experiment und dessen Leitmotive. — Ähnlichkeit und Analogie als Leitmotive der Forschung. — Die Hypothese. — Das Problem. — Die Voraussetzungen der Forschung. — Beispiele von Forschungswegen. — Deduktion und Induktion in psychologischer Beleuchtung. — Zahl und Maß. — Der physiologische Raum im Gegensatz zum metrischen. — Zur Psychologie und natürlichen Entwicklung der Geometrie. — Raum und Geometrie vom Standpunkt der Naturforschung. — Die physiologische Zeit im Gegensatz zur metrischen. — Zeit und Raum physikalisch betrachtet. — Sinn und Wert der Naturgesetze.

Schaumkell Ernst, Geschichte der deutschen Kulturgeschichtschreibung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Romantik im Zusammenhang mit der allgemeinen geistigen Entwicklung (Preisschriften, gekrönt und hg. von der f. Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig. XXXIX). Leipzig 1905, B. G. Teubner. 16 M.

Medizin. Schwalbe Ernst, Vorlesungen über Geschichte der Medizin. Jena 1905, G. Fischer. 2.40 M.

Magnus Hugo, Die Volksmedizin, ihre geschichtliche Entwicklung und ihre Beziehungen zur Kultur (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. 15. Heft). Breslau 1905, J. U. Kern. 3.50 M.

Lippmann Edm. O. v., Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte der Naturwissenschaften. Leipzig 1906, Veit & Co. 9 M.

Gelehrte. Benedikt Mor., Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erörterungen. Wien 1906 [1905], C. Konegen. 10 M.

Boltzmann Ludwig, Populäre Schriften. Leipzig 1905, J. A. Barth. 8 M.

Alpers Ferd., Friedrich Ehrhart ... Botaniker. Mitteilungen aus seinem Leben und seinen Schriften. Unter Benutzung von bislang nicht veröffentlichten Urkunden, sowie von Briefen Ehrharts und seiner Witwe hg. (Separate Schriften des Vereines für Naturkunde an der Unterweser. II.) Leipzig 1905, W. Engelmann. 11 M.

Pfleger L., Martin Eisengrein und die Universität Ingolstadt (1562/78). Ein Beitrag zur Geistesgeschichte Bayerns im 16. Jahrhundert. Dissertation. München 1905.

Meusel Alfr., Enea Silvio als Publizist (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. 77. Heft). Breslau 1905, M. & H. Marcus. 2.50 M.

Erasmus. Opus Epistolarium Desiderii Erasmi Roterdami denuo recognitum et auctum per P. S. Allen. Tom. 1. 1484—1514. London, Frowde. Sh. 13.

Briefe an Desiderius Erasmus von Rotterdam. Hg. von L. K. Enthoven. Straßburg 1906, J. H. E. Heitz. 10 M.

Fleischmann Max, Anselm von Feuerbach, der Jurist, als Philosoph. München 1906, J. F. Lehmanns Verl. 1.80 M.

Möbius P. J., Ausgewählte Werke. 7. Band. Franz Josef Gall. Leipzig 1905, J. A. Barth. 3 M.

Mathé Franz, Karl Friedrich Gauß (Männer der Wissenschaft 6. Heft). Leipzig, 1906, W. Weicher. 1 M.

Kälin J., Franz Guillimann, ein Freiburger Historiker von der Wende des 16. Jahrhunderts. Dissertation. Freiburg (Schweiz). 1904.

Hoppe Edm., Der naturalistische Monismus Ernst Haeckels, besonders seine Welträtsel und Lebenswunder. Schwerin 1906, F. Bahn. 1.60 M.

Hartwig Otto, Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars. Erinnerungen und biographische Aufsätze. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung Marburg in Hessen. 1906. 5 M.

Inhalt: I. Zur eigenen Lebensgeschichte. Lehr- und Wanderjahre. Marburg vor einem halben Jahrhundert. An der Universitätsbibliothek zu Marburg 1867—1876. Literarische Tätigkeit und geselliges Leben in Marburg. Vilmar und Hassenpflug. — II. Biographische Aufsätze. Karl Hillebrand. Zur Erinnerung an Luise v. François. Ludwig Bamberger. — III. Verschiedenes. Über die Zukunft der nationalen Partei in Preußen. Die Schwerenotskommission. Kurhessische Erinnerungen. — IV. Bibliographisches.

Hegewald, Ein literarisches Leben im Dienste der Wissenschaft. Meiningen (1905), Selbstverlag. 60 Pf.

Reiner Jul., Hermann von Helmholtz (Klassiker der Naturwissenschaften. VI. Band. Leipzig (1905), Th. Thomas. 3.50 M.

Humboldt Wilh. v., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Band V. Erste Abteilung Werke. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Fünfter Band 1823—1826. Berlin, B. Behrs Verlag 1906. 10 M.

Inhalt: 1. Inwiefern läßt sich der ehemalige Kulturzustand der eingebornen Völker Amerikas aus den Überresten ihrer Sprachen beurteilen? [1823]. — 2. Über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache [1823—1824]. — 3. Über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau [1824]. — 4. Über vier ägyptische löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen königlichen Antikensammlungen [1825]. — 5. Über die Bhagavad-Gita [1825]. — 6. 12. Über die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata I. II. [1825—1826]. — 7. Programm des Vereines der Kunstfreunde im preußischen Staate [1825]. — 8. Notice d'une grammaire japonaise imprimée a Mexico [1825]. — 9. Kunstvereinsbericht vom 29. Januar 1826. — 10. Lettre à Monsieur Abel-Rémusat sur la nature des formes grammaticales en général et sur le génie de la langue chinoise en particulier [1825—1826]. — 11. Über den grammatischen Bau der chinesischen Sprache [1826]. — 13. Untersuchungen über die amerikanischen Sprachen. Bruchstück [1826]. — 14. Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus [1824—1826]. — Bemerkungen zur Entstehungsgeschichte der einzelnen Aufsätze. — [Nr. 1, 11, 13 und Teile von 14 ungedruckt.]

Friedrich Wilhelm Jähns und Max Jähns. Ein Familiengemälde für die Freunde von Max Jähns. Als Manuskript gedruckt. Dresden 1906. Druck von Wilhelm Baensch.

Naaff Ant. Aug., Alois John als Heimatsschriftsteller. — Zwanzig Jahre im Dienste der Heimat (1886—1906). — Eger 1906. Im Selbstverlage.

Kronmann E., Theodor Kükelhaus. Eine Gedächtnisrede. . . . Programm. Düsseldorf 1905.

Lazarus Moritz, Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfr. Leicht. Berlin 1906, G. Reimer. 12 M.

Goebel K., Zur Erinnerung an K. F. Ph. v. Martius. Gedächtnisrede bei Enthüllung seiner Büste im k. botanischen Garten in München am 9. VI. 1905. München 1905, (G. Franz' Verlag). 40 Pf.

Mommsen. Zangemeister Karl, Theodor Mommsen als Schriftsteller. Ein Verzeichnis seiner Schriften. Im Auftrage der k. Bibliothek bearbeitet und fortgesetzt von Emil Jacobs. Berlin 1905, Weidmann 6 M.

Mommsen Theodor, Gesammelte Schriften. Berlin, Weidmann.
IV. Band. Historische Schriften. 1. Band. 1906. 12 M.

Post K., Johannes Müllers philosophische Anschauungen. Dissertation. Bonn 1905.

Magnus Hugo, Paracelsus, der Überarzt. Eine kritische Studie (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. 16. Heft). Breslau 1906, J. U. Kern. 60 Pf.

Redslob Franz Heinrich. Ein Straßburger Professor am Anfang des 19. Jahrhunderts. Mit einem Anhang, enthaltend: Briefe von Frau Türckheim (Goethes Lili), Briefe und Gedichte von Daniel Arnold, Gedichte von Franz Heinrich Redslob. (Von Th. Gerold.) Straßburg 1906, J. H. E. Heitz. 4 M.

Drygalski Erich v., Ferdinand Freiherr v. Richthofen. Gedächtnisrede [Aus Zeitschrift d. Gesellschaft für Erdkunde]. Mit einem Anhang von E. Tiessen: Die Schriften Ferdinand Freiherr v. Richthofens (Männer der Wissenschaft. 4. Heft). Leipzig, 1906, W. Weicher. 1 M.

Robert Karl, Zum Gedächtnis v. Ludwig Roß. Rektoratsrede. Berlin 1906, Weidmann. 1 M.

Müller Fel., Schellbach. Rückblick auf sein wissenschaftliches Leben. Nebst zwei Schriften aus seinem Nachlaß und Briefen von Jacobi, Joachimsthal und Weierstraß (Abhandlungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften. 20. Heft). Leipzig 1905, B. G. Teubner. 2.80 M.

Johann Daniel Schoepflins brieflicher Verkehr mit Gönnern, Freunden und Schülern, herausgegeben von Richard Fester (Bibliothek des literarischen Vereines in Stuttgart CCXL). Tübingen. Gedruckt auf Kosten des literarischen Vereines. 1906.

Inhalt: Einleitung. Chronologisches Verzeichnis der Schoepflinbriefe. Schoepflins brieflicher Verkehr 1—390. 1776—1771 (Schoepflin an: d'Auville, Markgraf August Georg, an einen baden-badischen Geheimrat, Graf Cobenzl, die Dreizehn, Ebner, Faber, Reinhard von Gemmingen, Graf Harrach, Herbster, Kaiser Karl VI., Markgraf Karl Friedrich und Markgräfin Karoline Luise von Baden-Durlach, Kurfürst Karl Theodor, Lamey, Abbé Marci, Michaelis, Mohr, Ring, Pater Bernhard de Rubeis, Sanchez, Sattler, Senckenberg, Snakenburg, Stengel?, Triller, Wencker, an einen Wiener Gönner. An Schoepflin von: Markgraf August Georg, Graf Cobenzl, Herbster, Markgraf Karl Friedrich, Markgräfin Karoline Luise, Lamey, Senckenberg, Spreng, ferner von Lamey an Herbster, an Lamey von Bourcard, Gambs, Harscher, Herbster, J. Hofer, Iselin, Köhler, J. J. Merian, Mertens, Philipp Jacob Müller, Abt Philipp Jacob von St. Peter, Rühl, Sattler, Scheyb, Sophie Elisabeth Schoepflin, Spielmann, Valltravers, von Koch an Ring).

Anhang. 391. Verzeichnuss dessen, so h. Schoepflin von gemeiner stadt empfangen. 392. Schoepflins Testament. — Anmerkungen. Schoepflins Schüler 1. Andreas Lamey. 2. Friedrich Dominikus Ring. 3. Christoph Wilhelm Koch. 4. Andere Schüler [Ergänzende Mitteilungen aus ihren Selbstbiographien]. — Anmerkungen zu den einzelnen Briefen. Register.

Jaeger Wilh., Werner von Siemens (Männer der Wissenschaft. 5. Heft). Leipzig 1906, W. Weicher. 1 M.

Marcks Erich, Heinrich v. Treitschke. Ein Gedenkblatt zu seinem 10jährigen Todestage. Heidelberg 1906, C. Winters Verlag. 1 M.

Schwartz E., Rede auf Hermann Usener. [Aus Nachrichten von der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen]. Berlin 1906, Weidmann. 40 Pf.

Weber Ernst und Leo Weber, Zur Erinnerung an Hugo Weber. Weimar 1906, H. Böhlaus Nachf. 8 M.

Joachimsen P., Marx Welser als bayerischer Geschichtsschreiber. Programm. München 1905.

Ehrhardt O., Dr. Laurentius Wilde, Leibarzt des Herzog Albrecht und die Anfänge der medizinischen Wissenschaft in Preußen (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. 14. Heft). Breslau 1905, J. U. Kern. 1 M.

Beckmann Ernst, Johannes Wislicenus. Nachruf. Revidierter Sonderabdruck aus den Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft. Berlin 1905, R. Friedländer & Sohn. M. 1.60.

Zeuß. Gidoz H., Pour le centenaire de Gaspar Zeuss, fondateur de la philologie celtique. Chartres, impr. Garmiez 1906.

Kuhn Ernst, Johann Kaspar Zeuß zum hundertjährigen Gedächtnis. Festrede. München 1906, G. Franz' Verlag. 60 Pf.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Methodologisches. Bernheim Ernst, Einleitung in die Geschichtswissenschaft (Sammlung Göschen. 270. Bändchen). Leipzig 1905, G. J. Göschen. 80 Pf.

Zurbonsen Fr., Anleitung zum wissenschaftlichen Studium der Geschichte. Nebst Materialien. Ein Handbuch für Studierende. Berlin (1906), Nicolais Verlag. 2.60 M.

Erhardt Ferd., Über historisches Erkennen. Probleme der Geschichtsforschung. Bern 1906, G. Grunau. 2.40 M.

Gießwein Alex., Deterministische und metaphysische Geschichtsauffassung (Vorträge und Abhandlungen 22). Wien 1905, Mayer & Co. 80 Pf.

Wagner W., Zum Problem der kollektivistischen Geschichtsbetrachtung. Dissertation. Greifswald 1905.

Scherrer Hans, Soziologie und Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Innsbruck 1905, Wagner. 4 M.

Burckhardt Jak., Weltgeschichtliche Betrachtungen. Hg. von Jak. Oeri. Stuttgart 1905, W. Spemann. 5 M.

Deutsche Geschichte. Heyck Ed., Deutsche Geschichte. Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben. (In 3 Bänden) 1. u. 2. Band. Bielefeld 1905/6, Velhagen & Klasing. 10 und 13 M.

Lamprecht Karl, Deutsche Geschichte. Der ganzen Reihe VII. Band. 2. Hälfte. 2. Abteilung: Neuere Zeit. Zeitalter des individuellen Seelenlebens. III. Band. 2. Hälfte. 1. und 2. Auflage. Freiburg i. B. 1906, H. Heyfelder. 6 M.

Grupp Geo., Der deutsche Volks- und Stammescharakter im Lichte der Vergangenheit. Reise- und Kulturbilder. Stuttgart 1906, Strecker & Schröder. 2.70 M.

Leite Rud., Die Geschichte deutschen Volks- und Kulturlebens in abgerundeten Zeitbildern dargestellt. Konstanz (1905), C. Hirsch. 6 M.

Friedemann Hugo, Reichsdeutsches Volk und Land im Werdegang der Zeiten. Eine geschichtlich-geographische Darstellung. Stuttgart 1906 [1905], Strecker & Schröder. 4 M.

Goltz Bogumil, Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius. Eine ethnographische Studie. Kritisch durchgesehene Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Hans Zimmer (Meyers Volksbücher. Nr. 1432/7). Leipzig (1906), Bibliographisches Institut. 60 Pf.

Weidenkaff Klaus, Die Anschauungen der Franzosen über die geistige Kultur der Deutschen im Verlauf des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts (Geschichtliche Untersuchungen. III. Band. 3 Heft). Gotha 1906, F. A. Perthes. 1.20 M. [Vorher als Leipziger Dissertation.]

Behrmann W., Über die niederdeutschen Seebücher des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Dissertation. Göttingen. 1906.

Bernt Alois, Deutsche Flugschriften und urkundliche Geschichtsquellen des 16. Jahrhunderts in der Tetschener Schloßbibliothek. Programm. Leitmeritz 1904.

Traktat über den Reichstag im 16. Jahrhundert. Eine offiziöse Darstellung aus der kurmainzischen Kanzlei. Hg. und erläutert von Karl Rauch (Quellen u. Studien z. Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit. Hg. von Karl Zeumer. 1. Band). Weimar 1905, H. Böhlaus Nachf. 4.20 M.

Behring W., Zur Geschichte des Danziger Krieges 1577. Stenzel Bornbachs Kriegstagebuch nach der Originalhandschrift herausgegeben. 2. Teil. 7. September bis 25. Dezember. Programm. Elbing 1905.

Pennings H., Die Religionsunruhen in Aachen und die beiden Städtetage zu Speier und Heilbronn 1581 und 1582. Zur Vorgeschichte des Augsburger Reichstages 1582. Dissertation. Münster 1905.

Baasch Ernst, Der Kampf des Hauses Braunschweig-Lüneburg mit Hamburg um die Elbe vom 16.—18. Jahrhundert (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. 21. Band). Hannover 1905, Hahn. 4 M.

Bruchmann K., Die auf den ersten Aufenthalt des Winterkönigs in Breslau bezüglichen Flugschriften der Breslauer Stadtbibliothek. Programm. Breslau 1905.

Stieve Fel., Der oberösterreichische Bauernaufstand des Jahres 1626. 2. Auflage. Mit einem Geleitwort von Jul. Strnadt und einem Nachruf von Alfr. Altmann 18.—20. (Schluß-)Lieferung. Linz 1905, E. Mareis. 1.80 M.

Briefe und Akten zur Geschichte des 30jährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher. München, M. Rieger.
10. Band. Chroust Ant., Der Ausgang der Regierung Rudolfs II. und die Anfänge des Kaisers Matthias. 1906. 23.20 M.

Potsdamer Tagebücher, 1740 bis 1756 (Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres. Abteilung II. 10. Heft). Berlin 1906, E. S. Mittler & Sohn. 2.50 M.

Kohl O., Das Tagebuch von G. H. Schmerz über den Baseler Frieden 1794/95. Nach der Kreuznacher Handschrift, mit Berücksichtigung der Berliner Abschrift. Teil I. Programm. Kreuznach 1906.

Meinecke Frdr., Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795—1815 (Monographien zur Weltgeschichte XXV). Bielefeld 1906, Velhagen & Klasing. 4 M.

Ritter-Záhony Carl v., Napoléon I. Die Besetzung von Görz durch die Franzosen im Frühjahr 1797. Nach einem Manuskript. Leipzig 1905, H. Schmidt & C. Günther. 2 M.

Pfalz Ant., Die Franzosen in Wien im J. 1805. Nach den besten Quellen bearbeitet. 2. Auflage (Sammlung historischer Schriften. III.). Deutsch-Wagram 1905 (Linz, E. Mareis). 40 Pf.

Geschichte der Befreiungskriege 1813/5 (in 4 Einzelwerken). Lettow-Vorbeck und v. Voß. Napoleons Untergang 1815. 2 Band. Von Belle-Alliance bis zu Napoleons Tod. Bearbeitet von v. Voß. Berlin 1906, E. S. Mittler & Sohn. 8 M.

Pfalz Ant., Aus der Franzosenzeit. Ernste und heitere Skizzen, Anekdoten und Lieder zur Charakteristik Napoleons I. und seiner Zeit. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen und gedruckten Quellen gesammelt. I. II. (Sammlung historischer Schriften. IV—VII). Deutsch-Wagram 1905 (Linz, E. Mareis). 1.60 M.

Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. 2. Neuabdruck. Eingeleitet von Rich. Graf Du Moulin Eckart. (Zum 100. Todestage Palms.) Stuttgart 1906, F. Lehmann 1.50 M.

Tietz Ed., Das Frankfurter Attentat vom 3. IV. 1833 und die Heidelberger Studentenschaft. Ein Stück Deutscher Kultur- und Rechtsgeschichte. Heidelberg 1906, O. Petters. 1.50 M.

Schwemer Rich., Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart; Vom Bund zum Reich. Neue Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit (Aus Natur und Geisteswelt. 101. 102. Band). Leipzig 1905, B. G. Teubner, je 1 M.

Landschaften. Müller Leonh., Die politische Sturm- und Drangperiode Badens. (In 10 Lieferungen). Mannheim 1905, Dr. H. Haas. Je 1 M.

Bayern. Bitterauf Thdr., Bayern als Königreich 1806—1906. München 1906, C. H. Beck. 4 M.

Denk O. und J. Weiß, Unser Bayerland. Vaterländische Geschichte, volkstümlich dargestellt. München (1906), Allgemeine Verlagsgesellschaft. 10.20 M.

Doeberl M., Entwicklungsgeschichte Bayerns. 1. Band. Von den ältesten Zeiten bis zum westfälischen Frieden. München 1906, R. Oldenbourg. 12 M.

Riezler Siegm., Das glücklichste Jahrhundert bayerischer Geschichte. 1806—1906. München 1906 [1905], C. H. Beck. 1 M.

v. Zieglauer, Geschichtliche Bilder aus der Bukowina zur Zeit der österreichischen Militärverwaltung (11. Bilderreihe. — Nachträge und Ergänzungen). Nach den Quellen des k. u. k. Kriegsarchivs und des Archivs im Ministerium des Innern [Aus: ‚Bukowiner Nachrichten‘]. Czernowitz 1905, H. Pardini. 1 M.
Schriever Ldw., Geschichte des Kreises Lingen. 1. Teil. Die allgemeine Geschichte. Lingen 1905, R. van Acken. 5 M.
Livland. Seraphim Ernst, Geschichte von Livland. 1. Band. Das livländische Mittelalter und die Zeit der Reformation (Allgemeine Staatengeschichte. III. Abteilung. 7. Werk. 72. Lieferung). Gotha 1906 [1905], F. A. Perthes. 6 M.
Liv-, est- und kurländisches Urkundenbuch. . . . II. Abt. 2. Band. 1501/5. Hg. von Leonid Arbusow. Riga 1905, (J. Deubner). 30 M.
Feuereisen Arnold, Die livländische Geschichtsliteratur 1903. . . . Riga 1905, N. Kymmels Sortiment. 2 M.
Schmidt Otto Eduard, Kursächsische Streifzüge. 3. Band. Aus der alten Mark Meißen. Leipzig, 1906, F. W. Grunow. 4 M.
Knötel Paul, Geschichte Oberschlesiens. Für weitere Kreise dargestellt. Kattowitz 1906 [1905], Gebr. Böhm. 3 M.
Österreich. Fontes rerum Austriacarum. Österreichische Geschichtsquellen. Hg. von der histor. Kommission der k. Akademie der Wissenschaft in Wien. 2. Abteilung. Diplomataria et acta. Wien 1906. In Kommission bei Alfr. Hölder.
LVIII. Band. Akten und Korrespondenzen zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich unter Ferdinand II. 1. Teil . . . 1590 bis 1600. Gesammelt und hg. von J. Loserth.
LIX. Band. Fuchs Adalb. Fr., Urkunden und Regesten zur Geschichte der aufgehobenen Kartause Aggsbach. P. O. W. W.
Lampel Jos., Elfhundert Jahre Österreich. Vortrag (Vorträge und Abhandlungen, hg. von der Leo-Gesellschaft. 24). Wien 1906, Mayer & Co. 30 Pf.
Schram Wilh., Die gute alte Zeit in Österreich. Eine Sammlung kulturhistorischer Denkwürdigkeiten. Brünn 1906, Selbstverlag. 3 M.
Wehrmann Mart., Geschichte von Pommern. 2. Band. Bis zur Gegenwart. (Allgemeine Staatengeschichte. III. Abteilung. Deutsche Landesgeschichten 5. Werk. 73. Lieferung.) Gotha 1906 [1905], F. A. Perthes. 7 M.
Schlippenbach Alb. Graf v., Zur Geschichte der hohenzollerischen Souveränität in Preußen. Diplomatischer Briefwechsel des Königs Karl Gustav von Schweden und des Gesandten Grafen Chr. K. von Schlippenbach aus den Kriegsjahren 1654—1657. Zusammengestellt. Berlin 1906, E. Fleischel & Co. 12 M.
Bechtolsheimer Heinr., Rheinhessen zur Zeit der Franzosenherrschaft 1792—1814. Vortrag. Worms 1905 (H. Kräuter). 50 Pf.
Sachsen. Richter Paul Emil, Literatur der Landes- und Volkskunde und Geschichte des Königreiches Sachsen aus den Jahren 1903 und 1904 5. Nachtrag . . . [Aus: Mitteilungen des Vereines für Erdkunde]. Dresden 1905, W. Baensch. 1.50 M.
Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. Halle, O. Hendel.
41. Band. Pallas Karl, Die Registraturen der Kirchenvisitationen im ehemals sächsischen Kurkreise. II. Abt. 1. Teil: Die Ephorien Wittenberg, Kemberg und Zahna. 1906. 13.50 M.
Acta publica. Verhandlungen und Korrespondenzen der schlesischen Fürsten und Stände. Mit einem Anhang: Beiträge zur Geschichte der Gegenreformation in Schlesien vornehmlich für das Jahr 1629 . . . hg. von Julius Krebs. VIII. Band. Das Jahr 1629. Breslau 1906, E. Wohlfarth. 10 M.
Irmisch Th., Beiträge zur schwarzburgischen Heimatskunde. 1. 2. Band. Sondershausen 1905/1906, F. A. Eupel. Je 4 M.

Schweiz. Barth Hans, Repertorium über die in Zeit- und Sammelschriften der Jahre 1891—1900 enthaltenen Aufsätze und Mitteilungen schweizergeschichtlichen Inhaltes. Als Fortsetzung zu Brandstetters Repertorium für die Jahre 1812/1890. . . . Basel 1906, Basler Buch- und Antiquariatshandlung vorm. A. Geering. 8 M.

Amtliche Sammlung der Acten aus der Zeit der helvetischen Republik. (1798—1803) im Anschluß an die Sammlung der älteren eidgenössischen Abschiede. . . Bearbeitet von Johs. Strickler. X. Band: Register und Anhänge zu Bd. I/IX. Bern 1905. (Basel, Basler Buch- und Antiquariatshandlung vorm. A. Geering). 13.60 M.

Siebenbürgen. Csallner Rob., Quellenbuch zur vaterländischen Geschichte. Hermannstadt 1905, W. Krafft. 2.50 M.

Mansberg Rich. Freih. v., Erbarmannschaft wettinischer Lande. Urkundliche Beiträge zur obersächsischen Landes- und Ortsgeschichte in Regesten vom 12. bis Mitte des 16. Jahrhunderts. III. Band. Thüringen. Mit 5939 Regesten. Dresden 1905, W. Baensch. 75 M.

Tirol. Hirn Ferd., Geschichte der Tiroler Landtage von 1518 bis 1525. Ein Beitrag zur sozialpolitischen Bewegung des 16. Jahrhunderts. Mit Benutzung archivalischer Quellen dargestellt. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes IV. Band. 5. Heft). Freiburg i. B. 1905, Herder. 2.70 M.

Steinitzer Alfr., Geschichtliche und kulturgeschichtliche Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 1905, Wagner. 5 M.

Aus dem geistigen Leben und Schaffen in Westfalen. Festschrift zur Eröffnung des Neubaus der Königl. Universitäts-Bibliothek in Münster (Westfalen) am 3. Nov. 1906. Herausgegeben von den Beamten der Bibliothek. Münster 1906. Verlag der Coppenrathschen Buchhandlung. 6 M.

Inhalt: Molitor K., Das neue Bibliotheks-Gebäude in Münster i. W. — Bahlmann P., Die Königliche Universitäts-Bibliothek in Münster. — Bömer A., Das literarische Leben in Münster bis zur endgültigen Rezeption des Humanismus. — Degering H., Gottfried von Raesfeld. Sein Geschlecht, sein Leben und sein Testament. — Krüger H., Anton Fahne. — Küster A., Die juristische Abteilung der Königlichen Universitäts-Bibliothek zu Münster. — Molitor K., Ein westfälischer Bibliotheks-Katalog von 1353.

Wettstein Walt., Die Regeneration des Kantons Zürich. Die liberale Umwälzung der dreißiger Jahre. 1830 bis 1839. 1.—3. Lief. Zürich 1906, Schultheß & Co. Je 1.80 M.

Ortschaften. Fey J., Zur Geschichte Aachens im 16. Jahrhundert. Mit Benutzung ungedruckter Archivalien. Aachen 1905, J. Schweitzer. 1.20 M.

Vorländer K., Bilder aus Altenas Vorzeit, dargestellt in einer Reihenfolge von Vorträgen. Altena (1906), P. A. Santz. 2 M.

Eid Ludw., Aus Alt-Rosenheim. Ausgewählte Studien zur Geschichte und Volkskunde für Rosenheim und sein Inntal. In 3 Teilen (in 1 Bande). Rosenheim 1906 (R. Bensegger). 5 M.

Straßburger E., Geschichte der Stadt Aschersleben. Aschersleben (1906), R. Kinzenbach. 6.50 M.

Augsburg. Dirr Pius, Aus Augsburgs Vergangenheit. Gedenkblätter zur Jahrhundertfeier 1806—1906. Augsburg (1906) (Gebr. Reichel). 2 M.

Meyer Chn., Die letzten Zeiten der freien Reichsstadt Augsburg und ihr Übergang an die Krone Bayerns. München 1906, M. Steinebach. 1.20 M.

Meyer Chn., Bayreuther Erinnerungen. Bilder aus der markgräflichen Zeit. München, M. Steinebach.

1. Teil. Zwei Dramen im Hause Hohenzollern. Der letzte Markgraf von Bayreuth. Die Lieblingsschwester Friedrichs des Großen. 1906. 1.80 M.

Berlin. Holtze Frdr., Geschichte der Stadt Berlin (Tübinger Studien für schwäbische und deutsche Rechtsgeschichte. I. Band. 3. Heft). Tübingen 1906, H. Laupp. 3.60 M.

Berlin und die Berliner Leute. Dinge. Sitten. Winke. Karlsruhe 1905, J. Bielefeld. 4.50 M.

Kasser H., Das Bernbiet ehemals und heute. II. Mittelland. 1. Zwischen Aare und Stockhornkette. Bern 1906, Stämpfli & Co. 2 M.

Mulsow, Brombach in Wiesental. Ein Beitrag zur Heimatkunde. Lahr 1905, M. Schauenburg. 2 M.

Brauner J. Mich., Brüxer Gedenkbuch. Zeittafel geschichtl. Ereignisse und Denkwürdigkeiten aus alter und neuer Zeit. In 2. Auflage erweitert und ergänzt. 2 Bände. Brüx (1906) (A. Kunz). 3.40 M.

Nethe Wilh., Lebenserinnerungen. Beiträge zur Geschichte der Stadt Burg. Burg 1906, A. Hopf. 1.50 M.

Cassel C., Die Stadt Celle zur Zeit Herzogs Ernst des Bekenners. Ein Zeit- und Sittebild der Jahre 1520—1550, nach zeitgenössischen Aufzeichnungen verfaßt. Celle 1906 (K. André). 1.60 M.

Weinhold E., Chemnitz und Umgebung. Geschichtliche Bilder aus alter und neuer Zeit . . . Chemnitz (1906) (O. May). 1.60 M.

Scholten Rob., Zur Geschichte der Stadt Cleve aus archivalischen Quellen. Cleve 1905, F. Boß Wwe. 7.50 M.

Dewitz Werner v., genannt v. Krebs, Stadt und Land Daber. Nach Aufzeichnungen des Superintend. L. Wegner zu Daber bearbeitet. Breitenfelde in Pommern 1905. Selbstverlag. 3 M.

Kaufmann J., Geschichte der Stadt Deutsch Eylau (Quellen und Forschungen zur Geschichte Westpreußens. 4.). Danzig 1905, L. Saunier. 5 M.

Kleiner Vikt., Zur Geschichte des Schlosses Feldkirch (Schattenburg) in der Zeit von 1778—1825 (Veröffentlichungen des Vereines f. christliche Kunst und Wissenschaft in Vorarlberg. 1. Heft). Feldkirch 1906 (F. Unterberger). 60 Pf.

Frankfurt. Dechent Herm., Geschichte der Stadt Frankfurt in der Reformationszeit oder Frankfurter Reformationsbüchlein (Schriften für das deutsche Volk Nr. 43). Halle 1906, (R. Haupt). 15 Pf.

Besser Gust. Ado., Geschichte der Frankfurter Flüchtlingsgemeinden 1554/8 (Hallesche Abhandlungen zur Geschichte, 43. Heft). Halle 1906, M. Niemeyer. 2 M. [Vorher als Dessertation.]

Gera vor 50 Jahren. Von einem alten Geraer. Weida 1905 (Thomas). 25 Pf.

Möbius Alfr., Bilder aus Großzschochers Vergangenheit. Geschichte der Dörfer Großzschocher-Windorf. Nach Quellen bearbeitet und Schule und Haus gewidmet. Leipzig 1906 [1905] (J. v. Schalscha-Ehrenfeld). 2 M.

Hitzigrath Heinr., Hamburg während des schwedisch-dänischen Krieges 1657 bis 1660. Dem Teilnehmern der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg 1905 als Festgabe dargeboten von dem Ortskomitee. [Programm]. Hamburg 1905 (Herold). 1 M.

Kartels J., Herdern bei Freiburg i. Br. Nach wissenschaftlichen Quellen . . . bearbeitet. Freiburg i. Br. 1905, F. Wagner. 1.80 M.

Küchler Jul., Chronik der Stadt Kaiserslautern aus den Jahren 1566—1798, nach den Ratsprotokollen bearbeitet. 1. Heft. Kaiserslautern 1905 (Ph. Rohr). 60 Pf.

Heck Karl, Geschichte von Kaiserswerth. Chronik der Stadt, des Stiftes und der Burg, mit Berücksichtigung der nähern Umgebung. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen bearbeitet. Düsseldorf 1905, E. Bierbaum. 1.40 M.

Wolf Gust., Aus Kurköln im 16. Jahrhundert (Historische Studien. 51. Heft). Berlin 1905, E. Ebering. 9 M.

Leipzig. Wustmann Gust., Geschichte der Stadt Leipzig. Bilder und Studien. 1. Band, Leipzig 1905, C. L. Hirschfeld. 10 M.
Leipzig und die Leipziger. Leute, Dinge, Sitten, Winke. (Von Heinz Georg [Müller].) Leipzig 1906, Teutonia, akad. Buchh. 2 M.
Leipzig im Taumel. Nach Original-Briefen eines reisenden Edelmannes. [Von Aug. Sal. Maurer.] 1799. (Neudruck) Münster i. Schw. (1906). (Leipzig, Teutonia, akad. Buchh.). 15 Pf.
Voigt Paul, Aus Lissas erster Blütezeit. Lissa 1905, F. Ebbecke. 2 M.
Spina F., Aus der Chronik des Mährisch-Trübauer Webermeisters Michael Heger (1663—1730). Programm. Mährisch-Trübau. 1905.
Mainz. Bockenheimer K. G., Mainz in den Jahren 1848 und 1849. Mainz 1906, Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei. 3 M.
Bürckel Alfr., Aus der Mainzer Vergangenheit. Historische Schilderungen. Mainz 1906, Ph. v. Zabern. 5 M.
Melk. Katschthaler Eduard, O. S. B., Melk [Aus: Topographie von Niederösterreich]. Wien 1905, (A. Hölder). 5.20 M.
Schachinger Rud., Geschichte und Beschreibung des Stiftes und der Stadt Melk . . . Wien 1905 (A. Hölder). 50 Pf.
Jordan R., Chronik der Stadt Mühlhausen in Thüringen. 3. Band, 1600 bis 1770. Mühlhausen in Th. 1906 (Heinrichshofen). 4.50 M.
Tille Jos., Geschichte der Stadt Niemes und ihrer nächsten Umgebung. Niemes (1905), A. Bienert. 6.80 M.
Härtwig, Altes und Neues aus Oschatz. Oschatz (1906) (B. Krasemann Nachf.). 1 M.
Boß Magnus, Chronik der Kirchengemeinde Ostenfeld. Husum 1905, F. Petersen. 2 M.
Müller Jhns., Osterode in Ostpreußen. Darstellungen zur Geschichte der Stadt und des Amtes. Osterode 1905, H. Riedel. 3.75 M.
Richter Wilh., Preußen und die Paderborner Klöster und Stifter 1802.6. Paderborn 1905, Bonifazius-Druckerei. 2.20 M.
Lödler Vinz., Geschichte von Prebing. Von den ältesten Zeiten bis 1906. Graz 1906, U. Moser. 1.25 M.
Hausenstein Wilh., Die Wiedervereinigung Regensburgs mit Bayern im Jahre 1810. (Zur Beurteilung Karls von Dalberg.) Nach archivalischen Quellen, München 1905, J. Lindauer. 2 M.
Hutter Frz., Geschichte Schladmings und des steirisch-salzburgischen Ennstales. Auf Grund der Quellen und seitherigen Forschungen dargestellt. Graz 1906 [1905], U. Moser. 6 M.
Dütschke, Beiträge zur Heimatskunde des Kreises Schwelm. (4. Heft: Geschichte der einzelnen Ortschaften. Fortsetzung.) Programm. Schwelm 1905.
Berbig, Sonneberg im Zeitalter der Reformation. Sonneberg (1900), J. Seichter. 80 Pf.
Karl Heinr., Staffelsteiner Chronik. Nach Karls Tod gesammelt und hg. vom H. Schellerer Staffelstein (1905). (Bamberg, Buchners Sortiment.) 4 M.
Spatz Willy, Bilder aus der Vergangenheit des Kreises Teltow. 1. Teil.... Berlin (1905) (E. Haase). 20 M.
Thudichum Frdr., Die Stadtrechte von Tübingen 1388 und 1493 Anhang: 1. Die Rechtssprache als Hilfe zur Ausmittelung der alten Grenzen der deutschen Stämme. 2. Die ehemaligen deutschen Reichsarchive (Tübinger Studien für schwäbische und deutsche Rechtsgeschichte. Hg. von Frdr. Thudichum 1. Band, 1. Heft). Tübingen 1906, H. Laupp. 2.20 M.
Bullenheimer J. A. (†), Geschichte von Uffenheim nebst historischen Notizen über dessen nahe und ferne Umgegend. Hg. von Jul. Meyer. Ansbach 1905, C. Brügel & Sohn. 2.50 M.

Weitzel C., Blätter der Erinnerung aus drei Jahrzehnten in Ulm. Eine Auswahl von Festreden und Vorträgen. Ulm 1905 (J. Ebner). 2 M.

Eickhoff P., Geschichte Wandsbecks unter Heinrich und Breido Rantzau 1564—1614. Programm. Wandsbeck. 1905.

Kuhn Karl, Aus dem alten Weimar. Skizzen und Erinnerungen. Wiesbaden 1905, J. F. Bergmann. 2.50 M.

Inhalt: Zunkel und Elkan. — Tante Dorchen. — Professor Töpfer und Frau. — Bonaventura Genelli. — Franz Liszt. — Franz Jäde. — Die alte Lene. — Johanne im Goethe-Hause. — Onkel Adolf und Onkel August. — Weimarische Stadtkarikaturen. — Alte Weimaraner. — Der Zwiebelmarkt. — Am Tage Margarethae. — Der Felsensitz. — Goethes Weinkeller. — Aus Goethes Kleiderschrank. — Zur Erinnerung an Goethes Euphrosyne. — Christiane von Goethes Grabstätte. — Lukas Cranachs Grabstätte. — Weimars Stadtbild um die Mitte des 19. Jahrhunderts. — Weimars alte Bauten. — Wallendorf. — Lützendorf. — Rödchen.

Wien. Quellen zur Geschichte der Stadt Wien ... Redig. von Alb. Starzer. 1. Abteilung. Regesten aus in- und ausländischen Archiven mit Ausnahme des Archives der Stadt Wien. 5. Band. Regesten Nr. 4732—6274. Wien 1906 (C. Konegen). 20 M.

Angeli Mor. Edler v., Wien nach 1848. Aus dem Nachlasse. Mit einer Einleitung von Heinr. Friedjung. Wien 1905, W. Braumüller. 3 M.

Kulturgeschichte. Stein Ldw., Die Anfänge der menschlichen Kultur. Einführung in die Soziologie (Aus Natur- und Geisteswelt. 93. Bändchen). Leipzig 1906, B. G. Teubner. 1 M.

Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Leipzig, B. G. Teubner.

I. Teil. 1. Abteilung. Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. 1906. 16 M.

Meyer Chrn., Altreichsstädtische Kulturstudien. München 1906, M. Steinebach. 4 M.

Gebring L., Kulturgeschichtliche Skizzen aus der Berchtesgadner Vergangenheit. Berchtesgaden 1906, K. Ermisch. 75 Pf.

Deutsche Hofordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts .. herausgegeben von Arth. Kern. 1. Band. Brandenburg, Preußen, Pommern, Mecklenburg. (Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte. II. Abteilung. Ordnungen. 1. Band.) Berlin 1905, Weidmann. 10 M.

Martin Alfr., Deutsches Badeleben in vergangenen Tagen. Nebst einem Beitrage zur Geschichte der deutschen Wasserheilkunde. Jena 1906, E. Diederichs. 14 M.

Langwerth von Simmern Heinr. Frh., Aus Krieg und Frieden. Kulturhistorische Bilder aus einem Familienarchiv. Wiesbaden (1906), R. Deffner. 6 M.

Drews Paul, Der evangelische Geistliche in der deutschen Vergangenheit (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. 12. Band). Jena 1905, E. Diederichs. 4 M.

Erler Geo., Leipziger Magisterschmäuse im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Leipzig 1905, Giesecke & Devrient. 10 M.

Sprenger Jak. und Heinr. Institoris, Inquisitoren: Malleus Maleficarum. Der Hexenhammer Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt. (In 3 Teilen.) I. Teil. Was sich bei der Zauberei zusammenfindet. 1. Der Teufel. 2. Der Hexer oder die Hexe. 3. Die göttliche Zulassung. Berlin 1906, H. Barsdorf. 8 M. Alle 3 Teile 20 M.

Abhandlung von dem Gebrauche der Alten, fürnehmlich der Griechen und Römer, ihre Geliebte zu schlagen. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen vermehrt. (Von Joh. Karl Konr. Oelrichs.) Berlin

1766 (Eros. Sammlung kultur- und literarhistor. Neudrucke). Leipzig (1906), „Teutonia", akad. Buchh. 2 M.

Gesellschaften. Schuster Geo., Die geheimen Gesellschaften, Verbindungen und Orden. 2 Bände. Leipzig 1906, Th. Leibing. 16 M.

Freimaurerei. Boos Heinr., Geschichte der Freimaurerei. Ein Beitrag zur Kultur- und Literatur-Geschichte des 18. Jahrhunderts. 2. vollständig umgearbeitete Auflage. Aarau 1906, H. R. Sauerländer und Co. 6 M.

Henne am Rhyn Otto, Aus Loge und Welt. Freimaurerische und kulturhistorische Aufsätze. Berlin 1905, F. Wunder. 3 M.

Mehring Frz., Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Vier Bände. 3. Auflage. Stuttgart 1906, J. H. W. Dietz. 20 M.

Juden. Grünfeld Rich., Zur Geschichte der Juden in Bingen am Rhein. Festschrift zur Einweihung der neuen Synagoge in Bingen. Bingen 1905. (Frankfurt a. M., J. Kauffmann). 2 M.

Bondi Gtli., Zur Geschichte der Juden in Böhmen, Mähren und Schlesien von 906—1620. Zur Herausgabe vorbereitet und ergänzt von Frz. Dworsky. 2 Bände. Prag 1906 (F. Neugebauer). 18 M.

Ackermann A., Geschichte der Juden in Brandenburg a. d. Havel. Nach gedruckten Quellen dargestellt und mit urkundlichen Beilagen herausgegeben. Berlin 1906, L. Lamm. 4 M.

Samuel S., Geschichte der Juden in Stadt und Stift Essen bis zur Säkularisation des Stifts von 1291 bis 1802. Mit urkundlichen Beilagen .. Essen 1905. (Berlin, M. Poppelauer). M. 1.50.

Tänzer A., Die Geschichte der Juden in Tirol und Vorarlberg. 1. und 2. Teil. Die Geschichte der Juden in Hohenems und im übrigen Vorarlberg. Meran 1905, F. W. Ellmenreich. 17 M.

Rothschild Samson, Aus Vergangenheit und Gegenwart der israelitischen Gemeinde Worms. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt a. M. 1905, J. Kauffmann. 1 M.

Bamberger M. L., Ein Blick auf die Geschichte der Juden in Würzburg. Würzburg 1905, J. Frank. 40 Pf.

Borkowsky Ernst, Aus der Zeit des Humanismus. (Gestalten aus der deutschen Vergangenheit. 1. Reihe.) Jena 1905, E. Diederichs. 5 M.

Meyer Chn., Zur Geschichte des deutschen Adelsstandes. München 1906, M. Steinebach. 1.50 M.

Meyer Chn., Zur Geschichte des deutschen Arbeiterstandes. Ebenda. 1 M.

Meyer Chn., Zur Geschichte des deutschen Bauernstandes. Ebenda. 1 M.

Biographische Sammelwerke. Badische Biographien. V. Teil. 1891—1901. Im Auftrage der badischen historischen Kommission. Herausgegeben von Fr. v. Weech und A. Krieger. 2 Bände. Heidelberg 1906, C. Winter, Verlag. 23.40 M.

Basler Biographien. Herausgegeben von Freunden vaterländischer Geschichte. 3. Band. Basel 1905, B. Schwabe. 3.20 M.

Heigel Karl Theod., Biographische und kulturgeschichtliche Essays. 2. Auflage. Berlin 1906, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 5 M.

Familien. Wittich Werner, Altfreiheit und Dienstbarkeit des Uradels in Niedersachsen. Mit einer Beilage über das Geschlecht von Alten. [Erweiterter Sonderabdruck aus der Vierteljahrschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgesch.] Stuttgart 1906, W. Kohlhammer. 4 M.

Bernstorff. Friis Aage, Die Bernstorffs. 1. Band: Lehr- und Wanderjahre. Ein Kulturbild aus dem deutsch-dänischen Adels- und Diplomatenleben im 18. Jahrhundert. Leipzig 1905, W. Weicher. 10 M.

Bernstorffsche Papiere. Herausgegeben von Aage Friis. 1. Band. Nachträge. Enth. eine deutsche Übersetzung der in dänischer Sprache verfaßten Be-

merkungen obigen Werkes von Andr. Grafen Bernstorff. Berlin 1905, W. Süsserott. M. 1.60.

Flanß R. v., Versuch einer Geschichte der auf Sulitz in Westpreußen ansäßig gewesenen Familien von Brauneck mit besonderer Berücksichtigung der verschwägerten, seit 1895 erloschenen Familie von Füldner und der nichtverwandten Familie von Bronk. Auf Wunsch und unter Mitwirkung des Herausgebers Hans von Brauneck in Berlin bearbeitet. Berlin 1906 (Marienwerder, Wpr., Superint. R. v. Flanß). 6 M.

Hennings Joh. Frdr. Bernh. und Paul Christian de Coninck Hennings, Beiträge zur Geschichte Familie Hennings (1500—1905) und der Familie Witt (1650—1905). 2. Auflage. Lübeck 1905 (J. Carstens). 4 M.

Liman Paul, Hohenzollern. Berlin 1905, C. A. Schwetschke & Sohn. 5 M.

Eggers H. K., Die Kestner. Eine genealogische Skizze nebst Exkursen und 1 Wappentafel. Bremen 1882. Nachtrag. Lübeck 1905, Lübcke & Nöhring. 2 M.

Schilling v. Canstatt Ernst Frh. v., Geschlechtsbeschreibung der Familie Schilling von Canstatt, als Neubearbeitung und Fortsetzung der Geschlechtsbeschreibung derer Familien von Schilling von Karl Frdr. Frhrn. v. Canstatt (1807) bearbeitet. Heidelberg 1905, C. Winter, Verl. 20 M.

Schweinichen Constant v., Zur Geschichte des Geschlechts derer von Schweinichen. 2. Band. Regesten und Urkunden (1501—1815) nebst Nachträgen und Gesamt-Register zu Band I und II. (1108—1805). Breslau 1906, W. G. Korn. 10 M.

Winning Leop. v., Geschichte des Geschlechts derer von Winning. Görlitz 1906 (C. A. Starke). 12 M.

Regenten. Lemmermayer Fritz, Die Leiden eines deutschen Fürsten (Herzog Elimar von Oldenburg). Biographische Skizze. Berlin 1905, Herm. Walther. 2 M.

Friedrich der Große. Koser Rho., König Friedrich der Große. II. Band. 3. Auflage. Stuttgart 1905, J. G. Cotta Nachf. 12 M.

Meyer Chrn., Friedrich der Große und der Netzedistrikt. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. München 1906, M. Steinebach. 2 M.

Uhde Wilh., Der alte Fritz. (Die Kultur. Sammlung illustr. Einzeldarstellungen. Herausgeber Corn. Gurlitt. 3. Band.) (Berlin 1905), Bard, Marquardt & Co. M. 1.25.

Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen. 31. Band. Berlin 1906, A. Duncker. 24 M.

Krencker A., Friedrich der Weise von Sachsen beim Beginn der Reformation. Eine Charakterstudie. Dissertation. Heidelberg. 1905.

Metzsch W. v, Friedrich August III., König von Sachsen. Ein Lebensbild. Berlin 1906, K. Siegismund. 4 M.

Friedrich Wilhelm III. Paulig F. R., Familiengeschichte des Hohenzollernschen Kaiserhauses. 5. Band. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 1770—1840. Sein Privatleben und seine Regierung im Lichte neuerer Forschung. 2. Auflage. Frankfurt a. O. 1905, F. Paulig. 4 M.

Pawelitzki A., König Friedrich Wilhelm III. und seine Bedrohung durch die Franzosen am 17. Januar 1813. Dissertation. Greifswald 1906.

Schornbaum Karl, Zur Politik des Markgrafen Georg von Brandenburg 1528/32. Auf Grund archivalischer Forschungen. München 1906, Th. Ackermann. 10 M.

Akten und Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen. Herausgegeben von Felician Geß. I. Band. 1517—1524. (Aus den Schriften der kgl. sächs. Kommission für Geschichte.) Leipzig 1905, B. G. Teubner. 29 M.

Korte Aug., Die Konzilspolitik Karl V. in den Jahren 1538/43. (Schriften des Vereines für Reformationsgeschichte. Nr. 85.) Halle 1905 (R. Haupt). 1.20 M.

Steinberger Hans, Ludwig II. von Bayern, der Romantiker auf dem Königsthrone. Prien 1906 (Leipzig, C. W. B. Naumburg). M. 3.50.

Zwiedineck-Südenhorst Hans v., Maria Theresia. (Monographien zur Weltgeschichte. XXIII). Bielefeld 1905, Velhagen & Klasing. 3 M.

Schulte Alois, Kaiser Maximilian I. als Kandidat für den päpstlichen Stuhl. 1511. Leipzig 1906, Duncker & Humblot. M. 2.20.

Ludwig K., Peter der Große in Karlsbad 1711 und 1712. Programm. Karlsbad 1904.

Seeling Fritz, Die gesamte Literatur über Philippum Magnanimum, Landgraf zu Hessen.. in kritischer Übersicht und der Zeit nach bibliographisch verzeichnet. 1. Drittel: Versuch einer kritischen Übersicht zur Einleitung. [„Aus Hessenland", in 2. verbesserter Auflage.] Bronnzell bei Fulda 1905, Selbstverlag. 1 M.

Hauck Karl, Rupprecht der Kavalier, Pfalzgraf bei Rhein (1619/82). (Neujahrsblätter der badischen histor. Kommission. Neue Folge 9. 1906.) Heidelberg 1906, C. Winter, Verlag. M. 1.20.

Kaiser Wilhelms des Großen Briefe, Reden und Schriften. Ausgewählt und erläutert von Ernst Berner. 1797 bis 1888. 2 Bände. 1.—3. Auflage. Berlin 1906 (1905). 6 M.

Wilhelm Markgraf von Baden, Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von der badischen histor. Kommission. Bearbeitet von Karl Obser. 1. Band. 1792—1818. Heidelberg 1906, C. Winter, Verlag. 14 M.

Personen. Thieme Frdr., Ernst Abbe. Ein Lebens- und Charakterbild. (Thüringer Warte-Bibliothek. Herausgegeben von H. Haupt. Aus: „Thüringer Warte". 1. Heft.) Pößneck (1905), B. Feigenspan. 50 Pf.

Kleinschmidt Arth., Amalie von Oranien geborene Gräfin zu Solms-Braunfels. Ein Lebensbild. Berlin (1905), J. Räde. 5 M.

Andrießen Gust., Erlebnisse, Erinnerungen und Gedichte. Krefeld 1905, Kramer & Baum. 4 M.

Sturmkoefel Konr., Kurfürstin Anna von Sachsen. Ein politisches und sittengeschichtliches Lebensbild aus dem XVI. Jahrhundert. (Biographien bedeutender Frauen. V.) Leipzig 1905, E. Haberland. 5 M.

Beatis Antonio de, Die Reise des Kardinals Luigi d'Aragona durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien 1517/18, beschrieben. Als Beitrag zur Kulturgeschichte des ausgehenden Mittelalters veröffentlicht und erläutert von Ludw. Pastor (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Gesch. deutsch. Volkes. 4. Heft). Freiburg i. B. 1905. M. 3.50.

Adler Max, Karl Arnd und seine Stellung in der Geschichte der Nationalökonomie. Karlsruhe 1906, G. Braunsche Hofbuchhandlung. 3 M.

Barbo Max Graf, Aus vergangener Zeit. Jugenderinnerungen. Graz 1906, (P. Cieslar). 2 M.

Fehling E. F., Heinrich Theodor Behn, Bürgermeister der freien und Hansestadt Lübeck. Leipzig 1906, Duncker & Humblot. M. 4.60.

Belcredi Graf Ludw., Ein österreichischer Staatsmann: Graf Richard Belcredi 1823—1902. [Aus: „Die Kultur".] Wien (1905) (Gerold & Co.). 50 Pf.

Bismarck. Matter P., Bismarck et son temps. II. L'action (1862—1870) (Bibliothèque d'histoire contemporaine). Paris. Félix Alcan. 10 Fr.

Poschinger Heinr., Bismarck und der Bundestag. Neue Berichte Bismarcks aus Frankfurt a. M. 1851/9. Berlin 1906 (1905), E. Trewendt. M. 4.50.

Schiffers Otto, Bismarck als Christ. Elberfeld 1906 (1905), Buchhandlung der evang. Gesellschaft. M. 1.80.

Breuer R., Der Berner Codex 149 b. Beiträge zur Biographie des Jacques Bongars und zur Geschichte seiner diplomatischen Tätigkeit in Deutschland (1589—1606). Dissertation. Heidelberg 1905.

Boßhart Laur. von Winterthur, Chronik 1185—1532. Hg. von Kaspar Hauser (Quellen zur schweizerischen Reformationsgeschichte. III). Basel 1905, Basler Buch- und Antiquariatsh. vorm. A. Geering. 8 M.

Dietrich Sigismund v. Buchs Tagebuch (1674/83). Hg. von Ferd Hirsch (Veröffentlichungen des Vereines für die Geschichte der Mark Brandenburg). 2. (Schluß-)Band. Leipzig 1905, Duncker & Humblot. 7 M.

Des Burggrafen Fabian zu Dohna (geb. 1550, † 1621). Selbstbiographie. . . . Hg. von C. Krollmann (Publikation des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen). Leipzig 1905, Duncker & Humblot. 6 M.

Wille Jak., Elisabeth Charlotte Herzogin von Orleans (die Pfälzer Liselotte) (Frauenleben. VIII). Bielefeld 1905, Velhagen & Klasing. 3 M.

Landmann Karl Ritter v., Prinz Eugen . . . (Weltgeschichte in Karakterbildern. IV. Abteilg. Die neuere Zeit). München 1905, Kirchheim. 4 M.

Zimmermann J., Peter Falk. Dissertation. Freiburg (Schweiz). 1905.

Freudenthal Friedr. Im Hause des Gerichtsvogtes. Jugenderinnerungen. Bremen (1906), C. Schünemann. 2.50 M.

Heerwart Eleonore, Wilhelmine Fröbel, Friedrich Fröbels erste Gattin. Nach Quellenschriften aus dem Fröbel-Museum bearbeitet. Eisenach (1905), H. Kahle. 2.50 M.

Brühl H. J., Die Tätigkeit des Ministers Franz Freiherrn von Fürstenberg auf dem Gebiet der innern Politik des Fürstbistums Münster 1763/80. Teil I. Dissertation. Münster 1905.

Dengel Ign. Phil., Die politische und kirchliche Tätigkeit des Monsignor Josef Garampi in Deutschland 1761/3. . . . Rom 1905, Loescher & Co. 4.50 M.

Doerries H., Friedrich von Gentz' ‚Journal de ce qui m'est arrivé de plus marquant . . au quartier-général de S. M. le roi de Prusse' als Quelle preußischer Geschichte der Jahre 1805/06. Dissertation. Greifswald 1906.

Grueber Karl Joh. Ritter v., Lebenserinnerungen eines Reiteroffiziers vor 100 Jahren. Hg. von seinem Neffen Fr. v. St. Wien 1906, L. W. Seidel & Sohn. 4 M.

Hartung Fritz, Hardenberg und die preußische Verwaltung in Ansbach-Bayreuth von 1792 bis 1806. Tübingen 1906, J. C. B. Mohr. 5 M.

Zlocisti Thdr., Moses Heß. Eine biographische Studie. Berlin 1905, L. Lamm. 2.50 M.

Schmölzer Hans, Andreas Hofer und seine Kampfgenossen. Innsbruck 1905, Wagner. 4 M.

Friedjung Heinr. Julius Freiherr von Horst, österreichischer Minister für Landesverteidigung 1871 bis 1880. Wien 1906, C. Konegen. 1 M.

Jahn Frdr. Ludw., Kleine Schriften. Hg. von Hugo Rühl (Universal-Bibliothek Nr. 4774/5). Leipzig (1906), Ph. Reclam jun 40 Pf.

53 Jahre aus einem bewegten Leben. Vom Verf. der Memoiren eines österreichischen Veteranen. 3. Band. Wien 1905 (W. Braumüller). 5 M.

Jentsch Carl, Wandlungen. Lebenserinnerungen. Leipzig 1905, F. W. Grunow. 4 M.

Mentzel E., Karoline von Hessen, die große Landgräfin. Ihr Aufenthalt in Prenzlau 1750 bis 1756. Darmstadt 1906 (Müller & Rühle). 2.50 M.

Digitized by Google

Burkart J., Augustin Keller in seinen Reden und Bekenntnissen. Auf das Centenarium seiner Geburt. 10. XI. 1805—10 XI. 1905. Aarau (1906), H. R. Sauerländer. 1.80 M.

Krahn Louise v., 40 Jahre in einem deutschen Kriegshafen Heppens-Wilhelmshaven. Erinnerungen. Wilhelmshaven 1905, F. Schmidt. 2.50 M.

Kügelgen Wilh. v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Mit einem ergänzenden Nachwort von Anna von Kügelgen und einem Anhang: Auszüge aus W. v. Kügelgens Briefen. Eingeleitet und hg. von Adf. Stern. Leipzig (1906), M. Hesse. 1.60 M.

Lassalle. Ferd. Lassalles intime Briefe an Eltern und Geschwister. Hg. von Edu. Bernstein. Berlin 1905, Buchhandlung Vorwärts. 3 M.

Lassalle Ferd., Gesamtwerke. Einzige Ausgabe. Von E. Schirmer. 6. Band. Die Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos. Nach einer neuen Sammlung seiner Bruchstücke und der Zeugnisse der Alten dargestellt. Neue Ausgabe. 1. Band. Leipzig (1905), E. Schirmer. 5 M.

Spahn Mart., Ernst Lieber als Parlamentarier. Gotha 1906, F. A. Perthes. 1.50 M.

Eisner Kurt, Wilhelm Liebknecht. Sein Leben und Wirken. Unter Benutzung ungedruckter Briefe und Aufzeichnungen herausgegebene 2. erweiterte Auflage. Berlin 1906, Buchhandlung Vorwärts. 1.50 M.

Staël-Holstein R. Baron, Fürst Paul Lieven als Landmarschall von Livland. Riga 1906, Jonck & Poliewsky. 6 M.

Loesch Carl, Aus Heimat und Vaterhaus. Harmlose Jugenderinnerungen. Kaiserslautern 1906 [1905], E. Crusius. 1.20 M.

Buchner Gottfr., Jakob Lorber. Sein Leben, seine Schriften, seine Anhänger. Lorch 1905, K. Rohm. 30 Pf.

Knaake E., Leben und Wirken der Königin Luise im Lichte der Geschichte. Teil I: Königin Luise bis zum Ausbruch des Krieges im Jahre 1806. Programm. Tilsit. 1906.

Bojanowski Eleonore v., Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Nach größtenteils unveröffentlichten Briefen und Niederschriften. 2. Auflage. Mit einer Beigabe: Herders Briefe zur Erziehung des Erbprinzen Karl Friedrich. Stuttgart 1905, J. G. Cotta Nachf. 7.50 M.

Feller Rich., Ritter Melchior Lussy von Unterwalden, seine Beziehungen zu Italien und sein Anteil an der Gegenreformation. 1. Band. Stans 1906, H. v. Matt & Co. 3 M.

Strobl v. Ravelsberg Ferd., Metternich und seine Zeit 1773—1859. 1. Band. Wien 1906, C. W. Stern. 10 M.

Hansen Jos., Gustav von Mevissen. Ein rheinisches Lebensbild 1815—1899. Zwei Bände, Berlin 1906, Verlag von G. Reimer. 20 M.

Auch die Memoiren eines Geschäftsmannes können literarhistorisch von Interesse sein, da sich die schriftstellerische und poetische Produktion aus dem Leserkreis reflektiert. Gustav Mevissen (geb. 1815 in Düllen, westlich von Crefeld, seit 1841 in Köln seßhaft) hat sich zeit seines Lebens vor allem um die heimische Leinenindustrie, die Entwicklung des rheinischen Eisenbahnwesens, die preußische Zollpolitik, die Schaffung einer deutschen Seefahrt gekümmert. Er saß 1847 in dem „vereinigten Landtag“ zu Berlin, wo er die unter den Kölnischen Kaufleuten erwachsenen liberalen Ideen vertrat, die von den ostelbischen Junkern, wie Bismarck einer war, bekämpft wurden. Im J. 1848 saß Mevissen in der Deutschen Nationalversammlung, später desgleichen im Erfurter Parlament. Der Kampf der Ideen wurde auch literarisch geführt, durch Broschüren und Zeitungen. Unter Anteilnahme Mevissens trat im J. 1842 die „Rheinische Zeitung“ ins Leben. Redakteur war jener Georg Jung, der 1848

in Berlin republikanische Gesinnungen zur Schau trug und gegenüber den Konstitutionellen einen radikalen Klub begründete. Mitarbeiter waren Männer wie Karl Marx, F. Engels (die späteren Führer der Sozialdemokratie, die sich noch nicht abgezweigt hatte), K. Heinzen (der ein böses Buch über den preußischen Staat geschrieben hat), Bergenroth, der später in Simancas historische Forschungen (über Johanna, die wahnsinnige Mutter Karls V.) anstellte, u. A. Man trat auch in Verbindung mit Fr. List, dem großen Nationalökonomen, der für die Erhebung Kölns zu einem Handelszentrum zwischen den Rheinlanden und England, wie es im Mittelalter gewesen war, das richtige Verständnis hatte. Man suchte für die Zeitung überhaupt die besten Federn zu gewinnen. Im Jahr 1842 kamen Gutzkow und Herwegh nach Köln, wo sie durch ein Festmahl geehrt wurden. Über die Äußerungen, welche diese Gäste machten (z. B. über das Junge Deutschland, über Prutz, über Hoffmann von Fallersleben usw.) hat sich die Aufzeichnung Mevissens erhalten, die in dem zweiten Band der Biographie, der Tagebuch-Fragmente, Aktenstücke, Reden und Briefe enthält, mitgeteilt ist (S. 92—96): Die politische Dichtung ward eingehend kritisiert, wobei Herwegh allerlei Selbstbekenntnisse zum besten gab. Auch über Freiligrath liegt (S. 96) ein motiviertes Urteil aus dem Jahre 1844 in einem Briefe Mewissens an seine Schwester vor. Mewissen las in seinen jüngeren Jahren viel und schrieb sich manches auf. Aus diesen „Studien und Skizzen zur neueren Literatur" (1837) sind ebenda (S. 1—36) folgende aufgenommen: 1. Goethes Natürliche Tochter. 2. Goethes Prometheus (Pandora). 3. Heinses Ardinghello. 4. Gedanken über Leopold Schefer und Friedrich Rückert. 5. Über Börne und Heine. 6. Jean Paul. Diese Aufsätze sind nicht gerade von hervorragender Bedeutung, aber als Äußerungen eines selbständig denkenden Mannes keineswegs zu mißachten. Von demselben Gesichtspunkt muß man seine sonstigen „Autodidaktischen Studien auf dem Gebiete der Literatur, Geschichte und Philosophie" (1831—1836, vgl. Band 1, S. 38 ff.) auffassen, auch der „enttäuschende" Besuch, den er 1844 in Berlin der von ihm früher sehr verehrten Bettina von Arnim abstattete. Seine historischen Studien brachten Mevissen in Beziehung zu den Bonner Historikern H. v. Sybel, Gothein, Lamprecht; er beteiligte sich an der Gründung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und machte sich auch um das Archiv der Stadt Köln so verdient, daß dessen derzeitiger Vorsteher ihm die Biographie schrieb — alles nicht ohne Rücksicht auf Parteiinteressen, aber doch in allgemein dankenswerter Weise.

Bemerkenswert ist auch ein 1843 niedergeschriebener Aufsatz über das „Verhältnis des Staates zur fortschreitenden Geistesbildung", der durch das Benehmen des Polizeistaates gegen Wissenschaft, Literatur und politische Bestrebungen veranlaßt wurde. Die geistige Beschränktheit der Bureaukratie wird von dem Verfasser der Biographie an der Hand der offiziellen Akten kontrolliert — was jedem Mitglied der höheren oder niederen Polizei zur lehrreichen Lektüre empfohlen werden kann.

Über Mevissens wirtschaftliche Bestrebungen in der Reaktionszeit und in der Bismarckschen Periode ist hier nicht zu referiren. Bismarcks Politik, wie Treitschkes Darstellung der deutschen Geschichte erfahren in dem vorliegenden Werk vom Standpunkt des liberalen Rheinländers aus Kritik und Ergänzung. Der Gegensatz der Rheinlande gegen die östlichen Provinzen des Staates wurde nicht zum wenigsten von den altpreußischen Politikern empfunden. Man stellte die politischen Bestrebungen auch Mevissens als „französisirende" hin. Das waren sie nicht, aber die französische Herrschaft hatte hier in den ehemals geistlichen Landen, wo Handel und Verkehr durch die Kleinstaaterei unterbunden wurden, mit manchem alten Plunder aufgeräumt; Napoleons Andenken war daher hier ein respektiertes; das französische Recht (das nebenbei bemerkt mehr

germanische Bestandteile in sich enthält als das preußische Landrecht) blieb in Gebrauch, bis die deutsche Reichsgesetzgebung eintrat. — Als aber Mevissen in seinen alten Tagen mithalf, zu Köln eine Handelshochschule ins Leben zu rufen, da knüpfte man mit Bewußtsein an die Bestrebungen des letzten Kurfürsten von Köln an, an den Erzherzog Maximilian Franz, den Sohn der großen Maria Theresia, der am Rhein und in Westfalen in dankbarer Erinnerung fortlebt. Die Beziehungen Mevissens zu österreichischen Politikern, wie (1847) dem Freiherrn von Doblhoff und den österreichischen Deputirten der Paulskirche (darunter Anastasius Grün, Moritz Hartmann u. A.) an der Hand von Hansens Buch verfolgen zu können, wird manchem Leser gleichfalls willkommen sein. J. J.

Mollinary Ant. Frh. von, 46 Jahre im österreichisch-ungarischen Heere 1833 bis 1879. 2 Bände. Zürich 1905, Artist. Institut Orell Füßli. 16 M.

Monteton Max Freiherr D. v., Zwei Schwestern. Erinnerungsblätter aus den J. 1806—1815. Jena 1906, H. Costenoble. 3 M.

Nackl J., Der Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm, ein Opfer napoleonischer Willkür. Zu dessen 100. Todesjahre quellenmäßig bearbeitet. Nürnberg (1905), C. Koch. 2.50 M.

Passarge L., Ein ostpreußisches Jugendleben. Erinnerungen und Kulturbilder. 2. umgearbeitete und erweiterte Auflage. Leipzig (1906), B. Elischers Nachf. 3.50 M.

Petersen Herm., Aus meinem Leben. III. Ein Fünfundachtziger. Eckernförde 1905 (C. Heldt). 4 M.

Rasch Marie, Im Schloß Erinnerungen eines alten Eisenacher Kindes. Neue Folge. Leipzig 1905, F. Jansa. 80 Pf.

Mollenhauer K., August Wilhelm Rehberg, ein hannoverscher Staatsmann im Zeitalter der Restauration. 2. Teil. Programm. Blankenburg a. H. 1905.

Efterladte Papirer fra den Reventlowske familienkreds i tidsrummet 1770–1827, udgivne paa foranledning af Lensgreve C. E. Reventlow ved Louis Bobé. VII. Bind. Kopenhagen, Lehmann & Stage.

Feiner Jos., Gabriel Rießers Leben und Wirken. . . . Hamburg 1906, M. Glogau jr. 1 M.

Schäfer Ernst, Friedrich Eberhard von Rochow. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. [Aus: ,Monatsschrift für innere Mission'.] Gütersloh 1906, C. Bertelsmann. 1.50 M.

Nef W., Minister Arnold Roth. Ein Lebensbild [Aus: ,Appenzeller Jahrbücher'.] Trogen (1905), U. Kübler. 1.20 M.

La Mara, Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg. Bilder und Briefe aus dem Leben der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Leipzig 1906 [1905], Breitkopf & Härtel. 5 M.

Traber J., Kaufmann Joseph Schoberer v. Donauwörth, der Gefährte Joh. Philipp Palms. Donauwörth 1906, Selbstverlag. 50 Pf.

Schurz Karl, Lebenserinnerungen. Bis zum Jahre 1852. Berlin 1906, Verlag von G. Reimer. 7 M.

Karl Schurz war ein Mann der Tat, schon als Student, und seine Entwicklungsgeschichte erweckt Interesse; man weiß, daß seine Aktionen durch die Gabe der Rede wesentlich gefördert wurden, daß seine Rede aber auch Inhalt und der Redner einen festen Charakter besaß. Er machte das Gymnasium in Köln, wo er den Geschichtsunterricht von Wilhelm Pütz, dem Verfasser gelungener Lehrbücher, genoß; in der deutschen Sprache und Literatur war Heinrich Bone sein Lehrer, dessen Lesebuch bekannt ist. Wegen seiner einseitigen Tendenz bekennt Adolf Pichler in seinen Tagebuchblättern dieses Lesebuch, als es am Innsbrucker Gymnasium eingeführt wurde, scharf kritisiert zu haben;

in einem Lande, wo keine konfessionellen Gegensätze bestanden, war eine mehr positive Richtung der Literaturgeschichte am Platze. Bei alledem hat Bone, der ein tüchtiger Schulmann war, auf die Anschaulichkeit und die Plastik des Stiles von Schurz eingewirkt, der beiden Lehrern eine dankbare Erinnerung bewahrte. So vergingen die Gymnasialjahre; Schurz hebt die Bedeutung des humanistischen Unterrichts in beachtenswerter Weise hervor, daß man dadurch erst einen rechten Maßstab für Tun und Empfinden gewinne, den er nicht hätte missen mögen; er erzählt, wie er bei der Maturitätsprüfung, die er als Privatist bestehen mußte (da seine Eltern nach Bonn übergesiedelt waren), dadurch gut einschlug, daß er den ganzen sechsten Gesang der Ilias auswendig herzusagen wußte.

In Bonn hatte er an der Universität schon seit Oktober 1846, eben $17^1/_2$ Jahre alt, Vorlesungen gehört, zunächst bei dem Philologen Ritschl und bei dem Historiker Aschbach; er wollte sich hauptsächlich geschichtlichen Studien widmen. Er trat der Burschenschaft „Frankonia" bei und wurde ein beliebter Mitarbeiter der Kneipzeitung, deren sich damals auch der drei Jahre ältere Julius Ficker, der nachmals berühmte Historiker, annahm, freilich ohne die radikalen Neigungen seines Leibfuchses zu teilen. Dann kamen Spielhagen und Strodtmann daher, künftige Literaten; ersterer hat in seinen Buche „Finder und Erfinder" des Studenten Schurz ausführliche Erwähnung getan, letzterer hat dem Flüchtling Schurz 1849 in die Schweiz Unterstützungen zugeführt und war nachher in Paris mit ihm zusammen. Wie diese beiden versuchte sich auch Schurz in Lyrik und Tragödien, schließlich an einem Thema, das in der Luft lag (so hatte Hans Perthaler der künftige Publizist der Schmerlingzeit, sich demselben zugewandt, desgleichen Adolf Pichler): „Ulrich v. Hutten". Bei Gottfried Kinkel wurde nicht nur Kunstgeschichte getrieben, sondern auch die Rhetorik (an Beispielen wie Shakspeares Rede des Marc Anton) geübt — das war die Vorbereitung zum öffentlichen Auftreten 1848.

Schurz tat sich unter den Studenten als Redner hervor, kam dann mit Kinkel in den „demokratischen Verein" und da die „ordnungsliebenden" Elemente, wie so oft, schlecht organisiert waren (man vgl. darüber die Biographie des Theologen Albr. Ritschl), schritt man, als die in Frankfurt beschlossene deutsche Reichsverfassung von den „Königen" nicht weiter anerkannt wurde, im Einvernehmen mit den Gesinnungsgenossen in den Rheinlanden zur Tat; aber der Überfall des Zeughauses in Siegberg, worauf es abgesehen war, wurde durch das Militär ohne Schwierigkeit vereitelt (1849 Mai 10). Kinkel und Schurz flohen nach der Pfalz und Baden, machten die Insurrektion mit und unterlagen dem Prinzen von Preußen; auch die Festung Rastatt, in die Schurz sich geworfen hatte, mußte kapitulieren. Kinkel wurde gefangen, Schurz entkam auf abenteuerliche Weise (1849 Juli).

Das ist alles sehr anschaulich geschildert, in einem klaren und energischen Stil, ohne Selbsterhebung, eigene Aufzeichnungen scheinen dem Verfasser nicht vorgelegen zu haben, für wichtige Momente versagt das Gedächtnis; — man wird gleichwohl diesen Lebenserinnerungen des „alten Achtundvierzigers" unter den Memoirenwerken des 19. Jahrhunderts einen hervorragenden Platz anweisen müssen. Die „Könige" kommen dabei etwas schlecht weg; ihre Haltung war schwankend und verlogen, worüber der Republikaner Schurz sich kein Blatt vor den Mund nimmt.

Es wird dann die Befreiung Gottfried Kinkels aus dem Zuchthause in Spandau geschildert, die Vorbereitungen, die Tat, das Entkommen nach Schottland, der Aufenthalt in London und Paris, der Verkehr mit Mazzini, mit Kossuth, mit Louis Blanc und anderen Größen der Emigration (auch Lothar Bucher) alles sehr eingehend wie für ein amerikanisches Publikum, das sich in europäischen Dingen nicht genauer auskennt; denn die Aufzeichnungen

sind zunächst für die Kinder und Enkel des Verfassers gemacht worden. Wir hören, daß Schurz damals wohl französisch, nicht aber englisch verstand und sprach, daß ihm die englische Sprache durchaus nicht gefiel; er sollte bald als Redner und als Schriftsteller in derselben exzellieren. Die Geschichte seiner Liebe und Heirat (1852) hat er nur für seine Familie niedergeschrieben, der Öffentlichkeit bleibt sie vorenthalten. Der Band schließt mit der Einschiffung des jungen Paares nach Amerika, der künftigen Heimat.

Für den Literarhistoriker hebe ich noch einige Einzelheiten heraus. S. 379 findet sich ein begeistertes Lob des Nibelungenliedes (das er als Exulant jungen Engländerinnen zu erklären hatte); es sei „nicht in der Eleganz der Darstellung, wohl aber in seinen dramatischen Aufbau das großartigste gewaltigste Heldengedicht, das irgend eine Literatur aufzuweisen hat.“ S. 73 berichtet Schurz über sein Verhältnis zur neueren deutschen Literatur und den überwältigenden Eindruck, den Heinrich Heine auf ihn gemacht habe, als ein befreundeter Frankone ihm das Buch der Lieder lieh. „Das war mir wie eine neue Offenbarung. Ich fühlte fast als hätte ich nie vorher ein lyrisches Gedicht gelesen .... das Lesen und Wiederlesen des Buches der Lieder war mir eine unbeschreibliche Schwelgerei. Dann ging ich an die neuen Lieder, die Reisebilder“ usw. Dazu wurden Herwegh, Hoffmann von Fallersleben und andere, die meist nur in Abschriften vorhanden waren, verschlungen. S. 247 berichtet Schurz, daß er als Flüchtling in Dornachbruck (Baselland) bei der Wirtstochter „Stifters Studien“ angetroffen habe; „ein Buch, das mir zuerst für ihren Begriffskreis zu hoch scheinen wollte. Aber ich fand bald, daß diese junge Schweizerin einen recht guten Schulunterricht genossen hatte und trotz ihrer basellandischen Sprache in der deutschen Literatur nicht unbewandert war.“ Man sieht, daß wir unbeschadet aller (nicht bloß dialektischen) Verschiedenheiten wirklich eine „Nationalliteratur“ besitzen. In den einleitenden Kapiteln ist das Bauernleben am Rhein geschildert; darin wird allerlei über Volksbräuche, Kinderspiele, Puppentheater (Genovefa, Prinz Eugen) mitgeteilt; denn unser Autor stammte von biederen Bauern ab, über deren Verhältnisse er seine Leser mit besonderem Vergnügen unterrichtet. J. J.

Hasenclever Adf., Sleidan-Studien. Die Entwicklung der politischen Ideen Johann Sleidans bis zum Jahre 1545. Habilitationsschrift. Bonn 1905, Röhrscheid & Ebbecke. 1 M.

Tage der Kindheit. Erinnerungen einer alten Frau, von Karoline M. Leipzig 1905, Modernes Verlagsbureau. 2 M.

Tiedemann Chph. v., Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen. 1. Band. Schleswig-holsteinische Erinnerungen. Leipzig 1905, S. Hirzel. 9 M.

Verdy du Vernois J., Der Zug nach Bronzell (1850). Jugend-Erinnerungen. Berlin 1905, E. S. Mittler & Sohn. 2.50 M.

Des Staatsrats Christian Johann Baptist v. Wagner Autobiographie [Aus Archiv des histor. Vereines von Unterfranken und Aschaffenburg]. Würzburg 1905. (Stahels Verlag.) 2.25 M.

Dieter Heinr., Anton Wallner. Ein Zypressenzweig, auf sein frisches Grab gelegt von seinem trauernden Freunde. Salzburg 1905 (H. Dieter). 20 Pf.

Kellermann Karl Alfr., Braut- und Ehejahre einer Weimaranerin aus Ilm-Athens klassischen Tagen. Weimar 1906, A. Huschke Nachf. 1.20 M.

Perbandt C. v., G. Richelmann und Rochus Schmidt, Hermann v. Wissmann, Deutschlands größter Afrikaner. Sein Leben und Wirken unter Benutzung des Nachlasses dargestellt ... Berlin 1906, A. Schall. 8.50 M.

Zedlitz-Neukirch Anna Freifrau v., geb. v. Bonin, Aus frohen Tagen. Stiftserinnerungen. Hamburg (1906), Agentur des Rauhen Hauses. 3 M.

Kirchengeschichte. Theologie.

Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche .... In dritter verbesserter und vermehrter Auflage .... herausgegeben von Albert Hauck. 17. Band. Riesen — Schutzheilige. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1906.

Wir heben hervor: Christoph Johannes Riggenbach 1818—1890 (v. Orelli). — Martin Rinckart 1586—1649 (Freybe). — Melchior Rink, Anabaptist, 1493 oder 1494—1549 (C. Mirbdt). — Joh. Rist 1607—1667 (Freybe). — Albrecht B. Ritschl 1822—1889 (O. Ritschl). — G. Karl B. Ritschl 1783—1858 (Albrecht und O. Ritschl). — Erasmus Ritter, Reformator Schaffhausens gest. 1546 (G. Kirchhofer). — Johannes Rivius, sächsischer Humanist 1500—1553 (Gg. Müller). — Johannes Rode, gest. um 1535 (L. Schulze). — Joh. Friedr. Röhr, der kirchlich-praktische Repräsentant des vulgären Rationalismus 1777—1848 (G. Frank †). — H. A. Roëll 1653—1718 (L. d. van Been). — Ronsdorfer Sekte (G. H. Klippel †). — Magnus Friedrich Roos, Württembergischer Theologe und Erbauungsschriftsteller 1727—1803 (Palmer † und H. Beck). — Rosenkreuzer (H. Hermelink). — F. K. Rosenmüller Orientalist 1768—1835 und Joh. Georg Rosenmüller, asketischer Schriftsteller 1736—1815 (A. Vogl † und G. Frank †). — G. G. Roskoff 1814—1889 (G. Frank †). — K. J. Frdr. Roth 1780 bis 1852 (v. Burger †). — Richard Rothe 1799—1867 (Sieffert). — A. G. Rudelbach 1792—1862 (Oswald Schmidt †). — Leopold Immanuel Rückert 1797—1871 (G. Frank †). — Esrom Rüdinger 1523—1590 (E. Fabian). — Rudolf Rüetschi 1890—1903 (W. Hadorn). — Joh. Rurer, der erste evangelische Pfarrer von Ansbach, gest. 1542 (Schornbaum). — Isaak Rust 1796—1862 (Joh. Schneider). — Hans Sachs (Hopf †; G. Holz). — A. F. W. Sack 1703—1786 und F. S. G. Sack 1738—1817 (K. H. Sack †). — Karl Heinrich Sack 1789—1875 (G. H. Klippel †; Zöckler). — Kaspar Sagittarius (Schütze), Theologe und Geschichtsschreiber 1643—1694 (Wagenmann †; P. Tschackert). — Joh. Michael Sailer, Bischof von Regensburg 1751—1832 (C. Mirbt). — Christian Aug. Salig, Kirchenhistoriker 1692 bis 1738 (Th. Kolde). — Konrad Sam, Reformator der Reichsstadt Ulm 1483 bis 1533 (Keim †; Bossert). — Erasmus Sarcerius, lutherischer Theologe 1501—1559 (G. Kawerau). — E. W. C. Sartorius, lutherischer Theologe 1797—1859 (Erdmann †). — Michael Sattler, Führer der oberdeutschen Täufer, geb. zwischen 1490 und 1500, gest. 1527 (G. Bossert). — Philipp Schaff, deutsch-amerikanischer Theologe 1819—1893 (David S. Schaff). — Josef Schaitberger, Salzburger Exulant, Erbauungsschriftsteller 1658—1733 (H. Beck). — Johann Scheffler Angelus Silesius (Karl Bertheau). — Joh. Gottfried Scheibel, der Führer der lutherischen Bewegung gegen die Einführung der Union in Preußen, gest. 1843 (Froböß). — Joh. Georg Schelhorn der Ältere 1694—1773 und der Jüngere 1733—1802 (Th. Kolde). — Samuel Schelwig, lutherischer Theologe 1643—1715 (Wagenmann † und C. Mirbt). — Daniel Schenkel 1813—1885 (Gaß †). — Christoph G. A. Freiherr v. Scheurl 1811—1893 (E. Sehling). — F. D. E. Schleiermacher (O. Kirn). — Joh. Fried. Schleusner, Theologe 1759—1831 (Ed. Reuß †). — Konstantin Schlottmann 1819—1887 (Kühn). — Christian Friedrich Schmid 1794—1852 (C. Weizsäcker †). — Heinrich Friedr. Ferd. Schmid 1811—1885 (F. Frank †). — Konrad Schmid, Mitarbeiter Zwinglis 1476 oder 1477—1531 (E. Egli). — Hermann Christoph Schmidt 1832—1893 (E. Schmidt). — Karl Schmidt, protest. Theolog 1812—1895 (P. Lobstein) — Woldemar Schmidt 1836—1888 (Hermann Beck). — Matthias Schneckenburger 1804—1848 (Hundeshagen †). — Erhard

Schnepff, Reformator in Nassau, Hessen und Württemberg 1495—1558 (E. Schwarz † und Bossert). — Ludw. Friedr. Schöberlein 1813—1881 (Wagenmann †). — Joh. Heinr. Schönherr 1770—1826 (P. Tschackert). — Joh. Christian Schöttgen, Schulmann und Philologe 1687—1751 (Mallet † und G. Müller). — H. A. Schott 1780—1835 (L. Pelt †). — Theod. Friedr. Schott 1835—1899 (H. Hermelink). — Joh. Matth. Schröckh, 1733—1808 (G. H. Klippel † und Wagenmann †). — Gotthilf Heinrich v. Schubert 1780—1860 (Julius Hamberger). — Anna Maria v. Schürmann, Mitarbeiterin Labadies 1607—1678 (Herzog † und P. Tschackert). — Johannes Schultheß, der wissenschaftliche Hauptvertreter des älteren Rationalismus in der Schweiz 1763—1836 (P. Christ). — Hermann Schultz, 1831—1903 (Eberhard Vischer). — David Schulz 1779—1854 (Herzog †). — Joh. Balthasar Schuppius (E. Bertheau).

Köhler Walth., Katholizismus und Reformation. Kritisches Referat über die wissenschaftlichen Leistungen der neueren katholischen Theologie auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte (Vorträge der theolog. Konferenz zu Gießen, 23. Folge). Gießen 1905, A. Töpelmann. 1.80 M.

Lindsay T. M., History of the reformation. Vol. 1. Reformation in Germany from its beginning to the religious peace in Augsburg. London, T. & T. Clark. (International Theological Library) Sh 10, 6.

Frank Gust., Geschichte der protestantischen Theologie 4. Teil. Die Theologie des 19. Jahrhunderts. Aus dem Nachlasse hg. und mit einem Lebensabriß versehen von Geo. Loesche. Leipzig 1905, Breitkopf & Härtel. 9 M.

Reinhard Johs., Studien zur Geschichte der altprotestantischen Theologie. Leipzig, A. Deicherts Nachf.

1. Heft. Die Prinzipienlehre der lutherischen Dogmatik von 1700 bis 1750 (Hollatz, Buddeus, Mosheim). Beitrag zur Geschichte der altprotestantischen Theologie und zur Vorgeschichte des Rationalismus. 1906. 2.40 M.

Reifferscheid A., Neun Texte zur Geschichte der religiösen Aufklärung in Deutschland während des 14. und 15. Jahrhunderts. Greifswald 1905.

Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation. Halle, R. Haupt.

Erster Band. — Heft 1. Ein Sendbrief von einem jungen Studenten zu Wittenberg an seine Eltern im Schwabenland von wegen der Lutherischen Lehr zugeschrieben (1523). — Ein Dialogus, oder Gespräch zwischen einem Vater und Sohn die Lehre Luthers . . . belangend (1523). Hg. von Otto Clemen. 1906. 1 M.

Heft 2. Verhör und Akta vor dem Bischof von Meißen gegen den Bischof zu der Lochau (1522) und Handlung des Bischofs von Merseburg mit den zwei Pfarrern von Schönbach und Buch, geschehen am Dienstag nach Bartholomäi (1523). Hg. von Hermann Barge. 1906. 1 M.

Die Appellation und Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speier 1529. Hg. von Jul. Ney (Quellenschriften zur Geschichte des Protestantismus. 5. Heft). Leipzig 1906, A. Deicherts. Nachf. 1.80 M.

Kolde Thdr., Die älteste Redaktion der Augsburger Konfession mit Melanchthons Einleitung zum erstenmal hg. und geschichtlich gewürdigt. Gütersloh 1906, C. Bertelsmann. 2 M.

Quellen zur Geschichte des kirchlichen Unterrichts in der evangelischen Kirche Deutschlands zwischen 1530 und 1600. Eingeleitet., hg. und zusammenfassend dargestellt von Joh. Mich. Reu. II. Teil: Quellen zur Geschichte des des biblischen Unterrichts . . . (Gütersloh 1906, C. Bertelsmann. 16 M.

Chalybaeus A., Die Durchführung des Leipziger Interims [1548]. Dissertation. Leipzig 1905.

Friedensburg Walt., Die ersten Jesuiten in Deutschland (Schriften für das deutsche Volk. Nr. 41). Halle 1905, R. Haupt. 15 Pf.

Brück Heinr., Die Kulturkampfbewegung in Deutschland (seit 1871). Historisch dargestellt II. (Schluß-) Band. Hg. und fortgesetzt von J. B. Kißling [Aus: Geschichte der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert]. Münster 1905, Aschendorff. 4.50 M.

Landschaften. Looshorn Joh., Die Geschichte des Bistums Bamberg. Nach den Quellen bearbeitet. VI. Band. Das Bistum Bamberg von 1623—1729. 1. Lief. Bamberg 1906, Handelsdruckerei und Verlagshandlung. 10 M.

Die Kirchenbücher der Mark Brandenburg. II. Abteilung. 1. Heft. Die Kirchenbücher der vor 1874 aufgenommenen und konzessionierten Kirchengemeinschaften im Bezirke der General-Superintendentur Berlin . . . und in den Kreisen Lebus und Stadt Frankfurt a. O. . . . bearbeitet von Geo. Vorberg (Veröffentlichungen des Vereines für Geschichte der Mark Brandenburg). Leipzig 1905, Duncker & Humblot. 7 M.

Müller Karl, Die selbständige evangelisch-lutherische Kirche in den hessischen Landen. Ihre Entstehung und Entwicklung, in Verbindung mit Amtsbrüdern und Freunden dargestellt. Elberfeld 1906, Luther-Bücherverein. 3 M.

Stapper Rich., Die älteste Agende das Bistums Münster. Mit Einleitung und Erläuterungen als Beitrag zur Liturgie und Kulturgeschichte hg. . . . Münster 1906 [1905], Regensberg. 6 M.

Knodt E., Die von den Grafen Albrecht und Philipp im J. 1576 publizierte Nassau-Saarbrückensche Kirchenordnung und Agende und ihre Weiterentwicklung. Ein Beitrag zur Nassauischen Kirchengeschichte. Herborn 1905, Buchhandlung des nassauischen Kolportagevereines. 2 M.

Högl Mathias, Die Gegenreformation im Stiftlande Waldsassen. Nach Archivakten bearbeitet. Regensburg 1905 (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz). 5 M.

Sägmüller Joh. Bapt., Die kirchliche Aufklärung am Hofe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg (1744/93). Ein Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Aufklärung. Freiburg i. B. 1906, Herder. 5 M.

Bamberger Herz, Geschichte der Rabbiner der Stadt und des Bezirkes Würzburg. Aus seinem Nachlaß hg., ergänzt und vervollständigt von seinem Bruder S. Bamberger. Wandsbek 1905. Würzburg 1906., J. Frank. 2.50 M.

Ortschaften. Ebel Frdr., Das Prämonstratenserkloster Altenberg an der Lahn. Kulturhistorische Skizzen nach der Handschrift des Petrus Diederich. Magdeburg 1905, E. Baensch jun. 2.50 M.

Müller Nikol., Der Dom zu Berlin. Kirchen-, kultus- und kunstgeschichtliche Studien über den alten Dom in Köln-Berlin. 1. Band. Berlin 1906, C. A. Schwetschke & Sohn. 7 M.

Quervain Theod., Kirchliche und soziale Zustände in Bern unmittelbar nach der Einführung der Reformation (1528/36) Bern 1906, G. Grunau 3.20 M.

Kolde Th., Die Anfänge einer katholischen Gemeinde in Erlangen. Erlangen 1906, F. Junge. 1 M.

Ebrard Frdr. Clem., Die französisch-reformierte Gemeinde in Frankfurt am Main 1554 bis 1904. Frankfurt a. M. 1906 (R. Ecklin). 4 M.

Köln. Kölnische Konsistorial-Beschlüsse, Presbyterial-Protokolle der heimlichen kölnischen Gemeinde 1572/96. Hg. von Eduard Simons (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde XXVI). Bonn 1905, P. Hanstein. 18 M.

Eubel Konr., O. Min., Geschichte der kölnischen Minoriten-Ordensprovinz (Veröffentlichungen des historischen Vereines f. den Niederrhein. I). Köln 1906, J. & W. Boisserée. 7 M.

Forschner C., Geschichte der Pfarrei und Pfarrkirche Sankt Quintin in Mainz. Mainz 1905 (Kirchheim & Co.). 4 M.

Nebelsieck Heinr., Reformationsgeschichte der Stadt Mühlhausen i. Th. [Aus: Zschr. d. Vereines für Kirchengeschichte in der Prov. Sachsen]. Magdeburg 1905, Ev. Buchhandlung. 3 M.
Machholz Ernst, Die reformierte Kirchengemeinde in Soldau im Kreise Neidenburg .... [Aus: Mitteilungen der literar. Gesellschaft ‚Masovia']. Königsberg (1905) (F. Beyer). 80 Pf.
Ney Jul., Die Reformation in Trier 1559 und ihre Unterdrückung. 1. Heft: Der Reformationsversuch (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 88. 89.) Halle 1906 (R. Haupt).
Theologen. Baumann Eug., Zeitbilder aus meinem Leben. Erinnerungen. Berlin 1905, M. Warneck. 4 M.
Beyschlag. Horn Fr., Willibald Beyschlag (Wartburghefte. Heft 31). Leipzig 1905 (C. Braun). 10 Pf.
Pahncke K. H., Willibald Beyschlag. Ein Gedenkblatt zur 5jährigen Wiederkehr seines Todestages (am 25. XI. 1900). Auf Grund von Tagebüchern, Briefen und eigenen Erinnerungen. Tübingen 1905, J. C. B. Mohr. 3 M.
Schnöring Wilh., Johannes Blankenfeld. Ein Lebensbild aus den Anfängen der Reformation ... (Schriften des Vereines für Reformationsgeschichte. Nr. 86). Halle 1905 (R. Haupt). 1.20 M. [Vorher als Bonner Dissertation.]
Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern. II. Teil. April 1557 bis August 1566. Hg. von Traug. Schieß (Quellen zur schweizer Geschichte. 24. Band). Basel 1905, Basler Buch- und Antiquariatshandlung. 16 M.
Beati Petri Canisii, S. J. epistulae et acta. Collegit et adnotationibus illustravit Otto Braunsberger. Vol. IV. 1563/5. Freiburg i. B., 1905, Herder. 30 M.
Denifle. Grabmann Mart., P. Heinrich Denifle, O. P. Eine Würdigung seiner Forschungsarbeit. Mainz 1905, Kirchheim & Co. 1.50 M.
Grauert Herm., P. Heinrich Denifle, O. Pr. Ein Wort zum Gedächtnis und zum Frieden. Ein Beitrag auch zum Luther-Streit. Freiburg i. B. 1906, Herder. 1.40 M.
Loesche Geo., Dr. theol. Gustav W. Frank ... 15. IX. 1832 bis 24. IX. 1904. Ein Gedenkblatt. Sonderabdruck aus dem 4. Bande von Frank, Geschichte der protestantischen Theologie. Leipzig 1905, Breitkopf & Härtel. 1.50 M.
Fromer Jak., Vom Ghetto zur modernen Kultur. Eine Lebensgeschichte. Charlottenburg (Pestalozzistr. 88 a), Selbstverlag. 5 M.
Kappstein Theod., Emil Frommel. Ein biographisches Gedenkbuch mit Benutzung ungedruckter Quellen. 2. durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin 1906, Hüpeden & Merzyn. 4.50 M.
Knipfer Jul., Paul Gerhardt. Gesammelte Aufsätze. Leipzig 1906, A. Deicherts Nachf. 1 M.
Gulik Wilh. van, Johannes Gropper (1503—1559). Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands, besonders der Rheinlande, im 16. Jahrhundert. Mit Benutzung ungedruckter Quellen (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. V. Band. 1. und 2. Heft). Freiburg im B., Herder. 5 M.
Henschel Adf., Johann Heermann (Schriften für das deutsche Volk Nr. 42). Halle 1905 (R. Haupt). 15 Pf.
Köhler Walth., Alfred Hegler, † Dr. und Professor der Theologie in Tübingen. Ein Lebensbild, den Freunden und Schülern dargeboten. Berlin 1906, C. A. Schwetschke & Sohn. 80 Pf.
Freund P. Geo., C. Ss. R., Der selige Clemens Maria Hofbauer. Gedrängte und übersichtliche Darstellung seines Lebenslaufes. Wien 1905 (H. Kirsch). 1.20 M.
Scheid Nik. S. J., P. Franz Hunolt S. J. Ein Prediger aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Regensburg 1906, Manz. 1.50 M.

Die vorliegende Schrift, die den — man kann es wohl sagen — bedeutendsten deutschen Prediger der kathol. Kirche im 18. Jahrhundert mit großer Wärme zeichnet, ist nicht eigentlich zu sprachwissenschaftlichen Zwecken geschrieben, wie die Schlußbemerkung sagt. Aber auch sie ist ein Beitrag zu der noch lange nicht genügend behandelten Geschichte der deutschen Predigt, und damit zur deutschen Kultur- und Literaturgeschichte überhaupt. Für uns kommen die Proben der rednerischen Prosa Hunolts, die der Verfasser anerkennenswerterweise in der ursprünglichen Form gibt, wie auch die in den Abschnitten: „Hunolts Sprache, die Vorbereitung auf die Predigt, Kulturhistorischer Wert" verstreuten Bemerkungen zur Sprach- und Literaturgeschichte vornehmlich in Betracht. Der Verfasser fühlt aber nach gelegentlichen Äußerungen (z. B. S. 111) selber, daß diese Untersuchungen weitergeführt werden müßten — hoffentlich holt er, der das umfangreiche Werk seines alten Mitbruders wie kein anderer durchgearbeitet hat und ganz gewiß auch sonst alle Vorbedingungen zu dieser Arbeit mitbringt, nach, was hier fehlt. Für die deutsche Syntax der Zeit läßt sich nach der sprachlichen Seite nicht minder Nutzen daraus hoffen, wie für die gesamte Kultur, so weit sie sich mit der Literatur berührt. Es ist doch z. B. recht auffallend, daß der Trierer Domprediger der deutschen Dichtung, der sein Orden einen — noch dazu gleichfalls lange in Trier tätigen — Dichter wie Friedrich Spee geschenkt hatte, so fremd gegenüber steht. So regt die fleißige Arbeit eine Reihe von Fragen an, die niemand besser behandeln könnte als P. Scheid selber. Möge er, wenn nicht einen Verleger, so doch in einer Fachzeitschrift den Raum finden, sie eingehender zu behandeln.

München. Dr. P. Expeditus Schmidt, O. F. M.

Barge Herm., Andreas Bodenstein von Karlstadt. 2. Teil. Karlstadt als Vorkämpfer des laienchristlichen Puritanismus. Leipzig 1905, F. Brandstetter. 12 M.

Kerschbaumer Ant., Kaleidoskop. Biographische Erinnerungen eines Achtzigjährigen. Wien 1906, H. Kirsch. 1.50 M.

Kerschbaumer Ant., Kardinal Klesl. Eine Monographie. 2. umgearbeitete Auflage. Wien 1905, H. Kirsch. 4 M.

Hauviller Ernst, Franz Xaver Kraus. Ein Lebensbild aus der Zeit des Reformkatholizismus. Mit .. einem Anhang unveröffentlichter Briefe, Gedichte und kirchenpolitischer Schriftstücke. 2. [Titel-]Ausgabe. München 1905, J. F. Lehmanns Verl. 4 M.

Bossert G., Sebastian Lotzer und seine Schriften. Memmingen 1906 (Th. Otto). 1 M.

Luther. Denifle P. Heinr., O. P., Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung. Quellenmäßig dargestellt. 2., durchgearbeitete Auflage. 1. Band. Quellenbelege . . . Mainz 1905/6, Kirchheim & Co. 12 M.

2. Ergänzungsband. Weiß Alb. Maria O. P., Lutherpsychologie als Schlüssel zur Lutherlegende. Denifles Untersuchungen kritisch nachgeprüft. 1906. 3 M.

König Gust., Martin Luther. Der deutsche Reformator. In bildlichen Darstellungen. Konstanz (1905), C. Hirsch. 40 Pf.

Boehmer Heinr., Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht (Aus Natur und Geisteswelt. 113. Bändchen). Leipzig 1906, B. G. Teubner. 1 M.

Benrath Karl, Luther im Kloster 1505/25 (Schriften d. Vereines f. Reformationsgeschichte. 87. Nr.: Zur Abwehr römischer Geschichtsbehandlung. 1. Heft). Halle 1905 (R. Haupt). 1.20 M.

Kalkoff Paul, Forschungen zu Luthers römischem Prozeß (Bibliothek des Kgl. preuß. histor. Instituts in Rom. 2. Bd.). Rom 1905, Loescher & Co. 7.50 M.

Primitiae pontificiae, theologorum neerlandicorum disputationes contra Lutherum inde ab anno 1519 usque ad annum 1526 promulgatae. Collegit ... F. Pijper. Haag 1905, M. Nijhoff. 13.50 M.

Hegemann Ottmar, Luther im katholischen Urteil. Eine Wanderung durch vier Jahrhunderte. München 1905, J. F. Lehmanns Verl. 5 M.

Walther Wilh., Für Luther wider Rom. Handbuch der Apologetik Luthers und der Reformation den römischen Anklagen gegenüber. Halle 1906 [1905], M. Niemeyer. 10 M.

Kreutzer M., Kirchengeschichtliche Predigten über Doktor Luther. 4. Heft ... Göttingen 1905, Vandenhoeck & Ruprecht 1.40 M. (vollständig 5.60 M.)

Rosapp Herm., Luther und Schiller. Ein Nachklang von der Schillerfeier zum Luthertage 1905. Stuttgart (1906), M. Kielmann. 30 Pf.

Hunzinger A. W., Lutherstudien. 1. Heft: Luthers Neuplatonismus in der Psalmenvorlesung von 1513/16. Leipzig 1906 [1905], A. Deicherts Nachf. 2.25 M.

Spitta Frdr., ‚Ein feste Burg ist unser Gott'. Die Lieder Luthers in ihrer Bedeutung für das evangelische Kirchenlied. Göttingen 1905, Vandenhoeck & Ruprecht. 12 M.

Werke. Luther Mart., Werke. Kritische Gesamtausgabe. 10. Band 3. Abteilung. Weimar 1905, H. Böhlaus Nachf. 18 M.

Der im Dezember 1905 erschienene Band bringt die uns erhaltenen Predigten des Jahres 1522, obenan die berühmten Fastensermone, die Luther nach seiner Rückkehr von der Wartburg in der Wittenberger Stadtkirche hielt und mit denen er die Wogen des Aufruhrs so herrschermäßig zu dämpfen wußte. Als wertvolle Beigaben dieser Sermone erscheinen eine von Otto Clemen entdeckte kurze lateinische Aufzeichnung eines Zeitgenossen über sie und ein längst bekannter angeblicher Brief Luthers an die Wittenberger, den der Herausgeber Paul Pietsch mit guten Gründen als das Bruchstück eines ersten Entwurfs zu jenen Predigten zu erweisen sucht. Im Jahre 1522 hat Luther nach ziemlich zuverlässiger Schätzung an 87 Tagen 117 Predigten gehalten, von denen uns 64 übrig geblieben sind; größtenteils in gleichzeitigen, meist außerwittenbergischen Drucken überliefert, bieten sie mancherlei anziehende textkritische Probleme. Ein kleiner Teil von ihnen (Nr. 9. 10. 31. 32. 35. 42. 63. 64 der S. XLIII ff. gegebenen Übersicht) war irrigerweise in Band 12 der Gesamtausgabe unter die Predigten von 1523 eingereiht worden. Unter den theologischen und germanistischen Mitarbeitern des vorliegenden Bandes (G. Buchwald, G. Koffmane, Friedrich Weidling und Alfred Goetze) tritt neben dem umsichtigen Leiter P. Pietsch in besonders bemerkenswerter Weise Alfred Goetze hervor, von dessen Teilnahme an der Editions- und Interpretationsarbeit noch Schönes erhofft werden darf. A. B.

Dasselbe. 32. Band. Weimar 1906, H. Böhlaus Nachf.

Der im August 1906 ausgegebene Band enthält die Predigten des Jahres 1530, soweit sie nicht verloren sind, und den Zyklus von Wochenpredigten, die Luther an Stelle des beurlaubten Bugenhagen von November 1530 bis April 1532 über das 5.—7. Kapitel des Matthäusevangeliums gehalten hat. Während diese nur in einer mehrfach gedruckten deutschen Bearbeitung vor 1532 überliefert sind, sind von jenen gleichzeitige Nachschriften vorhanden, vor allem solche von Rörers fleißiger Hand, hie und da nur tritt ihnen gedruckte Überlieferung ergänzend zur Seite. Warum die Zahl der Predigten des Jahrgangs 1530 (es sind höchstens 66 gewesen) so erheblich hinter der der benachbarten Jahre zurückbleibt, wird von dem Herausgeber P. Pietsch S. XVII ff. der Einleitung sehr einleuchtend erklärt. Die Bearbeitung der Einzelpredigten hat G. Buchwald besorgt, unterstützt von P. Pietsch, G. Koffmane und Friedr. Weidlung, die der Matthäuspredigten lag in der bewährten Hand Oskar Bren-

ners. Der verdiente Leiter der Ausgabe, Paul Pietsch, der 16 Jahre hindurch seiner ebenso schönen wie dornenvollen Aufgabe mit rühmlicher Hingabe gewaltet, hat nunmehr die Redaktionsgeschäfte an Prof. Dr. Karl Drescher abgegeben, um wieder in die Reihe der Mitarbeiter zurückzutreten. Seine erprobte und erfahrene Arbeitskraft dem großen Unternehmen dauernd zu erhalten, möge der neuen Leitung ebenso gelingen wie die Gewinnung eines geschulten Stabes neuer Mitarbeiter, um den rascheren Fortgang des Ganzen zu ermöglichen. A. B.

Dasselbe. Die deutsche Bibel. 1. Band. Mit vier Nachbildungen Lutherischer Handschriften (Untertitel: D. Martin Luthers Deutsche Bibel 1522—1546. Erster Band, Vorstücke: Luthers eigenhändige Niederschriften der Übersetzung). Weimar 1906, H. Böhlaus Nachf.

Mit diesem Bande beginnt eine Reihe von Ergänzungsbänden zur Lutherausgabe, welche außer der Bibelübersetzung namentlich auch die Tischreden und Briefe umfassen sollen. Die Bibelübersetzung wird etwa 6 starke Bände füllen, weil zunächst Luthers eigenhändige Niederschriften seiner Bibelverdeutschung, soweit sie noch vorhanden sind (d. h. für den größeren Teil des Alten Testamentes), mitgeteilt werden und weil bei der Herausgabe der gedruckten Fassungen durchgehends die erste und die Fassung letzter Hand gegenübergestellt, die dazwischenliegenden aber zu einem kritischen Apparat verarbeitet werden sollen. Ein ungeheuer weitschichtiges Unternehmen, das indessen für die neuhochdeutsche Sprachwissenschaft unschätzbare Ausbeute verheißt und darum unverzagt durchgeführt werden muß, wenn die Lutherausgabe sich nicht dem Vorwurf späterer Geschlechter aussetzen will, eine in dieser Art niemals wiederkehrende Gelegenheit kleinmütig verpaßt zu haben. Die von Ernst Thiele mit Unterstützung von P. Pietsch auf das sorgfältigste vorbereitete Wiedergabe der Zerbster und Berliner Handschriften, welche inhaltlich den 2. und 3. Teil des Alten Testamentes (1523 und 24 erschienen) entsprechen, gibt vermöge einer peinlich erwogenen Druckeinrichtung ein so treues Bild der Originale, wie es ohne photographische Nachbildung nur irgend zu erreichen war. Sehr dankenswert ist die Beigabe von vier Faksimilereproduktionen. Der zweite Band wird die übrigen Handschriften der Bibelübersetzung bringen, ferner alle Zeugnisse zur Geschichte der Bibelübersetzung, insbesondere die wichtigen Protokolle der unter Luthers Vorsitz veranstalteten Textrevisionen, sowie eine Gesamtbibliographie der Lutherbibel während des Zeitraums von 1522—46. Mit dem dritten Bande soll dann die eigentliche Ausgabe des Bibelwerkes beginnen. Möchte ihre Vollendung nach diesem Plane in absehbarer Zeit gelingen! A. B.

Luthers Werke. Hg. von Buchwald usw. 3. Auflage. 2. bis 7. Band. Berlin 1905, C. A. Schwetschke & Sohn. Je 2.50 M.

2. Band. I. Folge. Reformatorische Schriften. II. Teil. — 3. 4. Band. II. Folge. Reformatorische und polemische Schriften. 2 Teile. — 5. 6. Band. III. Folge. Predigten und erbauliche Schriften. 2 Teile. — 7. 8. Band. IV. Folge. Vermischte Schriften. I. II. Teil. — Ergänzungsband I. und II. 8 M.

Luther Mart., Ungedruckte Predigten aus den J. 1537/40. Zum ersten Mal veröffentlicht von Geo. Buchwald. Leipzig 1905, G. Strübig. 8.40 M.

Luthers sermo de poenitentia 1518. Hg. von Ernst Frdr. Fischer (Quellen zur Geschichte des Protestantismus. 4. Heft). Leipzig 1906, A. Deicherts Nachf. 80 Pf.

Katharina Luther. Kroker Ernst, Katharina von Bora, Martin Luthers Frau. Ein Lebens- und Charakterbild (Biographien bedeutender Frauen. VI). Leipzig (1906), E. Haberland. 5 M.

Leimbach Karl L., Luthers Käthe. Vortrag. Hannover 1906, C. Meyer. 30 Pf.

Heussi Karl, Johann Lorenz Mosheim. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. Tübingen 1906, J. C. B. Mohr. 6 M.

Der „Vater der neueren Kirchengeschichte" ist nicht bloß für die Geschichte der Theologie und der Geschichtschreibung von Bedeutung: man hat ihn mit gutem Grund auch als Erneuerer der deutschen Predigt bezeichnet und somit gehört er unserer Literatur an; denn endlich einmal wird man sich wohl doch entschließen müssen, die Beredtsamkeit nicht bloß bei Griechen und Römern literarisch zu würdigen!

Heussi teilt mit seinem Helden die ruhige etwas nüchterne Sachlichkeit, die „Deutlichkeit und Gründlichkeit" (S. 112), die Mosheims Predigten (S. 102 f.) und kirchengeschichtliche Arbeiten (S. 214 f.) kennzeichnet. Nur setzt er zuweilen bei dem nicht theologisch geschulten Leser zu viel voraus, die Beschlüsse der Dordrechter Synode werden nicht jedem geläufig sein. Freilich ist das Buch wohl zunächst für die Theologen bestimmt. Doch verdient es schon wegen der ausführlichen Mitteilungen über Kieler und Helmstedter akademische Verhältnisse auch von Andern gelesen zu werden: das Theologen- und Professorengezänk der gelehrten Faustrechtsperiode, die Dedikationen (S. 59), die Verhandlungen mit den Geheimräten, die ihrem Günstling heimlich eine Zulage gewähren (S. 921) oder sich einen Revers über ewigen Verbleib ausstellen lassen. In Göttingen gibt wenigstens die schwierige Frage, wo die an der Georgia Augusta studierenden Grafen bleiben sollen, wenn der Kanzler neben dem Prorektor geht (S. 201), zu Verhandlungen Anlaß.

Die gelehrten Freunde Mosheim, wie J. M. Gesner (S. 139) zu charakterisieren, ist Heussi weniger gelungen. Auch mit Gottsched (S. 142) bestanden Beziehungen. War ja Mosheim — wenn auch in lateinischer Sprache — auch Sprachmeister: er hat sich (S. 135) um die Philosophie der Terminologie bemüht. Richard M. Meyer.

Hitzig Etta, D. Ernst Konstantin Ranke, Professor der Theologie zu Marburg. Ein Lebensbild, gezeichnet von seiner Tochter. Leipzig 1906, Duncker & Humblot. 6 M.

Schweitzer Alb., Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung. Tübingen 1906, J. C. B. Mohr. 8 M.

Reinkens Jos. Mart., Josef Hubert Reinkens. Ein Lebensbild. Von seinem Neffen. Gotha 1906, F. A. Perthes. 3 M.

Schleiermacher. Hoyer J., Schleiermachers Erkenntnistheorie in ihrem Verhältnis zur Erkenntnistheorie Kants. Dissertation. Leipzig 1905.

Schwarz W., Die Abhängigkeit der Ethik Schleiermachers von der Metaphysik. Dissertation. Erlangen 1906.

Schleiermacher Friedr., Harmonie. Hg. und eingeleitet von Herm. Mulert (Erzieher zur deutschen Bildung. 6. Band). Jena 1906, E. Diederichs. 2 M.

Schleiermachers Religionsphilosophie nach Chr. A. Thilo (Religionsphilosophie in Einzeldarstellungen. 5. Heft). Langensalza 1906 [1905], H. Beyer & Söhne. 2 M.

Predigten. Smend Jul., Die politische Predigt Schleiermachers von 1806—1808. Rektoratsrede. Straßburg i. E. 1906, J. H. E. Heitz. 1 M.

Schleiermachers letzte Predigt. Mit einer Einleitung neu hg. von Johs. Bauer. Marburg 1905, N. G. Elwerts Verlag. 60 Pf.

Wolfsgruber Cölestin, Friedrich Kardinal Schwarzenberg. 1. Band. Wien 1906, C. Fromme. 9 M.

Huber Fritz, Johann Salomo Semler, seine Bedeutung für die Theologie, sein Streit mit Gotthold Ephraim Lessing. Berlin 1906, R. Trenkel. 2 M.

Reichel Gerh., August Gottlieb Spangenberg, Bischof der Brüderkirche. Tübingen 1906 [1905], J. C. B. Mohr. 5 M.

Grünberg Paul, Philipp Jakob Spener. 3. Band. Spener im Urteil der Nachwelt und seiner Einwirkung auf die Folgezeit. — Spener-Bibliographie. — Nachträge und Register. Göttingen 1906, Vandenhoeck & Ruprecht. 9.40 M.

Kißling J. B., Lorenz Truchseß von Pommersfelden (1473—1543), Domdechant von Mainz. Ein Zeit- und Lebensbild aus der Frühzeit der Kirchenspaltung. Dissertation [Aus: Der Katholik]. Mainz 1906, Kirchheim & Comp. 1.20 M.

Ludwig A. Fr., Weihbischof Zirkel von Würzburg in seiner Stellung zur theologischen Aufklärung und zur kirchlichen Restauration. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands um die Wende des 18. Jahrhunderts. 2. Band. Paderborn 1906, Fr. Schöningh. 14 M.

Zwinglis Werke. 1. und 2. Band. (Corpus Reformatorum. Vol. 88. 89.) Berlin, Schwetschke & Sohn. Je 2.40 M.

Buchdruck und Buchhandel.

Ficker Jhns und Otto Winckelmann, Handschriftenproben des 16. Jahrhunderts, nach Straßburger Originalen hg. 102 Tafeln in Lichtdruck mit Text. 2. Band. Tafel 47—102. Zur geist. Geschichte. Straßburg 1905, K. J. Trübner. 50 M.

Haebler Konr., Typenrepertorium der Wiegendrucke. Abt. I. Deutschland und seine Nachbarländer (Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten. 19. 20. Heft). Halle 1905, R. Haupt. 25 M.

Reichling Dieter., Appendices ad Hainii-Copingeri repertorium bibliographicum. Additiones et emendationes. Fasc. II. München 1906 [1905], J. Rosenthal. 10 M.

ABC-Bücher des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. In original-getreuen Neudrucken hg. von Heinr. Fechner. Nr. 1. Berlin 1906, Wiegandt & Grieben. 1 M.

Einblattdrucke des 15. Jahrhunderts. Hg. von Paul Heitz. Straßburg 1906, J. H. E. Heitz.

Kolorierte Frühdrucke aus der Stiftsbibliothek in St. Gallen. Mit einer Vorrede von Ad. Fäh. 80 M.

Lehrs Max, Über einige Holzschnitte des 15. Jahrhunderts in der Stadtbibliothek zu Zürich. 30 M.

Schreiber W. L., Holzschnitte und Schrotblätter aus der kgl. Universitäts-Bibliothek in Tübingen. 40 M.

Götze Alfr., Die hochdeutschen Drucker der Reformationszeit. Straßburg 1905, K. J. Trübner. 8.50 M.

Höfer Konr., Beiträge zu einer Geschichte des Koburger Buchdrucks im 16. Jahrhunderts. Ein bibliographischer Versuch. Koburg 1906, E. Riemann. 2 M.

Kopp Arth., Johann Balhorn (Druckerei zu Lübeck 1528—1603). Kritisch beleuchtet. Lübeck 1906, Gabr. Borchers. 1.50 M.

Hinrichs Fünfjahrs-Katalog der im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher, Zeitschriften, Landkarten usw. Titelverzeichnis und Sachregister. 11. Band. 1901/5. Bearbeitet von Heinr. Weise. 1. Teil. Titelverzeichnis A. bis K. Leipzig 1906, J. C. Hinrichs Verlag. 40.80 M.

Brockhaus. Brockhaus Heinr. Eduard, Die Firma F. A. Brockhaus von der Begründung bis zum 100jährigen Jubiläum. 1805—1905. Leipzig 1905, F. A. Brockhaus. 3 M.

F. A. Brockhaus in Leipzig. Vollständiges Verzeichnis der von der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig seit dem Jahre 1873 bis zu ihrem 100jährigen

Jubiläum im Jahre 1905 verlegten Werke. In alphabetischer Folge mit biographischen und literarhistorischen Notizen. Leipzig 1905, F. A. Brockhaus. 4 M.

Zweihundert und fünfzig Jahre einer Leipziger Buchdruckerei und Buchhandlung. Die Geschichte der Dürrschen Buchhandlung in Leipzig von der Begründung ihres Stammhauses im Jahre 1656 bis auf die Gegenwart, und die Geschichte der Familie Dürr, als Handschrift für Freunde herausgegeben von Johannes Friedrich Dürr, bearbeitet von Ernst Kroher. Leipzig 1906, Dürr.

Verlags-Katalog der Firma Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt) in Berlin-Schöneberg. Abgeschlossen am 1. Oktober 1906. Druck der Langenscheidtschen Buchdruckerei Berlin Schöneberg.

Bibliotheken.

Katalog der badischen Handschriften. Erwerbungen bis 1905. Unter Mitwirkung von Pet. P. Albert hg. von Herm. Flamm (Rosenbergs badische Sammlung VII). Frankfurt a. M. 1906 (H. Keller). 6 M.

Festschrift zur Begrüßung der 6. Versammlung deutscher Bibliothekare in Posen am 14. und 15. VI. 1905 . . . hg. von Rud. Focke. Posen 1905 (J. Jolowicz). 2 M.

Geschichte der Publizistik.

Salomon Ludw., Geschichte deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. 3. Band. Das Zeitungswesen seit 1814. Oldenburg 1906, Schulze. 7.50 M.

Wettstein O., Die Tagespresse vor 100 Jahren. Rathaus-Vortrag. Zürich 1906, A. Müllers Verlag. 50 Pf.

Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur mit Einschluß von Sammelwerken und Zeitungen. 18. Band. Alphabetisches, nach Schlagworten sachlich geordnetes Verzeichnis von Aufsätzen, die während der Monate Januar bis Juni 1906 in etwa 2000 zumeist wissenschaftlichen Zeitschriften, Zeitungsbeilagen und Sammelwerken deutscher Zunge erschienen sind, mit Autoren-Register . . . hg. von F. Dietrich. (5. Lief.) Leipzig 1906, F. Dietrich. 23.75 M.

Geschichte der Musik und des Theaters.

Musikgeschichte. Storck Karl, Geschichte der Musik. 4. (Schluß-)Abteilung. Stuttgart 1905, Muth. 2 M.

Merian Hans, Geschichte der Musik im 19. Jahrhundert. Neu durchgesehene und vielfach ergänzte 2. Auflage. Leipzig 1906 [1905], O. Spamer. 13 M.

Einstein A., Zur deutschen Literatur für Viola da Gamba im 16. und 17. Jahrhundert. Dissertation. München 1905.

Landschaften. Batka Rich., Die Musik in Böhmen. (Die Musik. 18. Band). Berlin (1906), Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.

Mathias F. X., Die Musik im Elsaß. Straßburg 1905, F. X. Le Roux & Co. 60 Pf.

Pommer Jos., Volksmusik der deutschen Steiermark. 444 Jodler und Juchezer aus Steiermark und dem steirisch-österreichischen Grenzgebiete. Melodisch-alphabetische Anordnung. Wien 1906. (Leipzig, A. Robitschek.) 3 M.

Ortschaften. Valentin Caroline, Geschichte der Musik in Frankfurt a. M. vom Anfang des XIV. bis zum Anfang des XVIII. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1906, K. Th. Völcker. 8 M.

Jordan, Zur Geschichte der Stadt Mühlhausen in Thüringen. Heft 5. Aus der Geschichte der Musik in Mühlhausen. Programm. Mühlhausen in Thür. 1905.

Norris Karl Baily, Aus Bayreuth. Intime Briefe — Sommer 1904. Berlin 1905, F. Schneider & Co. 1 M.

Komische Oper. Istel Edgar, Die komische Oper. Eine historisch-ästhetische Studie. Stuttgart (1906), C. Grüninger. 1.50 M.

Klob Karl Maria, Die komische Oper nach Lortzing. Berlin (1905), Harmonie. 2 M.

Musiker. Wolfrum Phil., Joh. Seb. Bach (Die Musik. 13. 14. Band). Berlin (1906) Bard, Marquardt & Co. 2.50 M.

Beethoven. Frimmel Th., Beethoven-Studien. I. Beethovens äußere Erscheinung, München 1905, G. Müller. 5 M.

Volbach Fritz, Beethoven. Die Zeit des Klassizismus (Weltgeschichte in Karakterbildern. V. Abt. Die neueste Zeit). München 1905, Kirchheim. 4 M.

Wegeler und Ries, Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven. Neudruck mit Ergänzungen und Erläuterungen von Alfr. Chr. Kalischer. Berlin 1906, Schuster & Loeffler. 3 M.

Zimmermann Fel., Beethoven und Klinger. Eine vergleichend-ästhetische Studie. Dresden 1906 [1905], Kühtmann. 2 M.

Brahms. Jenner Gust., Johannes Brahms als Mensch, Lehrer und Künstler. Studien und Erlebnisse. Marburg 1905, N. G. Elwerts Verlag. 1.20 M.

Leyen Rud. v. d., Johannes Brahms als Mensch und Freund. Nach persönlichen Erinnerungen [Aus: ‚Die Freude']. Düsseldorf 1905, K. R. Langewiesche. 1.60 M.

Thomas Wolfg. A., Johannes Brahms. Eine musikpsychologische Studie in fünf Variationen. Straßburg 1905, J. H. E. Heitz. 3 M.

Ein Brahms-Bilderbuch. Hg. von Vikt. v. Miller zu Aichholz. Mit erläuterndem Text von Max Kalbeck Wien (1905), R. Lechners Sortiment. 14 M.

Istel Edg., Peter Cornelius (Musiker-Biographien. 25. Band: Universal-Bibliothek Nr. 4766). Leipzig (1906), Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Nagel Wilib., Gluck und Mozart. Ein Vortrag (Musikalisches Magazin. 11. Heft). Langensalza 1905, H. Beyer & Söhne. 50 Pf.

Mennicke Karl, Hasse und die Brüder Graun als Symphoniker. Nebst Biographien und thematischen Katalogen. Leipzig 1906, Breitkopf & Härtel. 20 M.

Krebs Karl, Haydn, Mozart, Beethoven (Aus Natur und Geisteswelt. 92. Bändchen). Leipzig 1906 [1905], B. G. Teubner. 1 M.

Specht Rich., Gustav Mahler (Moderne Essays. 52. Heft). Berlin (1905), Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

Wolff Ernst, Felix Mendelssohn-Bartholdy (Berühmte Musiker. 17. Band). Berlin 1906, Harmonie. 4 M.

Mozart. Jahn Otto, W. A. Mozart. 4. Auflage. Bearbeitet und ergänzt von Herm. Deiters. (In 2 Teilen.) 1. Teil. Leipzig 1905, Breitkopf & Härtel. 15 M.

Lentner Ferd., W. A. Mozarts Leben und Schaffen. Zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages (27. I. 1756) nach Salzburger und Alt-Wiener-Überlieferung seiner Angehörigen und Zeitgenossen in Kürze geschildert. Innsbruck 1906, Wagner. 80 Pf.

Niemetschek Fr., W. A. Mozarts Leben, nach Orig.-Quellen beschrieben. Facsimile-Druck der 1. Ausgabe, mit den Lesarten und Zusätzen der 2. vom J. 1808 mit Einleitung von E. Rychnovsky. Prag (1905), J. Taussig. 3.60 M.

Beer-Hofmann Rich., Gedenkrede auf Wolfgang Amade Mozart. Berlin 1906, S. Fischer, Verlag. 2.50 M.
Krebs Carl, Mozart. Rede. Berlin 1906, E. S. Mittler & Sohn. 60 Pf.
Belmonte Carola, Die Frauen im Leben Mozarts. Augsburg 1905, Gebr. Reichel. 2.40 M.
Schmid Otto, Das geistige Band in Mozarts Schaffen (Musikalisches Magazin. 14. Heft). Langensalza 1906, H. Beyer & Söhne. 25 Pf.
Komorzynski E. v., Mozarts Kunst der Instrumentation. Stuttgart (1906), C. Grüninger. 1.50 M.
W. A. Mozarts Gesammelte Poesien. Als Festgabe zum Jubeljahre 1906 (herausgegeben von Richard Batka). Prag 1906. Dürerverlag. 1.50 M.
Mozarts Briefe, in Auswahl hg. von Karl Storck (Bücher der Weisheit und Schönheit. II. Serie). Stuttgart (1906), Greiner & Pfeiffer 2.50 M.
Köchel Ludw. Ritter v., Chronologisch-thematisches Verzeichnis sämtlicher Tonwerke Wolfgang Amade Mozarts . . . 2. Auflage, bearbeitet und ergänzt von Paul Graf von Waldersee. Leipzig 1905, Breitkopf & Härtel. 20 M.
Bancsa Max, Schubert und seine Verleger. Vortrag . . . Wien 1905 (Sallmayersche Buchh.). 60 Pf.
Litzmann Berth., Clara Schumann. Ein Künstlerleben. Nach Tagebüchern und Briefen. 2. Band. Ehejahre. 1840/56. Leipzig 1905, Breitkopf & Härtel. 9 M. — 1. Band. Mädchenjahre. 1819/40. 3., durchgesehene Auflage. Leipzig 1906, Breitkopf & Härtel. 9 M.
Möbius P. J., Über Robert Schumanns Krankheit. Halle 1906, C. Marhold. 1.50 M.
Strauß Edu., ‚Erinnerungen'. Wien 1906, F. Deuticke. 3 M.
Keller Otto, Franz von Suppé, der Schöpfer der deutschen Operette. Biographie. Leipzig 1905, R. Wöpke. 3.75 M.
Lachmann Eman., W. H. Veit als Musikdirektor von Aachen. Eine Episode aus seinem Künstlerleben, nach Original-Briefen an seine Braut mitgeteilt. Leitmeritz (1905) (F. Martin). 1.40 M.
Simon J., Abt Voglers kompositorisches Wirken mit besonderer Berücksichtigung der romantischen Momente. Dissertation. München 1904.
Wagner. Finck Heinr. T., Wagner und seine Werke. Die Geschichte seines Lebens mit kritischen Erläuterungen. Deutsch von Geo. von Skal. 2. Auflage. 2 Bände. Breslau 1906, Schlesische Buchdruckerei usw. 6 M.
Glasenapp Carl Fr., Das Leben Richard Wagners, in 6 Büchern dargestellt. 2. 3. Band. 4., unveränderte Ausgabe. Leipzig 1905, Breitkopf & Härtel. Je 7.50 M.
Kohut Adolph, Der Meister von Bayreuth. Neues und Intimes aus dem Leben und Schaffen Richard Wagners. Berlin 1905, R. Schröder. 3 M.
Moos Paul, Richard Wagner als Ästhetiker. Versuch einer kritischen Darstellung. Berlin 1906, Schuster & Loeffler. 5 M.
Brassiwanopulos-Braschowanoff G., Richard Wagner und die Antike. Ein Beitrag zur kunstphilosophischen Weltanschauung Richard Wagners. Dissertation. Erlangen 1905.
Schmidtz-Hofmann Carl v., Richard Wagner und das Christentum. Ascona (1905), C. v. Schmidtz. 40 Pf.
Teller R., Richard Wagners Anschauung vom Wesen der Musik. Dissertation. München 1905.
Sternfeld Rich., Richard Wagner und die Bayreuther Bühnenfestspiele. Gesammelte Aufsätze. 2 Bände (Deutsche Bücherei 47. 48. Band). Berlin (1906), Expedition der deutschen Bücherei. 50 Pf.
Wagner Rich., Briefe an Otto Wesendonck 1852/70. Neue vollständige Ausgabe. Berlin 1905, A. Duncker. 2 M.

Chamberlain Houston Stewart, Das Drama Richard Wagners. Eine Anregung. 2. Auflage. Leipzig 1906, Breitkopf & Härtel. 3 M.
Glasenapp C. Fr., Siegfried Wagner (Das Theater. 16. Band). Berlin (1906), Schuster & Loeffler. 1.50 M.
Walter Ant., Dr. Franz Witt, Gründer und erster Generalpräses des Cäcilienvereines. Ein Lebensbild. Mit .. dem Verzeichnisse seiner Kompositionen. 2., unveränderter Abdruck. Regensburg 1906, F. Pustet. 2 M.
Heckel Karl, Hugo Wolf in seinem Verhältnis zu Richard Wagner. München 1905, G. Müller. 50 Pf.
Theater. Weddigen Otto, Geschichte der Theater Deutschlands in 100 Abhandlungen dargestellt, nebst einem einleitenden Rückblick zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst und Schauspielkunst. Berlin (1906), E. Frensdorff. 30 M.
Kleine Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte. Erstes Heft. Berlin 1906. Selbstverlag.
Inhalt: Sauer Aug., Über Grillparzers menschliche Beziehungen. Vortrag.
Craig E. Gordon, Die Kunst des Theaters übersetzt und eingeleitet von Maurice Magnus, mit einem Vorwort von Harry Graf Keßler. Berlin 1905, H. Seemann Nachf. 1.50 M.
Hagemann Carl, Aufgaben des modernen Theaters (Das Theater. 17. Band). Berlin (1906), Schuster & Loeffler. 1.50 M.
Oertzen Dietr. v., Die deutsche Schaubühne als ‚moralische Anstalt' (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. 227. Heft). Stuttgart 1905, Ch. Belser. 60 Pf.
Stauf v. der March Ottok., Zensur, Theater und Kritik. Polemisches. Dresden (1905), H. L. Diegmann. 2 M.
Rehm Herm. Siegfr., Das Buch der Marionetten. Ein Beitrag zur Geschichte des Theaters aller Völker. Berlin (1905), E. Frensdorff. 15 M.
Ortschaften. Kilian Eug., Mein Austritt aus dem Verbande des Karlsruher Hoftheaters. Ein Wort der Aufklärung. 2. Auflage. München 1905, G. Müller. 1.20 M.
Bennecke Wilh., Das Hoftheater in Kassel von 1814 bis zur Gegenwart. Beiträge zur Bühnengeschichte. Kassel 1906, C. Vietor. 2.50 M.
Die Meininger. Herzog Georg II. und die Meininger Kunst. Festschrift zum 80. Geburtstag Herzog Georgs am 2. IV. 1906. Hg. von den ‚Wartburgstimmen'. Leipzig (1906), Thüring. Verlagsanstalt. 1 M.
Weisstein Gthi., Meininger Erinnerungen. Berlin (1906), Edm. Meyer. 1 M.
Die Theater Wiens. 40. und 41. (Schluß-)Heft. Wien, Gesellschaft f. vervielfältigende Kunst.
Weilen Alex. v., Geschichte des Burgtheaters. 2. Teil. 9. und 10. (Schluß-)Heft. 12 M.
Schauspieler. Bettelheim-Gabillon Helene, Amalie Haizinger. Gräfin Louise Schönfeld-Neumann. Biographische Blätter. Wien 1906, C. Konegen. 3.50 M.
Bab Jul., Adalbert Matkowsky (Moderne Essays. 55. Heft). Berlin (1906), Gose & Tetzlaff. 50 Pf.
Zwei Landsmänninnen. Briefwechsel zwischen Luise Gräfin von Schönfeld-Neumann und Hermine Billinger. Wien 1906, C. Konegen. 3 M.
Vergilbte Blätter. Drei Briefe von Friedrich Ludwig Schröder und Sophie Schröder. Für die Teilnehmer am Festmahl der Gesellschaft für Theatergeschichte am 29. April 1906 in Druck gegeben vom Geschäftsführenden Ausschuß. (Redaktor H. Stümcke.) Berlin 1906.
Inhalt: Ludwig Schröder an seine Stiefschwester Dorothea Ackermann, verehelichte Unger, Wien, 16. Juli 1783 (mit Vorbemerkung von Berthold

Litzmann). — Sophie Schröder an W. Friedrich alias Friedr. Wilh. Riese, Wien 28. Juni und 6. Sept. 1828.

Thomas Emil, Ältestes Allerältestes. Berlin 1904, Bruno Cassirer. 2.50 M.
Inhalt: Rudolf Dressel. — Karl Siechen. — Rudolf Haase. — Die Berliner Posse. — Original und Kopie. — Das Chantant oder Singspielhalle. — Öffentliche Musikdarbietungen. — Dialekt-Schauspiele.

Sänger. Kohut Ado., Die Gesangsköniginnen in den letzten drei Jahrhunderten. Mit ungedruckten Briefen und Gedichten von D. Fr. E. Auber, Berth. Auerbach, Frdr. v. Bodenstedt u. v. a. (In etwa 7 Lief.) Berlin (1905) H. Kuhz. Je 1 M.

Strantz Ferd. v., Persönliche Erinnerungen an berühmte Sängerinnen des 19. Jahrhunderts. Berlin 1906, H. Lazarus. 1 M.

Gura Eug., Erinnerungen aus meinem Leben. Leipzig 1905, Breitkopf & Härtel. 4 M.

Ein Brief der Henriette Sontag vom 9. Februar (1852). Der Gesellschaft der Bibliophilen zu ihrer Generalversammlung Leipzig den 12. November 1905 gewidmet vom „Berliner Bibliophilen-Abend".

Kunstgeschichte.

Dehio Geo., Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler ... I. Band: Mitteldeutschland. Berlin 1905, E. Wasmuth. 4 M.

Malerei. Hamann Rich., Ein Gang durch die Jahrhundert-Ausstellung (1775—1875). Berlin, G. Reimer.
I. Betrachtungen über Entwicklung und Zusammenhänge in der deutschen Malerei von 1775—1820 (Chodowiecki, Graff, W. v. Kobell, Friedrich, J. F. A. Tischbein, Runge). 1906. 50 Pf.

Klein Rud., Ein Jahrhundert deutscher Malerei (Moderne Geister. Hg. von H. Landsberg. Nr. 1). Berlin 1906, Pan-Verlag. 1 M.

Leisching Jul., Das Bildnis im 18. und 19. Jahrhundert (Erweiterter Abdruck der im März 1906 ... gehaltenen Vorträge). Wien 1906, A. Schroll & Co. 6 M.

Landschaften. Ströse Karl, Die bildende Kunst in Anhalt während des 19. Jahrhunderts. Dessau 1905, C. Dünnhaupt. 2.50 M.

Sepp Herm., Bibliographie der bayerischen Kunstgeschichte bis Ende 1905 (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 67. Heft). Straßburg 1906, J. H. E. Heitz. 12 M.

Schuster Edu. (†), Kunst und Künstler in den Fürstentümern Calenberg und Lüneburg in der Zeit von 1636—1727 [Aus: ‚Hannoverische Geschichtsblätter']. Hannover 1905, (Hahn). 3 M.

Polaczek Ernst, Das Elsaß und seine Stellung in der kunstgeschichtlichen Entwicklung. Ein Vortrag. Straßburg 1905, K. J. Trübner. 50 Pf.

Pollak Frdr., Österreichische Künstler. Pettenkofen, Hörmann, Daffinger, Amerling, Canon, Makart, G. R. Donner. Wien 1905, L. Weiß. 2.50 M.

Roth Vikt., Geschichte der deutschen Baukunst in Siebenbürgen (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 64. Heft). Straßburg 1905, J. H. E. Heitz. 10 M.

Schönach L., Beiträge zur Geschlechterkunde tirolischer Künstler aus dem 16 bis 19. Jahrhundert. Programm. Innsbruck 1905.

Ortschaften. Doering Osk., Braunschweig (Berühmte Kunststätten. Nr. 31). Leipzig 1905, E. A. Seemann. 3 M.

Peltzer Alfr., Heidelberg in der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts. Heidelberg 1905, C. Winter, Verl. 1 M.

Hevesi Ldw., Acht Jahre Sezession (März 1897 bis Juni 1905). Kritik — Polemik — Chronik. Wien 1906 [1905], C. Konegen. 10 M.
Holländer Eug., Die Karikatur und Satire in der Medizin. Mediko-kunsthistorische Studie. Stuttgart 1905, F. Enke. 24 M.
Künstler. Albrecht Altdorfers Landschaftsradierungen. Herausgegeben von Max J. Friedländer (Graphische Gesellschaft 1906. III. Veröffentlichung). Berlin, Bruno Kassirer.
Born F., Henrik und Johann Beldensnyder. Ein Beitrag zur Kenntnis der Westfälischen Steinplastik im 16. Jahrhundert. Dissertation. Münster 1905.
Böcklin. Klein Rud., Arnold Böcklin. (2. veränderte Auflage). (Moderne Essays. 7. Heft). Berlin (1906), Gose & Tetzlaff. 50 Pf.
Manskopf Jhns., Böcklins Kunst und die Religion. München 1905, Verlagsanstalt F. Bruckmann. 2 M.
Thode Henry, Arnold Böcklin [Aus: ‚Bayreuther Blätter']. Heidelberg 1905, C. Winter, Verl. 60 Pf.
Thode Henry, Böcklin und Thoma. 8 Vorträge über neudeutsche Malerei. Heidelberg 1905, C. Winter, Verl. 3 M.
Eckert Chn., Peter Cornelius (Künstler-Monographien LXXXII). Bielefeld 1906, Velhagen & Klasing. 4 M.
Siebert Karl, Georg Cornicelius, sein Leben und seine Werke (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 63. Heft). Straßburg 1905, J. E. Heitz. 10 M.
Leisching Jul., Josef Danhauser [Aus: ‚Graphische Künste']. Wien 1905, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 6 M.
Dürer. Wustmann Rud., Albrecht Dürer (Aus Natur und Geisteswelt. 97. Bändchen). Leipzig 1906, B. G. Teubner. 1 M.
Weisbach Werner, Der junge Dürer. 3 Studien. Leipzig 1906, K. W. Hiersemann. 16 M.
Peltzer Alfr., Albrecht Dürer und Friedrich II. von der Pfalz (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 61. Heft). Straßburg 1905, J. H. E. Heitz. 3 M.
Klaiber H., Beiträge zu Dürers Kunsttheorie. Dissertation. Tübingen 1904.
Wölfflin Heinrich, Die Kunst Albrecht Dürers. München 1905, Verlagsanstalt F. Bruckmann. 10 M.
Heidrich Ernst, Geschichte des Dürerschen Marienbildes (Kunstgeschichtliche Monographien. III.) Leipzig 1906, K. W. Hiersemann. 11 M.
Heyck Edu., Anselm Feuerbach (Künstler-Monographien. LXXVI). Bielefeld und Leipzig 1905, Velhagen & Klasing. 4 M.
Koch Ferd., Die Gröninger. Ein Beitrag zur Geschichte der westfälischen Plastik in der Zeit der Spätrenaissance und des Barock (Beiträge zur westfälischen Kunstgeschichte. Hg. von Herm. Ehrenberg. 1. Heft). Münster 1905, Coppenrath. 20 M.
Mader Fal., Loy Hering. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Plastik des 16. Jahrhunderts. München 1905, Gesellschaft für christliche Kunst. 6.50 M.
Schmid Max, Klinger. 3. Auflage (Künstler-Monographien XLI). Bielefeld 1906, Velhagen & Klasing. 4 M.
Grüter J., Johann Kuper und die Holzschnitzereien der Renaissance in Münster während des 16. Jahrhunderts. Dissertation. Münster 1905.
Rosenberg Adf., Lenbach. 4. Auflage (Künstler-Monographien XXXIV). Bielefeld 1905, Velhagen & Klasing. 4 M.
Lütgendorff W. Leo Frh. v., Der Maler und Radirer Ferdinand v. Lütgendorff. 1785—1858. Sein Leben und seine Werke. Frankfurt a. M. 1906 [1905], Keller. 8 M.
Menzel. Knackfuß H., A. v. Menzel. 7. Auflage (Künstler-Monographien. VII). Bielefeld 1906, Velhagen & Klasing. 3 M.

Meier-Graefe Jul., Der junge Menzel. Ein Problem der Kunstökonomie Deutschlands. Leipzig 1906, Insel-Verlag 6 M.

Tschudi Hugo v., Aus Menzels jungen Tagen. Bemerkungen zu seinen frühen Arbeiten und Briefe von ihm an einen Jugendfreund [Aus: 'Jahrbuch der preuß. Kunstsammlungen']. Berlin 1906, G. Grote. 20 M.

Mohn V. Paul, Ludwig Richter. 4. Auflage (Künstler-Monographien XIV). Bielefeld 1906, Velhagen & Klasing. 4 M.

Boeticher Carl, Karl Friedrich Schinkel und sein baukünstlerisches Vermächtniß . . . mit einem Anhang: Ästhetische Sentenzen und kleinere Gedichte. 2. Auflage. Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages neu hg. von seiner Witwe Clarissa Boetticher, geb. Leyden (Deutsche Bücherei. 61. Band) Berlin (1906), Expedition der deutschen Bücherei. 25 Pf.

Wendland H., Martin Schongauer als Kupferstecher. Dissertation. Berlin 1906.

Haack Frdr., Hans Schüchlin, der Schöpfer des Tiefenbronner Hochaltars (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 62. Heft). Straßburg 1905, J. H. E. Heitz. 2.50 M.

Koch Dav., Theodor Schüz. Ein Maler für das deutsche Volk. Stuttgart 1905, J. F. Steinkopf. 3.60 M.

Semper Manfred, Das Münchener Festspielhaus. Gottfried Semper und Richard Wagner. Hamburg 1906, C. H. A. Kloß. 3 M.

Daun Berth., Siemering (Künstler-Monographien. LXXX). Bielefeld 1906, Velhagen & Klasing. 4 M.

Gedenkbuch zu Wilhelm Steinhausens 60. Geburtstag am 2. II. 1906 (Hg. von Siegfr. Balke). Konstanz (1906), C. Hirsch. 6 M.

Thode Henry, Hans Thoma. Betrachtungen über die Gesetzmäßigkeit seines Stiles [Aus: 'Kunst für Alle']. Heidelberg 1905, C. Winter, Verl. 60 Pf.

Hildebrandt Edmund, Friedrich Tieck. Ein Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte im Zeitalter Goethes und der Romantik. Mit 17 Abbildungen auf 10 Tafeln. Leipzig 1906, Hiersemann. 8 M.

Eine der berühmtesten Novellen Ludwig Tiecks — „Des Lebens Überfluß" — erzählt, wie ein junges romantisches Liebespaar sorglos dahinlebt und sich von einer alten Magd ernähren läßt — eine Geschichte, die vielleicht nicht bloß dem stilistischen, sondern auch schon dem einfachen Sinne unbehaglich ist. Sie erhält in der Lebensgeschichte von Ludwigs Bruder eine tragische Illustration. Für die Schwester Sophie und ihre beiden Gatten, namentlich den zweiten, hat er gearbeitet und geschafft, bis er selbst ein armer alter Mann war; und ein beweglicher Altersbrief an Ludwig klagt resigniert, wie sie das alles als selbstverständlich hingenommen und ihm kaum gedankt hätten. . . Nur Ludwig Tieck hat sich dann des Bruders einmal werktätig angenommen.

Gewiß war Friedrich Tieck kein Genie; er hätte sich sonst darüber klar werden müssen, was er der eigenen Begabung schuldete. Er war ein talentvoller Schüler der Klassizisten, deren Anregungen er aber nicht zu selbstständiger Formgebung zu verarbeiten verstand. Hier liegt der große Unterschied einem Thorwaldsen gegenüber, gegen den Hildebrandts Einleitung sich mit ungerechter Härte ausspricht. Man vergißt zu leicht, daß jene Antike selbst, die Thorwaldsen nur „nachgeahmt" haben soll, eine geistige Schöpfung der Winkelmann, Lessing, Goethe ist, daß ferner auch er selbst diese Konzeption noch unbewußt umgebildet und umgegossen hat, bis sie seiner weichen Natur entsprach. Originell sind diese Werke doch mindestens in demselben Grade, wie etwa Cornelius' Versuche, ein erträumtes Mittelalter in seiner eigenen Form nachzubilden! — Aber Fr. Tieck lebt wirklich nur den Vorbildern nach, es ist nicht nur Bescheidenheit (zu der den vorlauten Schlegelianer das Leben erzog!), wenn er (S. 162) sich Rauch gegenüber als Dilettant empfindet. Aber

auch jener notwendige Egoismus des Künstlers fehlt ihm (wie Hildebrandt zutreffend ausführt), durch den der Schöpfer des Friedrichsdenkmals sich behauptete — auch auf des befreundeten Tieck Kosten (S. 123).

Hier liegt nun die literarhistorische Bedeutung des Buches. In seiner Lebensführung war Fr. Tieck Romantiker: dies sorglos-sorgenvolle Künstlerleben, dieses Exil in Carrara, die Ausbeutung durch die Weltmenschen, die tragikomische Vernunftheirat mit einer Kanzleirats-Tochter als Schlußeffekt, und als wirkliches Ende Elend wie in den Künstlertragödien von Camoens und Correggio — es ist ein nur zu regelrecht romantischer Lebenslauf. Aber sonst hat er mit dieser Schule trotz seiner lebenslänglichen Freundschaft mit A. W. Schlegel wenig gemein. Die Kunstanschauungen entfremden ihn sogar dem Bruder (vgl. S. 134). Denn er bleibt starr auf dem klassizistischen Boden stehen, verwirft Schadows und Rauchs Anerkennung des modernen Kostüms, stilisiert Necker zu einem pathetischen Volkstribun und überdeckt manirierte Porträtbüsten mit heroischem Faltenwurf. Und — dadurch gewinnt und behält er Goethes Gunst. Eine gewisse ursprüngliche Verwandschaft wird ja durch seine ausgezeichnete Goethebüste bewiesen, über die Hildebrandt mit einer Sorgfalt handelt, die das Buch überall durchdringt —; aber auch als die angeborene Richtung auf das Klassische bloße Manier geworden war, erschien den W K F diese Manier als Wahrheit und Rettung. So viel mehr galt ihnen in der bildenden Kunst die Tendenz als die Kunst, die Schule als die Technik!

Einige Briefe Tiecks, auch literarisch nicht wertlos, erhöhen noch den illustrativen Wert dieser interessanten Studie zu dem Nachleben der italienischen Reise in Goethe und seinen Zeitgenossen. R. M. Meyer.

Klopfer Paul, Christian Traugott Weinlig und die Anfänge des Klassizismus in Sachsen (Beiträge zur Bauwissenschaft. 5. Heft). Berlin 1905, E. Wasmuth. 5 M.

Geschichte der Philosophie.

Joël Karl, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik. Mit Anhang: Archaische Romantik. Jena 1906, E. Diederichs. 4.50 M.

Religionsphilosophie. Siebert Otto, Die Religionsphilosophie in Deutschland in ihren gegenwärtigen Hauptvertretern. Rudolf Eucken als Festgabe zu seinem 60. Geburtstage überreicht. Langensalza 1906, H. Beyer & Söhne. 3 M.

Religionsphilosophie in Einzeldarstellungen. Langensalza, H. Beyer & Söhne.

3. Flügel O., Die Religionsphilosophie der Schule Herbarts. Drobisch und Hartenstein. 1905. 1.50 M. — 4. Die Religionsphilosophie des absoluten Idealismus. Fichte, Schelling, Hegel und Schopenhauer nach C. A. Thilo. 1905. 1.20 M.

Siebert Otto, Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel. Ein Handbuch zur Einführung in das philosophische Studium der neuesten Zeit. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Göttingen 1905, Vandenhoeck & Ruprecht. 10 M.

Külpe Osw., Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen nach Vorträgen. 3., verbesserte Auflage (Aus Natur und Geisteswelt. 41. Bändchen). Leipzig 1905, B. G. Teubner. 1 M.

Schumann K., Die Auffassung des Philanthropinismus von Gesellschaft und Staat. Dissertation. Leipzig 1905.

Philosophische Abhandlungen, Max Heinze zum 70. Geburtstage, gewidmet von Freunden und Schülern. Berlin, 1906. Mittler & Sohn. 5 M.

Aus dem Inhalt: E. Meumann, die Grenzen der psychologischen Ästhetik. — G. Müller, Karl Heydenreich als Lehrer und Erzieher. — Richter Raoul, Leibniz' Stellung zur Skepsis.

Heinzelmann Wilh., Deutschchristliche Weltanschauung. Gesammelte Vorträge und Abhandlungen. Halle 1905, Buchhandlung des Waisenhauses. 5 M.

Jerusalem Wilh., Gedanken und Denker. Gesammelte Aufsätze. Wien 1905, W. Braumüller. 5 M.

Paulsen Frdr., Zur Ethik und Politik. Gesammelte Vorträge und Aufsätze. 1. und 2. Band. (Deutsche Bücherei 31. 32. Band). Berlin (1905), Expedition der deutschen Bücherei. 50 Pf.

Philosophen. Fechter P., Die Grundlagen der Realdialektik. Ein Beitrag zur Kenntnis der Bahnsenischen Willensmetaphysik. Dissertation. Erlangen 1906.

Böhme. Karbaum Herm., Zwei Gräber auf dem Friedhofe von Görlitz. Jakob Böhme und Minna Herzlieb. Görlitz (Schillerstraße 8 II) 1905, Selbstverlag. 1.20 M.

Böhme Jak., Morgenröthe im Aufgang. Von den drei Prinzipien. Vom dreifachen Leben. Hg. und eingeleitet von Jos. Grabisch. (Die Fruchtschale 8. Band). München (1905), R. Piper & Co. 3 M.

Bechmann H., Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie von Gustav Claß. Dissertation. Erlangen 1906.

Friedmann P., Darstellung und Kritik der naturalistischen Weltanschauung Heinrich Czolbes (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. 42. Band.) Bern 1905, Scheitlin, Spring & Comp. 1.50 M.

Weis L., Joseph Dietzgen's sozialdemokratische Religionsphilosophie. Kiel 1905, Lipsius und Tischer. 1.20 M.

Dühring. Pflaum, ‚Eugen Dühring' (Moderne Essays. 56. Heft). Berlin (1906), Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

Posner S., Abriß der Philosophie Eugen Dührings. Dissertation. Erlangen 1906.

Fahrenkrog, Geschichte meines Glaubens. Halle 1906, Gebauer-Schwetschke. 4 M.

Gramzow Otto, Geschichte der Philosophie seit Kant. Leben und Lehre der neueren Denker in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen. 11. Heft. Fechner. Charlottenburg 1905, G. Bürkner. 75 Pf.

Pachaly E., J. G. H. Feders Erkenntnistheorie und Methaphysik in ihrer Stellung zum Kritizismus Kants. Dissertation. Erlangen 1906.

Feuerbach Ludw., sämmtliche Werke. Neu hg. von Wilh. Bolin und Frdr. Jodl. Stuttgart, F. Frommann. 5. Band. Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit. Neu hg. und biographisch eingeleitet von Wilh. Bolin. 1905. 4 M.

Fichte. Wiener Max, J. G. Fichtes Lehre vom Wesen und Inhalt der Geschichte. Kirchhain N.-L. 1906 (Berlin, Mayer & Müller). 2.40 M.

Reden an die deutsche Nation. Kühnemann Eug., Fichtes Reden an die deutsche Nation. Rede. Posen 1906, Merzbach. 30 Pf.

Switalski W., Das deutsche Volkstum und die Vaterlandsliebe nach Fichtes Reden an die deutsche Nation. Rede. Braunsberg 1906, (Benders Buchh.) 1.25 M.

Fichte J. G., Über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit. Als ein Beitrag zu den Zeitfragen mit einer Einleitung hg. von Arnold Ruge. Heidelberg 1905, C. Winter, Verl. 1.20 M.

Eisenhans Theod., Fries und Kant. Ein Beitrag zur Geschichte und zur systematischen Grundlegung der Erkenntnistheorie. I. Historischer Teil. Jakob Friedrich Fries als Erkenntniskritiker und sein Verhältnis zu Kant. Gießen 1906, A. Töpelmann. 8 M.

Müller P., Chr. Garves Moralphilosophie und seine Stellungnahme zu Kants Ethik. Dissertation. Erlangen 1905.
Glogau Gustav, sein Leben und sein Briefwechsel mit H. Steinthal. (Hg. von Marie Glogau). Kiel 1906, Lipsius & Tischer. 3 M.
Drews Arth., Eduard von Hartmanns philosophisches System im Grundriß. Mit einer biographischen Einleitung . . . 2. durch einen Nachtrag vermehrte Ausgabe. Heidelberg 1906 [1905]. C. Winter, Verl. 16 M.
Hegel. Dilthey Wilh., Die Jugendgeschichte Hegels. [Aus: Abhandlungen der preuß. Akademie der Wissenschaften]. Berlin 1905 (G. Reimer). 8 M.
Entner P., Hegels Ansichten über Erziehung im Zusammenhange mit seiner Philosophie dargestellt. Dissertation. Leipzig 1905.
Hadlich H., Hegels Lehren über das Verhältnis von Religion und Philosophie. 1. Teil. Dissertation. Bonn 1906.
Herbart Joh. Frdr., sämtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge hg. von Karl Kehrbach. 11. Band. Nach Kehrbachs Tode hg. von Otto Flügel. Langensalza 1906, H. Beyer & Söhne. 5 M.
Schmid F. A., Friedrich Heinrich Jacobis Religionsphilosophie. Habilitationsschrift. Heidelberg 1905.
Kant. Chamberlain Houston Stewart, Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk. München 1905, Verlagsanstalt F. Bruckmann. 10 M.
Kronenberg M., Kant. Sein Leben und seine Lehre. 3. revidierte Auflage. München 1905, C. H. Beck. 4.80 M.
Richert Hans, Kant. Gedenkrede zu Kants 100jährigem Todestage am 19. II. 1904. (Veröffentlichungen der Abteilung für Literatur der deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft zu Bromberg. 1.) Bromberg 1906, Mittler. 60 Pf.
Baumann Jul., Anti-Kant. Mit Benutzung von Tiedemanns ‚Theätet' und auf Grund jetziger Wissenschaft. Gotha 1905, F. A. Perthes. 4 M.
Goldschmidt Ldw., Baumanns Anti-Kant. Eine Widerlegung. Gotha 1906, E. F. Thienemann. 2.80 M.
Goldschmidt Ldw., Kant und Haeckel. Freiheit und Naturnotwendigkeit. Nebst einer Replik an Julius Baumann. Gotha 1906, E. F. Thienemann. 3 M.
Sange W., Kant und Herder. Über das Angenehme, Gute und Schöne. Dissertation. Halle 1906.
Gerland G., Immanuel Kant, seine geographischen und anthropologischen Arbeiten. 12 Vorlesungen [Aus ‚Kantstudien'] Berlin 1906, Reuther & Reichard. 4 M.
Richter O., Kants Auffassung des Verhältnisses von Glauben und Wissen und ihre Nachwirkung besonders in der neuern Theologie. Dissertation. Leipzig 1905.
Stieglitz Th., Zur Lehre vom transzendentalen Idealismus J. Kants und A. Schopenhauers. Programm. Arnau 1906.
Kuntze F., Das Problem der Objektivität bei Kant. Dissertation. Freiburg 1905.
Hoekstra T., Immanente Kritik zur Kantischen Religionsphilosophie. Dissertation. Heidelberg 1906.
Knothe P., Kants Lehre vom innern Sinn und ihre Auffassung bei Reininger. Dissertation. Erlangen. 1905.
Kuberka Fel., Kants Lehre von der Sinnlichkeit. Gekrönte Preisschrift der Krug-Stiftung der Universität Halle-Wittenberg. Halle 1905, C. A. Kaemmerer & Co. 2 M.
Chapman William John, Die Teleologie Kants. Halle 1905, C. A. Kaemmerer & Co. 80 Pf. — Vgl. Euphorion 13, 703.

Frost Walt., Der Begriff der Urteilskraft bei Kant. Halle 1906, M. Niemeyer. 3 M. — Vgl. Euphorion 13, 703.

Kritik der reinen Vernunft. Kant Imman., Kritik der reinen Vernunft. 1. Auflage. Riga 1781. Anastatischer Neudruck. Gotha 1905, E. F. Thienemann. 12 M.

Wolf J., Verhältnis der beiden ersten Auflagen der Kritik der reinen Vernunft zu einander. Dissertation. Halle 1905.

Fischer E., Die geschichtlichen Grundlagen zur Dialektik in Kants Kritik der reinen Vernunft. Dissertation. Berlin 1905.

Kaminski W., Über Immanuel Kants Schriften zur physischen Geographie. Ein Beitrag zur Methodik der Erdkunde. Dissertation. Königsberg 1905.

Ziegler L., Das Grundproblem des nachkantischen Rationalismus mit besonderer Berücksichtigung Hegels. Dissertation 1905.

Leibniz. Zymalkowski U., Die Bedeutung der prästabilierten Harmonie im Leibnizischen Systeme. Dissertation. Erlangen 1905.

Pitschel J., Leibnizens und Kants Lehre vom Raum miteinander verglichen. Dissertation. Leipzig 1905.

Achsel R., Über den Zahlbegriff bei Leibniz. Programm. Wilmersdorf-Berlin 1905.

Leibniz G. W., Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Übersetzt von A. Buchenau, durchgesehen und mit Einleitungen und Erläuterungen hg. von Ernst Cassirer. 2. Band (Philosophische Bibliothek. 108. Band) Leipzig 1906, Dürrsche Buchhandlung. 5.40 M.

Leibnizens nachgelassene Schriften physikal., mechan. und technischen Inhalts. Hg. und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Ernst Gerland (Abhandlungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften. 21. Heft) Leipzig 1906, B. G. Teubner. 10 M.

Kolls, Zur Chronologie der Leibnizischen Abhandlung ‚De vera methodo philosophiae theologiae'. Ein Beitrag zur Entwicklung der Leibnizischen Philosophie. Programm. Schönberg in M. 1906.

Lotze. Baerwald Leo, Die Entwicklung der Lotzeschen Psychologie. [Erlanger Dissertation]. Breslau 1905, W. Koebner. 1.20 M.

Post Karl, Johannes Müllers philosophische Anschauungen (Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte 21. Heft). Halle 1905, M. Niemeyer. 4 M.

Nietzsche. Awxentieff Nic., Kultur-ethisches Ideal Nietzsches. Darstellung und Kritik. Halle 1905, C. A. Kaemmerer & Co. 2 M.

T. J. de Boer, Nietzsche und sein Verhältnis zur Wissenschaft. Amsterdam, Scheltema & Hellemas Buchhandlung 1906.

Dernoscheck G. A., Das Problem des egoistischen Perfektionismus in der Ethik Spinozas und Nietzsches. Dissertation. Leipzig 1905.

Dühringer Adelb., Nietzsches Philosophie vom Standpunkte des modernen Rechts. Leipzig 1906, Veit & Co. 2 M.

Horneffer Aug., Nietzsche als Moralist und Schriftsteller. Jena 1906, E. Diederichs. 2.50 M.

Lichtenberger Henri, Friedrich Nietzsche. Ein Abriß seines Lebens und seiner Lehre. Deutsch von Frdr. v. Oppeln-Bronikowski. 3. Auflage. Dresden 1905, C. Reißner. 60 Pf.

Nietzsche Frdr., gesammelte Briefe. Berlin, Schuster & Löffler. III. Band. 2. Hälfte. F. Nietzsches Briefwechsel mit Hans v. Bülow, Hugo v. Senger, Malwida v. Meysenbug. Hg. von Elisab. Förster-Nietzsche und Pet. Gast. 1905. 5 M.

Schopenhauer. Richert Hans, Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. 6 Vorträge (Aus Natur- und Geisteswelt. 81. Bändchen). Leipzig 1905, B. G. Teubner. 1 M.

Lessing Thdr., Schopenhauer, Wagner, Nietzsche. Einführung in moderne deutsche Philosophie. München 1906, C. H. Beck. 5.50 M.
Lehmann Otha., Die intellektuelle Anschauung bei Schopenhauer. Dargestellt und kritisch beurteilt (Berner Studien. 44. Band). Bern 1906, Spring & Comp. 1 M.
Schewe Karl, Schopenhauers Stellung zu der Naturwissenschaft. Berlin (1905), (E. Ebering).
Reeder H., Die Psychologie in Schopenhauers Erkenntnistheorie. Dissertation. Tübingen 1904.
Boltzmann L., Über eine These Schopenhauers (Wissenschaftliche Beilage zum 18. Jahresbericht, 1905, der philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien). Leipzig 1905, J. A. Barth.
Schreiber Herm., Schopenhauers Urteile über Aristoteles. [Dissertation]. Breslau 1905, (W. Koebner). 1.20 M.
Stein K. Heinr. v., Zur Kultur der Seele. Gesammelte Aufsätze. Hg. von Friedr. Poske. Stuttgart 1906, J. G. Cotta. Nachf. 6 M.
Martin A., Max Stirners Lehre. Mit einem Auszug aus ‚Der Einzige und sein Eigentum'. Leipzig (1906), O. Wigand. 1.50 M.
Palme Ant., J. G. Sulzers Psychologie und die Anfänge der Dreivermögenslehre. [Dissertation]. Berlin 1905, Fußinger. 1.50 M.
Verweyen Johs., Ehrenfried Walter von Tschirnhaus. Eine philosophiegeschichtliche Abhandlung. [Dissertation]. Bonn 1905, P. Hanstein. 1.50 M.
Wundt. Conrad Otto, Die Ethik Wilhelm Wundts in ihrem Verhältnis zum Eudämonismus. [Dissertation] Halle 1906, C. A. Kaemmerer & Co. 1 M.
Lichtig Lipot [Leop.], Darstellung und Kritik der Grundprinzipien der Ethik Wundts. [Berner Dissertation]. Neuhäusel (in Ungarn) 1904, Selbstverlag. 4 M.
Skribanowitz Theod., Wilhelm Wundts Voluntarismus in seiner Grundlegung geprüft. Greifswald 1906, J. Abel. 1.60 M.
Wundt Wilh., Essays. 2. Auflage. Mit Zusätzen und Anmerkungen. Leipzig 1906, W. Engelmann. 9 M.

Pädagogik und Geschichte des Unterrichts.

Paulsen Friedr., Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung (Aus Natur und Geisteswelt. 100. Bdch.). Leipzig 1906, B. G. Teubner. 1 M.
Knabe Karl, Geschichte des deutschen Schulwesens (Aus Natur und Geisteswelt. 85. Bändchen). Leipzig 1905, B. G. Teubner. 1 M.
Seiler Frdr., Geschichte des deutschen Unterrichtswesens I. II. (Sammlung Göschen. 275/6. Bändchen). Leipzig 1906, G. J. Göschen. 1.60 M.
Wegener P., Zur Geschichte des deutschen Unterrichts. Programm. Greifswald 1906.
Landschaften. Knepper Jos., Das Schul- und Unterrichtswesen im Elsaß von den Anfängen bis gegen das Jahr 1530. Straßburg 1905, J. H. E. Heitz. 12 M.
Strakosch-Graßmann Gust., Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens. Wien 1905, A. Pichlers Wwe & Sohn. 7.50 M.
Stoll Herm., Geschichte der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens in Hamburg. Festschrift zur Hundertjahrfeier 1805—1905. Hamburg (1905), (C. Boysen). 1.50 M.
Universitäten. Erman Wilh. und Ewald Horn, Bibliographie der deutschen Universitäten .... 3. Teil. Register und Nachträge enth. bearbeitet von W. Erman. Leipzig 1905, B. G. Teubner. 15 M.

Frey Johs., Die theologische Fakultät der k. Universität Dorpat-Jurjew 1802—1903. Historisch-biographisches Album, mit Beiträgen früherer und jetziger Glieder der Fakultät bearbeitet und hg. Reval 1905, F. Kluge. 5 M.

Frankfurt a. O. Akten und Urkunden der Universität Frankfurt a. O. Breslau, M. & H. Marcus.

6. Heft. Aus dem ersten Jahrzehnt der Universität und die ältesten Dekanatsbücher der Juristen und Mediziner. Festschrift zur 400jährigen Jubelfeier der Alma Mater Viadrina, 26. IV. 1906, hg. von Gust. Bauch. 3.60 M.

Dem Andenken der Universität Frankfurt a. O. (26. April 1506 bis 10. August 1811 [dann nach Breslau verlegt]) Festschrift zur 400. Wiederkehr ihres Gründungstages. 1906.

Inhalt: Gurnik, Das Große Kollegienhaus in Frankfurt a. O. — Bieder H., Bilder aus dem Leben an der ehemaligen Universität Frankfurt a. O. (1506—1811). — Bachmann O., Die bleibende Bedeutung der ehemaligen Universität Frankfurt a. O. — Hoschke, Frankfurter Barockbauten. — Stegmann-Stein H. v., Das „Lienauhaus", ein Heim geistigen Lebens in Frankfurt a. O. — Roedel H., Zur Geschichte der Naturforschung in Frankfurt a. O.

Wischnitzer M., Die Universität Göttingen und die Entwicklung der liberalen Ideen in Rußland im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. (Kap. 2 und 5.) Dissertation. Berlin 1906.

Hermelink Heinr., Die theologische Fakultät in Tübingen vor der Reformation 1477—1534. Tübingen 1906, J. C. B. Mohr. 4.80 M.

Mittelschulen. Rosenthal P., Die ‚Erudition' in den Jesuitenschulen. Dissertation. Erlangen 1905.

Schumacher, Das Schulwesen im Fürstentum Corvey unter oranischer Herrschaft 1803—1807. Programm. Höxter a. d. Weser. 1906.

Schwartz Paul, Die neumärkischen Schulen am Ausgang des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts (Schriften des Vereins für Geschichte der Neumark. 17. Heft). Landsberg a. W. 1905, F. Schaeffer & Co. 3 M.

Machule P., Die Entwicklung des öffentlichen Schulwesens der alten Provinzen des preußischen Staates von 1816—1901. Statistische und andere Notizen. Teil I. Programm. Ratibor 1906.

Holzer J., Die Entwicklung des steirischen Mittelschulwesens seit dem Erscheinen des ‚Organisations-Entwurfes'. II. Das Mittelschulwesen der steirischen Landstädte. Programm. Graz 1906.

Raunecker, Beiträge zur Geschichte des Gelehrtenschulwesens in Württemberg im 17. und 18. Jahrhundert. Teil I. Programm. Ludwigsburg 1905.

Schmidt G., Geschichte des Realprogymnasiums zu Arolsen. Programm. Arolsen 1905.

Beck, Festschrift zur Feier des 300jährigen Bestehens des Gymnasium Casimirianum in Coburg 1605—1905. Mitteilungen aus der Geschichte des Gymnasiums. Coburg (1905), (E. Riemann). 2 M.

Simson P., Geschichte der Schule zu St. Petri und Pauli in Danzig. 2. Teil. Programm. Danzig 1905.

Bernhard J. A., Mitteilungen zur Geschichte des Vitzthumschen Gymnasiums. Dazu 4 Beilagen. Programm. Dresden 1905.

Verzeichnis der Zöglinge der Stella Matutina 1856—1906 und der Schüler des k. k. Gymnasiums in Feldkirch 1856—1868. Einsiedeln (1906). (Feldkirch, F. Unterberger). 2.50 M.

Festschrift zur Gedenkfeier des 100jährigen Bestehens des königl. Gymnasiums zu Fulda seit seiner Neugestaltung 1805—1905. Fulda 1905 (A. Maier). 2.50 M.

Schädel L., Beiträge zur Geschichte des Großherzoglichen Gymnasiums zu Gießen, für die Dreijahrhundert-Feier am 10. Oktober 1905 auf Grund von Mag. Franz Rambachs Sammlungen bearbeitet. Programm. Gießen 1905.

Schneider M., Die Abiturienten des Gymnasium illustre zu Gotha von 1768—1859. Teil I. Programm. Gotha 1905.
Wegener Ph., Zur Geschichte des Gymnasiums zu Greifswald. Teil II. Eine Schulreform an der Großen Stadtschule in Greifswald auf Grund der Denkschrift des Rektors Mag. Warnekros 1784. Programm. Greifswald 1905.
Meyer G., Verzeichnis der Lehrer und Schüler des Jlfelder Pädagogiums von Ostern 1800 bis vor Ostern 1853. Programm. Jlfeld 1906.
Altinger P. A., Geschichte des Gymnasiums zu Kremsmünster. 4. Abschnitt (Schluß). Kremsmünster 1905.
Lutsch O., Das Kreuznacher Gymnasium in den Jahren 1833/64. Programm. Kreuznach 1905.
Metzen Jos., Geschichte des Gymnasiums und Realgymnasiums zu Limburg a. d. Lahn (Festschrift zur Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes zu Limburg a. d. Lahn). Limburg 1905. Limburger Vereinsdruckerei. 60 Pf.
Sanden Alfr. v., Zur Geschichte der Lissaer Schule 1555—1905. [Programm]. Lissa 1905, F. Ebbecke. 2.50 M.
Tschochner A., Das deutsche Gymnasium in Olmütz. (Dritte Fortsetzung). Programm. Olmütz 1905.
Walther C., Zur Geschichte des Pirnaer Schulwesens von der Reformation an bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Als Beitrag zu einer sächsischen Schulgeschichte nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Dissertation. Leipzig 1905.
Brüll F., Verhandlungen über Errichtung einer höheren Schule in Prüm aus den Jahren 1802—1815. Programm. Prüm 1905.
Petry J., Lehrbericht der früheren Minoriten-Lateinschule zu Ratingen aus dem Jahre 1793. Programm. Ratingen 1906.
Lutze, Zur Schulgeschichte der Stadt Sondershausen. Programm. Sondershausen 1905.
Knaflitsch K., Geschichte des Troppauer Gymnasiums. Teil IV. Programm. Troppau 1905.
Stahlecker R., Beiträge zur Geschichte des höheren Schulwesens in Tübingen. Programm. Stuttgart 1905. (Tübingen, F. Fues). 2.80 M.
Prosch F., Dokumente zur Geschichte des k. k. Staats-Gymnasiums in Weidenau. Teil IV. Programm. Weidenau 1905.
Eymer W., Gutachten des Fürsten Gundacker v. Liechtenstein über Edukation eines jungen Fürsten und gute Bestellung des Geheimen Rats. Programm. Leitmeritz 1905.

Volksschulen. Hessen. Diehl Wilh., Die Schulordnungen des Großherzogtums Hessen. 3. Band. Das Volksschulwesen der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt (Monumenta Germaniae paedagogica. XXXIII. Band). Berlin 1905, A. Hofmann & Co. 12 M.
Kimpel Heinr. Thdr., Geschichte des hessischen Volksschulwesens von seinen ersten Anfängen bis zum Jahre 1800. Vorband zu des Verf. ‚Geschichte des hessischen Volksschulwesens im 19. Jahrhundert'. Cassel 1906, Hessische Schulbuchhandlung R. Röttger. 4 M.
Schneider E., Die bernische Landschule am Ende des 18. Jahrhunderts. Dissertation. Bern 1905.
Schwarz Bened., Geschichte der Karlsruher Volksschule ... Karlsruhe 1905, J. Lang. 3 M.
Gilow Herm, Das Berliner Handelsschulwesen des 18. Jahrhunderts im Zusammenhange mit den pädagogischen Bestrebungen seiner Zeit dargestellt (Monumenta Germaniae paedagogica. XXXV. Band). Berlin 1906, A. Hofmann & Comp. 10 M.
Wotawa Aug., Ritter v., Der deutsche Schulverein 1880—1905. Eine Gedenkschrift ... Wien 1905, (A. Pichlers Wwe.) 1 M.

Pädagogisches Magazin. Langensalza, H. Beyer & Söhne. 1906.

268. Heft. Junge Otto, Friedrich Junge. Ein Lebensbild. 1905. 20 Pf.

272. Heft. Rubinstein Susanne, Die Energie als Wilhelm von Humboldts sittliches Grundprinzip. 20 Pf.

275. Heft. Rubinstein S., Schillers Stellung zur Religion. 20 Pf.

276. Heft. Haustein A., Der geographische Unterricht im 18. Jahrhundert. Eine kritisch-historische Quellenstudie. 80 Pf.

279. Heft. Schneider Gust., Emil Adolf Rosmäsler als Pädagog ... 90 Pf.

280. Heft. Arnold Otto, Schopenhauers pädagogische Ansichten im Zusammenhange mit seiner Philosophie. 1.60 M.

Bellermann Ludw., Inwiefern fördert der altsprachliche Unterricht ein tieferes Verständnis der modernen Literatur? Vortrag. Leipzig 1906, Dürrsche Buchhandlung. 40 Pf.

Bamberg Albert v., Ideale. Ausgewählte Schulreden. Berlin 1906. Julius Springer.

Aus dem Inhalt: Bismarck 1885. — Kaiser Friedrich 1888. — Wilh. Hey 1889. — Kaiser Wilhelm der Erste 1897. — Goethe und Wilhelm I. 1900. — Kant und Herder 1904. — Schiller 1905.

Biese Alfr., Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. Neue Folge. Berlin 1905, Weidmann. 6 M.

Aus dem Inhalt: I. Die Phantasie. — II. Was ist Bildung? — III. Das Bildungsstreben der Gegenwart. — V. Zur Behandlung Goethes in Prima: 1. „Adler und Taube"; 2. „Tasso", ein Dichterbild. — VII. Aus neuerer deutscher Dichtung: 1. Theodor Storm zur Erinnerung und Würdigung. Anhang: In der Stadt Theodor Storms; 2. Gustav Frenssens „Jörn Uhl", eine Zeiterscheinung und ein Lebensbild. — VIII. Aus Bismarcks Welt- und Lebensanschauung. — IX. Schiller: 1. Was ist uns Schiller noch heute?; 2. Schillers dichterische und sittliche Persönlichkeit; 3. Schillers Verhältnis zu Natur und Kultur; 4. Schillers Darstellung des Tragischen. — X. Schiller und Goethe in Auffassung und Darstellung des Lebens.

Cauer Paul. Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform. Gesammelte Aufsätze. Berlin 1906, Weidmann. 4 M.

Festschrift, Albert v. Bamberg zum 1. X. 1905 gewidmet vom Lehrerkollegium des Gymnasium Ernestinum zu Gotha. Gotha 1905, F. A. Perthes. 5 M.

Heerwagen Heinr., Sämtliche Schulreden und einige sonstige Reden. Hg. von Philipp Thielmann. Nürnberg 1906, J. A. Stein. 3.50 M.

Verhandlungen der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg vom 3.—6. Oktober 1905. Im Auftrage des Präsidiums zusammengest. v. K. Dissel u. G. Rosenhagen. Leipzig 1906, Teubner. 6 M.

Erste allgemeine Versammlung. Diels, Der lateinische und deutsche Thesaurus. — Zweite allgemeine Versammlung. Metz, Der Pflichtbegriff innerhalb Goethischer Ethik. — Philologische Sektion. Dritte Sitzung. Warburg, Dürer und die italienische Antike. — Pädagogische Sektion. Erste Sitzung. Wotke, Die Entwicklung des österreichischen Gymnasiallehrerstandes von Maria Theresia bis 1848. — Germanistische Sektion. Erste Sitzung. Strauch, Bericht über den Stand des Grimmschen Wörterbuches. — Zweite Sitzung. Mogk, Volkskunde und deutsche Philologie. — Mensing, Das Schleswig-Holsteinische Idiodikon. — Dritte Sitzung. Witkowski, Über den Plan einer wissenschaftlichen Ausgabe von Goethes Faust. — Krumm, Friedrich Hebbel als Tragiker. — Historisch-epigraphische Sektion. Zweite Sitzung. Jacob, Gustav Freytags „Ahnen" im Spiegel deutscher Geschichte. — Vierte Sitzung. Zidech, Der italienische Wertherroman Ugo Foscolos „Die letzten Briefe des Jacopo Ortis".

Handbuch für Lehrer höherer Schulen .... Der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg 1905 gewidmet. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. 2 Abteilungen.

Aus dem Inhalt der 1. Abteilung: Lyon O., Der deutsche Unterricht.

Steeger A., Pädagogische Charakterköpfe des 19. Jahrhunderts (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. 24. Band. Heft 12). Hamm 1905, Breer & Thiemann. 50 Pf.

Pädagogen. Arnold K., J. H. Campe als Jugendschriftsteller. Dissertation. Leipzig 1905.

Hindrichs E., Friedrich Wilhelm Dörpfeld. 2., erweiterte Auflage. Gütersloh 1906, C. Bertelsmann. 2 M.

Ziwsa K., Alois Egger von Möllwald. Ein Lebensbild. Programm. Wien 1905.

Felbiger Joh. Ign. v., Eigenschaften, Wissenschaften und Bezeigen rechtschaffener Schulleute. Bearbeitet von Wilh. Kahl. 2. Auflage. (Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. 25. Band.) Paderborn 1905, F. Schöningh. 1.50 M.

Francke. A. H. Franckes Briefe an den Grafen Heinrich XXIV. j. L. Reuß zu Köstritz und seine Gemahlin Eleonore aus den Jahren 1704/27, als Beitrag zur Geschichte des Pietismus hg. von Berth. Schmidt und Otto Meusel. Leipzig 1905, Dürrsche Buchh. 3 M.

Francke Aug. Herm., Kurzer und einfältiger Unterricht. Nach dem Drucke vom Jahre 1748 mit Einleitung und Anmerkungen hg. von Theod. Fritzsch (Universal-Bibliothek. Nr. 4820). Leipzig (1906), Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Fröbel. Portugall Adele v., Friedrich Fröbel, sein Leben und Wirken (Aus Natur und Geisteswelt. 82. Bdchen). Leipzig 1905, B. G. Teubner. 1 M.

Schulz J., Die philosophische Grundlage der Pädagogik Friedrich Fröbels. Dissertation. Leipzig 1905.

Weniger L., Johannes Kromayer. Zwei Schulschriften von 1629 und 1640. Programm. Weimar 1906.

Pestalozzi. Hayward F. H., Drei historische Erzieher: Pestalozzi, Fröbel, Herbart. Aus dem Englischen von Gust. Hief. Leipzig 1906 [1905], A. Owen & Co. 1.60 M.

Pestalozzi Joh. Heinr. 1. Teil. Pestalozzis Leben und Wirken. Bearbeitet von Paul Natorp (Geßlers Klassiker der Pädagogik. 23. Band). Langensalza 1905, Schulbuchhandlung. 5.50 M.

Lehner Tassilo, Simon Rettenbacher. Ein Erzieher und Lehrer des deutschen Volkes. Wien 1905, W. Braumüller. 1 M.

Thiem E., Wie weit erscheint Christian Gotthilf Salzmann von Jean Jacques Rousseau beeinflußt? Dissertation. Erlangen 1906.

Wychgram J., Stephan Waetzoldt [Aus: ‚Frauenbildung']. Leipzig 1905, B. G. Teubner. 60 Pf.

Credner K., Ludwig Wieser als praktischer Schulmann. Zur Hundertjahrfeier seiner Geburt. Programm. Jüterbog 1906.

Zahn Frz. Ludw. (†), Gesammelte Schriften . . hg. von D. Horn. Gütersloh 1905, C. Bertelsmann. 8 M.

Die deutsche Literatur in der Schule.

Hümmerich F., Zur Methode des literargeschichtlichen Unterrichtes in der Oberklasse. Programm. Hof 1905.

Kilarski Th., Lehrplan und Instruktionen für den Unterricht an Gymnasien in Österreich mit Bezug auf die Lektüre der deutschen Meisterwerke in den oberen Klassen. Programm. Graz 1905.

Prosch Frz., Geschichte der deutschen Dichtung zum Gebrauche an österreichischen Lehranstalten und für das Selbststudium. 3. Teil. Von Schillers Tode bis zur Gegenwart. 2. völlig umgearbeitete und erweiterte Auflage. Wien 1906, K. Graeser & Co. 3.60 M.

Metrik. Holczabek Fel., Deutsche Metrik und Poetik, nebst einem Abriß der Literaturgeschichte und einer Sammlung von Beispielen. Ein Hilfsbuch für den deutschen Unterricht an Mädchen-Lyzeen usw. 2., verbesserte Auflage. Wien 1906, K. Graeser & Co. 2.60 M.

Stejskal Karl, Deutsche Verslehre (Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. 4. Bändchen). Wien 1906 [1905], Manz. 2.20 M.

Dichter der Freiheitskriege. Gedichte von Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert, Seume, Eichendorff, Stägemann, Collin, Uhland, u. a. Mit Einleitung und Erläuterungen hg. von M. Schmitz-Mancy. 3., vielfach verbesserte Auflage. (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker. Ergänzungsbände. II.) Paderborn 1905, F. Schöningh. 1.40 M.

Stecher Rich., Erläuterungen zu den Dichtern der Freiheitskriege: Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 117/8. Bändchen). Leipzig (1906). H. Beyer. 40 Pf.

Heine Gerh., Aus der silbernen Zeit unserer Literatur: Mörike, Ludwig, Hebbel und C. F. Meyer. (Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. 113. Lief.) Bielefeld 1905, Velhagen & Klasing. 80 Pf.

Enzio R. W., Dichter der Gegenwart im deutschen Schulhause. Charakteristiken nebst Proben. Langensalza 1905, Schulbuchhandlung. 1.60 M.

Stein Wilh., Erläuterung neuerer Dramatiker. Für den Schulgebrauch hg. Habelschwerdt, Franke.

I. Friedrich Hebbel. 1905. 75 Pf. — II. Otto Ludwig 1906 [1905]. 90 Pf.

Sommer Paul, Erläuterungen zu Felix Dahns Ein Kampf um Rom (W. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. Bdch. 131. 132.) Leipzig (1906), H. Beyer. 80 Pf.

Sommer Paul, Erläuterungen zu Gustav Frenssens „Jörn Uhl" (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 108/9. Bändchen). Leipzig (1905), H. Beyer. 80 Pf.

Gustav Freytag. Sommer Paul, Erläuterungen zu Gustav Freytags ‚Die Ahnen'. I. Ingo und Ingraban. II. Das Nest der Zaunkönige. III. Die Brüder vom deutschen Hause. IV. Markus König. V. Die Geschwister. VI. Aus einer kleinen Stadt. (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 125. bis 130. Bändchen). Leipzig (1906), H. Beyer. Je 40 Pf.

Sommer Paul, Erläuterungen zu Gustav Freytags ‚Soll und Haben'. ‚Die verlorene Handschrift' (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 110/1. 112/3. Bändchen). Leipzig (1905), H. Beyer. Je 80 Pf.

Grillparzer Frz., König Ottokars Glück und Ende. Trauerspiel. Für Schulgebrauch und Selbstunterricht hg. von G. Frick (Deutsche Schulausgaben). Leipzig 1906, B. G. Teubner. 60 Pf.

Hebbel. Hebbelbuch. Auswahl von Gedichten und Prosa. Hg. von Paul Lorentz (Deutsche Schul-Ausgaben. Nr. 37). Dresden (1905), L. Ehlermann. 1.20 M.

Stecher Rich., Erläuterungen zu Hebbels ‚Herodes und Mariamne' und ‚Agnes Bernauer' (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 122. 123. Bändchen). Leipzig (1906), H. Beyer. Je 40 Pf.

Herder Joh. Gtfr., Prosaschriften in Auswahl, nebst Anhang. Auswahl aus: ‚Stimmen der Völker'. Mit ausführlichen Erläuterungen ... von L. Lütteken (Schöninghs Ausgaben. 35. Band). Paderborn 1906, F. Schöningh. 1.60 M.

Kleist Heinr. v., Die Hermannsschlacht. Ein Schauspiel (Textausgaben alter und neuer Schriftsteller. 35). Paderborn (1905), F. Schöningh. 30 Pf.

Klopstock F. G., Ausgewählte Oden und Elegien nebst einigen Bruchstücken aus dem Messias (Schöninghs Textausgaben. 39). Paderborn (1906), F. Schöningh. 40 Pf.

Körner Thdr., Zriny. Ein Trauerspiel. Hg. von Hugo Schladebach (Deutsche Schul-Ausgaben. Nr. 36). Dresden (1905), L. Ehlermann. 80 Pf.

Lessing. Lessing Gthd. Ephr., Emilia Galotti. Ein Trauerspiel. Für Schulgebrauch und Selbstunterricht hg. von G. Frick (Deutsche Schulausgaben). Leipzig 1906, B. G. Teubner. 40 Pf.

Lessing Gthd. Ephr., Laokoon . . (Textausgaben alter und neuer Schriftsteller. 37). Paderborn (1905), F. Schöningh. 30 Pf.

Hoffmann, Erläuterungen zu Otto Ludwigs Trauerspiel ,Die Makkabäer' (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 100. Bändchen). Leipzig (1906), H. Beyer. 40 Pf.

Müller Max F., Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Edited with Introduction, Notes and a Vocabulary by James C. Johnston. Boston, Ginn & Co. 1906.

Funk Geo., Erläuterungen zu ausgewählten Gedichten von August Graf von Platen (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 105. Bändchen). Leipzig (1906), H. Beyer. 40 Pf.

Klenz Heinr., Erläuterungen zu Fritz Reuters Wirken. I. II. III. Zu ,Ut mine Stromtid'. Teil 1. 2. 3. (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 106/7. 134/5. Bändchen). Leipzig (1905/6), H. Beyer. 1.60 M.

Saar, Ferd. v., Die Steinklopfer. Edited with an Introduction, Notes, and Vocabulary by Charles H. Handschin and Edwin C. Roedder. New York, Henry Holt & Co. 1906. 35 c.

Scheffel. Sommer Paul, Erläuterungen zu Jos. Viktor v. Scheffels ,Ekkehard' (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 120/1. Bändchen). Leipzig (1906), H. Beyer. 80 Pf.

Sommer Paul, Erläuterungen zu J. V. v. Scheffels der Trompeter von Säckingen (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 119. Bändchen). Leipzig (1906), H. Beyer. 40 Pf.

Schiller, Wilhelm Tell. With Introduction, Notes, and Vocabulary by Edwin C. Roedder. New York, American Book Compagny 1906. 70 c.

Sommer Paul, Erläuterungen zu Ernst von Wildenbruchs ,Die Quitzows' (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 116. Bändchen). Leipzig (1905), H. Beyer. 40 Pf.

Volkskunde.

Zender Jak., Die Volkskunde als Spezialfach für das Privatstudium des Lehrers (Pädagogische Abhandlungen. XI. Band). Bielefeld (1906), A. Helmich. 60 Pf.

Rumpf Fritz, Der Mensch und seine Tracht, ihrem Wesen nach geschildert. Berlin (1905), A. Schall. 7.50 M.

Kück Eduard, Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide. Studien zur niedersächsischen Volkskunde . . Leipzig (1906), Th. Thomas. 6 M.

Meringer Rud., Das deutsche Haus und sein Hausrat (Aus Natur und Geisteswelt. 116. Bändchen). Leipzig 1906, B. G. Teubner. 1 M.

Knoop O., Volkstümliches aus der Tierwelt (Beiträge zur Volkskunde der Provinz Posen. Hg. von O. Knoop und A. Szulczewski. 1. Bändchen). Rogasen 1905 (Posen, J. Jolowicz). 1.20 M.

Landschaften. Volkskunde im Breisgau. Herausgegeben vom Badischen Verein für Volkskunde durch Fridr. Pfaff. Freiburg i. Br. (1906), J. Bielefelds Verlag. 3 M.

Inhalt: Pfaff Friedr., Die Sage vom Ursprung des Herzogs von Zähringen. — Pfaff F., Katzenstriegel, ein altes Volksspiel. — Lamey Ferd., Fastnachtsbräuche aus Bernau. — Haffner Osk., Volksrätsel aus Baden. — Becher Karl, Marschlieder. — Meisinger Othmar, Volkslieder aus dem Wiesentale. — Kluge Friedr., Anheimeln, eine alemannische Wortgeschichte. — Eckhardt Ed., Alte Schauspiele aus dem Breisgau.

Philipp M., Beiträge zur Ermländischen Volkskunde. Dissertation. Greifswald 1906.

Seyffert Otto, Von der Wiege bis zum Grabe. Ein Beitrag zur sächsischen Volkskunst. Im Auftrag das Vereins für sächsische Volkskunde hg. Wien (1906), Gerlach & Wiedling. 20 M.

Drechsler Paul, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. II. (Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. II. Band). Leipzig 1906, B. G. Teubner. 5.20 M.

John Alois, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. VI. Band). Prag 1905, J. G. Calve. 6 M.

Bacher Jos., Die deutsche Sprachinsel Lusern. Geschichte, Lebensverhältnisse, Sitten, Gebräuche, Volksglaube, Sagen, Märchen, Volkserzählungen und Schwänke, Mundart und Wortbestand (Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer. X.) Innsbruck 1905, Wagner. 9 M.

Haas A., Volkskundliches von der Halbinsel Mönchgut. Programm. Stettin 1905 (J. Burmeister). 60 Pf.

Andrian Ferd. v., Die Altausseer. Ein Beitrag zur Volkskunde des Salzkammergutes. Wien 1905, A. Hölder. 5.20 M.

Sagen. Bethe E., Mythus, Sage, Märchen [Aus: ‚Hessische Blätter für Volkskunde']. Leipzig 1905, B. G. Teubner. 1 M.

Grimm, Brüder, Deutsche Sagen. 4. Auflage, besorgt von Rhold Steig. Berlin (1905), Nicolai's Verl. 5.50 M.

Schell Otto, Neue bergische Sagen. Elberfeld 1905, A. Martini & Grüttefien. 2 M.

André Paul, Die Sagen von der Gröditzburg. Gesammelt und bearbeitet. 1. und 2. Heft. Tillendorf (1906). (Bunzlau, G. Kreuschmer). Je 20 Pf.

Schneider Emil, Hessisches Sagenbüchlein. Für Schule und Haus bearbeitet und hg. 2. vermehrte Auflage. Marburg 1905, N. G. Elwerts Verlag. 1.20 M.

Schwebel Osk., Die Sagen der Hohenzollern. 3. Auflage. Berlin (1905), Liebel. 3 M.

Walter Theob., Sagen aus dem Oberelsaß. Gesammelt und wiedererzählt. Colmar i. E. (1906), Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, Filiale Colmar. 1 M.

Hebel F. W., Pfälzische Sagen. Kaiserslautern 1906 [1905], C. Crusius. 2 M.

Ruland Wilh., Rheinisches Sagenbuch. 3. vermehrte Auflage. Köln (1905), Hoursch & Bechstedt. 2.50 M.

Der Volksmund . . . hg. von F. S. Krauß. Leipzig 1906, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. Je 1 M.

I. Tschischka F. und J. M. Schottky, Österreichische Volkslieder. mit ihren Singweisen, nach der 2. verbesserten und vermehrten Auflage hg. von Frdr. S. Krauß.

II. Deutsche Schwänke des 16. Jahrhunderts. Hg. und bearbeitet von E. K. Blümml und Jos. Latzenhofer. 1. Band. Mart. Montanus, Der Wegkürtzer (1557).

III. **Blümml E. K.** und F. S. **Krauß**, Aussee und Ischler Schnaderhüpfel. Als Anhang: Vierzeiler aus dem bayrisch-österreichischen Sprachgebiet. Mit Singweisen gesammelt und hg.

IV. Ziska Frz., Österreichische Volksmärchen. Als Anhang: Kinderlieder und Kinderreime aus Niederösterreich. Neu hg. und eingeleitet von E. K. Blümml.

V. Deutsche Schwänke des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und bearbeitet von E. K. Blümml und Jos. Latzenhofer. 2. Band. Jak. Freys Gartengesellschaft (1556).

Volkslied. Meier John, Kunstlieder im Volksmunde. Materialien und Untersuchungen. Halle 1906, M. Niemeyer. 5 M.

Winter G., Das deutsche Volkslied. Kurze Einführung in die Geschichte und das Wesen des deutschen Volksliedes (M. Hesses illustrierte Katechismen Nr. 34). Leipzig 1906, Hesse. 1.50 M.

Sahr Jul., Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert. 2., vermehrte und verbesserte Auflage (Sammlung Göschen. 25. Bändchen). Leipzig 1905, G. J. Göschen. 80 Pf.

Kopp Arth., Ältere Liedersammlungen. 1. Sächsisches Bergliederbüchlein. 2. Der Frau v. Holleben (geb. v. Normann) Liederhandschrift (Beiträge zur Volkskunde. Im Auftrage des Vereines für Sächsische Volkskunde herausgegeben von E. Mogk. 4. Heft). Leipzig 1906, G. Schönfeld. 4.50 M.

Züricher Gertr., Das Ryti-Rößli-Lied. Vorläufige Probe aus der im Werk begriffenen Sammlung schweizerischer Kinderlieder und Kinderspiele. Bern 1906, A. Francke. 80 Pf.

Sprichwörter. Lipperheide Frz. Frh. v., Spruchwörterbuch. Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, von Bibelstellen, Liederanfängen, von Zitaten aus älteren und neueren Klassikern, sowie aus den Werken moderner Schriftsteller, von Schnaderhüpfln, Wetter- und Bauernregeln, Redensarten usw. . . . 1.—10. Tausend (In 20 Lieferungen). Berlin 1906 [1905], Expedition des Spruchwörterbuchs. Je 60 Pf.

Schlauch G., Sachsen im Sprichwort. (Beiträge zur Volkskunde . . . hg. von E. Mogk). Leipzig 1905, G. Schönfeld. 3 M.

Tobler Alf., Der Appenzeller Witz. Eine Studie aus dem Volksleben. 3., vermehrte Auflage. Heiden 1905. (Rorschach, P. J. Kober). 2 M.

Stoffgeschichte.

Ahasver (Ewiger Jude). Kappstein Theodor, Ahasver in der Weltpoesie. Mit einem Anhang: Die Gestalt Jesu in der modernen Dichtung. Studien zur Religion in der Literatur. Berlin 1906, Georg Reimer. 3 M.

Inhalt: Ein Stück Wegs mit dem ewigen Juden. Zwei Anhänge: Die Gestalt Jesu in der modernen Dichtung. Judas der Verräter in Dichtung und Kunst.

Prost Joh., Die Sage vom ewigen Juden in der neueren deutschen Literatur. Leipzig 1905, G. Wigand. 3 M.

Soergel Alb., Ahasver-Dichtungen seit Goethe (Probefahrten. 6. Band). Leipzig 1905, R. Voigtländer. 4.80 M.

Behrens C., Agnes Bernauer, i Historiens og Digtningens Lys. Kopenhagen 1905, Salmonsen. 1.50 Kr.

Jenny Heinr. Ernst, Die Alpendichtung der deutschen Schweiz. Ein literarhistorischer Versuch. Bern 1905, G. Grunau. 2.60 M.

Schmitz Oscar A. H., Don Juan, Casanova und andere erotische Charaktere. Ein Versuch. Stuttgart 1906 [1905], Axel Juncker. 2 M.

Schmitz wagt einen merkwürdigen psychologischen Versuch. Für gewöhnlich wird der Name Casanovas sowohl wie Don Juans unterschiedslos zur Bezeichnung eines Lebemanns, eines Genußmenschen, eines Erotikers gebraucht. Im Gegensatz zu dieser hergebrachten Meinung will der Verfasser zwischen beiden Typen eine Grenzwand aufrichten. Wenn er seinen Essai „Don Juan, Casanova und andere erotische Charaktere" überschreibt, so ist es eigentlich ein Zugeständnis an die landläufige Anschauung: denn im letzten Grunde läßt er Don Juan — überhaupt nicht als erotischen Charakter gelten, vielmehr stellt sich ihm diese dämonisch destruktive Natur als die eines verkappten Asketen, eines verzweifelten Christen, eines schiffbrüchigen Fanatikers dar. Casanova hingegen ist ein Kind des Jenseits, ein graziöser Sünder, der mit der Welt gut auszukommen weiß. Don Juans eigentlicher Untergang wäre die Begegnung mit einer Heiligen, Casanova könnte ad absurdum geführt werden, wenn er sich in einem Weibe täuschte. Schmitzens prickelnd lebendiger Vortrag stellt das Problem am anschaulichsten dar, wo er eine Weiter- oder Umdichtung von Lebensschicksalen und Bücherweisheiten unternimmt, wo er etwa die galanten Abenteuer des Rokokozeitalters in modernes Leben überträgt oder die Frage aufwirft, wie sich Casanova einem Wedekindschen Erdgeist gegenüber verhalten müßte. Zuweilen jedoch enthalten Schmitzens Ausführungen bloß einen nicht eben geschmackvollen Kommentar zu seinen eigenen dramatischen Arbeiten.

Trotzdem er ausdrücklich hervorhebt, Don Juan nicht als historisches oder literarisches Porträt behandeln zu wollen, ergeht sich der Verfasser fast ununterbrochen in literarischen, ja selbst literarhistorischen Exkursen. Es hat seine mißlichen Seiten, einen psychologischen Typus, der doch keinem literarischen Werk als solchem entnommen, sondern erlebt oder erdacht, geschaut oder konstruiert ist, an dem von der Literatur dargebotenen Material messen zu wollen. Das Ideal eines Don Juan oder Casanova lebt ja doch vorerst in Schmitzens Imagination und muß in fremde Werke hineingedeutet werden. Nun ist aber der vorliegende Fall noch viel peinlicher. Denn man wird schwerlich die beiden genannten Namen als für die Forschung — für Psychologie nicht minder als Literaturwissenschaft — gleichwertig betrachten können, aus dem einfachen Grunde, weil man sich beim Worte Don Juan alles mögliche denken kann, während man unter Casanova doch eine ganz bestimmte, geschichtlich beglaubigte, greifbare Person versteht. Casanova lebte von 1725 bis 1798, war geboren in Venedig und starb in Böhmen, und seine Abenteuer erlauben zwar eine subjektive Auslegung, die sich aber doch auf ein und dasselbe Werk, seine Memoiren, zu stützen hat. Don Juan dagegen läßt sich nicht greifen und fassen. Selbst seine spanische Herkunft ist nicht unbezweifelt. Er ist das Produkt von Zufälligkeiten der Legendenbildung und von Dichterlaunen. Einmal ist er ein Frommer, ein andermal ein Frömmler, ein drittesmal Atheist; bald Dämon, bald Schuft, bald Asket; Hidalgo bei Tirso de Molina, Libertin bei Molière, Zyniker bei Byron, Weltschmerzler, Revolutionär, Karikatur bei andern — und all dies oder nichts davon für Schmitz. Nicht die Daseinsberechtigung seiner zwei Typen soll damit geleugnet werden, aber diese Typen haben ihren eigentlichen Wert nur für den Autor selbst, vielleicht auch für die Beurteilung seines „Don Manuel": für die Betrachtung der großen Don Juan-Dichtungen bleibt die erwähnte Scheidung der beiden Charaktere unergiebig oder ungerecht. Erzeugnisse des eigenen Hirns gehen mit tatsächlich beglaubigten Personen der Historie oder mit Gestalten einer fremden Einbildungskraft nur erzwungene Verbindungen ein. Ein Teil wird immer den Kürzeren ziehen: entweder der Typus Don Juan, wie er von Schmitz geschaffen ist, oder die Person Don Juan, wie sie von diesem oder jenem Dichter erfunden wurde.

Das Kubinsche oder in Kubins Manier gezeichnete Titelbild erweckt Vorstellungen, denen der Inhalt des geistreichen Büchleins durchaus nicht entspricht. Ottokar Fischer.

Jordan Leo, Die Sage von den vier Haimonskindern. Erlangen 1905, F. Junge. 7 M.

Tardel Herm., ‚Der arme Heinrich' in der neueren Dichtung (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. XXX). Berlin 1905, A. Duncker. 2 M.

Oswald Eugene, The Legend of Fair Helen as told by Homer, Goethe and others. A Study. London, J. Murray. 10/6.

Voigt G., Ulrich von Hutten in der deutschen Literatur. Eine stoffgeschichtliche Untersuchung. Dissertation. Leipzig 1905.

Eckart Rud., Die Jesuiten in der deutschen Dichtkunst und im Volksmund. Bamberg 1906, Handelsdruckerei und Verlagshandlung. 1 M.

Speck Herm. B. G., Katilina im Drama der Weltliteratur. Ein Beitrag zur vergleichenden Stoffgeschichte des Römerdramas. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. IV.) Leipzig 1906, M. Hesse. 2.50 M.

Stanger H., Zur Sagengeschichte der „Kraniche des Ibykus". Programm. Trautenau 1905.

Noll Gust., Otto der Schütz in der Literatur. Straßburg 1906, K. J. Trübner. 3.50 M.

Wünsche Aug., Die Pflanzenfabel in der Weltliteratur. Leipzig 1905, Akadem. Verlag f. Kunst und Wissenschaft. 3.50 M.

Dreyer A., Die Sendlinger Mordweihnacht in Geschichte, Sage und Dichtung. München 1906 [1905], Th. Ackermann. 1.20 M.

Müller E., Spartakus und der Sklavenkrieg in Geschichte und Dichtung. Programm. Salzburg 1905.

Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten. Metrik.

Nausester W., Denken, Sprechen und Lehren. II. Das Kind und das Sprachideal. Berlin 1906, Weidmannsche Buchh. 5 M.

Nausester hat sich aus der Redeweise des Kindes ein Sprachideal zurechtgelegt und sieht seine Ansicht bestätigt durch die verwandte Ausdrucksweise der großen Masse, wie sie sich im Sprichwörterschatze vorfindet. Aus der 13000 Nummern umfassenden Simrockschen Sammlung, die er wiederholt nach verschiedenen Gesichtspunkten durchgearbeitet hat, zieht er seine Schlüsse und weiß uns dabei über die Wortbildung und Wortwahl, über die Wortstellung und Wortverbindung in diesen Sprichwörtern zu belehren; z. B. erfahren wir, daß der Komparativ besser im ganzen 239mal vorkommt, mehr 184mal, lieber 32mal, eher 28mal, daß das Verhältnis der Adjektivwendungen nach der Häufigkeit ihres Vorkommens ist: 42-ig, 28-lich, 7-en, 6-ern, 5-sam usw. Dabei erhalten wir immer die vollständigen Belege, so daß wir das Gesagte nachprüfen können. Doch auch über andere Dinge werden wir unterrichtet; so fallen treffliche Streiflichter auf das Suppletivwesen in der Sprache, auf die schlichte, natürliche Darstellung Goethes und auf die ungelenke Ausdrucksweise mancher Gelehrten, z. B. Kieperts in seinem Lehrbuch der alten Geographie, auf die einfache Art der Rede in Simrocks deutschem Kinderbuch und auf ihre abstrakte Form in Rückerts Weisheit des Brahmanen. Daher kann man manches aus dem Buche lernen und es als anregende Lektüre empfehlen, auch wenn man der Meinung ist, daß der eigentliche Zweck der Untersuchung nicht erreicht sei. Der Verf. beabsichtigt nämlich nachzuweisen, daß die Biegungsformen im natürlichen Leben der Sprache keinen Wert haben und entbehrt werden können. Doch ist dieser Nachweis meines Erachtens nicht erbracht. Schon auf den ersten

Blick muß es wunderbar erscheinen, daß die zahlreichen Unterscheidungszeichen der Verbalformen nach Person, Numerus, Modus, Tempus, Genus oder der Nominalformen nach Geschlecht, Kasus und Numerus bedeutungslos, ein bloßer „Schmuck und ein überflüssiges Formungsprinzip“ sein sollen und der Wortstamm allein genügen soll, alle grammatischen Beziehungen im Satze auszudrücken. Man begreift nicht, warum solcher Reichtum und solche Mannigfaltigkeit geschaffen worden ist, zumal in einer Zeit, wo man noch herzlich wenig Sinn für Schmuck der Rede hatte. Sieht man dann genauer zu, so kommen einem auf Schritt und Tritt Bedenken. Auf S. 179 heißt es: „Die Kraft der Sprache, das ist kein Zweifel, liegt in den Stämmen der Worte. Selbständigen Wert für den Gedankenausdruck haben die Formen in natürlicher Rede niemals, weil sie sich stets nur auf Bewußtes beziehen und die Kenntnis der Dinge zur Voraussetzung haben,“ und S. 164: „Da, wo über Geschlecht, Zeit, Grad, Zahl oder Abhängigkeit Unklarheit besteht oder bestehen kann, sind Mitteilungen durch Wortstämme zu machen. Mit den Formen der Motion, Komparation, Konjugation, Deklination darf auf diese Dinge nur dann Bezug genommen werden, wenn der Hörende die Sache kennt.“ Machen wir die Probe auf diese Regel! Wenn wir die beiden Sätze hostes vicerunt und hostes vicimus miteinander vergleichen, so finden wir, daß sie ganz Verschiedenes aussagen; in dem einen Falle haben die Feinde gesiegt, in dem anderen sind sie besiegt worden. Die Verschiedenheit wird aber nicht durch die Wortstämme, sondern durch die Verbalendung zum Ausdruck gebracht. Auch läßt sich nicht behaupten, daß durch diese Sätze immer etwas dem Hörer bereits Bekanntes ausgesagt wurde. Nehmen wir an, daß ein Römer bald nach Ausbruch eines Krieges einem Freunde, der den Stand der Dinge noch nicht kennt, eine neue Nachricht bringen will, so wird er je nach der Lage der Verhältnisse den einen oder den anderen der beiden Sätze aussprechen. Er meldet ihm damit eine Neuigkeit und braucht nicht zu fürchten, daß er mißverstanden wird. Ähnlich liegt die Sache in anderen Sätzen, auch im Deutschen, ein Beweis, daß die Endungen nicht unwesentlich und überflüssig sind.

Eisenberg, S. A. O. Weise.

Uhl Wilh., Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. (Königsberger Hochschulkurse. III. Band. Aus Natur und Geisteswelt. 84. Bändchen). Leipzig 1906 [1905], B. G. Teubner. 1 M.

Etymologisches. Harder Frz., Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien. 3., wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1906. Weidmann. 3.60 M.

Tanzer E., Der deutsche Sprachschatz nach Friedrich Kluge ‚Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache‘. (Fortsetzung.) Programm. Böhmisch-Leipa, 1905.

Wagner W., Die Stellung des attributiven Genitivs im Deutschen. Ein Kapitel aus der Lehre von der deutschen Wortstellung, zugleich ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der unechten Komposita. Dissertation. Gießen 1905.

Stilistik. Meyer Rich. M., Deutsche Stilistik (Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen. Hg. von A. Matthias. III. Bd. 1. Teil). München, 1906, C. H. Beck. 5 M.

Weise O., Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. 2., verbesserte Auflage. Leipzig 1906 [1905], B. G. Teubner. 2 M.

Wenzlau Friedr., Zwei- und Dreigliedrigkeit in der deutschen Prosa des 14. und 15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des neuhochdeutschen Prosastils. (Hermaea. Ausgewählte Arbeiten aus dem germanischen Seminar zu Halle. Herausgegeben von Philipp Strauch. IV. Bd.) Halle 1906, Max Niemeyer. 9 M.

Die vorliegende Arbeit ist eine dankenswerte Einzeluntersuchung aus dem Gebiete, das Burdachs weite Gedankengänge zu umfassen und darzustellen suchen. An seine Anregungen anknüpfend werden die Übersetzer des 14. und 15. Jahrhunderts danach charakterisiert, wie sie sich zur Verwendung der Synonyma und der Zwei- und Dreigliedrigkeit verhalten. Mehr nebenher werden auch noch andere Stileigenheiten besprochen und Schlaglichter auf die Standorte geworfen, welche die Einzelnen ihren Vorlagen gegenüber einnehmen. Als Hauptresultate sind ungefähr folgende hervorzuheben: Das 14. Jahrhundert besitzt rhetorische Talente, welche die Zwei- und Dreigliedrigkeit nur als eines unter vielen Stilmitteln verwenden, das 15. Jahrhundert hingegen hat zwar auch Talente aufzuweisen, aber ihre Begabung liegt nicht auf rhetorischem Gebiet und es wird daher dieses Stilmittel alleinherrschend. Differenzierend wird darauf hingewiesen, daß bei Johann von Neumarkt die Zweigliedrigkeit, beim Ackermann die Dreigliedrigkeit, im ganzen 15. Jahrhundert wieder Zweigliedrigkeit überwiegt. Diese Stileigentümlichkeit, sagt der Verfasser ferner, läßt sich in ununterbrochener Stufenreihe von den Synonymen bis zum Parallelismus verfolgen, von den einfachen Satzteilen über die zusammengesetzten, den zusammengezogenen Satz, den zusammengezogenen Satz mit unterordnender Konjunktion, die parallelen Sätze durch „und" oder „oder" verbunden, bis zu den asyndetischen Sätzen. Der Verfasser ist der Ansicht, daß diese stilistische Eigentümlichkeit aus den Synonymen entstanden ist, er führt sie auf die Liebe zur Deutlichkeit und Vollständigkeit zurück und glaubt, daß sie sich schließlich in den parallelen Sätzen als eine Form von der stofflichen Bedeutung ablöst. Diese Meinung scheint mir nun nicht richtig und zu sehr von der theoretischen Formulierung abhängig, welche diese Stilprinzipien in den alten Rhetoriken gefunden haben. Vielmehr ist die Entstehung der Form anders und unabhängig von der Sinnverwandtschaft abzuleiten, die Form wird gleichmäßig auf sich berührende, einschließende, deckende, sich ausschließende Vorstellungskreise angewendet. Und zwar muß man sie aus der sichtbaren Gliederung, die sie ermöglicht, ableiten, falls man mit Burdach (Zum Ursprung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Abhandlungen d. kgl. preuß. Akademie d. Wissenschaften 1903, S. 61) die im 14. Jahrhundert entstehende moderne Sprache als eine Sprache der Schrift, die Syntax als eine Syntax des Auges auffaßt, aus der hörbaren Gliederung hingegen, falls man mit Szamatólski (Q. F. 67, S. 26, 27) eine Verkörperung des rhetorischen Tones darin sieht. Für die letztere Anschauung scheinen zwei Beobachtungen Wenzlaus zu sprechen: daß bei Johanns Hieronymus ganze Kapitel sich als freie Rhythmen lesen lassen und daß die Zwei- und Dreigliedrigkeit bis in die modernste Prosa herauf sich findet. Denn die freien Rhythmen stellen einen Übergang vom poetischen zum prosaischen Rhythmus dar, und die moderne Prosa wird mit Rücksicht auf hörbare Eurythmie gebaut. Es sei mir gestattet, eine Belegreihe aus Goetheschen Werken anzuführen: „Gesinnungen und Meinungen", Unterhaltungen, W. A. XVIII, 103, 2. „Dunkel und finster" Lehrjahre, W. A. XXI, 57, 15. Zwei Objekte mit je einem Relativsatz, Lehrjahre, W. A. XXII, 50, 19 ff. Zwei Subjekte mit je einem Relativsatz, Lehrjahre, W. A. XXIII, 187, 24 ff. Parallele Sätze, Unterhaltungen W. A. XVIII, 128, 4 ff. Wahlverwandtschaften W. A. XX, 17, 26 ff. Parallelistischer Periodenbau, Unterhaltungen W. A. XVIII, 178, 21—28. Wanderjahre W. A. XXV, 147, 19 ff.

Dieser Stil nun kann nach Wenzlau auf zwei Wegen aus der Antike in die deutsche Prosa eingedrungen sein: einmal ist Cicero das Muster der italienischen Humanisten, diese sind die Vorbilder der deutschen; zum zweiten leiten die Rhetoriken aus Cicero ihre Regeln ab, die Lehrer der Rhetorik aber gestalten den Kanzleistil (ähnlich angedeutet bei Szamatólski. Q. F. 67, 20 ff.). Die Kanzleibeamten führen dann ihren Stil zur Zeit Karls IV. in die sonstige

Prosa ein. — Diese Hauptresultate sind an der Hand eines reichen, im Anhang sehr übersichtlich und mit Überlegung angeordneten Materials herausgearbeitet, dasselbe gilt für die Untersuchung auch dort, wo sie sich dann speziell mit dem Verhalten der einzelnen Prosaisten beschäftigt. Hier möchte ich nur auf Einzelnes hinweisen. Johann und der Ackermann bevorzugen spondeische, resp. trochäische Kapitelschlüsse. Deshalb will Wenzlau die älteste Hieronymus-Handschrift A, die in vielen Fällen solche Kapitelschlüsse hat, wo B (— von Benedikt seinem Text zugrunde gelegt, weil A bayrische Schreibweise zeigt —) sie vermissen läßt, in bezug auf Wortstellung und Wortwahl für treuer halten. Zwingend ist diese Überlegung wohl nicht, denn es ließe sich denken, daß eben A uniformiert, obgleich allerdings die Änderungen von B moderneren Charakter tragen (z. B. Einsetzung des Artikels u. ä.). — Die Übersetzer des 15. Jahrhunderts sind nach der Fähigkeit angeordnet, mit welcher sie die überlieferten Mittel verwenden. Besonders ausführlich wird Wyle besprochen; hier ist interessant und neu der Nachweis, daß Wyle in seiner letzten Schrift, nicht wie man bisher annahm, Eybs Margarita poetica, auch nicht dessen Artis Rhetoricae praecepta benutzt hat, sondern Gasparini Barzizii Bergomatis Monographie De compositione, prima elocutionis parte, welche den betreffenden Kapiteln der genannten Schriften zugrunde liegt. (Vgl. die Beilage, wo Barzizius, die Praecepta und Wyle konfrontiert werden, und in der Tat eine Reihe von Übereinstimmungen Barzizius und Wyle allein zukommen; doch erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß Wyle daneben auch die Praecepta benutzte, z. B. S. 164 haben nur die Praecepta „non minui", Barzizius nicht, Wyle aber: „und nyemer myndum"). — Wenn bei Gelegenheit der „zur Auswahl gestellten" und durch „oder" verbundenen Synonyma Hartlieb aus der Zusammenstellung „dunkel und finster" ein Vorwurf gemacht wird, so muß doch auf die ganz gleichlautende Verbindung bei Goethe (s. o.) hingewiesen werden.

Meine Besprechung hat sich bemüht, die Resultate jahrelangen Fleißes in Kürze wiederzugeben, hie und da die Möglichkeit theoretischen Ausbaues mehr andeutend, als diesen selbst fördernd. Wer das Detail kennen lernen will, muß das Buch und vor allem den rasch und leicht orientierenden Anhang, der Material und Belegstellen enthält, selbst einsehen. Ludwig Gorm.

Schroeder Otto, Vom papiernen Stil. 6., durchgesehene Auflage. Leipzig 1906 [1905], B. G. Teubner. 2 M.

Friedegg Ernst, Deutsche Sprachsünder. 36 kritische Studien. Berlin 1906 [1905], S. Cronbach. 2 M.

Grimm J. und W., Deutsches Wörterbuch. Leipzig, S. Hirzel. Je 2 M. 4. Bandes. 1. Abt. 3. Teil. 6. Lief. 1906. — 10. Bandes. 2. Abt. 3. Lief. 1906. — 12. Band. 7. Lief. 1905. — 13. Band. 5. Lief. 1906.

Sarrazin Otto, Wörterbuch für eine deutsche Einheitsschreibung. Nach den Beschlüssen des kgl. preuß. Staatsministeriums vom 11. VI. 1903 bearbeitet. 3. vermehrte Auflage. Berlin 1906, W. Ernst & Sohn. 80 Pf.

Fremdwörter. Malherbe D. F., Das Fremdwort im Reformationszeitalter. Dissertation. Freiburg. 1906.

Kleinpaul Rud., Deutsches Fremdwörterbuch (Sammlung Göschen. 272. Bändchen.) Leipzig 1905, G. J. Göschen. 80 Pf.

Sarrazin Otto, Verdeutschungs-Wörterbuch. 3. vermehrte Auflage. Berlin 1906 [1905], W. Ernst & Sohn. 5 M.

Mundarten. Böttger O., Der Satzbau der erzgebirgischen Mundart. Dissertation. Leipzig 1904.

Hentrich K., Die Vokale der Mundart zu Leinefelde. Dissertation. Greifswald 1905.

Lang A., Die Zschorlauer Mundart. Dissertation. Leipzig 1906.

Idiotika. Martin E. und H. Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten. II. Band. 5. Lieferung. Straßburg 1905, K. J. Trübner. 4 M.
Hoenig Fritz, Wörterbuch der Kölner Mundart. Hg. von seinen Freunden und Verehrern. Köln 1905, (K. A. Stauff.) 8 M.
Fischer H., Schwäbisches Wörterbuch. Lief. 10. 11. Tübingen 1905, H. Laupp. Je 3 M.
Schweizerisches Idiotikon. 52. 53. 54. 55. Heft. Frauenfeld 1905/6, Huber & Co. 2 M.
Namenkunde. Wehrle H., Die deutschen Namen der Himmelsrichtungen und Winde. Dissertation. Freiburg i. B. 1905.
Heilig O., Die Ortsnamen des Großherzogt. Baden gemeinfaßlich dargestellt. Ein Beitrag zur Namenkunde. Karlsruhe (1906), F. Gutsch. 3 M.
Ritsert Th., Darmstädter Namenbüchlein I. Straßen und Plätze. II. Aus der Umgebung. Darmstadt 1905, H. L. Schlapp. 2 M.
Metrik. Paul Herm., Deutsche Metrik. 2. verbesserte und vermehrte Auflage [Aus: ‚Pauls Grundriß der Germanischen Philologie']. Straßburg 1905, K. J. Trübner. 2.50 M.
Unser H., Über den Rhythmus der deutschen Prosa. Dissertation. Freiburg 1906.

---

15. und 16. Jahrhundert.

Lateinische Literaturdenkmäler der XV. und XVI. Jahrhunderts. Berlin, Weidmann.
17. Roulerius Adrianus, Stuarta tragoedia. Hg. von Roman Woerner. 1906. 1.80 M.
18. Mosellanus Petrus, Paedologia. Hg. von Herm. Michel. 1906. 2 M.
Sahr Jul., Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts. III. Von Brant bis Rollenhagen: Brant, Hutten, Fischart sowie Tierepos und Fabel. Ausgewählt und erläutert (Sammlung Göschen. 36. Bändchen). Leipzig 1905, G. J. Göschen. 80 Pf.
Jensch O., Zur Spruchdichtung des Erasmus Alberus. (Die Praecepta morum). Programm. Magdeburg 1906.
Biblia pauperum. Deutsche Ausgabe von 1471. Weimar. Gesellschaft der Bibliophilen 1906.
Koldewey F., Paränetische Gedichte des Humanisten Johannes Caselius. Programm. Braunschweig 1905.
Behrend F., Über den Verfasser des ‚Eselkönigs'. [Goedeke [2] II, S. 586, 26]. Ein Beitrag zur Tierdichtung im Elsaß Dissertation. Berlin 1905.
Schattenberg Karl, Till Eulenspiegel und der Eulenspiegelhof in Kneitlingen. Zumeist nach ungedruckten Akten dargestellt. Braunschweig 1906 [1905], H. Wollermann. 1 M.
Seeger, Das Faustbuch von 1587. Programm. Burg 1905.
Friederich Mathäus, Wider den Saufteufel. Nach dem ersten Drucke (Leipzig 1552 bei Georg Hantzsch) neu herausgegeben (Kulturhistorische Bücherei. Nr. 3) Kötzschenbroda (1905), H. F. A. Thalwitzer. 30 Pf.
Elisabeth, Gräfin von Nassau-Saarbrücken, Der Hug-Scheppel, nach der Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek mit einer Einleitung von Herm. Urtel (Veröffentlichungen aus der Hamburger Stadtbibliothek 1). Hamburg 1905, L. Gräfe. 40 M.
Geiler von Keisersberg, Der Passion oder dz lyden Jesu Christi . . . Nachbildung des dritten „Passion" genannten Teiles der Geilerschen Postille, er-

schienen 1522 zu Straßburg bei Johannes Schott .... Mit einer Einleitung .... von Richard Zoozmann (Liebhaber-Bibliothek alter und seltener Drucke in Faksimile-Nachbildung herausgegeben und eingeleitet von R. Zoozmann. Erster Band). Berlin, Otto Elsner 1905.

Hruschka A., Des Martinus Hayneccius Übersetzung der ‚Captivi' des Plautus. Programm. Wien 1906.

Ulrich v. Hutten. Wolf Geo. Jac., Ulrich von Hutten (Die Kultur. 5. Band). Berlin (1906), Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.

Lucke W., Die deutsche Sammlung der Klagschriften Ulrichs v. Hutten (Beiträge zur Stilistik der Reformations-Schriftsteller). Programm. Suhl 1905.

Die Geschichte des Pfaffen von Kalenberg. Heidelberg 1490. Mit bibliographischen Nachweisen (Seltene Drucke in Nachbildungen. Mit einleitendem Text von Karl Schorbach. V.) Halle 1905, R. Haupt. 16 M.

Lochner J., Thomas Prischuchs Gedichte auf das Konzil von Konstanz (Kapitel I—III). Dissertation. Berlin 1905.

Kehrmann A., Die deutsche Übersetzung der Novellen des Ritters von Turn. Dissertation. Marburg 1905.

Hans Sachs. Baberadt K. Fr., Hans Sachs im Andenken der Nachwelt mit besonderer Berücksichtigung des Dramas des 19. Jahrhunderts. (Gekrönte Preisschrift). Ein Beitrag zur Hans Sachs-Literatur. Halle 1906, M. Niemeyer. 2 M. [Vorher als Rostocker Dissertation.]

Holzschuher Hanns, Hanns Sachs in seiner Bedeutung für unsere Zeit (Die Literatur. 31. Band). Berlin (1906), Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.

Kraft Frdr., Heinrich Steinhöwels Verdeutschung der Historia Hierosolymitana des Robertus Monachus. Eine literarhistorische Untersuchung (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. 96. Heft.) Straßburg 1905, K. J. Trübner. 5 M. [Vorher als Gießener Dissertation].

Gaßner Jos., Der Einfluß des Burkhardt Waldis auf die Fabeldichtung Hagedorns. Programm. Klagenfurt 1905, (F. v. Kleinmayr). 1 M.

Wickram. Georg Wickrams Werke. Achter Band (Ovids Metamorphosen, Buch 9—15). Herausgegeben von Johannes Bolte (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart CCXLI.) Tübingen. Gedruckt auf Kosten des Literarischen Vereins 1906.

Inhalt: Vorwort 1. Albrecht von Halberstadt und seine Metamorphosenverdeutschung. 2. Wickrams Bearbeitung. 3. Wickrams Illustrationen. 4. Gerhard Lorichius prosaische Erläuterung. 5. Lesarten. — Ovids Metamorphosen (1545) Buch 9—15. Anhang: Zusätze von Feyerabendts Ausgabe (1581) aus Johann Sprengs Ovid-Bearbeitung (1564) I.—XI. — Inhaltsübersicht. — Zugabe verwandter Stücke. I. Über die ungedruckte Metamorphosen-Bearbeitung des Meistersängers Ambrosius Metzger (1625). — II. Meisterlied: Die Thisbes (1556). — III. J. Spreng, Von Pyramo, Thyßbe und irer beider ende (1596). — IV. Metzger, Von der traurigen lieb Thißbe und Pyrami, von ihrer nächtlichen Flucht und erbärmlichem Ende (1625). — V. Metzger, Iphis das mägdlein wird in ein mansbild verkehrt (1625). — VI. Metzger, Pigmalion gewind ein helffenbeinen bild von ihme gemacht lieb (1625). — VII. M. Schrot, Der künig Midas (vor 1552). — VIII. Über die tragödie Philomena von Martin Haß (1602). — IX. Meisterlied: Der schlaffent und wachent paur (1570). — X. Ein lateinisches Gedicht vom Schüler aus dem Paradies (1509). — XI. Evangelista Placentius, Clericus eques, lateinische Komödie (1535). — XII. Ein Spottlied auf die Wallfahrten. — Nachträge zu Band 1—7. — Zeittafel zu Wickrams Leben. — Wortregister.

Wickram Jörg, Der Goldfaden. Erneuert von Clem. Brentano (Die Fruchtschale. 6. Band). München (1905), R. Piper & Co. 3 M.

17. Jahrhundert.

Abraham a Sancta Clara's Werke. In Auslese . . . hg. und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Hans Strigl. 4. Band. Wien 1905, H. Kirsch. 3 M.

Celander, Der Verliebte Studente. In einigen annehmlichen und wahrhafften Liebes-Geschichten, welche sich in einigen Jahren in Teutschland zugetragen. Der galanten Welt zu vergönter Gemüths-Ergetzung vorgestellet. Cölln, bey Pierre Martaux, 1709. Neudruck. Die Einleitung besorgte Alfred Semerau. Leipzig 1906, J. Zeitler. 7.50 M.

Suderow Ludw., Simon Dach und der Königsberger Dichterkreis. Ein Gedenkbüchlein zur 300. Wiederkehr seines Geburtstages am 29. VII. 1905. Hamburg (1905), G. Schloeßmann. 15 Pf.

Grimmelshausen. Simplicissimus. Grimmelshausen, Neueingerichter und vielverbesserter Abentheuerlicher Simplicissimus. Neudruck. Im Inselverlag Leipzig.

Diesem Neudruck wurden zugrunde gelegt: für den Text die erste beide Teile umfassende Ausgabe des Simplicissimus (Mompelgart, Bey Johann Fillion 1669), für die Textabbildungen die erste posthume Ausgabe, die zugleich den ersten Teil der Gesamtausgabe der Werke Grimmelshausens bildet (Nürnberg, Druckts und verlegts Johann Jonathan Felssecker, 1684). Der Vortitel ist identisch mit dem der nur fünf Bücher umfassenden Ausgabe des Romans (Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch; Mompelgart 1669). Die Umrahmungen des Vortitels und der Abbildungen, den Haupt-, die Untertitel und die Initialen zeichnete Walter Tiemann.

Bloedau C. A. v., Grimmelshausens Simplicissimus und seine Vorgänger. Beiträge zur Romantechnik des siebzehnten Jahrhunderts. Abschnitt I-IV. Dissertation. Berlin 1906.

Gnerich Ernst, Andreas Gryphius und seine Herodes-Epen. Ein Beitrag zur Charakteristik des Barockstils (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. II.) Leipzig 1906, M. Hesse. 6.50 M. [Ein Teil vorher als Dissertation.]

Joco-Serius. Allamodische Artzney-Affen. Nach der Ausgabe von 1710 (Frankfurth und Leipzig bey Michael Rohrbachs seel. Wittib und Erben) neu herausgegeben (Kulturhistorische Bücherei Nr. 5). Kötzschenbroda (1905), H. F. A. Thalwitzer. 25 Pf.

Logau. Logau Frdr. v., Sinngedichte und Epigramme. Zusammengestellt und mit einer Vorbemerkung versehen von Todt (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 1897/8). Halle (1905), Hendel. 50 Pf.

Metzger W., Logaus Sprache. Versuch einer systematischen Darstellung des Laut- und Formenstandes in Logaus Sinngedichten. Dissertation. München 1904.

Reuter Christian, Letztes Denck- und Ehren-Mahl der Ehrlichen Frau Schlampampe, Leipzig, 12. Novembris 1905 (Faksimile mit einer Dedikation von B[ernhard] L[iebisch] und G[eorg] W[itkowski]).

Zschau W. W., Quellen und Vorbilder in den ‚Lehrreichen Schriften' Johann Balthasar Schupps. Dissertation. Halle 1906.

---

18. Jahrhundert.

Claus Osk., Thomas Abbts historisch-politische Anschauungen (Geschichtliche Untersuchungen. III. Band. 2. Heft). Gotha 1906, F. A. Perthes. 1.50 M.

Meißner E., Bodmer als Parodist. Dissertation. Leipzig 1904.

Bürger. Uslar-Gleichen, Edm. Frh. v., Der Dichter Gottfried August Bürger als Justizamtmann des v. Uslarschen Patrimonialgerichts Altengleichen (1772/84). Nach den Quellen bearbeitet. Hannover 1906, C. Meyer. 1.50 M.

Unter diesem Titel gibt der Verfasser, wie er selbst hervorhebt, zwar kein erschöpfendes Bild von des Dichters Amtmannstätigkeit, er hat sich indes redlich bemüht, die früheren Anschauungen zugunsten der Familie von Uslar, deren Geschichte er bereits früher ausführlich geschrieben hat, zu modifizieren. Als Familienbiograph findet sich der Verfasser mit Leichtigkeit in die Beziehungen der Herrn von Uslar, die mit Bürger zu tun hatten. Bürgers 12jährige Amtmannstätigkeit wird dabei der strengsten Kritik unterzogen; der Verfasser meint, man könne „diese ganze seltsame Justiz, die das Verbleiben Bürgers im Amte ohne Rücksicht auf die beantragte Untersuchung und auf die Beschwerden der Senioren zur Folge hatte, nur verstehen", wenn man wie bei seiner Wahl, so auch späterhin an einflußreiche Gönner nicht bloß innerhalb, sondern auch außerhalb der Uslarschen Familie denke, die den Wert des Dichters über den des Amtmanns stellten. Bedenkt man aber, daß Bürgers Name seit dem Lenorensommer 1773 wohl einer der meistgenannten in ganz Deutschland war, so läßt es sich nicht schwer verstehen, daß auch die Herzen der Richter in Hannover bald auf Bürgers Seite standen. — So kann Bürger im August 1772 bereits schreiben, er sitze sehr fest im Sattel, weil er nicht etwa nur einen Gerichtsherrn habe, der ihn leicht fortjagen könnte, sondern eine ganze Familie, die wenigstens aus 10 Stimmen bestehe. — Wegen aller Einzelheiten, die Bürger in seiner Tätigkeit als Amtmann angekreidet werden, muß auf das Buch selbst verwiesen werden. Bekannt ist Bürgers Zerwürfnis mit dem Gelliehäuser Pastor Zuch, der am Schluß seiner Anklagen ausruft: „Niemals ist die Polizei so schlecht in unserm Gericht gewesen, als bei diesem Mann. Keine Völlerei, Dieberei, kein Saufen und Schwelgen wird bestraft, er selbst hat keine Furcht und keinen Respect." Daß dem nicht ganz so war, daß Bürger recht energisch auftreten konnte, zeigt sein Erlaß vom 30. Juli 1777, den der Verfasser nach Strodtmann mitteilt, während sich das Original — das ich selbst einsehen durfte — im Besitze des Freiherrn von Uslar-Gleichen in Gelliehausen befindet; in diesem verbietet er, „wegen der unter vielen Mitgliedern derselben bis zur äußersten Schande eingerissenen Bosheiten, Lüderlichkeiten, Spielen, Brantweinvöllereу und wie die Gelliehäusischen Laster weiter heißen mögen", bei hoher Geldstrafe den Schützenhof zu feiern. Im folgenden unterzieht der Verfasser Bürgers Eheleben einer strengen, scharfen, aber meines Erachtens recht nüchternen Kritik; dort steht manches, was in eine Biographie, aber nicht in ein Buch, das Bürger als Amtmann zeigen soll, gehört; man sieht, daß der Verfasser mit einem gewissen Behagen „dem sittlichen Makel seines (Bürgers) Ehelebens" nachgeht. War es u. a. nötig, ihm vorzuwerfen, daß er, nachdem er 12. Nov. 1779 die Sehnsucht nach der „Einzigen" ausspricht, sich am 10. Aug. 1780 — also ein Jahr später! — an Dieterich mit der Bitte wendet, ihm ein jüngst erschienenes Buch „Von den Krankheiten der Haut" zu senden? Da es den Herrn Verfasser zu interessieren scheint, wer der Autor dieses Buches war, so kann ich ihm verraten, daß Bürger offenbar um A. C. Lorrys Abhandlungen von den Krankheiten der Haut aus dem Latein. von Held (2 Bde. gr. 8°. Lpz. 1779) gebeten hat. Übrigens ist dieses Werk „das erste echt moderne Lehrbuch der Dermatologie, das durch Reichtum des Inhalts, Originalität der Auffassung, durch die universelle Einbeziehung der Hautleiden in das Gesamtgebiet der Nosologie noch heute unsere Bewunderung verdient. (Vgl. Iwan Bloch, Geschichte der Hautkrankheiten. 1904, S. 412 f.) — Ebenso unnötig wie diese Bemerkung erscheint der Passus auf S. 37 unten (in diesem Buche!); ich möchte mir erlauben, dem Verf. auf die freisinnige, psychologisch-ethische Studie von Julius Duboc, Bürgers Charakter in seinem

Liebesleben (O. Blumenthals Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik, 3. Band. Lpz. 1876, S. 145—160) zu verweisen. — S. 56, Zeile 3 von unten muß es „September" statt Dezember heißen; auch hätte erwähnt werden können, daß Bürger für das Sommersemester 1792 zum Lesen ankündigte „einen Versuch des Unterrichts zur Hannoverschen Dienstverwaltung", in der er jedenfalls die in seiner 12jährigen Praxis als Amtmann erworbenen Erfahrungen niederlegen und verwerten wollte. (Vgl. Ebstein, Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 16. Jahrg. (1902) S. 745—757.) — Um den Umfang dieser Besprechung nicht über das gesteckte Maß auszudehnen, muß ich in allen Einzelheiten auf das Original verweisen; es ist hier nicht der Ort, Stellung zu nehmen zu den Auseinandersetzungen des Verfassers gegenüber den Ausführungen Nutzhorns, Strodtmanns und Goedeke's. Ob „Bürgers Grundfehler darin bestand, daß er den Konflikt zwischen seinem dichterischen Beruf und seiner amtlichen Pflichterfüllung nicht zu lösen verstand", möchte ich nicht so scharf hinstellen; es gibt wohl auch noch einen Mittelweg in der Beurteilung! — Im großen und ganzen darf man dem Verfasser dankbar sein, daß er es unternommen hat, in die zum Teil recht verwickelt liegenden Verhältnisse größere Klarheit zu bringen; wir wollen anerkennen, daß der Verf. bestrebt war, mit Fleiß der Wahrheit nachzuspüren; ich weiß auch nicht, warum der Herr Verf. befürchtet, sich die Verehrer Bürgers nicht zu Freunden zu machen. Jeder, der sich mit dieser Periode in Bürgers Leben beschäftigt, wird sich in dieses Werk vertiefen müssen. (S. 2 ist zum so und so vielten Mal der Geburtsort des Dichters falsch geschrieben: er heißt Molmerschwende.)

München. E. Ebstein.

Beyer Valent., Die Begründung der ernsten Ballade durch G. A. Bürger (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. 97. Heft). Straßburg 1905. K. J. Trübner. 3 M. [Ein Teil vorher als Dissertation.]

Die gründliche Arbeit zerfällt in drei Kapitel: „Die Begründung der ernsten Ballade", „der neue Ton" und „der Umfang seines Könnens" überschrieben.

Im ersten Abschnitt des ersten Kapitels sucht der Verfasser darzutun, daß vor 1777 jedes intimere Verhältnis Bürgers zu Percy ausgeschlossen ist, daß Bürger erst in diesem Zeitpunkt durch Percy der Ballade zurückgewonnen wird. Abschnitt zwei gibt Anhaltspunkte dafür, welche Rolle das Volkslied bei Begründung der ernsten Ballade, und Bürger im besonderen, den Anstoß zur Lenore und überhaupt manches wichtige Detail geliefert hat. Recht gelungen erscheint mir (3. Abschnitt) die Darlegung des starken Einflusses, den Bibel und Kirchenlied auf Bürger geübt hat, nicht minder der Abschnitt über den Einfluß Homers auf die Balladen Bürgers. Indes hätte zu dem letzteren Abschnitte Otto Lückes Schulprogramm über Bürgers Homerübersetzung (Norden 1891) benutzt werden müssen, in dem sich eine Unmenge Material findet.

Von der ironisierenden Romanze, der der letzte Teil des I. Kapitels gewidmet ist, ist nach des Verfassers Urteil Bürger in seiner Balladendichtung ausgegangen. Der Gespensterglaube Bürgers hat die Brücke geschlagen von dieser Gattung der Ballade zur ernsten. Daß Bürger tatsächlich an Gespenster geglaubt hat, wissen wir nicht nur aus Althofs Biographie, sondern aus dem im Jahre 1894 erschienenen Hefte der Literatur-Archiv Gesellschaft, das Mitteilungen aus Boies Nachlasse brachte.

Mit dem Schluß, den Beyer auf S. 33 unten, zieht, kann ich mich nur einverstanden erklären; er ist indeß nicht neu.

Das Kapitel 2 (S. 35—94), der Hauptteil der vorliegenden Arbeit, bespricht den „Ton" Bürgers, das will sagen seine Technik. Nach einleitenden

Bemerkungen über die der neuen Ballade zugrunde liegende Stimmung, handelt der Verfasser nach von Bürger selbst in den Vordergrund gestellten Hauptgesichtspunkten a) die Lebendigkeit und b) die Popularität seiner Poesie ab.

Da, wo der Verfasser auf die Lautmalerei in Bürgers Balladen zu reden kommt, spricht er natürlich auch von Schiller, der dieses Kunstmittel in seiner zum mindesten harten, lieblosen Rezension gerügt habe und meint, wohl nicht ganz mit Recht, daß die Lautmalereien „auch seitdem noch keinen Verteitiger gefunden" (Vgl. u. a. E. Ebstein, Schiller und Bürger: Zeitschrift für Bücherfreunde, Maiheft 1905.)

Auf S. 45 ist mir beim Lesen aufgefallen, daß die Hinzuziehung von Bürgers Ästhetik und Lehrbuch vom Deutschen Stil wohl manche Aufklärung und vergleichende Gesichtspunkte hätte bringen können; im Moment bin ich aus äußeren Gründen nicht in der Lage, Beispiele dafür zu erbringen. Aber diese Bemerkungen sollen ja keine Ausstellungen bedeuten, sondern nur hinweisen, wo noch etwas zu holen sein könnte, und zu holen ist meines Erachtens noch viel; das verrät z. B. des Verfassers Anmerkung auf S. 48 betreffend die Bedeutung der Allitteration in der Bürgerschen Lyrik, ein interessantes, auch meines Wissens noch nicht bearbeitetes Kapitel, wie überhaupt die Bürgersche Lyrik, in jeglicher Beziehung ein Feld der Arbeit ist, wo es sich lohnt, zu säen. An der Ernte wird es nicht fehlen. — Es ist hier leider nicht der Ort, ausführlicher auf die vom Verfasser herangezogenen Beispiele, die Bürgers poetische Technik illustrieren wollen, einzugehen; was mich wieder besonders überrascht hat, ist der Umstand, wieviel Bürger dem Kirchenlied verdankt. Man lese nur auf S. 60 die Analogien mit den Liedern von Rist und Gerhard. Zu S. 64 möchte ich hinzufügen, daß Bürger bei „Das Mädel das ich meine" offenbar Gerhards: „Du bist ein Mensch, das weißt du wohl" vorgeschwebt hat.

Alles in allem kommt Beyer zu dem Ergebnis, daß Bürger im Grunde ein großer Theoretiker war, der sich von allem dem, was er schrieb, in jedem Augenblick Rechenschaft gab. Daß er den Ton der Ballade als Ganzes nicht irgendwoher aufgegriffen, sondern mit großer Absichtlichkeit und ungeheurem Fleiß mit Hilfe der Winke und Lehren Breitingers und Herders geschaffen hat. (Vgl. auch die Arbeit von Bruno Kaiser, Euphorion Bd. 8, S. 639 ff.).

Das dritte und letzte Kapitel behandelt den Umfang von Bürgers Können. — Zu S. 100 oben bemerke ich, daß vor kurzem O. Ritter (Herrigs Archiv, 107, 397) in Peter Pindars Pathetic Odes 1794 (Ed. 1816, II, 447) eine „Ode to Tyrants" nachgewiesen hat, von der er glaubt, daß sie Bürger zum Vorbild gehabt habe; ich selbst habe die Sache bisher noch nicht nachprüfen können; jedenfalls hätte diese Bemerkung benutzt werden müssen, wo der Verfasser doch offenbar sehr viel Wert auf die Beziehungen der einzelnen Balladen Bürgers untereinander legt, und daraus eigentlich nicht ganz folgerichtig „die große Enge seines [Bürgers] dichterischen Könnens beleuchtet". Daß dieser Versuch bei derartigem Zerpflücken gelingen kann, will ich nicht bestreiten! Weiter bin ich nicht mit der Behauptung einverstanden — und gewiß viele mit mir —, daß es Bürger u. a. an Erlebnis fehlte. Nicht nur ein Teil seiner Balladen, sondern alle Liebeslieder sind eigenes Erlebnis! Hat uns Bürger damit nicht genug gegeben? Ob ihm die Reliques eine Fundgrube geworden wären, „da es noch Zeit war", d. h. vor 1777, ist mir zweifelhaft, da wir überhaupt meiner Meinung nicht genügend beweisen können, daß er sie vor 1777 nicht studiert hat.

Ich schließe noch einige Berichtigungen an, die mir während der Lektüre aufgefallen sind:

S. 3 gebraucht Beyer leider den Namen „Hainbund" statt „Hain", S. 9 (Anmerkung 4) muß es „Wöllmershausen" heißen; S. 12 u. 36 hätte erwähnt werden können, daß das große Nationalepos, an dem Bürger arbeitete,

ein „Volksgedicht auf Friedrich dem Großen“ war (vgl. E. Ebstein, Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 35, S. 548 f.); aus S. 18 geht hervor, daß Beyer die erste Fassung des „Lust am Liebchen“ („Die Gegenwart“ vom 4. Februar 1899) unbekannt geblieben ist; S. 20, wo von dem Einfluß Luthers die Rede ist, erinnere ich an den Vers in dem Gedichte „An die Nymphe des Regenborns“, wo lecken = löcken, das schon bei Luther (wider den Stachel löcken) vorkommt. S. 38, Anmerk. 1 muß es Kästner heißen, und dann hätte bei dem Einfluß Breitingers auf Bürger der Arbeit von Kaiser (Euphorion) gedacht werden müssen. S. 43 unten muß es „Trallirum“ anstatt „Trallierum“ heißen; S. 60, Anm. 1 muß es heißen „Mag doch [der!] Schmerz . . .“ vgl. den ersten Abdruck des Prologs in der Literatur- und Theaterzeitung von 1781, S. 113—115, den ich in der Gegenwart vom 19. Oktober 1901 (Nr. 42, S. 246—247) nachgewiesen habe. Entgangen ist dem Verfasser F. Mühlenpfordt, Einfluß der Minnesänger auf die Dichter des Göttinger Hains. Diss. Lpz. 1899, und hingewiesen möchte ich haben auf R. Sokolowsky, Der altdeutsche Minnegesang im Zeitalter der deutschen Klassiker und Romantiker. Dortmund 1906. Erich Ebstein.

Münchhausens Reisen und Abenteuer Selected and edited with Introduction, Notes, Vocabulary and Exercises by F. G. G. Schmidt. Boston, D. C. Heath & Co. 1906. 30 cents.

Krähe L., Carl Friedrich Cramer, bis zu seiner Amtsenthebung (1752/94). Dissertation. Berlin 1904.

Nachricht von einer schönen That. (Von Aug. Frdr. Cranz.) Faksimile-Druck des in Berlin im Jahre 1781 erschienenen Originals, mit einem Vorworte. (Berlin. Curiosa. Hg. von Gthi. Weisstein. Nr. 1). Berlin (1905), E. Frensdorff. 1 M.

Forster George, Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Junius 1790. Hg. und mit Anmerkungen versehen von Rob. Geerds. 3 Teile (Universal-Bibliothek Nr. 4729/34). Leipzig (1905), Ph. Reclam jun. 1.20 M.

Gleim. v. Kozlowski, Gleim und die Klassiker Goethe, Schiller, Herder. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte (Festschrift zum 25jährigen Amtsjubiläum des . . . Dr. Wilh. Fries 1881—1906 . . .). Halle 1906, Buchhandlung des Waisenhauses. 50 Pf.

Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier (Joh. Ludw. Wilh. Gleim). Mit (eingeklebten) Melodien. Berlin, bey Christian Friedrich Voß. Der Grenadier an die Kriegsmuse nach dem Siege bey Zorndorf den 25. VIII. 1758. (Neudruck.) Leipzig (1906), Inselverlag 20 M. (Subskriptionspreis 16 M.)

Briefwechsel zwischen Gleim und Ramler, herausgegeben und erläutert von Carl Schüddekopf. Erster Band 1745—1752 (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart CCXLII.) Tübingen. Gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins 1906.

Goethe. Biographien. Bielschowsky A., The Life of Goethe. Vol. I. London, Putnam's Sons.

Fischer Engelb. Lor., Goethes Lebens- und Charakterbild. Mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion. Leipzig 1905, H. Schmidt & Günther. 4 M.

John Alois, Goethe-Festschrift aus Anlaß der Enthüllung des Goethedenkmals in Franzensbad am 9. September 1906. Franzensbad 1906. Verlag der Kurverwaltung in Franzensbad.

Einleitung (Zur Geschichte des Goethedenkmals). — Franzensbad (Geschichtlicher Abriß). — Goethe und Franzensbad. — Goethe und Sylvie von Ziegesar. — Goethe und der Kammerbühl. — Aus Goethes Tagebüchern.

Digitized by Google

Kuylenstierna O., Goethe. Hans lif och werk. Heft 1. Stockholm 1905. 1.20 M.

Vogel Jul., Aus Goethes römischen Tagen. Kultur- und kunstgeschichtliche Studien zur Lebensgeschichte des Dichters. Leipzig 1905, E. A. Seemann. 8 M.

Kern Otto, Goethe, Böcklin, Mommsen. Vier Vorträge über die Antike. Berlin 1906, Weidmann. 1.80 M.

Stapfer Paul, Etudes sur Goethe. (Goethe et Lessing — Goethe et Schiller — Werther — Iphigénie en Tauride — Hermann et Dorothée — Faust.) Paris 1906. Librairie Armand. Collin 1906. 3.50 Frcs.

Wernekke Hugo, Goethe und die königliche Kunst [Freimaurerei]. Leipzig 1905, Poeschel & Kippenberg. 5 M.

Siebeck Herm., Goethe als Denker. 2., neubearbeitete Auflage (Frommanns Klassiker der Philosophie. XV). Stuttgart 1905, Frommann. 2.50 M.

Heynacher Max, Goethes Philosophie aus seinen Werken. Ein Buch für jeden gebildeten Deutschen. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben. (Philosophische Bibliothek. 109. Band). Leipzig 1905, Dürrsche Buchhandlung. 4 M.

Vogel Theod., Zur sittlichen Würdigung Goethes. Vortrag. Dresden 1906, L. Ehlermann. 95 Pf.

Linck Gtli., Goethes Verhältnis zur Mineralogie und Geognosie. Rede. Jena 1906, G. Fischer. 2 M.

Schultz Adolf, Das Grundproblem der Pädagogik Goethes (Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. XI. Band. 6. Heft). Bielefeld (1905), A. Helmich. 60 Pf.

Bock, Fr., Französische Einflüsse in Goethes Sprache. Programm. Wien 1906.

Keil Rob., Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Erinnerungen an Goethe und Alt-Weimar. 2. Auflage, besorgt von Herm. Francke. Weimar (1905), A. Huschke Nachf. 1 M.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1906. Zu Weihnachten 1905 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Leipzig, Dieterich. 1 M.

Bielschowsky Alb., Friederike und Lili. Fünf Goethe-Aufsätze. Mit einem Nachruf und dem Bildnisse des Verfassers. München 1906 [1905], C. H. Beck. 4 M.

Inhalt: Vorwort des Herausgebers Daniel Jacoby. — Nachruf von Gotthold Klee. — Friederike Brion. — Über Echtheit und Chronologie der Sesenheimer Lieder. — Goethes Lili. — Die Urbilder zu Hermann und Dorothea. — Lili und Dorothea. — Anmerkungen.

Zur Erinnerung an die Aufstellung der Büste Marianne von Willemers im Goethemuseum zu Frankfurt a. M., am 28. August 1904. Als Manuskript gedruckt. Frankfurt a. M. Druckerei von August Osterrieth 1905.

Gespräche. Eckermann Joh. Pet., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Hg. von Friedr. Bernt. Nebst einem Anhang Goethes Gespräche mit Frdr. Soret. Mit Einleitung, Anmerkungen und J. P. Eckermanns Bildnis (Bibliothek der Gesamtliteratur Nr. 1920/27). Halle (1905), O. Hendel. 2 M.

Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Nach dem französischen Texte, als eine bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe des 3. Teiles der Eckermannschen Gespräche. Hg. von C. A. H. Burkhardt. Weimar 1905, H. Böhlaus Nachfolger. 4 M.

Briefe. Goethe-Briefe. Mit Einleitungen und Erläuterungen hg. von Phil. Stein. 7., 8. Band. Der alte Goethe. 1815/32. Berlin 1905, O. Elsner. Je 3 M.

Goethes Briefe in kleiner Auswahl. 2 Bände. 1749—1832. Hg. und biographisch erläutert von Wilh. Bode (Hausbücherei der deutschen Dichter-Ge-

dächtnis-Stiftung 18. und 19. Band). Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 2 M.

Ein unbekannter Goethebrief. Für den Frankfurter Bibliophilentag am 2. Dezember 1906 in Druck gegeben von Carl Schüddekopf. Als Handschrift .... gedruckt bei Poeschel & Trepte in Leipzig.

Werke. Goethes Werke. Hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, H. Böhlaus Nachf.

I. Abteilung. Band 25 II. 32. 1905/6. 3.60 und 5.40 M.

IV. Abteilung. Briefe. Band 30 (Undatiertes, Nachträge. Register zu Band 19/30). 31 (1818/9). 32 (1819/20). 33 (1820). 34 (1820/21). 1905/6. 5.40, 5.80, 5.60, 5.60 und 6 M.

Goethes Werke ... Hg. von Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig, Bibliographisches Institut. Je 2 M.

19. Band. Bearbeitet von Karl Heinemann (1906).

20. Band. Bearbeitet von Thdr. Matthias (1905).

25. Band. Bearbeitet von Georg Ellinger (1906).

27. Band. Bearbeitet von Karl Boßler (1905).

28. Band. Bearbeitet von Karl Boßler (1906).

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. Hg. von Edu. v. der Hellen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Jeder Band 1.20 M.

5. Band. West-östlicher Divan. Mit Einleitung und Anmerkungen von Konrad Burdach (1905).

7. Band. Jugenddramen. Farcen und Satiren. Mit Einleitung und Anmerkungen von Alb. Köster (1906).

10. Band. Götz von Berlichingen. Mit Einleitung und Anmerkungen von E. v. d. Hellen (1906).

14. Band. Faust. Mit Einleitung und Anmerkungen von Erich Schmidt. 2. Teil.

16. Band. Die Leiden des jungen Werthers. Kleinere Erzählungen. Mit Einleitung und Anmerkungen von Max Herrmann.

39. Band. Schriften zur Naturwissenschaft. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Max Morris. 1. Teil (1905).

Goethes Werke. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen im Verein mit mehreren Goethefreunden hg. von Herm. Steuding. Illustrierte wohlfeile Ausgabe. (In 45 Lieferungen.) Leipzig (1905), Ramm & Seemann. Je 40 Pf.

Goethe-Breviere. Achelis Th., Was sagt Goethe? Ein Goethe-Brevier (Bücher der Weisheit und Schönheit. 2. Serie). Stuttgart (1905), Greiner & Pfeiffer. 2 M.

Heinemann Karl, Goethe-Brevier. Auszüge aus Goethes Briefen und Gesprächen, nebst einem Zitatenschatz aus Goethes Werken. Gießen (1905), E. Roth. 2 M.

Levi Herm., Gedanken aus Goethes Werken. 3. Aufl. München (1905), Verlagsanstalt F. Bruckmann. 2 M.

Faust. Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt, nach der Göchhausenschen Abschrift hg. von Erich Schmidt. 6. Abdruck. Weimar 1905, H. Böhlaus Nachf. 2 M.

Horn, Vier Zeitfragen im Anschluß an Goethes ‚Faust', beantwortet nach Luther. Vortrag. Hildesheim 1906, Gerstenberg. 30 Pf.

Steinzänger O., Goethes Faust — ein Geheimbuch. Nachweise aus des Dichters Briefen, Tagebüchern etc. Hamburg 1906, C. Boysen. 60 Pf.

Türck Herm., Eine neue Faust-Erklärung. 4. unveränderte Auflage. Berlin 1906 [1905], O. Elsner. 2 M.

Büchner W., Goethes Faust am Hofe des Kaisers. Programm. Darmstadt 1905.

Goethes Hermann und Dorothea. (Textrevision und Einleitung von Max Morris. Pantheon-Ausgabe). Berlin (1905), S. Fischer Verl. 2.50 M.

Lyrik. Goethes Gedichte. (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Otto Pniower. Pantheon-Ausg.) 2 Bände. Berlin (1905), S. Fischer Verl. 3 M.

Neue Lieder (von Goethe) in Melodien gesetzt von Bernh. Theod. Breitkopf. Leipzig, bey Bernhard Christoph Breitkopf u. Sohn. 1770. (Neudruck.) Leipzig (1906), Insel-Verlag. 40 M. (Subskriptionspreis 28 M.)

Kutscher Arth., Das Naturgefühl in Goethes Lyrik bis zur Ausgabe der Schriften 1789 (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. VIII). Leipzig 1906, M. Hesse. 5 M. — Vgl. Euphorion 13, 722.

Masberg H., Goethes Lyrik, ihre Behandlung auf der Oberstufe. Dissertation. Lissa 1906.

Italienische Reise. Zaniboni E., La „Italienische Reise" del Goethe e la sua fortuna in Italia. Napoli 1906. Vito Morano, Editore.

Ziehen Jul., Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu Goethes italienischer Reise. Bielefeld 1906, Velhagen & Klasing. 1.80 M.

Goethe, Das römische Carneval. Berlin, gedruckt bey Johann Friedrich Unger. Weimar und Gotha. In Commission bey Carl Wilhelm Ettinger 1789 [2. Aufl. Im Inselverlag. Leipzig 1905.]

Die Tafeln dieses Neudrucks wurden durch Steindruck hergestellt und mit der Hand koloriert.

Romane. Goethes Romane und Novellen (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe. 2. Band hg. von Carl Schüddekopf). Leipzig 1906, Insel-Verlag. 6.50 M.

Menne Karl, Goethes ‚Werther' in der niederländischen Literatur. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte VI). Leipzig 1905, M. Hesse. 2.50 M.

Nicolai auf Werthers Grabe. Der Göttinger Beiträge zur Goethe-Bibliographie Erster. Den Teilnehmern des achten Bibliophilentages zu Frankfurt a. M. am 2. Dez. 1906 überreicht von Otto Deneke (gedruckt bei Louis Hofer in Göttingen).

Schoeps Rich., Zu Goethes Wilhelm Meister. Die historische Stellung besonders der Wanderjahre. Programm. Naumburg 1906, (J. Domrich). 1 M.

Der Frau Rat Goethe Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Alb. Köster. 3. Auflage. 2 Bände. Leipzig 1905, Poeschel & Kippenberg. 10 M.

Gottsched. Gesammelte Schriften von Johann Christoph Gottsched. (Ausgabe der Gottsched-Gesellschaft). Berlin, Gottschedverlag.

Fünfter Band. Gedichte. Herausgegeben von Eugen Reichel. 1906.

Sechster Band. Gesammelte Reden. 2. Hälfte. 1905.

Gottsched-Wörterbuch. Ehrenstätte für alle Wörter, Redensarten und Redewendungen in den Schriften des Meisters. Berlin, Lieferung 1—3. Gottsched-Verlag. 1906.

Mosher William E., Albrecht von Hallers Usong. Eine Quellenuntersuchung. Dissertation. Halle 1905.

Hamann. Unger Rud., Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhang seines Denkens. Grundlegung zu einer Würdigung der geistesgeschichtlichen Stellung des Magus im Norden. München 1905, C. H. Beck. 6.50 M.

Hamann Joh. Geo., Sibyllinische Blätter des Magus. Ausgewählt und eingeleitet von Rud. Unger (Erzieher zu deutscher Bildung. 5. Band). Jena 1905, E. Diederichs. 2 M.

Heinse Wilh., Sämtliche Werke. Hg. von Carl Schüddekopf. Leipzig, Insel-Verlag. 3. Band. I. Abteilung. Laidion. Kleine Schriften I. 1906. 8 M.

Inhalt der kleinen Schriften: Aus der Iris: Leben des Torquato Tasso. Erziehung der Töchter. Armida, oder Auszug aus dem befreyten Jerusalem des Tasso.

Herder. Chrobok Paul, Die ästhetischen Grundgedanken von Herders Plastik in ihrem Entwicklungsgange. (Dissertation.) Leipzig 1906, J. Zeitler. 1 M.

Kröhnert O., Herder als Politiker und deutscher Patriot. Programm. Gumbinnen. 1905.

Groß J., Herder und das Gymnasium. Programm. Kronstadt 1905.

Maas O., Die pädagogischen Ideale des jungen Herder. Eine kritische Studie. Programm. Rastenburg 1906.

Winterfeld Achim v. (A. v. Waldberg), Gesunde Jugenderziehung, Schulreform und Herder als ihr Vorkämpfer. Leipzig 1906, F. Dietrich. 60 Pf.

Herders Werke in 6 Büchern. Ausgewählt und mit Einleitung von Herm. Kohl. Berlin (1905), A. Weichert. 5.50 M. — Die Einleitung auch besonders erschienen: 1906. 1 M.

Hölderlin. Hölderlin Frdr., Gesammelte Werke. 3 Bände. Jena 1905, E. Diederichs. 9 M.

1. Band. Hyperion. Mit Einleitung und Auswahl seiner Briefe. Hg. von Wilh. Böhm. — 2. Band. Gedichte. Hg. von Paul Ernst. — 3. Band. Dramen und Übersetzungen. Empedokles, Ödipus, Antigonä. Hg. von W. Böhm.

Hölderlins Dichtungen. Ausgewählt von Will Vesper (Statuen deutscher Kultur. VI. Band). München 1906, C. H. Beck. 1.60 M.

Humboldt. Wilhelm von Humboldt und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Hg. von Anna v. Sydow. 1. Band. Briefe aus der Brautzeit 1787—1791. Berlin 1906 [1905], E. S. Mittler & Sohn. 9 M.

Manthey-Zorn Otto, Johann Georg Jacobis Iris. [Leipziger] Dissertation. Zwickau 1905. (J. Herrmann). 3 M.

Jung-Stillings Briefe an seine Freunde. Berlin 1905, Wiegandt & Grieben. 2 M.

Klopstock. Bologna Gius., Di alcune relazioni fra il Klopstock e i poeti italiani. Firenze, 1906. tip. Galileiana. 60 Cent.

Miehe G., Die Natur in Klopstocks Odendichtung. Programm. Halberstadt 1906.

Lessing. Ernst Otto, Lessing (Die Dichtung. 35. Band). Berlin (1905), Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Treitschke Heinr. v. und Erich Schmidt, Essays: Lessing. Kleist. Freytag. Storm (Biographische Essays. 2. Reihe: Deutsche Bücherei 30. Band). Berlin (1905), Expedition der deutschen Bücherei. 25 Pf.

Johann Anton Leisewitzens Briefe an seine Braut, nach den Handschriften herausgegeben von Heinrich Mack. Mit fünf Beilagen. Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen 1906.

Inhalt: Einleitung. — Leisewitz an Sophie Seyler. — Anhang: I. Briefwechsel über Leisewitzens Verlobung und Hochzeit. II. Briefe des Ehepaars Leisewitz an das Ehepaar Andreae nebst einem Briefe J. G. R. Andreaes. III. Sophie Leisewitz an ihren Mann zum 13. September 1800. Anmerkungen: I. Lesarten. II. Erläuterungen. — Personenregister.

Dühring E., Die Überschätzung Lessings aus seiner Befassung mit Literatur. Zugleich eine neue kritische Dramatheorie. 2., durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1906, Th. Thomas. 2.50 M.

Mehring Frz., Die Lessing-Legende. Zur Geschichte und Kritik des preußischen Despotismus und der klassischen Literatur. 2., unveränderte Auflage. Mit einem neuen Vorwort. Stuttgart 1906, J. H. W. Dietz Nachf. 2.50 M.

Pekelmann Konr., Lessing und das Theater der Gegenwart. Zu seinem 125. Todestage am 15. II. 1906. 1. Teil. Czernowitz 1906, H. Pardini. 50 Pf.

Briefe von und an G. E. Lessing. (In 5 Bänden.) Hg. von Frz. Muncker. 4. Band. Briefe von Lessing aus dem Jahre 1771/3. Leipzig 1905, G. J. Göschen. 5 M.

Werke. Lessing Gtho. Ephr., Sämtliche Schriften. Hg. von Karl Lachmann. 3., aufs neue durchgesehene und vermehrte Aufl., besorgt durch Franz Muncker. 20. Band. Leipzig 1905, G. J. Göschen. 4.50 M.

Lessings Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Ludw. Holthof. 2. Auflage. Stuttgart (1906), Deutsche Verlagsanstalt. 3 M.

Bryant Frank E., On the Limits of Descriptive Writing. Apropos of Lessings Laocoon. (Contributions to Rhetorical Theory, edited by F. N. Scott. VI.) Ann Arbor, Mich., Sheehan & Co. 1906. 50 cents.

Hartung H., Die Beziehungen in der Entstehungsgeschichte der Gedankentrilogie: Nathan-Don-Carlos-Iphigenie. Programm. Rudolstadt 1906.

Lichtenberg. Saitschick Rob., Deutsche Skeptiker: Lichtenberg. Nietzsche. Zur Psychologie des neuen Individualismus. Berlin 1906, E. Hofmann & Co. 4.50 M.

Der Verf., als ernster und selbständiger Essayist schon bekannt, hat zwei der interessantesten Erscheinungen in dem Geistesleben des neueren Deutschland gründlich durchgedacht und reproduziert sie nun, wie sie durch seinen Geist gegangen sind. Es ergibt sich so eine übersichtlich geordnete Topik der wichtigsten Belegstellen, als Anleitung zum Selbststudium sehr geeignet, aber nicht eigentlich eine neue Darstellung. Hervorzuheben ist bei Nietzsche die weitgehende Ablehnung seiner Psychologie. „Eine seltsame Mischung von Scharfsinn, Schwärmerei und Phantasterei kommt in Nietzsches Gedanken zum Ausdruck. Er ist kein konkreter Psycholog, der von den Unterschieden der menschlichen Charaktere ausgeht, sondern er geht immer von sich selbst aus und den Wünschen, die sein Denken bestimmen. Seine Gedanken hausen in kunstvoll aufgeführten Luftschlössern. Diese höchst anfechtbare Auffassung wird wohl hauptsächlich durch die Stellung von Saitschik und Nietzsche zum Christentum bestimmt; der Verf. spielt Napoleon gegen den Autor des „Antichrist" aus. — Über Wilamowitz' historisch und psychologisch doch ganz verständliche Streitschrift sollte man doch heute ohne Scheltworte schreiben können. Richard M. Meyer.

Briefe. Aus G. C. Lichtenbergs Correspondenz. Hg. von Erich Ebstein. Stuttgart 1905 [Umschlag: 1906], F. Enke. 2.40 M.

Sechs Briefe Lichtenbergs. Zu Eduard Grisebachs sechzigstem Geburtstage in Druck gegeben von Ludwig Saeng. 9. X. 1905 [Privatdruck].

Inhalt: An Professor A. L. F. Meister in Göttingen (undatiert; vor 1782, vgl. Ebstein, Aus G. C. Lichtenbergs Correspondenz, S. 66 f.) — An denselben (undatiert; Anfang August 1782). — An denselben (undatiert; nach 4. August 1782). — An Consistorial-Sekretär J. F. Wolff in Hannover, Göttingen, 22. August 1793. — An Professor J. F. Blumenbach in Göttingen (undatiert). — An Professor A. L. F. Meister in Göttingen (undatiert).

Löwen Joh. Frdr., Geschichte des deutschen Theaters (1766) und Flugschriften über das Hamburger Nationaltheater (1766 und 1767), in Neudruck mit Einleitung und Erläuterungen hg. von Heinr. Stümcke (Neudrucke literarhistor. Seltenheiten. Nr. 8). Berlin (1905), E. Frensdorff. 2 M.

Moritz Karl Phil., Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Neu hg. und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Hans Henning (Universal-Bibliothek Nr. 4813/6). Leipzig (1906), Ph. Reclam jun. 80 Pf.

Aigner K., G. W. Rabeners Verhältnisse zu Swift. Programm. Pola 1905.

Richter (Jean Paul). Schneider Ferd. Jos., Jean Pauls Jugend und erstes Auftreten in der Literatur. Ein Blatt aus der Bildungsgeschichte des deutschen Geistes im 18. Jahrhundert. Berlin 1905, B. Behrs Verlag. 8 M.

Skrczyzpczek Stanislaw, Jean Paul Friedrich Richter. Sein Leben und seine pädagogischen Werke. Die 'Levana' vom Standpunkte moderner Pädagogik betrachtet (Die pädagogischen Klassiker. Zur Einführung in ihr Leben und ihre Schriften. 19. Band). Halle 1905, H. Schroedel. 1.35 M.

Jean Pauls Träume. Ausgewählt von Will Vesper (Statuen deutscher Kultur VII. Band). München 1906, C. H. Beck. 1.60 M.

Schiller. Gedenkreden (Nachlese). Gaig v. Bergheim F., Festrede aus Anlaß der hundertjährigen Gedenkfeier Friedrichs von Schiller, gehalten am 9. Mai 1905. Programm. Wien 1905.

Häußel, Schillers Idealismus und Lehrerschaft und Schule der Gegenwart. Stimmungsvortrag, geh. 1905 auf der 26. allgemeinen meining. Landes-Lehrerversammlung. Leipzig 1906, R. Böhm. 50 Pf.

Häußel, Unser Herzog und unser Schiller. Schulrede, gehalten am Geburtstage S. H. des Herzogs von Sachsen-Meiningen im Schiller-Gedenkjahre 1905. . . Leipzig (1906), R. Böhm. 25 Pf.

Hendel P., Schillers Bedeutung für die höhere Schule und das Volk. Programm. Lauenburg 1906.

Ilg J., Rede bei der Schillerfeier am 9. Mai 1905. Programm. Urfahr 1905.

Jeep F., Rede zur hundertjährigen Wiederkehr des Todestages Friedrich Schillers. Programm. Wolfenbüttel 1905.

Scharnagel P. Th., Die Schillerfeier (Am k. k. Deutschen Staatsgymnasium). Programm. Pilsen 1905.

Biographien. Berger Karl, Schiller. Sein Leben und seine Werke. (In 2 Bänden). 1. Band. 3., durchgesehene Auflage. München 1906, C. H. Beck. 5 M.

Smolle Leo, Friedrich Schiller. Sein Leben und Wirken (Allgemeine National-Bibliothek Nr. 382/4). Wien (1906), Th. Daberkow. 60 Pf.

Burggraf Jul., Das Erwachen und Werden des Dichters in Schiller (Beiträge zur Literaturgeschichte. 13. Heft). Leipzig 1906, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 60 Pf.

Drei Schiller-Vorträge. 1. Weilen A. v., Demetrius. 2. Pollak Val., Die Jungfrau von Orleans und ihr Urbild. 3. Wörnhart Jos., Wilhelm Tell und seine Vorläufer, nebst der historischen Grundlage (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 330/2). Prag (1906), (J. G. Calve). 1 M.

Groß J., Schiller und die Antike. Programm. Kronstadt 1905.

Krichenbauer B., Über die Beziehungen zwischen Ethik und Ästhetik in Schillers philosophischen Schriften. Programm. Brünn 1905.

Graef Herm., Schillers Romanzen in ihrem Gegensatz zu Goethes Balladen (Beiträge zur Literaturgeschichte. Hg.: Herm. Graef. 1. Heft). Leipzig 1906, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 60 Pf.

Holzer Ernst, Schubart als Musiker (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte. 2. Band). Stuttgart 1905, W. Kohlhammer. 3 M.

Sperontes, Singende Muse an der Pleiße 1736. Gedruckt in fünfundsiebzig Exemplaren für die Mitglieder des Leipziger Bibliophilenabends . . . Vollendet am 25. Februar 1905. Nachwort von Köster und Witkowski. [Privatdruck.]

Eilers W., August von Steigentesch, ein deutscher Lustspieldichter. Dissertation. Leipzig 1905.

Wieland. Calvör Wilh., Der metaphorische Ausdruck des jungen Wieland. Eine Studie zur Geschichte des poetischen Sprachgebrauches im 18. Jahrhundert. Dissertation. Göttingen 1906 (Akadem. Buchhandlung v. G. Calvör). 1 M.

Scheidl J., Persönliche Verhältnisse und Beziehungen zu den antiken Quellen in Wielands Agathon. Dissertation. München 1904.

Winckelmann Joh. und G. Ephr. Lessing. Klassische Schönheit. Ausgewählt und eingeleitet von Alex. von Gleichen-Rußwurm (Erzieher zur deutschen Bildung. 7. Band). Jena 1906, E. Diederichs. 2 M.

Zwei Briefe von Karoline von Wolzogen an Alexander von Humboldt. August Sauer zum 12. Oktober 1905 dargebracht von Albert Leitzmann. Halle a. S. 1905.

1. Jena, 5. Mai 1835. — 2. Jena, 18. November 1836.

Bodemann, Der Briefwechsel zwischen der Kaiserin Katharina II. und Joh. Georg Zimmermann. Hannover u. Leipzig 1906, Hahn. 4 M.

Der Briefwechsel ergibt keine neuen Tatsachen für die Beziehungen Zimmermanns zu der Kaiserin. Man wußte, daß das Werk über die Einsamkeit die Korrespondenz veranlaßte, daß Zimmermann der Kaiserin tüchtige Ärzte verschaffte, daß er ihr Forster und Kotzebue empfahl, daß die Kaiserin ihn mit Medaillen und ihrem Porträt beschenkte und ihm den Orden des St. Wladimir verlieh, eine Ehre, die für ihn zur Quelle der bittersten Angriffe wurde, daß sie ihm ihre Komödien zusandte, während er ihr alle seine Werke zu Füßen legte, daß sie ihm endlich alle Kriegsnachrichten eigenhändig mitteilte, die er übrigens vorher in den Zeitungen lesen konnte (S. 112). Zimmermanns eigene Berichte an seinen Verwandten Schmid in Brugg (Rengger, Briefe, Aarau 1830) und das Buch Marcards (Zimmermanns Verhältnisse mit der Kaiserin Katharina II. und mit dem Herrn Weikard. Nebst einer Anzahl Originalbriefe der Kaiserin, Bremen 1803) geben über alle diese Dinge Auskunft und sind längst verwertet worden. Aber trotzdem ist die Veröffentlichung des ganzen Briefwechsels ein verdienstliches Werk. Wo es sich um eine Monarchin von der Bedeutung Katharinas und um einen Schriftsteller von der Eigenart Zimmermanns handelt, sind solche Dokumente historisch und literarisch immer schätzbar. 49 Briefe von den 79 erscheinen hier zum erstenmal im Druck. Seltsamerweise erfährt man aber nichts von den Berufungen, die Zimmermann, abgesehen von der Einladung zum Besuch, viermal nacheinander an den Hof Katharinas erhalten haben will (Briefe an Schmid bei Rengger, S. 279, 281, 328 und 340). Das erklärt sich teils daraus, daß die Sammlung keinen Brief vom Mai bis zum Oktober 1786 enthält, teils wird es sich um Anfragen aus Hofkreisen gehandelt haben. Daß Zimmermanns Briefe von Ergebenheit, Begeisterung und übertriebenem Lob überfließen, wird bei seinem bekannten Charakter nicht verwundern. Die Schmeichelei ist oft sehr stark. Wie er Friedrich dem Großen erklärte, er glaube nur an die Wunder, die der König vollbracht habe, so schreibt er ganz ähnlich an die Kaiserin (S. 14): „Je ne crois pas aux miracles que jadis les Rois d'Angleterre et de France prétendoient pouvoir opérer sur certains malades, mais je crois saintement à celui que Votre Majesté mer promet de vouloir opérer sur le rhumatisme opiniatre du philosophe Weikard.“ Beim Empfang ihres Porträts schrieb er voll Entzücken: „Je ne croyai point aux apparitions ...., mais aprés qu'un courier de Votre Majesté Impériale m'avoit remis .... un grand rouleau, et qu'en déployant ce rouleau je me vis subitement en présence de Votre Majesté, je tombai enchanté et stupéfait à mes genoux et je croyai être dans un pays de féerie. Tout ce qu'on peut imaginer de plus beau est rassemblé dans ce tableau unique. Il est inconcevable qu'un portrait qu'on ne peut regarder sans l'émotion la plus excessive et la plus douce, ait pû être peint d'une main si ferme, si hardie et si sûre. Saint Wladimir, ce grand apôtre, auroit enveloppé son visage dans son manteau, s'il avoit vû ce front, ces yeux, cette bouche, ces mains, ce satin et ces contours.

Ces bras éteindus vers l'autel de la justice, ce sacrifice sublime, cette bouche divinement agréable et belle annoncent et assurent la felicité de l'empire et remplisent toute âme qui sent et qui pense, d'admiration, d'enthousiasme et d'amour." (S. 29.) Am 28. Mai 1786 sandte Zimmermann diese begeisterte Erklärung, und am 10. August erhielt er den Orden des St. Wladimir. Da liegt die Vermutung nahe, daß der Orden des angerufenen Heiligen dem Bewunderer ebensogut wie dem Vermittler von tüchtigen Ärzten verliehen wurde. Im Brief vom 14. November 1788 (S. 80 bis 82) hielt er ihr wieder eine Lobrede in überschwänglichster Form. Die Kaiserin dankte ihm dafür mit einer sehr bemerkenswerten Selbstcharakteristik. (S. 87). Zimmermann ließ diese Charakteristik von Wort zu Wort übersetzt in seinen Fragmenten über Friedrich den Großen (Bd. III., S. 369—373) abdrucken und machte sie so aller Welt bekannt. Eine solche Freiheit scheint die Kaiserin doch etwas verdrossen zu haben. Wenigstens schrieb sie ihm eine Zeitlang nicht mehr und ließ ihn in Angst und Bangen, ihre Gnade verscherzt zu haben. Später wandte sie ihm ihre Huld wieder zu. Der berüchtigte Betrug Potemkins bei der Reise nach der Krim kommt natürlich in den Briefen nicht zur Sprache. Die Kriegsnachrichten, welche den meisten Raum einnehmen, haben historischen Wert nur als eigenhändige Mitteilungen der Kaiserin. Sie sind meist knapp und ziemlich trocken gehalten. Andere politische Aussprüche Katharinas dagegen, so über ihr Verhältnis zu Preußen, zu Schweden, zur französischen Revolution und zu Polen sind wertvoll. Zimmermanns steigende Aufregung in politischen Fragen läßt sich deutlich verfolgen. Katharina blieb sich gleich und beantwortete seine Aufforderung, den Kampf gegen die Aufklärer, Demokraten und Illuminaten zu unternehmen, nicht. Sonst aber bleibt es immer merkwürdig, daß eine Kaiserin einem Privatmann ihre Grundsätze und Ansichten so offen und vertraulich darlegte. Der Charakter Katharinas überhaupt, wie er sich in ihren Briefen offenbart, rechtfertigt an sich die Veröffentlichung. Sie, die von ihren Zeitgenossen ebenso abgöttisch verehrt wie von der Nachwelt maßlos geschmäht wurde, zeigt sich als eine liebenswürdige und geistreiche Frau und als eine tatkräftige Herrscherin, die wahrlich nicht zu den Königen gehörte, qui végétent au fond de leurs palais" (S. 41).

Bern. Rudolf Ischer.

---

19. Jahrhundert.

Arndt. Müsebeck Ernst, Ernst Moritz Arndt und das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit. Tübingen 1905, J. C. B. Mohr. 1.50 M.

Arndt Ernst Mor., sämtliche Werke. Hg. von Karl Fr. Pfau. 8. Band. Geist der Zeit. Neue Ausgabe, bearb. von E. Schirmer. 1. Band. Leipzig (1905), (K. F. Pfau). 4 M.

Arnim-Brentano. Wunderhorn. Arnim L. Achim v. und Clem. Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. 3 Teile in 1 Bande. Hundertjahrs-Jubel-Ausgabe, herausg. von Eduard Grisebach. Leipzig 1906, M. Hesse. 2 M.

Müller J. E. B., Arnims und Brentanos romantische Volkslied-Erneuerungen. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik des ‚Wunderhorns'. Programm. Hamburg-Bergedorf 1906.

Bauernfeld. Nathansky Alfred, Bauernfeld und Schubert (Programm des Staatsgymnasiums in Triest). Wien 1906, Carl Fromme.

Bauernfelds ausgewählte Werke in 4 Bänden. Mit einer biographischen Einleitung herausg. von Emil Horner. Leipzig (1905), Hesse. 2 M.

Bierlein Frdr., Letzte Grüße. Gesammelte Gedichte. Hg. und mit einer Einleitung versehen von Guido Hartmann. München (1905), Seitz und Schauer. 1.50 M.

Börne. Briefe. Briefwechsel des jungen Börne und der Henriette Herz. Hg. von Ludw. Geiger. Oldenburg (1905), Schulze. 3 M.

Börne Ludw., Berliner Briefe 1828. Nach den Originalen mit Einleitung und Anmerkungen herausg. von Ludw. Geiger. Berlin 1905, F. Fontane & Co. 2 M.

Brackel Ferdinande Freiin von, Die Enterbten. Nachgelassener Roman. Köln (1906), J. P. Bachem. 4.50 M.

Brentano. Brentano Cl., Gockel, Hinkel und Gackeleia. Märchen. Im Insel-Verlag. Leipzig. 1905.

Dieser Neudruck der im Jahre 1838 bei Schmerber in Frankfurt a. M. erschienenen Originalausgabe wurde in 300 numerierten Exemplaren hergestellt. Die von Caspar Braun nach Entwürfen Brentanos auf Stein gezeichneten Bilder wurden in Lichtdruck wiedergegeben.

Brentano Clem., Der Philister vor, in und nach der Geschichte. Scherzhafte Abhandlung. Faksimiledruck des in Berlin im J. 1811 erschienenen Originals, mit einem Vorworte von Paul Müller (Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten. Nr. 7). Berlin (1905), E. Frensdorff. 3 M.

Brinckmann John. Nachlaß. Hg. von A. Römer. Plattdeutscher Teil. II. III. Von Anno Toback. 2 Bände. Berlin (1905), W. Süsserott. 6 M.

Henzen Wilh, Gedächtnisrede auf Heinrich Bulthaupt. Oldenburg (1905), Schulze. 30 Pf.

Geiger Ludw., Aus Chamissos Frühzeit. Ungedruckte Briefe nebst Studien. Berlin 1905, Gebr. Paetel. 4 M.

Meyer Hans, Die Brüder Contessa. Ihr Leben und ihre Werke. Ein Beitrag zur Kenntnis der Unterhaltungs-Literatur der klassischen Epoche. Berlin 1906, R. Schröder, 4.50 M.

Das etwas breit geratene Werkchen hat die wenn auch nur relative Bedeutung seines Gegenstandes erst herauszuarbeiten; doch kann ihm zugestanden werden, daß dies gelungen ist. Zwei charakteristische Typen der „Kleinen Literatur" werden uns aus Namen anschauliche Gestalten und ihre Tätigkeit in Schauerromantik und Gesellschaftskomödie dient sogar stellenweise Größeren (E. T. A. Hoffmann S. 155, Hebbel S. 131) oder doch Bekannteren (Hauff S. 121, Anm. 20, Houwald S. 189 ff.) zum Fundament.

Daneben kommt auch in den Persönlichkeiten der Zeitgeist zum Ausdruck: Ordenswesen (Energetenbund S. 37, mit Femgericht S. 40, Narrenorden S. 53, Tugendbund S. 115), Idiosynkrasie gegen das Heiraten (S. 52), gesellschaftliches Maskenspiel (S. 74), Abneigung gegen die „Spektakelbude Berlin" (S. 208), schließlich politische und allgemeine Verdrossenheit (S. 211), die sich auch in Roman (S. 223) und Einzeläußerung (S. 217) Luft macht. Die übliche Schwäche der Kleinen: daß sie zu wenig von Größeren lernen — oder zu viel (Hoffmanns Einfluß S. 174, J. Pauls S. 159, Tieck vgl. S. 77) verurteilt auch diese niedlichen Talentchen zur fruchtbaren Unfruchtbarkeit. In Frankreich hätte jeder wenigstens Ein Stück geliefert, das lebendig geblieben wäre.

Contessa, „der Berliner", kommt in einer hübschen Episode von H. Smidts „Devrient-Novellen" vor; nun ist er und sein Bruder auch literarhistorisch versorgt. Weder das Buch, das seine Probleme fleißig erledigt, noch der Stoff wird fordern, daß man auf die Brüder Contessa wieder zurückkommt.

Berlin. Richard M. Meyer.

Daumer. Birkenbihl M., Georg Friedrich Daumer. Beiträge zur Geschichte seines Lebens und seiner weströstlichen Dichtungen. Dissertation. München 1905.

Daumer Geo. Frdr., Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte. Neu hg. von J. Stern (Universal-Bibliothek. Nr. 4809/10). Leipzig (1906), Ph. Reclam jun. 40 Pf.

Droste-Hülshoff. Graef Herm., Annette von Droste-Hülshoff (Beiträge zur Literaturgeschichte. 14. Heft). Leipzig 1906, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 60 Pf.

Pelican Bertha, Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. Ein Bild ihres Lebens und Dichtens. Mit dem Porträt der Dichterin und 3 Abbildungen. Freiburg i. Br. 1906, Herder. 2.80 M.

Im Leben allem Parteigetriebe fern, ist Annette nach ihrem Tod in den Kampf hineingerissen worden. Zuerst war es ihre religiöse Stellung, um die mit ziemlicher Heftigkeit gestritten wurde, dann ihr Verhältnis zu der eigenen Familie. In beiderlei Hinsicht hat Hüffers vortreffliches Buch mit der Ruhe und Sachlichkeit, die den unvergeßlichen Mann erfüllte, geurteilt; und wenn seine Biographie noch nicht „das Buch Annette" ist, so liegt es nur an der nicht auf der Höhe der Lebensschilderung stehenden Behandlung der Gedichte.

Nun erscheint ein Buch, dessen arg gemeinplätzliche Einleitung (S. VI) sich dahin erklärt, die allen Ansprüchen gerechte Droste-Biographie zu geben. Ich sehe nichts, was diese Prätension rechtfertigte.

Der biographische Teil ist noch leidlich geraten; nur wird die Verf. nervös, sobald sie auf die Familie zu sprechen kommt und meint dann regelmäßig (S. 14. 83. 166) durch Scheltworte die Anverwandten der Dichterin beschützen zu müssen. Aber wer von ihnen hat denn die Dichterin erkannt, gewürdigt, gefördert? Wem macht die Mutter denn nicht auch durch die Schilderung der Tochter hindurch den Eindruck enger herrschsüchtiger Klugheit? — Aber auch der Frage nach Annettens religiöser Stellung vermag sie nicht mit Ruhe gegenüberzutreten; Für eine liberale Katholikin (S. 22) hat Annetten meines Wissens Niemand erklärt; aber die Verf. gibt selbst (S. 127) den Kampf zwischen Wissen und Glauben zu — den Kreiten für dichterische Fiktion ausgeben wollte — und sagt (S. 32) ganz gut: „Ihr Glaube litt nur an dem einen Übel, daß sie desselben nie recht froh werden konnte." Weshalb denn also (S. 129) leugnen, daß ihr Ziel zuweilen unter den Dogmen der Kirche litt? Oder gar mit wunderbarer Logik die Tatsache, daß Annette nicht Nonne ward, weil sie keinen Beruf dazu fühlte, als Beweis dafür ausmünzen, „daß sie auch in diesem Punkte auf positiv katholischem Boden stand" (S. 22)?

In diesen Dingen ist Pelican sogar im Tatsächlichen nicht zuverlässig. Des Erzbischofs Droste Strenge gegen die Hermesianer (S. 112) hatte doch mit seiner Verhaftung gar nichts zu schaffen.

Doch geht wie gesagt der biographische Teil noch an. Aber bei der Besprechung der Gedichte würde man sich vergeblich nach einem bezeichnenden Wort, einer glücklichen Formulierung umsehen. Die Phrasen über „Bei uns zu Lande" (S. 148) sind so hohl wie die Charakteristik K. Busses als eines „Meisters der Gestaltung" (S. 129). Vorher wird er übrigens (S. 21) als „K. Busse, moderner Literat" eingeführt, wie denn auch (S. 155) von dem Verhältnis Annettens zu „dem Literaten Levin Schücking" gesprochen wird.

Damit kommen wir an das Schlimmste. Die Verf., die von jeher der Anschauung der Romantiker beipflichtete, die eine kongeniale Auffassung dichterischer Schöpfungen forderten, wenn eine Dichtung „voll und ganz genossen werden soll", bekundet ihre Kongenialität als „Droste-Beurteilerin" (S. 192) durch das strafbarste Schulmädchendeutsch. Man höre:

„Kann also ‚Walther' durchaus nicht zu den Arbeiten gezählt werden, die Annettens Ruhm ausmachen, ja wird sich auch in Zukunft fast ausnahmslos der Literarhistoriker und Droste-Forscher mit dieser Schöpfung befassen — (S. 29).

„Mit Recht kann man Hüffer beistimmen —" (S. 50).

„Es ist auch zutreffend, hier die Bemerkung einzuflechten —." (S. 200). Nun, Annette war auch keine Virtuosin des Prosastils, und schrieb auch „nicht ein so schönes als" (S. 97); aber sie wußte sich doch auszudrücken; bis dahin aber hat bei der Verf., die Annettens Talent „voll und ganz" erkennt (S. 156), leider die Kongenialiät nicht gereicht.

Berlin. Richard M. Meyer.

Droste-Hülshoff Freiin Annette Elisab., Gesammelte Werke, hg. von Elisab. Freiin von Droste-Hülshoff. Nach dem handschriftlichen Nachlaß verglichen und ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Wilh. Kreiten. Paderborn, F. Schöningh.

II. Band. Die größeren erzählenden Gedichte und Balladen 2. Auflage, mit leichten sachlichen und formellen Änderungen von G. Gietmann. 1906. 5 M.

Droste-Hülshoff Annette von, Gedichte (Auswahl). Mit Einleitung und mit Anmerkungen. Graz 1905, Styria. 1 M.

Des vergnügten Weinhändlers Louis Druckers humoristischer Nachlaß ... Neu hg., mit biographisch-kritischen Notizen versehen von Gthi. Weisstein (Berliner Kuriosa. Nr. 3). Berlin (1906), E. Frensdorff.

Eichendorff. Falke Gust., Eichendorff (Die Dichtung. 41. Band). Berlin (1906), Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Aus dem Nachlaß des Freiherrn Josef von Eichendorff Briefe und Dichtungen. Im Auftrag seines Enkels Karl Freiherrn von Eichendorff herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Wilhelm Kosch. Köln 1906. Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem. 1.80 M.

Über die in diesem Buche vereinigten Schriftstücke aus Joseph von Eichendorffs Nachlasse brauche ich weniger eine Kritik, als einen anerkennenden Bericht zu schreiben. Nach einer umsichtigen Einleitung, in der Kosch sein neues Material in sichere Beziehung zu Eichendorffs Leben und der wissenschaftlichen Literatur über ihn zu rücken weiß, öffnet er uns sogleich den Zugang zu zwölf Briefen des Grafen Loeben an die beiden Brüder Eichendorff, und die Mitteilungen, die wir in ihnen empfangen, machen leicht den Hauptwert der Publikation aus. Es scheint mir, daß Hermann von Eichendorff sie für das Leben seines Vaters wohl gelesen und verwertet hat, in ihrer Gesamtheit aber treten sie jetzt erst aus ihrer bisherigen Verborgenheit hervor. Beginnend mit dem Jahre 1809, kurz vor der Wiedervereinigung der drei Freunde in Berlin, und endigend mit dem Jahre 1816, bringen sie namentlich über die Heidelberg-Berliner Kreise, über die eigenen Pläne und Arbeiten der Freunde, über Fouqué, Arnim, Brentano, Adam Müller nnd Schlegels in Wien, besonders aber über „die Gräfin Dolores" und „Ahnung und Gegenwart" bedeutsame Nachrichten. Kosch hat mit guter Zurückhaltung die nötigen Erklärungen unter dem Texte gegeben. Zu den anekdotischen Äußerungen über Bettina, wie sie 1810 in der Berliner Gesellschaft umgingen (S. 22), liefern die in der „Neuen Kunde zu Heinrich von Kleist" S. 80 ff. vorgetragenen Ausführungen das publizistische Seitenstück. Sollte nicht doch der 5. Brief vom „21. März" in das Jahr 1813 (statt 1812) zu setzen sein, da z. B. der darin enthaltene Satz „Der Dichter des Sigurd ist dem Jägerrufe gefolgt", sich wohl nur auf Fouqués Eintritt beim Ausbruch der Freiheitskriege beziehen kann? Goethes König in Thule gibt zu Loebens Schwärmerei (S. 18) den Grund. Wie gesagt, die sämtlichen Briefe Loebens treten wohlediert und erläutert vor uns hin.

Nach diesen vorwiegend literarischen Blättern werden wir die menschlich liebenswürdigen beiden Jugendbriefe Wilhelms und Josephs von Eichendorff an den Förster Josef Sontag mit Entzücken lesen. Es folgen ein paar Blätter von Fouqué und von Hitzig wieder aus späterer Zeit, und ein väterlicher

Brief Joseph von Eichendorffs an seinen Sohn Hermann aus dem Revolutionsjahr 1848. Dann kommen die katholischen und religiösen Verbindungen Eichendorffs zur Sprache: und zwar in Briefen des Konvertiten Jarcke, des Mitbegründers und Mitarbeiters der Historisch-politischen Blätter; des Danziger altlutheranischen Archidiakonus Kniewel, für den als seinen Lehrer Jarcke sich auch später einer gewissen Zärtlichkeit nicht entschlagen konnte; des Calderon-Übersetzers Lorinser mit Bescheid von Eichendorff; des Breslauer Fürstbischofs Heinrich Förster; um zuletzt mit je einem Blatt von Paul Heyse und Karl von Holtei zu schließen.

Ein Anhang erbringt zwei neue Prosagedichte und zwei Entwürfe. Zunächst Eichendorffs Märchen „Die Zauberei im Herbste", dessen Entstehungszeit Kosch nach richtigen Indizien in das Jahr 1809 verlegt. Sodann Loebens Erzählung „Die Wasser-Lilie", die gewiß auch ungefähr in dieselbe Zeit gehört, und die inhaltlich wie stilistisch an Fouqués damalige Novellenart erinnert. Von den beiden Entwürfen Joseph von Eichendorffs erscheint mir der erstere am bedeutsamsten, weil man sieht, daß auch er sich in der Zeit zwischen 1807 und 1813 mit demselben Stoffe beschäftigt, den Arnim in der Gräfin Dolores, Kleist in der Hermannsschlacht und in den satirischen Briefen behandelt: wie ein liederlicher, leichtfertiger französischer Offizier von einer deutschen Jungfrau zu behandeln sei. Anders als Arnim, dekretieren Kleist und Eichendorff ihm den Tod, aber mit verschiedenem Ausgange: das Fräulein bei Eichendorff ersticht ihren Liebhaber im Zweikampf und geht ins Kloster, Thusnelda wirft den Ventidius der Bärin vor und triumphiert mit ihrem hohen Gemahl, dem Sieger der Kohorten.

So haben wir von den verschiedensten Gesichtspunkten her allen Grund, Kosch für seine Eichendorff-Publikation dankbar zu sein.

Berlin. Reinhold Steig.

Ebner Theod., Max Eyth, der Dichter und Ingenieur. Ein schwäbisches Lebensbild. Heidelberg 1906, C. Winter, Verlag. 1.50 M.

Fercher von Steinwand. Briefe. Hg. von Jos. Fachbach Edl. v. Lohnbach (Allgemeine National-Bibliothek. Nr. 370/73). Wien (1906), Th. Daberkow. 80 Pf. — Vgl. Euphorion 13, 729.

Feuchtersleben. Neuburger Max, Der Arzt Ernst Freiherr v. Feuchtersleben. Gedenkrede. [Aus: ‚Wiener klinische Wochenschrift']. Wien 1906, W. Braumüller. 80 Pf.

Feuchtersleben Ernst Freih. v., Aphorismen. Zusammengestellt von C. Schroeder. Hannover 1905, O. Tobies. 1 M.

Spiero Olga und Heinr. Spiero, Fontane-Brevier. Berlin 1905, F. Fontane & Co. 3 M.

Hagemeister E., Friedrich Baron de la Motte Fouqué als Dramatiker. Dissertation. Greifswald 1905.

Freiligrath. Kellermann Alfr., Erinnerungen an Ferdinand Freiligrath und Gottfried Kinkel. Zu Freiligraths 30. Todestage (Gedenkblätter z. Kunst u. Literatur der Rheinlande. Hg.: C. Alf. Kellermann. 1. Heft). Weimar 1906, Herm. Grosse. 30 Pf.

Freiligrath Ferd., Werke in 9 Bänden mit Einleitung von Schmidt-Weißenfels. Berlin (1905), Th. Knaurs Nachf. 5 M.

Baumgarten Otto, Gustav Frenssens Glaubensbekenntnis. Vortrag. Kiel 1906, W. G. Mühlau. 50 Pf.

Frey Jak., Ausgewählte Erzählungen. Band 1—3. Mit Einleitung von Jak. Boßhart. (Rheinische Hausbücherei 6.—8. Band). Wiesbaden 1906, E. Behrend. Je 50 Pf.

Chiavacci Vinc., Ludwig Ganghofer. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. Stuttgart 1905, A. Bonz & Co. 2 M.

Gaudy. Reiske J., Franz Freiherr von Gaudy als Dichter (Kapitel I. und II). Dissertation. Berlin 1906.

Gaudy Franz Frh., Karikaturenbuch, hg. von Fed. v. Zobeltitz. Berlin 1906, E. Frensdorff. 5 M.

Geibel. Herford E., Zur Erinnerung an Emanuel Geibel. Programm. Thorn 1905.

Geibel Eman., Gesammelte Werke. In 8 Bänden. 4. Auflage. Stuttgart 1906, J. G. Cottas Nachf. 25 M.

Genée R., Promemoria für meine Freunde. Verzeichnis meiner seit 53 Jahren im Druck erschienenen Schriften. 1904. Selbstverlag.

1. Theatralische Dichtungen. 2. Über Shakespeare. 3. Hans Sachs. 4. Dichtungen, Litarachistorisches, Dramaturgie und Theater. 5. Verschiedenes.

Verwey Alb. und Ludw. van Deyßel, Aufsätze über Stefan George und die jüngste dichterische Bewegung. Übertragungen von Frdr. Gundolf. Berlin (1905) A. Juncker. 2 M.

Gotthelf. Haller Lilli, Jeremias Gotthelf. Studien zur Erzählungstechnik. Bern 1906, A. Francke. 1.60 M.

Stucki G., Jeremias Gotthelf. Eine Abendunterhaltung in Töchterkreisen. Zum Gedächtnis der 50. Jährung seines Todestages. 22. X. 1904. Bern (1905), G. Grunau. 50 Pf.

Ploch Arth., Grabbes Stellung in der deutschen Literatur. Eine Studie. Leipzig 1905, R. G. Th. Scheffer. 2 M.

Grasberger Hans, Ausgewählte Werke. München, G. Müller.

II. Geschichten aus Wien und Steiermark. 1906 [1905]. 5 M.

Kiesgen Laur., Martin Greif (Moderne Lyriker. II.: Hesses Volksbücherei. Nr. 237). Leipzig (1905), M. Hesse. 20 Pf.

Grillparzer. Strich Fritz, Franz Grillparzers Ästhetik (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. XXIX). Berlin 1905, A. Duncker. 6.60 M. [Ein Teil vorher als Münchner Dissertation. 1904].

Krauske Marie, Grillparzer als Epigrammatiker (Wissenschaftliche Frauenarbeiten. Hg. von Herm. Jantzen und Gust. Thurau. 1. Band. 1. Heft). Berlin 1906, A. Duncker. 2.50 M.

Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen. III. Band. Gesammelt und herausgegeben von August Sauer. Zweite Abteilung. Gespräche und Charakteristiken (April 1831 bis März 1848). (Schriften des Literarischen Vereins in Wien. VI.). Wien 1906. Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Hugo Oswald, Grillparzer-Brevier. Berlin 1905, Schuster & Loeffler. 3 M.

Grillparzer Fz., Die Jüdin von Toledo. Historisches Trauerspiel. Mit Einleitung und Anmerkungen von M. Necker. (Die Meisterwerke der deutschen Bühne. Nr. 38). Leipzig (1905), Hesse. 30 Pf.

Josephy C., Medea. Behandlung des Stoffes bei Euripides und Grillparzer. Programm. Zürich 1905.

Grillparzer Fz., Des Meeres und der Liebe Wellen. Trauerspiel. Mit Einleitung und Anmerkungen von Mor. Necker (Die Meisterwerke der deutschen Bühne. Nr. 37). Leipzig (1905), Hesse. 30 Pf.

Henning Hans, Eduard Grisebach in seinem Leben und Schaffen. Zu seinem 60. Geburtstage am 9. X. 1905. Berlin 1905, E. Hofmann & Co. 2 M.

Anastasius Grün. Branhofer J., Ein Manuskript Anastasius Grüns: Leben nach dem Tode. Programm. Iglau 1906.

„nichts als ein wörtlicher Auszug aus den ersten Abschnitten von Gustav Fechners ‚Büchlein vom Leben nach dem Tode‘, zu dem anfangs bloß mehrere Beispiele selbständig angemerkt werden“: Walter Bormann in den ‚Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte‘ 8, 399.

Anton Auerspergs (Anastasius Grüns) Politische Reden und Schriften. In Auswahl hg. und eingeleitet von Stefan Hock. (Schriften des Literarischen Vereins in Wien V.) Wien 1906. Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Inhalt: 1. An meine slowenischen Brüder! (1848). — 2. Antwort auf das offene Sendschreiben des Vereines „Slovenja" in Wien (1848). — 3. Österreichischer verstärkter Reichsrat. 24. Sept. 1860. — 4., 5., 11., 17.—19. Krainischer Landtag. 6. und 8. April 1861, 28. Jan. 1863. 11. Dez. 1865. 12. Febr., 29. Dez. 1866. — 6.—10. 12.—16. 20—22. 24.—34. Herrenhaus des Reichsrates. 27. Sept. 1861. 20. Febr., 20. Juni, 8. und 14. Juli 1862. 11. November 1863 11. Jan., 22. Nov. 1864. 11. Mai, 23. Juni 1865. 5. Juni, 23. und 30. Nov. 1867. 20. und 31. März 1868. 17. März, 10. und 13. Mai 1869. 14. Jan., 7. April, 16. Nov. 1870. 4. Juli 1871. 11. April 1874. 17. Jan. 1876. — 23. Delegation des Reichsrates 19. Jan. 1868. — Anhang: Adressen und Ansprachen an die Krone I—X.

(Günderode Karoline v.): Melete. Von Jon. Heidelberg 1806 (Neudruck). Berlin 1906, M. Harrwitz. 10 M.

Besson P., Robert Hamerling, Poète et Romancier. Grenoble, Librairie Dauphinoise 1906.

Im Anhang ein ungedruckter Brief Hamerlings an den Herausgeber des Treuen Eckart. [Hg. vom deutschen Club in Brünn. Red.: A. Nowotny?] Graz, 27. März 1887.

Hardenberg (Novalis). Olshausen W., Friedrich v. Hardenbergs (Novalis) Beziehungen zur Naturwissenschaft seiner Zeit. Dissertation. Leipzig 1905, Dr. Seele & Co. 1 M.

Schlaf Johs., Novalis und Sophie Kühn. Eine psychophysiologische Studie. München-Schwabbing 1906, E. W. Bonsels. 1.80 M.

Simon Heinr., Der magische Idealismus. Studien zur Philosophie des Novalis. Heidelberg 1906, C. Winter, Verl. 4 M.

Hartleben Otto Erich, Tagebuch. Fragment eines Lebens. München 1906, A. Langen. 4 M.

Hauff. Werke. Hauffs Werke. Textabdruck der illustrierten Prachtausgabe, herausg. von Cäsar Flaischlen. 4. Auflage. Stuttgart (1905), Deutsche Verlags-Anstalt. 8 M.

Hauffs sämtliche Werke in 2 Bänden. Neu herausg. und mit einer biographischen Einleitung versehen von Hans Hofmann (Neue Auflage). Leipzig (1905), Ph. Reclam jun. 2.25 M.

Drescher Max, Die Quellen zu Hauffs ‚Lichtenstein' (Probefahrten. 8. Band). Leipzig 1905, R. Voigtländer. 4.80 M. [Vorher als Dissertation.]

Hauptmann. Mende Gtfr., Religiöse Betrachtungen über Werke Gerhart Hauptmanns. Versuch einer Würdigung. Leipzig 1906, Dieterich. 1 M.

Bromberg H. S., Zur Kritik der Anwendung des Naturalismus im Drama: Das naturalistische Drama Hauptmanns. Programm. Lemberg 1905.

Wulffen, Gerhart Hauptmanns. ‚Rose Bernd' vom kriminalistischen Standpunkte (Juristisch-psychiatrische Gränzfragen. 4. Band. 3. Heft). Halle 1906, C. Marhold. 80 Pf.

Tausk Vikt., Paraphrase als Kommentar und Kritik zu Gerhart Hauptmanns ‚Und Pippa tanzt'. Berlin 1906, S. Cronbach. 80 Pf.

Hebbel. Bieder Theod., Friedrich Hebbel (Beiträge zur Literaturgeschichte. 15. Heft). Leipzig 1906, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 60 Pf.

Münz Bernh., Friedr. Hebbel als Denker. Wien. Leipzig 1906, W. Braumüller. 2 M.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für die zunehmende Wertschätzung, die Hebbel im Bewußtsein unserer Zeit gewinnt, daß das Bedürfnis nach populärer Darstellung der Gedankenarbeit, die er geleistet, sich zu regen beginnt. Zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften haben in den letzten Jahren dieses Be-

dürfnis zu befriedigen gesucht. Münz stellt sich meines Wissens als der Erste mit einem Buch von mäßigem Umfang in den Dienst derselben Aufgabe. Ansprüche auf eigentlich wissenschaftliche Bedeutung darf seine Abhandlung nicht erheben. Für seine Zitate aus Hebbels Tagebüchern und Briefen genügt ihm die alte Bambergsche Ausgabe. Er hat weder neue Lösungen für einzelne Schwierigkeiten gefunden, noch weiß er die einzelnen aphoristischen Gedankenblitze Hebbels aus einer Gesamtauffassung von Hebbels Denken verständlich zu machen. In geschickter aber loser Aneinanderreihung gibt er einen flüssig geschriebenen Überblick über Hebbels ästhetisch-metaphysische Gedankenwelt, der immerhin eine erste Bekanntschaft mit Hebbel zu vermitteln vermag, aber den Anforderungen, die man auch an ein populäres Werk stellen darf, nur mäßig genügt. Münz hat sich die Aufgabe zu leicht gemacht. Er teilt zahlreiche schwerverständliche Aussprüche Hebbels mit, ohne sich um ihre genauere Deutung zu mühen. Ich würde den bewundern, der auf Grund von Münz Ausführungen zu sagen vermöchte, was Hebbel unter Form versteht oder wie er über die Komödie und die Lyrik gedacht hat. Hebbels in vieler Hinsicht abstruse Gedankenwelt kann überhaupt nur verstanden und den Gebildeten nahegebracht werden, wenn die Erlebnisse an Wirklichkeit und Kunst, die Hebbel mit Hilfe der Zeitideen denkend sich zu deuten versucht hat, aus der undurchsichtigen philosophischen Schale, in die er sie gefüllt hat, herausgeschält werden und damit der tiefe allgemein menschliche Untergrund seiner Anschauungen aufgedeckt wird. Münz hat Hebbels Denken losgelöst von dem ihm zugrunde liegenden Erlebnis und den herrschenden Zeitideen als eine für sich bestehende Größe hingestellt und nicht einmal dargetan, wie sich dieses Denken in seinem eigenen dichterischen Schaffen spiegelt. Nur einmal kommt er ausführlicher auf Hebbels dichterische Tätigkeit zu reden, aber nur um mit mehr oder weniger stichhaltigen Gründen zu beweisen, daß Hebbel die Folgerichtigkeit, die er vom Drama verlangt, in den eigenen Dramen nicht erreicht habe. Bei Münz erscheint deshalb Hebbels Gedankenwelt nicht in der Bedeutsamkeit, die ihr in Wahrheit zukommt. Sein Buch zeigt, wie viel die gelehrte Arbeit in der Erläuterung von Hebbels Anschauungen noch zu leisten hat, bis ein gewandter Popularisator imstande sein wird, den Gebildeten den Sinn und Wert von Hebbels Denken in einem leidlich brauchbaren Buch zu erschließen.

Stuttgart. Theod. A. Meyer.

Hebbel Frdr., Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Rich. Maria Werner. III. Abteilung. Berlin. B. Behrs Verlag. Je 2.50 M.

3. Band. Briefe. 1848 6. Paris—Rom—Neapel—Rom—Wien. Nr. 173 228.

4. Band. Briefe. 1847 52. Wien—Berlin—Wien—München. Nr. 229 394.

5. Band. Briefe. 1852 56. Wien—Marienbad—Wien—Gmunden—Wien. Nr. 395/560 a.

6. Band. Briefe. 1857/60. Wien—Gmunden—Weimar—Gmunden—Wien—Paris—Wien. Nr. 561 698.

Judith. Hebbel Frdr., Judith. Eine Tragödie. Mit Einleitung und Anmerkungen von Rich. Maria Werner (Die Meisterwerke der deutschen Bühne. Nr. 42). Leipzig (1905), Hesse. 30 Pf.

Edelmann, Ernst Otto, Schillers Einfluß auf die Jugenddramen Hebbels. Die Jungfrau von Orleans und Hebbels Judith. Eine Studie über das Drama. (Heidelberger Dissertation.) O. O. u. J.

Hebbel Frdr., Maria Magdalene. Ein bürgerliches Trauerspiel. Mit Einleitung und Anmerkungen von Rich. Maria Werner (Die Meisterwerke der deutschen Bühne. Nr. 41). Leipzig (1905). Hesse. 30 Pf.

Nibelungen. Hebbel Frdr., Die Nibelungen. Kritische Ausgabe, eingeleitet und besorgt von R. M. Werner [Aus: ,Sämtliche Werke']. Berlin 1906, B. Behrs Verlag. 3 M.

Meinck Ernst, Friedrich Hebbels und Rich. Wagners Nibelungen-Trilogien. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte der neueren Nibelungendichtung (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. V.). Leipzig 1905, Max Hesse. 2.50 M.

Periam Annina, Hebbel's Nibelungen its Sources, Method, and Style (Columbia University Germanic Studies) Vol. III, No. I. New York, The Columbia University. Press. The Macmillan Company, Agents. 1906. $ 1.00.

Der große Fleiß der Verfasserin wird in der Arbeit etwas mehr als nötig auch äußerlich sichtbar; doch sind die zum Vergleich in extenso mitgeteilten Stellen wenigstens immer mit ruhiger Kritik besprochen. Selbständigkeit zeigt sich auch in den Folgerungen. Periam erkennt die Nibelungen mehr durch ihre suggestive Kraft als durch den Wortlaut (S. 38) als wirksam, weiß besonders Hebbels Weglassungen (S. 42) und Namenänderungen (S. 54) klug zu besprechen und versäumt auch für die anderen in Betracht kommenden Nibelungendichter, wie R. Wagner (S. 158), nicht, die Vorfrage nach ihrer Kenntnis von Sagen und Texten zu erörtern.

Besprochen werden noch Raupach, Fouqué, Geibel; als einflußreich erweist sich (S. 164, 179) besonders F. Th. Vischers Aufsatz. Aber außer den literarischen Anstößen wirken (S. 98) andere mit: freilich sind die „biographical touches" (S. 184) am oberflächsten behandelt. Die Fortbildung der Mythologie (Nornen S. 65), die religiösen Erfindungen (S. 176 f. vgl. 183, 193 f.) und mythisch-mystischen Zutaten (S. 206) beweisen doch, wie innig sich Hebbel in die Nibelungenwelt, wie er sie nun einmal auffaßte, eingefühlt hatte. Der Wendepunkt in der Weltgeschichte, den Dietrich als Träger des Christentums verdeutlicht, entspricht dem, den der religionslose Dichter in seiner eigenen Zeit zu erkennen glaubte; auch die „Nibelungen" sind, wie „Moloch" und „Genoveva", ein religiöses Drama, von einem Standpunkt außerhalb der Religion geschrieben.

Berlin. Richard M. Meyer.

Hebel Joh. Pet., sämtliche poetische Werke nebst einer Auswahl seiner Predigten, Aufsätze und Briefe in 6 Bänden. Hg. und erläutert von Ernst Keller, . . . Leipzig (1905) M. Hesse. 3 M.

Heine. Bartels Ado., Heinrich Heine. Auch ein Denkmal. Dresden 1906, C. A. Koch. 3 M.

Holzamer Wilh., Heinrich Heine. (Die Dichtung. 40. Band.) Berlin (1906), Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Hüffer Herm., Heinrich Heine Gesammelte Aufsätze. Hg. von Ernst Elster. Berlin 1906, G. Bondi. 4 M.

Keiter Heinr., Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. 2. Aufl. Durchgesehen und ergänzt von Ant. Lohr. Köln 1906, J. P. Bachem. 2.40 M.

Winterfeld Achim v. (A. v. Waldberg), Heinrich Heine. Sein Leben und seine Werke. Dresden (1906), E. Pierson. 5 M.

Anekdoten. Münz Edu., Heine-Anekdoten. Zu H. Heines 50. Todestage, 17. II. 1906. Leipzig 1906, Modernes Verlagsbureau. 1 M.

Salter Siegb., Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer. Berlin, A. Heyne. 1. Band. Heinrich Heine. (1906). 1.20 M.

Heine-Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Hans Daffis. 1. Band (Pan-Bibliothek). Berlin, 1906 Pan-Verlag. 3 M.

Gallwitz B., Die romantischen Elemente in Heines Buch der Lieder. Programm. Rawitsch 1906.

Herrmann Helene, Studien zu Heines Romanzero. Berlin 1906, Weidmann. 4 M.

Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. Herausg. unter Mitwirkung von V. Fleury und C. Haußmann von Marcel Herwegh (Memoirenbibliothek. 2. Serie. 10. Bd.). Stuttgart 1906, R. Lutz. 5 M.

Der Umschlag, den der Verleger um das Buch gelegt hat, beruft sich auf ein Zeitungsurteil, wonach die Briefe „wohl zu den schönsten und fesselndsten gehören, die seit langer Zeit veröffentlicht wurden"; und die Herausgeber erklären Herweghs Prosa in ihnen seiner Poesie ebenbürtig. Ich kann das Eine so wenig zugeben wie das Andere. Mit den Briefwechseln von Anzengruber, Mörike, W. von Humboldt halten die des Brautpaars Herwegh keinen Vergleich aus, weil die Persönlichkeiten ungleich weniger sympathisch und ungleich weniger bedeutend hervortreten. Nach großen Gedanken oder schönen Aussprüchen sucht man in der Monotonie dieser persönlichen oder politischen Nachrichten vergeblich; und hat die Herweghschwärmerei des verwöhnten jungen Mädchens — sie sieht in diesem Rustan einen Helden, wie die alten Sagen melden — selbst da, wo sie zu unerfreulicher Beschimpfung seiner Gegner führt, etwas Rührendes, so ist die Herweghschwärmerei Herweghs ganz unerfreulich. Die Herausgeber bemühen sich freilich — was ihnen nicht zu verargen ist — seine Eitelkeit abzustreiten; aber das rede man einmal einem ein, jemand habe sich widerwillig durch ganz Deutschland durchfeiern lassen! noch dazu in einer Zeit, wo das Anfeiern mehr bedeuten wollte als in der Epoche des Grafen Waldersee!

Auch sonst ist die apologetische Tendenz mehr eifrig als erfolgreich. Über Herweghs berühmte Audienz läßt sich doch wirklich nur sagen, daß er sie schlechterdings nicht hätte annehmen dürfen — auf die Gefahr hin, daß aus seiner Weigerung dem Leibarzt des Königs Unannehmlichkeiten entstanden wären! Und wenn er hinging, durfte er nicht eine so passive Rolle spielen; und am allerwenigsten in dem ungeschicktesten aller Briefe nachholen, was er zu sagen vergessen hatte. Der Brief an den König ist hier unter den Beilagen abgedruckt — ein sehr interessantes Dokument; aber es ist in seiner hilflosen Phrasenhaftigkeit — schon die Länge spricht dem Brief das Todesurteil! — für Herwegh vernichtend. Sie standen gewiß beide nicht auf der Menschheit Höhen, weder der König noch der Dichter, und die Ausweisung nach der (von Herwegh nicht verschuldeten) Veröffentlichung war auch kein Heldenstück; aber leider spielt Friedrich Wilhelm IV. hier immer noch eine bessere Rolle als Georg Herwegh. Er fand doch glänzende Worte — er war eben, wie ich schon früher von ihm gesagt habe, ein Journalist, der seinen Beruf verfehlt hat —; der Dichter der „Gedichte eines Lebendigen" suchte, wie nach dem badischen Feldzug, vergeblich durch heftige Epiloge eine erlittene Blamage wegzuwischen.

Der Brief an den König dementiert auch jenes Urteil über Herweghs Prosastil. Bei seiner ganz auf gewisse aufgesetzte Kunstmittel berechneten poetischen Technik ist von vornherein keine glänzende Prosa zu erwarten. Man lese nur (S. 284) die interessante Skizze eines Gedichts auf Dingelstedt: wie fehlt da noch alles, was in den „Gedichten" wirkt! Die besten Seiten seiner Prosa sind in seinen klugen und klaren ästhetischen Kritiken zu finden; zum Briefschreiber fehlte ihm die Seele: die Kunst, mit Andern zu fühlen — womit ich seiner demokratischen Gesinnung keineswegs die Echtheit abstreiten will.

Wichtig aber sind die Briefe als Zeugnisse aus den Tagen „vor dem Sturme", zumal da die knappen, aber meist genügenden Anmerkungen die beteiligten Personen, wenn auch stets vom Gesichtspunkt der Familie Herwegh beleuchtet, uns näher bringen. Die Züricher Händel mit den Brüdern Rohmer nehmen einen großen Raum ein; dazu gehört ein charakteristischer Artikel Herweghs (S. 241) gegen den Propheten und seine Gruppe.

Auch die von Andern stammenden Beigaben sind interessant: ein Brief Max Dunckers an Emma Siegmund über das Studium der Geschichte; charakteristische Toaste und Gedichte von dem Königsberger Festmahl auf den „lorbeerreichen Göttersohn" (S. 263); ein Brief von Follen; eine Verteidigung Herweghs gegen Freiligrath durch Prutz. Manches freilich ist, wie die Herausgeber (vgl. S. 285) sagen würden, „bewußtlose Selbstparodie" Herweghs und seiner

Freunde; da aber seine starke Wirkung unbestreitbar ist, sind gerade auch solche Stellen von historischer Bedeutung.

Berlin. Richard M. Meyer.

Lasker-Schüler Else, Das Peter Hille-Buch. Stuttgart (1906), A. Junckers Verl. 1.50 M.

Sonntag Arnulf, Angelika von Hörmann. Eine deutsche Dichterin in Tirol. München 1906, J. Lindauer. 80 Pf.

Hoffmann. Wolzogen Hans v., E. T. A. Hoffmann und Richard Wagner. Harmonien und Parallelen (Deutsche Bücherei. 63. Band). Berlin (1906), Expedition der deutschen Bücherei. 25 Pf.

E. T. A. Hoffmann in Dresden und Leipzig Frühling 1813 bis Herbst 1814. Briefe von ihm, an ihn und über ihn zusammengestellt und aus den Tagebüchern erläutert von Hans von Müller ... Zu Leipzig am 12. November 1905 verteilt an die Teilnehmer des siebenten Bibliophilentages.

Lublinski Sam., Holz und Schlaf. Ein zweifelhaftes Kapitel Literaturgeschichte. Stuttgart (1905), A. Juncker. 1 M.

Horn Uffo, Gesammelte Werke. Hg. von Edu. Langer [Aus: Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen]. Braunau (Böhmen), Dr. E. Langer.

13. 14. Lieferung. III. Band. Böhmische Dörfer. Novellen. Je 76 Pf.

Immermann. Kaiser, Immermanns Gedanken über Erziehung und Bildung. Programm. Halle a. S. 1906.

Kunad Paul, Immermanns Merlin und seine Beziehungen zu Richard Wagners Ring des Nibelungen (Beiträge zur Literaturgeschichte. 3. Heft). Leipzig 1906, Verlag f. Literatur, Kunst und Musik. 40 Pf.

Kaltenbrunner Karl Adam, Ausgewählte Dichtungen. Herausgegeben unter Mitwirkung seiner Kinder Frau Hedwig von Radics-Kaltenbrunner und Karl Kaltenbrunner (Aus dá Hoamát. Volksausgabe heimatlicher Dichtungen und Weisen. Herausgegeben von H. Zötel, A. Matosch und H. Commenda. Der ganzen Reihe vierzehnter Band.) Linz 1905. Im Selbstverlage der Herausgeber als Stelzhamer-Bund.

Kerner Justinus, sämmtliche poetische Werke in vier Bänden. Hg. mit einer biographischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen von Jos. Gaismaier. Leipzig (1905), M. Hesse. 3 M.

Kleist. Becker Henrietta K., Kleist and Hebbel, a comparative Study. The Novels. Chicago, Scott, Foresman and Company, 1904.

Tracconaglia Giov., Kleists persönliches und literarisches Verhältnis zu Goethe. Lodi, tip. lit. C. Dell' Avo, 1905.

Fries Alb., Stilistische und vergleichende Forschungen zu Heinrich von Kleist, mit Proben angewandter Ästhetik (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie. XXX. Germanische Abteilung. Nr. 17). Berlin 1906, E. Ebering. 3.60 M.

Kleist H. v., Werke ... Hg. von Erich Schmidt. Kritisch durchgesehene und erläuterte Gesamtausgabe. Leipzig (1905), Bibliogr. Institut. 2 M.

4. Band. Kleinere Gedichte hg. von E. Schmidt. Kleinere Schriften hg. von R. Steig. — 5. Band. Briefe, bearbeitet von Geo. Minde-Pouet.

Körner. Werke. Körners Werke (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe). (Hg. von Wern. Deetjen). Leipzig 1906, Insel-Verlag. 3.50 M.

Körner Thdr., Sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Otto Franz Gensichen. 2. Auflage. Stuttgart (1906), Deutsche Verlagsanstalt. 2 M.

Kloß Jul. Erich, Max Kretzer. Eine Studie zur neueren Literatur. 2., völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig (1906), B. Elischers Nachf. 2 M.

Falke Gust., Timm Kröger. Hamburg 1906, A. Janssen. 60 Pf.

Kürnberger Ferd., 50 Feuilletons. Mit einem Präludium in Versen (Allgemeine National-Bibliothek. Nr. 374/81). Wien (1906), Th. Daberkow. 1.60 M.

Kulke Eduard, Erzählende Schriften hg. von Frdr. S. Krauß. Leipzig (1906), Deutsche Verlagsaktiengesellschaft.
1. Band. Der Glasscherbentanz. — Die Lichtanzünderin. 2 M.
Hermann Kurz, Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte von Isolde Kurz. Mit 9 Bildbeilagen und einem Gedichte Faksimile. München und Leipzig bei Georg Müller 1906. (Paul Heyse zugeeignet.) 6 M.

Mit Spannung hat man in literarischen Kreisen diesem Buche entgegengesehen. Man durfte von der Tochter bedeutsame Aufklärungen über die Person des Vaters erwarten. Aber auch die Freunde der Dichterin hofften auf eine an sich wertvolle neue Kundgebung ihres schriftstellerischen Talents. Da und dort in Zeitschriften verstreute Proben erhöhten noch die Begierde auf das vollständige Werk. Aber mancherlei widrige Umstände verzögerten dann das Erscheinen über Gebühr. Die Verfasserin selbst hat in ihrem Vorwort darüber Rechenschaft abgelegt. „Zwei Brüder," schreibt sie, „auf deren Mitwirkung und Teilnahme an der Wiedererweckung der gemeinsamen Vergangenheit ich vor allem gerechnet hatte, wurden rasch nacheinander gänzlich unerwartet vom Gipfel des Lebens weggerissen. Die dadurch veranlaßten äußeren Veränderungen, mehrmaliger Ortswechsel und endliche Aufgabe eines langjährigen Wohnsitzes haben die Arbeit wiederholt aufs einschneidenste unterbrochen. Bei diesen jähen Umwälzungen ging von den seit lange gesammelten Notizen manches Wertvolle verloren, während zugleich die Durchsicht alter Truhen und vergessener Schubfächer unvermutet neues Material zutage brachte, das die Umarbeitung der schon geschriebenen Kapitel gebieterisch forderte." Schließlich führte sie mit einer Eile, die nur darauf bedacht war, neuen Störungen vorzukommen, das Werk zu Ende. Ihr Gefühl, daß ihm die letzte Ausrundung fehle, hat sie allerdings nicht betrogen. Aber während das Ganze an einem gewissen Mangel an richtigen Proportionen leidet, sind die einzelnen Abschnitte, wenigstens der Mehrzahl nach, auf eine hohe Stufe künstlerischer Vollkommenheit erhoben.

Einer Dichterbiographie in streng literarhistorischem Sinne wird sich von Isolde Kurz kaum jemand versehen haben. Man mußte sich von vornherein auf ein Überwiegen des epischen Elements gefaßt halten. Aber gerade von ihrer Erzählergabe durfte man ein Lebendigwerden der Vergangenheit im höheren Verstande, von ihrem oft bewährten psychologischen Tiefblick eine das geistige Wesen ihres Vaters durchdringende Charakteristik erwarten. In beiden Punkten hat sie das auf sie gesetzte Vertrauen gerechtfertigt. Fast allzu bescheiden hat sie die Bedeutung ihrer Biographie, die sie selbst mit Recht noch für keine abschließende hält, also präzisiert: „Doch gibt mir der Besitz von intimen Familienbriefen und manche erhaltene Überlieferung wenigstens einen Einblick in die Zeit seines Werdens, und der Vorteil des gemeinsamen Blutes läßt mich hoffen, manche Züge seines Wesens richtiger, als dem Fremden möglich ist, zu deuten und so dem künftigen, besser ausgerüsteten Biographen die Gesichtspunkte für die Auffassung des Menschen und des Dichters Hermann Kurz zu liefern."

Dem Kurz-Biographen steht ein stattliches handschriftliches Material zu freier Verfügung. Aus dem Nachlaß des Dichters hat es die k. Landesbibliothek in Stuttgart von der Witwe erworben. Namentlich die Korrespondenz ist nach Inhalt wie nach Umfang bedeutend und liefert für die Einzelheiten des Lebens wie für die Geschichte der Werke reiche Ausbeute. So hat Hermann Fischer danach die Tragikomödie vom buchhändlerischen Schicksal des Kurzschen Jugendromans „Schillers Heimatjahre" in seinen „Beiträgen zur Literaturgeschichte Schwabens" 2. Reihe (Tübingen 1899) S. 217—248 ausführlich schildern können. Der genannte Tübinger Universitätsprofessor hat auch bei der Neuausgabe der Werke von Hermann Kurz im Max Hesseschen Verlage

aus jener Quelle geschöpft. Isolde Kurz hat überdies noch über manches im Privatbesitz der Familie Verbliebene verfügt. So teilt sie uns eine Reihe ungedruckter Gedichte und Verse ihres Vaters mit, darunter eine Nachlese aus den Gedichten der Maulbronner Zeit (S. 42—46), ein Sonett an Justinus Kerner (S. 115), ein dem Grafen Alexander von Württemberg gewidmetes „Gebet bei einer Flasche Wein" (S. 117); daran reihen sich zwei Sonette der Dichtergattin (S. 119 f.). Besonderes Interesse erregen die Auszüge aus den originellen Briefen der von Kurz in seinem „Witwenstüblein" verherrlichten Tante und Dote Kenngott, die „mit ihrer erstaunlichen Pfote und einer ganz unerhörten Orthographie" an den jungen Brausewind mütterliche Ermahnungen zu richten pflegte. Ein zum ersten Male veröffentlichtes Schreiben des Barons Georg von Cotta an den Verfasser von „Schillers Heimatjahren" (S. 90 f.) wirft auf die Gründe des Verzichts der in erster Linie zum Verlage dieses schwäbisch-patriotischen Romanes berufenen Cottaischen Buchhandlung noch mehr Licht. Eine bis jetzt auch den Mörikeforschern verborgen gebliebene Ergänzung zum Mörike-Kurz-Briefwechsel bildet die Korrespondenz Eduard Mörikes mit Hermann Kurzens jüngerem Bruder Ernst. Sie hat der Verfasserin vorgelegen, und insbesondere wird daraus ein Schreiben Mörikes mitgeteilt (S. 88—102), das zum Verständnis einer Partie des Mörike-Kurz-Briefwechsels fast unerläßlich ist.

Der zweiten Stoffgruppe, der mündlichen Überlieferung, kommt besondere Bedeutung zu, weil sie ohne die Vermittlung Isoldens der Nachwelt wahrscheinlich ganz verloren gegangen wäre. Überdies hat die Dichterin diesen Episoden und Anekdoten, Porträts und Charakteristiken zum großen Teil eine reizende künstlerische Form gegeben, so daß sie eine anziehende Lektüre für jedermann bilden. Ob alle diese Mitteilungen streng historisch im einzelnen sind? Vielleicht möchte die Verfasserin selbst keine Bürgschaft dafür übernehmen. Haben sich doch auch sonst hin und wieder kleine geschichtliche Irrtümer in das Buch eingeschlichen, wie beispielsweise Generalleutnant Graf Dillen, ein Günstling König Friedrichs von Württemberg (der Großoheim der Dichter-Gattin), aus einem Obersthofmeister zum Staatsminister gemacht wird (S. 132). Doch kommt ja auf solche Äußerlichkeiten nicht allzu viel an. Die Hauptsache bleibt die innere Wahrheit ihrer Schilderungen. Und die kann nicht angezweifelt werden. Im großen Ganzen ist die Umgebung, aus der Kurz hervorgegangen und in der er groß geworden ist, in der er gelebt und gewirkt hat, sehr gut getroffen und durch eine Fülle lebendiger Züge veranschaulicht. Die Vorfahren, Eltern und Verwandten des Dichters, seine Jugendfreunde, seine Parteigenossen treten alle in leibhaftige Erscheinung. Den Höhepunkt erreicht das Buch jedoch in den Abschnitten, die von Kurzens Gattin und deren Familie handeln. Die freimütigen und unbefangenen Nachrichten, die von dieser autoritativen Seite über die altadelige Familie Brunnow und das ebenso reichbegabte als exzentrische Freifräulein Marie geliefert werden, sind um so willkommener, als man bisher darüber herzlich wenig gewußt hat. Wie der alte Freiherr als junger württembergischer Offizier den russischen Feldzug unter Napoleon mitmachte, in Gefangenschaft geriet und sich befreite, wie Marie auf dem väterlichen Landgut zu Obereßlingen in schrankenloser Freiheit heranwuchs und sich das nüchterne Leben zu einem Stück abenteuerlicher Romantik umschuf, wie die junge Baronesse 1848 ins radikale Fahrwasser geriet — das alles liest sich fast wie ein Roman. Wir werden dann Zeugen der ersten Begegnung zwischen Hermann Kurz und Marie von Brunnow auf einem Maskenball, zu dem sie sich als Laura (aus dem von ihr bewunderten Roman „Schillers Heimatjahre") verkleidete, und begleiten das junge Paar über die Jahre schwankender und stockender Beziehungen hinweg zum Altar und in die ganz unter dem Zeichen der Politik und des Journalismus stehende junge Ehe.

Allmählich sind wir damit dem Zeitpunkt nahe gerückt, da Isolde Kurz persönliche Erinnerungen zu verwerten vermag. Weshalb der Gewinn davon wenigstens für das Lebensbild des Dichters nicht ganz so groß ist, als man eigentlich erwarten sollte, darüber hat sie sich selbst wiederum deutlich ausgesprochen. Er, dem einst die Jugendkameraden das beneidenswerteste Mundstück zuerkannt hatten, redete als Familienvater fast gar nicht mehr, am wenigsten in den späteren Jahren, wo die Tochter erst zu einem Austausch fähig wurde (S. 3). Sein reizbarer Zustand betrog ihn auch um die Freuden des Familienlebens. „Er war zu spät Vater geworden und blieb darum inmitten der Seinigen ein Einsiedler und Junggeselle. Sobald er sich nur auf einen Tag von Frau und Kindern entfernte, befiel ihn quälendes Heimweh, und dennoch litt er vom Zusammenleben." Isolde erinnert sich, so weit sie zurückdenken mag, nicht einer einzigen Mahlzeit, die er mit der Familie gemeinsam eingenommen hätte. „So fand zwischen ihm und der heranblühenden Jugend wenig Wechselwirkung statt" (S. 271). „Ein luftigeres Band hat wohl nie Kinder mit ihrem Vater verbunden; als er geschieden war, hielt sein Andenken die Hinterbliebenen beinahe fester zusammen, als zuvor seine leibliche Gegenwart" (S. 321). So konnte insbesondere davon keine Rede sein, daß die Tochter Authentisches über sein früheres Leben und Wirken aus seinem eigenen Munde erfuhr. Dennoch ist sie nicht umsonst so manches Jahr seine Hausgenossin gewesen. Das Bild des weltfremd gewordenen Dulders hat sich tief ihrem Herzen eingeprägt, und sie läßt es nun wieder in festen Umrissen in die äußere Erscheinung treten. Wir danken es Isolde, daß wir uns endlich auch von dem Wesen des vor der Zeit alt und müde Gewordenen eine klarere Vorstellung als bisher machen können.

Im übrigen erweitert sich die Biographie in den hinteren Partien zu einer Geschichte des heranblühenden Kurzschen Geschlechts. Die Verfasserin erzählt von der eigenen und ihrer Brüder Jugend und Entwicklung, von den Beziehungen der Geschwister untereinander. Ihr Buch gewinnt so autobiographische Bedeutung, und wer sich noch erinnert, wie artig sie schon vor Jahren einmal über sich selbst geplaudert hat (im Literarischen Echo, 4. Jahrg., Heft 15, Mai 1902, Sp. 1015—1025), wird von vornherein gerade diesen Abschnitten besondere Teilnahme entgegenbringen. Und in einem ganz bestimmten Punkte wird unsere Vorstellung von dem Wesen der Dichterin umgewandelt. Man war bis jetzt gewohnt, sie nur für die Tochter ihres Vaters zu halten, mit dessen poetischer Physiognomie die ihrige ja immerhin gemeinsame Züge aufweist. Künftig wird man sie noch in weit höherem Maß als das Kind ihrer Mutter betrachten müssen, deren Eigenart sie mit einer sie selbst und die noch lebende Greisin gleichermaßen ehrenden Offenheit gezeichnet hat.

Auf eine zusammenhängende ästhetische Würdigung des Dichters Kurz oder gar auf eine förmliche Besprechung seiner einzelnen Werke hat die Verfasserin verzichtet. Doch fällt bei Gelegenheit auch hiefür mancherlei ab. Eine geistige Verwandtschaft zwischen Mörike und Kurz will sie nicht anerkennen (S. 102). Über den Schluß des „Sonnenwirt", der sich bekanntlich nicht völlig aus dem geschichtlichen Rohmaterial zu poetischer Ausgestaltung erhoben hat, erhalten wir bemerkenswerte Aufschlüsse (S. 193 ff.). Interessant ist auch, was über die von Kurz selbst geplante, ja begonnene Dramatisierung des Romanes mitgeteilt wird (S. 201). Auch sonst erfährt man allerhand über bisher wenig belichtete Kapitel seiner literarischen Tätigkeit. Doch wichtiger als solche Einzelheiten ist die Frage, wie die Tochter die künstlerische Gesamtpersönlichkeit ihres Vaters wertet. Wie nicht anders zu erwarten, gesellt sie ihn den allerersten Dichtern seines Zeitalters bei, was nicht sowohl direkt ausgesprochen und bewiesen wird, als vielmehr eine stillschweigende Voraussetzung bildet. Um so lebhafter beklagt sie die verhängnisvolle Verkettung unseliger

Umstände, die sein Leben so tragisch gestaltet und ihm jenes tückische, die Produktionskraft allzu früh hemmende Nervenleiden zugezogen hat. Hunger im buchstäblichen Sinn oder doch ungenügende Ernährung hat seinen körperlichen Zusammenbruch mitverschuldet. Wer möchte es der Tochter verargen, daß sie von heiligem Zorn gegen alle die Verhältnisse erfüllt ist, wider die der Dichter umsonst angekämpft hat? Manches scharfe und gewiß berechtigte Wort fällt gegen die Enge der württembergischen Zustände, gegen das Bestreben der Schwaben, „einander zu verkleinern, ja lieber einen ganz Fremden, wäre er auch minder verdienstvoll, anzuerkennen, als einen der Eigenen“ (S. 8). Das alles und noch mehr wird ja durch das Leben so vieler Geistesgrößen bestätigt, die in Württemberg geboren, aber dort nicht gestorben sind, und die Tatsachen sind schon ungezählte Male festgestellt worden. Aber wenn sich die Pietät der Tochter daran genügen läßt, Kurzens herbes irdisches Los aus einer unerschöpflichen Fülle ausgesuchter Schicksalsteufeleien zu erklären, so wird der objektive Biograph auch den Spuren nachzugehen haben, die darauf hindeuten, daß etwas wie eigenes Verschulden — und wäre es auch nur Charakterschroffheit und Eigensinn — mit im Spiele gewesen ist. Kurz konnte sich nicht rechtzeitig entschließen, seiner undankbaren württembergischen Heimat den Rücken zu kehren, weil er fühlte, daß sein poetisches Talent in ihr ausschließlich wurzelte. Wenn dem wirklich so war, dann müssen wir in dieser Art von Bodenständigkeit eine starke Beschränktheit erblicken. Aber so gut man heutzutage in Berlin ostpreußische Romane und schlesische Dramen dichten kann, hätte Kurz, auch leibhaftig in der Fremde weilend, doch poetisch von seinen Heimaterinnerungen zehren können. Die Jugendeindrücke pflegen ja, zumal wenn die Phantasie mit ihnen im Bunde steht, so stark nachzuwirken, daß sie keiner fortgesetzten Erneuerung bedürfen. Es war eben ein Stück echt schwäbischer Schwerfälligkeit, was Kurz verbot, dem Beispiel seines von ihm verherrlichten Landsmannes Schiller zu folgen und den württembergischen Staub von den Fußsohlen zu schütteln.

Und wahrscheinlich hätte er in der Fremde auch nicht so leicht die Fühlung mit den literarischen Bestrebungen seiner Epoche wie im schwäbischen Winkel verloren. Seiner Äußerung „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen“ (S. 5) wäre dann nicht oder doch wenigstens nicht im selben Maße Geltung zugekommen. Es wäre gewiß herrlich, wenn sich das Gute in der Kunst immer von selbst durch das Schwergewicht seines inneren Werts durchsetzen würde. Solange dem aber nicht so ist, müssen die Autoren selbst auch auf Äußerlichkeiten strengen Bedacht nehmen. Der Vorwurf, seine Schätze leichtfertig verstreut, statt sie gesammelt der Welt vorgewiesen zu haben, bleibt an Kurz haften. Aber freilich steht das Maß dieser Verschuldung zu der Buße außer jedem Verhältnis. Und die Gleichgiltigkeit des deutschen Publikums gegenüber Meisterschöpfungen kulturhistorischer Erzählungskunst, wie „Schillers Heimatjahre“ und „Der Sonnenwirt“, wird dadurch keineswegs entschuldigt.

Ob eine ausführliche Darstellung von Hermann Kurzens Leben und Wirken auf wissenschaftlicher Grundlage noch zustande kommt, wird in erster Linie davon abhängen, bis zu welchem Grade das anscheinend in Zunahme begriffene Interesse für seine Person und seine Poesie einer weiteren Steigerung fähig ist. Aber auch durch ein derartiges Werk würde Isoldens Buch nicht überflüssig gemacht. Es ist ja nur wünschenswert, daß wir über bedeutende Dichter neben jenen objektiv literarhistorischen Biographien auch subjektiv gefärbte Zeugnisse von persönlichem Gepräge besitzen, sei es nun, daß einer seinen eigenen Lebens- und Entwicklungsgang schildert oder eine ihm besonders nahestehende Person dies übernimmt oder ein geistesverwandter Dichter sich über ihn äußert. In unserem Fall hat eine Geistesverwandte und die nächste Blutsverwandte in einer Person das Wort ergriffen. Wir möchten der Tochter starkes und

warmes Empfinden für den Vater durchaus nicht durch eine kühl abwägende Kritik ersetzt sehen. Hat sie doch auf der anderen Seite ganz unbefangen über mancherlei Dinge geredet, die eine weniger vorurteilslose Tochter zu verschleiern gesucht hätte. Wir sind ihr dafür zu besonderem Dank verpflichtet.

Die äußere Ausstattung des auf gutem Papier klar und deutlich mit lateinischen Lettern gedruckten Buches kann wohl befriedigen. Der Bilderschmuck, der uns namentlich den Dichter selbst in verschiedenen Lebensaltern vorführt (Zeichnung aus dem 30. Jahre, eine photographische Aufnahme vom Jahre 1863, zwei Aufnahmen vom Sommer 1873, Medaillonbildnis seines Sohnes Erwin Kurz am Tübinger Grabmonument), bildet eine willkommene Beigabe.

Stuttgart. Rudolf Krauß.

(Landsberger Silvius), Don Carlos, der Infanterist von Spanien oder Das kommt davon, wenn man seine Stiefmutter liebt. Spanische Lokalposse mit starkem Berliner Beigeschmack und sehr vielen Couplets, in 3 lustigen Akten, frei nach Schiller, aber bedeutend verbessert usw. Neu hg. und mit einem biographischen Nachworte sowie einer Abhandlung über Berliner Puppenspiele versehen von Gthi. Weisstein (Berliner Curiosa. Nr. 2). Berlin (1905), E. Frensdorff. 1.50 M.

Guido List. Über ‚Danton und Robespierre' von Bruno Sturm. Über Max Klinger. Von Norb. Pfretzschner (Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte. 11. Bändchen). Wien 1905, Dorfmeister. 3 M.

Engelhard Karl, K. E. Knodt (Beiträge zur Literaturgeschichte. 10. Heft). Leipzig 1906, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 40 Pf.

Laube, Heinr., Theaterkritiken und dramaturgische Aufsätze. Gesammelt, ausgewählt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Alexander von Weilen. (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte. Band 7 und 8.) 2 Bände. Berlin, Selbstverlag der Gesellschaft für Theatergeschichte. 1906.

Inhalt: A. Theaterkritiken. I. Aus der „Aurora" (Breslau 1829). II. Aus dem „Leipziger Tageblatt" (1832). III. Aus der „Zeitung für Elegante Welt" (1833—1834). IV. Aus der „Zeitung für Elegante Welt" (1843 und 1844). V. Aus dem „Leipziger Tageblatt" (1844—1846). VI. Aus „Neue Freie Presse" (1867, 1868, 1870, 1871). — VII. Aus „Deutsche Rundschau" (1875). — B. Abhandlungen. 39. Neues von Shakespear. 40. Eugène Scribe und unser Lustspiel. 41. Nochmals „Gottsched und Gellert". 42. Die Entstehung der „Karlsschüler". 43. Richard Wagners Reformversuche (Fragment). 44. Die schöne Literatur und das Theater in Deutschland. 45. Briefe über das deutsche Theater I—V. 46. Das deutsche Theater. Ein Gegenwort (Fragment). — C. Charakteristiken. 47. Seydelmann. 48. Gutzkow—Kühne—Marggraf. 49. Klein—Mosen—Prutz. 50. Ein Besuch bei Ludwig Tieck. 51. Drei Lustspiel-Väter. 52. Auguste Crelinger. 53. Carl Fichtner. 54. Heinrich Anschütz. 55. Julie Rettich. 56. Charlotte Birch-Pfeiffer. 57. Joseph Wagner. 58. Ludwig Löwe. 59. Friedrich Halm. 60. Die Devrients. 61. Eduard Devrient. 62. Roderich Benedix. (Nr. 42, 43, 46 und 55 aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Graef Herm., Nikolaus Lenau (Beiträge zur Literaturgeschichte. 9. Heft). Leipzig 1906, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 60 Pf.

Loeben Otto Heinr. Graf von, Gedichte. Ausgewählt und hg. von Raim. Pissin. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts Nr. 135, 3. Folge. Nr. 15.) Berlin 1905, B. Behrs Verl. 3 M.

Lorm Hieron., Bekenntnisblätter. Verstreute und hinterlassene Aufzeichnungen eines Dichterphilosophen. Eingeleitet von Phil. Stein. Berlin 1905, Schuster & Loeffler. 3 M.

Heckscher J., Johann Peter Theodor Lyser. Potsdam 1906, M. Jaeckel. 2 M.

Marlow F. (Ludw. Herm. Wolfram), Faust. Ein dramatisches Gedicht in 3 Abschnitten [Leipzig 1839]. Neu hg. und mit einer biographischen Einleitung

versehen von Otto Neurath. (Nebst drei Registern.) (Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten. Nr. 6.) Berlin (1906), E. Frensdorff. 5.50 M.

Meyer. Stoeßl Otto, Conrad Ferdinand Meyer (Die Literatur. 25. Band). Berlin (1906), Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.

Busse Carl, Conrad Ferdinand Meyer als Lyriker (Beiträge zur Literaturgeschichte. 8. Heft). Leipzig 1906, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 60 Pf.

Blaser, Otto Conrad Ferdinand Meyers Renaissancenovellen (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. 8. Heft). Bern 1905, A. Francke. 2.80 M.

Meyer Joh., sämmtliche Werke. 8 Bände. Kiel 1906, Lipsius & Tischer. 15 M.

Misson Jos., Da Naz, a niederösterreichischer Bauernbui geht in d' Fremd. Gedicht in unterennsischer Mundart (Allgemeine National-Bibliothek. Nr. 385/6). Wien (1906), Th. Daberkow. 40 Pf.

Mörike. Sallwürk E. v., Eduard Mörike (Dichter-Biographien. 12. Band: Universal-Bibliothek Nr. 4742). Leipzig (1906), Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Werke. Mörike Eduard, Gesammelte Schriften in vier Bänden. Mit einer biographischen Skizze und Einleitungen hg. von Rud. Krauß, Leipzig (1906), M. Hesse. 2 M.

Mörike E., Sämtliche Werke in 2 Bänden. Hg. und mit einer biographischen Einleitung versehen von Edm v. Sallwürk. Leipzig (1906), Ph. Reclam jun. 3.50 M.

Mörike Eduard, Sämtliche Werke. Hg. und eingeleitet von Gust. Keyßner. Stuttgart (1906), Deutsche Verlags-Anstalt. 3 M.

Mörike Eduard, sämtliche Werke in 4 Büchern. Mit einer auf Grund selbständiger Forschungen verf. neuen Bearbeitung des Romans ‚Maler Nolten'. Hg. und mit Lebensabriß eingeleitet von Walt. Heichen. Berlin (1906), A. Weichert. 2 M.

Mörike Eduard, Werke. Ausgewählt und hg. von Walth. Eggert-Windegg. 2 Bände. Münster 1906, Aschendorff. 2.75 M.

Mörike Ed., Werke. Auswahl in 1 Bande. Mit einer Vorbemerkung. Halle (1906), O. Hendel. 3.25 M.

Gedichte. Mörike Eduard, Lieder und Gedichte in Auswahl. Leipzig 1905, G. J. Göschen. 2.50 M.

Mörike Eduard, Gedichte. Hg. und mit einer Einleitung versehen von E. v. Sallwürk (Universal-Bibliothek. Nr. 4769/70). Leipzig (1906), Ph. Reclam jun. 40 Pf.

Mörike Eduard, Gedichte (Pantheon-Ausgabe. Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Frz. Deibel). Berlin (1906), S. Fischer, Verl. 3 M.

Mörike Eduard, Maler Nolten. Novelle in zwei Teilen. (Nach der Original-Ausgabe von 1832.) (Meyers Volksbücher. Nr. 1443/49.) Leipzig (1906), Bibliographisches Institut. 70 Pf.

Oswald Hugo, Mörike-Brevier. Berlin 1906, Schuster & Loeffler. 3 M.

Dem Andenken Karl Morres. Festschrift geleitet von Max Besozzi. Hg. . . von Alfr. Gödel. Graz 1905, Deutsche Vereins-Druckerei und Verlagsanstalt. 85 Pf.

Mosen Julius, Ausgewählte Dichtungen. Hg. und mit einer Einleitung versehen von M. Rudolf. Rochlitz 1905, R. Zimmermann. 2.50 M.

Nathusius Marie, Elisabeth. Eine Geschichte, die nicht mit einer Heirat schließt. Mit einer Vorbemerkung (Bibliothek der Gesamtliteratur. Nr. 1955/61). Halle (1906), O. Hendel. 1.75 M.

Krüger-Westend Herm., Charlotte Niese. Eine literarische Skizze. Altona-Ottensen 1906, Ch. Adolff. 1 M.

Novalis, siehe Hardenberg.

Pichler. Pichler Adolf, Gesammelte Werke. Vom Verf. für den Druck vorbereitet. München und Leipzig, G. Müller.

6. Band. Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen. 4. vermehrte Auflage. 1906 [1905]. 3 M. — 7. Band. Kreuz und quer. Streifzüge. 4. vermehrte Auflage. 1906 [1905]. 4 M. — 9. Band. Wanderbilder. Aus dem Nachlasse. 1906. 5 M.

10. Band. Allerlei aus Italien. Aus dem Nachlasse. 1906 [1905]. 5 M.

Während der siebziger Jahre veröffentlichte Pichler allerlei Reisebriefe aus Italien, meist im Feuilleton der „Wiener Zeitung", die sein Freund F. Uhl redigierte. Weiteren Kreisen blieben sie unbekannt, sie verdienten einen Wiederdruck, sowohl des Verfassers wie des Inhalts wegen. Wir folgen Pichlern nach Venedig, Florenz, Pisa, Siena, Perugia, Assisi, Spoleto, Rom usw.; über das italienische Volkstum und die italienische Kunst werden eine Fülle derber Wahrheiten und feiner Beobachtungen in diesen Briefen niedergelegt. Die Landschaftsschilderungen (es sind einige vortreffliche darunter) verraten den Blick des erfahrenen Geologen. Über die italienische Literatur (von Dante bis herab auf Carducci) aber gelegentlich auch über deutsche und englische Poeten fällt der Verf. sehr beachtenswerte Urteile; die kräftige und auf sich gestellte Persönlichkeit Pichlers tritt überall scharf hervor. Wir werden an „Fra Serafico" erinnert, wenn uns Pichler S. 196 über den Heiligen Assisi berichtet und erklärt: „neben manchen andern verdanke ich auch das meiner Erziehung im mittelalterlichen Tirol, meinem Verkehr mit Mönchen und Klausnern, daß mir solche Gestalten nichts fremdes oder gar lächerliches sind." — Die Abschnitte über die Gegend am Gardasee fallen etwas aus dem Rahmen der Sammlung. Viele Druckfehler, namentlich auch in Zitaten aus lateinischen Dichtern wie S. 86, wirken störend. S. 206 Z. 3 ist statt „Schweiz" vielleicht „Scharnitz" zu lesen? J. J.

13. Band. Marksteine. Gesammelte Dichtungen. Der Marksteine. Bd. I./II. 3. verm. Aufl. 1906. 3.50 M.

Pichler Adf., Der Flüchtling. Ein Brautpaar. 2 Geschichten aus Tirol. Mit einer Einleitung von Karl Bienenstein und einem Beitrag von Pet. Rosegger (Hesses Volksbücherei Nr. 267. 268). Leipzig (1906), M. Hesse. 40 Pf.

Brandes Wilh., Wilhelm Raabe. Sieben Kapitel zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters. 2. durchgesehene und erweiterte Auflage . . . Wolfenbüttel, J. Zwißler. Berlin, O. Janke. 1906. 2 M.

Reinick Rob., Lieder. Eingeleitet und hg. von Rob. Riemann (Universal-Bibliothek. Nr. 4711/12). Leipzig (1905), Ph. Reclam jun. 40 Pf.

Reuter. Gaedertz Karl Theod., Fritz Reuter (Dichter-Biographien. 13. Band: Universal-Bibliothek Nr. 4798/9). Leipzig, (1906), Ph. Reclam jun. 40 Pf.

Möller Marx, Fritz Reuter (Die Dichtung. 36. Band). Berlin (1905), Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Warncke Paul, Fritz Reuter. Woans hei lewt un schrewen hett. 2. Uplag. Stuttgart 1906 [1905], Deutsche Verlags-Anstalt. 7 M.

Müller Karl Friedr., Zur Textkritik in Fritz Reuters Schriften. Mit einem Vorwort der Verlagshandlung. Leipzig 1906, M. Hesse. 20 Pf.

Werke. Reuter Fritz, sämtliche Werke in 12 Bänden. Vollständige, kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe, mit Biographie und Einleitungen von Karl Thdr. Gaedertz. Leipzig (1905), Phil. Reclam jun. 4.50 M. Eine Ausgabe auf Büttenpapier. 1906. 25 M.

Reuters Werke. Hg. von Wilh. Seelmann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 5., 6., 7. Band. Leipzig (1905/6), Bibliographisches Institut. Je 2 M.

Reuter Fritz, Werke, in hochdeutscher Sprache. Aus dem Plattdeutschen übertragen von E. Bußler. 5 Bände. Stuttgart (1905), C. Weber & Co. 10 M.

Evers P., Die Verhochdeutschung Fritz Reuters. Eine literarische und sprachliche Zeit- und Streitfrage. Schwerin (1906), L. Davids. 50 Pf.

Reuter Fritz, Aus der Franzosenzeit. Erzählung. Aus dem Plattdeutschen (Münchener Volksschriften. Nr. 31/33). München (1906), Münchener Volksschriften-Verlag. 45 Pf.

Reuter Fritz, Ut mine Stromtid. 3. Teil. Mit erklärenden Anmerkungen von Arnold Reimann (Deutsche Bücherei. 24. Band). Berlin (1906), Expedition der deutschen Bücherei. 25 Pf.

Latzke R., Roseggerstudien. I. Von ,Zither und Hackbrett' bis zum ,Waldschulmeister'. Programm. Korneuburg 1905.

Hähnel P. R., Friedrich Rückerts Ansichten über Bildung und Erziehung. Dissertation. Leipzig 1905.

Sacher-Masoch. Sacher-Masoch Wanda v., Meine Lebensbeichte. Memoiren. Berlin 1906, Schuster & Loeffler. 5 M.

Schlichtegroll Carl Fel. v., ,Wanda' ohne Maske und Pelz. Eine Antwort auf ,Wanda' von Sacher-Masochs ,Meine Lebensbeichte' nebst Veröffentlichungen aus Sacher-Masochs Tagebuch. Leipzig (1906), Leipziger Verlag. 5 M.

Bayer Edm., Leopold Schefer. Zur Erinnerung an einen deutschen Dichter (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 334). Prag (1906), (J. G. Calve). 20 Pf.

Scheffel. Boerschel Ernst, Josef Viktor v. Scheffel und Emma Heim. Eine Dichterliebe. Mit Briefen und Erinnerungen. Berlin 1906 [1905], E. Hofmann & Co. 8.50 M.

Otto Aug., Bilder aus der neueren Literatur. 5. Heft: Joseph Victor von Scheffel. München 1906, C. Marowsky. 2 M.

Scherenberg Ernst, Dem Meere zu. Nachgelassene Gedichte. Elberfeld 1905, A. Martini & Grüttefien. 2 M.

Scherr Johannes, Die Pilger der Wildnis. Historische Novelle. 2 Bände (Hesses Volksbücherei. Nr. 301/7). Leipzig (1906), M. Hesse. 1.40 M.

Schlaf. Schlaf Johs., Mentale Suggestion. Ein letztes Wort in meiner Streitsache mit Arno Holz. Stuttgart (1905), A. Juncker. 80 Pf.

Schlaf Jhns., Diagnose und Faksimile. Notgedrungene Berichtigung eines neuen, von Arno Holz gegen mich gerichteten Angriffes. München-Schwabing 1906, E. W. Bonsels. 50 Pf.

Schlegel. Athenäum. Eine Zeitschrift von Aug. Wilh. Schlegel und Friedr. Schlegel. Neu hg. von Fritz Baader (Das Museum. 4. Band). Berlin (1905), Pan-Verlag. 4 M.

Aßmann B., Studien zur A. W. Schlegelschen Shakespeare-Übersetzung: Die Wortspiele. Programm. Dresden 1906.

Glawe Walth., Die Religion Friedrich Schlegels. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Berlin 1906 [1905], Trowitzsch & Sohn. 3 M. [Ein Teil vorher als Erlanger Dissertation. 1905.]

Lerch P., Friedrich Schlegels philosophische Anschauungen in ihrer Entwicklung und systematischen Ausgestaltung. Dissertation. Erlangen 1905.

Scholl J. F., Friedrich Schlegel and Goethe 1790—1802. A Study in early German Romanticism. Cambridge, Mass., 1906. 5 M.

Sembritzki Jhns., Christlieb Ferdinand Schwedersky ein vergessener Kaufmann und Dichter. Memel 1906, F. W. Siebert.

Geboren am 29. Januar 1789 in Ruß, gestorben am 11. November (n. St.) 1855 in St. Petersburg. Ein Verzeichnis der Gedichte und Aufsätze Schwederskys (12 Nrn., 1819—1829). S. 14 f.; im Anhang S. 16/20 Abdruck dreier seiner Dichtungen: I. Der Sylvesterabend. II. Gesellschaftsgesang. III. Die Betrachtung.

Seidl. Werke. Seidl Joh. Gabr., Ausgewählte Dichtungen. Hg. und eingeleitet von Karl Fuchs. 1. Teil: Lyrik. 2. Teil: Novellen. 3. Teil: Dramatisches. (Universal-Bibliothek Nr. 4751, 4764, 4771). Leipzig (1906), Ph. Reclam jun. 60 Pf.

Seidl Joh. Gabr., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Mit einer biographisch-kritischen Einleitung und erklärenden Anmerkungen hg. von Wolfg. von Wurzbach. Leipzig (1905), M. Hesse. 2 M.

Seidl Joh. Gabr., Bifolien (Gedichte). Hg. und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Wolfg. v. Wurzbach (Hesses Volksbücherei Nr. 254/6). Leipzig (1905), M. Hesse. 60 Pf.

Spitta Karl Joh. Philipp, Psalter und Harfe. Zwei Sammlungen christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung (Hesses Volksbücherei Nr. 313, 314). Leipzig (1906), M. Hesse. 40 Pf.

Stelzhamer. Burckhard Max, Franz Stelzhamer und die oberösterreichische Dialektdichtung. Wien (1905), Wiener Verlag. 1 M.

Stelzhamer Frz., Charakterbilder aus Oberösterreich. Mit einem Geleitspruch von Gerh. Hauptmann. 2. Auflage. Wien (1905), Wiener Verlag. 3 M.

Stifter. Adalbert Stifter. Eine Selbstcharakteristik des Menschen und Künstlers. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Jos. Harmuth (Die Fruchtschale. 5. Band). München (1905), R. Piper & Comp. 3 M.

Klaiber Thdr., Adalbert Stifter. Stuttgart 1905, Strecker und Schröder. 1.20 M.

Kosch Wilh., Adalbert Stifter. Eine Studie. Leipzig 1905, C. F. Amelang. 1 M.

Weyde Hans, Adalbert Stifter als Erzieher seines Volkes. Nach einem ... Vortrage. 1906. Verlag des Deutschen Böhmerwaldbundes in Budweis.

Horcicka Ad., Adalbert Stifters erste gedruckte Dichtungen aus dem Jahre 1830. (Jahresbericht des k. k. Elisabeth-Gymnasiums in Wien.) Wien 1906.

Der Heimat. Vier Erzählungen von Adalbert Stifter. Oberplan. Verlag des Stifterdenkmal-Ausschusses. 1906.

Inhalt: Granit. — Das Haidedorf. — Der Hochwald. — Der beschriebene Tännling.

Storm. Dreesen W., Romantische Elemente bei Theodor Storm. Dissertation. Bonn 1905.

Knodt Karl Ernst, Theodor Storm, der (Umschlag: als) Lyriker (Beiträge zur Literaturgeschichte. 4. Heft). Leipzig 1906, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 40 Pf.

Lebede Hans, Tiecks Novelle ‚Der Aufruhr in den Cevennen'. Beiträge zur Erforschung ihrer Quellen. [Dissertation.] Berlin 1906, Plahn. 1 M.

Uhland. Schmidt Otho, Uhlands Poetik. Frankfurt a. M. (1906), Gebr. Knauer. 2.50 M.

Bibliophilentrost. Ein verschollenes und bisher ungedrucktes Gedicht Ludwig Uhlands. Den Teilnehmern der Gesellschaft der Bibliophilen gewidmet am Bibliophilentag in Frankfurt am Main den 2. Dezember 1906 [von Max Ziegert; gedruckt bei August Osterrieth in Frankfurt a. M.].

Vierordt. Kellermann C. Alfr., Heinrich Vierordt und Karl Röhrig in ihren Beziehungen zu Ferdinand Freiligrath (Gedenkblätter zur Kunst und Literatur der Rheinlande. 3. Heft). Weimar 1906, A. Huschkes Nachf. 50 Pf.

Lilienfein Heinr., Heinrich Vierordt, das Porträt eines deutschen Dichters. Gezeichnet zu seinem 50. Geburtstag. Heidelberg 1905, C. Winter, Verl. 1 M.

Tibesar B. L., Fr. W. Webers Dreizehnlinden. Eine literarische Studie. 4. Auflage. Paderborn 1906, F. Schöningh. 1.20 M.

Pissin Raim., Frank Wedekind (Moderne Essays. 53. Heft). Berlin (1905), Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

Wisbacher. Badstüber H., Franz Wisbacher. Ein bayerischer Lyriker der Gegenwart. Programm. Baden bei Wien 1905.
Battista Ludw., Franz Wisbacher, sein Leben und sein Dichten. Wien (1905). (Salzburg, H. Dieter). 20 Pf.

Mitteilungen.

Das „Journal of English and Germanic Philology" wird nach dem Tode seines Begründers und Herausgebers Gustav E. Karsten geleitet von den Professoren der Universität von Illinois Chester N. Greenough und O. E. Lessing.

Es hat sich eine „Gesellschaft zur Erhaltung des Lessinghauses in Berlin" als Dichtergedächtnisstätte und Museum gebildet. Vorsitzende: Bürgermeister G. Reicke, Ludwig Barnay, Prof. Ludwig Geiger. Jahresbeitrag: mindestens 5 M.; lebenslängliche Mitgliedschaft: 200 M. Schriftführer: Georg Richard Kruse, Berlin-Schöneberg, Fritz Reuterstraße 7; Geldsendungen an das Bankhaus Gebr. Schickler, Berlin C 19, Gertraudtenstraße 16—17.

Mit einer historisch-kritischen Gesamtausgabe der Gedichte L. H. Ch. Höltys (1748—76) beschäftigt, ersucht der Unterfertigte alle um Nachricht, die von Originalhandschriften dieses Dichters Kunde haben.

Dr. phil. O. Schissel von Fleschenberg.
Innsbruck, k. k. Universität.

Uhlands Briefwechsel ist mit dem gesamten handschriftlichen Nachlaß des Dichters und Forschers großenteils im Schiller-Museum geborgen. Der Schwäbische Schillerverein beabsichtigt den vollständigen Briefwechsel zu veröffentlichen durch den Herausgeber von Uhlands „Tagbuch" und Mitherausgeber der kritischen Ausgabe von Uhlands Gedichten, Julius Hartmann. Besitzer von Originalbriefen Uhlands — Bibliotheken, Buchhandlungen und Einzelne — werden daher gebeten, kurze Angaben über Ort, Zeit und Adressaten, sowie derzeitige Eigentümer der Briefe, gef. einsenden zu wollen an das Schiller-Museum in Marbach a. N., damit der Herausgeber sich wegen des Weiteren an die Besitzer wenden kann.

Nachträge.

Zu Euphorion XII, S. 404.

Der „Schwager", zu dessen Gunsten sich Schiller im Juli 1796 bei Karl von Dalberg verwendete, war der Verlobte seiner Schwester Luise, Magister Frankh, damals Pfarrvikar in Gerlingen am Fuß der Solitüde. Schillers Bemerkungen auf dem Brief waren für Frankh bestimmt; er hoffte auf die Pfarrei Uhlbach bei Stuttgart, deren Besetzung dem Bistum Konstanz zustand (vgl. Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie v. Wolzogen, S. 238 u. 380). Erst 1799 konnte er sich mit Luise Schiller vermählen, nachdem er die Pfarrei Kleversulzbach erhalten hatte. Otto Güntter.

Berichtigung: Euphorion X, S. 858, 2. Spalte, Zeile 8 und 11 von unten beidemale statt A. Ritter zu lesen A. Rittig von Flammenstern.

In der Handschrift abgeschlossen am 31. Dez. 1907, im Satz am 15. Sept. 1908.

Englische Komödianten in Leipzig.

Von Georg Witkowski in Leipzig.

Unter den zahlreichen Nachrichten über das Auftreten englischer Komödianten in Deutschland befand sich bis jetzt keine einzige, die von ihrem Erscheinen in Leipzig berichtet hätte. Diese auffallende Lücke unserer Kenntnis der friedlichen englischen Invasion wird nun ausgefüllt, zunächst durch Notizen des Organisten an der Leipziger Thomaskirche, Georg Engelmann, die mir durch Herrn Dr. Ernst Kroker, Bibliothekar an unserer Stadtbibliothek, vor längerer Zeit freundlichst überlassen wurden. Die Folio-Handschrift, in der sie enthalten sind (Leipziger Stadtbibliothek Rep. VI ak), führt den Titel: „Georg Engelmanns Mansfeldensis Academiae Lipsiensis nec non Civitatis ad d. Thomae Organistae Annales Lispiensis (so!).“ Inzwischen hat Professor Wustmann im Leipziger Tageblatt vom 22. Dezember 1907 einen Aufsatz „Zur Leipziger Theatergeschichte“ veröffentlicht, in dem diese Angaben gemeinsam mit Ergebnissen seiner Nachforschungen in den Stadtrechnungen verwertet sind. Ich trage kein Bedenken, sie hier, vermehrt durch eine von mir aufgefundene Ergänzung aus dem königl. Hauptstaatsarchiv in Dresden, mitzuteilen, da die Stelle, wo sie zuerst erschienen, nur wenigen Lesern des „Euphorion“ zugänglich sein dürfte und ihre Bedeutung weit über die Leipziger Lokalgeschichte hinausreicht.

Gibt doch gleich die älteste dieser Nachrichten einen neuen terminus a quo für das Auftreten der Engländer in Deutschland. Bisher galt die Anstellung der Truppe Kempes am sächsischen Hofe im Sommer 1586 für das erste Datum in der Geschichte der englischen Komödianten. Aber in den Leipziger Stadtrechnungen steht bereits unter dem 19. Juli 1585 die Ausgabe verzeichnet: „5 Thaler den englischen Spielleuten, so ufm Rathaus ihr Spiel mit Springen und allerlei Kurzweil getrieben.“

Aus der Notiz ergibt sich, daß die Engländer hauptsächlich akrobatische Künste vorgeführt haben. Aber es ist durchaus wahr-

scheinlich, daß unter der „allerlei Kurzweil“ auch dramatische Aufführungen zu verstehen sind, da diese überall zum Repertoire der Engländer gehörten. Die Tatsache, daß sie nicht besteuert wurden, sondern sogar noch eine stattliche Belohnung empfingen, beweist, daß ihr Erscheinen vom Leipziger Rate freudig und dankbar als etwas Außerordentliches begrüßt wurde.

In den Jahren 1587—1592, der Zeit von der Heimkehr Kempes, des ersten in Deutschland bezeugten englischen Schauspielers, bis zum Auftauchen der nächsten englischen Truppe in Deutschland, derjenigen Robert Browns, hielt man bisher ein Auftreten von Engländern in Deutschland für ausgeschlossen. Nach einer ansprechenden Vermutung Wustmanns ist vielleicht der Andreas Röthsch (Rudge?), der Ende Juli 1591 vom Leipziger Rate zwei Gulden bekam, „daß er ein Spiel vom reichen Mann gespielt“, ein englischer Komödiant gewesen. Trifft diese Vermutung zu, so ist für die sechs Jahre von 1587—1592 ebenfalls die Anwesenheit von Engländern in Deutschland erwiesen.

Von 1592 bis in die dreißiger Jahre des folgenden Jahrhunderts haben die Engländer ununterbrochen Deutschland durchzogen. Wie in ihrer Heimat stellten sich die Truppen in den Dienst hoher Herren und wurden von ihnen besoldet, aber sie blieben nicht ständig im Gefolge ihrer Gebieter, sondern besuchten die großen Städte, vor allem zur Zeit der Messen. Namentlich für Frankfurt a. M. und Nürnberg ist häufiges Auftreten englischer Komödianten bezeugt, ebenso für Dresden in den Jahren 1600, 1605, 1607, 1609, 1610, 1617, 1626—27 und dann bis 1671 noch zwölfmal.

Es wäre zu verwundern, wenn die Engländer niemals auf den Gedanken gekommen wären, von Dresden aus das nahe Leipzig aufzusuchen, abgesehen davon, daß schon die Messen für sie genug Anziehungskraft haben mußten, um sie auch aus weiterer Entfernung herbeizulocken. Die einzigen unbestimmten Zeugnisse für ihre Beziehung zu Leipzig, die bisher vorlagen, aber nur zum Teil von Creizenach (Die Schauspiele der englischen Komödianten S. LXXVI) beachtet wurden, enthält die bekannte Sammlung der „Englischen Comedien und Tragedien“ von 1620, die bei Gottfried Grosse in Leipzig erschienen ist. Das vierte der kleinen am Schlusse angehängten Singspiele enthält Anspielungen auf Leipziger Lokalitäten. Seite Aaa 4[a] singt der Magister:

Deins Hertzens ich gar nicht bedarff
Es seynd viel in Fleischbänken,

ein Hinweis auf die Lokalität, die in Leipzig vom 16. bis 18. Jahrhundert am häufigsten zu Theateraufführungen diente. Ferner sagt der Studiosus in demselben Spiel (S. Aaa 5[a]):

Ich wil nun wieder gehn zu Handt,
Wol in die Grimmisch Gassen,
Vnd wil mir Tuch ausnehmen thun,
Zu Mantel, Wams vnd Hosen,

und erwähnt (S. Aaa 6ᵃ) die Häscher, mit denen die Leipziger Studenten in steter Fehde lagen.

Diese Lokalanspielungen können ursprünglich nur für eine Leipziger Aufführung bestimmt gewesen sein und beweisen somit indirekt die Anwesenheit der Engländer.

Von den weiteren, unmittelbaren Belegen ist der früheste ein Brief Friedrich Wilhelms von Sachsen-Altenburg, der als Vormund des unmündigen Kurfürsten Christian II. Sachsen regierte (königl. Hauptstaatsarchiv in Dresden, Loc. 8839). Er schreibt aus Torgau am 17. April 1596 an den Leipziger Rat:

Wir haben euer entschuldigung, vnd warumben etlich Engellandern den bevorstehenden Monath vber bei Euch ihre Comedien zu agirn, auch andere Spiel mit Feurwerk zu halten nicht erlaubt werden könne, verlesen hören, wenn wir es dann darbei bewenden lassen, so werdet jr erwehnte Engellander vf jr ferner ansuchen, daruffen zu bescheiden wissen. Vnd wir mochtens Euch zur nachrichtung hinwider nicht bergen.

Der Rat hat also den Engländern nicht gestattet zu spielen, wie das häufig in anderen Städten geschah, wegen der Pest oder wegen schlechter Zeiten oder mit anderer Begründung. Da der Rat es für nötig hielt, die Zustimmung des Administrators einzuholen, dürften die Engländer auch in Leipzig nach ihrer Gewohnheit ihr Gesuch durch die Empfehlung irgend eines hohen Herrn unterstützt haben.

Bald erkannten die deutschen Stadtbehörden, daß die hohen Einnahmen der Engländer ein willkommenes Steuerobjekt darboten. In den Leipziger Stadtrechnungen erscheint zum erstenmal am Schlusse der Michaelismesse 1600 eine Einnahme von 10 Thalern „Stättegeld" von den Engländern, „daß sie den Markt hier gespielt", wohl der Mietpreis für ein städtisches Lokal, vermutlich der Saal über den Fleischbänken.

Dann verzeichnet Engelmann am 23. Februar 1603 „haben die Engelander bey d. Moritz Rincken in der Hahnstraße (jetzt Barthels Hof) 10 Tage agiret", am 3. Mai 1610 „haben Englische Comoedianten Comoedien gespielet in Jordans Hause auf der Ritterstraßen". Im Jahre 1611 notiert er: „Im Ostermarkt sind 2 Englische Comoedianten allhier gewest." Es haben also während dieser Messe zwei Truppen nebeneinander gespielt, wie dies auch in Frankfurt mehrfach geschah. Den Namen eines Engländers nennt Engelmann zum 25. April 1613: „bis Pfingsten hat der Engelander Hanß

Leberwurst mit s. (seinem, seinen?) Knaben Comoedien gespielt in der Fleischergaße."

Ein Hanß Leberwurst war bisher unter den englischen Komödianten nicht bekannt, aber der Name schließt sich den anderen Bezeichnungen an, die sich die englischen Clowns, in der Regel zugleich die Führer der Truppen, für ihr deutsches Publikum beilegten: Stockfisch, Pickelhering, Hans Supp oder Jean Potage und endlich der gleichgeartete deutsche Stammvater Hans Wurst, als dessen unmittelbarer Abkömmling unser Hanß Leberwurst gelten muß.

Mit dieser Erwähnung endet die Reihe der auf die Engländer in Leipzig bezüglichen Notizen Engelmanns und damit überhaupt die Kunde von ihrem Auftreten in Leipzig.

Seele und Leib im Faust.

Von Friedrich Warnecke in Magdeburg.

1. Einleitung.

Zu vorliegender Arbeit trieb mich ein zweifaches Interesse. Einmal war ich durch die Untersuchung von Dichtung und Wahrheit zu der Überzeugung gekommen, daß die Besprechung der Jugendfragmente Altersrekonstruktion war. Beim Mahomet zeigte es sich am deutlichsten. Der 70jährige Dichter kannte seine Jugendschöpfungen nicht mehr. Anderseits hat mir seine Stellung zu Spinoza gezeigt, daß seine Weltanschauung eine tiefgehende Wandlung durchgemacht haben muß.

Goethe sagt selbst darüber, daß er schon 1792 in Pempelfort seinen Freunden innerlich fast unkenntlich geworden sei, weil er, obwohl „in eben der Person beharrend, ein ganz anderer Mensch geworden" (WA. I, 33, 187). Nun das sind Reflexionen späterer Zeit. Die „Campagne" ist 1820 begonnen und enthält manche Spiegelung der Jahre 1811 und 1812. Vergangenheit und Gegenwart ist manchmal in eins zusammengezogen. Ich bin durch meine früheren Arbeiten[1]) zu der Überzeugung gekommen, daß jene Wandlung später, vielleicht 1811, anzusetzen ist.

Die vorliegende Untersuchung zeigt, daß sich bei dem Verhältnis von Faust II zu Faust I ähnliches wiederholt wie bei dem

---

[1]) Gothes Mahomet-Problem, Halle 1907. Goethe, Spinoza und Jacobi, Weimar 1908.

Zurückgreifen Goethes auf die Fragmente: Der ewige Jude, Mahomet, Prometheus.

An der Wende des Jahrhunderts dient ihm der Gegensatz zwischen Leib und Seele zum „Leitmotiv" (E. Schmidt, Faust, Jubiläumsausgabe 13, XXVII f.). Es ist ihm das Faustproblem. Diese Idee legt um die vorhandenen Bruchstücke den Rahmen (J. Minor, Faust 1, 108).

Als Goethe aber an den II. Teil heranging, hatte er die Resultate aus seinen Naturstudien gezogen. Hieran schloß sich ein eingehendes Studium Spinozas im Jahre 1811. Über das Problem zu grübeln überließ er jetzt den „Leuten". „Warum sich Mann und Frau so schlecht vertragen?" ließ er auf sich beruhen.

Der einmal festgelegte Plan wurde mit Kompromissen durchgeführt. Fausts „Seelenschatz" wurde erlöst. Doch spiegelt sich der Spinozist in Fausts Unsterblichkeit wieder.

2. Pakt.

Auf eine Formel läßt sich die Lebensanschauung Goethes in seinen jungen Jahren schwerlich bringen, er selbst schrieb später (am 24. Mai 1828) an den Kanzler von Müller, er habe sich früher zu einer „Art Pantheismus" bekannt.

In der Katechisationsszene des Faust könnte man vielleicht die Bestätigung suchen.

Doch spricht manches dafür, daß Goethe im I. Teil des Faust eher auf dem Standpunkt des christlichen Dogmas als auf dem Spinozas steht.

Faust sagt von sich selbst I, 354 f.:

> Habe nun, ach! Philosophie,
> Juristerei und Medizin,
> Und leider auch Theologie!
> Durchaus studirt, mit heißem Bemühn.

Da ihn das nicht befriedigt hat, versuchte er es mit der Magie (I, 376). Der Zweck ist 382: „Daß ich erkenne, was die Welt Im Innersten zusammenhält."

Auf dem „leider auch Theologie" liegt ein starker Ton; Faust hat ein großes metaphysisches Bedürfnis 1216: „Wir lernen das Überirdische schätzen, Wir sehnen uns nach Offenbarung." Er wollte dem „Unendlichen" näher kommen (1815). In der Beschwörungsszene sehen wir, daß er sich mit „allen Kräften" zu ihm „drang" (495), weil er sich für Seinesgleichen hält (500). Der Erscheinung des Geistes gegenüber glaubte er sich schon als „Ebenbild der Gottheit", das den „Erdensohn" schon „abgestreift" hat (614 f.).

Aber gerade der letztere ist bei seinem hohen Fluge der Ballast 1090:

> Ach! zu des Geistes Flügel wird so leicht
> Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
> 1544: In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
> Des engen Erdelebens fühlen.

Am deutlichsten war aber dieser Gegensatz zwischen der Seele, die zu Gott fliegen möchte, und dem Leibe, der die Abhängigkeit von der Erde so fühlbar macht, 1112 dargestellt:

> Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
> Die eine will sich von der andern trennen;
> Die eine hält, in derber Liebeslust,
> Sich an die Welt mit klammernden Organen;
> Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
> Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Da Faust einsieht, daß es der Leib, dieser irdische „Staub“ ist, das ihn hindert „Gott gleich“ zu sein (652), so flucht er allem, was die Seele

> 1588: Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
> Und sie in diese Trauerhöhle
> Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!

In seiner verzweifelten Lage greift der Idealist bewußt zu einem Betäubungsmittel, er will sich in das andere Extrem stürzen und Materialist werden, um sich selbst zu täuschen 1765:

> Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede,
> Dem Taumel weih' ich mich.

Hierauf baut Mephistopheles, der ihm die Hand dazu bietet, seinen Plan; er hofft, daß Faust diesen „Taumel“ mit der Zeit als reelle „Freude“ betrachten wird, denn 1690:

> Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
> Wo wir was Guts in Ruhe schmausen mögen.

Faust ist über diese Philosophie des guten Essens und Trinkens erhaben, er weiß, daß er wohl berauscht — das will er ja — aber nicht überzeugt werden kann. Hierauf wird er nicht hineinfallen, er kann dem Teufel ruhig die Bedingung stellen 1692:

> Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
> So sei es gleich um mich gethan!
> Kannst du mich schmeichelnd je belügen
> Daß ich mir selbst gefallen mag,
> Kannst du mich mit Genuß betrügen:
> Das sei für mich der letzte Tag!

1699: Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Der Zeitpunkt also, wo Faust die Gegenleistung der Wette erfüllen soll, ist genau bestimmt. Im zweiten Teil 11582 fallen die Worte:

Verweile doch, du bist so schön!

Faust stirbt sofort. Mephisto hält die Wette für gewonnen und macht alle Anstalten, den Einsatz einzuziehen. Worin dieser Einsatz bestand, wissen wir aus 1656 f:

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So sollst du mir das Gleiche thun.

J. Minor, Goethes Faust, Entstehungsgeschichte und Erklärung 2, 191, meint der Dichter, habe sich bei dieser Bedingung absichtlich unbestimmt ausgedrückt, das „Drüben" wohl weislich unerörtert gelassen. Wie es da aussieht, steht allerdings nirgends. Der Teufel weiß aber sehr wohl, was er will. Im siebenten Paralipomenon heißt es deutlicher:

Mein Freund, wenn je der Teufel dein begehrt
Begehrt er dein auf eine andre Weise
Dein Fleisch und Blut ist wohl schon etwas werth
Allein die Seel ist unsre rechte Speise.

Auf die Seele hat er es abgesehen. Deshalb spricht auch die Frau Marthe zu dem sterbenden Valentin: „Befehlt eure Seele Gott zu Gnaden." Mit „Millionen Seelen" werden „erprobte Vasallen" von Satan belohnt (Paralipomenon 110).

Man wird also sagen können, Fausts Pakt ist derselbe wie der des Schatzgräbers: „Meine Seele sollst du haben!" Die Voraussetzung hierfür aber ist, daß die Seele, etwas vom Körper verschiedenes, diesen beim Tode verläßt, wie in dem „untreuen Knaben":

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen,
Sie lacht und weint und bet't' und schwur
So fuhr die Seel' von hinnen.

Das finden wir nochmals wörtlich ausgesprochen in der Leichenrede des Abbé für Mignon, Wilhelm Meisters Wanderjahre 8, 8: „Aber

wenn die Kunst den scheidenden Geist nicht zu fesseln vermochte, so hat sie alle ihre Mittel angewandt, den Körper zu erhalten und ihn der Vergänglichkeit zu entziehen."

Zur Zeit der Abfassung des ersten Teils von Faust — ich glaube sogar bis 1811 — hatte der Dichter diese Vorstellung des Verhältnisses von Leib und Seele. Sie ist christlich, pietistisch, mystisch. Die Wanderung der Seele, allerdings nicht zum Teufel, sondern zu Gott, finden wir in Goethes „Euphrosyne" 185 f.:

Wenn Antigone kommt, die schwesterlichste der Seelen,
Und Polyxena, trüb noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schwestern sie an und trete würdig zu ihnen.

Im XIII. Gesange des Klopstockschen Messias sehen wir die Seelen als „Waller nach Canaan". Beide Dichter haben ihre Vorgängerin in Madame S. M. B. de la Mothe Guion: Les Opuscules Spirituels, Cologne 1720, p. 132:

„Les ames touchées de Dieu sont poussées à sa recherche. — Sitôt qu'une ame est touchée de Dieu, et que son retour est véritable et sincere, après la premiere purgation, que la confession et la contrition on faite, Dieu lui donne un certain instinct de retourner à lui d'une maniere plus parfaite, et de s'unir à lui. Elle sent alors qu'elle n'est pas créée pour les amusemens et les bagatelles du monde; mais qu'elle a un centre et une fin, où il faut qu'elle tâche de retourner, et hors de laquelle elle ne trouve jamais de véritable repos."

Im zweiten Teil des Faust baut Mephisto auf diese Voraussetzung, daß die Seele den Körper beim Tode verläßt, seinen Plan.

Der Körper liegt und will der Geist entfliehen,
Ich zeig' ihm rasch den blutgeschriebnen Titel;

Ganz sicher ist er aber seiner Sache auch nicht mehr 11626:

Uns geht's in allen Dingen schlecht!
Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,
Man kann auf gar nichts mehr vertrauen,
Sonst mit dem letzten Athem fuhr sie aus.

Das Seelenfangen war leicht. Jetzt macht das „Wann" und „Wie" schon Schwierigkeiten, die leidigste Frage ist aber das „Wo?" Er treibt die Dickteufel an 11664 f.:

Paßt auf die niedern Regionen,
Ihr Schläuche, das ist eure Pflicht;
Ob's ihr beliebte da zu wohnen,
So accurat weiß man das nicht,
Im Nabel ist sie gern zu Haus,
Nehmt es in Acht, sie wischt euch dort heraus.

Descartes' Zirbeldrüse hat er vergessen.

Alle jene bangen Fragen sind Vorahnung des Teufels, daß er vielleicht doch um sein Pfand betrogen wird. Für ihn steht es zwar fest, daß er die Wette gewonnen hat — jene Worte sind ja buchstäblich gefallen — aber wenn er sie tatsächlich gewonnen hätte, wäre es möglich, daß er die Seele bekam? Die Voraussetzungen haben sich inzwischen verschoben. Der Dichter vom II. Teil des Faust war ein anderer als der vom I.

Hatte der jugendliche Faust einst auch bedauert, daß sich zu den „Flügeln des Geistes" nicht die körperlichen gesellen wollten (I, 1090) die Seele bei ihrem Fluge „zu dem Gefilde hoher Ahnen (1117) immer durch den Körper, „diese Trauerhöhle", gehindert wurde, so war er jetzt ruhiger.

Sein „Sehnen nach Offenbarung" (I, 1217) hat sich gelegt. Wie er nun über das „Überirdische" denkt, hören wir 11441 f.:

> Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
> Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
> Thor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
> Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet.

Metaphysik läßt ihn in Ruhe: „Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen; er findet seine Befriedigung in einem tätigen Leben, im Diesseits 11445:

> Er stehe fest und sehe hier sich um;
> Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.[1])

3. Warum sich Mann und Frau so schlecht vertragen?

Der Dichter von Faust II scherzt jetzt über die Seelenvorstellung, wie wir sie im ersten Teil haben und sie Goethe auch als Überzeugung gehabt hat.

In dem 1814 diktierten, 1821 gedruckten Unterhaltung „der Weisen und der Leute" fragen letztere I, 3, 107:

---

[1]) Siehe II, 11, 46 f: Und so können diese Hefte denn doch, als Teile eines menschlichen Lebens, für Zeugnisse gelten, durch wie vielerlei Zustände derjenige sich durchzuarbeiten hat, der sich, mehr als zum praktischen Wandel notwendig wäre, vielseitig auszubilden gedrängt ist, dem Wahlspruch sich ergebend:

> Willst Du in's Unendliche schreiten,
> Geh im Endlichen nach allen Seiten.

Oder wie es sonst heißt:

> Natura infinita est,
> sed qui symbola animadverterit
> omnia intelliget
> licet non omnino.

Haust wirklich eine Seel' in mir?

Mimnermus.

Das frage deine Gäste,
Denn, siehst du, ich gestehe dir:
Das artige Wesen, das, entzückt,
Sich selbst und andere gern beglückt,
Das möcht' ich Seele nennen.

Die Leute.

Liegt auch bei Nacht der Schlaf auf ihr?

Periander.

Kann sich von dir nicht trennen.
Es kommt auf dich, du Körper, an!
Hast du dir leiblich wohlgethan,
Wird sie erquicklich ruhen.

Die Leute.

Was ist der sogenannte Geist?

Cleobulus.

Was man so Geist gewöhnlich heißt
Antwortet, aber fragt nicht.

Im Divan fragt Suleika Hatem:

Warum du nur oft so unhold bist?

Als Antwort bekommt sie:

Du weißt, daß der Leib ein Kerker ist;
Die Seele hat man hinein betrogen;
Da hat sie nicht freie Ellebogen.
Will sie sich da- und dorthin retten,
Schnürt man den Kerker selbst in Ketten:
Da ist das Seelchen doppelt gefährdet,
Deshalb sie sich oft so seltsam gebärdet.

Wenn der Körper ein Kerker ist,
Warum nur die Seele so durstig ist?
Seele befindet sich wohl darinnen
Und bliebe gern vergnügt bei Sinnen;
Nun aber soll eine Flasche Wein,
Frisch eine nach der andern herein.
Seele wills nicht länger ertragen,
Sie an der Türe in Stücke schlagen.

Oder:

Bulbuls Nachtlied durch die Schauer
Drang zu Allahs lichtem Throne,
Und dem Wohlgesang zu Lohne
Sperrt er sie in goldne Bauer.
Dieser sind des Menschen Glieder,
Zwar sie fühlet sich beschränket;
Doch wenn sie es recht bedenket,
Singt das Seelchen immer wieder.

Auch in dem Gedicht aus dem Nachlaß „Fragment“ bezeichnet, wird der „undankbaren Natur, der menschlichen Seele“ gedacht. Der Körper ist eher zu befriedigen:

Fülle bringt ihm das Jahr an wiederkehrenden Früchten,
Und die Erde ernähret ihm tausendfältige Nahrung,
Auch es ist ihm vergönnt; sich in dem Garten der Liebe
Reichlich zu weiden, und Freude vertauschend sich schön zu erquicken.
Aber die Seele begehrt, und sie wird nimmer befriedigt,
Denn sie bildet sich ein, sie sei von höherem Ursprung,
Durch ein unwürdiges Band an ihren Gatten gefesselt.
Da beträgt sie sich übel im Hause; die hohen Verwandten
Liegen ihr immer im Sinn, und Sehnen nach jenen Palästen
Läßt ihr keine Ruh und raubt ihr den zärtlichen Antheil.
An dem stilleren Haushalt und der engeren Wohnung,
Ja sie verachtet sogar die eigenen Kinder des Gatten.

Das sind Vorstudien zu Faust II, 6891 f: Wagner:

Nur noch ein Wort! bisher mußt' ich mich schämen,
Denn alt und jung bestürmt mich mit Problemen.
Zum Beispiel nur: noch niemand konnt' es fassen,
Wie Seel' und Leib so schön zusammenpassen,
So fest sich halten als um nie zu scheiden,
Und doch den Tag sich immerfort verleiden.

Sodann Mephistopheles:

Halt ein! ich wollte lieber fragen:
Warum sich Mann und Frau so schlecht vertragen?
Du kommst, mein Freund, hierüber nie ins Reine.

4. Homunculus.[1])

Wagner hatte an der Lösung dieser Frage ein persönliches Interesse. Er hat in einem Kolben verschiedene Stoffe gemischt, um einen Menschen zu machen. Das Werk soll freilich durch „Mischung“ und „Krystallisation“ entstehen; doch würde man irren, wenn man den Vater des Gedankens als Materialist ansähe. Er betont ausdrücklich, daß „der Mensch mit seinen großen Gaben“ doch künftig „höhern, höhern Ursprung“ haben müsse. Das „Männlein“, das nun tatsächlich sich in „zierlicher Gestalt gebärdet“ — geboren oder entstanden ist, kann man nicht sagen — muß sehr behutsam angefaßt werden. Es ruft selbst 6879:

Nun Väterchen? wie steht's? es war kein Scherz.
Komm, drücke mich recht zärtlich an dein Herz,
Doch nicht zu fest, damit das Glas nicht springe.

---

[1]) Homunculus ist ein Gegenstück zu Fouqués Undine. Vermutlich war auch diese Legende für Goethe die Veranlassung, Leib und Seele mit Mann und Frau zu vergleichen.

Er sitzt in einer Phiole als Flamme von menschlicher Gestalt zwar, aber doch kein Mensch. Da Wagner ihn dazu nicht machen konnte, so läuft sein Sohn allen Leuten nach, die von „Natur“ und „entstehen“ reden. 7886 f.:

Zwei Philosophen bin ich auf der Spur,
Ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!
Von diesen will ich mich nicht trennen,
Sie müssen doch das irdische Wesen kennen!
Und ich erfahre wohl am Ende
Wohin ich mich am allerklügsten wende.[1])

Dieser Wunsch verrät, was dem Homunculus zum Dasein fehlt: „das irdische Wesen“. Thales, der mit Homunculus bei Nereus schon vergeblich gewesen ist, um diesem Geist einen Körper zu verschaffen, charakterisiert ihn Proteus näher 8248 f.:

Er fragt um Rath und möchte gern entstehen.
Er ist, wie ich von ihm vernommen,
Gar wundersam nur halb zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften,
Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt gibt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächst verkörperlicht.

Vielleicht soll Euphorion vor einem solchen Halbdasein, wie es Homunculus führt, bewahrt werden, wenn er gewarnt wird 9607 f.:

Ängstlich ruft die Mutter: springe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte dich zu fliegen, freier Flug ist dir versagt.
Und so mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schnellkraft,
Die dich aufwärts treibt, berühre mit der Zehe nur den Boden,
Wie der Erdensohn Antäus bist du alsobald gestärkt.

Ähnliche Scheinwesen, wie Homunculus, sind die „seligen Knaben“, die „Mitternachts-Geborenen“. Sie schweben als „junge Geisterschar“ in „Morgenwölkchen“ umher. Von „schroffen Erdewegen“ haben sie „keine Spur“ (11906). Um sehen zu können, muß sie der Pater Seraphicus „in sich nehmen“. Er gibt ihnen, was Homunculus so sehnlichst suchte: seinen Körper.

Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ,
Könnt sie als die euern brauchen,
Schaut euch diese Gegend an.

---

[1]) Vgl. dazu Wahrheit und Dichtung III, 11. WA. I, 28, S. 69 f.: System der Natur ward angekündigt, und wir hofften also wirklich etwas von der Natur, unserer Abgöttin, zu erfahren. Physik und Chemie, Himmels- und Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Anatomie und so manches andere hatte nun seit Jahren und bis auf den letzten Tag uns immer auf die geschmückte große Welt hingewiesen, und wir hätten gern von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüssen und Meeren und von allem was darin lebt und webt, das Nähere sowie das Allgemeinere erfahren.

Hier fehlt, was bei der Schilderung des Homunculus reichlich vorhanden ist, das Ironische.

Der derbe Witz des Proteus 8253:

> Du bist der reine Jungfernsohn,
> Eh du sein solltest bist du schon!

enthält einen scharfen Hieb auf die Vorstellung, die der Dichter im ersten Teil des Faust selbst vertrat: als ob ein Geist ohne Körper sein könnte. Jetzt glaubte er, daß „die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert" (WA. II, 11, 11). Am 8. April 1812 schrieb der Dichter an Knebel über F. H. Jacobi:

> Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung, oder (wie ein neuerer Franzos sich genialisch ausdrückt) Wille und Bewegung die nothwendigen Doppelingredienzen des Universums waren, sind und seyn werden, die beyde gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beyde zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können — wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben, und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen.

Sein philosophisches Glaubensbekenntnis war jetzt Spinoza, Ethik II, 13: „Der Gegenstand der Vorstellung, welche den menschlichen Geist ausmacht, ist der Körper oder ein gewisser, in der Wirklichkeit vorhandener Modus der Ausdehnung und nichts Anderes."

5. Selige Sehnsucht.

Die Tatsache, daß Goethe unter Schillers Einfluß (siehe Minor, Faust 1, 103) durch Wette und Pakt den Fragmenten einen Rahmen gab, ist der einfachste Beweis dafür, daß der Dichter noch nicht die Konsequenzen der Spinozistischen Weltanschauung gezogen hatte. Die Idee des „Faust" beruhte im ersten Teil auf dem Gegensatz zwischen Leib und Seele, woran Goethe trotz allem Pantheismus bis 1811 glaubte.

Sobald er aber einsah, daß sich jener Parallelismus von Körper und Geist auch auf den Menschen erstreckte, brauchte Faust nicht mehr „erlöst" zu werden. Jetzt war aber die Schwierigkeit, den einmal festgelegten Plan durchzuführen.

Der Dichter half sich ähnlich wie bei der Rekonstruktion der Fragmente: Der ewige Jude, Mahomet, Prometheus, in Dichtung und Wahrheit, durch Kompromisse.

Die innerlich fremd gewordenen Jugendarbeiten wurden äußerlich zu Ende geführt, aber ihnen ein ganz anderer Gehalt, gleichsam wie ein neues Reis, aufgepfropft.

Wenn „Fausts Unsterbliches“ von den jüngeren Engeln „entführt“ wird,[1]) so ist das im Sinne des ersten Teiles, dazu stimmen auch Mephistos Worte 11830:

Die hohe Seele, die sich mir verpfändet
Die haben sie mir pfiffig weggepascht!

Sieht Gretchen ferner:

Wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft.

so paßt das auch zum ersten Teil.

Der Spinozist sieht aber über die Schulter, wenn die vollendeteren Engel singen:

Uns bleibt ein Erdenrest
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbest
Er ist nicht reinlich.
Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden.

Faust selbst war schon vorher ohne das Dantesche Purgatorio von seiner Unsterblichkeit überzeugt.

9552: Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich.
11583: Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn!

Was ihm die Unsterblichkeit verbürgt, deutet der „Chorus mysticus“ an.

Dem Schluß:

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan

stand gegenüber:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;

---

[1]) Vgl. Goethes Urteil über diese Vorstellung in dem Entwurf zur Einleitung der Morphologie II, 13, 6: Erhebung der Seele bis zu einem Urheber — Alles Versuche, die ihren Werth haben und auf eine oder die andere Weise dem Menschen frommen und ihn mehr oder weniger bestricken — Nicht ausgeschlossen andere Versuche — werden nun fortgesetzt. So das vagiren in Systemen — die Anwendung der bekannten Kräfte auf unbekannte pp. Alles Versuche sich dem Unbegreiflichen zu nähern.

Diese Parallelisierung fand sich schon Faust II, 11854 f.:

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Brust,
Schäumende Gottes-Lust,
Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich,
Keulen, zerschmettert mich,
Blitze, durchwettert mich.

Hier sieht man deutlicher, daß die Liebe, der Wonnebrand, man kann wohl sagen, die Zeugung dem Tode gleichgestellt ist: Sie sichern beide dem Menschen die Ewigkeit.

Das sind Gedanken, die dem Naturforscher Goethe vollkommen vertraut waren. Er glaubte an eine „ewige Metamorphose" (I, 35, 79). Er konnte einmal sagen:

Denn alles muß zu Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Und dann auch wieder, weil der Tod, wie die Zeugung nur Übergänge, wenn auch notwendige sind.[1])

Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig: denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze
Aus welchen sich das All geschmückt.

Seine Überzeugung war: „daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge, und der Antheil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne" (I, 35, 43).

Das ist der Gehalt von Faust II. Teil. Als Motto könnte man ihm jenes Gedicht aus dem Divan vorsetzen:

Und so lang' du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

---

[1]) Vgl. den Aufsatz: „Die Natur" (1786) II, 11, 7: „Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein, und spornt ihn ewig zum Lichte." II, 13, 7: Alle lebendige Geschöpfe sind völlig ausgestattet zu ihrer Existenz, ja zur Fortsetzung ihres Gleichen ins Unendliche.

Schiller als historischer Materialiensammler.

Nachträge zu Euphorion 12, 78 ff.

von Richard Fester in Halle a. S.

Rascher als ich es vor drei Jahren zu hoffen wagte, sind wir über Schillers Bibliothek näher unterrichtet worden. In dem Katalog zur „Schiller-Ausstellung im Goethe- und Schiller-Archiv" hat Schüddekopf 1905 auf Seite 47—83 außer den genauen Titeln der in Weimar verwahrten Bücher auch die 1799 von dem Dichter auf eine Weimarer Auktion gegebenen Werke verzeichnet, während uns gleichzeitig Köster in der Zeitschrift für Bücherfreunde 9, 62—67 mit einem eigenhändigen Bücherverzeichnis Schillers bekannt machte, das sich teilweise mit der in Hamburg befindlichen Hälfte deckt. Die größte Überraschung brachte Schüddekopfs Katalog. Soeben noch hatte ich auf Grund einer Weimarer Mitteilung Schillers Plutarch (Euphorion 12, 130) für verschollen erklärt, um hier sein Handexemplar unter Nr. 154 verzeichnet zu finden. Das Rätsel, daß Minor denselben Plutarch auf Schloß Greifenstein ob Bonnland gesehen hatte, löste sich, als mir Freiherr A. v. Gleichen-Rußwurm mitteilte, daß der Greifensteiner Plutarch laut Eintrag Emiliens von Gleichen-Rußwurm („aus dem Hause meiner l. Mutter") der Lengefeldische ist; und zwar nicht die Neuübersetzung Schirachs von 1777—80, sondern eine ältere von Joh. Chph. Kind stammende (vgl. Meusel, Lex. 7, 1808, S. 21), 1745—54 in Leipzig bei Breitkopf erschienene Verdeutschung von „Plutarchs von Chäronea Lebensbeschreibungen der berühmten Männer" in acht Bänden.[1]) Neben Weimar und Hamburg trat Greifenstein ob Bonnland mit einem kleineren Reste der Schillerbibliothek (siehe unten), so daß wir jetzt zu scheiden haben zwischen dem an jenen drei Orten Erhaltenen, den nachweisbaren durch Veräußerung entstandenen Defekten und den verschollenen, einmal im Besitze des Dichters gewesenen Büchern.

Was in Hamburg für die Schillerforschung zu gewinnen war, hatte Köster für Vertot und meine Euphorionstudie für Millot und Gibbon festgestellt. Es erübrigte, da Greifenstein für meine Zwecke ausschied, die Weimarer Bestände genauer zu durchforschen. Der Vermittlung meines Freundes W. Judeich verdankte ich den Hinweis auf einen jungen Weimarer Philologen Adolf Deiß, der nach meinen Wei-

[1]) Wenn Lotte am 27. Juli 1790 aus Rudolstadt über ihre Reiselektüre „in Lucullus Leben" berichtet, so war offenbar ein französischer Plutarch ihr Reisebegleiter

sungen zuerst einige Stichproben auf die Ergiebigkeit machte und dann die ganze für Schillers historische Studien in Betracht kommende Literatur Seite für Seite sorgfältig durchgesehen hat. Die Resultate lege ich hier vor, und zwar der bequemeren Übersicht wegen in ihrer Verteilung auf die einzelnen Vorlesungen und Schriften.

Einleitung in die Universalgeschichte SS. 1789.[1])

Zu Millot gesellen sich jetzt aufschlußreiche Exzerpte aus Plutarch und Beck. Von den übrigen Quellen sind Herders Ideen, die Voyage du jeune Anacharsis und drei Bände der Werke Montesquieus in einer Londoner Ausgabe von 1771 von Schiller selbst veräußert worden. Einen Band der Dresdener Voltaireausgabe von 1752, der möglicherweise den Essai sur les moeurs enthielt, hat die Hamburger Stadtbibliothek seinerzeit als Dublette verkauft. Schlözers „Vorstellung seiner Universalhistorie" ist, wenn sie sich, wie zu vermuten, in Schillers Besitz befand, ganz verschollen, ebenso Spittlers Kirchengeschichte, während Robertsons Karl V.[2]), Bossuet, Fischer, Anderson wie der von Körner erbetene Hißmann wahrscheinlich nur entliehen worden sind.

Ich beginne mit einer Zusammenstellung der angestrichenen Stellen in Becks „Anleitung zur Kenntnis der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte" (Katalog Nr. 12).

Beck I, 1. „Bolingbrocke's Letters on the study and use of History. London 1752". — 1, 12. „(Franzen und Adelung) Einleitung zur Allgemeinen Weltgeschichte von der Geschichte überhaupt, der mathematischen und historischen Zeitrechnung, der mathematischen und natürlichen Erdbeschreibung. Berlin 1769". — 1, 12. „Anleitung zur allgemeinen Kenntniß der Erdkugel von Joh. Elert Bode Berlin 1786". — 1, 13 „D'Anville Handbuch der alten Erdbeschreibung, von Hummel ... bearbeitet, Nürnberg 1781—1786 II. 8. nebst dem Atlas antiquus Danvillianus, in 12 Charten". —

1, 14. „Einleitung in die allgemeine und besondere europäische Staatenkunde von M. E. Tozen. Bützow, III. Auflage 1785 II 8. Neun statistische Tabellen zur bequemen Übersicht der Größe, Macht ... der vornehmsten Staaten in Europa. Neue Auflage, Prag 1786 f." — 1, 15. „J. C. Gatterers Ideal einer allgemeinen Weltstatistik Göttingen 1773. 8. Einen Versuch zur Darstellung der Abstammung der Völker macht außer Fuldas Geschichtcharte G. A. von Breitenbauchs Vorstellung der vornehmsten Völkerschaften der Welt nach ihrer Abstammung, Ausbreitung und Sprachen, nebst einer Charte. Leipzig 1786. 8". — 1, 16. „Allgemeine Biographie von J. M. Schrökh, Berlin 1778. V. 8. Neue Auflage. I. Theil 1786. Biographien der Deutschen von Chr. B. Schirach, Halle 1770 ff. VI. 8. Leben und Bildnisse der großen Deutschen von verschiedenen Verfassern und Künstlern .... I. Band. Mannheim 1785". — 1, 17 „Weguelin in VI Mém. sur la philosophie de l'Histoire, Nouv. Mém. de l'Acad. de Berlin pour l'a. 1770—76". — 1, 18. „Jac. Moor's Essay on historical composition

---

[1]) Euphorion 12, 129—137; Säkularausgabe 13, 294—305.

[2]) Nach Jonas 1, 314. 316. 333. 343 wäre Anschaffung erst nach April 1787 möglich.

in s. Essays, Glasgow 1759, 8 und D. von Eyring in Gatterers historischer Bibliothek, Theil II S. 38". — 1, 19. „J. J. Griesbach de Hist. Ecclesiasticae nostri saeculi usibus accomodatae utilitate, Jen. 1776." — 1, 20 „Sehr gut vergleicht Bossuet (Einleitung in die allgemeine Geschichte S. 5), die Universalgeschichte mit einer Universalcharte. — Welche Völker und Personen sind in der allgemeinen Geschichte wichtig? S. Hißmann über Neue Welt- und Menschengeschichte. Alte Historia. 1. S. 9 ff." — 1, 21, „J. A. Ernesti Vorwort zum 1. Band von Guthrie und Grays allgemeiner Weltgeschichte. — Herodotus (von seinem Plan Gatterer in seiner Allgemein. historischen Bibliothek II 46 ff. und latein. Übersetzung vor Borhecks Ausgabe)". — 1, 24 „Einige neue Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht gibt Hr. P. Kant Berlin. Monatsschrift 1784 November S. 386". — 1, 28 „Jac. Ben. Bossuet Einleitung in die allgemeine Geschichte der Welt bis auf Carl den Großen, übersetzt und mit einem Anhang historisch kritischer Abh. von Cramer, Leipzig 1748 wieder gedruckt 1757". — 1, 29. „Ferguson Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, übers. 1768 (neue Ausgabe des Originals, 1785 Edinburg). . . . If. Iselin über die Geschichte der Menschheit. Zürich 1768. II. 8. wieder 1779 und neueste Auflage 1786. . . . C. Meiners Grundriß der Geschichte der Menschheit, Lemgo 1785. 8. (Adelung) Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts, Leipzig 1782". — 1, 32 e „(Herrn Hofrat Eichhorns) Urgeschichte, im Repertorium für biblische und morgenländische Literatur IV. 129 ff." — 1, 38 „Kant über den muthmaßlichen Anfang der Menschengeschichte, Berlin Mon. 1786. Januar S. 1 ff." — 1, 39. „Adelung über den Ursprung der Sprachen und den Bau der Wörter, Leipzig 1781. 8." — 1, 40. „Im Wesentlichen sind alle Stämme und Rassen einander gleich . . . . Kant, Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace, Berlin. Monatsschrift 1785. November S. 390 ff. Aber dagegen behauptet Herr G. R. Forster, (Noch etwas über die Menschenrassen, im Teutsch. Merkur, 1786. Oktober S. 57 ff. und November S. 150 ff.) daß zwey verschiedene Stämme, und vielleicht von jedem eine hinlängliche Zahl von Individuen als Autochthonen in verschiedenen Weltgegenden hervorgegangen sind". — 1, 47. „J. A. Eberhard über den Regenbogen, 1. Mos. 9, 13 ff. Berlinische Monatsschrift August, 1784. S. 180 ff." — 1, 58 Berosus schrieb 330 vor Chr. chaldäische „Annalen, und kurz nach ihm Abydenus eine Geschichte von Chaldaea. Von beyden Werken sind nur Bruchstücke, und vom erstern Verzeichnisse der Könige Babyloniens übrig. . . . . Die Bewohner des Landes führten in späteren Zeiten den Namen Chaldäer. Frühzeitig übertrafen sie durch Kenntnisse andere Völker". — 1, 58 Anmerkung a „Alle Bemühungen, welche besonders französische Akademiker aufgewandt haben, die Geschichte beyder Reiche, vornehmlich des Assyrischen, aufzuklären, haben negativ den meisten Nutzen gestiftet". — 1, 60 d. Semiramis hatte Babylon „nur vergrößert und verschönert. S. Wesseling über Diodor von Sicilien Theil I. S. 114 und 120. Vgl. Herodot 1, 184. über seine Lage (32° 28' Br.) d'Anville Mém. sur la position de Babylone, Mém. de l'acad. d. Inscr. T. XXVIII. p. 246 ff." — 1, 60 e Babylonien „bringt viel Getreide, Palmen, Cypressen, Weiden, Sesam hervor, hat viele Naphthaquellen. Durch Canäle aus dem Euphrat wird es gewässert, und diese waren frühzeitig angelegt worden. Vgl. Herod. 1, 193". — 1, 60 g. Die Chaldäer „wohnten, nach einigen, anfangs in Chalybien am Schwarzen Meer (aber Chalder und Chaldäer sind verschieden) nach andern, wahrscheinlicher, auf dem carduchischen Gebürge zwischen Armenien und Adiabene (Xen. Exp. Cyri I. 4, 3, 4.) Michaelis Spicilegium Geogr. Hebr. exterae T. II. S. 77—103. Schlözers Abhandlungen von den Chaldäern, im Repert. für bibl. und morgenländische Literatur VIII. 113 ff." — 1, 61 h „Zu Borsippa war eine Leinwandsfabrik, Strabo Geogr. XVI. p. 1075. Man hielt in späteren Zeiten auch auf Schmuck in der Kleidung. Herod. 1, 195. Die Regierungsform war despotisch,

in den Provinzen Statthalter. Die in Babylonien gewöhnliche Verheurathung der Mädchen durch Kauf und die Aussetzung der Kranken auf die Straße findet Herodot (1, 196 f.) sehr weise". — 1, 61 k „Die vornehmsten Gottheiten der Babylonier waren Bel, oder die Sonne (Herod. 1, 183) und Mylitta, von deren schändlichen Dienst Herod. 1, 199". — 1, 128, 1. „Philosophischer Versuch über die Geschichte der drey ersten Weltalter (bis Moses), St. Gallen 1784. 8. H. Home Untersuchung über die moralischen Gesetze der Gesellschaft, aus dem Englischen. Leipzig 1774. 8." — 1, 181 e. Über die assyrischen Herrscher außer Ctesias und Herodot „die heiligen Geschichtschreiber (J. D. Michaelis Vorrede zum 8. Theil seiner Übersetzung des Alten Testamentes Jesaias, 2. Hälfte, 1779 S. 7 ff. und dagegen Neue Welt- und Menschengeschichte II 320 ff.)" — 1, 200 „vor dem 3. Pun. Krieg besaß Carthago in Afrika 300 Städte, Strabo XVII 1189". —

Aus der langen Reihe der angestrichenen Büchertitel erhellt die Bedeutung Becks für die Orientierung des angehenden Dozenten. Schröckhs Biographien hat Schiller im November 1792, Iselin 1794 erworben,[1]) um sie 1799 wieder zu veräußern. Fergusons[2]) Erwerbungsjahr ist unbekannt, 1799 wurde er von Schiller wegen ungenügenden Angebotes zurückerstanden, fehlt aber in Weimar, Hamburg und Greifenstein. Über eine Übersetzung der „Essays on the principles of morality and natural religion" H. Homes verhandeln Körner und Schiller am 22. und 25. Mai 1792.[3]) Soweit könnte man annehmen, daß die Merkzeichen nur der privaten Orientierung in der eventuell einzusehenden Literatur galten. Wenn wir aber in der Liste nicht nur auf Adelung und Meiners stoßen, auf die Körner am 31. März 1789 hingewiesen hatte, sondern auch auf Kants „Idee" und den „mutmaßlichen Anfang", die ihm schon seit zwei Jahren bekannt waren, so ergibt sich aus Schillers Strichen, daß er die bequeme Zusammenstellung bei Beck hauptsächlich deshalb benutzte, weil er seinen Hörern am 9. Juni, wie so oft Körners Rat durch die Tat zuvorkommend, als Lückenbüßer einige Literatur angeben wollte, wie jeder historische Anfänger froh, diesen Rettungsanker eines schmalleibigen jungen Heftes gefunden zu haben.

Die übrigen Exzerpte beweisen, daß Schiller Beck doch mehr entnommen hat, als man nach seiner eignen Äußerung annehmen konnte. Für die Vorlesungen am 17. und 23. Juni über Assyrier und Babylonier tritt Beck jetzt ergänzend neben Hißmann, für die

[1]) An Göschen 25. November 92. An Cotta 2. Oktober 94. Jonas 3. 229: 4, 34. Ein Citat Schröckhs in „naiver und sentimentaler Dichtung". SA, 12, 171 ff. 384. Schillers Urteil über Schröckh in dem angeführten Briefe an Göschen („der jetzt gewiß unser bester Historiker ist, und auch einen sehr lesbaren Vortrag hat") könnte in Hinblick auf Spittler und J. von Müller befremden, will aber unter dem Gesichtspunkte buchhändlerischer Empfehlung verstanden sein und sagt über seine Ansicht im Jahre 1789 nichts aus.

[2]) Schon der Karlsschüler kannte Garves Übersetzung der „Grundsätze der Moralphilosophie" Fergusons. SA. 11, XV und 302 zu 20, 1.

[3]) In L. Geigers Ausgabe des Briefwechsels irrig Hume.

Geschichte der Phöniker am 14. und 15. Juli hat er wenigstens eine Notiz geliefert, und wir werden gleich aus Plutarch sehen, daß nicht angestrichene Stellen noch keinen Schluß auf Nichtbenutzung zulassen.

Plutarch-Schirach.

Solon 1, 342, Zeile 6 von oben (= SA. 13, 96, 38—97, 8) am Rande ein NB. — 1, 343. ist der SA. 13, 93, 28—30 benutzte Satz („wie Plutarch sagt") angestrichen. — 1, 344. Zeile 2 von unten ein NB. = SA. 13, 97, 14 ff. — 1, 347. Zeile 3 von unten ein NB. = SA. 13, 97, 26—27. — 1, 348 Zeile 3 von unten ein NB. = SA. 13, 97, 35 ff. — 1, 350 Zeile 8 von unten angestrichen = SA. 13, 97, 32—34.

Perikles 2, 102. „In seiner Jugend hatte Perikles Furchtsamkeit vor dem Volke. Denn er schien dem Pisistratus, der die Oberherrschaft an sich gerissen hatte, ähnlich zu sehen". 2. 103. Nachdem P. die Partei des Volkes ergriffen hatte, sah man sogleich „seine ganze Lebensart verändert. Man sah ihn keinen andern Weg in der Stadt gehn, als den auf den Markt und das Rathaus". 2, 104. P. „sparte sich ... zu den wichtigsten Angelegenheiten auf, die andern Geschäfte ließ er durch Redner .... betreiben". 2. 106. Man sagte von P., er habe einen Donnerkeil auf der Zunge. Thucydides, Sohn des Milesius, meinte: „wenn ich ihn auch im Ringkampfe zu Boden werfe, so siegt er doch, denn er sagt, er sei nicht zu Boden geworfen und überredet es auch allen Zuschauern". 2, 107. Zu Sophokles, der einen Knaben lobte, sagte P.: „ein Feldherr muß nicht allein reine Hände, sondern auch reine Augen haben". — 2, 108. Um Kimon in der Volksgunst den Rang abgelaufen, verfiel P. auf die Verteilung der öffentlichen Gelder. — 2, 109. P. „unterdrückte die Macht" des Areopags „durch seine Partei so sehr, daß demselben durch den Ephialtes die meisten richterlichen Urteilssprüche entzogen wurden". — 2, 114. „Jedes Jahr ließ P. 60 Kriegsschiffe absegeln, auf denen sich viele aus dem Volke einschifften, die 8 Monate Sold bekamen und so das Seewesen lernten". 2, 139. „die Männer, die Aspasia besuchten, brachten auch ihre Frauen mit, um ihre weisen Gespräche zu hören, ob sie gleich kein anständiges und rühmliches Gewerbe trieb".

Pelopidas 3, 164. Äußerung eines Feldherrn: „Ich schämte mich nicht wenig, da in der Belagerung von Samos ein Pfeil nahe bey mir niederfiel, weil ich dadurch mit einer unüberlegten Kühnheit mich mehr in Gefahr begeben hatte, als sich für den Feldherrn einer so großen Kriegsmacht schickte".

Lysander: 4, 205. Intriguen Lysanders gegen seinen Nachfolger im Kommando Kallikratidas. 4, 205. „das Geld, was noch von dem Geschenke des Cyrus zur Löhnung der Matrosen übrig war, hatte L. nach Sardis zurückgeschickt, mit dem Beyfügen, Kallikratidas möchte nun selbst darum bitten und zusehen, wie er seine Soldaten und Matrosen unterhalten könnte". 4, 209. L. „hielt diejenigen für lächerlich, welche es für unanständig für die Nachkommen des Herkules hielten, sich im Kriege der List zu bedienen, und sagte: Wo die Löwenhaut nicht hinreicht, da muß man den Fuchsbalg dazu annähen". 4, 222. L. bereitet, indem er seine Anhänger zu Harmosten ernennt, „für sich selbst die Oberherrschaft von ganz Griechenland" vor. 4, 231. Die Geldgier wurde in Sparta „durch den Gebrauch, den der Staat von dem Gelde machte ... erweckt ... was zum öffentlichen Gebrauche so hoch geachtet wurde, konnte nicht als etwas unnützes zum Privatgebrauche betrachtet werden, und niemand konnte das in seinem Hause für nichts wert achten, was im gemeinen Schatze so großen Wert hatte".

Agesilaus. 5, 288. Als jüngerer Stiefbruder des Agis „schien Agesilaus zum Privatleben bestimmt". 5, 315. Charakteristischer Brief des A. an Hidrieus: „Wenn Nicias kein Unrecht begangen hat, so laß ihn los: hat er aber Unrecht

gethan, so laß ihn unsertwegen los, überhaupt laß ihn los". — 5, 316. Auf „Reisen nahm A. sein Nachtlager immer in den heiligsten Tempeln, und ließ die Götter selbst seine Zuschauer und Zeugen zu derjenigen Zeit sein, in welcher man sonst nicht gern viele Menschen zu Zuschauern hat". 5, 316. Für die asiatischen Griechen war es „das lustigste Schauspiel, daß die vorher so unerträglich stolzen und in Reichthümern und Wollüsten schwimmenden königlichen Stadthalter und Feldherren sich nun für einen Mann in einem schlechten Mantel fürchteten" ... 5, 318. Vom Neide der Griechen untereinander. „Ich bin nicht der Meynung des Demeratus aus Korinth, welcher glaubt, daß diejenigen Griechen, die nicht den Alexander auf dem Throne des Darius sitzen gesehen, ein großes Vergnügen haben entbehren müssen, ich glaube vielmehr, sie würden geweint haben, wenn sie bedacht hätten," daß die in den Bürgerkriegen geopferten Griechen „diese Ehre muthwillig den Macedoniern und dem Alexander überlassen hätten". — Bei seiner Rückkehr zeigte A. „nicht wie die meisten Feldherren jenes fremde Wesen, als einer aus andern Ländern angekommener, noch hatte er sich so wie jene von den ausländischen Sitten einnehmen lassen, daß er die einheimischen tadelte oder verachtete. Im Gegentheile bewies er sich völlig wie einer, der nie über den Eurotas gekommen war". — 5, 337. Die Spartaner überließen im Antalcidischen Frieden die in „Asien wohnenden Griechen, für deren Freiheit Agesilaus Krieg geführt hatte, der Willkühr des Königs von Persien". 5, 338. Plutarch constatiert Widersprüche zwischen der Handlungsweise des A. und seiner Maxime, „daß die Tapferkeit ohne Gerechtigkeit nicht nütze, und daß keine Tapferkeit nöthig wäre, wenn alle Menschen gerecht wären" ... — 5, 344. Sphodrias, der den Piräus hatte überrumpeln wollen, „wurde frey gesprochen, und die Athenienser erklärten, sobald sie dieß erfuhren, den Lacedämoniern den Krieg. A. geriet in üble Urtheile, daß er durch eine unschickliche Liebe sich hatte bewegen lassen, ein gerechtes Gericht zu hintertreiben". 5, 362. Die Spartaner hatten mit ihrer Staatsverfassung, bey welcher der Grund des Wohlstandes auf Frieden, Tapferkeit und Eintracht sehr gut gebaut war, auswärtige Macht und Herrschaft verbinden wollen, dergleichen Lykurg für ganz unnöthig zur Wohlfahrt eines Staats gehalten hatte".

[Caesar 6, 446. „Asinius Pollio erzählt, daß Cäsar" die angeführten Worte beim Anblick seiner toten Feinde im Lager des Pompejus „in römischer Sprache gesagt" habe.]

Phocion 6, 534. über die Niederlage der Griechen bei Krannon 6, 535.[1]) Demosthenes und Hyperides entflohen beim Herannahen Antipaters gegen Athen. 6, 539.[1]) Die macedonische Besatzung zog in Athen ein (am 20. Boedromion, dem Tage der Procession nach Eleusis).

Dion 8, 304 angestrichen: die in das Zimmer des älteren Dionysius eintretenden „mußten vorher den Rock, den sie anhatten, ausziehen ..., damit die Wache sahe, daß sie ohne alle Waffen ... waren". — 8, 305 angestrichen: Dion suchte den jüngeren Dionysius „der, wie schon erwähnt, durch Unwissenheit wie verstümmelt und durch Mangel an guten Sitten ganz verdorben war, zur Kenntniß und Bildung zu bringen und ermahnte ihn deswegen, daß er den ersten der Philosophen, so stark er könnte, bitten möchte, nach Sicilien zu kommen". ...

Von Schillers Plutarchlektüre geben diese Excerpte nur einen sehr unvollkommenen Begriff. In Solon ist im Verhältnis zu der starken Benutzung sehr wenig angestrichen, im Lykurg keine Zeile, was nicht gegen Schillers Autorschaft spricht, weil er auch nach der früheren Ansicht Plutarch zur Erweiterung des Nastschen Kernes benutzt hätte. Unter allen für die erste Vorlesung in Betracht kommenden

[1]) Tintenkreuz am Rande.

Griechen-Biographien vermißt man am meisten die Merkzeichen im Leben des Themistokles, die uns willkommene Wegweiser zu dem ersten Entwurf einer Themistoklestragödie gewesen wären. Auch der Lengefeldsche Plutarch ist ohne Lesespuren, obwohl Schiller in dieser Ausgabe am 20. August 1788 in Rudolstadt das Leben des Pompejus gelesen hat und vielleicht noch eine oder die andere Biographie, da er das Exemplar erst im September 1788 den Schwestern zurückgab. Aus den erhaltenen Spuren aber erfährt man jetzt vor allem, daß Schiller noch über Alexanders Tod hinaus bis zur Schlacht bei Krannon und der Besetzung Athens i. J. 322 vorgedrungen ist. Auch ist es von Interesse, im Pelopidas neben dem Stoffsucher den Sammler von Lebenserfahrungen bei der Arbeit und im Leben Dions für den Anfang der „Bürgschaft" als eine in treuem Gedächtnis festgehaltene Quelle Plutarch neben Hyginus treten zu sehen, so wie ihm seine Millotlektüre noch bei der Turandot zugute kam. Wir finden also auch hier die Regel bestätigt, daß Schiller nur als historischer Stoffsammler mit Feder oder Bleistift in der Hand gelesen hat, so daß die über den nächsten Zweck hinausgehenden Merkzeichen weiter nichts als Mitläufer sind.[1])

Dabei darf nicht übersehen werden, daß der Plutarch wie die meisten hier besprochenen Bände auch noch durch andere Hände gegangen ist. Band 5, 334 im Leben des Agesilaus sind Zeile 4 von fremder Hand die Buchstaben H. R. v. Z. [Ziegesar?] dazwischen geschrieben. Ob das Merkzeichen bei Cäsar, dessen Zweck nicht ersichtlich ist, von Schiller herrührt, lasse ich dahingestellt. Hier wie anderwärts sind die sicheren Spuren Schillers die vielen NB, die dicken, schrägen Striche und Haken. Wo diese ganz fehlen, wird man einfache Randstriche nicht ohne weiteres Schiller zuschreiben dürfen. Aus diesem Grunde möchte ich im vierten Bande der „histoire ancienne" Rollins (Katalog Nr. 165) S. 355 Zeile 13—3 von unten einen Tintenstrich zu der Bemerkung über die Gelassenheit des Sokrates und S. 370 Zeile 4—21 von oben einen Bleistiftstrich[2]) zu der aus Plutarch entnommenen Definition des gemeinnützigen Mannes eher auf Rechnung eines anderen Lesers, vielleicht des früheren Besitzers Fürst Johann Friedrich von Schwarzburg-Rudolstadt, setzen.

Universalgeschichte von Karl dem Großen bis Friedrich den Großen W.S. 1789/90.

Von dieser Vorlesung hatte man bis jetzt nur eine Vorarbeit, die schon zu Semesteranfang niedergeschriebene „Universal-historische

[1]) Die drei ersten Bände des Wielandischen Lucian (Nr. 115) sind daher — leider — ohne Lesespuren. Die Korrektur 1, 155 Zeile 11 Philokles statt Eukrates ist nicht von Schillers Hand.

[2]) Euphorion 12, 109 A 3 und 135 A. 1. danach zu berichtigen.

Übersicht der vornehmsten an den Kreuzzügen teilnehmenden Nationen", und die aus dem Heft entstandene „Universalhistorische Übersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I." im ersten und dritten Bande der „Sammlung historischer Memoires" gekannt. Auch wußte man, daß Schiller schon seit Anfang 1789 durch eifrige Lektüre Schmidts und Pütters über das Thema orientiert war und das Ziel bei Erwägung eines Friedrichsepos näher ins Auge gefaßt hatte. Es wird daher willkommen sein, dieses Wenige jetzt aus Schillers Schmidt nicht unerheblich vermehrt zu sehen. Als der Dichter sich am 24. Februar 1788 bei Crusius die „Geschichte der Deutschen" des „k. k. wirklichen Hofrats, Directors des k. k. Hausarchivs und der Büchercensur Commission-Beysitzers" Michael Ignaz Schmidt[1]) bestellte, erklärte er, eventuell auch mit einem Nachdruck vorlieb zu nehmen. Schon am 6. März 1788 waren darauf die bis dahin erschienenen vier ersten Bände „nach der neuen von dem Verfasser verbesserten und unter seinen Augen veranstalteten Auflage, Ulm 1785—87"[2]) und Band 5—8 in der ersten Auflage in seinen Händen. Nur der erste bis Konrad I., der zweite bis Friedrich II. und der dritte bis Wenzel reichende Teil haben die bekannten Merkzeichen, die dann erst wieder mit der Arbeit an der Geschichte des dreißigjährigen Krieges im 6. Bande einsetzen (siehe unten).

Schmidt (Katalog Nr. 194) 1, 4 über die silva Hercinia. — 1, 5. Reichtum der Germanen ihre Heerden. — 1, 6. Pferdefleisch Hauptnahrung. — 1, 7. Über heilige Haine und weiße Pferde. — Ebenda: Mangel an Nachrichten über die Art der noch zur Zeit des Bonifatius vorkommenden wilden Pferde. — 1, 8. Auerochsen in Gruben gefangen. — 1, 12. Germanen ausgezeichnet durch „Größe, blaue Augen, röthlichte oder gelbe Haare". — 1, 13. Horaz nennt die Germanen caerulea pubes. — 1, 14. Die Vandalen von Procop „goldhaarig genannt". — 1, 14. Germanenhaar in Rom zu Frauen- und Männerperrücken verwendet. — 1, 4. Vermutung, daß das Klima Germaniens das nämliche wie das heutige russische und schwedische gewesen sei. — 1, 15. Schlacht bei Straßburg, hier wie bei den Wanderungen relativ geringe Kopfzahl der Germanen. — 1, 16 Anmerkung b. Der Bischof von Würzburg geharnischt beim Landgericht als Beispiel, daß der Deutsche nie die Waffen ablegte. — 1, 267 Anmerkung o als Beleg, daß die fränkischen Könige Quell alles Rechtes waren. „Besonders konnten sich die alten Innwohner in die auch ihnen zu Theil gewordene Freyheit, der sie zu sehr entwohnt waren, nicht schicken. Diese waren hauptsächlich die Lehrmeister der Fränkischen Könige, in Ansehung des Gebrauchs ihrer Gewalt. Der erste, den wir aus der Geschichte wissen, daß er von dem Könige eine reiche Erbtochter zum Weibe verlangt, ist ein gewisser Andarchius, ein Römer von Geburt. Gregor. Tur. L. 4 c. 47 col. 188. Dergleichen Beyspiele kommen noch mehrere bey dem Gregorius vor, in dem es die Franken häufig nachgemacht". Dazu am Rande:

[1]) In der neuesten Auflage der Quellenkunde von Dahlmann-Waitz ist dieser wichtige Vorläufer Michaels und Janssens nicht aufgeführt, obwohl er für den Ultramontanismus des 18. Jahrhunderts eine Hauptquelle ist.

[2]) Nach einem Greifswalder Exemplar benutzt. In Berlin, Göttingen, Kiel in dieser Ausgabe nicht vorhanden.

NB. — 1, 454. Bei der Krönung Karls d. G. rief das römische Volk „dreimahl Carolo Augusto a Deo Coronato, magno et pacifico Imperatori Romanorum Vita et Victoria". — 1, 455. Friede mit den Sachsen 803. Diese „sollten dem Götzendienst ganz und gar entsagen und die christliche Religion annehmen; keinen Tribut oder Zins, ausgenommen den Zehnten ... entrichten". — 1, 456. Verpflanzung von 100000 Sachsen. Ein Teil zu den Normännern geflüchtet, „mit denen sie hernach die grimmigen Einfälle in Frankreich und Deutschland unternahmen". — 1, 457. „Man weiß nicht, soll man die unüberwindliche Standhaftigkeit Karls oder die hartnäckige Gegenwehr der Sachsen mehr bewundern. Die Eroberung von Italien war das Werk eines halben Jahrs und wider Sachsen waren bis dreißig kaum hinreichend ..... Die Longobarden hatten auch schon das meiste von ihrer alten Freyheitsliebe durch das milde Klima von Italien, und die hierdurch verursachte Aenderung ihrer Sitten verloren. Hingegen war Sachsen gleich dem alten Deutschland fast öde, voll Waldungen, und ohne haltbare Orte. Bey den Sachsen war auch noch jener edle den Deutschen eigne Enthusiasmus für die Freyheit in seiner ersten Stärke, der um so mehr gereitzt wurde, da ihnen Karl eine Religion aufdringen wollte, die ganz ihren vorigen Begriffen entgegen war, die sie ihre Vorältern als Teufelsverehrer verabscheuen lehrte" ... — 1, 458. Die Sachsen sollten den Geistlichen den Zehnten geben, „da sie bisher ihren eigenen Obrigkeiten nichts als etwas Willkürliches gereicht hatten. Daß dieses eine der Hauptursachen ihres langwierigen Aufstandes gewesen, lehrt uns selbst der berühmte Alcuin in einem Schreiben an den Salzburgischen Erzbischof Arno, worin er ihn ermahnt, den Avaren nicht gleich wie den Sachsen den Zehenten vorzupredigen". — 1, 459. Er habe auf die Sachsen großen Eindruck gemacht, daß Karl die zu ihm übergetretenen mit Lehen ausstattete. — Ebenda. Karl habe geglaubt, für sein Haus zu arbeiten und habe für die Deutschen und Sachsen gearbeitet. „Das nun ganz vereinigte Deutschland ward dadurch in eine Lage gesetzt, daß es für sich bestehen, und jedem andern Land die Spitze bieten konnte, und nach der wirklichen Trennung von den übrigen Theilen der Fränkischen Monarchie der mächtigste Staat" des Occidents wurde. — 1, 460. Über Karls Erbfolgeordnung von 806. — 1, 580. Gutsherrliche Zölle der Könige. „Weil aber viele Mißbräuche damit vorgingen, so wurden mehrere Verordnungen gemacht als z. B. daß man nur bey den alten Brüchen und wo es schon von langer Zeit hergebracht sey, Zölle nehmen solle. Daher wurden diejenigen, die gern die Zollgerechtigkeit gehabt hätten, genöthigt, sich an die Könige zu wenden, und sie von ihnen zu begehren, wodurch nach und nach, besonders nachdem das Römische Recht aufkam, die Meinung entstand, als wenn ihnen alle Zölle gehörten". — 1, 584. Hauptfehler der fränkischen Verfassung, daß die Grafen in ihren Gerichtsbezirken Eigentum erwerben durften. Mißhandlung der Untergegebenen, um die Güter, die sie haben wollten, zu bekommen. Dazu am Rande: NB. — 1, 597 NB. zu dem Satze, daß die aufblühenden Städte meistens von Ministerialen bevölkert worden seien. — 1, 599. NB. zu der Sühne der Mordthaten durch Geld. — 1, 601. NB. zu der Bemerkung, daß „die Zeugen, die man gegen einen aufführen wollte, eben das Gesetz haben mußten, welches der Beklagte hatte". — 1, 629 NB. zu: Schon vor Karl d. G. hätten die Geistlichen behauptet, „daß das Volk ihnen den Zehenten von allen Früchten, so wie es im alten Testament gebräuchlich, zu entrichten schuldig sey. Allein, weil nie ein Reichsgesetz daraus gemacht ward, stand es allemahl in der freyen Willkühr eines jeden". — 1, 644 NB. zu: „die Großen, um desto mehr von Kirchengütern geschenkt zu bekommen, mahlten den Königen vor, sie hätten, vermöge des obersten Schutzrechtes über die Kirchengüter, ebensogut über dieselben zu sagen wie über die eigenen". — 1, 645 NB. zu: die Geistlichen mußten „einen großen Theil ihrer Güter ... als Lehen hingeben, um Leute zu bekommen, die die Kriegsdienste für sie leisteten". — 1, 646 NB. zu: „Jeder Graf, Herr, oder nur etwas angesehene

freye Mann wählte einen aus seinen Knechten, ließ ihm einigen Unterricht geben und sodann die Weihen ertheilen". — 2, 8. Fünf deutsche Stämme: Franken, Sachsen, Bairen, Schwaben und Lothringer. — 2, 11. Das Aussterben der Karolinger in Deutschland ließ besorgen, daß „der Deutsche Staatskörper gar zu Trümmern gehen und diejenigen Nationen, die gegen ihren Willen und durch das Schwert mit demselben vereinigt worden, sich wieder in gänzliche Freyheit ... setzen dürften". — 2, 26. „Otto traf alle Vortheile an, die ein Regent zu haben pflegt, der einen großen Vorgänger gehabt". Die gesperrten Worte durchstrichen, ob von Schiller? — 2, 53. „Einige mißvergnügte Baiern setzten" 974 ihrem Herzog „die alten Ideen von der gänzlichen Unabhängigkeit ihres Herzogthums von dem übrigen Deutschland wieder in den Kopf". — 2, 89. „Den Vorwurf wegen der Unmäßigkeit, besonders im Trinken, machte sich die Nation selbst in ihren Gesetzen bis in das sechzehnte Jahrhundert". — 2, 125. NB. mit Rotstift zu dem Satze, „daß für die Handhabung des herzoglichen Amtes sehr viel darauf ankam, ob der Herzog mächtig an Allodien und eigenen Gütern in der Provinz war". — 2, 245 über die treuga Dei Konrads II. — 2, 265 über den Versuch, Erzbischof Hannos den jungen Heinrich IV. zu Schiff zu entführen. — 2, 343. Die Araber hinderten die ihnen einträglichen Wallfahrten nach Jerusalem nur wenig. Die Mißhandlung der Christen datirt erst von der Eroberung Jerusalems durch die Seldschucken. — 2, 343 Anm. Beispiel einer Wallfahrt von 7000 Menschen unter der Führung mehrerer Bischöfe von 1065 bei Sigebert von Gemblour." — 2, 351. „Falsche Propheten" logen dem Volke vor, „Karl der Große sey von den Todten auferstanden und werde die Kreuzsoldaten selbst commandiren". — 2, 352 über die Kreuzfahrten der Priester Falcmar und Godschalk und des Grafen Emicho. — 2, 438 über die Erblichkeit der Fürstenlehen. Vgl. SA. 13, 132. — 2, 479 Schmidt vergleicht das Concordat Leos X. und Franz des I. mit Gregors VII. Reform der Bischofswahlen und ihrem zweifelhaften Erfolge. — 2, 522 die Erörterung, weshalb die Kaiser durch Aufstellung von Gegenpäpsten in der Regel ihren Zweck nicht erreichten, angestrichen und mit NB. markiert. — 3, 115 Schmidt sucht die Gleichzeitigkeit der Bevölkerungszunahme in Deutschland und der Kolonisation des Ostens damit zu erklären, daß „damals der Bauernstand seinen Ueberfluß an Menschen nicht an den sich und andere aufzehrenden Soldatenstand, sondern vielmehr an den Bürgerstand abgab". — 2, 243 über den Genuß der an den Bischof verliehenen Regalien durch den Kaiser während Sedisvakanzen. — 3, 244 Konrad von Salzburg wurde auf dem Reichstag zu Regensburg von Herzog Berthold von Zähringen „in der Gegenwart des Kaisers und des Hofes" aufgefordert, sein Hominium (den Eid mit Darreichung der Hände) zu leisten. „Sehet, Herr Herzog! antwortete ihm der Erzbischof, ihr seyd so vorläufig, daß, wenn ihr ein Wagen wäret, ihr vor den Ochsen herlaufen würdet. Die Sache wird zwischen mir und unserm Herrn dem König so ausgemacht werden, daß ihr dafür keine Sorge zu tragen habt". Damit der Erzbischof durch eine etwa hart ausfallende Antwort des Herzogs nicht noch mehr aufgebracht würde, lief der Kaiser geschwind herbey und drückte dem Herzog den Mund zu, damit er nichts reden konnte. Auch sagte der Kaiser, er verlange nichts von dem Erzbischof als dessen guten Willen. Dieses Gemählde ist zugleich ein wichtiges Conversations-Stück aus den damahligen Zeiten". — 3, 422 Adolf von Hessen erhebt Landgraf Heinrich von Hessen in den Reichsfürstenstand. Seine Urkunde zu Gunsten Gerhards von Mainz. — 3, 536 über die Vertragstreue Friedrichs des Schönen gegen Ludwig den Baier und ihre Freundschaft. — 3, 582—3 über den Kurverein zu Rense. — 3, 603. Wahl Karls IV., „als das vivat Rex ausgerufen ward, fiel von ungefähr das am Rhein aufgesteckte Reichspanier ins Wasser und ging aller Bemühungen ungeachtet zu Grunde." .. — 3, 605. Urteil über Ludwig den Baier, Zerschleuderung des Reichsgutes. —

Auch hier wird man die Zufälligkeit solcher Merkzeichen nicht übersehen. Denn es liegt auf der Hand, daß Schmidt weit stärker benutzt worden ist, als es nach den Exzerpten den Anschein hat. Nichtsdestoweniger wird man jetzt sagen dürfen, daß Schiller sein Ziel nicht erreicht hat, sondern im Mittelalter, sei es bei Karl IV. oder wenig später, stecken blieb, weil sonst die bis ins 16. Jahrhundert führenden Bände 4 und 5 doch mindestens eine markierte Stelle aufweisen würden. Die Exzerpte aus Schmidt 1, 4—16 über die alten Germanen könnte man den Wiederholungen des Winterpensums im SS. 1790 oder im WS. 1790/91 zuteilen, doch halte ich es für wahrscheinlicher, daß Schiller schon in der Einleitung zu Karl dem Großen eine kurze Charakteristik der Germanen gebracht hat. Das Merwürdigste aber ist das vorwaltende Interesse für Verfassungsgeschichte. Aus der oben schon bemerkten Übereinstimmung zwischen Schmidt 2, 438 und SA. 13, 132 darf man wohl den Schluß ziehen, daß in der Tat in dieser Vorlesung dem Verfassungsgeschichtlichen ein breiter Raum eingeräumt gewesen ist.

Um so mehr wird man bedauern müssen, daß von Schillers Pütter in Weimar nur der zweite (bei Ferdinand I. einsetzende) und der dritte Teil (Nr. 159) erhalten sind. Aus einem einzigen Tintenstrich 2, 454 zu dem Rechtshandel Friedrichs des Großen mit dem Bischof von Lüttich im Jahre 1740 ist noch kein Schluß erlaubt auf ein Vordringen der Vorlesung bis ins 18. Jahrhundert. Die ihm durch eigene Studien vertrauteren Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts[1]) hat Schiller auf dem Katheder also vermutlich nie erreicht.

Von den anderen Quellen dieser Vorlesung, die sich teilweise aus der Analyse der beiden universalhistorischen Übersichten ergeben, sind in Weimar der anonyme „esprit des croisades" (Nr. 49) und J. v. Müllers Schweizergeschichte (Nr. 134), gewähren aber keine neuen Aufschlüsse. In dem esprit sind größere Partien, die also auch als Quelle ausscheiden, nicht aufgeschnitten (1, I—CLVI und 258 ff.; 3, 474—87. 494—99; 4, 49—448. 493 ff.). In der ersten Abteilung des dritten Teiles Müllers von 1788 hat ein Leser, aber schwerlich Schiller, drei auf Freiheit und Tyrannei bezügliche Sentenzen[2]) des Autors angestrichen.

[1]) Hiob Ludolffs „Weltgeschichte ... dieses 17. Jahrhunderts" (Katalog Nr. 116) hat im 2. und 4. Teil einige nicht von Schiller herrührende Randbemerkungen und Rotstiftstriche.

[2]) S. 287 „Ein Mann von Seele will frey seyn, auf daß er sich hingeben könne nach der Kraft und Wahl seines Herzens". 288: „niemand ist geschickter zur Freyheit als wer, was er bedarf, in sich und in der Freundschaft findet". 294: „Despoten, wenn sie die Larve der Freyheit ergreifen, um ungescheuter die Großen zu stürzen".

Leider ist das Neue, was ich über die Vorlesungen zu sagen hatte, damit erschöpft, und es läßt sich kaum annehmen, daß wir jemals mehr erfahren werden. Die Hoffnung, die dürftigen Aussagen des Schillerschen Gibbon über seine römische Geschichte ergänzen zu können, hätte eine Berechtigung, wenn der Livius, die Considérations Montesquieus und Rollins „histoire Romaine" aufzutreiben wären. Die Spur Montesquieus, den 1799 ein Herr Quartus Schwabe erwarb, läßt sich nicht verfolgen, und von Rollin und Livius ist überhaupt keine Spur mehr erhalten. Die lateinische Livius-Ausgabe auf Greifenstein trägt das Gleichensche Wappen. Auch der Weimarer deutsche Thukydides (Nr. 224) bleibt leider stumm. Am 28. September 1789 bedauerte Schiller noch als schlechter Grieche, Xenophon und Thukydides nicht lesen zu können, am 21. November 1793 zitiert er offenbar nach seinem Exemplar der Übersetzung von J. D. Heilman. Merkzeichen würden daher die Frage beantworten, ob Schiller im SS. 1790 im „ersten Teil seiner Universalgeschichte bis zur Gründung der fränkischen Monarchie" die Griechen noch einmal behandelt hat, während wir jetzt, da sie fehlen, nicht einmal die Zeit der Anschaffung zwischen den genannten Daten näher bestimmen können.[1])

Historische Schriften (Geschichte des dreißigjährigen Krieges).

Der Umstand, daß einige der Quellen des Abfalles und des dreißigjährigen Krieges in Weimar erhalten sind, ergänzt wenigstens in einigen Fällen die Quellenanalyse bei Küfelhaus und in der Säkularausgabe und illustriert die Arbeitsweise Schillers. Der im Abfall noch nicht benutzte Pontus Heuterus (Nr. 80) deutet wohl auf die Fortsetzungsabsichten, doch wird man von den vielen, weit über die Zeitgrenze des „Abfalls" hinausgreifenden Lesespuren des Weimarer Meteren (Nr. 127) keine einzige für Schiller in Anspruch nehmen dürfen, weil ganz gegen seine Art im Texte vieles mit Tinte

---

[1]) Von einer nochmaligen Durchsicht des Hamburger Vertot glaubte ich absehen zu dürfen (vgl. 12, 130 A. 3), weil es unmöglich ist, zwischen der Materialiensammlung für das Kreuzzugskolleg und der redaktionellen Vorarbeit für Niethammers Bearbeitung zu scheiden, und der Malteserplan des Dichters, wenn auch nicht für die Merkzeichen bestimmend, in diesem Falle älter ist als das historische Interesse. Vgl. SA. 8, 351. — Die kleine Schrift „Über den Geist und die Geschichte des Ritterwesens älterer Zeit. Vornehmlich in Rücksicht auf Deutschland. Gotha 1786" (Katalog Nr. 227) habe ich nicht auftreiben können, so daß ich es dahingestellt lasse, ob sie als Quelle für die Übersichten in Betracht kommt. Merkzeichen, die sich für Rekonstruktion der Universalgeschichte oder der Kreuzzugsvorlesung verwenden ließen, enthält das Weimarer Exemplar nicht.

unterstrichen ist und die Randbemerkungen nach Dr. Schüddekopfs Feststellung von einer Hand des 17. Jahrhunderts herrühren. Den Vergleich der „Geschichte der französischen Unruhen" mit seinem Exemplar von Anquetils „Esprit de la ligue" hat uns Schiller selbst durch Veräußerung unmöglich gemacht. Dafür entschädigt uns ein Blick in die Werkstatt des Damenkalenders. Das Fehlen von echten Merkzeichen im Meteren und die zahlreichen Lesespuren bei Schmidt und dem Anonymus gestatten, miteinander verglichen, wohl den Schluß, daß Schiller auch als Materialensammler für seine historischen Schriften nur dann seine Quellen mit Feder und Bleistift direkt exzerpierte, wann ihm wie bei den Vorlesungen keine Zeit zu ruhigerer Sammlertätigkeit gelassen war. Namentlich sein Schmidt ist ein Denkmal der Hetzjagd der Krankenarbeit an der Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Schmidt 6 (1785), 249 Z. 13—8 von unten und 256, 9—12 von oben über die Vorgeschichte des geistlichen Vorbehaltes: am Rande ×, vgl. SA. 15, 13 Z. 29 ff. — 7 (1786) Ferdinand wurde durch „ganz andere Ursachen" als seine Erziehung in Spanien . . die wir in der Folge aus seinem Munde hören werden, „bey der katholischen Partey" gehalten. Dazu am Rande die Zahl 255, Hinweis auf 255 Z. 2—7 von oben, wo eine Stelle aus den letzten Aufzeichnungen des Kaisers angestrichen ist. Vgl. SA. 15, 9, 6 ff.; 24, 3 ff. — 7, 59. „Auch waren die sogenannten Musterplätze, besonders diejenigen, die für fremde Mächte Volk warben, eine außerordentlich lästige Sache; indem sich ein solches plötzlich zusammengerafftes oder von selbst zusammengelaufenes Volk alle Ausschweifungen erlaubte". — 8 (1787), 2. Zu Schmidts Bemerkung, daß der konfessionelle Hader durch die Theologen und durch „das politische Interesse der Fürsten" geschürt worden sei, am Rande ein NB. — 8, 242 Z. 6—7, 10—11 von oben, 9—8, 4—3 von unten, vgl. SA. 15, 60, 18—27. — 8, 244 Z. 6—8 und 13—14 von oben. Zitate aus einem Briefe des Kurfürsten von Sachsen an Matthias, worin er auf die Jesuiten scheltend den österreichischen Ständen Recht gibt. Vgl. SA. 15, 60, 27 f. „sie zogen die protestantischen Reichsfürsten in ihr Interesse". — 8, 244 Z. 9—7 von unten: „da Ungarn sich für ein Wahlreich hielt . ." vgl. SA. 15, 60, 33: „Ungarn war ein Wahlreich".[1]) — 8, 245. Der Papst läßt Matthias durch einen Legaten mahnen, daß er den Ständen „ohne Verletzung des Gewissens nicht willfahren könne". Vgl. SA. 15, 61, 1 f. Matthias konnte seine Rechte nicht aufgeben, „ohne den Unwillen . . . Roms . . . auf sich zu laden". — 8, 249. Aus der Rede Tschernembels von den Rechten und der Gewalt der Landstände angestrichen: die Stände könnten einen übel regierenden Herrn absetzen, „Streitigkeiten zwischen den Fürsten entscheiden", dem Landesfürst „Räthe und Diener zu ordnen", der Nachfolger solle die Landschaft bitten, ihn als Landesfürst „zu erkennen". Vgl. SA. 15, 61, 20 ff. „von den oesterreichischen Deputierten" wurde „eine Sprache gehört, die selbst im Londner Parlament überrascht haben würde". — 8, 250. Bei Besetzung der Aemter wollten sie nicht geringer geachtet werden „als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterland". Vgl. SA. 15, 61, 22—25. — 8, 258 Z. 7 von oben über

[1]) Vgl. die feine Beobachtung von Kükelhaus in Bellermanns Ausgabe 7, 450, „daß Schiller oft nicht so sehr aus wirklicher Meinungsdifferenz als aus dem Bedürfnis, sich kürzer und präciser auszudrücken, mit größerer Bestimmtheit spricht".

die Utraquisten. Vgl. SA. 15, 32, 5 ff. — 8, 260. Maximilian II. bewilligt den böhmischen Utraquisten mündlich Defensoren. Vgl. SA. 15, 32, 35 f.: bloßes „Wort der Versicherung aus dem Munde des Kaisers". — 8, 279. Zu dem Datum des Todes Johann Wilhelms von Jülich „25. März" am Rande die Jahreszahl 1609 geschrieben. — 8, 331 Z. 2—9 von oben die Matthias anstößigen Forderungen der böhmischen Stände, nicht benutzt von Schiller. Vgl. SA. 15, 37, 17 ff. — 9 (1789), 117. Testament Philipps von Hessen: „ein Fürst wurde erkannt an seiner Münze, Reinhaltung seiner Straßen und Haltung seiner Zusage". — 9, 133. Zitat aus einem Bedenken von 1620, wie ein Reichsstand sein Einkommen verbessern könne, wenn er unter anderem „das Unmäßige im Essen, Trinken, Panketiren und Spielen meide"; 9, 134. wenn er die Reichsverordnung, daß ein Gotteslästerer „um eine Mark Gold gestraft werde . . . in seinem Land observire". — 9, 214. Die Schlacht am Weißen Berg bei Prag an dem Sonntag, „dessen Evangelium geboth, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist". — 10 (1791). Zu 79 Z. 16—11 von oben, 80. 2. Abschnitt Z. 1, 82 Z. 7 von oben, über Wallensteins Verhandlungen mit Gustav Adolf und Arnim vor dem zweiten Generalat, am Rande von Schillers Hand: W[allenstein]. Vgl. SA. 15, 263, 35 ff. 264, 15. 266, 2 ff. — Zu 10, 82, Z. 3—1 von unten, über Eggenberg, am Rande ein: F. Vgl. SA. 15, 269, 36 ff. 267, 37—38. — 10, 84 Frankreich schien „nur den bequemsten Augenblick zu berechnen, um mit Vortheil losbrechen zu können". Dazu am Rande ein: F. — 10, 84. Schmidt meint, Gustav Adolf habe selbst die Neutralität Baierns nicht gewünscht, weil sie seiner Eroberungspolitik Schranken gesetzt hätte. Schiller dazu am Rande: N(eutralität?). Vgl. SA. 15, 236, 34—237, 12. — 10, 85. Am Rande „General", SA. 15, 260, 13 ff. — 10, 87. 2. Abschnitt am Rande: W[allenstein]. SA. 15, 270, 32 ff. 10, 88 Z. 2 von unten am Rande: W. SA. 15, 272, 4 ff. — 10, 89, 2. Abschnitt, am Rande: W. SA. 15, 275, 25 ff. — 10, 90, 3. Abschnitt am Rande: „Böhmen". SA. 15, 278, 16 ff. — 279, 19. — 10, 93. am Rande: „Werbung um Pohlen". Zu Gustav Adolfs Bemühungen um die polnische Krone. — 10, 95. Gustav Adolf habe seine polnische Gesandtschaft desavouiert, aber sich nie um die polnische Krone beworben. Dazu am Rande: „Aem." (?). Ebenda am Rande: NB. zu der Behauptung, Gustav Adolf habe seinen katholischen Vetter Wladislaus verdrängen wollen, den sogar die protestantische Partei „hochschätzte und der katholischen Geistlichkeit zum Verdruß nach Kräften unterstützte". — 10, 97. 3. Abschnitt am Rande: G.[ustav] im R.[eich]. SA. 15, 238, 8 ff. 239, 16 ff. — 10, 98. 2. Abschnitt zu Gustavs Brief an den Kurfürst am Rande: „Kursachsen". — 10, 99. 2. Abschnitt am Rande: „Nürnberg". SA. 15, 240, 33 ff. — 10, 100. 2. Abschnitt am Rande: „(N)ach Baiern". SA. 15, 241, 12 ff. — 10, 101 oben am Rande: „Lech". SA. 15, 243, 10 ff. — 10, 102. Schmidt weist auf die Widersprüche in den Relationen über den Lechübergang hin und die Übertreibung der Thaten Gustav Adolfs. Dazu Schiller am Rande: „NB Lech".[1]) — 10, 103 am Rande: „Augsburg". SA. 15, 244, 26 ff. — 10, 104. Ganz Europa sei allarmiert worden, als Gustav Adolf sich von den Augsburgern den Unterthaneneid schwören ließ. Am Rande: „(H)uldigung". SA. 15, 244, 27. — 10, 105 zu der Bemerkung Schmidts, daß der Kaiser und die Liga nie „das Eroberungsrecht gegen ihre Feinde gebraucht" hätten und zu der Erklärung, weshalb sich Gustav Adolf von Augsburg, aber nicht von Nürnberg huldigen ließ, am Rande: NB. — 10, 106 am Rande: „(J)ngolstadt" und vor Abschnitt 1: „Tilly †". SA. 15, 244, 29 ff. — 10, 108. 3. Abschnitt am Rande: „(G)ust. in Baiern. (M)ünchen". SA. 15, 246, 5 ff. — 10, 109. 2. Abschnitt am Rande:

[1]) Vgl. Euphorion 12, 97 Nr. 50. Auch bei Schmidt 10, 102 aus Wassenbergs Florus Germanicus das Diktum Gustav Adolfs zitiert.

„Maximil. und Wallenst.“ SA. 15, 248, 11 ff. — 10, 110 am Rande: „Lager vor (N)ürnberg“. SA. 15, 286, 5 ff. — 10, 112. 2. Abschnitt: „Action“; letzte Zeile: „(Ab)zug von (N)ürnberg“. SA. 15, 289—292. 293, 34 ff. — 10, 115 am Rande: „Wallenst. nach Sach(sen)“. Z. 6 von unten: „Pappenh(eim)“. SA. 15, 295, 20 ff. 296, 20 ff. — 10, 116. 2. Abschnitt: „(S)chlacht Lützen“. SA. 15, 300, 4 ff. — 10, 119. am Rande: „Gustav“. SA. 15, 306, 8 ff. —10, 125. 2. Abschnitt am Rande: „Friedrich V.“. SA. 15, 319, 7 ff. Vgl. auch 10, 127 Z. 1—3 mit SA. 319, 29—31. — 10, 129 zu Anmerkung Z. 4—6: „NB“, was aber keinen Gegensatz zu Schmidt bedeutet. SA. 15, 319, 9 ff. — 10, 134 Z. 1 von unten: „fr(ankreich)“. SA. 15, 320. — 10, 135. 3. Abschnitt: „Convent“. SA. 15, 330, 13 ff. — 10, 136: Oxenst(ierna)“. SA. 15, 331, 18 ff. — 10, 137. 2. Abschnitt: „Conv(ent)“. SA. 15, 330, 36 ff. — 10, 139. 3. Abschnitt: „Director“. SA. 15, 332, 5 ff. — 10, 143. 2. Abschnitt: „Verschenkte Le(hen)“. SA. 15, 333, 32—335, 2—10, 151 Z. 15 von unten: „Stein(au)“. SA. 15, 352, 5 ff. — 10, 152. 2. Abschnitt: „Thurn“. SA. 15, 352, 29—353, 7. Schiller stilisiert Wallensteins Botschaft bei Schmidt, entnimmt aber die Wendung „wollte der Himmel“ dem Zitat aus Gualdo: „volesse Dio“. — 10, 221. Angestrichen: „Man hatte von der französischen Nation eine so außerordentliche Anstrengung ihrer Kräfte noch nicht gesehen, die durch den Ruf noch weit mehr vergrößert, und durch Richeliens außerordentliche Einsichten geleitet, ganz Europa die größten Veränderungen zu verkündigen schien, besonders da sich alle übrigen, die an dem Krieg Theil nahmen, bereits ungemein geschwächt und verblutet hatten“.

Man wird sich zur Würdigung dieser Exzerpte gegenwärtig halten müssen, daß dem Kalender von 1791 die Seiten 1—206, dem Jahrgang 1792 der kurze Abschnitt von S. 207—235, dem Jahrgang 1793 die größere Hälfte von S. 235—443 der Säkularausgabe (15) entspricht. An dem ersten Kalender ist die Arbeit noch gemächlicher. Für 1792 scheidet Schmidt, wie schon Küfelhaus vermutete, als Quelle aus. Für den letzten Jahrgang wird der soeben (1791) erschienene zehnte Band von dem schwerbedrängten Dichter im Sturme erobert. Auf den Buchbinder zu warten, wäre Zeitverlust. Den Inhalt überfliegend erleichtert sich Schiller die Benutzung durch kurze Stichworte am Rand, von denen der Buchbinder später hie und da die oben in runde Klammern geschlossenen Buchstaben weggeschnitten hat. Während wir bei den Vorlesungsexzerpten nie wissen, ob sie schließlich Verwendung gefunden haben, können wir hier mehrfach feststellen, daß nicht alles, was einmal das Interesse Schillers gefesselt hatte, bei der Ausarbeitung berücksichtigt worden ist. Doch gehören solche Späne mehr dem ersten Teile an. Der Verfasser des Kalenders für 1793 hat auch zu Gedankenexkursen keine Zeit mehr und steuert schon bei der ersten Durchsicht Schmidts unmittelbar auf sein Ziel los, das er ohne die strengste geistige Diät als Rekonvaleszent von schwerer Krankheit sonst nicht erreichen würde.

Zur ersten Orientierung über sein Thema hatten Schiller das Lehrbuch Krauses und die von Consentius im Archiv für neuere Sprachen 106, 241—57 als Quelle nachgewiesene anonyme Buder zugeschriebene Geschichte des Krieges gedient. Der Mangel an Lese-

spuren in dem Weimarer Krause (Nr. 103) bestätigt, was ich oben über die Literaturmerkzeichen in Schillers Beck bemerkt habe. Nur einmal hat Schiller Literatur angestrichen, als er sie Hörern zusammengestellt mitteilen wollte. Auch in seinem Exemplar des kurzen Anonymus (Nr. 29) würde er vermutlich keine Zeile markiert haben, wenn er sich weniger hätte eilen müssen. Denn nur zur Vorbereitung des Kalenders für 1793 wird Bleistift und Feder benutzt, so zwar, daß keine der von Consentius notierten zahlreichen Parallelstellen angestrichen ist. Ich teile daher der Vollständigkeit wegen auch diese Merkzeichen mit. Denn sie beweisen zugleich, daß Schiller auch in der Zeit der größten Überarbeitung von seinem ersten Führer durch das Wirrsal der Ereignisse nach gewissenhafter Prüfung des Sachverhaltes öfter abgewichen ist.

Anonymus. S. 86 Z. 6—2 von unten. Vgl. SA. 15, 324. Nicht benutzt: „es waren . . . die [schwedischen] Bauern wegen der öftern Abgaben sehr schwürig".

S. 87.	SA. 15, 327.
„Der König hatte Oxenstirn kurtz vor seinem Tod nach Ober-Teutschland geschickt, um die 4 Ober-Creise in eine Verfassung zu setzen. Er war eben zu Hanau, da ihm die Post von des Königs Tod gebracht ward".	„Oxenstierna hatte eben eine Reise nach Oberdeutschland angetreten, um die vier obern Kreise zu versammeln, als ihn die Post von des Königs Tode zu Hanau überraschte".

S. 91. Die letzten 5 Zeilen von Paragraph 7 vgl. SA. 15, 355, 26—37. — S. 93 Z. 2—10 von oben; vgl. SA. 15, 343, 25—344, 3. — S. 98 Z. 5—10 von oben vgl. SA. 15, 349 ff. Bei dem Anonymus aber sagt Wallenstein zu dem Herzog von Lauenburg, „daß er hernach darzu behülfflich seyn wolte, die Schweden aus Teutschland zu jagen", bei Schiller 15, 351 zu Arnheim, „daß man damit anfangen müsse, die Schweden aus dem Reiche zu verjagen". — S. 99 Z. 1—6 von oben vgl. SA. 15, 348, 25 ff. — S. 101. Wallenstein schickte einige Schreiben der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg „nach Wien, um hiermit ein Zeichen seiner Treue dem Kayser abzulegen. Aber es half nichts mehr. Seine allzugroße Dissimulation und die an so vielen unterschiedenen Orten geführte veränderliche Negaciationes waren Ursache, daß ihm niemand trauen wolte. Bald tractirte er mit den Frantzosen und Schweden, bald mit Sachsen und Brandenburg. Und verdarb es mit allen". — S. 104. Nachdem Wallenstein den Generalen „vorgestellt, wie er ihnen allezeit gute Winter-Quartiere geschafft und ihnen Gelegenheit gegeben, sich durch Contributiones, Beuten ꝛc. zu bereichern; so beschloß er endlich, daß er alles dieses geordnet habe, um sie zu Rath zu fragen, was er thun solle? Er vor seinen Theil wäre geneigter, seine Charge zu quittiren, die ihm so viele Verdrießlichkeiten verursache, um sich in seinen vorigen Stand wieder zu begeben, worinnen er seine Tage ruhig zubringen könne". Ebenda Paragraph 20 die Erzählung des Gastmahls der Offiziere. Die Weglassung der Clausel hätten die meisten nicht beachtet, „weil sie betrunken waren, die übrigen aber sich nicht getrauet viele Schwierigkeiten zu machen. Piccolomini war auch darunter". Abweichend Schiller 15, 360 ff. — S. 121. Über den veränderten Charakter des Krieges seit der französisch-schwedischen Allianz. Bisher hatte man „nichts von Wichtigkeit ohne viel disputirens vornehmen können. Denn jeder hatte getrachtet, die Kriegs-

Last von seinem Lande abzuwenden und wegen Privatabsehens einer hier, der andere da hinausgewollt. Aber nun konnte man den Krieg nach eigenem Gutachten der Cron Schweden führen". Dazu am Rande: NB. vgl. SA. 15, 396, 17 ff. — S. 133 unten zu dem Gerücht über Baners angebliche Vergiftung ein Tintenkreuz am Rande. Vgl. SA. 15, 416, 3—5. — S. 135 Z. 1—5 von oben vgl. SA. 15, 417, 34—418, 3. — S. 139 Z. 2—5 von oben vgl. SA. 15, 430, 5 ff. — S. 140. Ein Kreuz am Rande der letzten Zeile des Paragraphen 25; vgl. SA. 15, 426, 2 ff. — S. 145. Kreuz am Rande neben Schluß von Paragraph 31; vgl. SA. 15, 431, 21—23. — S. 150. Ein Tintenkreuz am Rande der letzten Zeile von Paragraph 38 zu der Konstatierung, daß 1647 die Kaiserlichen den Schweden um 8000 Mann überlegen waren und trotzdem das Feld räumten. — S. 153. Tintenkreuz am Schluß von Paragraph 42 vgl. SA. 15, 442, 29—32.

Bezüglich Pufendorfs Kommentarien hat schon Küfelhaus nachgewiesen, daß die Bestellung bei Göschen vom 4. Juni 1792 auf eine französische Bearbeitung zu beziehen ist, die Schiller die Benutzung erleichtern sollte. Es kann daher nicht auffallen, daß das Weimarer Exemplar (Nr. 160), eine Frankfurter Ausgabe von 1705, nicht die von Küfelhaus und mir notierte Utrechter von 1686, ohne Randstriche ist, da ein Bleistiftstrich auf S. 1063, 2. Spalte, Z. 34—38 von oben sich nicht mehr auf Schillers Thema bezieht und daher wohl dem auf dem Titel genannten früheren Besitzer Brunnquell zur Last fällt. Dagegen verdienen die eingelegten Buchzeichen, die ich sonst nicht berücksichtigt habe, hier vielleicht doch Erwähnung, weil das eine zwischen S. 82 und 83 sich auf die Schlacht bei Lützen, das andere zwischen S. 180 und 181 sich auf den Wormser Tag vom Januar 1635 bezieht.

Historische Lektüre.

Es kann nicht meine Absicht sein, zusammenzustellen, was Schiller als Historiker wie als Dichter für seine nächsten Zwecke gelesen hat, obwohl eine tagebuchartige Übersicht, wie sie Goethes eigene Aufzeichnungen der letzten Jahrzehnte darstellen, seine Selbstanklage geringer Belesenheit entkräften würde. Wenn man aber gemeint hat, über seine Lektüre, auch soweit sie nicht in seinen Werken ihren Niederschlag fand, durch seinen in dieser Richtung besonders ergiebigen Briefwechsel hinlänglich unterrichtet zu sein, so hat der Weimarer wie der Hamburger Katalog bewiesen, daß eine Menge Bücher, auf die uns der Briefwechsel und die Quellennachweise nie geführt hätten, in seinen Gesichtskreis getreten ist. Die Reichhaltigkeit seiner Memoirensammlung war bereits aus dem antiquarischen Katalog Stargardts von 1859 zu ersehen gewesen, doch hat erst das von Köster veröffentlichte eigenhändige Verzeichnis des Dichters den Beweis geliefert, daß Schiller diesen Teil seiner Bibliothek wirklich übersehen hat. Trotzdem glaubte ich auf die Durchsicht der Hamburger

Reliquien verzichten zu dürfen, weil schon die Weimarer Stichproben unter den nicht zu Schillers Apparat gehörigen historischen Büchern ein nach den oben mitgeteilten Resultaten kaum unerwartetes negatives Ergebnis hatten. Immerhin erfährt man jetzt aus dem Titel der Broschüre von Joh. Ludwig Hesse „über den Charakter Kaiser Günthers“ (Nr. 79), woher das Kaisertum Günthers in der Rudolstädter Anekdote über Herzog Alba (SA. 13, 274, 1) stammt. Lesespuren aber fehlen hier ebenso wie in J. v. Müllers „Reisen der Päpste“ von 1782 (Nr. 133), Sattlers „histor. Beschreibung des Herzogtums Würtemberg“ von 1752 (Nr. 173), Spittlers „Geschichte des Fürstenthums Hannover“ von 1786 (Nr. 207),[1] Sartorius' „Geschichte des Hanseatischen Bundes“ von 1802 und in den „Fragmenten zur Kunde der Staats-Verfassungsgeschichte des Deutschen Reichs“ von 1797 (Nr. 58), so daß es sich nicht verlohnte, nach Durchsicht der gesamten vor 1793 erschienenen historischen Literatur auch die nach Abschluß der historiographischen Tätigkeit in Schillers Besitz gelangten Bücher vollständig durchzumustern.[2] So erwünscht es z. B. wäre, aus dem mit C. C. v. L(engefeld) gezeichneten Antimachiavel Friedrichs d. G. (Nr. 59) und der lateinischen Übersetzung der Florentiner Geschichte Machiavellis (Nr. 117), die beide nicht ohne Merkzeichen anderer Leser sind, Schillers Beschäftigung mit dem Verfasser des „Principe“ nachzuweisen, müssen wir uns auch in diesem Falle begnügen, wenigstens die Möglichkeit näherer Beschäftigung festgestellt zu sehen.

Anhang. Die Greifensteiner Schillerbibliothek.

1. Goethes Schriften. Leipzig, Göschen 1787, Band 1—5, Goethes Geschenkexemplar mit ziemlich vielen Bleistiftstrichen, besonders in Werthers Leiden.

2. Shakespear. Theatralische Werke. Aus dem Englischen übersetzt von Herrn Wieland. Zürich 1762, Band 1—6 und 8, der siebente fehlt. 1, 5 in Popes Vorrede angestrichen: „... wenn gleich alle Reden ohne die Namen der

---

[1]) An Huber 29. Juli 1788 (Jonas 2, 96) aus Anlaß des „heimlichen Gerichtes“ seines Freundes: „Ich finde hier in Spittlers Geschichte von Hannover (1. Theil) viel reifes über die Westfälischen Gerichte gesagt“. Mein Weimarer Mitarbeiter Deiß fand, ohne diese Stelle zu kennen, daß das Buch, ausgenommen die abgerissenen Einbanddeckel, recht wenig benutzt aussehe, ein Beweis, daß bei einer Untersuchung wie der unsrigen nur die ganz sicheren Merkmale entscheiden.

[2]) Katalog der Schillerausstellung Nr. 2, 3, 7, 14, 18, 19, 31, 37, 38, 39, 41, 46, 47, 56, 68, 81, 109, 110, 121, 122, 136, 156, 157, 174, 193, 197, 199, 208, 209, 210, 230, 231, 242—245, 251. In den „Flibustiern“ von Archenholz (Nr. 8) S. 74 Z. 3—2 von unten ein dicker Tintenstrich (von Sch.?): schon vor der Vereinigung der Bucanier mit den „Flibustiern betrachteten diese Menschen sich, durch gegenseitige Bedürfnisse unter einander“ verbunden, als Freunde Vgl. Kettner in SA. 8, 359.

Personen gedruckt worden wären, ich dennoch versichert bin, daß man mit Gewißheit hätte erraten können, welcher Person sie zugeschrieben werden müßten". Sonst ohne Lesespuren.

3. Lessing. Zur Geschichte und Literatur. Erster Beitrag, Braunschweig 1773.

4. „Einige Almanache, Romane von Wieland, Werke von Herder, Erstausgabe."

5. Über Sitten, Temperament, Altertümer, Ackerbau, Handel, Theater, Finanzen und die Gerichtshöfe Spaniens von einem reisenden Beobachter in den Jahren 1777—78. 2. Band. Aus dem Französischen. Leipzig 1781.

6. Robertson. Geschichte von Schottland. 2 Bände. Braunschweig 1762.

7. D. F. Sotzmann. Erste Sammlung von Landkarten für Schulen. Berlin; ohne Jahr.

8. Plutarch siehe oben.

Ich verdanke diese Liste der freundlichen Mitteilung des Freiherrn Alexander von Gleichen-Rußwurm und kann daher, weil mir die Autopsie fehlt, nicht sagen, ob die Lesespuren in Goethes Werken eine Ausnahme von der beobachteten Regel darstellen oder von anderen Lesern herrühren. Das Merkzeichen in Popes Vorrede zu Shakespeare wage ich ebenfalls nicht ohne weiteres Schiller zuzuschreiben, wenn es auch seinen eigenen rhetorischen Erfahrungen und Fortschritten entspricht. Der Robertson ist der von Schiller im März 1788 Charlotte geliehene, den er sich nach der Bestellung bei Reinwald vom 9. Dezember 1782 angeschafft haben muß, doch möchte ich bezweifeln, daß das Exemplar eine Spur der Arbeit an „Maria Stuart" aufweist.

Briefe des Philosophen und Arztes J. B. Erhard an G. J. Göschen und J. L. Neumann.

Mitgeteilt von Ernst Müller in Stuttgart.

Johann Benjamin Erhard,[1]) eines Drahtziehers Sohn in Nürnberg, lebte von 1766 bis 1827. Nachdem er bis zum elften Jahre die Lateinschule seiner Vaterstadt besucht hatte, trieb er die Profession seines Vaters. Zugleich aber arbeitete er, insbesondere von seinem 13. Lebensjahre an, rastlos an seiner eigenen Weiterbildung. Er lernte eifrig Musik, moderne Sprachen, studierte Philosophie, vor allem Kant, und Medizin. Das alles trieb er ohne Anleitung, nur in der Musik war ihm sein Vater Lehrer. Bald hatte er auch das

[1]) Quellen: Erhards Autobiographie, herausgegeben von Varnhagen von Ense und der Artikel Erhard in der Allgemeinen Deutschen Biographie 6, S. 200—201.

Glück, gleichstrebende Freunde zu finden. Es war dies hauptsächlich der spätere Arzt Dr. Osterhausen und ein Herr von Grundherr, „Leutnant bei den Nürnbergischen Truppen". Im Jahre 1785 machte Erhard die Bekanntschaft des Hofrats von Siebold, Professors der Medizin in Würzburg. Dieser staunte über die medizinischen Kenntnisse des Autodidakten und forderte ihn auf, sich ganz der Heilkunde zu widmen. Erhard war bereit dazu, aber erst im Jahre 1788 bezog er die Universität Würzburg. Zwei Jahre studierte er daselbst mit größtem Eifer, von Siebold auf das uneigennützigste unterstützt. Im Sommer 1790 verließ er die Hochschule und machte eine größere Reise. Diese führte ihn nach Frankfurt a. M. und dann nach Jena. Dort blieb er den Winter über, um den Kantianer Reinhold, Wielands Schwiegersohn, zu hören. Durch ihn wurde er mit Wieland und Schiller bekannt. Auch lernte er den Baron Herbert von Klagenfurt, der aus Liebe zu den Wissenschaften in Jena verweilte, kennen. Dieser wurde bald sein intimster Freund.

Von Jena reiste Erhard nach Kopenhagen, wo er mit dem dänischen Dichter Baggesen, dem begeisterten Verehrer Schillers, freundschaftlich verkehrte. Dann zog er nach Königsberg zu Kant, den er längst verehrte. Dort lebte er „selige Tage". Der große Philosoph schrieb ihm nachher: „Unter allen Personen, die ich bisher noch kennen lernte, wünschte ich mir keinen mehr zum täglichen Umgange als Sie."

Im Juli 1792 promovierte Erhard zum Dr. med., ließ sich in Nürnberg als Arzt nieder und heiratete. Doch behagte ihm die Praxis nicht, zumal da ihm seine Kollegen allerlei Widerwärtigkeiten bereiteten. Deshalb nahm er 1797 mit Vergnügen einen Ruf nach Ansbach an, den der preußische Minister Freiherr von Hardenberg an ihn hatte ergehen lassen. Erhard hatte keine Medizinalgeschäfte, sondern staatsrechtliche Arbeiten zu übernehmen (vgl. Brief Nr. 16). Nach Erledigung derselben ging er auf Hardenbergs Rat nach Berlin, wo er bald eine reiche praktische Tätigkeit fand. Im Jahre 1817 wurde er zum Mitglied der Ober-Examinations-Kommission und im Jahre 1822 zum Ober-Medizinalrat ernannt. Am 28. November 1827 wurde er unerwartet durch einen Gehirnschlag seinem reichgesegneten Wirken entrissen.

Im Jahre 1805 hat er eine Selbstbiographie verfaßt, aber erst nach seinem Tode wurde sie von Varnhagen von Ense veröffentlicht. Darin erfahren wir über seine Beziehungen zu Göschen, an den die folgenden Briefe 1—16 gerichtet sind, folgendes: „Mit dem Buchhändler Göschen," erzählt er, „ging ich zu Fuß zurück nach Jena[1])

[1]) Von Rudolstadt aus, wo er im Jahre 1791 den kranken Schiller besucht hatte.

und fand auch in ihm einen Freund. Unsere Hoffnungen von der deutschen Literatur waren groß. Er leistete für sie, was kaum zu erwarten war, und ich blieb in meinen Versprechungen, doch nicht ganz mit meiner Schuld, zurück." Zu letzterem ist wohl auch der Plan einer Literaturzeitung zu rechnen, von dem in den Briefen 1, 4, 5 und vielleicht auch 13 die Rede ist.

Über Neumann ist bei dem betreffenden Briefe Nr. 17 das Nötige gesagt.

Die Originale der Briefe sind im Besitz des Herrn Fritz Arndt, Gutsbesitzers in Oberwartha-Cossebaude bei Dresden. Dessen Frau ist eine Enkelin Erhards.

1.

Königsberg 9. 7br. 1791.

Ich freue mich recht sehr daß Sie und Schiller wieder besser sind und ich lege an letztern einen Brief bey. Ich hoffe mit Schiller in Dreßden zusammen zu kommen, sollte er aber nur bis Leipzig kommen können, so will ich über Leipzig gehen[1]) ich wünschte deswegen in Berlin, wo ich am letzten des Monats eintreffen werde Nachricht zu finden, adressiren Sie sie poste restante. An meinem Aufsatz werde ich schreiben sobald ich das Heft erhalte, es ist noch nicht hier.

Wenn Sie sich entschuldigen, daß Sie wenig schreiben, so zeigt es von großer Güte, ich kan mich ja nicht einmal rühmen Ihnen einen rechten Brief geschrieben zu haben. Vielleicht kommen wir zusammen und dann will ich es mündlich einbringen.

Ich habe nun den Peregrinus von Wieland gelesen und ich gratuliere zu dieser Acquisition ihres Verlags.[2]) Schade daß die Kupfer nicht besser gerathen sind. Die Göttergespräche haben für mich weniger Interesse. Zu Ihrem Vergnügen lesen Sie sobald als möglich Sakontala oder den entscheidenden Ring, so viel Freiheit und Delicatesse findet man selten in einem Europäischen Stück.[3])

Ich gebe mir hier Mühe Krausen für mein Project zu Litteraturbriefen das Sie kennen zu gewinnen, es wird aber schwer, er will gar nichts mehr schreiben.[4])

Mit Kant werde ich über die Bibel sprechen, sobald ich mit meinen Angelegenheiten fertig bin. In Koppenhagen habe ich Baggesen[5]) Muth und Lust gemacht sich wegen seiner Reise an Sie zu wenden, er wird aber nicht anfangen, sie zu übersetzen, (sein Tagebuch ist dänisch) biß er schon eine hin-

---

[1]) Schiller war im Juli 1791 zur Erholung von seiner schweren Krankheit in Karlsbad und nachher in Erfurt bis 1. Oktober. Dann kehrte er nach Hause zurück, nach Dresden oder Leipzig kam er nicht. Erhard hatte schon im März viel mit ihm in Jena verkehrt und ihn dann in Rudolstadt besucht.

[2]) Göschen war der Hauptverleger Wielands.

[3]) Im Jahre 1791 erschien G. Forsters Übersetzung von Kalidasas Sakuntala.

[4]) Vermutlich Christ. Jak. Kraus, 1753—1807, Professor der Philosophie in Königsberg.

[5]) Jens Baggesen, 1764—1826, der dänische Dichter, dessen Bemühung Schiller Ende dieses Jahres (1791) seine dänische Pension verdankte. Baggesen hatte mit seiner Frau, einer Enkelin des Dichters Haller, eine Reise in die Schweiz gemacht. Auf der Rückreise hielt er sich längere Zeit in Jena auf (1790), wo ihn Schiller und Reinhold mächtig anzogen. Wegen seiner Tagebücher vgl. Euphorion 12, S. 151 ff.: L. Bobé, Schiller und Dänemark.

längliche Anzahl Subscribenten hat. Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich ihrer vortreflichen Frau und lieben Sie ferner

Ihren Freund

J. B. Erhard.

2.

Berlin d. 18. 8br. 1791.

Bester Freund!

Ihre Gründe nach Jena zu gehen siegten. Ich komme von Dresden hin, wenn es einen kürzeren Weg als über Leipzig mit der Post z. B. über Altenburg giebt so nehme ich diesen weil ich Sie in Jena sehe, denn ich muß nun da diese Reise mir doch wieder auf 40 Meilen Umweg macht so schnell als möglich eilen.

Den 23 will ich in Dresden und den 29 in Jena seyn. Ich muß Sie aber nun schon wieder bitten, mir 6 Louisdor nach Dresden an HE. Apellations Rath Körner zu schicken, weil ich meine Casse nur gerade über Dresden nach Prag berechnete.[1])

Mündlich mehr.

Ihr Freund

Joh. Benj. Erhard.

3.

Jena d. 12. November 1791.

Bester Freund!

Nun muß ich wieder von meinem geliebten Jena fort, ich gehe über Altenburg. Auf Ihre Fragen kann [ich] folgende Antworten geben.

Schiller fand ich so wohl daß ich sicher glaube noch mehre Lebensjahre prophezeyen zu können. Er führt wohl auch noch die Reformationsgeschichte aus.[2])

Reinhold arbeitet an seinen Briefen und hat wenigstens den Vorsatz einen Band fertig zu bringen . . . . .

Meinem Freund Grundherr[3]) werde ich auch schreiben wo möglich ein Bändchen zu liefern. Leben Sie wohl

Ihr Freund

J. B. Erhard.

4.

Nürnberg d. 30. May 1792.

Ich will mich vor allem über Ihre beiden Conditionen erklären. Was die erste betrifft, so war es auch meine Meynung daß die Versendung von Leipzig aus geschehen sollte, und ich vergaß nur mich deutlich zu erklären. Was den Druck allhier betrifft so hatte ich dabei bloß die Absicht die Correcturkosten zu ersparen und manches schneller abdrucken können zu lassen aber ich halte diese Vorteile nicht für so wesentlich und da Sie es ohnehin besser versehen müssen als ich so sind wir hierüber so gut als einig. Aber noch ein Punkt, ist etwas delicates,

---

[1]) Gottfried Körner war mit Göschen, an dessen Verlagsgeschäft er finanziell beteiligt war, befreundet.

[2]) Am Neujahr 1791 erkrankte Schiller so schwer, daß er in Karlsbad Genesung suchen mußte. Aber er erholte sich nur sehr langsam. — Am 7. Nov. d. J., also nur 5 Tage vor Erhards Brief, schrieb Schiller an Göschen: . . . „Desto gewisser aber engagire ich mich auf das Jahr 1793 die Reformation zu liefern.“ Er kam jedoch nicht zur Ausführung dieses Plans.

[3]) Leutnant in Nürnberg. Vgl. Einleitung.

nämlich die Aufsicht eines Gelehrten — sollte sie so viel sagen wollen, daß er es seiner Censur unterwerfen, drucken laßen und ausstreichen könnte wie es ihm beliebte so wäre dieß eine Bedingung, unter welcher ich nie etwas schreiben würde; sollte sie aber nur auf die Correktur, und wenn er glaubte daß etwas besser könnte noch aufbehalten, ein anderer Aufsatz nun gedruckt werden, oder das etwas beleidigend wäre, auf einen freundschaftlichen Rath gehen, so ist es nicht allein nothwendig so einen Mann zu haben, sondern ich bin auch gewiß so geneigt, jeden guten Rath anzunehmen als ich Despotismus von jeder Art verabscheue. Was den 2ten Punkt betrifft, so finde ich ihn freilich zur Sicherheit nothwendig und bin auch von meinem Freund Girtanner[1]) überzeugt daß er zufrieden seyn würde auch gar kein Honorarium zu erhalten, eben dieses bin ich von Reimarus[2]) und Baggesen überzeugt, andere Mitarbeiter überlasse ich Ihnen sich desfalls abzufinden, ob ich mir gleich fast von allen die ich für meinen Plan interessierte ächt freundschaftliche Unterstützung verspreche.

Nun noch von dem neuen Comp. Ich kenne HE. Viehweg[3]) nicht und verlasse mich also seines Charakters wegen auf Sie. Eine Hauptsache ist ob er schon Mitarbeiter hat, die müßte ich vor allem wissen, denn ich wollte nicht daß jemand etwas lieferte, von dessen Gründlichkeit ich nicht überzeugt wäre und der auch nicht schon der Welt vorteilhaft bekannt wäre, nur bey einem würde ich seiner außerordentlichen Talente wegen auf den letzten Punkt nicht insistieren nähmlich bey dem Mag. Forberg, in Jena, den ich nächstens zu unserm Plane einladen werde.[4])

Noch eine Frage wäre, ob HE. Viehweg damit zufrieden wäre, daß ich mich als den Herausgeber nennte und daß alle Aufsätze durch meine Hand gehen müßten, weil ich dann auch jeden Brief der ohne Unterschrift gedruckt würde (welches ich jedem Mitarbeiter frey stelle) verantworten müßte. Änderungen werde ich mir nie, ohne den Verfasser zu fragen erlauben, will er sich nennen so ist auch dieß nicht nöthig.

Warum ich aber darauf bestehe mich zu nennen ist, damit sich unser Institut von den andern dadurch unterscheidet, daß jemand für das gesagte responsabel ist, und weil ich mir so viel Bekanntschaft gemacht habe, daß mein Name vielleicht etwas zu mehrerer Ausbreitung beytragen könnte, und damit ich aufrichtig bin, weil ich auch, da ich den großen Teil der Mühe über mich nehme, dafür bekannt seyn möchte. Im Falle HE. Viehweg noch keine richtigen Männer für sich interessiert hätte so würde uns freylich sein Project wenn es auch noch so reif wäre keinen großen Eintrag thun, die Revision der Litteraturzeitung ist nicht die Hauptabsicht meines Planes obgleich manchmal Recensionen derselben der Stoff meiner Briefe sein werden, aber gleiche Ehre wird auch andern Journalen sonderlich der Berl. Bibliothek widerfahren. Die Hauptabsicht wird immer seyn genaue Prüfung wichtiger Sachen bey gegebener Veranlassung.

---

1) Christoph Girtanner, 1760—1800, Arzt in Göttingen, eifriger Schriftsteller auf medizinischem und historisch politischem Gebiet. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 9, S. 189—190.

2) Vermutlich J. A. H. Reimarus, 1729—1814, Sohn des bekannten Samuel Reimarus, des Verfassers der Wolfenbüttler Fragmente. Er war Arzt in Hamburg und eifriger medizinischer und philosophischer Schriftsteller. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 27, S. 704—709.

3) Ob ein Mitglied der berühmten Buchhändlerfamilie, ist nicht sicher. Nach der Allgemeinen Deutschen Biographie 39, S. 689—698 läßt sich keine Entscheidung treffen.

4) F. K. Forberg, 1770—1848, 1792 Privatdozent der Philosophie in Jena, starb als Geh. Kirchenrat in Hildburghausen. Er ist besonders durch seine Verbindung mit Fichte bekannt. Vgl. auch Schillers Brief an Goethe vom 15. Mai 1798.

Sollte es mit der Association mit HE. Viehweg zu stande kommen so überlasse ich Ihnen dann die ganze Anordnung in Rücksicht auf die Verlagkosten, Berechnung des Rabats und Bestimmung meines Antheils, denn der Vorschlag den ich Ihnen machte, war dem Freund gemacht; dem Buchhändler einen zu machen überlasse Ihrer geprüften Freundschaft. Nur so viel will ich Sie versichern daß die Sache mein einziges Geschäft ausmachen wird und daß sie daher weil ich auf alles andere Verzicht thue um ganz Herr meiner Zeit zu seyn, mit einer Sorgfalt und Genauigkeit soll betrieben werden, die vielleicht kaum noch einem ähnlichen Institut zu theil wurde.

Werden Sie Ihrer Freundschaft gegen mich nicht überdrüßig und lieben Sie noch ferner

Ihren ergebensten Freund

J. B. Erhard.

N. S. Wird Wieland alle seine Schriften aufnehmen? auch den unveränderten Pietro von Rosalba? und die Empfindungen eines f. Christen?[1]) und werden sie in chronologischer Ordnung erscheinen? Wie befindet sich HE. Prof. Heydenreich?[2]) Ist HE. v. Hardenberg[3]) noch in Lpzg.

5.

Nbg. d. 23 8br. 1792.

Werthester Freund!

Ich freue mich Ihrer gesunden Ankunft, aber bedaure zugleich, daß meine durch Schubart[4]) genährte Hoffnung nicht erfüllt werden konnte und ich Sie nicht mehr sprechen und umarmen konnte. Von der Thalia habe ich kein Exemplar bekommen. Auch möchte [ich] Sie gerne um das Verzeichniß der englischen Schriftsteller bitten die ich von Ihnen erhalte. Durch eine Krankheit meiner Frau . . . und durch Verdrießlichkeit mit meinem Schwiegervater und durch das Setzen eines neuen Ofens in meinem Zimmer, kam ich um manche schöne Stunde.

Sie erhalten mit diesem meine Ankündigung der Litteraturbriefe ganz überarbeitet, die Bestimmung der äußern Einrichtung überlasse ich Ihnen ganz. Wenn Herder beytretten wollte hielte ich es für Gewinn. Wenn Sie mir die engl. Schriftsteller schikken, so schikken Sie mir auch Reinholds Briefe 1. und 2. Band und die kleine Ausgabe von Thümmels Reisen, wie auch die 3 Calender von Schiller mit. Nun hoffe ich Ruhe zu haben.

Meine Frau liebt Sie von ganzem Herzen und ich bin wie immer

Ihr Freund

J. B. Erhard.

N. S. Vielleicht kan Kant durch Wieland wenn dieser meine Litteratbr. begünstigt, einige Eroberung in der Schweiz machen. Waren Sie öfters bey HE. v. Mechel und haben Sie seinen Kunstverlag so außerordentlich gefunden als man mir erzählt hat . . . .[5])

---

[1]) Don Sylvio de Rosalva erschien zuerst Ulm 1764 und die „Empfindungen eines Christen" in Zürich 1757.

[2]) Karl Heinrich Heydenreich (1764—1801), Professor der Philosophie in Leipzig.

[3]) Der preußische Minister Frhr. von Hardenberg.

[4]) Ludwig Schubart, 1765—1811, des Dichters Sohn, war preußischer Legationssekretär in Nürnberg.

[5]) Dem Kunsthändler von Mechel in Basel hat Schiller sein letztes Gedicht gewidmet: „Einem Freunde ins Stammbuch."

6.

Nürnberg d. 22. 9br. 1792.

Werther Freund!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Geschenke. Ich würde den Empfang schon eher gemeldet haben, wenn ich Ihnen nicht die Vollendung des Gespräches für die Thalia hätte mitschicken wollen.[1]) Bloß um meine Neugierde zu stillen sah ich in Schiller Calender und mußte ihn dann durchlesen. Sie werden in dieser Fortsetzung finden daß ich ein großes vorbereitete, und daher manchen Wink unausgeführt ließ. Einen Band der Thalia könnte ich nun auch ganz allein füllen, mit einer wie mich dünkt gutgerathenen Übersetzung der Rede des Boettie[2]) die im Jahr 1550 ganz den Geist des Nationalconventes hauchte. Da es eine bloße Übersetzung, mit einigen Anmerkungen von mir die bloß erläuternd und eine Biographie des Verfassers seyn wird, und die allemal in Verbindung damit den Essai de Montaigne die Censur passierte, so sehe ich keine Gefahr dabey, ich hatte sie Wieland vermeint aber durch das 10te Stück seines Merkures hat er sich darum gebracht . . . .

Leben Sie wohl ich muß schließen mit Uebersendung der Rede des Boettie werde ich ausführlicher an Sie schreiben

Ihr

Erhard.

7.

D. 4. Jul. 793.

Hirmit erhalten Sie Newtons Leben.[3]) Ich glaube fast es ist Ihnen zu kurz aber es würde mir schwer seyn, es um etwas zu verlängern, so leicht es mir seyn würde, es auf ein Alphabet zu bringen. Ich habe seine Principien und seine entdeckten Wahrheiten ausgesucht und eine Skizze seiner Philosophie gegeben. Bey seinen Lebensumständen war ich am kürzesten, und die abgeschmakten Anecdoten von seinen Zerstreuungen habe ich als erdichtet ganz übergangen. Für das überschikte danke ich herzlich. Ich habe aber nur den 2ten Band von Jüngers Theater.[4]) So bald ich mit dem Aufsatz für Wieland gar fertig bin, so arbeite ich an Mimer.

Wir haben nun hier einen geschikten Künstler in Guttenberg[5]) aus Paris, der aber ein Nürnberger ist, bekommen. Er hat mir versprochen, Ihnen einige

---

[1]) In Schillers „Neuer Thalia" 1793 erschien Erhards Gesprächsammlung: „Mimer und seine Freunde".

[2]) In seiner Selbstbiographie sagt Erhard: „ich arbeitete für den neuen Merkur (Wielands) eine Abhandlung über die Alleinherrschaft aus. Ich wurde zu dieser Abhandlung durch eine Rede des Boettie, die sich als Anhang bei Montaignes Versuchen findet, veranlaßt . . . Meine Abhandlung gefiel Wieland und wohl auch noch einigen Lesern, aber kein Rezensent bemerkte das Eigentümliche derselben." M. de Montaigne, 1533—1592, Verfasser der berühmten Essais, war mit La Boétie, 1530—1563, dem heftigen Gegner des Königtums und Verfasser der Schrift De la servitude volontaire, eng befreundet.

[3]) Erhards „Leben Newtons" erschien im historischen Kalender 1794, denselben Kalendern, die 1791—1793 Schillers dreißigjährigen Krieg brachten.

[4]) Joh. Friedr. Jünger, 1759—1797, gestorben als Hoftheaterdichter in Wien. Er war mit Schiller 1784 in Gohlis.

[5]) Heinrich Guttenberg, 1749—1818, Kupferstecher, ließ sich nach einem Aufenthalt in Paris und Italien 1793 in Nürnberg nieder. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 10, S. 227.

Vigneten zu liefern, wenn er Aufträge erhält. Huber[1]) hat mir sehr wohl gefallen, aber da ihm Schubart nicht ausließ, so waren wir wenig allein beysammen und wurden daher nicht so innig, als ich gewunschen hätte . . . .

Warum erhält man von Schiller gar nichts in der Thalia.[2]) Wenn ich Sie doch bald um den 6 und 7ten bitten dürfte, den in drei Wochen fange ich wahrscheinlich am Mimer an. Der Entwurf des Romans ist fertig.

Leben Sie wohl, ganz

Ihr Erhard.

8.

Nürnberg, d 28. July [1793].

Guttenberg will die Zeichnung übernehmen er begehrt 5 Louis neuf. Ich glaube daß er sie daran zu verdienen suchen wird. Eine Quartplatte will er wohl unternehmen aber nicht in dieser kurzen Zeit. Ohne Zeichnung läßt sich kein Preis bestimmen, doch können sie ihn jetzt vielleicht selbst machen. Ich schicke ihnen 2 Stücke von Guttenberg die Sie behalten können. Einen Künstler zur Kopie für die Landschaft habe ich auch, ich sende Ihnen eine Probe, die er aber weil er keinen Abdruck mehr hat wieder gelegentlich zurückwünscht. Die beygefügten Proben in gehämmerter Manier aber behalten Sie. Sonst muß ich Ihnen auch noch sagen daß immer der beste Kupferdrucker aus Paris hier ist. Er bleibt hier. Er druckt nun Louis 16 von Müller und hat ihn auch in Paris von Berwick gestochen gedruckt. Da ihn aber HE. Frauenholz[3]) ganz auf seine Kosten kommen ließe, so müßte, wenn er etwas drucken wollte diesem das Kompliment gemacht werden, das aber für Sie durch mich geschehen könnte.

Ich habe mich letzhin geirrt es fehlt mir auch noch das 5te Stück der Thalia worum ich gelegentlich bitte.

Wir haben hier noch einen guten Landschaftstecher HE. Gabler der aber keine Probe mitgeben konnte.

Er zeichnet und erfindet im niedrigen sehr artig und arbeitet jetzt vorzüglich in der getuschten Manier. Nußbiegel giebt nun Gutenbergen wenig nach und ist wohlfeiler. Küfner zeichnet und erfindet im Rittercostume sehr gut und weicht nur Chodowicki.[4])

Ich gratuliere zu ihrem Sohn und wünsche daß er dem Vater in allem gleichen möge.[5])

Für die Krankheiten des Zahnfleisches giebt es kein besseres Mittel als das einreiben mit feinem Zucker.

Ich arbeite nun an einer Recension über Kant Religion, für die Würzburger Zeitung. Ich hoffe die wahre Philosophie in diesen Landen herrschend zu machen.

---

[1]) Ludwig Ferdinand Huber, 1764—1804, der bekannte Freund Schillers und Körners.

[2]) Neue Thalia 2. Band, 4—6. Stück und 3. Band, 1. Stück enthält nichts von Schiller.

[3]) Der Nürnberger Kunsthändler Frauenholz war mit Erhard befreundet.

[4]) Daniel Chodowiecki, 1726—1801, Maler und besonders Radierer. Über Küfner oder vielmehr Küffner vgl. Schiller-Cotta-Briefwechsel von Vollmer S. 354.

[5]) Aus demselben Anlaß schrieb Schiller am 18. Juli d. J. an Göschen: „Zu der glücklichen Familienacquisition gratulieren wir beide von Herzen. Ich werde meine liebe Lotte bitten, daß sie sich an dem guten Beispiel Ihrer Jette spiegeln soll und als Mutter wüßte ich ihr ohnehin kein besseres Muster vorzuhalten."

Curatelgeschäft und damit verbundene Processe rauben mir manche schöne Zeit, Gott gebe mir daß ich meinem Curenden seyn Recht und Vermögen und mir die Vergütung der Versäumniß verschaffen kann.

Leben Sie wohl und lieben Sie ferner

Ihren

Erhard.

N. S. Ich habe erhalten Thalia 6. 7. 8. Jünger 1ter Teil Burke inquir. Ifflands Hagestolzen. Ich habe dieß Stück gelesen, es hat aber meinen Beifall nicht. Die comische Bezeichnung der Charaktere ist fast ganz den Schwierigkeiten überlassen und gewiß schwer zu treffen.

Der Dialog zu ängstlich intercoupiert und das ganze ohne Salz. Kurz es ist das schlechteste, was ich von Iffland kenne. Iffland scheint sein Genie durch Convention zu ersticken. Jünger gefällt mir besser: er hat comische Launen; nur fehlt ihm der Ifflandische Reichthum in Characteren. (Schluß folgt.)

Aus Briefen von Karoline von Wolzogen an Karoline von Humboldt.

Mitgeteilt von Albert Leitzmann in Jena.

Weimar, 4. Oktober 1811: „Goethe zieht sich sehr zurück; die alberne Frau gewinnt immer mehr über ihn, ihn von der Gesellschaft abzuschneiden und in ihre Komödiantenwirtschaft zu ziehen. Ich fürchte, diese Schwäche nimmt mit dem Alter zu. Er ist sehr mit seinem Leben beschäftigt. Deinen Auftrag wegen der Eybenberg habe ich ihm ebendeswegen nicht ausgerichtet, da er ihr doch wohl nichts helfen wird und ich seine Laune nicht trüben wollte."

Weimar, 28. September 1812: „Ich las eben Schlegels Journal, in dem mir seine Aufsätze sehr gefallen; nur kann ich mich für den Schlangentöter nicht enthusiasmieren, so sehr ich das Nibelungische liebe. Die Frau hat mich immer interessiert; es freut mich, daß sie glücklich ist. Von Körner gefällt mir Toni, die viel Leben und Wahrheit hat. Eben ist Iffland hier und seine vollkommene Kunst interessiert mich sehr: aber an was für Stücken übt er sie, das ist ein Gegengewicht. Doch freut michs noch sehr ihn gesehen zu haben, denn sein Spiel geht einem nach wie ein lebendiges Wesen und man hat in Deutschland keinen Begriff von dramatischer Kunst ohne ihn. Goethens Leben hast du doch gelesen? Es ist von so großer Klarheit, über viele Dinge das feinste und tiefste ausgesprochen, die große Masse von Leben, die darein gewebt ist und die in seiner Individualität so schön erscheint, daß ichs für sehr gelungen halte. Er hat Lust alles im Heiteren zu halten, was ich doch eigentlich nicht möchte; ich wünschte, er spräche auch die Tiefe der Leidenschaft aus: doch nach der Stellung, die er einmal angenommen, zweifle ich. Er ist nicht wohl und sein Übel hält ihn meist zu Hause. Mit großem Anteil spricht er von der Kaiserin und sie ist mir lebendig geworden in seiner Ansicht."

Der erste Satz geht auf Schlegels Aufsatz „Über nordische Dichtkunst" im Deutschen Museum 1, 162. Über Ifflands damaliges Weimarer Gastspiel vgl. auch Charlotte von Schiller 1, 647 und

Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 88. Zum Schlußsatz vgl. Sauer, Goethe und Österreich 1, XLIV.

„Weimar, 11. November 1813: „Goethe hab' ich noch nicht gesehen; er hat eine sonderbare Geschichte mit seinem Orden gehabt, du weißt sie wohl durch Humboldt."

Vgl. darüber Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen S. 130. 202.

Weimar, 7. Dezember 1813: „Goethe unterliegt der momentanen Not und weiß nicht, wie er sich mit der Zeit vereinen soll. Ja, sie ist auch nur mit dem glühenden Herzen zu fassen, dem eine Ewigkeit in eigener Tiefe aufgeht. Wie anders fühlte Schiller, daß nur in der Freiheit das Leben in allen Gestalten Würde und Wert hat. Dies alles unter uns, denn immer liebt man Goethe zu sehr, um sichs selbst zu gestehen, wo es ihm eigentlich fehlt. Über dem Schatz [Dalberg] seine Existenz trage ich einen innigen Schmerz im Busen, denn mein Herz kann sich von ihm nicht wenden. Er glaubt ganz das rechte getan zu haben. Die Motive seines Tuns muß er der Welt darstellen, wenn er mir folgte: barock, aber nicht unedel wird man sie finden und ihn wenigstens von aller Anhänglichkeit an das böse Prinzip freisprechen."

Weimar, 13. März 1814: „Das Stück Müllners [Die Schuld] ist hier gegeben worden und er selbst war auch da; niemand zweifelt, daß es von ihm sei. Goethe achtet das Stück gar nicht, aber der Mensch hat ihm ganz gut gefallen. Er soll sehr witzig und verständig sein und mit dem sind wirklich einige verrückte Sentimentalitäten des Stücks gar nicht zu vereinen als insoweit, daß man nur aus wahrem Gefühl nie irregreifen kann in der Region des Gefühls. Eine tragische Kraft ist dem Manne gewiß nicht abzusprechen, aber bei dem ganz vortrefflichen Spiel hier würden dir, glaub' ich, auch manche Mißgriffe und Wernersche Nachklänge mehr aufgefallen sein als bei dem flachen Spiel in Wien, wo vieles in Duft und Nebel liegen bleibt. Sonst ist Müllner ein wohlhabender Advokat in Weißenfels, der wegen seiner spitzen Feder mancherlei Händel hat, hör' ich, aber ein sehr tüchtiger Mensch sein soll. Goethen allein auszupressen fehlte mir noch Gelegenheit, doch will ichs noch tun, wenn dir dies nicht genügt. Wenn du kannst, solltest du suchen, Werner nach Wien zu bringen; mir dünkt, Palffy dachte einmal seiner. Er ist in einer fatalen äußeren Lage jetzt in Frankfurt: die Preußen mögen ihn nicht des katholischen Wesens wegen und die immerwährende Nähe eines Theaters heilte ihn vielleicht von mancher Wunderlichkeit in seinen Produktionen. Mit dem Theater ists wirklich ein Elend, und wenn man sich nicht an einem Shakespeareschen und Schillers Stücken im ewigen Zauber der Naturneuheit erholte, würde man gar nicht mehr auf die Breter sehen mögen. Deshalb kann ich Werner nie fallen lassen, in dem doch sehr viel liegt, und ich streite mich oft mit Goethe deshalb."

Der Bericht über Goethes Zusammentreffen mit Müllner ergänzt Geigers Mitteilungen im Goethejahrbuch 26, 193; vgl. auch Heitmüller, Aus dem Goethehause S. 214. Zu Werners Aufenthalt in Frankfurt vgl. Düntzer, Zwei Bekehrte S. 237.

Weimar, 8. März 1815: „So bleibt mir die Anhänglichkeit an den Schatz [Dalberg] immer dieselbe, so unzufrieden ich mit seinem Tun war und so sehr mich seine Stellung gegen die Welt schmerzt. An den Lebensverhältnissen ist seine schwankende Vorstellung durch eine wilde disharmonische Phantasie ja immer gescheitert. Er hätte seine Tage im Privatleben als ein wohltätiger, ja

edler Mensch zugebracht ohne das Pfaffentum .... Den unvertilgbaren Haß so vieler Politiker gegen ihn begreife ich doch nicht ganz. Wer blieb denn rein? Seinen Mut in vielen Dingen gegen das Ungeheuer auf der Insel kennt niemand."

Meiningen, 30. Oktober 1819: „Der Divan hat viel Schönes, die wirklich orientalischen Dinge vorzüglich, als über die Religion der Parsen. Sonst ist mir der Totaleindruck der Individualität, unter uns gesagt, widrig; der Hafis, mit dem Goethe sich amalgamiert, ein alter Mann, der sich dem Wohlleben ergiebt und schmeichelt und lobt nur ein behagliches Dasein, eine fatale Person. Man mag es nicht aussprechen, da es so viel Laute der besseren Seele auch darin giebt."

Weimar, 30. März 1820: „Den Wallenstein sah ich letzt mit tiefer Bewegung: Schillers Individualität bringt mir nichts so innig zurück. Macht man denn Reliefs in gebrannter Erde in Berlin? Als Seiten eines Sarkophags, die man in Stein einsenken könnte, möchte ich nur wissen, was dreie kosten könnten, eins an der langen Seite. Meine Idee ist eine sitzende tragische Muse, aus deren Arm sich ein Genius mit den Symbolen der Freiheit erhübe; die zwei kurzen Seiten mit einem ernsten Genius und einem, der den Schmetterling in der Hand hält. Mit Rauch sprich darüber, mit Tieck nicht, weil Schiller diesen nie leiden konnte .... Goethe grüßt, er ist leidlich wohl. Lies doch die letzten Hefte alter Kunst von ihm, über Philostrats Bilder ist etwas sehr lebendiges darin."

Weimar, 18. November 1821: „Wie ist denn die Bettine Arnim zurückgekommen in ihrem von Goethen zerknickten Herzen? Ihre etwas phantastische Neigung interessiert mich doch wie alle Neigung. Ich sah ihn vor einigen Tagen, konnte aber nicht fragen, da uns ein paar Jahre Entfernung sehr entfremdet haben. Doch will er wieder gemütlich sein und ich nehme es gern an. Ich wünschte auch, er schwiege, denn es ist traurig die Splittern eines Geistes zu sehen, der so lebendig in unsere eigene Jugendkraft verwachsen war. Beschaue ich dieses, so dient es mir fürwahr zum Trost über Schiller, der gleich dem Achill als ein ewig blühender Jüngling vor uns schwebt. Auch ists so tröstend und schön, wenn ein Greis uns als eine Brücke zur Ewigkeit erscheint und das Morgenrot eines höheren Daseins den ergrauten Scheitel umleuchtet. Von dem ist nichts an ihm zu spüren. Wie rührend machte dieses den Goldschatz [Dalberg], Stein und Gustav [Schlabrendorf], der doch im Ausprägen seiner Ideen eine Ewigkeit in diese Welt legt! Behalte diese Äußerungen ganz für dich, Liebste, denn ich habe oft das Unglück, daß meine Worte wiederholt werden, und ich möchte nie ein kränkendes gegen Goethe aussprechen."

Über Bettinas damaligen Besuch bei Goethe vgl. Goethe und die Romantik 2, 356 und Achim von Arnim und die ihm nahe standen 3, 504.

Weimar, 11. Februar 1822: „Ein abgeschmacktes Produkt über Schillers Leben hat mich auch nicht wenig geärgert. Daß man sein heiliges Andenken zum Organ der Schmeichelei für die Lebendigen machen will, ist ganz unwürdig. Mit Körners Lebensnachricht könnten sie sich begnügen, denn er haßte selbst alles Zersplittern der Existenz so. Der Unmut sollte keine Muse sein, aber ich entwerfe selbst jetzt etwas über ihn, wozu du und Humboldt auch helfen sollen, denn wir haben ihn doch eigentlich nur gekannt. Sage es niemand, denn wahrscheinlich bleibt es in meinem Pult verschlossen bis zu späterer Zeit."

Dörings erste Biographie ist gemeint; vgl. auch Euphorion 12, 802; Charlotte von Schiller 3, 421; Schillers Sohn Ernst S. 220;

Literarischer Nachlaß[2] 2, 387 im übrigen vgl. Karolinens Brief an Goethe vom 21. März 1824 (ebenda 1, 426).

Weimar, 18. Dezember 1822: „Bitte Humboldt, meine liebste Li, wenn etwa von Goethe eine Anfoderung wegen Schillers Briefen an ihn kommt, sie nicht herauszugeben. Wir müssen beim nächsten Sehen ausführlich darüber sprechen. Goethe hatte eine Idee, die Korrespondenz mit Schiller herauszugeben, aber er tat einen so niederträchtigen geizigen Antrag deshalb, daß ich mich beinahe für ihn deshalb schäme und die Sache ganz abbrach. Wie anders würde sich Schiller in Goethes Lage gegen seinen Sohn benommen haben! Der Egoismus wächst fürchterlich im Alter. Wir verwahren Goethes Briefe, wie es mein Mann angeordnet, und werden sie nur gegen Schillers seine herausgeben. Schiller legte damals seine ganze Seele in diese Mitteilungen und sie sind unendlich wichtiger als die Antworten. Im ganzen kann es ein einziges Werk für die Literaturgeschichte werden .... Kannst du Körner auf gewisse Weise auch mit der Idee bekannt machen, die Briefe nicht, im Fall sie Goethe foderte, herauszugeben, so wäre es mir sehr lieb. Die Details und das Benehmen Goethes mußt du ihm aber ja nicht sagen, denn durch die Frauens wird es gleich ein Universalklatsch. Ich schone Goethen immer gern, da so jetzt alles über seinen Charakter herfällt. Ich sehe ihn als eine Naturerscheinung an, die keinen Charakter hat."

Weimar, 26. Februar 1823: „In all diesen Tagen dachte ich lebhaft dein und Humboldts, da wir uns in dem gemeinsamen Gefühl um Goethe gewiß begegneten. Schreiben wollte ich in der Ungewißheit nicht. Gestern ist der neunte Tag der Krankheit vorüber und von dem Fieber erklären ihn die Ärzte gerettet. Es war eine Herzensentzündung, durch unterdrückten Blutabgang verursacht, der sich sonst einen andern Weg gesucht. Erst gestern hat er seine volle Besinnung wieder und wunderte sich, da man ihm sagte, daß er seit neun Tagen krank gewesen; er glaubte, es sei nur ein Tag verstrichen. Aber in der Abwesenheit des Geistes hat er sehr sinnige Reden geführt, immer Verstand, sogar Witz gehabt, von seinem Tod als unvermeidlich gesprochen, „Es ist nichts als der Tod, er ist in allen Ecken!" mehrmal ausgerufen, auch einmal die schöne Stelle im Egmont gesagt: „Süßes Leben" usw.; auch einmal „Unbezwinglicher Schmerz führt an die Schwelle des Lebens"; er habe kein Herz mehr, es sei nur ein Stein da. Vom Magnetismus sprach er und als seine Schwiegertochter ihn fragte, ob man Kieser von Jena sollte kommen lassen, erwiderte er: „Nein, da kann nur Gott noch helfen." Seine Ärzte entfernten sich einmal, sich zu besprechen, denen er wohl will: „Da gehen sie hin, die Jesuiten: beraten können sie sich wohl, aber nicht raten." Dann hat er sich um alle Kleinigkeiten bekümmert, wer nach ihm fragen ließe, immer bestimmt wissen wollen. Diese wunderbare Komposition der Natur ist auch in ihrer Auflösung wunderbar. Du weißt aus meinem letzten Brief, wie unzufrieden ich mit seinem Benehmen war, und da die Persönlichkeit in den Fehlern des Alters stärker hervordringt, tat ich eben keine Schritte ihn zu sehen. Auch lebte er in seinem Schlafzimmer eingesperrt in einer schrecklich heißen Luft und ging nur manchmal in sein Besuchzimmer, um die fürstlichen Besuche anzunehmen. Aber ein inniger Schmerz hatte mich ergriffen und die Erinnerung aller belebenden Blüten, mit denen er unser aller Jugend des Geistes erfrischte. Mit ihm geht die Sonne unsrer deutschen Poesie unter und dieser Ort zumal wird eine wahre Einöde des Geistes, wo die Schatten der Vergangenheit wandeln. Ein unheilbarer Zustand, meinen die Ärzte, werde dem Fieber folgen und eine Wassersucht am Herzen eine Folge der Entzündung sein. Vor einem langen Leiden möge ihn Gott bewahren! Sobald er sich leidlicher fühlt, will ich ihn besuchen, ob mir gleich seine Umgebungen widern. Er lebt eigentlich nur außer Meyer und Riemer mit plattem Volk und kann das Ge-

meine am besten vertragen wie von je her. Doch wäre es mir lieb, noch eine rein menschliche Stunde mit ihm zu verleben."

Vgl. Müllers Berichte in den Unterhaltungen² S. 79; Charlotte von Schiller 1, 530; Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 532.

Weimar, 12. März 1823: „Goethe ist ganz außer Gefahr und auch die Folgen des Fiebers, die die Ärzte befürchteten, sind nicht mehr drohend. Er atmet frei, der Puls geht regelmäßig und er ist in einem schmerzenlosen, oft heiteren Zustand. Eßlust hat er nur noch nicht. Sobald das Wetter sich herstellt, denkt er nach Jena zu gehen; in einigen Tagen werde ich ihn besuchen und dir dann weiter berichten. „Wie er alles beschauen will, hat er auch den Tod beschauen wollen", sagte mir letzt ein verständiger Mensch, der um ihn war. Es schmerzt mich, daß er nicht einen Augenblick den Übergang zu etwas Besserem darin sich gedacht. Vielleicht hatte er auch niemand um sich, gegen den er sein Inneres aussprechen mochte, und wer weiß, was ihm nun das Reflektieren über seinen durchlaufenen Zustand noch bietet? Ja, ich hoffe, daß ihm an der Schwelle des Übergangs noch ein sanftes Licht herüberleuchten wird. Sein letztes sehr leeres Heft von Kunst und Altertum klingt wie ein Testament und das Beschäftigen mit den Äußerlichkeiten ist breit und platt. Nur Abgeschmacktes umgiebt ihn und die Konvenienz, die der habsüchtige Sohn sogleich in reelle Habe umsetzt, ist seine Göttin. Ohnerachtet alles diesen freut man sich unendlich, daß er noch das Licht dieser Sonne schaut. Sage ja niemand etwas von diesem allem, denn der Klatsch von Berlin hierher ist unendlich und er erfährt alles und will alles wissen. Nie möchte ich etwas gegen ihn tun, nur unter uns, die das Phänomen solch einer wunderbaren Natur von allen Seiten beschauen, sage ich meine Gedanken."

Weimar, 22. März 1823: „Goethe ist ganz außer naher Gefahr und selbst die Folgen, die man fürchtete, scheinen weniger bedenklich. Er war sehr human und dankt für euren Anteil. Er sagte, er hätte in der Bewußtlosigkeit gelegen, doch sagten ihm die Leute, er sei nicht unvernünftig gewesen. Die Schwiegertochter ist das Beste noch, was er um sich hat; diese ist ihm auch behäglich, scheint es. Ich wünschte, er schriebe gar nichts mehr als seine Naturansichten und enthielte sich der ästhetischen Urteile, in denen er immer nur durch Persönlichkeiten befangen ist. Seine Empfindlichkeit gegen die Urteile über ihn ist seine schwache Seite. Wie gönnt' ich ihm noch in den wenigen Jahren, in denen er uns geschenkt ist, diesen Frieden mit Natur und Menschenwelt, deren schöner Einklang der Urton seiner früheren Dichtungen ist. Wenn man die Meinung nicht als ein Organ der Wirksamkeit im Leben brauchen will, begreife ich nicht, wie einem daran gelegen ist, da man weiß, wie sie entsteht: der Reflex schwachsinnigen Eigendünkels. Was eigentlich geschieht, ist ihm gleichgültig von je her."

Bei diesem Besuch am 17. März war auch Lotte Schiller zugegen: vgl. Charlotte von Schiller 1, 407 und Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 536.

Weimar, 9. Mai 1823: „Goethe ist für jetzt in einem leidlichen Zustand, aber seine Füße schwellen immer noch an und ein langes Leben kann man nicht erwarten. Mein Schwager und Stein waren einige Tage hier, was mich sehr erfreute, ob ich gleich mit Stein nicht recht mich aussprechen konnte, da der Großherzog auch sehr krank war und er viel bei ihm sein mußte. Doch eine ruhige Stunde hatte ich mit ihm und das Leuchten seines Geistes nimmt nicht ab. Er ist mir immer einer der liebsten und merkwürdigsten Menschen. Seine

herzliche Neigung für Humboldt und die volle Anerkennung seines Wertes macht mir ihn doppelt lieb. Warum müssen solche Menschen feiern? .... Schick mir doch ja Rauch zu; ich höre, man erwartet ihn mit dem Modell zu Goethens Statue. Ich bin ganz für eine sitzende Statue, da seine Gestalt doch eigentlich nichts edles hat. Schiller hätt' ich gern stehend gesehen. Ich kann nicht umhin zu vergleichen. Breit und ganz abgeschmackt beschäftigt sich Goethe jetzt mit allem kleinlichen Urteil über ihn und läßt das Leerste gelten, wenn ein Hauch seines Lobes darin weht. Für einen großen Eindruck seines Wesens war Schiller empfänglich, aber wie wies er alles alberne von sich!"

Zu dem Urteil über Stein vgl. Charlotte von Schiller 2, 98. 101.

Bösleben bei Arnstadt, 24. September 1823: „Alle Welt trägt sich mit Goethens Liebesgeschichte und seine Familie fürchtete sogar eine Heirat. So toll ich diese fände, so freut mich doch die Jugendkraft des Herzens an ihm, sich noch verlieben zu können. Wie es bei ihm immer war, der Wert des Gegenstandes liegt bloß in seiner Vorstellung, denn eigentlich soll gar nichts vorzügliches daran sein. Die Familie sind Spieler und sehr spekulativ, doch denke ich, zur Heirat soll er sich nicht fangen lassen. Mit seiner Gesundheit geht es indessen nicht gut. Vielleicht hast du ihn selbst noch gefunden in einem der Bäder."

Weimar, 14. Dezember 1823: „Goethe gehts etwas besser, doch kann er, um den Husten nicht zu reizen, wenig sprechen und soll sehr böser Laune sein. Einem recht hohlen Menschen hat er seine Liebe anvertraut und gesagt, er wolle sie bekämpfen. Dies ja nur bloß für euch, denn die Indiskretion ist grenzenlos."

Weimar, 5. Februar 1824: „Goethe ist noch gar nicht hergestellt und die Familie scheint sich darüber zu täuschen. Er hat eine wahre Wut drucken zu lassen. Ich höre, er ist mit einer andern Lebensepoche beschäftigt als der mit Schiller. Wegen der Briefe habe ich nichts wieder vernommen. Wie ich für alles den Moment der inneren Aneignung erwarten muß, so ist mir auch erst jetzt der Sinn für Byrons Poesie aufgegangen. Lies doch den vierten Gesang von Child Harolds pilgrimage: glühend weht einem die Schönheit Italiens daraus entgegen."

Weimar, 26. Juni 1824: „Ich finde Goethen sehr liebenswürdig in den letzten Zeiten, seit das Eis wegen der Briefe gebrochen ist. Ich scheine ihm auch wohlzutun und letzt war er nahe daran, daß sein Herzensverhältnis zur Sprache kam. Wenn ich hier bliebe, könnte ich alles tun, um ihm die Nähe seiner Liebe zu gewähren; ich bin überzeugt, daß noch viel Herrliches entstünde. Das Mädchen soll sehr gut und von den schönsten Anlagen sein und sich über die Gemeinheit ihrer Familie sehr kränken. Die seine benimmt sich sehr abgeschmackt, doch ist Goethe so weich, daß er den Unfrieden um sich her nicht tragen kann, und glaubte ich nicht, daß Ärger von dieser Seite seinem physischen Wohlsein nachteilig wäre, so böte ich ihm an, das Mädchen nach Jena zu mir im Herbst einzuladen. Immer bin ich geneigt, die Frau Minnetrost zu sein und was ist denn am Leben ohne diese himmlische Blüte? .... Schleiermacher spricht mich auch sehr an, nur scheint mir oft, er verhülle das ewig Klare in Schleier, deren es nicht bedarf. Byrons Tod hat mir sehr weh getan: seit einem Jahr lernte ich ihn erst recht kennen; seinen Sardanapal rechne ich unter das Schönste, was es giebt. Das Edle bildete sich immer mehr in ihm aus und die freie Seele war eigentlich fertig mit dem Leben."

Jena, 9. Oktober 1826: „Mit Goethen hatte ich eine sehr angenehme Stunde. Er war sehr offen und da ich ganz mit ihm zufrieden bin, da er alles hält, was er versprach, und noch mehr tut in Ansehung der Korrespondenz, so

ist gar nichts beengendes mehr zwischen uns. Die Zartheit, mit der er meinem Schmerz [über den Tod ihres Sohnes Adolf] begegnet, ist mir auch rührend. Das Aufbewahren von Schillers Schädel auf der Bibliothek hatte ihn auch sehr ergriffen, doch waren wir eins, daß ein so einziges Werk der Natur nicht der Zerstörung überlassen werden mußte. Er selbst hat den Schlüssel dazu und nur Ernsten und Würdigen soll es gezeigt werden."

Vgl. Goethes Tagebücher 10, 252.

Jena, 16. Januar 1827: „Über das Leben, das ich zusammenzubringen denke, haben mich seine [Humboldts] Gespräche sehr viel klärer gemacht, ja auf einen festen Gesichtspunkt gestellt. Der belebende Hauch im Stil fehlt mir noch seit meinem Schmerz und die innere Gedankenmelodie, ohne die ich nichts schreiben kann, doch beginnt sie sich zu Zeiten wieder zu regen .... Goethen fand ich sehr wohl und freundschaftlich. Er sah wirklich schön aus, so lebendig und geistvoll, daß ich glaube, er lebt in innerer Produktion. Den Faust sah ich noch nicht. Er sagte mir, er schlöße sich sehr ab und bereue oft sich zu viel zerstreuen zu lassen. In seinem kleinen sonnenhellen Zimmer war es recht heimlich und zauberisch. Es kam ein Dritter und ich konnte über die Herausgabe der Briefe nichts sprechen. Frage doch Humboldt, ob er ihm über die Zeit der Herausgabe etwas gesagt hat. Goethe sagt mir, sein Dasein habe ihm sehr wohlgetan."

Vgl. Goethes Tagebücher 11, 1. 3.

Jena, 6. Juli 1827: „Goethens Helena hat mich sehr ergriffen und ergötzt; es ist wundersame Jugend darin. Die Irritationen über Kritiken in den Xenien hätte ich unterdrückt gewünscht."

Jena, 12. Februar 1828: „Oft denke ich, wie schön mir Humboldt einmal sagte, im Tode müßte einen der Gedanke an den Sternenhimmel halten. Leset doch auch Jean Pauls Selina: sie ist so rein menschlich und voll tiefer Blicke."

Jena, 29. Dezember 1828: „Ich lebte in diesen Tagen in der endlich erschienenen Korrespondenz. Welchen Eindruck macht sie dir und Humboldt? Ganz unter uns, ich habe sie mir anders gedacht und finde zu viel Unbedeutendes aufgenommen. Die Welt wird, fürchte ich, dies noch schärfer fühlen. Das geschilderte kahle Leben in jeder kleinen Not macht mir unheimlich und wer nicht seine eigene Herzensvergangenheit daran knüpft wie wir, was soll es dem bedeuten? Meine Einsamkeit macht mich vielleicht zu ernst: gern hörte ich eine andre Meinung von euch. Mich lehrte es das Leben mehr im Idealen halten. Daß zwei solche Genien sich so offen begegneten und reinen Anteil aneinander nahmen, ist das Schöne daran."

Mimische Studien zu Heinrich von Kleist.

Von Ottokar Fischer in Prag.

1. Heinrich von Kleist und Shakespeares Macbeth.

Kleists „Penthesilea", diese Tragödie verzerrter Leidenschaft, klingt in weicher, halblyrischer Wehmut aus; der Selbstmord der Heldin wirkt wie eine Erlösung vom Alpdruck des Lebens und die kurze, von der Oberpriesterin gehaltene Leichenrede faßt die müde,

mit der gebrechlichen Weltordnung ausgesöhnte Stimmung des Dichters zusammen. Der ganze letzte Auftritt ist der Besänftigung der Liebesraserei, der Reinigung der Amazonenkönigin gewidmet; nachdem in der Schilderung von Achills Tod der Höhepunkt des Grausens erreicht worden ist, senkt sich der Ton zu einer schmerzvollen Rührung herab, die, nach und nach, von dem Gemüte der empörten Kriegerinnen Besitz ergreift. In der Seele der betäubten Penthesilea geht eine Wandlung vor sich. Aber für diese innere Erschütterung hat der Dichter keine Worte. Das ist echtester Kleist. Nach dem Ausdruck für sein Leid und seine Rührung hat er seit jeher gerungen, wo jedoch die Empfindung das Maß des Faßbaren überschreitet, da pflegt er sich mit dem Geständnis zu begnügen: er habe keine Worte. Auch für die Schilderung der vernichtenden Gefühle in Penthesileas Brust bleibt seine Kunst sprachlos, und doch ist die Situation, die er auf den Bericht von Achills Tötung folgen läßt, ergreifender als die gefühlvollste Rede. Kleist greift nicht zu dem akademischen Behelf eines Monologs, beleuchtet die Wirren der zerrissenen Seele durch kein Zwiegespräch: was sich nach Meroes großem Berichte zunächst abspielt, ist eine Pantomime, aufgeführt von der Heldin des Stücks, erklärt durch ein paar szenische Anweisungen, glossiert von den Umstehenden, zur höchsten Wirkung gebracht durch die Angst und Sorge, die Penthesileas Geberdenspiel bei den entsetzten Zuschauerinnen auslöst. „Seht, seht" — „schaut" — „seht, seht" — so machen die Amazonen einander auf das Beginnen ihrer Königin aufmerksam: Sie verfolgen mit ängstlicher Spannung jeden ihrer Schritte; bestürmen sie mit Fragen; deuten ihre Blicke; stehen ihrem stummen Winken ratlos gegenüber; erinnern sich der sonstigen Gepflogenheiten und Verrichtungen ihrer Königin; sind erschüttert, da sie sie weinen sehen; lassen sie auf einem herbeigewälzten Steine nieder; versuchen von neuem, ihr die Wünsche von den Augen abzulesen und aus den Gesten ihre Gedanken zu erraten; setzen ihr ein Becken mit Wasser vor, den Kopf darein zu tauchen — und endlich, da sie sich gereinigt hat und die Lippen öffnet, lauschen sie aufatmend ihrem ersten Wort. Bis dahin hat die Königin ein stummes Spiel getrieben: Den Bogen festlich schulternd und bekränzt mit Nesseln schreitet sie hinter Achills Leiche her, stellt sich vor die Oberpriesterin hin, des Schleiers nicht achtend, der ihr als Zeichen der Empörung ins Gesicht geworfen wird, steht starr wie eine „lebend'ge Leich'", gibt durch Winke zu verstehen, man möge der Oberpriesterin, als der eigentlichen Urheberin des Mordes, Achills Leichnam zu Füßen legen und starrt ihr unverwandt in die Augen; hierauf betrachtet sie den Pfeil, mit dem sie ihr Opfer erlegt hat, säubert ihn vom Blut, wischt an jedem seiner Flecken, gibt ihn in

den Köcher zurück und sieht wieder in die Welt hinaus, läßt den Bogen, der ihre und des Frauenstaates Macht versinnbildlicht, zu Boden sinken und zerklirren, schweigt, da sie von der Oberpriesterin um Verzeihung angefleht wird, hebt den Finger, sich eine Träne abzuwischen, wendet sich liebevoll zu Prothoe, erkennt sie scheinbar, streichelt ihre Wange, besieht sich auf die Frage, ob sie sich mit Wasser reinigen wolle, nickt zustimmend, blickt beim Klange von Achills Namen blitzend auf, nimmt sich auf Prothoes Geheiß den Nesselkranz ab, befreit sich den Hals, „läßt sich von ihrem Sitz auf Knien vor das Becken niederfallen und begießt sich das Haupt mit Wasser", sieht sich um, haucht: „Ach, Prothoe" und begießt sich von neuem mit Wasser. Hier endet das stumme Spiel Penthesileas, im Stile der Pantomime ist jedoch auch die folgende liebevolle Beschreibung gehalten, wie Penthesilea, einem Schwane gleich, das Haupt unter Wasser taucht, „das Köpfchen hängt" und das Wasser niederträufeln läßt. — „Der Augenblick nach dem Verbrechen ist oft der schönste in dem Menschenleben": wohl nirgends hat der Dichter dieses ethische Paradoxon seines Erstlingswerks wirkungsvoller ins poetische übersetzt als in dieser beredten stummen Szene der „Penthesilea".

So organisch sie aus der Tragödie hervorwächst, so logisch sie sich entwickelt, so Kleistisch sie gefügt ist: diese Szene, mit ihrer symbolischen Verwendung der Geberdensprache und nicht zuletzt der reinigenden Macht des Wassers, ist in ihrem Stimmungsgehalt und ihrer dramatischen Wirksamkeit von einem großen literarischen Vorbild angeregt worden. Der um die Erforschung von Kleists Motiven und Stileigenheiten eifrig bemühte Albert Fries erinnert an die Szene an der Donau in Schillers „Räubern", wo Karl Moors Mienenspiel von seinen Genossen beobachtet wird, zieht an anderer Stelle Sophokles' „Aias" und „Elektra" zum Vergleiche mit Penthesileas Schweigen nach der Mordtat und mit der Enthüllung von Achills Leiche heran. Meiner Ansicht nach haben diese Ähnlichkeiten (mit Ausnahme der Parallele zu „Aias") nicht viel zu sagen; das literarische Vorbild, das ich im Sinne habe, ist die Shakespearesche Szene, da die nachtwandelnde Lady Macbeth, von Arzt und Kammerfrau beobachtet, von Gewissensqualen gepeinigt, ihre besudelten Hände aneinander reibt. Um diese auf den ersten Blick vielleicht befremdende Parallele durchzuführen, erscheint es angezeigt, auf Kleists Verhältnis zu Shakespeares Tragödie des näheren einzugehen.

Eine Anspielung auf „Macbeth", und zwar auf die angeführte Nachtwandlerszene, finde ich bereits in Kleists ältestem uns erhaltenen Prosastück, dessen doppelte Redaktion ins Jahr 1799 verlegt wird. In dem altklugen „Aufsatz, den sichern Weg des Glücks zu finden" spricht eine in der gekürzten Brieffassung fortgelassene Stelle von

einem lasterhaften Fürsten, der „alle Künste des Leichtsinns herbeiruft, wie Medea alle Wohlgerüche Arabiens, um den häßlichen Mordgeruch von ihren Händen zu vertreiben" (4, 64). Kleists Zitate sind selten einwandfrei; zum Teil modelt er die Dichterstellen nach seinem persönlichen Geschmack und zu seinem jeweiligen Zweck um, so wenn er Homer, Lafontaine, Mirabeau (4, 65; 77; 76) recht eigenmächtig deutet oder eine harmlose Stelle des guten Gleim in bezeichnender Weise und sich selbst wohl unbewußt umdichtet (5, 229), zum größeren Teile jedoch gehen seine unrichtigen Zitate auf ein bloßes Versehen zurück: einmal verwechselt er Schiller mit Goethe (5, 198), ein andermal Samos mit Syrakus (4, 67), und einem vermeintlichen Kant-Zitate (4, 129) hat selbst der sorgfältigste Herausgeber seiner „Kleinen Schriften" vergebens nachgeforscht.[1]) Auch mit der Medea unserer Stelle hats eine eigene Bewandtnis: gemeint war nicht Medea, sondern Lady Macbeth, deren nach Blut riechende Hand durch „all the perfumes of Arabia" (auch dieser an die Bibel anklingenden Wendung ist durch Kleists Zusammenstellung mit „allen Künsten des Leichtsinns" Unrecht getan) nicht versüßt werden kann. Kleists Worte vom „häßlichen Mordgeruch" sind nicht unmittelbar Shakespeare entnommen, legen vielmehr die Vermutung nahe, Kleist lehne sich mit wörtlichem Anklang an den jungen Schiller an, der in seinem Vortrag über die Wirkungen einer guten stehenden Schaubühne (Goedeke 3, 515) daran erinnert hatte, wie „Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen". Die Vermutung wird zur Gewißheit, wenn ich hinzufüge, daß Schiller unmittelbar zuvor als ersten Beleg für die moralische Wirkung der Bühne eben die Medea nennt. Kleist hat infolge flüchtiger Lektüre oder eines Gedächtnisfehlers die beiden Stellen über Medea und Lady Macbeth in eine einzige zusammengezogen. Diese Feststellung liefert erstens eine Bereicherung unserer lückenhaften Kenntnisse von der Belesenheit des Studenten Kleist, dessen Geisteswelt wohl in noch stärkerem Maß als angenommen wird von derjenigen Schillers abhängig war; außerdem läßt sich auf Grund des unrichtigen Zitats mit Sicherheit annehmen, daß der Verfasser des „Aufsatzes, den sichern Weg des Glücks zu finden" Shakespeares „Macbeth" noch nicht kannte.

Der Zeitpunkt, von dem ab Kleist mit „Macbeth" vertraut wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Briefe sind äußerst karg an Mitteilungen über seine Lieblingsbücher, auch auf indirektem Weg ist eine Vertrautheit mit Shakespeares Stück für die erste Periode von

---

[1]) Ein anderes Kantzitat (4, 80) ist jetzt durch Zartmann als richtig erkannt (Euphorion 14, 790).

Kleists dichterischer Tätigkeit kaum zu erschließen. Dagegen steht es fest, daß er sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1807, zur Zeit, da er an die Herausgabe seiner Dresdner Zeitschrift „Phöbus" schritt, einer eifrigen Lektüre des „Macbeth" hingab. Derselbe Dichter, der dem Zweiundzwanzigjährigen die erste, mittelbare Kenntnis eines Macbethmotivs verschafft hatte, blieb auch späterhin der Vermittler zwischen dem Briten und dem Dichter der „Penthesilea": Kleist kannte „Macbeth" in Schillers Bearbeitung; denn in einem Briefe vom 22. Dezember 1807 zitiert er eine Stelle aus der Tragödie mit allerengstem Anschluß an Schillers freie Übersetzung, und zwar zitiert er — was bei seiner sonstigen uns wohlbekannten Ungenauigkeit doppelt für eine eingehende Beschäftigung mit dem Stücke spricht — beinahe wortgetreu.[1]) Wenn Kleist die englische Dichtung bloß in Schillers Bearbeitung kannte (und diese Annahme wird durch die folgenden Parallelen gestützt), mußten ihm einige wesentliche Bestandteile von Shakespeares Tragödie fremd bleiben, so die grausige Ermordung von Macduffs Familie mit der charakteristischen Kinderszene, so der grotesk komische Anstrich des Pförtnermonologs, und auch die schottischen Hexen lernte er nicht in ihrer ursprünglichen Wildheit kennen; der hinreißende Schwung des Originals jedoch blieb Kleists nachempfindendem Geiste selbst durch die abschwächende Schillersche Umdichtung hindurch fühlbar.

An einigen Stellen tritt eine greifbare Abhängigkeit der „Penthesilea" von Shakespeare-Schillers Szenen zutage, vor allem von jenen, die auf die Ermordung des Königs und auf die Ermordung Banquos folgen. Die Art, wie die erste Schreckenstat aufgenommen wird und wie der zweite Meuchelmord auf den Anstifter selbst wirkt, war für Kleists Trauerspiel vorbildlich. Die Verkünderin von Achills Tode bereitet in der „Penthesilea" ihre Zuhörerinnen auf die grauenvolle Nachricht vor:

(Vers 2601) O ihr, der Diana heil'ge Priesterinnen,
Und ihr, Mars' reine Töchter, hört mich an:
Die afrikanische Gorgone bin ich,
Und wie ihr steht, zu Steinen starr' ich euch.

Erich Schmidts Hinweis auf zwei Notizen in Hederichs, von Kleist benutztem, mythologischem Lexikon, die Gorgonen seien streitbare

[1]) Kleist 5, 366: „Doch es ist dahin gekommen, daß man, wie Rosse im Macbeth sagt, beim Klang der Sterbeglocke nicht mehr fragt, wen es gilt? Das Unglück der vergangenen Stunde ist was Altes." Schillers „Macbeth" V. 2722: (ein Land), „wo niemand bey der Sterbeglocke Klang mehr fragen mag: wem gilt es?" ... V. 2734: „Wer das Unglück der vor'gen Stunde meldet, sagt was Altes." Weder Eschenburgs an Wieland anknüpfende noch Bürgers Macbethübersetzung stimmen so genau mit Kleists Briefstelle überein. Die Benutzung von Schillers Bearbeitung ist übrigens auch durch die im folgenden aufzuzählenden Analogien zu „Penthesilea" gesichert.

Frauen in Afrika und stete Feindinnen der afrikanischen Amazonen gewesen, erklärt doch wohl nur das Beiwort „afrikanisch"; in zwei andern Versen (2593 und 2681) ist der Medusa und der Gorgo ganz allgemein Erwähnung getan. Zu beachten ist jedenfalls, daß im „Macbeth" der Königsmord ähnlich angekündigt wird (der Schillerschen Bearbeitung Vers 1172): „Geht und erstarret vor einer neuen gräßlichen Gorgona." Eine Abweichung liegt darin, daß bei Shakespeare-Schiller der Anblick der Tat mit der Gorgo verglichen ist, während Kleists Botin sich selber den Namen beilegt: doch auch dies hat wenig zu sagen, da die Handschrift der „Penthesilea" die Lesart „das Haupt der afrikanischen Gorgone bring' ich" bietet. — Da Macbeth den Geist des ermordeten Banquo erblickt, wendet er sich schauervoll an seine Gäste und will die Mitschuld an dem Verbrechen ableugnen:

(Vers 1958) Wer von euch hat das
Getan?
Rosse und Lenox: Was denn, mein königlicher Herr?
Macbeth (zum Geiste): Du kannst nicht sagen, ich wars!

Mit wörtlichem Anklang kehrt sich Penthesilea von dem Anblick der zerfleischten Leiche Achills ab und zu ihrem Gefolge hin:

(Vers 2896) Wer von euch tat das, ihr Entsetzlichen! ...
(Vers 2942) Gebt acht, sie sagen noch, daß ich es war.

Die Frage „wer tat das?" wird von Penthesilea verschiedentlich variiert, und zwar in V. 2926 („wer ... bei diesem Raube ... durch alle schneeweißen Alabasterwände mir in diesen Tempel brach") durch eine Wendung, die eine unverkennbare Anlehnung und Weiterbildung des Shakespeareschen Vergleichs zwischen einem Mord und dem Aufbrechen eines Tempels enthält (Schiller, V. 1163, in dem bereits herangezogenen Bericht über die Ermordung des Königs):

Der kirchenräuberische Mord
Ist in des Tempels Heiligtum gebrochen,
Und hat das Leben draus hinweggestohlen.[1])

Unmittelbar darauf kehrt in der „Penthesilea" die Frage in erneuter Steigerung wieder:

[1]) Diese Beobachtung rührt von Fries her, der auch die „Phöbus"-Lesart zu Vers 2009 anführt: „Sie (die Gestalten) sind beraubt, wie Tempel (Handschrift: wie Kirchen) allzusammt —?" — obzwar hier nicht von Mord die Rede ist, sondern von einer körperlichen Entstellung. Die im Texte folgende Parallele gleichfalls von Fries verzeichnet. Zu weit geht der genannte Forscher, wenn er in „Macbeth" Vorbilder sucht für Kleist eigentümliche Motive wie für die Wendungen „wie nenn ich dich", „was kein Name nennt", oder für die Antipathie gegen die zuckende Oberlippe: wobei allerdings zu erwägen bleibt, daß eben „Macbeth" reich ist an physiognomischen Beobachtungen.

(Vers 2929) wer diesen Jüngling,
Das Ebenbild der Götter, so entstellt,
Daß Leben und Verwesung sich nicht streiten,
Wem er gehört,

und hier liegt wiederum eine Einwirkung des „Macbeth“ vor; der vorbildliche, von Kleist verneinend gewendete Passus lautet bei Schiller (Z. 915, vor der Ermordung des Königs):

So einen kräftgen Schlaftrunk hab ich ihnen (den Kämmerlingen)
Gemischt, daß Tod und Leben drüber rechten,
Ob sie noch atmen, oder Leichen sind.

Auch die mit der Frage zusammenhängende Ableugnung der Täterschaft wiederholt sich nochmals in Penthesileas Rede V. 2956:

Was! Ich? Ich hätt' ihn —? Unter meinen Hunden —?
Mit diesen kleinen Händen hätt' ich ihn —?,

an welcher Stelle ein ähnlicher Schrecken zum Ausdrucke kommt, wie wenn Lady Macbeth in der Nachtwandlerszene von ihrer „kleinen Hand“ spricht.

Der Analogien zwischen beiden Tragödien gibts noch mehrere; ich führe an, daß Kleists Vorliebe für refrain- oder leitmotivartige lyrische Pointen (in der „Penthesilea“: „Nach Themiscyra, wo Dianas Tempel aus den Eichen ragt;“ in „Käthchen von Heilbronn“: der „Zeisig in den süßduftenden Hollunderbüschen“) durch Macbeths trotzig wiederholten Vers von dem auf Dunsinan sich hinbewegenden Birnamwald gestärkt werden konnte; ferner, daß sich das seltsame und äußerst seltene Adjektivum „pflaumenweich“, das die handschriftliche Fassung der „Penthesilea“ statt des später eingefügten „rosenblüten“ in Vers 534 als Beiwort einer Mädchenwange setzt, auch in Schillers (und außerdem bloß noch in Eschenburgs) Macbethübersetzung als Epitheton des Schlafes vorfindet (V. 1181, für „downy sleep“ des Originals). Was läßt sich nun, da eine Befruchtung von Kleists Phantasie durch die Lektüre des „Macbeth“ feststeht, über eine Charakterähnlichkeit zwischen Penthesilea und Lady Macbeth aussagen?

Die bloße wörtliche Analogie „kleine Hand“ („Penthesilea“ V. 2957, „Macbeth“ V. 2937) würde nicht viel heißen, denn auch sonst ist von Penthesileas jungen Gliedern, von ihren beiden kleinen Händen, von den kleinen Füßen der Amazonen und der Königin die Rede:[1]) aber an der angegebenen Stelle ist es Penthesilea selber, die

[1]) „Penthesilea“ Vers 660, 291, 1418, 2578 (Handschrift), 2494. Zu vergleichen sind die „kleinen Hände“ der Marquise von O. (3, 285). — Auch wenn Robert Guiscard (Vers 851) von seiner kleinen Hand spricht, kommt der Gegensatz zwischen der Ohnmacht seiner leiblichen Beschaffenheit und der Übergewalt des Siechtums zum Ausdruck. Für eine Beeinflussung des „Guiscard“, dessen Nieder-

mit einer Art ungläubigen Entsetzens ausruft, diese ihre kleinen Hände seien doch keiner so fürchterlichen Tat fähig gewesen. Auf die Situation kommt es an. Der Gegensatz zwischen weiblicher Anlage und entmenschtem Tun kommt zum Ausdruck, im Schicksal der Lady Macbeth sowohl als im Schicksal der Amazonenkönigin. Lady Macbeth vollzieht die „Entmenschung" vor den Augen des Zuschauers symbolisch an sich selbst, indem sie vor der Schreckenstat, deren Vorstellung sie doch mit Grauen erfüllt, die Geister des Mords anruft: „Kommt und entweibt mich hier, vom Wirbel bis zur Zähe füllt mich an mit Tigers Grimm . . .", und auch die Amazonenkönigin wird, nebst ihren Genossinnen, als halbe Furie dargestellt, ihre unnatürliche Gemütsart durch einen unnatürlichen Prozeß und unerhörte Satzungen erklärt. In beiden Herrscherinnen ist die Vermischung weiblicher Schwäche und übermenschlicher Gewalttätigkeit zu einem wundervollen seelischen Wirrsal gediehen. So hoch auch ihre Leidenschaften steigen, so ohnmächtig bricht nach vollbrachtem Frevel ihr Naturell zusammen, das der Wucht des blutigen Unternehmens unterliegt. Sie sind beide durch das Gefühl — ich sage nicht: Bewußtsein — des furchtbaren Erlebnisses den Sphären des Irdischen entrückt, ihre Bewegungen und Worte sind nicht mehr Bewegungen und Worte von gewöhnlichen Sterblichen. Die Umgebung steht ihnen beiden fremd und fassungslos gegenüber, es bleibt ihr nichts übrig, als dem ungewohnten Treiben erstaunt, erschrocken, besorgt zuzusehen, aber zu einem richtigen Kontakt kommt es nicht mehr zwischen den normalen Menschen und den gepeinigten Frevlerinnen. Da Lady Macbeth, des Bewußtseins beraubt, herumwandelt, wird sie vom Arzt und von der Kammerfrau überwacht. „Seht! Seht! Da kommt sie!" macht die Kammerfrau den Arzt auf die Kranke aufmerksam, mit einem neuen „Seht!" drückt der Arzt sein Staunen aus. Sie achten auf ihre Bewegungen und Mienen, bemerken das Licht in ihrer Hand, ihre offenen Augen, die das Waschen nachahmenden Geberden ihrer Hände, und sind bemüht, ihren Worten eine richtige Deutung zu geben. Hier ist das Vorbild für Penthesileas Pantomime. Auch bei Lady

---

schrift ja in die „Phöbus"-Periode fällt, durch „Macbeth" spricht der von Brahm und Holzgraefe triftig als schillerisch bezeichnete Vers 14 „Mit weit ausgreifenden Entsetzensschritten geht sie (die Pest) durch die erschrocknen Scharen hin": in Schillers „Macbeth" V. 889 geht der Mord an sein entsetzliches Geschäft „mit groß-weit-ausgeholten Räuberschritten". Bei „Penthesilea", Vers 2615 (Krieg, der „mit weiten Schritten des Entsetzens geht") genügt wohl Erich Schmidts Hinweis auf homerische Personifikationen (vgl. auch W. Kosch, Prager deutsche Studien 9, 1908, 178). — Ich finde den Gegensatz zwischen den Vorstellungen „diese kleine Hand" und „dämonisches Weib" auch in des Kleistbiographen Wilbrandt „Arria und Messalina" (S. 32, 102 „kleine", S. 65 „zarte Hand" Messalinas) betont.

Macbeth sind die Gesten das ergreifendste; auch ihr gegenüber sind die Umstehenden machtlos; auch ihretwegen äußern sie die Sorge, sie möge sich kein Leids antun, wie ja Prothoe ihrer Herrin den Dolch abzunehmen bemüht ist. Anderseits jedoch: auch Penthesilea ist der Sinne beraubt, und dies ist das entscheidende: Die beiden dämonischen Heldinnen werden zu Schlafwandlerinnen. Von der Lady wird es direkt ausgesagt, doch auch die Amazonenkönigin gibt sich durch ihr Gebaren als eine Somnambule zu erkennen. Ein tiefgreifender Unterschied liegt allerdings in dem Bewußtseinsinhalt der fieberhaften Halluzinationen begründet: die Lady lebt einzig und allein in der Erinnerung an die grausige Tat, für Penthesilea hingegen scheint eben diese eine Vorstellung wie ausgelöscht. Doch ist ihr ganzes Auftreten dasjenige einer Visionären; unabhängig von ihrem persönlichen Willen; von unbewußten Trieben bestimmt; und gelenkt von dunkeln Ahnungen, daß zwischen ihr und der Oberpriesterin, zwischen ihr und dem verhüllten Klumpen auf dem Boden, zwischen ihr und dem blutigen Pfeil in ihrer Hand irgend eine geheimnisvolle Beziehung obwalte. Im Sinne einer Schilderung wo nicht des tatsächlichen, so doch des poetisch frei gestalteten Somnambulismus scheint es auch zu liegen, wenn Penthesilea beim Klang eines Namens blitzend aufblickt, allerdings nicht beim Klange des eigenen, sondern beim Klange von Achills Namen: die Mondsüchtigen erwachen, beim Namen gerufen, aus ihrer Betäubung. Als letztes Glück der Erwachten wird es bezeichnet, daß sie sich ihrer selbst nicht bewußt war:

O dir war besser, du Unglückliche,
In des Verstandes Sonnenfinsternis
Umher zu wandeln ewig, ewig, ewig,
Als diesen fürchterlichen Tag zu sehn!

Hier ist der Penthesilea, neben der Tragik der Lady, auch etwas von der Verzweiflung Macbeths zuteil geworden, es hat sich auch an ihr nicht jener Wunsch erfüllt, den der schuldbeladene Macbeth geäußert hatte:

Mit dieser Tat bewußt zu sein! O besser,
Mir ewig meiner selbst nicht mehr bewußt sein!

Wie in jenem Ausspruch, so ist auch sonst in dem Schicksal der einzigen Penthesilea das Unglück der beiden Gatten Macbeth verdichtet. Die Entsühnung, die Penthesilea an sich vollzieht, indem sie ihren Kopf in das Becken mit reinem Wasser taucht, stellt sich, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, als Erfüllung jener Sehnsucht dar, die Macbeth sowohl als, in stärkerem Maße noch, seine Frau empfinden: die Blutflecke von ihren Händen mit Wasser abzuwaschen. Der Gedanke an das reinigende Element quält die beiden Königsmörder mit

der Qual einer fixen Vorstellung. Der fünfte Aufzug des „Macbeth" führt die an der Lady vollzogene Strafe für die Worte vor, mit denen sie im zweiten den Gatten getröstet hat. „Nimm etwas Wasser, und wasche dies verräterische Zeugnis von deinen Händen", hatte sie gemahnt, „... ein wenig Wasser reinigt uns von dieser Tat! Wie leicht ist sie also!" Macbeth blieb untröstlich:

Was für Hände!
Sie reißen mir die Augen aus. — Weh! Wehe!
Kann der gewässerreiche Meergott selbst
Mit seinen Fluten allen dieses Blut
Von meiner Hand abwaschen? Eher färbten
Sich alle Meere rot von dieser Hand!

Was Macbeth für sich befürchtet, trifft für seine Gattin tatsächlich ein. Obzwar sie nicht mit eigner Hand gemordet, sondern sich nur beim listigen Bestreichen der Königswächter mit Blut besudelt hat, geht sie an dem Irrwahn zugrunde, ihre Hände seien verunreinigt, keine Salbe sei imstande, den Geruch des Blutes zu vertreiben, sie tut, mit der Kammerfrau zu reden, „als ob sie sich die Hände wüsche. Ich hab' sie wohl zu ganzen Viertelstunden an einem fort nichts anders tun sehn." Die unwillkürliche Bewegung, mit der Kleists Penthesilea den Pfeil, der Achill durchbohrt hat, hervorsucht, die Art und Weise, wie sie den Pfeil betrachtet, ihn dreht und wendet, ihn mißt, „wie sie vom Blut ihn säubert! Wie sie an seiner Flecken jedem wischt!", ist vielleicht auch mit den Bewegungen der Lady in Beziehung zu setzen (vgl. besonders den Ausruf der Lady Macbeth: „Hier ist noch ein Flecken! ... Weg, du verdammter Flecken! Weg sag ich!"), doch schwächt Kleist die Wirkung, wenn er hinzufügt, Pfeil und Bogen habe Penthesilea stets mit eigner Hand gereinigt. Ebenso hat wohl auf Prothoes Anrede an die Königin:

Ach, wie man dir dein Handwerk ansieht, Liebe!
Nun freilich — Siegen geht so rein nicht ab,
Und jede Werkstatt kleidet ihren Meister.
Doch wie, wenn du dich jetzo reinigtest,
Händ' und Gesicht? — Soll ich dir Wasser schaffen? ...
Das wird dir wohltun, das wird dich erquicken,

die Situation des fünften Aktes des „Macbeth" eingewirkt, gesteigert durch die Worte des zweiten Aufzuges, während dann allerdings die rührende Ausmalung, wie das Begießen mit Wasser wirkt, mit den herrlichen Vergleichen zwischen Frau und Schwan,[1]) mit den liebe-

[1]) Vgl. 3, 263 (Marquise), 4, 25 (Schrecken im Bade), 2, 287 (Käthchen); Fries macht mit Recht auf die Ähnlichkeit der beiden letzteren Stellen aufmerksam. Die Erzählung vom Schwan Thinka klingt übrigens an die Badeszene des Schauspiels wörtlich an: 3, 263 „indem sie (Thinka) ihre Freude gehabt hätte, bloß am Rudern und In-die-Brust-sich-werfen; 2, 287 „Dem Schwane

vollen Deminutiven und der zärtlichen Anteilnahme völlig Kleistisches Gut ist.

Das aber halt ich als Ergebnis der Parallele zwischen Penthesilea und Lady Macbeth fest: Der deutsche Dramatiker hat, unterm Einfluß des größten Meisters, in freier Weiterdichtung und mit schöpferischer Kraft, seinem Trauerspiel eine Art von Pantomime eingefügt; er hat sein feines Verständnis für den Ausdruck der stummen Gesten an einem klassischen Vorbild geschult, das wohl unerreicht dasteht in der Weltliteratur und dessen Größe im achtzehnten Jahrhundert lebhaft empfunden wurde. Daß der junge Schiller in seinem Vortrag über die Wirkung der Schaubühne die Nachtwandlerszene als Gipfelpunkt der Tragödie hervorhebt, wurde bereits angeführt. Ein anderer Theoretiker des Dramas, Diderot, hat die einzige Wirkung des Auftritts in einen bündigen Ausspruch zusammengefaßt: „Je ne sais rien de si pathétique en discours que le silence et le mouvement des mains de cette femme." [1]) Wenn Penthesilea zu Lady Macbeth in mehr denn zufälliger Beziehung steht, so zeugt es wohl auch dafür, daß Kleists Standpunkt der Lady gegenüber reiner war als derjenige vieler seiner Zeitgenossen; den Bearbeitungen und Kommentaren zu Trotz mag er zur Erkenntnis ihrer tiefen Tragik hindurchgedrungen sein; sicher hätte ihm eine Auffassung der Lady als einer „Überhexe" nicht Genüge getan. —

Die Bewunderung des „Macbeth" begleitete den Dichter der „Penthesilea" auch bei seinen späteren Arbeiten. In den Berliner Abendblättern zeichnet sein „Brief eines Dichters an einen anderen" (4, 150) einen prägnanten Ausspruch der Shakespeareschen Tragödie aus, und die Verwendung des Zitats lehrt, daß Kleist, mit den meisten Kommentatoren seiner (und auch unserer) Zeit, Macduffs berühmte Worte „Er hat keine Kinder" auf Macbeth selbst bezog. In sein letztes Drama, den „Prinzen von Homburg", hat sich ein leiser Anklang an „Macbeth" eingeschlichen; denn wenn der Prinz vom Kurfürsten sagt (V. 833):

Schien er am Wachstum meines jungen Ruhms
Nicht mehr fast, als ich selbst, sich zu erfreun?
Bin ich nicht alles, was ich bin, durch ihn?
Und er, er sollte lieblos jetzt die Pflanze,
Die er selbst zog, . . .
Mißgünstig in den Staub daniedertreten?,

---

gleich, der, in die Brust geworfen, aus des Krystallsees blauen Fluten steigt!" — Die Anmut eines dem Bad entsteigenden Mädchens bereits Schroff., V. 289 angedeutet: „Strahlenrein, wie eine Göttin hervorgeht aus dem Bade."

[1]) Lettre sur les sourds et muets (Oeuvres, Amsterdam 1772, 2, S. 19). Wörtlich klingt an Diderot eine Charakteristik von Macbeths „épouse criminelle"

so ist das Verhältnis zwischen General und Oberfeldherr durch dasselbe der Gärtnerei entlehnte Bild festgehalten, wie wenn der König zum siegreichen Macbeth spricht:

(Z. 461) Ich habe angefangen dich zu pflanzen,
Und für dein Wachstum sorg ich. —

Wenn auch die Schlafwandlerin Lady Macbeth Kleists Aufmerksamkeit auf sich zog, so ist es doch nur zu begreiflich, daß sein schlafwandelndes Käthchen von Heilbronn, das er selbst als Kehrseite und andern Pol der Penthesilea bezeichnet, von Lady Macbeth unabhängig ist. Eher ließe sich ein Kontrastverhältnis zwischen den beiden Somnambulen behaupten, denn es berührt beinah als beabsichtigte Hervorkehrung des gegensätzlichen Verhaltens, wenn den mit dem schlafenden Käthchen redenden Grafen von Strahl der Umstand, daß sie die Augen offen habe, so lebhaft beschäftigt:

Strahl: Käthchen! Schläfst du?
Käthchen: Nein, mein verehrter Herr.
Strahl: Und doch hast du die Augenlider zu.
Käthchen: Die Augenlider?
Strahl: Ja; und fest, dünkt mich.
Käthchen: — Ach, geh!
Strahl: Was! Nicht? Du hätt'st die Augen auf?
Käthchen: Groß auf, so weit ich kann, mein bester Herr;

hingegen im 5. Akt des „Macbeth“: „Ihr seht, sie hat die Augen völlig offen. — Ja! Aber die Empfindung ist verschlossen!“ Auch sonst finden sich in „Käthchen von Heilbronn“ nur geringe Spuren einer Einwirkung des „Macbeth“. Der kurze siebente Auftritt des dritten Akts, da der Nachtwächter vor dem brennenden Schloß die Schläfer aufrüttelt („... Werft den Schlaf nieder ...“), gemahnt in seiner Knappheit und Stimmung an Macduffs Weckrufe nach der Ermordung des Königs: „Wacht auf! Wacht auf! Die Feuerglocke geläutet! ... Werft diesen ... Schlaf von euch ...!“ Hekate, „Fürstin des Zaubers, moorduftige Königin der Nacht“, die in der einleitenden Vehmgerichtsszene des „Käthchen von Heilbronn“ angerufen wird (2, 191), stammt nach Erich Schmidt aus „Macbeth“, und zwar aus den Hexenszenen; die antike Hekate war, merkwürdig genug, von Shakespeare zur Herrin über die Nebelwesen der schottischen Heide erhoben worden.

Diese Hexenszenen nun haben es neben der nachtwandelnden Lady Macbeth dem Romantiker Kleist am meisten angetan. Sie

---

an, die Dorat im ersten Gesang seiner Déclamation théatrale gibt (Poésies 1, 1777, 17): „... j'admire en frissonant: ô nuette éloquence! quel mouvement! quel geste! et sur-tout quel silence!“

bilden ja das hervorstechendste äußere Merkmal der „Macbeth“-Tragödie; ihren nordisch balladenhaften Umrissen zuliebe hatte Bürger, ihrer Beziehungen zur Schicksalsidee wegen hatte Schiller eine Verdeutschung des englischen Stücks unternommen, ihre geheimnisreiche Magie wirkte auf Kleists mystischen Andeutungen leicht zugängliches Gemüt.

Die Anlehnung an eine Hexenformel verzeichnet Erich Schmidt zum Phöbus-Gedicht „Der Schrecken im Bade“ (4, 29); die Übereinstimmung wird auffallender, wenn man zu Kleists Wendung „Das hätte mir ... der kleine Finger jückend sagen sollen“ die auch für die Partizipialkonstruktion vorbildliche Stelle aus Schillers Übersetzung (V. 2307) vergleicht: „Juckend sagt der Daumen mir“ (im Original: „By the pricking of my thumbs“). Wichtiger sind die Situationen, in denen auch bei Kleist Hexen handelnd eingeführt werden. Zwar, daß die „hexenhafte Witwe Ursula“ in der „Familie Schroffenstein“ aus „Macbeth“ stamme, möcht ich nicht behaupten, wenn ich auch, Brahm und Servaes ergänzend, bemerke, in „Macbeth“ seien „Fingerlein erwürgter Knaben“ als Ingredienzien des Hexengebräus erwähnt, und an einer anderen Stelle der „Schroffensteiner“ könnte man bei flüchtiger Betrachtung einen Einfluß des „Macbeth“ wittern.[1]) Eine Verwandtschaft mit den Hexen des „Macbeth“ weist dagegen, was meines Wissens bisher nicht dargelegt worden ist, die Alraune in Kleists „Hermannsschlacht“[2]) und die Zigeunerin in „Michael Kohlhaas“ auf.

Die Hast, mit der Kleist sein Gelegenheitsdrama „Die Hermannsschlacht“ hingeworfen hat, bietet die Erklärung nicht nur für manche schwache Stelle, nicht nur für eine eingelegte Kopie nach einem seiner eigenen Werke, sondern auch für eine Reihe unfreiwilliger Reminis-

---

[1]) V. 2570 sagt Theistiner zu Sylvester Schroffenstein, der den Sohn seines Feindes erstochen zu haben wähnt und vor der vermeintlichen Leiche seiner Tochter niederkniet: „Mein bester Herr, verweile nicht in diesem verderblich dumpfen Schmerz! Erhebe dich! Wir brauchen Kraft, und einem Kinderlosen zerreißt der Schreckensanblick das Gebein.“ Dazu Malcolms tröstende Mahnung an Macduff (Schiller, V. 2797): „Gib deinen Schmerzen Worte. Harm, der nicht spricht, erstickt das volle Herz, und macht es brechen“, und Macduffs Ausruf (V. 2813): „Er hat keine Kinder!“ — Zwingend ist die Analogie an und für sich nicht; gegen sie spricht, daß Kleist, wenigstens später, wie bereits angeführt, Macduffs Worte „Er hat keine Kinder!“ auf Macbeth bezog (4, 150), während in den „Schroffensteinern“ der „Kinderlose“ entweder auf den Sprechenden oder auf den Angesprochenen, doch sicher auf keinen Dritten hindeutet; für sie spricht Fries' Hinweis auf Schroff., V. 1804: „'s ist abgetan, Herr. — Abgetan? Wie sagst du ..., abgetan?“ (vgl. Schiller, V. 665: „Wär' es auch abgetan, wenn es getan ist, dann wär es gut, es würde rasch getan!“ — Unabhängigkeit der Barnabeszene von Shakespeares Hexen behauptet auch Schulze, Neue Studien über Heinrich von Kleist, S. 39.

[2]) Eine kurze Andeutung bei Bonafous, H. d. Kleist, S. 293.

zenzen. „Macbeth" nachgebildet ist Hermanns Überlegung vor dem entscheidenden Schritte, die Gleichsetzung der Gedankenschuld mit vollbrachtem Frevel (V. 1665): „August straft den Versuch, so wie die Tat!" (Bei Schiller, V. 922, sagt die Lady: „Der Versuch, und nicht die Tat wird uns verderben"). Der rohe Auftritt des letzten Aktes, in dem Varus einem Wilde gleich gejagt wird, weist eine Ähnlichkeit mit Macbeths Tod auf. Varus vergleicht sich mit einem gefleckten Hirsch, Macbeth kommt sich als gehetzter Bär vor; beide spielen mit dem Gedanken an Selbstmord, bloß Varus allerdings entschließt sich zum Versuch, beide bewahren in der größten Gefahr den Mut der Verzweiflung (auch die Formel „Waffen in den Händen" — Schiller, V. 3294 — findet bei Kleist in V. 2111 ihre Entsprechung), beide Feldherren werden endlich mit dem gleichlautenden Ruf gestellt „Steh, Höllenhund!": Macbeth sowohl (V. 3386), als (V. 2483) Hermann. Die cheruskische Alraune, mit der Varus zu Beginn des fünften Aktes im Teutoburger Walde zusammentrifft, ist die Ausgeburt von Kleists pessimistischer Stimmung, ihre Antworten gehen auf eine Reiseerfahrung des Dichters zurück (5, 280); aber einer leichten Retouche ist diese originelle unheimliche Begegnung trotzdem unterzogen worden, auf Zeremonie und Szenerie scheint das Vorbild des „Macbeth" trotzdem abgefärbt zu haben. Zeremonie: drei Fragen des Römers zu beantworten, läßt sich die Alraune herbei, „auf mehr nicht kann mein Mund dir Rede stehn!", und zum Schluß: „Das sind genau der Fragen drei; der Fragen (?) mehr . . . gibt die cheruskische Alraune nicht!" Auch Macbeths Neugier ist bei der zweiten Begegnung mit den Hexen eine Schranke auferlegt worden (auf die Dreizahl der Prophezeiungen in der „Hermannsschlacht" und im ersten Akt des „Macbeth" ist wohl kein Gewicht zu legen); die erste von den Hexen heraufbeschworene Erscheinung, das bewaffnete Haupt, verschwindet mit den Worten „Laßt mich! Mehr ist nicht erlaubt", und auf Macbeths Drängen „Nur noch ein Wort" antwortet die Hexe: „Er (das heißt wohl der Geist, englisch „He") läßt sich nicht befehlen." Was ferner das Kolorit betrifft: Bei Nacht, Donner und Blitz erscheint die Alraune wie die Hexen zu Beginn des „Macbeth" (die etwas opernhaften Elemente waren übrigens, nach „Amphitryon", auch in „Penthesilea", „Käthchen" und „Kohlhaas" aufgeboten worden), und in ihrem Abschiedsgruß läßt die cheruskische Alraune die verräterische Wendung „auf dieser Heide" fallen, die das wesentliche der „Macbeth"-Stimmung in sich zusammenfaßt.[1])

---

[1]) Varus meint zur Alraune: „Du singst ja wie ein Rabe" (V. 1965) und beruft sich der schlimmen Weissagung gegenüber auf eine heilverheißende Auskunft, die ihm von einem Priester Jovis erteilt worden war (V. 1970); dann, nachdem das Weib verschwunden ist, wägt er beide Prophezeiungen gegeneinander

Die Zigeunerin in „Michael Kohlhaas“ beruht auf freier Erfindung Kleists. Während sich der Grundstock der Novelle mit ziemlicher Treue an geschichtliche Urkunden anlehnt, weicht der Dichter in dem letzten Drittel von den Vorlagen ab und gerät, wohl eine Anspielung seines Gewährsmannes nutzend, in das Bereich unklarer Ahnungen und mittelalterlichen Wunderglaubens. Den Anstoß zur Geltendmachung übernatürlicher Kräfte und Beziehungen gibt der in der ersten Fassung des „Phöbus“ nicht einmal vorbereitete Bericht über die Zusammenkunft der beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, über ihren Besuch bei der Zigeunerin und über die prophetische Auskunft, die sie ihnen erteilt. Zwei Mächtige von einem übernatürlichen Weib über die Zukunft belehrt: ich wage die Behauptung, daß hier Macbeth und Banquo vorschwebten. Dasselbe „Heil!“ als Begrüßungsformel zugleich und glückliche Vorhersagung wie im ersten Akte des „Macbeth“; dieselbe Unruh, in die Zukunft zu schauen, wie im vierten; hier und dort eine kaum glaubhafte Prophezeiung, deren Unwahrscheinlichkeit es eben ist, die den Neugierigen in Sicherheit wiegt, in „Kohlhaas“ allerdings bloß als Gewähr für das Eintreffen des Vorhergesagten (das Entgegenkommen des Rehbocks), in „Macbeth“ hingegen das unmöglich scheinende als eigentlicher Inhalt der Prophezeiung (der wandelnde Wald und „den kein Weib gebar“). Vor allem jedoch: die Ungleichheit der den zwei Fürsten vorherbestimmten Schicksale. Der eine (dort Macbeth, hier Brandenburg) erfährt, was ihm persönlich bevorsteht, der andere (Banquo und Sachsen) muß sich mit dunkeln Anspielungen auf die Zukunft begnügen; der eine (dort Macbeth, hier jedoch Sachsen) wird dem Untergang geweiht, dem andern (Banquos Geiste und den Nachkommen Brandenburgs) wird — dort symbolisch durch die Vision des Königs mit zwei Reichsäpfeln und dem dreifachen Szepter, hier andeutungsweise, zwischen den Zeilen — die künftige Herrschaft über das Reich des Genossen in Aussicht gestellt. Eine Gleichung: „Macbeth = Kurfürst von Sachsen“ wäre, wie man sieht, lächerlich, nur auf die Ähnlichkeit der Motive sollte hingewiesen werden. Dabei ist noch zu beachten, daß ähnlich wie Kleist seinem Publikum eine auf die Zeitverhältnisse gemünzte Charade vorlegte, in der der Gegensatz zwischen den Häusern Hohenzollern und Wettin vorsichtig ins

---

ab und verknüpft merkwürdigerweise auch die frühere Siegesprophezeiung mit der Vorstellung eines Raben (V. 2035): „O Priester Zeus', hast du den Raben auch, der Sieg mir zu verkünd'gen schien, verstanden? Hier war ein Rabe, der mir prophezeit, und seine heisre Stimme sprach: das Grab!“ Ich erkläre die Stelle als Nachklang von Lady Macbeths Worten im ersten Aufzug (V. 554): „Der Rab ist heiser, der Duncans tödtlichen Einzug in mein Haus ankrächzen soll.“

sechzehnte Jahrhundert verlegt wurde, so auch Shakespeare, in weit durchsichtigerer Weise, aktuelle politische Interessen in sein Stück verflochten und Banquo als dem Stammvater des regierenden Hauses die ehrendere Prophezeiung zugedacht hatte.

Damit wären die Berührungspunkte zwischen „Macbeth" und Kleists Dichtungen aufgezählt. Eine wirklich tiefe Wirkung ist auf Kleist von den visionären und spukhaften, kurz von den romantischen Elementen der englischen Dichtung ausgeübt worden: ein Umstand, der beitragen möge, den „unaussprechlichen" Menschen vor neuerlichen „Rettungen", als sei er überhaupt kein romantischer Geist gewesen, zu schützen! Daß er sich der Gewalt des „Macbeth" so willig hingab, ist begreiflich. Denn „Macbeth" ist die Tragödie des Ehrgeizes, Kleists Leben aber die Tragödie eines von Ehrgeiz durchfieberten Gemüts.

2. Das pantomimische Element in Kleists Werken.

Nicht nur die Katastrophe, auch die Mittelpartie der „Penthesilea" erreicht ihre größte Wirkung dadurch, daß ein leidenschaftlich bewegtes Gespräch von einem erhabenen mimischen Spiel begleitet ist. Denn was den Höhepunkt der Tragödie und den Ausgangspunkt der großen Liebesszene zwischen Achilles und Penthesilea bildet, ist die feierliche Bekränzung eines (scheinbar besiegten) Helden durch ein liebendes Weib. Diese fünfzehnte Szene ist entscheidend für Kleists mimische Darstellungsgabe und eröffnet weite Ausblicke: sie wendet unseren rückschauenden Blick auf die „Familie Schroffenstein" hin und deutet auf den „Prinzen von Homburg" vor, stellt sich in biographischer Hinsicht als wichtiger Merkstein von Kleists seelischer Entwicklung dar und gruppiert in stilistischer Hinsicht eine Reihe seiner Lieblingsbilder um sich, wirft aber außerdem ein scharfes Licht auf die Art und Weise von Kleists dichterischem Schaffen.

Der Dichter selber sehnte sich vergebens nach einem äußeren Merkmal des Triumphes. Nachdem er die militärische Laufbahn aufgegeben hatte, konnte er natürlich auf keine Belohnung persönlicher Tapferkeit mehr rechnen; aber auch der dichterische Lorbeer ließ auf sich warten. Zwar wurde Kleist zu Dresden von seiner Freundin von Schlieben bekränzt (5, 232) und im Jahre 1807 ward ihm auf der dortigen österreichischen Gesandtschaft die Ehre zuteil, bei einem Gastmahl „von zwei niedlichsten kleinen Händen" mit einem Lorbeer gekrönt zu werden (5, 356): aber was war dieses gesellschaftliche Spiel im Vergleiche mit seinen ehrgeizigen Erwartungen! Immerdar wird der reizbare Nebenbuhler Goethes, von dessen Stirne er den Kranz herunterreißen will, durch das Idol eines Kranzes angelockt; als sein einziges Vergnügen bezeichnet er (5, 297), sich „den Kranz der Un-

sterblichkeit zusammen zu pflücken", von der an die Vollendung des „Guiscard" gewandten Mühe meint er, er habe einen Versuch gewagt, „zu so vielen Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen" (5, 300). Einem Dichter, der das unerhört scharfe Urteil fällte: „Ihr Weiber versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt Ehrgeiz" (5, 288), mochte doch die Vorstellung schmeicheln, es werde ihm von einer geliebten Hand ein Zeichen der Anerkennung dargebracht werden. Von einem bewegten biographischen Hintergrunde heben sich daher die Paraphrasen des Bekränzungsmotivs ab. Von Gedicht zu Gedicht irrt die Sehnsucht nach dem erträumten Glück: „Kranz, der mir die Stirn umrauscht" (Penth., V. 715); „aus Sonnen einen Kranz winden" (Homb., V. 58); ein patriotisches Gebet gipfelt in dem Wunsche: „Und einen Kranz auch lehre mich winden, womit ich, auf meine Weise, den, der dir wohlgefällig ist, kröne!" (4, 128); und aus einem Drama in das folgende erbt sich die Szene fort, wie die Geliebte ihren Auserwählten bekränzt: Agnes den Ottokar, Penthesilea den Peliden, Nathalie den Prinzen.

In der „Familie Schroffenstein" wird eine idyllische Tändelei vorgeführt. Vor einem bedeutungsvollen Gespräch legt die Geliebte auf Ottokars Stirn den Kranz; sie hat selber die Blumen zusammengepflückt, so daß ihre Finger bluten; sie begleitet die harmlose Zeremonie mit gesuchten Sentenzen. Hier handelt es sich offenbar eher darum, ein Lieblingsmotiv anzubringen, als eine logisch begründete Szene darzustellen, in deren Verlaufe der Charakter der Personen vertieft werden und der Gang der Handlung fortschreiten würde. Auch sonst sind ja diesem Erstlingswerk, ohne Rücksicht auf dessen Struktur, Motive eingefügt, die dem Dichter teuer waren, sie mochten sich der Gesamtwirkung des Stückes als störend oder fördernd erweisen. In der „Penthesilea" ist die Verbindung der Bekränzungsszene und der Fabel des Stückes mit größerem Geschick hergestellt; denn diese Hauptszene wird durch die mitten in das Kampfgewühl eingefügte Idylle des sechsten Auftrittes vorbereitet, in dem die Voranstalten zum Rosenfeste getroffen werden. Wukadinović hat dies Motiv mit Tassos Befreitem Jerusalem in Verbindung gesetzt. Aber auch der Zusammenhang der Liebesszenen in „Penthesilea" und in „Familie Schroffenstein" bleibt sichtlich gewahrt. Die Ähnlichkeit der beiden Kleistschen Situationen tritt z. B. in dem geringen Detail zutage, daß auch ein Amazonenmädchen beim Pflücken der Blumen den Finger blutig geritzt hat (V. 907 „Sieh nur die Finger an, ich bitte dich", vgl. Schroff., V. 716 „Sieh einmal die Finger an. — Sie bluten"). Doch die Übereinstimmung der Szenerie und besonders der Stimmung geht weiter; so weit, daß man behaupten darf, es sei ein und dieselbe Szene, die des Dichters innerem Auge vorgeschwebt hatte, in zwei

Handlungen eingeschoben worden, natürlich jedesmal in bestimmter Umformung und Anpassung. Dies zu begründen, führe ich einige wörtliche Variationen gleichartiger Gedanken an: Agnes beschreibt den lauschenden Ottokar (V. 693): „Sein Antlitz gleicht einem wilden Morgenungewitter ...", ähnlich Penthesilea, ihren Helden bekränzend: „Wie sein gewitterdunkles Antlitz schimmert!" (V. 1786); es wäre mir recht, meint Agnes, wenn mein Geliebter, von Eifersucht gestachelt, auf kurze Zeit die Einsamkeit suchte, wenn er dann nur wieder zu mir zurückkehrt „gleich einem jungen Rosse, das zuletzt doch heimkehrt zu dem Stall, der es ernährt" (V. 708), und Gedanke und Bild kehren, mit überraschender Treue, in der reiferen Dichtung wieder: Penthesilea will ihrem (Schein-)Gefangenen die Freiheit wiedergeben, weiß sie doch, daß er mit zarten Ketten unentrinnbar an sie gefesselt bleibt; und Achilles erklärt auf die Frage, ob er zurückkehren werde: „Wie junge Rosse zum Duft der Krippe, die ihr Leben nährt" (V. 1841).[1] Agnes setzt dem Geliebten den Kranz mit den Worten auf: „So setz dich nieder, daß ich sehe, wie dir der Kranz steht. Ist er hübsch?" (V 715); Penthesilea jedoch, die den Achilles mit Kränzen umschlungen hat, „setzt ihm noch einen Kranz auf und läßt ihn gehen": „Jetzt ist's geschehn. — O sieh, ich bitte dich, wie der zerfloßne Rosenglanz ihm steht!" (V. 1784): Durch diese Parallele ist die Ähnlichkeit der Mimik festgelegt, zugleich aber auch der große Abstand bezeichnet, der die beiden Dichtungen voneinander trennt: dort ein einfacher Kranz, hier eine Rosenguirlande, dort eine einfache Bezeichnung, hier das kühne Bild vom zerfloßnen Glanz, dort ein einfaches Spiel der Liebe, hier das leidenschaftlich erregte Spiel des buhlenden Kämpfens und des Sich-Besiegen Lassens, dort einfache Liebestragik, hier die blutige Ironie, die Assoziationen vom Bekränzen eines Opfertieres wachruft (vgl. Penth., V. 982). Aber man halte doch die zärtlichen Anreden, die fürsorglichen Fragen („Fehlt dir was?": „So verzeihst du mir?"), die gegenseitigen Versicherungen, einer sei dem anderen unbegreiflich (Schroff., V. 727; Penth., V. 1811), die sich in den Szenen der beiden Dichtungen finden, einander gegenüber; und die Identität der Situationen wird wohl vollends aus der Verwendung des Namenmotivs erhellen: Nachdem Ottokar von Agnes bekränzt worden ist, bittet er sie, ihm ihren Namen anzugeben: „Dein Zeichen nur, die freundliche Erfindung, mit einer Silbe das Unendliche zu fassen, nur den Namen sage mir" (V. 758); nachdem Achilles von Penthesilea bekränzt worden ist, stellt er die Frage (V. 1809): „O

[1] Die vorhergehende und die folgende Parallele finde ich bei Fries (S. 24), diese wichtige Übereinstimmung jedoch zwischen Schroff., V. 708 und Penth., V. 1841 nirgendwo erwähnt.

du, die eine Glanzerscheinung mir . . . herabsteigst, Unbegreifliche, wer bist du? Wie nenn' ich dich, wenn meine eigne Seele sich, die entzückte, fragt, wem sie gehört?"

Die beiden Komponenten der in den Schroffensteinern zum erstenmal vorgeführten, in der „Penthesilea" variierten Situation, Ehrgeiz sowohl als Liebe, kommen in dem „Prinzen von Homburg" zum drittenmale zur Geltung, in dem das Bekränzungsmotiv zum Leitmotiv schlechthin geworden ist. Denn der Traum von einem Kranze bildet die romantische Introduktion zum Schauspiel, und der letzte Auftritt, der sich an gleichem Orte, zwischen den gleichen Personen und gleichfalls zur Nachtzeit abspielt, nimmt dieselbe Situation wieder auf; aber was anfangs eine Vision des Prinzen, eine Neckerei von seiten des Hofstaates, ein Versprechen von seiten des Kurfürsten gewesen ist, das wandelt sich gegen den Schluß hin zu leuchtender Wirklichkeit. Das Stück selber bringt das Ringen um den Kranz, dessen Gewinn, zeitweiligen Verlust und endgiltige Wiedererlangung zur Darstellung. Das doppelt verwendete und in theatralischem Sinne wirkungs-, ja effektvoll ausgemünzte Motiv der Bekränzung ruft den ersten Akt von Goethes Tasso ins Gedächtnis: mit der an dem weltverlorenen Träumer zu vollziehenden Heilung weist ja die erfolgreichere psychische Kur des krankhaft zerstreuten Prinzen überhaupt manche Ähnlichkeit auf; und Kleist mochte sich zuweilen selbst mit dem kranken Dichter identifizieren.[1]) Uns kommt es hier auf die Feststellung an, die literarische Analogie lasse eine Kleist eigentümliche Neigung klar hervortreten, die literarhistorische Beeinflussung durch Goethes Tasso weise wiederum auf Kleists tiefwurzelnde Vorliebe für das Motiv der Bekränzung hin, dem er von seinem ersten bis zu seinem letzten Werke treu geblieben ist.

Das Ergebnis der Parallele zwischen den Bekränzungsszenen der „Schroffensteiner" und der „Penthesilea" deckt sich mit dem Resultat, zu dem Johannes Niejahr in einem grundlegenden Aufsatz[2]) über die „Penthesilea", von völlig anderen Prämissen ausgehend, gelangt ist. Niejahr sucht den ursprünglichen Plan der Tragödie zu rekonstruieren

---

1) Vgl. das Widmungsgedicht zum „Prinzen von Homburg" an die Prinzessin Wilhelm (4, 48): „Und krönt ihn die, so krönen sie ihn alle"; darüber und über Kleists Verhältnis zu Goethes Tasso: Fries, Stilistische und vergleichende Forschungen zu H. v. Kleist, S. 90.

2) Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 6, 1893, 506—553, besonders S. 544; der Vergleich mit der Bekränzungsszene der „Schroffensteiner" ist dort nur flüchtig angedeutet. An Niejahrs Aufsatz knüpft sich eine interessante, auch methodisch wichtige Diskussion: Vgl. Roetteken, Zeitchrift für vergleichende Literaturgeschichte, Neue Folge 8, 1895, 24—50 (als Fortsetzung eines Aufsatzes in Jahrgang 7 derselben Zeitschrift); Niejahrs Replik in Euphorion 3, 1896, 653—692 „Kleists Penthesilea und die psychologische Richtung in der modernen literarhistorischen Forschung".

und auf Grund höherer philologischer Kritik nachzuweisen, dem Dichter habe ursprünglich eine Katastrophe vorgeschwebt, die in Übereinstimmung mit der antiken Überlieferung zu Penthesileas Tötung durch Achill geführt hätte. Auch in der großen Liebesszene des fünfzehnten Auftrittes seien noch Spuren einer älteren Redaktion erhalten, wie aus einigen Diskrepanzen mit dem übrigen Texte der Dichtung zu ersehen sei. „Für diesen Widerspruch," führt der genannte Forscher aus, „habe ich nur folgende Erklärung. Die Bekränzungsszene gehörte, ebenso wie die Verkleidungsszene in den ‚Schroffensteinern‘ (V, 1), zu jenen Lieblingsbildern, welche die Phantasie unseres Dichters beschäftigten und welche ohne Beziehung auf einen bestimmten dramatischen Zusammenhang selbständig für sich plastische Gestalt in seinem Geiste angenommen hatten. (Folgt ein kurzer Hinweis auf die Bekränzungsszene der ‚Schroffensteiner‘.) Hier in der ‚Penthesilea‘ ist die Szene mit einer gewissen Gewaltsamkeit eingefügt, und es scheint dem Dramatiker der Widerspruch mit der ursprünglichen Fassung nicht einmal zu rechtem Bewußtsein gekommen zu sein." — Als Schema dieser typischen Bekränzungsszene läßt sich also folgende Situation bezeichnen: der Liebende wird von einem Mädchen gekränzt und fragt sie nach ihrem Namen. Zwei echt kleistische Motive, tief wurzelnd in seinem Gemütsleben, bilden die Bestandteile einer solchen Szene. Denn die Frage nach dem Namen ist nicht nur der Neugier des Liebenden entsprungen, hängt vielmehr mit dessen grenzenloser Seligkeit zusammen; nicht nur die Abstammung seiner Geliebten will er in Erfahrung bringen, er will ein Zeichen haben, „mit einer Silbe das Unendliche zu fassen", ein Wort will er wissen, um die Übermacht seiner Gefühle dadurch zu bannen: darum hat ja Ottokar sein Mädchen schon früher „getauft", darum wendet sich Achilles an die Königin mit Worten, die auch sonst bei Kleist von Wohlbekannten an Wohlbekannte gerichtet werden: „wie nenn ich dich?" Das andere Motiv, das auf Kleists Phantasie einen so mächtigen Zauber ausübte, daß er die Szene, unabhängig von deren eventueller Verwendung, als Szene an sich vor seinem inneren Auge sah, ist das zeremonielle Geberdenspiel einer Kränzung. Ist aber nun diese Art von Phantasiebetätigung wahrscheinlich gemacht, so drängt sich die Frage auf, ob nicht andere Beobachtungen über Kleists Schaffen damit in Zusammenhang gebracht werden können, und ob nicht etwa der Umstand, des Dichters Einbildungskraft sei von einer durch bezeichnende Mimik bestimmten Situation ausgegangen, Folgerungen auf die Beschaffenheit seiner schöpferischen Phantasie und seiner dichterischen Wahrnehmungsart überhaupt zulasse.

Niejahr selbst führt eine analoge, an den „Schroffensteinern" gemachte Beobachtung an, die uns den Vorteil gewährt, daß wir

nicht auf Vermutungen und Konstruktionen angewiesen sind, sondern uns auf ein vom Dichter überliefertes Wort berufen können. Pfuels Erzählung zufolge ist nämlich Kleists Jugendtragödie überhaupt auf eine wunderliche, zufällige Weise entstanden. „Ihm (Kleist) war eines Tages die seltsame Auskleideszene des letzten Aktes, rein als Szene, in den Sinn gekommen, und da die Situation ihn anzog, hatte er sie wie eine zusammenhängende Phantasie niedergeschrieben. Dann erst fiel ihm ein, sie mit anderen Fäden der Erfindung, vielleicht auch mit einem zufällig entdeckten Stoffe (wir wissen nichts Näheres über die stoffliche Grundlage der ‚Schroffensteiner') zusammenzuspinnen, und es wob sich allmählich um diese Szene die ganze Tragödie herum." Mit gutem Rechte setzt der Kleistbiograph Adolf Wilbrandt, der diese Mitteilung Pfuels aufbewahrt hat (H. v. Kleist, S. 155), hinzu, sie widerspreche weder dem Charakter des Stückes, noch der Kleistischen Art zu dichten. In der Tat: jene bezeichnendste und poetisch wertvollste Szene der „Schroffensteiner" steht mit den anderen Partien des Stücks nicht in organischem Zusammenhang, oder besser gesagt: der Gang der Handlung paßt sich eher jener ausdrucksvollen szenischen Gruppe an, als daß diese selbst aus der Handlung hervorwachsen würde. Hier bietet sich eine lehrreiche Beobachtung dar, wie es Kleist verstanden hat, mit dem Ausgangspunkt seiner Phantasiebetätigung (mit der Verkleidungsszene) nachträglich die übrigen Teile der dramatischen Fabel zu verknüpfen, und durch jene Szene, die ihm schon früher vorgeschwebt hatte, die Katastrophe herbeizuführen. Ottokar kommt mit Agnes in einer Waldhöhle zusammen; er ist sich der großen Gefahr, in der sie schweben, bewußt, will daher seine Braut durch einen gewagten Streich retten, indem er mit ihr die Kleider zu wechseln gedenkt, um, gegebenenfalls, von seinem eigenen Vater für die Tochter des Feindes gehalten und getötet zu werden. Aber wie soll er die Braut zu dem wunderlichen Kleidertausch bewegen, ohne in ihr das Bewußtsein der gefahrvollen Lage aufkommen zu lassen? Er beugt sich zu Agnes hin: „wir machen diese Nacht zu einem Fest der Liebe, willst du?" Und nun schildert er den verschwiegenen Zauber der Hochzeitsnacht: „Dann kühner wird die Liebe, und weil du mein bist . . ., so nehm' ich dir den Hut vom Kopfe (er tut's), störe der Locken steife Ordnung (er tut's), . . . schnell lös' ich die Schleife, schnell noch eine (er tut's), streife dann die fremde Hülle leicht dir ab (er tut's)". Da Agnes ihm um den Hals fällt, greift er zu einer neuen List: „Du frierst, nimm diesen Mantel um. (Er hängt ihr seinen Mantel um)"; dann drückt er ihr scherzend noch den Helm auf ihre Locken — und die Verkleidung ist fertig. Ottokar schildert also eine Gestikulation, der eine ganz bestimmte Bedeutung und ein bestimmter Zweck zukommen, und begleitet seine Worte mit

den entsprechenden Bewegungen; die liebevolle Erzählung und der Rettungsversuch sind zu einer wundervollen Harmonie verschmolzen; die Geberden werden zu wesentlichen Bestandteilen der dramatischen Handlung, Dialog und mimische Aktion gehen völlig ineinander auf.

Auch andere Züge in Kleists Werken liefern Beiträge zu der Erkenntnis, wie entscheidend seine Einbildungskraft durch die Wahrnehmung eines mimischen Vorgangs angeregt wurde. Da ist z. B. der wuchtige Einsatz der „Hermannsschlacht“: „Wolf (indem er sich auf den Boden wirft)“: noch bevor ein Wort gesprochen wurde, geht eine bezeichnende und die Stimmung des Werkes im vorhinein angebende Aktion vor sich; da ist in der „Penthesilea“ ein starkes Pathos der Geste angedeutet durch die zwar nicht vorgeführte, aber lebhaft geschilderte Situation, wie Penthesilea von Achilles zu Boden geworfen daliegt, wie er, über sie gebeugt, in eben dem Momente von verzehrender Liebe zu ihr ergriffen wird und sie in seinen Armen emporhebt; da ist „Käthchen von Heilbronn“, das schon durch den Untertitel („oder die Feuerprobe“) eine gewisse Hochachtung vor einer bestimmten Zeremonie, bei der die Bewegungen den integrierenden Teil ausmachen, bekundet: das Schauspiel führt ja eine symbolische Darstellung der Feuerprobe vor und reiht dazu als Pendant auch eine Wasserprobe an, die gleichfalls durch typische Gesten und durch eine bestimmte Gangart charakterisiert erscheint; da ist, von manchem lieblichen Detail und mancher pantomimenartigen Situation in den Erzählungen abgesehen, der Aufsatz über das Marionettentheater mit seinem entschiedenen Lob der graziösen Bewegungen; und da ist endlich der bilderreiche Stil von Kleists Naturschilderungen. In ihnen gelangt das Interesse für die sich bewegenden, für die belebenden und einander befehdenden, mit einem Worte: das Interesse für die dramatischen Elemente zum vollsten und reinsten Ausdruck. Vor Kleists Blicken fangen auch leblose Gegenstände sich zu regen an. Seine reiche Gabe des Personifizierens, seine folgerichtig durchgeführte anthropomorphe Auffassung der Naturvorgänge hat zur Voraussetzung, die ganze, organische sowohl als auch unorganische Welt sei den Gesetzen instinktiver Bewegungen unterworfen. Einem nüchternen Beobachter erscheint die Umwelt tot, der Dichter Kleist durchgeistigt sie: „Lokowitz, das versteckt hinter den Bergen liegt, als ob es sich schämte — und die Weißritz, die sich aus den Tiefen des plauenschen Grundes losringt, wie ein verstohlnes Gefühl aus der Tiefe der Brust . . .“ (5, 236); in der Gegenwart ist die Richtung eines Flusses bereits genau vorgezeichnet, der Dichter jedoch beobachtet einen Kampf zwischen dem Strom und den Ufern, einen Kampf, wie er sich in vorhistorischen Zeiten abgespielt haben mag — der Dramatiker sieht ein Ringen allerorten: „Grade aus strömt der Main von

der Brücke weg . . ., aber ein Rebenhügel beugt seinen stürmischen Lauf, sanft aber mit festem Sinn, wie eine Gattin den stürmischen Willen ihres Mannes . . ." (5, 145). In Wirklichkeit stehen die von der Natur geformten Massen fest und in konkreten Formen vor uns da, Kleists Phantasie jedoch sieht sie werden: „Von beiden Seiten hinter (der Höhe) ziehen in halbem Kreise Bergketten sich heran, und nähern sich freundlich, als wollten sie sich die Hände geben, wie ein Paar alte Freunde nach einer langen verflossenen Beleidigung — aber der Main tritt zwischen sie wie die bittere Erinnerung, und sie wanken, und keiner wagt es, zuerst herüber zu schreiten . . ." (5, 145); „an den Außenwerken herum schlich ein Weg, wie ein Spion, und krümmte sich in jede Bastion, als ob er rekognoszieren wollte, wagte aber nicht in die Stadt zu gehen, sondern verlor sich in die Berge" (5, 147); „Wie eine Jungfrau unter Männern erscheint, so tritt (die Elbe) schlank und klar unter die Felsen — Leise mit schüchternem Wanken naht sie sich — das rohe Geschlecht drängt sich, den Weg ihr versperrend, um sie herum . . ." (5, 224); „die Elbhöhen, die in einiger Entfernung, als ob sie aus Ehrfurcht nicht näher zu rücken wagten, gelagert sind, und gleichsam von Bewunderung angewurzelt scheinen . . ." (5, 235): Für Kleists Phantasie gewinnen die Berge die Fähigkeit vorzurücken, zu fliehen, zu kämpfen; für Kleists Phantasie ist alles im Erstehen begriffen. Er akzeptiert nicht die Welt so wie sie ist, sondern nimmt an ihr gleichsam einen neuen Schöpfungsakt vor — der Dichter ruft eine eigne Welt ins Leben, paßt sie den Bedingungen seines Blickes an; und diese neue Welt spricht die Sprache jener Geberden, mit denen sie ihr Schöpfer ausgestattet hat.

Ich wende auf Kleist die Worte an, mit denen Nietzsche[1]) Wagners Drama zu charakterisieren sucht: Bei Kleist steht im Anfang die Halluzination von Geberden. Wer hat diese Überzeugungskraft der Geberde, wer sieht so bestimmt, so zu allererst die Geberde![2])

Grillparzerfunde in Neuhaus.

Von Ernst Kraus in Prag.

Auf einem 20·5 cm langen, 9 cm breiten Streifen starken, groben, ins Grünlichgraue spielenden Konzeptpapiers, der offenbar dem Vor-

[1]) Der Fall Wagner, S. 24 ff.; die Worte haben allerdings, auf den Musiker Wagner angewandt, eine tadelnde Bedeutung.

[2]) Als Fortsetzung dieser Mimischen Studien zu Heinrich von Kleist sind folgende Kapitel vorgesehen: 3. Mimische Details. 4. Mimik des Gesichts. 5. Geberden der Hand. 6. Das Niederknieen. 7. Kleists Spiegelanekdote.

rat einer k. k. Amtskanzlei entnommen ist und gegenwärtig im gräflich Czerninschen Archiv zu Neuhaus in Böhmen aufbewahrt wird, stehen die folgenden Zeilen:

Da der Mensch nur die Wahl hat zwischen Bedlam und Ludlam, d. h. zwischen unbewußter und bewußter Narrheit, so enscheide ich mich für Ludlam.
Grillparzer.

Es ist eine Beitrittserklärung in aller Form, zugleich eine Art schriftlicher Aufnahmsprüfung aus dem wichtigsten Bedarfsartikel der Ludlamshöhle, dem Witze. In den Memoiren Castellis und anderen Quellen der Ludlamgeschichte lesen wir nichts von schriftlichen Beitrittserklärungen, aber das vorliegende Autograph scheint sie zu belegen, wenn es nicht etwa ein bloßer, in der Kanzlei geschriebener Beitrag für eine der Ludlamszeitungen ist.

Auf die Geschichte des lustigen Vereines oder auf Grillparzers Beziehungen zu ihm wirft der kleine Fund kein neues Licht, wir können uns seiner nur als eines der besten Ludlamwitze freuen.

Es sei mir aber gestattet aus Anlaß des Fundes, der wieder einmal an die eigenartige lustige Gesellschaft erinnert, ein altes Versäumnis der „Ludlamforschung" gut zu machen. Diese hat bisher eines schnöde vernachlässigt, den Eponymus des Bundes Ludlam selbst. Man begnügt sich zu wissen, daß die Tischgesellschaft bei Gelegenheit der ersten Aufführung von Oehlenschlägers Märchendrama „Ludlams Höhle" im Jahre 1818 begründet wurde — nur Anschütz spricht in seinen „Erinnerungen" von Oehlenschlägers „eben erschienenem Aladdin" — wer aber Ludlam ist und was er mit der Höhle zu schaffen hat, das erfährt der neugierige Leser einer Grillparzerbiographie nicht. Ich sage absichtlich er, denn die Zusammenrückung „Ludlamshöhle" ist eigentlich nur statthaft, wenn Ludlam ein Maskulinum ist (Mariens Leben, aber Marienleben, Gretchens Freude, aber die Gretchentasche usw.), und ich erinnere mich, daß mir der Name lange den Sesam der Räuberhöhle Ali-Babas suggerierte und daß ich mir die Ludlamshöhle unwillkürlich als die Räuberhöhle dieses Märchens vorstellte. Daß die Höhle von einem Kalifen regiert wurde, schien ihre orientalische Herkunft zu bestätigen. Um künftige Leser der Biographie Grillparzers vor einem ähnlichen Irrtum zu bewahren und die Verehrung zu erklären, deren sich Mutter Ludlam in der Höhle erfreute, wird es wohl der Mühe lohnen, den Inhalt von Oehlenschlägers Märchendrama flüchtig kennen zu lernen.

Wir besitzen dieses Stück in zwei oder vielmehr in drei Fassungen, der ursprünglichen dänischen, Ludlams Hule, erschienen als Singspiel im Dezember 1813,[1]) einer Bearbeitung für die deutsche

[1]) Ludlams Hule, Syngespil af Adam Oehlenschläger. Kiöbenhavn 1814 (Selbstverlag).

Bühne als romantisches Schauspiel, erschienen 1818, und endlich einer schonenden Umarbeitung des dänischen Textes für die Gesamtausgabe von 1845 (Digterværker VIII). In seiner ersten Fassung war das Stück gedichtet auf Wunsch des Komponisten Weyse, in dessen Musik den Dichter „immer eine gewisse tiefe, ahnende Phantasie mit ihren holden Träumen hingerissen hatte", wie er in seiner Selbstbiographie 1831 schreibt. Diesem Charakter seiner Musik entsprechend wählte er das Sujet; während er für den frischen und leidenschaftlichen Kuhlau die Räuberburg mit ihren von keinen Gewissensskrupeln angekränkelten provenzalischen Räubern dichtete, schrieb er für Weyse die märchenhaft phantastische, versöhnende Ludlams Hule.[1])

Die Handlung geht an der Grenze von England und Schottland vor sich. Wir treffen in der ersten Szene zwei Bergschotten auf dem Wege zum Heere, das eine englische Schanze stürmen soll. William will sich dabei die Rittersporen erkämpfen, um Clara, die Nichte seines Gutsherrn, besitzen zu können; Dick, sein Sancho Pansa, geht ziemlich ungern mit, es graut ihm, zumal am Johannisvorabend, vor der Höhle, an der sie eben vorbeikommen. Hier, so erzählt er, haust Mutter Ludlam, ein Gespenst, das willig jedem leiht, was er verlangt, aber wer das Geliehene in der selbst bestimmten Frist nicht zurückbringt, muß sterben. William wünscht sich sofort ein Ritterschwert, das denn auch aus dem Brunnen vor der Höhle emporsteigt.

In der Burg des Gutsherrn erfahren wir, daß dieser, Sir Harry Turner, die Neigung seiner Nichte zu dem Bauernsohne sehr ungerne sieht und daß die Burg ein Geheimnis birgt, welches man der jungen Dame noch nicht anvertraut hat. Der alte Tom erzählt ihm nämlich, daß Clara ihn durch die Frage in Verlegenheit gebracht habe, wer die schöne Frau in altmodischen, schneeweißen Kleidern sei, der sie zuweilen spät abends auf dem Gange begegne.

Clara nimmt von William, der auf einer Strickleiter die Burg ersteigt, Abschied, dann tritt die weiße Frau mit ihrem Schlüsselbunde herein, sie spricht wenig, gibt sich jedoch als geborene von Turner zu erkennen und lädt Clara ein, in der nächsten Mitternachtsstunde in den Rittersaal zu kommen. Die Szene wechselt abermals, die Bergschotten ziehen an der Burg vorüber in den Kampf.

Im zweiten Akte befinden wir uns im Vaterhause Williams nahe an der Burg; seine Stiefmutter Fanny singt ihre kleine Betty in den Schlaf, während sein Vater Robin verzweifeln will. Er hat, wie er seiner Frau gesteht, seinen Wohlstand den Darlehen Mutter

[1]) Zitiert nach Poetiske Skrifter (1859) 3, 351.

Ludlams zu verdanken; so lange er mit dem Glücke den Fleiß verband, ging alles gut und er konnte ihr den welschen Pflug und das Saatkorn redlich zur rechten Zeit zurückstellen, jetzt aber hat er sich dem Spiel ergeben und alles verpfändet, um Ludlam zu befriedigen, jedoch heute ist ihm das nicht mehr möglich, er soll vierhundert Kronen bezahlen und besitzt nur zweihundert; ein schrecklicher Tod ist ihm gewiß. Fanny entschließt sich, zu dem Gutsherrn zu gehen und ihn um ein Darlehen zu bitten.

Auf dem Schlosse weilt eben (trotz des Krieges!) der Gutsnachbar von der englischen Seite, der dicke Sir John Bull, den sich der Dichter ausersehen hat, um für das Bombardement Kopenhagens vor sechs Jahren Rache zu nehmen. Sir John hält um Claras Hand an und harrt eben der Entscheidung, als Fanny kommt, und um sie rasch los zu werden, wirft er ihr die gewünschte Summe in den Schoß. Wie zum Lohne für diese gute Tat soll er gleich darauf einen Korb von Clara erhalten, was er durch seine rasche Abreise beantwortet.

Fanny eilt im Überschwange des Glückes nach Hause, aber hier hat sich die Situation verändert. Zu Beginn des dritten Aktes geht George Wilkins, ein alter Kriegskamerad Robins, vorüber und verführt ihn zum Trinken und Spielen; Robin hofft, die fehlende Summe zu gewinnen, verliert jedoch sein Letztes und als er es mit Gewalt wiedernehmen will, wird er verwundet. Die Wunde ist leicht, aber die Angst vor der bösen Stunde droht ihn zu töten. Fanny läßt ihn zu Beginn des vierten Aktes unter der Obhut des herbeigerufenen Arztes zurück und eilt selber zur Höhle Ludlams.

Clara weilt im Rittersaale, der gestrigen Einladung folgend, und liest aus einer alten, durch die Zeit unleserlich gewordenen Handschrift Bruchstücke einer Ballade, die von dem Burggespenst der ersten Frau von Blackstone handelt. Jene Dame ließ ihr Kind ohne Pflege sterben, offenbar aus sündiger Liebe zu Fritz Owen, der ihren Gemahl vom steilen Strand herabstürzte; aber auch sie wurde von dem Buhlen ermordet, und (was vollends unverständlich ist) in der Kirche steht ein mit Steinen gefüllter Sarg, während ihre Gebeine zusammengebunden unter der Diele des Rittersaales liegen. So lange bis eine Enkelin ihres Geschlechtes ihre Gebeine begraben läßt, muß sie im Schlosse häuslich auf- und abwandeln und in der Höhle, die der Zeuge ihres Leichtsinnes war, den Leichtsinn blutig rächen. Clara hört die weiße Frau den letzten Vers der Ballade „Dann findet sie Ruhe im Grabe" wiederholen und fällt in Ohnmacht, ihr Oheim und Tom kommen jedoch und tragen die Ohnmächtige fort, während der hereingeschneite Burgkaplan den Geist exorziert.

Fünfter Akt: Fanny ist zur Höhle gelangt, die kleine Betty ist ihr unbemerkt nachgeschlichen, die weiße Frau sitzt am Brunnen, sie

hypnotisiert das Kind („sie streicht ihm dreimal mit den Fingerspitzen von der Stirne herab über die Schultern, so daß es in magnetischen Schlaf fällt") und verlangt dann unerbittlich ihre vierhundert Kronen. Fannys Leben für das Robins anzunehmen verschmäht sie, wohl aber will sie sein Kind statt seiner annehmen, es ist ja sein Blut, sie will es zu einer Nixe (Havfru) ohne Blut und Seele machen (so auch in der deutschen Bearbeitung, in der dänischen Bearbeitung von 1845 ist diese Reminiszenz an Fouqués Undine, die inzwischen im „Helge" ihren Platz gefunden hatte, verschwunden, in der neuen Fassung will Mutter Ludlam lediglich Bettys Blut). Fanny betet um Rettung, da ertönt eine Glocke, es kommt vom Schlosse der Leichenzug, und kaum ist das Skelett ins Grab gesenkt, so fühlt sich Ludlam erlöst und schwebt empor. Zugleich kehren die Bergschotten singend aus dem Krieg zurück.

Die Szene verwandelt sich und wir finden den armen John Bull, der im Hause von Dicks Mutter hat übernachten wollen, weil sein Pferd lahmt und der noch gehörig von dem heimziehenden Dick zu leiden hat. Das Heer kommt zurück, William wird zum Ritter geschlagen und erhält Clara. Wieder sehen wir Ludlams Höhle, William will ihr sein Schwert zurückgeben, findet aber ebenso wie sein Vater die Höhle geschlossen; sie öffnet sich, geflügelte Mädchen knien darin und verkünden die Erlösung des Geistes.

Dieses Stück, an dessen poetischen und musikalischen Wert Oehlenschläger hartnäckig glaubte, sollte ihm mehr Kummer als Freude machen. Zunächst dauerte es sehr lange, ehe es auf die Bühne gelangen konnte; der Dichter richtete darüber einen Reimbrief an seinen Schwager Rahbeck, einen der Zensoren. Endlich ging das Singspiel am 30. Jänner 1816 zur Feier des königlichen Geburtstages zum ersten Male über die Bretter, erfuhr aber durch J. Baggesen in dessen Zeitschrift Dansana eine vernichtende Beurteilung. Diese Kritik, welche eine wichtige Phase in der Oehlenschläger-Baggesenschen Fehde einleitet, hält sich, wie Oehlenschläger in seinen Erinnerungen richtig bemerkt, an das Äußerliche, an die Wahrscheinlichkeit, an die Beachtung der äußeren Umstände, an die Übereinstimmung in Zeit und Ort, wobei das Ganze noch ganz unpoetisch bleiben könnte, aber diese Einwendungen sind zum Teil sehr begründet und treffen Oehlenschlägers lässige Art zu komponieren, durch welche er seinem schönen Talente tatsächlich den größten Abbruch getan hat.

Gegen Baggesens Kritik erstand Oehlenschläger ein Ritter in dem jungen Adolf Boye,[1]) der unter dem Namen Peter Wegner

[1]) Oehlenschläger, Meine Lebenserinnerungen. Deutsche Originalausgabe 3 (1850), S. 78 ff.

gegen Baggesen mit ganzen Büchern (die Polemik gegen Baggesens Ludlamkritik füllt 151 Seiten) auftrat, die Oehlenschläger satirisch nennt, die aber pedantisch und plump sind.

Von der großen Nachlässigkeit Oehlenschlägers zeugt nichts sprechender als sein Verhalten gegen die schreiendste Inkongruenz in dem Drama. Baggesen spottete über die unendliche Johannisnacht, in der es zwei- oder, wie er meinte, gar dreimal Mitternacht schlägt. Wegner reduziert diese Widersprüche glücklich auf zwei und macht den billigen Vorschlag, sie durch ganz leise Änderungen zu beseitigen. Oehlenschläger lobt die Schrift über den grünen Klee, aber die Mühe der kleinen Änderung hat er sich nicht genommen, und noch in der letzten Fassung gibt es zwei Johannisnächte und Dick glaubt gestern ausmarschiert zu sein, obwohl inzwischen Clara ihre zwei mitternächtlichen Begegnungen mit dem Geiste gehabt hat.

Baggesens Kritik erweckte ihm zwar viele Gegner, besonders in der studierenden Jugend, und jene Polemik endete bekanntlich mit dem vollständigen Siege Oehlenschlägers und der Romantik, aber für Ludlam war der Angriff verhängnisvoll. Das Stück wurde ausgepfiffen, zum großen Kummer des Dichters, zu dessen Lieblingen das Singspiel immer gehörte.

Die deutsche Fassung des Stückes ist keine bloße Übersetzung, vielmehr arbeitete der Dichter nach seinen eigenen Worten das Singspiel im Jahre 1817 zu einem deutschen „romantischen Schauspiel“ um. Der Grund war nicht in seiner etwaigen Unzufriedenheit mit der Musik Weyses zu suchen, auch nicht in einer Verstimmung gegen den Komponisten, der ihn in der Ludlamsfehde im Stiche gelassen hatte. Vielmehr schreibt er in seinen Reisebriefen am 17. Juni 1817: „Ich bin davon überzeugt, daß Weyse und Kuhlau in Europa unter allen wahren Musikliebhabern als die besten jetzt lebenden Komponisten glänzen würden, wenn der Schlaftrunk, die Räuberburg und Ludlamshöhle bekannter wären. Es erscheint vielleicht seltsam, daß ich dies in dem Augenblicke äußere, in dem ich Ludlams Hule zu einem romantischen Schauspiele umarbeitete. Jedoch darum könnte sie doch mit der Zeit als Singspiel aufgeführt werden, und ich hoffe, man werde dieses Vorhaben nicht mißdeuten .... Ludlams Hule war zu einem Singspiel wohl zu gebrauchen, aber es war so reich, daß ich, um die Verbindung mit der Musik zu ermöglichen, vieles zurückbehalten mußte, das dadurch skizzenhaft wurde. Diese Partien waren es, die auszumalen ich Lust bekam, um dem Werke die Vollendung zu geben, die mir erreichbar war, denn es gehört zu den Dichtungen, die mir am teuersten sind.“

Wenn wir mit so hochgespannten Erwartungen, wie sie diese Worte erwecken, an den Text der deutschen Ausgabe[1]) herantreten, so werden wir nicht weniger enttäuscht als etwa der Musiker, der nach den zitierten Lobeserhebungen die Werke der beiden deutschen, in Dänemark akklimatisierten Komponisten vornähme. Auch abgesehen von der Sprache, die Oehlenschläger noch immer nicht vollkommen zu beherrschen gelernt hatte (er sagt z. B.: „Er zerreißt sich die Haare," „keinen Scherf" [Skärv]), würden wir fast überall der dänischen Fassung den Vorzug geben. In den ersten Akten finden wir statt der versprochenen ausgeführten Motive überall nur ein Minus; so fehlt im ersten Akte, dessen Prosa oft einfach den Inhalt der gestrichenen Gesänge ganz kurz angibt, der Schlußchor der abziehenden Bergschotten; ebenso im Beginne des zweiten das hübsche Wiegenlied Fannys und der Monolog Robins nach ihrem Abgange. John Bull hat seine politisch satirischen Spitzen ganz vergessen, er erklärt nicht mehr, wie leicht der Engländer zufriedenzustellen ist, und seine Reden sind viel kürzer geworden: hier hat meistens nur der Rotstift gearbeitet.

Der Schluß des vierten Aktes ist deutlicher geworden, Clara erholt sich von ihrer Ohnmacht schnell genug, um anordnen zu können, was geschehen soll. Sir Harry bricht die Diele auf und findet das Skelett, die vermauerte Kapelle soll aufgebrochen und die Silberglocke geläutet werden.

Im fünften — ohnehin überreichen — Akte gelangen wir endlich zu den Plusszenen der deutschen Ludlam. Sara Nickels Haus, wo John Herberge sucht, ist keine Bauernhütte mehr, sondern ein Gasthaus; noch ehe Lord John Bull aufwacht, kehrt Dick aus dem Kriege zurück; im Gasthause übernachtet auch George Wilkens, der Soldat, der Robin das Geld abgewonnen hat, dieser verlockt Dick zum Würfelspiel, dann kommt John Bull und nimmt, als Dick alles verloren hat, die Partie mit George auf.

Ehe Robin zur Höhle kommt, erscheint dort wieder George, der, wie wir jetzt erfahren, sein Spielgeld ebenfalls Ludlam verdankt; er hat alles an den Lord verloren und glaubt sterben zu müssen, findet aber die Höhle geschlossen und wird als englischer Spion verhaftet und zum Feldherrn geführt. Unter dem Eindrucke des Gesanges der Genien schenkt Sir John Fanny seinen ganzen Gewinst, George wird auf ihre Fürbitte begnadigt und Dick erhält von ihr sein verlorenes Geld zurück. Eine langweilige Schlußrede Harrys beschließt jetzt das Stück.

---

[1]) Ludlams Höhle, Dramatisches Märchen in fünf Akten von Oehlenschläger. Berlin 1818. Zugleich bei C. Gerold, Wien.

Das also ist der Reichtum, der im dänischen Original keinen Platz gefunden, lauter Motive der Nebenpersonen, breit ausgesponnen und lange nicht so humoristisch wie im Original ausgeführt. George, der seine Rolle vollständig ausgespielt hatte, zu einer Hauptperson erhoben, Sir John, Dick — — und das alles im fünften Akte, wir begreifen, daß Ludlams Höhle auf der deutschen Bühne noch weniger Glück machte als auf der dänischen. Wir begreifen jetzt aber auch, was die lustige Künstlergesellschaft aus dem Schlossergäßchen an dem Stücke fand, und warum sie sich fortan nach ihm nennen wollte. Es war nicht bloß die Ähnlichkeit der Stube mit einer Höhle, die gehobene Stimmung nach der Aufführung des Stückes, die veranlaßten, daß man Mutter Ludlam zur unsichtbaren Patronin der Gesellschaft ernannte, nein, die Eigenschaft, durch welche sich Ludlam von allen Gespenstern alter und neuer Zeit unterscheidet, gab eher den Ausschlag: Mutter Ludlam pumpt, und das ist eine herrliche Sache für Journalisten, Künstler und Studenten, die nach den Bedingungen des Wiedergebens nie lange fragen; eine solche treffliche Matrone konnte nicht ungeehrt bleiben, und so prangte sie denn, nach Art der ephesischen Diana dargestellt, im Sitzungsraum der Gesellschaft, der an Lustigkeit, wenn wir den übereinstimmenden Berichten unsern Glauben nicht versagen wollen, keine zweite gleich kam.

Aber Ludlams Höhle hat die Laune der Gesellschaft auch durch Einzelheiten befruchtet. Oehlenschläger ersetzt den mangelnden Humor und die Frische seiner Gesänge im deutschen Texte durch Witze, die sehr bedenklich an die „fast unglaublichen Kalauer" erinnern, welche Georg Brandes in seiner Vergleichung des mißlungenen deutschen „Aladdin" mit dem dänischen in ersterem aufsticht. So sagt Sir John, als er das Schild des Gasthauses liest, in dem er übernachtet hat:

„Gasthaus zum weißen Mohren, das ist ja eine reine Unmöglichkeit. Wie kann ein Mohr weiß sein? Was soll das bedeuten?

Sara: „Das bedeutet dasselbige, wie zum grünen Pferd, zum goldenen Ochsen."

An diese Stelle knüpft sich offenbar der Einfall, den roten Schwarz einen roten Mohren zu nennen; als solchen besang ihn Castelli, der rote Mohr mußte Kalif der Gesellschaft werden, und dieser neue Witz wirkte auf den alten zurück: Bei einer Aufführung von Ludlams Höhle im Theater an der Wien überredete, wie Abrahams in seiner unten anzuführenden Schrift erzählt, ein Ludlamit den Darsteller des Lords, statt „Gasthaus zum weißen Mohren" zu sagen: „zum roten Mohren"; was von verständnisvollem Lachen der Eingeweihten begleitet war, jedoch dem Kalifen Gelegenheit gab, am Abend eine Standrede gegen die Profanierung seines Ehrennamens vom Stapel zu lassen.

Castelli erzählt (Memoiren 2, 180), daß am Gründungsabend der Ludlamshöhle, nach der Aufführung im Theater an der Wien, auch Oehlenschläger sich in der Gesellschaft befunden habe. Das ist ein Irrtum, Oehlenschläger weilte nicht 1818 in Wien, sondern 1817 und wohnte zwar einer Aufführung von Axel und Walborg, aber keiner von Ludlams Höhle bei. Wohl aber bemühte er sich, seinem Stücke schon in diesem Jahre die Bahn zu ebnen und las es in Wien vor. Er schreibt darüber in den zitierten Lebenserinnerungen (3, 169 f. der deutschen Ausgabe), nachdem er über das letzte Auftreten Toni Adambergers in der Schuld und anschließend daran über die von ihm verurteilte Schicksalsidee gesprochen:

„Die Schuld ist mit Werners 24. Februar und Grillparzers Ahnfrau verwandt. Diesen Dichter sah ich eines Abends bei Frau Pichler, wo ich Ludlams Höhle vorlas; aber wir näherten uns einander nicht weiter; unsere Naturen schienen zu verschieden zu sein."

Diese Stelle fehlt in der Sammlung „Grillparzers Gespräche" und ergänzt die Mitteilungen aus Schreyvogels Tagebüchern (Nr. 66) oder den Denkwürdigkeiten von Caroline Pichler daselbst (Nr. 58), welche beide Dichter als Gäste ihres Hauses nennt und einen Vergleich zwischen ihnen anstellt, ohne aber der Ludlamvorlesung Erwähnung zu tun.

Oehlenschläger hat unzweifelhaft der Ludlamshöhle den Namen und die Gestalt der Mutter Ludlam geliefert, aber er hat weder das eine noch das andere erfunden. Seine an zwei Orten spukende Ludlam ist aus zwei älteren Märchengestalten kontaminiert; er sagt selbst darüber in dem 1831 erschienenen 2. Teil seiner Lebensgeschichte (O. Levnet, fortalt af ham selv): „In Ludlams Höhle verschmolz ich zwei verwandte Märchen aus Neue Volksmärchen der Deutschen" und noch genauer in der Vorbemerkung zu dem Singspiel Röverborgen: „In den Neuen Volksmärchen der Deutschen befinden sich zwei Märchen: Ludlams Höhle und Die weiße Frau, welche ich zusammenzog und zu einem einzigen machte."

Über die Art dieser Verschmelzung belehren uns im fünften Akte der deutschen Bearbeitung die Worte:

Clara: Und ich erzähle dir mein Abenteuer —
William: Ja, von der weißen Frau, die ihr beerdigt,
Clara: Von Ludlam, denn das war die weiße Frau.

Daß diese Zusammenschweißung nichts weniger als glücklich war, daß Ludlam und die weiße Frau für den einsichtigen Zuschauer auseinanderfielen, auch wenn er ihre verschiedene Herkunft nicht kannte, das kann man in Baggesens Kritik lesen und auch der sehr

wohlwollende Kritiker in der „Athene“ wußte mit dem Geiste, dem er eine eingehende geisterkundliche Analyse widmete, nichts anzufangen. Es sind in der Tat zwei ganz unvereinbare Gestalten.

Die zitierten „Neuen Volksmärchen der Deutschen“, welche 1788—1793 erschienen, sind von der Verfasserin, der bekannten Novellistin Benedikte Naubert, als Fortsetzung von Musaeus' Volksmärchen gedacht, und in ganz besonderem Grade gilt dies von der Geschichte des zweiten Bändchens (1791) Erdmann und Marie, welche gleich im Titel als „ein Nachtrag zu den Legenden von Rübezahl“ bezeichnet wird. Auch im Stil und in zeitgemäßen Anspielungen sucht die Autorin ihrem Muster zu folgen, es bleibt jedoch bei schüchternen Ansätzen dazu.

Erdmann ist ein Schützling Rübezahls, der ihn in seiner Art erzieht; über die Jugendgeschichte seiner Geliebten belehrt uns der zweite Abschnitt des Märchens, überschrieben „Ludlams Höhle“ (also kein selbständiges Märchen, wie man nach Oehlenschlägers Worten glauben müßte). Die arme Marie erzählt sie ihrem Geliebten und führt uns dabei auffallenderweise aus Schlesien nach dem fernen England. Mariens Mutter war so arm, daß ihre Heimatsgemeinde sie ausstattete, als sie einen armen Kriegsmann heiratete, indem man ihr den Nutzgenuß eines kleinen Gütchens für die ersten zwei Jahre ihrer Ehe schenkte. Zur Hochzeit wurde nach altem Brauche aus der nahen Abtei Waverley[1]) ein gewaltiger Kessel entlehnt und man trank auf das Wohl der Mutter Ludlam. Auf die Frage Richards, des aus der Fremde stammenden Bräutigams, erzählt man ihm: drei Meilen von Farnhar in der Grafschaft Surry liege ein sandiger Hügel, der südwärts eine Höhle bildet, wo vor Zeiten ein gutes Weib wohnte, Mutter Ludlam, „in der alten gothischen Mundart Mutter Geberin oder gebende Mutter“. Sie gab vom Undank gekränkt das Schenken auf und schränkte sich aufs Leihen ein, sie lieh ohne Interessen, aber prompt mußte man im Wiederbringen sein. Der Erbauer der Abtei Waverley bat um Holz, Steine und Geld, er bekam dessen genug und konnte es nach 300 Tagen abzahlen. Ein Hochzeiter erborgte jenen Kessel, vergaß jedoch ihn rechtzeitig zurückzustellen und war am Morgen tot; den Kessel nahm Ludlam als bezahlt nicht zurück und so wird er in der Abtei aufbewahrt. Richard wagt es (im geheimen), in der Höhle einen künstlichen wälschen Pflug zu leihen, durch den er einen hübschen Wohlstand erwirbt, wie es ihm weiter geht, wissen wir aus dem Inhalt von Oehlenschlägers Stücke.

---

[1]) Auch bei Oehlenschläger befindet sich die Höhle nahe bei Waverley, obwohl wir uns in Schottland befinden.

Hier macht er jedoch seiner Frau das Geständnis erst, als er blutüberströmt nach Hause gebracht wird. Durch Verkauf seines Gütchens wird das nötige Geld aufgebracht, die kleine Marie schleicht ihrer Mutter heimlich nach und wirft sich einer in der Höhle sitzenden Person in den Schoß, einer freundlichen Alten, die sie liebkost. Ludlam fragt die Mutter, ob sie noch einen Wunsch habe, aber sie bittet sie, sie möge lieber ihr Leihhaus für immer schließen. Ludlam verlangt das Kind: „Ich will es glücklich machen, alle Reichtümer dieser Höhle sind sein, wenn du einwilligst!" Die Mutter entreißt dem Gespenste das Kind und eilt aus der Höhle.

Ihr Mann, der heimlich ein neues Darlehen erhofft hatte, ist nicht ganz zufrieden mit dem Erfolge und sucht die Höhle wieder auf; er findet aber den Eingang kaum wieder, der sich um mehrere Fuß verengert hat. Dazu bemerkt die Verfasserin unter dem Strich: „Doch soll er gegenwärtig noch 15 Fuß in der Breite und 8 in der Höhe haben, so wie man auch behauptet, daß das Innere sich noch wenig verändert habe."

Das Kind, das er einmal hineinschickt, findet dort einen silbernen Ring, dem Ludlam, die ihr im Traume erscheint, geheime Kräfte zuschreibt.

Sie wandern dann aus dem Lande; Richard, ihr Vater, zieht mit dem Könige von England aus, um dessen Tochtermann, den Herrn von Coucy, zu seinem Mutterteil, Elsaß und einigen andern österreichischen Ländern zu helfen, und in Colmar wird Marie zur Waise, um endlich nach Schlesien und in ein Rübezahlmärchen zu gelangen.

Diese gewaltsame Verbindung zwischen Schlesien und England, sowie die Bestimmtheit, mit der von Ludlams Höhle, besonders in der angeführten Anmerkung, als von einer tatsächlichen topographischen Erscheinung gesprochen wird, legen den Gedanken nahe, ja, sie machen es unzweifelhaft, daß auch Benedikte Naubert Namen und Gestalt Ludlams nicht erfunden hat. Nach der Gewohnheit der Zeit würde man vor allem an eine ältere Erzählung der Autorin selbst denken, oder an einen fremden Roman, etwa in der Art, wie der Romanfabrikant Albrecht in seiner Susanna auf ihrem eigenen Roman, Hermann von Unna, weiterbaute. Von den gleichzeitigen Romanen B. Nauberts spielt in England „Lord Heinrich Holland, Herzog von Exeter oder irregeleitete Großmut, eine Begebenheit aus dem Mittelalter von England", der mir jedoch bisher nicht zugänglich war. Der Name Ludlam existiert im Englischen, aber nur in der Phrase „as lazy as Ludlams dog", welche das Wörterbuch von Flügel-Schmidt-Tanger mehr erweitert als erklärt durch die Worte: „that leaned his head against a wall to bark", aber mehr über die Phrase und ihre Grundlage zu erfahren, ist mir bisher leider nicht gelungen.

Wir sehen, daß Oehlenschläger ein halbdämonisches Wesen des alten Märchens zu einem Gespenst nach der Schablone der Schauerromane umgebogen hat, deren Theorie er selber in seiner Vorbemerkung zu Ludlams Höhle entwickelt. Ludlam ist einer von den Geistern, die nach Erlösung schmachten, die Höhle ist der Schauplatz eines Verbrechens, an dem sie indirekt beteiligt war, sie sehnt sich außerdem nach einem christlichen Begräbnis, nach der Absolution, um die sie der jähe Tod gebracht hat. Dieses Motiv des schuldigen, aber mitleidswerten irrenden Geistes bot dem Dichter eigentlich auch das zweite „Märchen", das er benutzte, nicht dar. Diese zweite Quelle bearbeitet eine so bekannte und verbreitete Sage, daß man sich geradezu wundert, Oehlenschläger mit ihr so frei schalten zu sehen, daß er aus der weltberühmten weißen Frau von Neuhaus eine weiße Frau auf Blackstone macht.

Die Geschichte von der weißen Frau findet sich in Benedikte Nauberts drittem Bändchen auf S. 141—212 und ihr Inhalt ist folgender: Auf dem Schlosse Neuhaus in Böhmen lebte zu Ende des sechzehnten oder zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein alter reicher Baron aus dem Rosenbergischen Geschlecht. Er pflegte alle seine Verwandten um die Zeit des Osterfestes bei sich zu versammeln. Besondere Gunst schenkt er unter ihnen einem jungen Fräulein, weil es gerade während eines solchen Familienfestes in Neuhaus geboren war. Der Vorname Berthas von Neuhaus „hatte in der Familie von altersher eine sonderbare heilige Deutung". Bertha kommt zu einem solchen Besuche mit Herrn Peter von Wock, einem ganz neuen Edelmann, der sich seinen Adel in dem kürzlich geendeten Religionskrieg (?) erkämpft hatte; diese Ostern soll die Hochzeit stattfinden, aber der Bräutigam erkrankt in der ersten Nacht und stirbt. Der Baron beschließt Bertha, die bei ihren Verwandten wegen der Mißheirat schlecht angeschrieben ist, bei sich zu behalten. Er hindert es, daß man sie in das Geheimnis des Schlosses einweihe Einmal, als sie in ihrem Zimmer die Laute spielt, klopft es leise, eine feine ältliche Frau, die sie schon gesehen und wegen des weißen Kleides und des Schlüsselbundes für die Oberaufseherin gehalten hat, läßt sich hereinnötigen und durch Berthas Spiel unterhalten. Sie spricht fast nichts bei ihren wiederholten Besuchen, antwortet meist pantomimisch, sagt jedoch einmal: „Ich bin eine geborene von Rosenberg." Bertha will sie umarmen, sie zieht sich zurück und führt sie in einen unbekannten Flügel des Schlosses. Sie will mit ihrem Schlüssel öffnen, da schlägt es zwölf, Berthas Kerze verlischt und rundum war dicke Finsternis.

Bertha, die über Langweile klagt, bevor das große Fest für die Armen sie zerstreuen kann, auf das man sie vertröstet, ordnet sieben

Tage lang das Archiv; doch warnt sie der Baron, zu Mittag oder um Mitternacht dort zu verweilen oder das südliche Kabinett zu betreten. Sie stößt auf einige dichtbeschriebene Blätter, die „nichts minder enthielten als die berufene Mär, die vor kurzem der heutigen Welt unter dem Namen einer Geschichte des Grafen von Rosenberg ist ans Licht gestellt worden, sie erzählte umständlich die Abenteuer eines alten Familienschlosses im Böhmerwalde".

Das ist nun freilich köstlich, Bertha liest zu Ende des 16. oder zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Geschichte „aus der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges", denn so wird „Graf Rosenberg oder das enthüllte Verbrechen", erschienen 1791 und verfaßt von Benedikte Naubert selbst, auf dem Titelblatte bezeichnet. Dieser Schauerroman, der sich in Böhmen großer Beliebtheit erfreute, ins Tschechische übersetzt und von daher wieder ins Deutsche zurückübersetzt wurde, hat übrigens mit dem Märchen weiter nichts zu schaffen. (Schluß folgt.)

Ungedruckte Briefe und Billette von Ludwig Börne an Jeanette Wohl.

Von E. Mentzel in Frankfurt a. M.

Ludwig Börne gehörte zu den Denkern, die den Eindrücken der Zeit, zumal den Geschehnissen und Bewegungen des Tages, volle Macht über ihr Gemütsleben einräumen, ja Anreiz zum Schaffen und die Stimmung der Stunde davon empfangen, die aber nur weniger Menschen bedürfen, um Ideen auszutauschen und Verständnis für ihre Empfindungen bei ihnen zu finden.

Obwohl es Börne nicht gegeben war, im geselligen Verkehr leicht die Gunst der Anderen zu erobern, besaß er doch eine Anzahl treuer und bedeutender Freunde, deren Zuverlässigkeit in den verschiedensten Lagen er oft erproben durfte. Niemand freilich stand ihm näher, niemand hat ihm durch mehr als zwei Jahrzehnte hindurch treuere und opferwilligere Anhänglichkeit bewahrt und einen besseren Einfluß auf ihn ausgeübt als Frau Jeanette Wohl, wie Börne selbst ein Kind des Frankfurter Judenghettos, wie er durch Bildung und freie unabhängige Denkweise bereits frühe den Kreisen der familiären Umgebung entwachsen.

Jeanette Wohl, geboren am 16. Oktober 1783, also zwei und einhalb Jahre älter als Börne, hatte sich 1804 mit einem reichen Frankfurter Kaufmann Leopold Heinrich Otten (früher Oppenheimer)

verheiratet. Die von Seiten Jeanettens keineswegs aus Neigung, sondern einzig auf dringenden Wunsch der Familie geschlossene Ehe war durchaus nicht glücklich und wurde nach einigen Jahren wieder getrennt. Da die Verwandten schon allein der glänzenden Verhältnisse Ottens wegen die Scheidung nicht wünschten, hatte die junge Frau eine Zeit lang schwere innere Kämpfe durchzumachen. Von dem einmal gefaßten Vorsatz war sie aber nicht abzubringen. Jeanette pflegte den Gatten, der in keiner Beziehung zu ihr paßte, noch opferwillig in einer schweren Krankheit, als er aber wieder genesen war, setzte sie die Trennung durch und verlangte nichts als ihr eingebrachtes kleines Vermögen zurück.

Späteren brieflichen Äußerungen nach zu urteilen, zog sich die Familie nach dem wichtigen Schritt für eine Weile von der jungen Frau zurück, ließ man es sie „bitter entgelten", daß sie ihrer eigenen Überzeugung gefolgt war und eine „glänzende Lage gegen ein bescheidenes Loos" eingetauscht hatte. Nach und nach verschwand jedoch die Mißstimmung gegen die „Eigenwillige", suchten sie die Angehörigen wieder auf, hatte sie sich bald einen maßgebenden Platz im weiten Verwandtenkreise zurück erobert.

Zu jener Zeit bestand Jeanettes Hauptaufgabe darin, für Andere zu wirken und zu sorgen und überall beizuspringen, wo es in der Familie oder bei Freunden etwas zu helfen gab. Namentlich wurde sie von ihren zahlreichen Neffen und Nichten auf alle mögliche Weise in Anspruch genommen. Sie war die stets hülfsbereite Tante, die, obwohl noch jung, ganz in Anderen aufging und für sich selbst vom Leben nicht mehr viel erwartete.

Jeanettens einziges Glück war, daß sie trotz ihres durch Familientätigkeit ausgefüllten Lebens noch Muße fand, sich geistig weiter bilden zu können. Sie las ungemein viel, nicht nur Romane und sonstige Belletristik, nein auch ernste wissenschaftliche und fremdsprachliche Werke, sowie Zeitungen und Zeitschriften, so viel sie deren nur habhaft werden konnte.

Die Geschichte und die geistige Bewegung der Gegenwart zu kennen, hielt die junge Frau für ein Haupterfordernis zur klaren Beurteilung des Lebens und zur Förderung des eigenen inneren Fortschritts. So erwarb sie sich eine sehr ansehnliche Bildung, konnte sie über alles mitsprechen und mit eigenen Meinungen hervortreten, wenn in den ihr nahestehenden Kreisen über diesen oder jenen Gegenstand gestritten wurde. Doch nur bei Verwandten und Freunden äußerte sich Jeanette frei, öffentliches Hervortreten scheute sie; denn sie war von Natur zaghaft und lebte der Ansicht, eine geschiedene Frau könne, um sich nicht in ein falsches Licht zu stellen, nie zurückhaltend genug sein, vornehmlich auch in Kundgebungen des Wissens.

Trotz ihrer Bescheidenheit hielt man Frau Wohl aber für geistreich und hochgebildet, welches Urteil wohl hauptsächlich durch ihre gründlichen Sprachkenntnisse veranlaßt wurde, die man in der Handelsstadt Frankfurt a. M. sehr hochschätzte.

Da Börne und Frau Wohl, wie sie sich von ihrer Scheidung an nannte, gemeinsame Freunde und Bekannte besaßen, so mögen beide sehr oft voneinander gehört haben, ehe ein Zufall ihre persönliche Bekanntschaft vermittelte. Vor allem war wohl Börnes Name öfters an Jeanettens Ohr geklungen. Hatte er sich ja schon damals durch seine Vorträge in der jüdischen Freimaurerloge „Zur aufgehenden Morgenröthe“, durch Aufsätze im „Frankfurter Journal“ und durch andere schriftstellerische Arbeiten einen Namen gemacht. In den besseren jüdischen Kreisen der alten freien Reichsstadt besprach man auch oft das Mißgeschick des begabten jungen Mannes.

Im Jahre 1811 nämlich, also zur Zeit des Großherzogtums Frankfurt, das entgegen der alten reichsstädtischen Verfassung auch Juden mit Staatsämtern betraute, war Börne bekanntlich als Aktuar bei der Frankfurter Polizei angestellt worden. Diese Stellung büßte er aber bei der Rückkehr in die alten Zustände 1815 wieder ein.

Empört über die eigene bittere Erfahrung und über die neue mißliche Lage der Stammesgenossen, schrieb Börne damals eine geharnischte Broschüre „Die Juden der freyen Stadt Frankfurt und ihre Gegner“. Diese Schrift brachte die verschiedensten Abhängigkeitsverhältnisse der Juden in höchst gefahrvoller Weise zur Sprache und verlangte, gestützt auf den Fortschritt der Zeit und auf allgemein menschliche Gesetze, die Aufhebung solch schreiender Mißstände. Erreicht freilich wurde einstweilen nichts. Es saßen damals zu viele Gegner der Gleichberechtigung der Juden im Frankfurter Rat. Börnes Worte verhallten also eindruckslos, jedoch ihn selbst konnte man nicht so ohne weiteres beiseite schieben. Man mußte ihm in Anerkennung geschlossener Verträge lebenslang eine Pension von 400 fl. zahlen.

Nach Börnes Enthebung von seinem Amt verlebte er eine Zeit planlosen Schaffens und Strebens, bis ihm im Winter 1816 auf 1817 Frau Wohl entgegentrat. Sie wurde sein guter Genius und spornte ihn in der Folge zu Leistungen an, die seinen Anlagen entsprachen und ihm alsbald die Anerkennung weiterer Kreise verschaffen sollten.

Bei einem Spaziergang auf der Friedberger Landstraße, den Frau Wohl in Gemeinschaft mit der Familie Ochs, Schwiegereltern von Börnes Freund, Dr. med. S. F. Stiebel, unternahm, lernten sich beide kennen. Schon bei der ersten Begegnung zogen sich die späteren Freunde mächtig an, fanden sie so viel gegenseitige Berührungspunkte, daß sofort der Wunsch in ihnen auftauchte, sich nicht

wieder zu verlieren, vielmehr das flüchtige Bekanntwerden zu innigeren Beziehungen auszugestalten.

Frau Wohl bewunderte Börne, sie empfand die lebhafteste Teilnahme für sein Ergehen und seine Pläne, aber ihre Zuneigung zu dem Freunde wurde durchaus nicht von der Hoffnung bestimmt, ein festeres Band fürs Leben mit ihm zu knüpfen. Im Gegenteil, Jeanette hegte anfangs mütterliche Empfindungen für den ziemlich vereinsamten Mann. Gewöhnt daran, Jüngere zu bemuttern, scheint sich das Bedürfnis auch ihm gegenüber um so lebhafter geregt zu haben, als seine Gesundheit bereits in jenen Jahren zu schwanken begann und weiblicher Fürsorge bedurfte.

Börne hingegen, ungemein empfänglich für das Edle und Eigenartige im Weibe, wurde im tiefsten Inneren durch die Bekanntschaft mit Frau Wohl aufgewühlt. Ob körperliche Eindrücke dabei mitwirkten, läßt sich heute nicht mehr bestimmt entscheiden. Jedenfalls war die Dreiunddreißigjährige, deren Bild die Bosheit Heines später zu einer Fratze herabgewürdigt hat, damals zwar keine Schönheit, aber eine angenehme fesselnde Erscheinung.

Besonders anziehend wirkte der Ausdruck ihrer seelenvollen dunkeln Augen. Jeanette fand ja nicht nur den Beifall Börnes, sie gefiel damals auch anderen Männern, von denen sich einige eifrig um sie bewarben. Es lag also einzig an ihr, sich wieder zu verheiraten, wozu sie jedoch in jener Zeit nicht die geringste Lust verspürte.

Man hat früher gemeint, auch Börnes Empfindungen für Frau Wohl seien von Anfang an nur freundschaftlicher Natur gewesen, allein neuere Forschungen lassen diese Ansicht als einen Irrtum erscheinen. Besonders beweisen dies eine Anzahl Briefe von Börnes Hand, die zwar nicht alle unterschrieben und meist datumslos sind, aber von dem Neffen der Frau Wohl, dem verstorbenen Dr. Gottlieb Schnapper Arndt, wohl einem der bedeutendsten Börnekenner, als Schriftstücke aus der ersten Zeit des Bekanntwerdens von Jeanette und Börne festgestellt wurden, was übrigens auch aus dem Inhalt klar hervorgeht.

Die Briefe befinden sich im Nachlaß Dr. Gottlieb Schnapper Arndts, sie wurden mir von dessen Witwe, Frau Dr. Johanna Schnapper Arndt, gütigst zur Veröffentlichung überlassen und werden hier zum erstenmal gedruckt, und zwar wortgetreu und unverkürzt. In einem großen Teil der früher veröffentlichten Briefe Börnes an Jeanette Wohl, zumal in denen aus Berlin und den meisten in den „Nachgelassenen Schriften“, sind aus Rücksicht für die damals noch lebende Freundin Börnes und andere Personen wichtige persönliche Stellen unterdrückt worden. Dadurch wurde die richtige Beurteilung des Verhältnisses erschwert, zu dessen Klarstellung auch die folgenden Dokumente beitragen werden.

An die Spitze der Briefe stelle ich ein kürzeres datumloses Schreiben, das jedenfalls aus dem Jahre 1817, also aus der Zeit stammte, wo Börne noch seinen Familiennamen Baruch führte. Von dem Namen- und Glaubenswechsel des Schriftstellers soll später die Rede sein, hier werde nur besonders auf den leidenschaftlichen Ton des folgenden Briefes hingewiesen:

Guter Gott, ich will Ihnen schreiben, und der Schmerz, Sie nicht zu Hause gefunden und heute noch gar nicht gesehn zu haben, raubt mir alle Gedanken. Ich habe nur noch die Finger zu meinem Gebrauche, und mit diesen hoffe ich auszureichen, die beiden dummen Mädchen neben mir, denen ich preis gegeben bin, in Ordnung zu halten. Versichern Sie Ihrer Schwester, daß ich sehr betrübt über ihre Unpäßlichkeit bin. Gute Nacht, liebe Jeanette, — liebe Madame, wollte ich sagen, verzeihen Sie mir! Dr. Baruch.

Bittere Enttäuschung und qualvolle Unruhe müssen damals Meister über Börne geworden sein, sobald er die oft von Familienpflichten hingenommene Freundin nicht zu Hause traf. Verging ein Tag ohne ein Wiedersehn, so konnte er seine Verstimmung kaum beherrschen, was in dem Freundeskreise, zumal den jüngeren Personen vielfach Anlaß zu Foppereien gegeben haben muß. Auch die in dem Briefe erwähnten jungen Mädchen mögen Börne wegen seiner Sehnsucht geneckt haben. Wie heftig diese war, das beweist auch die Nachschrift zu einem Brief an eine Freundin Jeanettens, die zweifellos aus derselben Zeit stammt:

Daß ich für alles das, was ich heute entbehren muß, nur wenigstens Ihre liebe Handschrift sehen und küssen dürfte! Ach, schicken Sie mir nur ein einziges Wort zurück, es braucht nicht einmal an mich gerichtet zu sein! Nur Ihren Namen! —

Auch ein von Börne mit Bleistift auf einen Zettel geschriebener Vers dürfte von der leidenschaftlichen Hinneigung am Beginne seiner näheren Beziehungen zu Frau Wohl entsprungen sein:

Wenn die Sonne sich mit Wolken überzieht,
Das schmerzt nicht; denn es geschieht
Des erdbefeuchtenden Regens willen
Und um der Menschen Hunger zu stillen.
Doch verbirgst du mir dein Angesicht
Und deiner Augen süßes Licht
Und deine Worte, die mich nähren,
Was giebst du mir für dies Entbehren?

Ungefähr um die gleiche Zeit, als die augenscheinlich flüchtig hingeworfenen Reime dürfte der nun folgende Brief geschrieben sein. Er ist auch ohne Datum, spiegelt aber Börnes damalige Stimmung treulich wieder:

Möchte doch meine Schrift, die Ihnen so lieb ist, die Ihnen so manche frohe glückliche Stunde gemacht — möchte sie nur diesesmal ihre Wirkung nicht

verfehlen! Sie haben oft dem Schreibenden verziehen, was der Sprechende vergangen, thun Sie es jetzt wieder!

Warum mußten auf die ersten drei Tage, wo ich so unaussprechlich glücklich war, daß ich selbst keinen Dank für Sie fühlte; denn alles schien mir nur Traum zu seyn — warum mußten so viele schmerzliche darauf folgen? Es ist gleichviel, wer das verschuldet, Sie oder ich, ich wäre ruhig, wenn ich wüßte, daß ich es hätte. Ich verliere nichts dabei, weder in meinen, noch in Anderer Augen, mich einmal mehr fehlerhaft gezeigt zu haben; aber Sie verlieren dabei, und das ist es, was mich schmerzt.

Wäre ich werth Ihr Freund zu seyn, wenn ich Ihrer Verzeihung nicht würdig bin? Sie klagen sich selbst an, wenn Sie keine Nachsicht für mich zeigen.

Vergeben Sie mir, was ich gefehlt habe, und was Sie nicht vergeben können, vergessen sie!

Überwinden Sie sich, Ihre Güte ist so groß als mein Kummer! Zürnen Sie nicht länger, Sie zerreißen mir das Herz! Nur weil ich gar nicht daran zu denken brauche, Ihre Wünsche zu erfüllen, bin ich so unglücklich, ihnen manchmal entgegen zu handeln.

Womit Börne Frau Wohl verletzt hatte, steht dahin. Ist eine Vermutung gestattet, so dürfte er jedenfalls in seiner Leidenschaftlichkeit gegen sie zu weit gegangen sein oder die Neigung zu ihr Anderen gegenüber wieder allzu offen verraten haben. Als Beweis für Jeanettens Zurückhaltung Börne gegenüber darf dies Blatt zweifellos gelten. Wenngleich sie dessen geistige Gaben mächtig anzogen, und die Sorge für seine zarte Gesundheit ihr von Anfang an als Pflicht nahe trat, so scheint sie doch unbedingt die Aufrechthaltung einer gewissen Grenzlinie zwischen sich und Börne angestrebt zu haben.

Unter die nun folgenden, während einer Frankfurter Frühjahrs- oder Herbstmesse geschriebenen Zeilen hat Frau Wohl die Worte gesetzt: „Scherz, fingirter Brief.“ Worin die Täuschung bestand, läßt sich nicht erklären. Vielleicht ist die Anrede, überhaupt der Inhalt des Briefes, spöttisch aufzufassen, meinte Börne das Gegenteil von dem, was er schrieb. Auch in späterer Zeit gab ihm die Freundin oft ernste Verhaltungsmaßregeln „frei wie eine Königin“. Möglicherweise waren diese Zeilen die Antwort auf eine ähnliche und ironisch als „freundlicher Zuruf“ bezeichnete Mahnung.

Theuere Regina!

Durch das Rasseln der Wagen und das tobende Geschrei aller der habgierigen Krämer, welche die gegenwärtige Messe auf den Straßen versammelt, klingt der freundliche Zuruf meiner sanften Regina süß in das innere Ohr meines Herzens! Ach, was ist das Leben des Menschen! Ein Traum nur, aber welch ein Traum, ein Heidelberger Traum, voller Frühlingslüften, Düften und grünenden Triften! Und die kleine Julie, wie geht es ihr? Jawohl haben Sie recht, daß Sie sagen, im Leben sey Ihnen eine neue heitere Musik aufgegangen. Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. „Auch ich bin eine Virtuosin!“

Die hier erwähnte kleine Julie war jedenfalls ein Kind aus dem großen Verwandten- oder Freundeskreise der Frau Wohl. Gerade in

den Jahren von 1817—1820 muß Jeanette, wie andere zeitgenössische Briefe von Familienmitgliedern bezeugen, derartig durch die Pflege kranker Kinder und sonstiger Angehörigen in Anspruch genommen gewesen sein, daß sie oft nicht einmal Abends frei über sich verfügen konnte. Diese Tatsache und die weitere Verpflichtung der Frau Wohl, wenn sie gerade nicht durch ernstere Aufgaben gefesselt war, sich bald da, bald dort nach dem Ergehen von Verwandten und Freunden erkundigen zu müssen, brachte Börne, wie bereits dargetan wurde, oft in Verzweiflung.

Hatte er am Tage gegen seinen Wunsch auf die angebetete Frau zu verzichten, so geriet er vollständig außer Fassung, sobald er sie nach angestrengter Tagesarbeit nicht zu Hause traf. Jeanette wohnte damals bei einer Verwandten an der Katharinenpforte, unweit des vor einigen Jahren niedergelegten alten Schauspielhauses. Welche Stimmung sich Börnes nach einem Fehlgang zur Freundin bemächtigte, zeigt auch der folgende Brief, womit er einer neuen Enttäuschung vorzubeugen suchte. Das Schreiben ist nicht vollständig und ohne Datum, jedoch sicher vor das Jahr 1820 zu setzen.

Da ich bestimmt vorher weiß, daß ich heute Abend um 9 Uhr in große Verzweiflung gerathen werde, so will ich vorsichtig seyn, und mir, zur Verminderung der Gefahr, den unausbleiblichen Schmerz freiwillig inoculieren. Der Mensch sollte es mit allen seinen Leiden so machen, ja mit dem Tode selbst, dessen ganzes Uebel ja nur in der Vorstellung und in der Furcht besteht. Ich nehme daher eine feine Lanzette in die Hand und bringe mir damit folgende Kuhpockenmaterie bei, indem an der Stelle der Haut, welche das Herz bedeckt, eine kleine Wunde mache.

Der Vorhang fällt, Dir klopft das Herz vor vergangener quälender Langeweile und kommender Freude. Welcher Teufel treibt Dich fort oder welcher Engel zieht Dich an? Du hast noch niemals den Vorhang fallen sehen, denn während er in der Luft schwebt, hast Du Dich aus dem Hause gedrängt. Glaubte nicht neulich jemand, daß Du seyst der Portier am Theater, weil Du jedesmal die Thüre aufriegelst, welche nur beim Weggehen den Leuten geöffnet wird. Du hast es genau, gewiß auf einen Schritt ausgerechnet, welche Diagonallinie über den Paradeplatz die kürzeste zur Katharinenpforte sei.[1]) Du kriechest unter den Ketten durch, um eine Minute und drei Schritte zu gewinnen. Bist nun endlich am Eingange Deines Edens angekommen? Deine Hand ist früher vor der Schwelle als Dein Fuß, um voraus zu klingeln! Wie vermehrt sich da erst Deine Ungeduld, ob Du schon dem Ziele nahe bist! Du lehnst Dich mit dem Rücken an die Thür, um es gleich zu fühlen, wenn sie aufgeht, da es sich schon zugetragen, daß Du dieses weder gesehen noch gehört und dadurch eine ganze halbe Minute Seligkeit verlohren hattest. Du konntest Dich niemals entschließen, Dir die Zeit zum Abbürsten der Stiefel zu nehmen. Endlich bist Du

---

[1]) Ging man durch eine in die Bibergasse führende Thüre des ehemaligen Frankfurter Schauspielhauses, so war nach ein paar Schritten der Parade-, heutige Schillerplatz erreicht, der damals von Verbindungsketten zwischen hohen Steinen begrenzt war. Überschritt man schräg den Platz, so wandte man sich nach rechts und trat in die Katharinenpforte.

an der Thüre, sie ist verschloßen! „Madame Wohl ist ausgegangen und kommt nicht zum Thee," sagt das Mädchen. Sie hat Dich gewarnt, warum hast Du nicht geschrieben? Du siehst, daß sie Dich lieber hat als sich selbst, sonst würde sie ja Deine Gesellschaft, welche ihre Freude ist, nicht Deinem Wohle opfern! Tröste Dich, Freund! Es ist wahr, Du kannst heute vor Mitternacht nicht einschlafen, Du wirst drei bis vier qualvolle Stunden verbringen, aber gehen diese nicht vorüber, und ist nicht morgen alles vorbei? Gehe nach Hause, weine, tobe, aber tröste Dich; es ist ja alles Deine Schuld! — —

Der Teufel soll mich holen, wenn ich heute etwas anders zu schreiben fähig bin als dieses! Liebe, gute angebetete Freundin, haben Sie nur diesesmal noch Nachsicht mit mir! Mein Leib ist in Europa, aber mein Herz ist in Amerika; dessen Sonne geht abends erst auf. Ich weine drei Tassen voll Thränen und trinke sie statt Thee und ohne Zucker hinunter, wenn Sie mir diesen Abend rauben! Ich erwürge Sie, wenn Sie es thun, aber wenn Sie mir Gnade erzeigen, nur diesmal noch, werde ich Ihre Hände mit Dankbarkeit und Rührung ganz aufküssen. — —

Neben größeren Briefen sandte Börne der Freundin auch häufig kleinere Billetts mit kurzen Nachrichten. Er benutzte jede Gelegenheit, sich mit ihr in Verbindung zu setzen und erleichterte sein Herz oft in wenigen Zeilen. Gewährte es ihm damals doch schon wie später auch allein bereits Beruhigung, nur an Jeanette schreiben zu dürfen, selbst wenn es sich um einen für ihn gleichgültigen Gegenstand handelte. Häufig benutzte Börne die Angelegenheiten gemeinsamer Freunde als Vermittler eines ersehnten Wiedersehens. Das jetzt hier angefügte Blatt legt Zeugnis dafür ab; es ist wie die meisten eilig geschriebenen Mitteilungen Börnes an Frau Wohl aus jener Zeit ohne Datum und ohne Unterschrift:

Mein Bedienter ist heute unglücklicher Weise vor 9 Uhr nicht zu mir gekommen, so daß mein Billet S. nicht mehr zu Hause getroffen hat. Ich werde Mittag bei Ihnen anfragen, ob ich etwa um 2 Uhr zu ihm nach Sachsenhausen gehen soll.

Der auf diesem Blatt erwähnte S. ist höchst wahrscheinlich der 1788 zu Erlenbach am Main geborene hervorragende Pianist Aloys Schmitt, ein Freund von Frau Wohl und Börne.

Über fünfzig Jahre gehörte Schmitt zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des deutschen, vornehmlich aber des Frankfurter Musiklebens. Mit allen musikalischen Größen der Zeit in Verbindung stehend, führte er dem Konzertleben der alten Mainstadt eine Menge berühmter Kräfte zu. Auch als Lehrer und Komponist genoß Schmitt großen Ruf. Außer Klavierstücken schrieb er auch einige Opern, zum Beispiel „Die Patrioten" und „Valeria", die von den Zeitgenossen freundlich aufgenommen wurden. Schmitt hatte sich auf Kunstreisen bereits einen bedeutenden Namen erworben, als er die Kusine Jeanettens, Auguste Wohl, kennen und lieben lernte. Nach harten aufreibenden Kämpfen mit deren strenggläubigen Eltern heiratete der Künstler die Geliebte 1824 und gründete sich zunächst ein Heim in

München. Von dort kehrte er aber wieder nach Frankfurt a. M. zurück. Auch in Hannover, wo ihn der Hof 1826 mit glänzenden Auszeichnungen bedachte, ließ Schmitt sich nicht halten. Frankfurt erwählte er zur zweiten Heimat; hier starb er auch 1866.

Während Schmitt sich um seine spätere Gattin bewarb und unter dem schroff ablehnenden Verhalten ihrer Eltern schwer zu leiden hatte, gewährte Frau Wohl den Liebenden Schutz und Beistand. Dies vergaß das Ehepaar nie, es hielt treu zu ihr, als manche Angehörigen Jeanette um ihrer Beziehungen zu Börne willen vollständig verkannten und die Reinheit des Verhältnisses anzuzweifeln begannen oder nicht zu begreifen vermochten. Doch wer die gegenseitigen Mitteilungen der beiden Menschen durch Jahre verfolgen konnte, weiß, daß durch die Seelenstärke und maßvolle Zurückhaltung der seltenen Frau das Verhältnis nie der sittlichen Grenze entglitt, so vertraut die Freunde auch sonst zusammen standen, so fest sie durch teilnahmvolles Verständnis miteinander verbunden waren.

Der nun anzuschließende Brief Börnes, dem gleichfalls die Zeitangabe und die Unterschrift fehlen, liefert einen Beleg dafür, daß der von der eigenen Familie so wenig verstandene Börne bei Jeanette eine zweite Heimat fand:

Ich gehe heute Abend ganz sicher in's Theater. Gestern habe ich Sie nur eine halbe Stunde, nur bei unfreundlichem Talglichte, nur unter Andern gesehen, wo wie immer nur die Brosamen Ihrer Freundschaft mir zu Theil wurden. Sie nöthigten mich sogar früher als gewöhnlich wegzugehen. Ich bin hungrig, aber thränenvoll schlafen gegangen. Darum schenken Sie mir doch jetzt eine Viertelstunde freundlichen Gesprächs. Ach, ich Unglücklicher! So viel meine Erinnerung zurückgeht, viel Glück habe ich bei Ihnen genossen, aber alles habe ich Ihnen abstehlen, abzwingen müssen, freiwillig und ungebeten gaben Sie mir nichts! Lassen Sie mich, liebe Freundin, nur noch diese, wer weiß wie wenige, Tage froh seyn! Mein Kummer entgeht mir nicht. Ich betrüge Sie diesmal nicht; ich gehe heute gewiß in's Theater und sehe Sie den Abend, wie gestern, vielleicht nur eine Viertelstunde. Kommen Sie! Andere brauchen Sie nicht so nöthig als ich, Sie haben mehrere Freuden im Leben; aber ich habe nur ein Glück, und nur einen Schmerz, sie ruhen in Ihnen.

In jener Zeit leidenschaftlichen Empfindens für Jeanette entschloß sich Börne zu einem Schritt, der gewiß nicht ohne ihre Einwilligung geschehen ist, er trat im April 1818 zum Christentum über. Bis dahin hieß er bekanntlich Löb Baruch, erst in der Taufe nahm er die Namen Karl Ludwig Börne an.

Daß der Glaubenswechsel des Freigeistes keineswegs einem Herzensbedürfnis entsprach, liegt klar auf der Hand, er trennte sich aber auch nicht schwer vom Judentum. Im Gegenteil, von Kindheit auf hatte er eine Abneigung gegen seine Stammesbrüder, deren Schachergeschäfte ihm verhaßt waren. Zwar trat Börne bei jeder Gelegenheit voll Eifer für die Gleichstellung der Juden ein, allein

der Widerwille gegen die Meisten seines Volkes wuchs mit den Jahren und ließ ihn sogar manchmal ungerecht werden.

Börnes Übertritt zum Christentum wurde wohl durch den Wunsch veranlaßt, sich nach allen Seiten hin freier bewegen zu können und von einengenden Schranken nicht mehr abhängig zu sein. Im übrigen erkannte er die Bedeutung des Christentums vollkommen an, wurde er insofern ein Christ, als er christliche Humanität in seine Gesinnung aufnahm und die Gedrückten und Notleidenden mit teilnehmender Liebe umfaßte. Er hat jedoch nie aufgehört, über die Leiden des jüdischen Volkes zu klagen und mit allen Waffen des Geistes und Witzes bis ans Ende dafür gekämpft, es über allen Stammes- und Parteihader zu einem freieren Menschentum emporzuheben.

Ob Börne bedacht hatte, daß sein Glaubenswechsel den Wunsch, sich mit der geliebten Frau zu verbinden. in weite Ferne rücken oder gar zur Unmöglichkeit machen würde, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Doch dürften starke Zweifel an dieser Annahme berechtigt erscheinen, weil Jeanettens Mutter, die alte strenggläubige Frau Wohl, damals noch keine solche Gegnerin der Beziehungen ihrer Tochter zu Börne war wie einige Jahre später, als sie seinen in Frankfurt nur Wenigen bekannten Übertritt zum Christentum erfahren hatte.

Jedesfalls stand Jeanette, und zwar infolge eigener innerer Erfahrungen, ganz auf demselben Standpunkte wie Börne. Auch sie war „fremd in dem Element, in dem sie von Jugend auf geathmet hatte", auch sie verbanden trotz aller warmen Teilnahme für das Geschick ihres Volkes nur rein äußerliche Beziehungen mit dem Judentum. Strebte sie doch schon von früh an danach, sich von Stammes- und Glaubensvorurteilen frei zu machen und auf eine höhere Warte des Denkens aufzuschwingen.

Nicht lange nach Börnes Aufnahme ins Christentum gab er „Die Wage" heraus, eine Zeitschrift für „Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst". Das erste Heft des berühmten, in zwanglosen Heften herausgegebenen Blattes erschien 1818 im Juli, vier andere Hefte folgten bis November und erregten verdientes Aufsehen. Mit der Schaffung dieses Journals betrat Börne sein eigentliches Feld; denn die Beurteilung der Kultur und Politik, überhaupt der Erscheinungen seiner Zeit, entsprach seinem innersten Wesen, ja sie war sogar sein Lebenselement.

Jeanette Wohl nahm von Anfang an lebhaften Anteil an dem Unternehmen, sie spornte Börne später zum Abfassen neuer Wage-Hefte an, als er diese trotz des bereits bezahlten Abonnements dem Publikum schuldig geblieben war, und vermittelte ihm in künstlerisch-anregendem Gespräch manchen fruchtbaren Gedanken.

Dankbar empfand Börne, was ihm die Freundin auch auf geistigem Gebiete bot. Er sprach das immer wieder aus und benutzte,

wie der folgende Brief zeigt, jede Gelegenheit, um ihr eine Freude zu bereiten. Die förmliche Anrede gebrauchte er wohl, weil Jeanette wegen des Geschenks nicht behindert sein sollte, den Brief ihren Angehörigen zu zeigen:

Liebe gnädige Frau!

Sie wünschten sich Schillers Werke. Könnte ich ruhig schlafen, so lange Sie einen Wunsch haben, den ich erfüllen kann! Ich habe die Bücher bekommen. Nehmen Sie sie von mir zum Geschenke an; ich will auch recht artig seyn, Ihnen alle Tage etwas vorlesen und Ihnen alle möglichen Freuden zu machen! Auch will ich Sie dafür lieb haben, noch 6 Wochen länger, als ich mir es vorgenommen.

Verschmähen Sie das kleine Geschenk Ihres Freundes nicht, und wenn Sie es nur mit dem hundertsten Theil der Lust annehmen, mit welcher ich es gebe, dann bin ich schon glücklich genug!

Am 1. Juni 1818. Börne.

Wie der Freund, so stellte auch Jeanette Wohl Schiller höher als Goethe, dessen edle Ruhe sie gleich Börne oft für Marmorkälte hielt. Dennoch stand sie den Werken, die, um mit Börne zu reden, „Schillers liebevollem weltumfluthenden Herzen entsprangen", ebensowenig kritiklos gegenüber wie der Verfasser der Abhandlung „Über den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers Drama," der den Schweizer Helden einen Philister, seinen Schöpfer aber einen edlen Geist und großen Dichter nennt.

Bis an ihr Ende blieben Schillers Schöpfungen eine Quelle geistigen Genusses für Frau Wohl, vornehmlich wegen der freien weltumfassenden Gesinnung, „die sich nicht zu den Anderen herabließ, sie vielmehr zu sich emporhob".

Von den Werken Schillers, die Börne 1818 der Freundin verehrte, ist später in dem Briefwechsel der beiden noch oft die Rede. Jeanette bewahrte die Bände als Andenken genußreichen geistigen Austausches bis an ihr Ende.

Welch einen Ton Frau Wohl in den ersten Jahren der Freundschaft gegen Börne anschlug, wie lebhaft sie sich auszudrücken verstand, wahrscheinlich, um allzu vertraulichen Austausch zu vermeiden, das zeigt die Abschrift eines Dankbriefes, den sie zu jener Zeit an den Freund richtete. Zur besseren Klarstellung des Verhältnisses soll er gleichfalls hier Wiedergabe finden. Was in solchen [ ] Klammern steht, ist, weil jedenfalls vergessen, von mir ergänzt worden. Wie es scheint, war das Geschenk, das Börne der Freundin mit schmeichelhaften Zeilen zugeschickt hatte, irgend eine Arbeit von ihm selbst:

Mein geschätzter Freund.

Sie könnten es für undankbar halten, daß ich den mir ohnlängst schriftlich gegebenen Beweis Ihre Güte und Ihres Wohlwollens gegen mich so wenig noch erwähnt habe! Doch wie leicht wird Bescheidenheit durch Lob verschüchtert,

Zartgefühl durch Dank roh und schmerzlich berührt und, Sie kennend, hab ich beides sorgfältig vermieden. Nehmen Sie aber die Versicherung, mein lieber Freund, daß Sie mir keine schönere Freude und [kein] lieberes Geschenk hätten machen können, wenn — ich weiß, daß Sie Offenherzigkeit lieben — Sie weniger Schmeichelhaftes, mich betreffend, mit eingeflochten hätten! Die verschiedenen Ansichten, die Sie so geistreich entwickelten, sind belehrend und geben mir sowohl den schönsten Genuß als Stoff zu thätigem Denken. Aber was sollen mir die schmeichelhaften Äußerungen über meine Vorzüge! (Wie Sie sich ausdrücken.) So glänzende Gaben sind mir nicht zugefallen, daß Sie mit Ihren reichen vielfältigen Erfahrungen und ruhiger Denkungsart darüber zum Enthusiasten werden könnten! Wollen Sie mir Achtung, die aus innerer Ueberzeugung hervorgeht, beweisen, so sind Sie zu gebildet, als daß Sie solcher Mittel bedürften, sie gegen mich auszusprechen. Oder sollten Sie mich wirklich so wenig kennen und Thörin genug glauben, die an gestreuten Weihrauch sich ergötzet! In jedem Falle bleibt dies Verfahren, um die Sache beim rechten Namen zu nennen, ein sträflicher Leichtsinn; denn wenn auch schlimme Absichten nicht zu Grunde [liegen], und [alles] nur als erlaubte Spielerei und Artigkeit tolerirt wird, doch schädliche Folge haben muß. Denn wozu führt solches Lob anders als zur behaglichen erschlaffenden Selbstbeschauung. Und soll dies der Zweck des geselligen, des gebildeten Umgangs seyn? Hat nicht Jeder genug gegen innere Widersacher zu kämpfen mit allen Kräften des Verstandes und guten Willens, um zu bestehen in seiner Ansicht und in dem, was er als recht und würdig erkennt! Sollte es nicht gegenseitiges Bestreben seyn, sich zu bekräftigen und zu veredlen und alle süß klingenden einschläfernden Töne, woran sich leider unser Ohr so leicht und gern gewöhnt, [zu] verbannen! —

Wie freute ich mich, als Sie vorschlugen, J. P. mit mir zu laden! Reichen Stoff genug sich darüber zu vergessen!

Der am Schluß des Briefes erwähnte J. P. ist sicher Jean Paul. Gerade damals waren dessen Werke Börnes Lieblingslektüre, las er im Freundeskreise häufig daraus vor, was ihn selbst am meisten fesselte.

Der unbegrenzten Verehrung und Begeisterung für Jean Paul gab Börne bekanntlich 1825 nach dem Tode des Dichters in einer Gedenkrede Ausdruck, die eine Fülle des Schönen enthält und in sprachlicher Hinsicht ein Meisterstück genannt werden darf. Vielleicht übertrieb Börne etwas in den Lobpreisungen auf den Abgeschiedenen, doch denkt man nicht daran, so lange man unter dem Eindruck der hinreißenden Darstellung steht. Daß „der untergegangene Stern“, wie Börne seinen Meister nennt, „für die Freiheit des Denkens kämpfte und im Kampfe für die Freiheit des Fühlens allein stand,“ dies erschien Börne allein schon als eine höchster Ehren würdige Geistestat.

Frau Wohl teilte die Schwärmerei des Freundes für Jean Paul. Ob sie dessen Schriften bereits länger kannte oder von Börne darauf aufmerksam gemacht wurde, bleibt unentschieden, wahrscheinlich aber trifft die letzte Annahme zu.

Im Sommer 1818 erkrankte Jeanettens jüngere Schwester, Frau Fanny Schnapper, schwer. Der Arzt verordnete der Genesenden eine Kur in Schwalbach, und Frau Wohl, sowie der Gatte der

Schwester und ein paar Kinder begleiteten sie im Juli nach dort. Es war eine Zeit, in der Börne die Freundin am ehesten entbehren konnte; denn die Herausgabe der „Wage“ nahm ihn ganz in Anspruch. Damals schrieb er ihr nachstehenden Brief. In seiner bekannten Art sucht er darin die Trennung von Jeanette, als etwas, das ihm trotz seiner Überbürdung heimliches Weh bereitete, mit einer witzigen Bemerkung abzutun:

14. July 1818.

Die Freude, Ihnen zu schreiben, liebenswürdige Freundin, darf ich mir nicht lange gönnen, denn ich habe heute alle Hände voll mit dem Ausgeben meines Journals zu thun. Möchten Sie doch recht vergügt seyn! Ich habe gedacht, ich würde nächsten Freytag nach Schwalbach reisen dürfen, aber jetzt fürchte ich, daß es nicht gehen wird, denn ich möchte zuvor mein 2tes Heft vollenden, welches bis dahin nicht fertig seyn wird. Vielleicht 9 Tage später. Wie leid thut es mir, daß meine Schrift Ihnen wenig Unterhaltung geben kann, da das wenige Angenehme darin Ihnen schon bekannt ist. Ich grüße meine lieben Mädchen und Ihren Schwager. Adieu! Kommen Sie bald wieder? Mit Ihnen ist auch mein Geist abwesend, erbarmen Sie sich meiner Abonnenten, die für 3 fl. 45 kr. gute Einfälle von mir zu fordern haben!

Adieu, liebe Freundin. Dr. Börne.

Die Fanny hat mir folgenden Auftrag gegeben. Ihr Dienstmädchen hat sich von ihr, den Wochenbetrag des von Ihnen bestimmten Kostgeldes vorausbezahlen lassen. Sind Sie damit zufrieden?

Die zuletzt erwähnte Fanny ist Fanny Ochs, geboren 1800, spätere Frau Pfarrer Hormuth in Heddersbach. Sie gehörte der mit Jeanette innig befreundeten Familie Ochs an und war ein ebenso kluges und gebildetes als liebenswürdiges Mädchen. Fanny hing mit ganzer Seele an Frau Wohl und war auch eine eifrige Bewunderin Börnes. Sie hat an den Brief noch einige Zeilen gefügt, worin sie ihre und Börnes Sehnsucht nach der Entfernten schildert und auch verrät, daß er es nicht gerne sähe, wenn sie, wahrscheinlich auf der Schwalbacher Réunion oder bei einer Zusammenkunft von Verwandten und Freunden in Wiesbaden tanzen würde.

Diese Zusammenkunft fand am 19. Juli statt. Nach ihr läßt sich das Datum des nächsten Briefes von Börne an Frau Wohl bestimmen. Er schrieb ihr einen Tag vor der Aufführung von Grillparzers Trauerspiel „Die Ahnfrau“, das am 19. Juli mit Ferdinand Löwe als Jaromir und Demoiselle Schwarz, Mitglied des ständigen Theaters zu Prag, in Frankfurt in Szene ging. Börne hatte über die Vorstellung in der „Wage“ zu berichten und knüpfte an die Kritik des Stückes hochwichtige Betrachtungen über die Schicksalstragödie, der er mit den Waffen seiner scharfen Dialektik ans Leben geht, ohne dem Talent Grillparzers den leisesten Schlag zu versetzen. Wie nah es ihm aber ging, der Pflicht des Kritikers ein Wiedersehn mit Jeanette opfern zu müssen, beweisen folgende Zeilen:

Ich möchte verrückt werden. Ich könnte Sie sehen morgen Abend und muß statt Ihrer ein Gespenst sehen! (Die Ahnfrau in der Komödie.) — Der Schmitt reist in Gesellschaft der alten Samson und ihrer Töchter, da bekommen Sie gute Gesellschaft: einen Schmidt mit Hammer und Amboß! — Kommen Sie in dieser Woche zurück? Ihre Schwester habe ich täglich besucht, sie aber nicht immer zu Hause getroffen, so war es gestern und heute der Fall. — Haben Sie mit Ihrem Freunde die Briefe Müllers zu Ende geschrieben? Werden Sie eine Rheinreise machen? Einen Ersatz (einen kleinen) können Sie mir dafür gewähren, daß ich morgen nicht nach Wiesbaden komme! — Bewundern Sie mich, daß ich es nicht thue! — Die Fanny will auch noch auf dies Papier schreiben, ich werde ihr die andere Seite überlaßen. — Ich elender, geplagter, miserabeler Mensch, ich grüße Sie äußerst herzlich und Ihre beiden Trabanten und Ihren Schwager!

Dr. Börne.

(Schluß folgt.)

Ludolf Wienbargs Nachlaß.

Von Emil Brenning in Lage.

Ein ganzer Stoß von Papieren, als Nachlaß Ludolf Wienbargs bezeichnet, war mir schon vor Jahren zur Durchsicht anvertraut worden. Ich war aber vor manchen anderen Arbeiten nicht dazu gekommen, die mir damit auferlegte Pflicht zu erfüllen. Erst in den Monaten dieses Sommers, nachdem ich aus meinem Schulamte geschieden, einigermaßen zur Verfügung über meine freie Zeit gelangte, wendete ich die Wochen eines ganz stillen Aufenthaltes im Hause von Verwandten dazu an, die Reste des geistigen Lebens eines deutschen Schriftstellers zu durchforschen.

Ludolf Wienbarg hat nie in der deutschen Literatur eine große Rolle gespielt. Geboren in Altona 25. Dezember 1802, hat er das dortige Gymnasium besucht. Beim Abgang von der Schule hat er ein längeres Gedicht voll jugendlichen Schwunges vorgetragen. Dieses ist mir auf anderem Wege zugänglich geworden, was darauf schließen läßt, daß meine Papiere nicht alles enthalten, was sich in dem wirklichen Nachlaß befunden. In Kiel und Bonn studierte er Theologie und Philosophie, welche letztere er später zum ausschließlichen Gegenstande seines Studiums machte. In Marburg hat er nach dem im Nachlaß befindlichen Diplom am 14. Dezember 1829 gegen eine Dissertation „de primitivo idearum Platonicarum sensu" die philosophische Doktorwürde erhalten. In Kiel begann er als Privatdozent und von dort aus erschien seine erste Schrift, eine Sammlung der von ihm gehaltenen Vorträge über literarische und ästhetische Themata, bei dem Buchhändler Campe in Hamburg. Der Titel der Schrift lautete: Ästhetische Feldzüge. Campe veranlaßte Wienbarg,

dem Buche die Widmung „An das junge Deutschland“ mitzugeben. Damit war der Name erfunden, der bis heute unvergessen geblieben, aber auch seinem Erfinder und nicht bloß diesem verhängnisvoll werden sollte. Ganz neu war die Sache nicht. Sprach man doch damals schon von einer jeune France, einer giovane Italia, um die Träger des neuen Geistes zu bezeichnen, der im ausgesprochenen Gegensatze gegen die politische Zwingherrschaft, wie sie von den unter Metternichs Einfluß stehenden großen Mächten in allen politischen Dingen unbarmherzig ausgeübt wurde, namentlich in den Gemütern der Jugend kräftig zu rumoren begann. Neu war der Name für Deutschland und daß er seinen bestimmten Begriff und Sinn erhielt, dafür sorgte bald genug der in diesem Punkte sehr feinnasige und empfindliche Frankfurter Bundestag trostlosen Andenkens. Dieser erließ nämlich unter dem 10. Dezember 1835 das famose Edikt, daß nicht nur die bis dahin erschienenen, sondern auch alle noch künftig erscheinenden Schriften des jungen Deutschland, das heißt der Schriftsteller Wienbarg, Heine, Gutzkow, Laube, Mundt und Kühne schlechtweg verbot. Wienbarg war damals nicht mehr in Kiel. Die Möglichkeit einer dortigen Professur war ihm bei seinen freien Ansichten verschlossen. So war er nach Frankfurt a. M. gegangen, um mit dem Gesinnungs- und Leidensgenossen Gutzkow die „Deutsche Revue“ zu begründen, die sehr bald polizeilich unterdrückt wurde. Aus der Stadt ausgewiesen, lebte er zeitweise am Rhein, dann in Hamburg, wo man vor Schikanen der Polizei und Zensur leidlich sicher war und gründete seine Existenz auf journalistischen Betrieb, indem er längere Zeit den kritischen Teil der „Börsenhalle“ besorgte und auch in den Redaktionen der „Hamburger neuen Zeitung“, darauf des „Altonaer Merkur“ und der „Literarisch-kritischen Blätter“ tätig war. Einen neuen Inhalt bekam sein Leben durch den Ausbruch des Schleswig-holsteinischen Krieges 1848. An die Stelle der von des Gedankens Blässe angekränkelten politischen Theorie trat nun ein kraftvolles patriotisches Pathos, das zu lebendiger Tat drängte. In dem Nachlaß findet man auf flüchtigen Zetteln und auf hingeworfenen Blättern von keiner anderen Gesinnung oder Stimmung so sprechende Beweise als von der glühenden, ungestümen Liebe zu seinem meerumschlungenen Heimatlande. Da begreift es sich wohl, daß in dem Jahre des Völkerfrühlings durch die Herzogtümer kaum der Ruf: Los von Dänemark laut wurde, daß nicht auch er pro parte virili seine Pflicht zu leisten entschlossen war. So finden wir ihn 1848 im Heere dienend, zunächst als Stabsadjutanten im Freikorps, im folgenden Jahre aber einfach ohne höhere Stellung als freiwilligen Jäger. Nachher, als die glänzenden Hoffnungen an der Ungunst der Zeiten, besonders an der kläglichen Haltung der deutschen Großmächte, völlig

gescheitert waren, kehrte Wienbarg in die Vaterstadt zurück, wo er sein ständiges Domizil bis an seinen Tod, der am 2. Januar 1872 eintrat, beibehielt. So hat er noch an seinem Lebensende die Freude gehabt, die den Herzogtümern und dem gesamten deutschen Volke von den Dänen angetane Schmach gesühnt zu sehen. Ob er freilich von vornherein mit der 1864 erfolgten Lösung der dänischen Frage völlig einverstanden gewesen ist, möchte man bei ihm, der doch seinen Teil deutschen Partikularismus zu schleppen hatte, wohl bezweifeln, wie es damals wohl nur wenige Männer in den Elblanden gegeben hat, denen es leicht geworden wäre, auf ihren „angestammten Friedrich den achten" zu verzichten. Aber, da er doch auch das große Kriegsjahr mit erleben durfte, kann man sich wohl der Hoffnung hingeben, auch wenn die unmittelbaren Zeugnisse fehlen, daß in dem Sturm der größeren und allgemeinen Begeisterung des gesamten Deutschland die kleineren Privatschmerzen und Sorgen ihre Lösung gefunden haben.

Sehr fruchtbar als Schriftsteller ist Wienbarg nicht gewesen und von wirklich allgemeinem Interesse ist jetzt kaum noch etwas, das er geschrieben. Die ästhetischen Feldzüge waren eine Partei- und Tendenzschrift, die mit dem Wechsel der Zeiten und des Geschmacks schnell veraltete, weil ihr formeller Reiz doch entfernt so groß nicht war, wie der in den verwandten Aufsätzen Börnes oder Heines. Als Dichter kommt er gar nicht in Betracht, denn außer jenem vorher erwähnten Schülerpoem ist unter den Blättern des Nachlasses nur der Entwurf eines Gedichtes zu finden, der in immer neuen Ansätzen den Gedanken, daß ein häßlicher und frecher Rabe auf einer weißen Pallasbüste sich breit und lästig zu machen weiß, zu einer möglichst scharfen Pointe zu treiben strebt, ohne fertig zu werden. Ich habe einigen Grund zu der Annahme, daß die spottenden Verse einer Aufwallung des Zornes gegen Heine ihren Ursprung verdanken. Denn sie befinden sich auf der Rückseite eines Briefbogens, der auf dem Vorderblatte den vollständigen Entwurf eines Briefes an einen Herrn Heinrich Rohlfs aus Bremen trägt, vermutlich den Arzt gleichen Namens, der dort noch ziemlich viel später lebte, vom 20. Oktober 1862. Er bezieht sich auf einen Artikel dieses Herrn in der Gartenlaube mit der Überschrift: Erinnerungen an Heinrich Heine aus dem Jahre 1851, worin die Worte vorkommen: über Wienbarg machte Heine nicht wiederzugebende Äußerungen. Wienbarg schreibt dazu: Würde ich plötzlich im Walde durch vermummte, mit allen möglichen Waffengattungen versehene Strolche überfallen, die sämtlich die Totenmaske eines meiner alten Freunde trügen, so möchte der Eindruck ungefähr dem entsprechen, den ich bei Lesung jener bösartigen, mich überraschenden und empörenden Zeilen empfand. Wie

wenig Heine Treu und Glauben zu halten wußte, ist bekannt genug, so daß man an der Tatsächlichkeit des Faktums nicht zu zweifeln braucht. Das von ihm in jenen Versen immer neu gewendete und doch nicht zu völliger Anschaulichkeit gebrachte Bild läßt sich leicht auf einen Halunken deuten, der das edle Bild der Freundschaft besudelt.

Ein Bruchstück von Versen, für die Einweihung eines Turmes mit Kreuz und Glocken in dem Hamburg so nahe liegenden Eppendorf, ist keines Aufhebens wert. Offenbar hat Wienbarg sich mit dem Plane einer Tragödie „Struensee" getragen, denn auf diesen Abenteurer und sein Verhältnis zu Karoline Mathilde beziehen sich manche der vorhandenen Bruchstücke. Einzelne zeigen schon den Ansatz eines dramatischen Dialogs, aber fertig geworden ist nichts und selbst zur Aufstellung eines festen Planes scheint es nicht gekommen zu sein.

Wie er manche seiner Blätter mit Lesefrüchten verschiedenster Art und ungleichen Wertes füllt, so erwähnt er zwei damals noch ungedruckte, seitdem aber längst in die Werke übergegangene Gedichte Heines, nämlich: An Georg Herwegh (Heines Werke 1876, 10, 73) und Diesseits und jenseits des Rheines (Band 11, 80), welch letzteres er sogar abschreibt. Der abgerissene Zettel, auf dem die Verse stehen, beginnt mit den Worten: Den Eingang bilden Erinnerungen Heinrich Heines. Wohinein aber diese Pforte hat führen sollen, erfahren wir nicht.

Das Fragmentarische, völlig Lückenhafte und Abgerissene bleibt überhaupt die wesentlichste Eigenschaft dieses Nachlasses. Die meisten Stücke bilden einzelne Blätter, irgendwo aufgerafft, zerknittert und verfaltet, mit abgerissenen Ecken. Die Schrift ist meist von großer Flüchtigkeit, oft wahres Augenpulver und vielfach nicht einmal mit der Lupe zu entziffern. Namentlich auch deshalb, weil wie bei einem Palimpsest eine Schrift über die andere getragen, oder die Zeilen gar durcheinander geführt sind. Am meisten Zusammenhang zeigen die Vorarbeiten zu der Geschichte Schleswig-Holsteins oder einzelne Bogen aus deren Niederschrift. Die Klagen über die Treulosigkeit der Dänen, die Beweise für das gute Recht der Herzogtümer kehren in mehreren Auflagen immer wieder und zeugen von der lebhaften Anteilnahme an den vaterländischen Dingen. Die Ansätze der geschichtlichen Darstellung sind mit Lebhaftigkeit in flüssigem Stil geschrieben. Aber sie geben doch auch keinerlei neue oder wichtige Ausbeute. Das einigermaßen Fertige oder Abgeschlossene ist so, wie es hier vorliegt, in das gedruckte Werk „Darstellungen aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen", 2. Band, 1851, S. 2, übergegangen.

Der alte Achtundvierziger gibt sich in den mancherlei Gedankensplittern zu erkennen, die sich mit den Vorzügen und den wesentlichen Eigenschaften einer konstitutionellen Staatsform beschäftigen.

Nirgends läßt sich ein radikaler, der vollen Demokratie zustrebender Sinn darin erkennen. Der jungdeutsche Stürmer war im Verlauf seiner Entwicklung zu einem maßvollen Liberalen geworden. Offenbar für einen Artikel seiner Zeitung entworfen sind die Betrachtungen, die er im Anschluß an ein Werk von John (wohl Stuart) Mill über das allgemeine Wahlrecht niederschreibt. Ich denke mir, im Zusammenhange mit der Einführung dieser Einrichtung in der französischen Republik. Den gleichen Vorgang im norddeutschen Bunde erlebte Wienbarg zwar noch, aber aus so später Zeit finden sich keine Aufzeichnungen mehr. Auch über die großen Zeitbewegungen der drei Kriege, des von 64, 66 und 70—71 schweigen sich diese Blätter gänzlich aus, obwohl der erstere dem Heimatlande die Befreiung vom Dänenjoche gebracht hatte. Über das allgemeine Stimmrecht kommt er zu folgenden Schlußgedanken:

Auf dem Boden, auf welchem die Betrachtungen über Repräsentativverfassung stehen, scheint allein die Aussöhnung der beiden Gegensätze, die er im Vorhergehenden als die beiden Grunderfordernisse des modernen Staatslebens nachgewiesen: Ordnung und Fortschritt, erreichbar. Nehmen die mittleren Stände das allgemeine Stimmrecht als Grundsatz an und erkennen in demselben das einzige durchgreifende Mittel der Erziehung der Nation zum öffentlichen Leben, so werden auch die Demokraten sich den Warnungen eines so vorurteilslosen Volksfreundes vor den Gefahren unbeschränkter Volksherrschaft nicht verschließen und ihrer grundsätzlichen Überzeugungstreue nichts zu vergeben glauben, indem sie das Gewicht einer so unverdächtigen großen Autorität anerkennen, wenn Mill in seinen lichtvollen Entwickelungen die Erfordernisse und Schranken des allgemeinen Stimmrechtes, was wir die Organisation nennen werden, anerkennt.

Es ist fast der einzige Fall, wo wir sozusagen in das Redaktionszimmer Wienbargs hineinblicken. Es finden sich sonst nur Anfänge eines kritischen Aufsatzes über Hebbel, mehrere Ansätze der Beschreibung einer nächtlichen Wanderung durch Altona, mit dem Preise der Terrasse des ehemaligen Rainvilleschen Gartens als einer der schönsten Örtlichkeiten Deutschlands, sonst aber in einer Art von sentimental-ironischem Stile. Einigemale wird auf die Nützlichkeit und Notwendigkeit der Anlage eines billigen Volksbades hingewiesen, um damit auch der auf das Gemeinwohl bedachten Gesinnungsrichtung der verehrlichen Redaktion ein Zeugnis auszustellen.

Den bei weitem größten Teil der hinterlassenen Blätter, die in diesem Falle sogar in festen Heften mit fortlaufenden Seitenzahlen vereinigt sind, füllen etymologische Studien. Eine der späteren Schriften Wienbargs führt den Titel: Das Geheimnis des Wortes, sie stammt aus dem Jahre 1852. Meine Vermutung richtete sich gleich darauf, daß diese Notizen mit jenem Buche in Beziehung ständen. Denn welchem Schriftsteller wäre es zuzutrauen, daß er so umfängliche Studien betreibt und solche Kollektaneen anlegt,

ohne sozusagen einen praktischen Zweck damit zu verbinden, das heißt sie irgend schriftstellerisch zu verwerten. Diese Haufen von Blättern sehen nach einem Lebensbuche aus. Meine Annahme fand ihre Bestätigung, als ich das ziemlich selten gewordene Buch kennen lernte. —

Es zerfällt in drei Teile: Der erste trägt den Titel: Dem Lehrling. Elementarer Teil. Der zweite heißt mythologischer Teil. Der dritte ist dem Wanderer und künftigen Meister bestimmt. Er ist der umfänglichste. Der Elementarteil beschäftigt sich mit der Bildung der sprachlichen Wurzeln, die Wienbarg aus der physiologischen Beschaffenheit der Laute und der sie bildenden sprachlichen Organe zu erklären sucht. Der zweite verwendet die Stämme als Grundlage der mythologischen Begriffe und der dritte überläßt sich den wunderbarsten Phantasiesprüngen in dem Verbinden der kühnsten Bilder und Vergleiche, die sich aber immer durch ihre Anlehnung an Wurzeln und Stämme der Sprache als berechtigt zu erweisen streben. Es ist schwer, darin noch geordneten Zusammenhang und klare Entwicklung zu erkennen. Wie in einem Kaleidoskop werden die sprachlichen Formen durcheinander gerüttelt, um ein bestimmtes Ergebnis daraus zu gewinnen. Ohne Zweifel steckt ein bedeutender Fleiß darin, schon um aus den verschiedensten, zum Teil recht entlegenen Sprachen die Stämme heranzuziehen. Der Verdacht, daß dabei mit allzu großer Kühnheit verfahren ist, wird sich jedem Leser von vornherein aufdrängen. Die Etymologie ist bekanntlich ein dem Glatteis vergleichbarer Boden, auf dem schon mancher, selbst ein Kenner, bedenklich entgleist ist. Die Waghalsigkeit, mit der hier abgeleitet und kombiniert wird, legt die Befürchtung, daß es sich oft um reine Phantasmen handelt, sehr nahe. Man mag den nahen Zusammenhang zwischen den mythischen Anschauungen eines Volkes und den sprachlichen Grundformen, wie es sie herausbildet, geneigt sein zuzugestehen, aber es kommt dabei doch sehr auf die Art an, wie man verfährt. Wienbarg ist sehr stolz auf seine Arbeit, die er als ein erstes Betreten eines bisher noch ungangbaren Gebietes gewürdigt wissen will, und spricht gegen Ende seines Büchleins sein Bedauern aus, daß er durch gewisse, nicht näher bezeichnete Umstände daran verhindert sei, mit seinen Untersuchungen zum Schluß zu kommen. Daß viele mit ihm dies Bedauern geteilt haben sollten, will mir nicht glaublich scheinen. Die Durchsicht seiner Stoffsammlungen in den Heften des Nachlasses war jedenfalls keine erfreuliche und fruchtbare Arbeit.

Ein kleines Heft, deutlich und klar geschrieben, das ich den jüngeren Jahren Wienbargs zuweisen möchte, als er noch als freier Schriftsteller, nicht gebunden an den Redaktionstisch, lebte, enthält textkritische Bemerkungen zu mehreren Stellen aus des Euripides

Phönissen. Nach dem Urteil einiger philologischer Freunde, der Professoren Fritze und Ludwig in Bremen, sind diese Erörterungen von der heutigen Wissenschaft längst überholt und es würde ganz wertlos sein, davon jetzt noch einen Abdruck zu bringen.

Ein anderes Konvolut kleiner Blätter enthält manche Notizen und Lesefrüchte, die sich auf seine im Anfang der dreißiger Jahre gemachte Reise nach Holland, worüber er eine eigene Schrift herausgab, „Holland in den Jahren 1832—33", Hamburg 1833, 2 Bände, beziehen. Aus seinen Beobachtungen des Volkscharakters seien folgende beide kurzen Sätze herausgehoben. Indem er von der Weise spricht, wie die Holländer Billard spielen und alle ihre Kraft und Geschicklichkeit bis gegen das Ende des Spieles versparen, kommt er zu dem hübsch geformten und gewiß in mancher Hinsicht treffenden Worte: Der Holländer ist ein personifiziertes, egoistisches Respice finem.

Ein andermal heißt es: Der Holländer ist zugleich neugierig und argwöhnisch. So verhängt er seine Fenster bis auf eine handbreite Spalte, von oben durch Vorhänge, von unten durch Jalousien. Nun kann er aus seinem Zimmer auf die Straße sehen, aber kein Vorübergehender hinein. Winkelspiegel außen vor dem Fenster findet man fast durchgängig, oft an jedem Fenster einen.

Indem ich hiermit meinen Bericht über Wienbargs Nachlaß schließe, muß ich gestehen, daß die Ausbeute keine erhebliche ist. Weder wissenschaftlich sind die Fundstücke von Wert, noch literarisch, noch auch wird auf den Charakter oder die persönlichen Umstände ein wesentlich neues Licht geworfen. Allerdings kann man auch sagen, er verliert nicht, wenn man diese letzten Spuren seines geistigen Lebens mustert. Nicht immer ist das Lüften des letzten Schleiers einem Verstorbenen vorteilhaft gewesen. Der Gefahr, durch diese Mitteilungen bloßgestellt zu werden, ist Wienbarg nicht ausgesetzt.

Als fertiges Produkt kann ich nur das folgende Gedicht vorlegen, das freilich die Jugend des Verfassers und seine Beeinflussung durch Schiller, wie sie der damaligen Jugend anstand, nirgends verleugnet, aber doch eine starke Talentprobe heißen darf, ja, dem Dichter günstigere Aspekten öffnete, als sie sein späteres Leben verwirklicht hat.

Einfluß der schönen Natur auf die Bildung des frühesten Altertums.

Eine Rede in Versen, gehalten beim Abgang vom Gymnasium, zu Altona, Ostern 1822, von Christian Ludolf Wienbarg.

Der Himmel hauchte allen Erdensöhnen
Den leisen Sinn der Schönheit ein,
Und alle zieht ein unbegriffnes Sehnen
Und eine Stimme aus dem innern Sein

Zu ihrem Tempel, um in heil'ger Stunde
Dem duftenden Altare sich zu nahn,
Und aus der Gottheit Rosenmunde
Den süßen Kuß der Weihe zu empfahn.
Ja, selbst der Mensch, der auf der ersten Stufe
Der Kindheit steht und nur dem wilden Rufe
Unbändger Kräfte folgt und was der Drang begehrt,
Er horchet staunend auf, wenn er die Worte hört,
Die mit der ewgen Zauberkraft des Schönen
So süß und unbekannt zu ihm herüberströmen.
Und so wie auf dem Meer, das seine Bogen
Gigantisch auf und nieder ringt,
Besänftigend um wild empörte Wogen
Der Geist des Friedens seine Bande schlingt,
So senket sich der Schönheit Göttin nieder
Auf seine kühne, sturmbewegte Brust,
Und ihres innern Sieges sich bewußt,
Entfächelt sie die Glut mit säuselndem Gefieder.
Es löset sich der Kräfte tödlich Wüten
Und sanfter strömt des heißen Blutes Lauf,
Und friedlich keimen jene zarten Blüten
Des reinen Menschen in der Seele auf.
Er wär nicht Mensch, wenn vor ihm stumm und kalt
Die Welt in ihrer Pracht vorüberginge,
Wenn nicht mit liebender Gewalt
Sein Aug an ihren Wundern hinge.
Er ist so nah den lichtumglänzten Hallen,
Woran der Mensch die Spur der Gottheit späht,
Wo überall der Hauch der Liebe ihn umweht
Und Himmelslüfte ihn umwallen.
Wenn er im ersten Morgengrauen
Vom Lager kräftig sich erhebt,
Auf Hain und Meer, auf Tal und Auen
Der goldne Hauch der Schönheit schwebt,
Der selbst das Seelenlose warm belebt,
In jedem Weste scherzend fächelt,
Auf jedem Perlentaue bebt,
In jedem Blütendufte lächelt,
In jede Blütenknospe dringt
Und aus des Himmels Kehlen singt,
Und dann im Aufgang mit Auroren
Sich aus bestrahlten Fluten hebt
Und aus des Himmels goldnen Toren
Im Glutenmeer die Sonne schwebt:
O dann durchirret er mit Feuerblicken
Den Brauttag einer liebetrunknen Welt,
Nicht deuten kann er dies Entzücken,
Nicht dieses Leben, das die Brust ihm schwellt,
Und den, der diesen Zauber schuf und hält,
Den Geist der Schöpfung fühlt er näher rücken.
Wer schuf die Erde mit ihrer Lust und Schöne?
Wer hat so leicht den Himmel drauf gedeckt,
Und wer den Hauch der süßen Klagetöne
In zarter Nachtigallenbrust geweckt?

Wer führt die Quelle durch die bunten Fluren,
Wer zäumt des Weltenmeeres Wogen ein?
Wer gab den fernen wandelnden Naturen
Am Firmament den ewiglichen Schein?
Wer wölbt die Krone jener heilgen Bäume?
Wer hat den Riesenberg dort aufgetürmt?
Und wer bis hierhin diese weiten Räume
Vor der Vernichtung Moderduft geschirmt?
O gebt mir Antwort, ruft er, klare Sterne,
Die Ihr so freundlich auf mich niederblickt,
Wer hieß Euch wandeln in der blauen Ferne,
Wer hat so lieblich Euch geschmückt?
O sagt es, Lüfte, die mich leis umwehen,
Wer ist der Geisterlaut, der zu mir spricht?
O sag es, Sturm, der meine Eichen bricht,
Läßt Dich ein Gott so dumpf vorüber gehen?
Sag an, du kühle Silberquelle,
Die, wie die Brust, sich senkt und hebt,
Kennst Du den Geist, der auf Dir schwebt?
Wohnt er in der Krystallenhelle?
Kennt Ihr die Mutter, süße Rosen,
Die in Purpur Euer Antlitz eingetaucht?
So fragt er sinnend rings umher
Und lauscht, ob ihm nicht Antwort werde,
Und auf dem Himmel, auf der Erde
Irrt sein erwachter Blick umher.
Allmächtig glänzt, wie eine Morgensonne,
Die Phantasie in seine Nacht herein,
Und seine Blicke sehn mit Wonne
Ihr erstes Lächeln, ihren ersten Schein —
Die Phantasie, die Mutter alles Schönen,
Geboren auf des Himmels heitern Höhn,
Sie nähert sich den rauhen Erdensöhnen
Und kindlich hören sie ihr leises Wehn.
Sie haucht den Funken in des Wilden Seele
Zu lichtern Flammen auf
Und in das still verborgne Walten
In die Erscheinungen, die immer sich erneun,
Träumt er lebendige Gestalten
Voll hoher Götterkraft hinein,
Die Meer und Lüfte, Tal und Hain
Mit goldnem Lebenshauch umwalten.
Er sucht in der belebten Fülle,
Die ihn umgibt, die Lenker der Natur,
Und in der weiten, viel bewegten Hülle
Thront jetzt ein hoher Geisterwille,
Der seine holde, segensreiche Spur
In ewgen Kreisen um die Welten zieht,
Die schon, wie Sonnenaufgangsstille,
An allen Himmeln wieder blüht,
Nun wirds ihm klar, das geist'ge Weben,
Das um sein Herz mit stillem Zauber fließt,
Das höhern Sinn und geheimes Leben
Durch jede Ader des Erschaffnen gießt.

Nun seh ich Herz und Auge sich verklären,
Da aus dem Glanze lichter Sphären
Der Liebe Geist auf ihn hernieder schien.
Sein Sehnen mußte eine Macht umfangen,
Der die Natur ein höhres Sein verliehn,
Er mußte gläubig an Gebilden hangen,
Die schöpferisch durch alle Welten glühn.
So ward der Glaube und das schöne Hoffen
Im Erdensohne freudig wach
Und seiner Brust, dem Erdensturm zu schwach,
Stand nun ein Götterreich zum Schutze offen.
O nenn es nicht ein eitles nichtges Wähnen,
Was ihn durch Sinnentrug betört,
Sein Glaube, seine Hoffnung und sein Sehnen
Macht ihn des höhern Ziels der Schönheit wert.
Laßt meinen Blick auf jene grauen Zeiten,
Wo noch der Mensch mit seiner Kindheit ringt,
Ins Land der Vorwelt niedergleiten,
Das ungewisse Nacht durchdringt.
Laßt mich den weiten Raum durcheilen
Und bei den Trümmern der Vergangenheit,
Den Totenmalen der gestorbnen Zeit,
Erinnernd einen Augenblick verweilen.
Ich sehe mich im Geiste an der Stelle,
Wo durch ein Land, das grünt und lacht,
Sich aufwärts dehnt des Niles Welle
Und ringsum alles fruchtbar macht.
Der Morgen flieht, die düstern Schatten fliehen
Fern übers graue Weltenmeer
Und aus dem stillen Osten ziehen
Die Strahlenboten Gottes her.
Noch liegt im weiten Nebelschleier
Die Flur, die nun mein Auge schaut,
Wie eine sanft verschämte Braut
Erwartungsvoll der hoch erhabnen Feier.
Und an den Ufern wandelt schweigend,
Sein frommes Haupt zum Himmel neigend,
Der Isis Priester, weiß geschmückt;
Die Göttin will er froh begrüßen,
Von deren warmen Liebesküssen
Bedeckt, von deren Auge angeblickt,
Der Mensch, die Welt in Seligkeit zerfließen.
Sie kommt, sie kommt, aufs Antlitz nieder
Sinkt nun der Greis und betet an
Und auf der Ehrfurcht zitterndem Gefieder
Schwingt sich sein Hymnus himmelan.
So ehrt der Zögling dunkler Zeiten,
Wenn er aus tiefem Schlaf erwacht,
Wenn seine Blicke um sich gleiten,
Die Schönheit, die ihm rings entgegen lacht.
Sie hauchet in die Flut der Triebe
Gefühl für eine höhre Welt,
Die nicht durch Furcht allein, die auch durch Liebe
Den großen Ring umfaßt und hält.

Sie führte ihn, als er mit wilden Trieben
Der Wälder dunkle Nacht betrat,
Auf einen lichteren gebahnten Pfad,
Und lehrte ihn das Heer, der Stille lieben.[1])
Sie fesselte mit sanften Rosenketten
Den wilden Sohn der blühenden Natur,
Sie ließ ihn sich auf eine Blumenflur,
Nicht mehr in blutbefleckter Höhle betten.
Durch sie umwölbte sich des Baumes Schattendach
Dem Kühlung auf den Schlummernden hernieder
Entwehte, das mit flüsterndem Gefieder
Zu seinen goldnen Träumen sprach.
Durch sie entsprang der leise Quell,
Der ihn vorüber tändelnd grüßte,
Und dessen Woge kühl und hell,
Erquickend seine durstgen Lippen küßte.
Durch sie belebten sich die bunten Auen,
Durch sie der Haine lichtes Grün,
Die Blumenflur, die Perlen übertauen,
Die Moose, die am Boden blühn.
Sie rief ihm zu auf jedem Schritte:
Hier ist es gut sein, bleibe hier!
Hier gründe Deine Friedenshütte
Und weihe Herz und Leben mir!
Und hat er sich der Göttin anvertraut,
Die ihm aus jeglichem Gebild entgegenglänzt,
Und sich ein stilles Hüttchen auferbaut,
Das eine Quell umspielt, ein Baum umkränzt,
So hauchet sie mit leisem Zauberwehen
Der Liebe Sehnsucht ihm ins Herz
Und weiß den dunkeln nie gefühlten Schmerz
Zu des Gefühles Klarheit zu erhöhen.
Und in dem innersten verborgnen Leben
Erglänzt, wie Morgenrot, der Liebe Schein
Und weihet ihn in ihr äther'sches Weben,
In ihre rätselhaften Träume ein.
Die Liebe naht mit rosenfarbnem Schleier
Nicht mehr gemordet von der Sinne Lust,
Die mit verräterischem Feuer
Verderben schleudert in die wilde Brust.
Die Wange rötet sich, von ihrem Hauch umfächelt,
Den blutgen Speer umduftet lichtes Grün,
Die Stirn wird hell, das Auge lächelt
Und blickt verlangend nach der Holden hin.
Er ruft: Zieh ein in meine Hütte!
Was mir gehöret, sei auch Dein!
Gewähre mit der Sehnsucht Bitte,
Laß mich mit Dir des Lebens Traum mich freun!
Und wo die Myrten stehn, die Rose feiert
Und wo den Hain die Blütenwelt umschleiert,
Da wandeln sie und weilen Hand in Hand.

[1]) Das Heer, das in der Handschrift steht, ist natürlich Unsinn. Ich vermute: das Hehre, Stille lieben.

Der Himmel blüht, die Nachtigallen schlagen,
Und lichte, freundliche Gestalten tragen
Sie in ein reichbekränztes Feenland.
Und als ein Genius die heilge Weihe,
Das Wort des Segens über seine Liebe sprach,
Und ihm das Sinnbild holder Treue,
Ein Immergrün, zum Kranze brach:
Da weckte, um das heilge Werk zu krönen
In seiner Brust der ewge Geist des Schönen
Die Flamme neuer Poesie.
Und was im Innern mächtig sich gestaltet,
Und was Begeisterung und Phantasie
In seinem Busen glühend heiß entfaltet,
Der Gottheit Lob, der Liebe süßes Spiel,
Sein ganzes Leben-hauchendes Gefühl,
Er haucht es aus mit tiefempfundnen Tönen,
Die bald der Leier Klänge hold verschönen.
Es ruht in seinem Arm vertraut
Dies goldne Kind der Musen,
Wie eine holde Braut
An ihres Freundes Busen,
Und laut und kräftig greifet er
In die geheimnisvollen Saiten
Und des Gesanges Töne gleiten
Wie Lüfte über Blumen her.
Und eine Kraft entfaltet sich im Innern,
Die schmelzend aus des Herzens Tiefe dringt,
Die aus der Zeiten nachtumgrauten Trümmern
Sich siegend zu dem Thron der Gottheit schwingt.
Und wie des Adlers Schwinge in den Strahlen
Der fernen Sonne auf- und abwärts schwebt,
So ringet er, von Himmelsglut durchbebt,
Sich auf zu göttergleichen Idealen,
Die Menschheit zieht, wie eine Siegerin,
Durch das bekränzte Morgentor des Schönen
Und ihre schönsten Blüten krönen
Der Jünger milden, aufgesungnen Sinn.
Auch über die so segensreichen Auen
Strahlt im Triumph der Göttin Glanz hinab,
Schon naht der Lenz, die Blumen tauen
Und alles rührt der Schönheit Zauberstab,
Sie eilt auf mild erwärmten Lüften
Im Jubellied zu uns heran,
Sie weilet lächelnd auf der Fluren Plan
Und überhauchet sie mit zarten Veilchendüften.
Sie flüstert an des Abschieds dunkler Pforte
Den Tiefbetrübten heitre Worte
Des Wiedersehens und des Trostes in das Herz. —
Auch dieser Brust, die tief von ihr durchdrungen,
Die ihr dies schwache Lied gesungen,
Ergießt sie Balsam in den tiefen Schmerz.
Geh, ruft sie, zieh in jede Ferne,
Der Geist, der Blumen schuf und Licht und Sterne,
Er ist dir allenthalben nah,

Der in der Menschenbrust die erste Liebe rührte,
Der ihn ins selge Reich des Glaubens führte
Und liebend auf die erste Hütte sah,
Er wird Dich gnädiglich umwalten,
Wenn auch in fremder Welt die Sehnsucht wacht,
Er wird Dich in der Zukunft ferner Macht (sic! Nacht?)
Im Sturm des Lebens aufrecht halten.

Abschied von den Herren Gymnasiarchen.

Wenn edle Männer innig sich verbinden,
Dem Wahren, Schönen Kraft und Obhut leihn,
Auf diamantnem Sitz den Tempel gründen
Und ihn zum heitern Quell der Weisheit weihn,
Dann schlingt die Göttin selbst, dies Edelste zu lohnen
Um der Beschützer Haupt die schönste ihrer Kronen.

Von den Herren Professoren.[1])

In meiner Seele ist mit Flammenzügen
Der Herren Lehrer teures Bild bewahrt,
Die Ernst mit Lächeln, Nutzen mit Vergnügen
Und mit der Weisheit Liebe stets gepaart,
Und sanft und väterlich auf meine Fehler blickten
Und liebend mich dem fernen Ziele nahe rückten.
[2]) An Liebe nur kann Liebe sich entzünden,
Die man im stillen Raum des Busens trägt,
Und Lieb und Dank wird dieses Herz empfinden,
So lang es noch hienieden liebt und schlägt.
Wohin mich auch der Zukunft dunkle Wellen tragen
Ihr Bild wird lieb und licht aus jedem Dunkel ragen.

Von Kommilitonen.

Wir streben alle hin nach einem Ziele
Und alle treibt des Wissens heißer Drang,
O daß doch keiner in der Laufbahn fiele,
Verführt durch der Sirenen Lockgesang!
O laßt uns alle einst das schöne Ziel erfliegen,
O laßt uns alle wachen, streben, kämpfen, siegen!
Wir alle scheiden von der Väter Fluren
Und gehn in eine fremde Welt hinaus,
Und lassen nur gedächtnisvolle Spuren
Zurück in dem verlassnen Vaterhaus.
O daß doch einst, wenn wir die Schritte heimwärts wenden,
Das Vaterhaus wir alle schuldlos wiederfänden!

Von der Vaterstadt und den Anwesenden.

Leb wohl, du traute Stadt, die mich geboren,
Die meiner Kindheit Rosenwelt umfing,
Wo mich der Eltern Sorg', der Eltern Lieb beglückte,
Wo an das treue Herz manch treues Herz mich drückte.

---

[1]) In der Handschrift ist hier eine Ecke abgerissen, doch waren die fehlenden Worte leicht zu ergänzen.

[2]) In der Handschrift: Denn

Du Flur der Kindheit, bald wirst Du mir schwinden,
Bald wird mein nasser Blick dich nicht mehr sehn,
Doch in des Busens tief verborgnen Gründen,
Da wirst du ewig leuchtend vor mir stehn,
Da führt Erinnerung mit sanft verhülltem Schleier
Mich zu Dir und erneut die frohe Jugendfeier.
O gib, Allmächtiger, den Wohnern Freud' und Fülle,
Laß Deine Engel nahen diesem Raum.
Dem Mann verleihe Kraft, dem Greise Stille,
Dem Jüngling und der Jungfrau süßen Traum.
O laß in jeder Brust ein'n Frühling sich gestalten,
Laß über alle, alle Deine Gnade walten!

Andersen und Robert Prutz.

Von Rudolf Göhler in Dresden.

Dir spielt, o Freund, in Silbernächten
Der Mond ums träumende Gehirn;
Uns scheint zu Kämpfen, zu Gefechten
Des Tages brennendes Gestirn.

Du hast die Kinder eingeladen,
Sie kennen dich, sie folgen dir,
Wir aber laut, auf allen Pfaden,
Nach Männern einzig rufen wir.

Du atmest leicht aus freiem Busen,
Und jeder Tag wird dir zum Fest,
Indessen selbst im Arm der Musen
Der Harnisch unsre Glieder preßt. —

Du bist der Glücklich're der Dichter,
Der volle Lorberkranz sei dein,
Genug für uns, wenn künftge Richter
Uns einen Zweig von Eichen weihn!

So schrieb Robert Prutz dem dänischen Märchendichter Heinrich Christian Andersen ins Stammbuch, dessen Bekanntschaft er im Sommer 1844 gemacht hatte. Und sicherlich wird Andersen es gefreut haben, den Mann kennen zu lernen, der als Dichter, Dramatiker und Literarhistoriker in Deutschland mit Ehren genannt wurde und dessen Name durch eine seiner letzten Arbeiten auch nach Dänemark gedrungen war. Prutz hatte nämlich 1844 im 2. Bande des von ihm herausgegebenen ‚Literarhistorischen Taschenbuchs' einen größeren Artikel über den dänischen Lustspieldichter Ludwig Holberg erscheinen lassen, der zugleich einen Beitrag zur Geschichte der dänischen Literatur in ihrem Verhältnis zur deutschen lieferte. Dieser Aufsatz fand zunächst in Deutschland großen Beifall; Eckermann schreibt ihm am 26. Januar 1844 darüber aus Weimar: „Wenn Sie selber jährlich etwas so Gutes geben als Ihren Holberg, so kann es nicht fehlen, daß der Ruhm des Buches sich immer mehr verbreiten wird. Die Frau Großherzogin hat unter den wenigen Büchern, die sie jährlich für ihre Privatbibliothek kauft, beide Jahrgänge. Sie wünschte über den letzten ein schriftliches Urtheil, wo es mir denn besondere Freude machte über Ihren Holberg viel Gutes sagen zu können. Es war dieß eine Noth-

wendigkeit! — Denn ich bin einmal der Sclav von allem Vortrefflichen. — Was nun den Holberg betrifft, so hat Ihre treffliche Abhandlung auf den Dichter selber geführt, so daß nicht bloß von mir, sondern auch von anderen die sämtlichen Lustspiele in der älteren Übersetzung sind gelesen worden. Ich möchte nun vorschlagen, ob Sie nicht unternehmen wollten, die sämtlichen Holbergischen Stücke neu herauszugeben, und zwar nach der älteren von Ihnen mit Recht geschätzten Übersetzung, die bloß in einigen nur selten vorkommenden äußersten Derbheiten und Plattheiten retouchirt zu werden brauchte. Ich würde zugleich rathen Ihre Abhandlung dem ersten Bande vordrucken zu lassen, auch das Portrait Holbergs beizugeben entweder nach dem beiliegenden oder nach einem besseren. Ich sollte denken ein Verleger würde damit gute Geschäfte machen, und das Werk würde von allen Leihbibliotheken gekauft werden. Aber nur nicht in dem sogenannten Schillerformat, gegen welche Geschmacklosigkeit wir auf alle Weise eifern wollen. . . . Jetzt noch ein Wort über Holberg. Es ist freilich auffallend, daß Goethe nirgend in seinen Schriften über ihn gesprochen hat. Doch weiß ich, daß er ihn sehr hoch schätzte. Der Hauptcharakter der Aufgeregten ist aus dem Studium von Holberg hervorgegangen und gewissermaßen eine Fortsetzung des politischen Kannegießers. Daß letzterer, obwohl etwas verändert, unter Goethes Direction auf hiesigem Theater wiederholt gegeben worden, erhellt aus beiliegender Notiz von Riemer, der die älteren Zettel auf hiesiger Bibliothek nachgesehen." Prutz folgte, wenn auch erst viele Jahre später, Eckermanns Rate; 1857 erschien im Cottaschen Verlage „Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften" nebst einer Übersetzung von sechs Komödien, ein Werk, dem Hebbel eine eingehende und äußerst lobende Besprechung in der Wiener Zeitung widmete, und noch später im gleichen Verlage Holbergs (12) ausgewählte Komödien.

Die größte Freude aber über die Würdigung ihres bedeutendsten Lustspieldichters in einer so vortrefflichen Monographie von seiten eines deutschen Dichters empfanden die Dänen selbst. Und es war naturgemäß, daß Prutz zur Förderung seiner Arbeit sich mit dänischen Gelehrten und Dichtern in Verbindung setzte. Unterstützung fand er besonders bei dem Sprach- und Geschichtsforscher Christian Molbech und bei Andersen. Dieser sandte ihm auf seine Bitte um verschiedene auf Holberg bezügliche Bücher beifolgenden Brief in dänischer Sprache:

Kjöbenhavn den 14 September 1845.

Forrige Uge kom jeg hjem fra en Reise i vore danske Provindser og overraskedes, kjoere Hr Prutz, ved at finde Deres venlige Brev. Jeg gik strax i flere af vor Boghandeler, men ingen Steder kunde jeg erholde de to opgiven Böger, Werlauffs og Boyes; da faldt det mig ind at gaan til Udgiveren selv og bede dem af Venskab for mig og Sagen at udlaane mig et Exemplar; Boye

overlod mig sit eget Exemplar af "Holbergiana" og undskylde at han ikke endnu havde opfyldt sit givne Löfte, at give de skriftlige Meddelelser, disse har han nu til noeste Mondag sikkert lovet mig og til den Tid har jeg ogsaa Löfte paa Werlauf[f]s historiske Antegnelser; jeg faaer den fra een af mine Venner; jeg vil imidlertid ikke udsoette det med at sende hvad jeg allerede har, isoer da Pakken ikke er saa lille, og hele dens Indhold er en Present fra Boye, han sendte mig de medfölgende Blade og Smaaskrifter imorges og bad mig bede dem beholde disse til Afbenyttelse.

De har forlangt af mig at jeg sender dem Pakken med Posten og ikke gjennem Boghandelen det har jeg her gjort; Bögerne sendes imorgen med "Pakkepost", den billigste vi have, og jeg vil haabe at de saaledes betids faaer det hele.

Digteren Hertz har til Holbergs 100 aarige Fest skrevet et meget livligt dramatisk Forspil, det er ikke trykt, men har de meget Brug derfor kunde jeg maaske skaffe en Abskrift. Et lille originalt Lystspil:[1]) "den nye Barselstue" er i Vinter med soerdeles Bifald opfört paa det kongelige Theater; det berörer aldeles Tidsforhold, Forfatteren er anonym og Stykket er endnu ikke trykt. —

For de Holbergske Stykker er i den sidste Tid gjort meget mere end för, Decorationen og Kostümer temmelig cor[r]ecte og de spildes med Liv og Lune. Hr. Phister og Mdmselle Petersen er Perler, som Henrik og Pernille;[2]) til den sidste har jeg engang improviseret et lille Vers, som det maaske kan more dem at höre.

Til Jomfru Petersen

efter hendes Udförelse af Holbergs Pernille.

Et lille Vers jeg gierne sige vilde,
Men de maa love mig, bliv ikke röd —,
Hvis Holberg havde seet dem, som Pernille,
Han var bestemt som Pebersvend ei död.

De forstaaer Ordet „Pebersvend"? (Hagestolz.)

Da Thorwaldsen paa Nysö havde fuldendt i Leer Holbergs Büste, improviserede jeg i Spög til ham:

„Nei, Danmark skal ei have Holberg meer
„Jeg bryder Leeret, som hans Aand omfatter!"
Saa talte Döden. — "Af det kolde Leer,"
Böd Thorwaldsen, "skal Holberg födes atter!"

Om 4 Uger reiser jeg til Tydskland hvor jeg bliver, Vinteren over, jeg haaber da at vi mödes! Fra Tydskland gaaer jeg for tredie Gang til Italien.

Bring mig i venlig Erindring hos deres elskvoerdige Kone og glad mig med Brev.

venskabeligst

H. C. Andersen.

Auf deutsch:

Vorige Woche kehrte ich von einer Reise in unsere dänischen Provinzen heim und war überrascht, lieber Herr Prutz, Ihren freundlichen Brief vorzufinden. Ich ging sofort in einige unserer Buchhandlungen, aber nirgends konnte ich die beiden angegebenen Bücher von Werlauff und Boye erhalten; da fiel es

---

[1]) Dieses Lustspiel rührt von Andersen selbst her.

[2]) Zwei Personen in Holbergs ‚Maskerade'.

mir ein, zu den Herausgebern selbst zu gehn und bat sie aus Freundschaft für mich und die Sache, mir ein Exemplar zu überlassen; Boye überließ mir sein eigenes Exemplar der „Holbergiana“ und entschuldigte sich, daß er sein gegebenes Versprechen noch nicht hätte erfüllen können, mir die schriftlichen Mitteilungen zu geben, diese hat er mir nun bis nächsten Montag sicher zugesagt und bis dahin sind mir auch Werlauffs historische Erläuterungen versprochen; ich erhalte sie von einem meiner Freunde; ich werde mittlerweile nicht unterlassen das mitzusenden, was ich bereits habe, zumal da das Paket nicht zu klein und der ganze Inhalt ein Geschenk Boyes ist, er sandte mir die mitfolgenden Blätter und kleinen Schriften heute morgen und bat mich, Sie möchten beide zur Benutzung behalten.

Sie verlangten von mir, ich sollte Ihnen das Paket mit der Post und nicht durch die Buchhandlung senden, das habe ich hier getan; die Bücher werden morgen mit der Paketpost abgeschickt, die am billigsten ist, und ich will hoffen, daß Sie zur rechten Zeit das Ganze erhalten.

Der Dichter Hertz hat zu Holbergs 100jährigem Fest ein sehr munteres dramatisches Vorspiel geschrieben, das nicht gedruckt ist, aber bedürfen Sie dessen dringend, so könnte ich eine Abschrift beschaffen. Ein kleines originelles Lustspiel: „Die neue Wochenstube“ ist diesen Winter mit besonderem Beifall auf dem königlichen Theater aufgeführt worden: es berührt ganz und gar Zeitverhältnisse, der Verfasser ist anonym, und das Stück ist noch nicht gedruckt.

Für die Holbergschen Stücke ist in der neuesten Zeit viel mehr als früher geschehen, Dekorationen und Kostüme ziemlich korrekt, und man spielt sie mit Leben und Laune; Herr Phister und Frl. Petersen sind Perlen als Henrik und Pernille; auf letztere habe ich einmal ein kleines Gedicht improvisiert, das zu hören Sie vielleicht erfreut.

Auf Jungfrau Petersen

nach ihrer Darstellung von Holbergs Pernille.

In Versen möcht' ich Ihnen gern gestehen: —
Jedoch zuvor Ihr Wort mir nicht zu grollen —
Wenn Holberg als Pernille Sie gesehen,
Er hätt' als Hagestolz nicht sterben wollen.

Sie verstehn das Wort „Pebersvend“? (Hagestolz.)

Als Thorwaldsen auf Nysö Holbergs Büste in Ton vollendet hatte, improvisierte ich im Scherz auf ihn:

„Nicht lebe Holberg mehr, der Dänensohn,
Ich brech' den Ton, der seinen Geist umgeben!“
So sprach der Tod. „Und aus dem kalten Ton,“
Rief Thorwaldsen, „soll Holberg wieder leben.“ [1])

In vier Wochen reise ich nach Deutschland, wo ich den Winter über bleibe, ich hoffe dann, daß wir uns begegnen! Von Deutschland gehe ich zum drittenmale nach Italien.

Bringen Sie mich in freundliche Erinnerung bei Ihrer liebenswürdigen Gattin und erfreuen Sie mich durch einen Brief.

Freundschaftlichst

H. C. Andersen.

---

[1]) So gibt Andersen selbst die Verse wieder in der deutschen Ausgabe seiner Lebensbeschreibung ‚Das Märchen meines Lebens ohne Dichtung‘ (1847) S. 42.

Anzengrubers Romanerstling.

Von Wilhelm Bolin in Helsingfors.

Die Gesamtausgabe von Anzengrubers Werken bringt seinen Romanerstling als Band 2. In der dort uns vorliegenden Gestalt gehört er schon seit 1884 der deutschen Literatur an, und zwar vollendet und abgerundet, wie ihn der Dichter ursprünglich geplant und seiner hohen Begabung und seinem vollen Kunstverständnis allein angemessen ist und daher jeden Gedanken fernhält, daß es damit auch anders hätte sein können. Nur seine allerersten Leser, und es dürften ihrer nicht wenige gewesen sein, lernten es in einer Form kennen, die geradezu eine Entstellung ist: die erste Hälfte ein meisterhaftes Dorfidyll, die zweite ein Gemisch von ländlichen Vorgängen mit städtischen Begebnissen, die ferneren Schicksale der Heldin behandelnd, ohne daß es bei dieser Wendung ihres Lebenslaufes zu wahrer und voller Teilnahme für sie kommt. Wie es damit zusammenhängt und welche Mißstände zu überwinden waren, bis es dem Dichter vergönnt ward die mißlungene Stadtgeschichte mit ihren vielen nur skizzenhaft gehaltenen Figuren, ihren erzwungenen und wenig überzeugenden Situationen zu beseitigen und den prachtvollen Plan in seiner einheitlichen Schönheit auszugestalten, darüber ward man erst etliche Jahre nach seinem Ableben aufgeklärt.

In der zu Ehren des Autors von A. Bettelheim herausgegebenen Briefsammlung enthält ein Anhang im zweiten Bande alle dafür erforderlichen Aufschlüsse. Das halbfertige Werk wurde für eine Wochenschrift erstanden mit der Bedingung, dem Abschlusse die österreichische Hauptstadt zum Schauplatz zu geben. Nahrungssorgen machten den Dichter nachgiebig und eine fremde Hand führte ihm die Feder. Der eingreifende Wille, völlige Gleichgiltigkeit für die Erfordernisse der Kunst und Dichtung verratend, erstrebte einzig das Wohlgefallen der zunächst zu berücksichtigenden Leserkreise, von deren Bildungsstande und Verständnis für echte Poesie derlei Verhalten keinen besonders hohen Begriff zu hegen gestattet. Beiläufig sei nur erwähnt, daß es Leute gegeben, die den Roman in seiner damals stattgehabten Veröffentlichung, wie sie nicht der Gesamtausgabe angehört, gern hatten, einzig weil derselbe in dieser ungehörigen Form ihnen zuerst geboten worden war. An die vielen Schicksalshärten, die sich dem Dichter aufgezwungen und allein für diese Unform bestimmend gewesen, denken sie so wenig wie an das Ungenügende und Verfehlte, das dem Werk in seiner ihm damals aufgezwungenen Gestalt anhaftete.

Zur vollen Würdigung des Romans in seiner nunmehrigen Vollendung und der eminenten Dichtergabe, die sich dabei geltend macht, gelangt man erst durch einen Vergleich der beiden Bearbeitungen, den anzustellen hier gestattet sein möge. Die Verschiedenheit von Land und Stadt, namentlich wenn diese gar als Metropole sich behaupten soll, ist eine so ausgeprägte, daß die einem Kunstwerk unerläßliche Einheitlichkeit gefährdet scheinen muß. Bei Anzengruber erst recht, dessen Begabung zweifellos nach dem Ländlichen hinüberwiegt, während das Städtische, etliche Gestalten aus niederen Kreisen abgerechnet, unter seiner Hand in einer sentimental angehauchten Oberflächlichkeit erstarrte, die kein Kundiger sich verhehlen wird. Anzengrubers Dorffiguren und ihre Lebensgestaltung sind alle von packendster Wahrheit, von einer Fülle der Wirklichkeit, die deren Urheber in die erste Reihe unserer Dichtergrößen stellen. Man frage sich, was von seinen städtischen Gebilden eine gleiche Anerkennung verdient? Seine gewandte Feder verleugnet sich freilich auch da nicht; aber es ist Dutzendarbeit, die ihn niemals dahin gebracht hätte, wo er für allezeit der Stolz der deutschen Literatur und seines Heimatlandes verbleibt.

Lange vor ihm hat Auerbach in seiner bekannten „Lorle" eine Erzählung geschaffen, deren Verlauf im Ländlichen anhebt und in Städtisches ausmündet. Das Werk schließt mit einem Mißklang, dessen künstlerische Berechtigung dahingestellt bleiben möge. Ob es richtig ist, daß das Schwabenkind, in die Stadt als einen gänzlich fremden Boden versetzt, verkümmern muß, danach sei nicht gefragt. Ohne Zweifel bezweckt Anzengruber mit der Überführung seines Schandflecks in die Großstadt ihm dort ein besseres Lebenslos zu verschaffen, als es innerhalb gewohnter Dorfzustände jemals zu erreichen gewesen sein möge. Gut läßt er es dem Mädchen dort werden, so gut wie es die ausgeprägteste Banalität sich wünschen kann, zumal das Ländliche, soweit es in der ersten Veröffentlichung des Romanes vorgeführt wird, trübe und wenig anziehend genug sich darstellt. Aber das ästhetische Bedürfnis, dem durch diese Entgegensetzung Rechnung getragen wird, ist von jener Gedankenwillkür, um nicht zu sagen Gedankenlosigkeit, der ausschließlich die augenblicklich zu befriedigende Unterhaltung maßgebend ist, wie sie seinerzeit die Entstellung und Verhunzung der größten Meisterwerke auf der Bühne zulassen konnte, damit dieses Unterhaltensein ja keine Beeinträchtigung erlitte, weil der Zuschauer seinen Platz redlich bezahlt und nach einigem unvermeidlichen Tränenerguß seine wiedergewonnene gute Laune ungetrübt nach Hause bringen wollte. Bekanntlich hat namentlich Shakespeare sich's gefallen lassen müssen, daß das Veroneser Liebespaar nach vielerlei Mißgeschicken zu neuem Leben erwachte, um

es fortan in gebührenden Wonnen zu genießen; Lear und Cordelia blieben schließlich auch am Leben, um den Lohn der Tugend davonzutragen. Wir lächeln heute nicht ohne einige Malice über derlei Theatergepflogenheiten bei unseren Altvordern und können das Schöne in der von Shakespeare gegebenen Form unbedenklich bewundern, ohne daß das Herbe daran, das ein treuer Ausdruck des Lebens in seiner vollen Wirklichkeit ist, uns irgendwie um den bezweckten Kunstgenuß bringt.

Genau so trivial-unkünstlerisch wie die „guten" Ausgänge in den einst gespielten Shakespearestücken, wirkt das Städtische in der redaktionell-bestellten Schandfleck-Umgestaltung auf einen unbefangenen aber künstlerisch empfänglichen und geschulten Sinn. Daß der Dichter es auf eine für die Hauptperson günstige Gestaltung ihres zu Anfang von tragischen Umständen nicht verschonten Geschickes abgesehen, ist sein unverbrüchliches Recht; aber bei einem Anzengruber verlangen wir vollkünstlerisches, schönheiterzielendes Zuwegegehen. Das ist in der nunmehr beseitigten Stadtpartie wahrlich nicht der Fall. Es genügte ihm, daß Magdalene Reindorfer grundbrav bleibt, wie sie sich von Anfang an geartet, und dafür unter lauter prächtige Städter kommt, unter denen sich auch einen kreuzbraven Gatten findet, den sie auf Händen tragen wird. Wie er wirklich beschaffen ist, erfahren wir aus der Erzählung selber nur durch flüchtige Züge und müssen uns mit der seiner Absicht entsprechenden Versicherung des Dichters begnügen. Daneben die Umgebung von bloß episodenhaften Nebenfiguren, ähnlich denen, die er in seinen städtischen Stücken reichlich zu verwenden pflegt. Bei Magdalenen selber nicht die Spur einer Weiterentwicklung, einer an den neuen Verhältnissen erworbenen und bewährten Gediegenheit; bei ihrem Zukünftigen ebensowenig etwas derart, wodurch er ihr und dem Leser wirklich näher gebracht würde. Das Städtische gleitet schattenhaft an uns vorüber, vom Ländlichen, das auf den Halbbruder Bezug hat, geradezu handgreiflich abstechend. Schließlich zwei starke Zumutungen an unser Interesse für die Heldin und die ihrem Herzen besonders Nahestehenden. Wir meinen des Bräutigams Besuch beim vermeintlichen Vater und dessen Übersiedlung nach Wien, wo er ein gemütliches Alter bei seinem Herzblatt zuzubringen hat. Einem besonnenen Leser widerstrebt beides, wie es hier geschildert wird. Der Bräutigam trifft seinen zukünftigen Schwiegervater bei dessen Sohnes Hochzeit, ohne daß der Besuch des Stadtherrn der durchaus ländlichen Gesellschaft im geringsten auffällt: alles verläuft so glatt als möglich. Daß Bauerleute — von der argwöhnischen, mißgünstigen Schnur zu schweigen — derlei als völlig belanglos hinnehmen, befremdet unfehlbar. Daß schließlich der alte brave Reindorfer — wenn auch nicht vor unseren Augen —

sich in einen guten Wiener „Rentier" verwandelt, der sichs im künftigen Heim seiner Ziehtochter und ihres Herrn Gemahls wohl sein lassen kann, stellt sich dem Leser unwillkürlich als Zukunftsbild ein, und er legt beruhigt und vergnügt das Buch aus den Händen.

Den Hauptzügen nach sind Magdalenens Stadtschicksale dem ursprünglich geplanten und später zum Glück ausgeführten Dorfgemälde nachgebildet. Wechsel des Schauplatzes selbstverständlich. Gelangen an einen neuen Ort durch glückliches Eingreifen eines dem guten Mädchen gewordenen Wohlwollens ebenfalls. Was in der fatalen Stadtgeschichte durch das nahezu mechanisch funktionierende Zusammenwirken einer Menge von Schablonenfiguren bewerkstelligt wird, das erreicht die Dorferzählung durch einen einzigen Charakter, und was für einen: den alten Bauern vom Hof auf der weiten Halde. Er bleibt an der ganzen späteren Handlung wesentlich mitbeteiligt. Auch sein verwitweter Schwiegersohn ist eine von Anzengrubers echten Bauerngestalten, die sich vor den Augen des Lesers in ihren tüchtigen Eigenschaften wie in ihren zugehörigen Fehlern deutlich entfaltet; ganz anders mithin als der stereotype Stadtherr mit seinem kapriziösen Penchant fürs Kindermädchen. Wie ganz anders, wie inhalt- und lebensvoll gestaltet sich Magdalenens Verhältnis zu dem von ihr zu betreuenden Bauernkinde, wie reichhaltig, fest und bestimmt ist es gezeichnet, wie ärmlich dagegen alles, was das mutterlose Stadtkind betrifft. Von der verstorbenen Mutter desselben erfahren wir rein gar nichts, von der ersten Frau des dörflichen Witwers um so mehr, und das so wahrhaft, eingehend und packend, wie es nur bewährte Dichterhand schildern kann. Erst an diesen, der später ausgestaltenden Dichtung gehörenden Rückblicken zeigt es sich, daß der Grasbodenbauer von Föhrendorf, zu dem Magdalene in Dienst kommt, durch eine kummer- und prüfungsvolle Vergangenheit nicht weniger als durch die im Verlauf der ganzen Handlung umständlich dargelegte Tüchtigkeit ein Schicksalsgenosse des Mädchens und ihr an Lebensgediegenheit ebenbürtig ist. Dies alles gestaltet sich durch rein dichterisches Verfahren, ohne Zuhilfenahme von Nebenfiguren, die nur einmal zu erscheinen haben und dann entlassen werden. Das Ländliche aus der früheren Veröffentlichung ist natürlich herübergenommen. Den beiden Bearbeitungen gemeinsam ist das Zusammentreffen des Zukünftigen mit dem alten Reindorfer, auch bei des Sohnes Hochzeit, aber in einer durchaus unauffälligen, annehmbaren Weise: daß ein Bauer, wie die anwesenden Gäste, dem ehemaligen Hofbesitzer nachfragt, kann diesen völlig gleichgiltig sein; auch hier kommt der alte Bauer zuletzt ins Haus des neuen Paares, aber nicht um sich am Wienerleben gütlich zu tun, sondern um sein von viel Leid und Undank belastetes Leben in den Armen seiner

braven Ziehtochter auszuhauchen. Von hier fällt ein künstlerisch berechtigter Schatten auf die friedsamen und behaglichen Tage, die dem uns ans Herz gewachsenen Ehepaare noch beschert werden und wie wir es ihnen gönnen und sie beide reichlich verdient haben.

Wir wissen, daß Anzengruber die hinausgeworfene Stadtpartie zu einer anderen Erzählung, „Die Kameradin" betitelt, verwendet hat. Auch da Talent entwickelnd, eigentlich unverkennbar nur im Ländlichen; im Grunde bloß eine Leistung aus ökonomischen Gründen, den Ertrag einer kostbaren Arbeitszeit möglichst zu wahren. Unter seine gesammelten Werke hat der Dichter diese Erzählung nicht aufgenommen und mit vollem Recht, wie er es mit etlichen Wienerstudien auch getan. Besser als die gewöhnliche Dutzendware, die ihren Urhebern reichliche Tantièmen eingebracht hat, waren es Elaborate, an die auch Anzengrubers entschiedensten Verehrer seinen Namen nur ungern geknüpft sehen. Nun es überstanden und abgetan ist, was der Zwang äußerer Verhältnisse ihm abgerungen und wobei er doch, tapfer gegen die Schicksalshärten ankämpfend, volle Treue seinem Dichterberuf bewahrte, mögen wir darüber hinwegsehen, zumal dann das Tragische im Menschenlos sein Gorgonenantlitz uns zuwendet, welches zu kennen ihm nicht erlassen wurde. Es möge uns die Gewißheit versöhnen, daß es ihm vergönnt war, unsere Literatur mit so viel Trefflichem, Einzigartigem zu bereichern, daß nunmehr das Andenken an sein Wirken und dessen Denkmal ein für allezeit gesichertes bleibt.

Mit diesem alle Mißtöne ausgleichenden Eindrucke lesen wir immer wieder und wieder seinen Romanerstling in der nunmehrigen und wie wir wissen rechtmäßigen Gestalt: jede Zeile künstlerisch gehalten, von Anfang bis zuletzt vollendet, von unfehlbarer dichterischer Schönheit. Freudig dürfen wir ihm zustimmen, daß es ihm, wie er anläßlich der am Werke vorgenommenen Umarbeitung einem Freunde schrieb, durch besonders erfreuliche Nebenumstände gefördert, wirklich gelungen war, den Roman zu der ihm von vorneherein zugedachten künstlerischen Vollgiltigkeit zu bringen. Ausdrücklich sagt die betreffende Briefstelle: alles aus einem Guß. Bestätigt ward es ihm dann seitens derer, die sich um die unschätzbare Rettung dieses Kunstwerks bemüht hatten: „Nun ist es genau das, was es von Anfang an hätte sein sollen, einheitlich und harmonisch seiner ganzen Entwicklung nach, von wahrhaftem Leben durch und durch erfüllt, in allen Einzelheiten klar und übersichtlich den Leser durchaus mit sich führend und ihm einen schönen, versöhnenden Eindruck zurücklassend. Wir legen großen Wert auf den letzteren Umstand, weil für uns darin eines der wichtigsten Vorrechte der Dichtung besteht. Mit unverkennbarer Entschiedenheit jener Darstellungstreue nachstrebend, welche als

Realismus bezeichnet zu werden pflegt, haben Sie doch, wie es sich für einen Dichter geziemt, die Schönheit dessen stets vor Augen, was Sie bieten wollen."

Urkundliches von Michael Beer und über seine Familie.

Mitgeteilt von Paul Hoffmann in Frankfurt a. d. Oder.

„Wenn aber ein edler, vorzüglich begabter Mensch ... sich als Paria fühlt und alle die unsägliche Schmach seines Standes mit Bewußtsein in vollem Gefühl seiner Menschenwürde erdulden muß, so wird ein Conflict seines edeln Selbst mit den ihn erniedrigenden Satzungen und bürgerlichen Verhältnissen entstehen, der nicht tragischer gedacht werden kann." Mit diesen Worten, in die er die Idee von Michael Beers Hauptwerk faßte, berührte Eckermann den Riß in einer Brust, dessen Unheilbarkeit dieser die höchste Daseinswonne, wie in ruhiger, einheitlicher Betätigung sie ihr vorschwebte, immerwährend trübte, ja fast zerstörte, und entblößte den Nerv ihres Wirkens mit anteilvollem Verständnis. Um sein Leid lebenswahr verkörpern, seine schmerzerfüllte Seele erleichtern zu können, bildete der Dichter seinen Helden nach dem Spiegel und bewegte ihn in seiner romantisch verbrämten Gegenwart. Wie sollte es da verwunderlich erscheinen, daß sein „Paria" sich als abenteuerlich kostümiertes Selbstporträt, als „maskierter Michael Beer" entpuppte? Den angedeuteten Konflikt hatte das Schicksal in sein Leben hineingelegt, und wenn es ihn auch so erträglich wie möglich gestaltete, so wußte es schließlich doch keine bessere Lösung, als der Dichter sie in seinem Trauerspiel gab. Beer erlag diesem Zwiespalt, wenn anders die Erzählung seiner Zeitgenossen, z. B. des Grafen von Schack (vgl. „Aus einem halben Jahrhundert" 3. Auflage, 1894. 1. Band, S. 341 f.) und August Lewalds (vgl. Panorama von München. München 1835) über die unmittelbare Ursache seines Todes zu Recht besteht. Darüber aber, wie der Dichter sich im einzelnen mit dem Fatum abfand, über die Fügungen oder Wendungen seines Lebens, ist unsere Kenntnis trotz mehrfacher verdienstlicher Forschungen sehr lückenhaft und verträgt eine Erweiterung recht wohl. Eine solche glaube ich in der nachfolgenden Mitteilung zu bieten. Gelegentlich archivalischer Studien fand ich nämlich eine beglaubigte Abschrift von Beers Testament und da mir auch sonst einiges auf ihn und die Seinen bezügliche aufzuspüren glückte, lege ich es den Freunden seiner Muse vor.

Bekanntlich war die Familie Beer lange Zeit in Frankfurt a. d. Oder angesessen. Juda Herz Beer kam als erster von Berlin aus hierher. Seinen Vater Herz Beer, auch Hirtz Aron genannt, hatte er wohl kaum gekannt, da dieser bereits 1708 in Berlin verstorben war. Hirtz Aron, ein Sohn Aron Beer Oppenheims aus Frankfurt am Main, gehörte zu den Mitbegründern der israelitischen Gemeinde in der kurbrandenburgischen Hauptstadt; sein Name findet schon 1677 unter den Berliner Schutzjuden Erwähnung. Juda Herz Beer, durch den also die Familie nach Frankfurt a. d. Oder verpflanzt wurde, bewies Sinn sowohl für die Bedeutung der heiligen Schriften, der geistigen Bind- und Bildekraft seines Volkes, als auch für die wissenschaftliche Arbeit seiner Stammesgenossen, indem er durch einen Geldbeitrag den Druck einer kommentierten Pentateuch-Ausgabe förderte, die 1746 in Frankfurt a. d. Oder erschien. Wie recht er daran tat, sein Volkstum zu pflegen, geht aus dem folgenden Erlaß hervor. Am 4. Juli 1759 wurde ihm gestattet, in Frankfurt a. d. Oder ein Haus zu erwerben. Die Einschränkungen aber, welche die damaligen gesetzlichen Bestimmungen vorsahen, mußten ihm zum Bewußtsein bringen, daß er als Jude eben nur geduldet würde, daß man sein Volk als Eindringlinge betrachtete, die, wie sie den übrigen Staatsbürgern nicht gleichgeartet waren, von ihnen auch nicht als gleichberechtigt gewertet wurden. Diese königliche Ordre, die, wie alle übrigen Urkunden hier zum ersten Male mitgeteilt wird, lautet:

Nachdem bey Seiner Königlichen Majestät in Preußen p Unsern allergnädigsten Herrn, die Judenschaft zu Franckfurth an der Oder alleruntertänigst Ansuchung gethan, daß ihr verstattet werden möchte, statt der 20 Häuser so sie nach dem Special-Privilegio de 1718 daselbst wiederkäuflich zu acqviriren berechtiget, künftig 24. Häuser erblich zu besitzen;

Höchstgedachte Sr. Königl. Maj. auch diesen Gesuch, wobey so wenig die Churmärckische Krieges und Domainen-Cammer, als der Geheimen Justiz-Rath und General-Fiscal Uhden etwas zu erinnern gefunden, mit Aufhebung des bisherigen Wiederkaufs und unter denen im General-Juden-Reglement denen Berlinischen Juden vorgeschriebenen Conditionen wegen Einqvartirung und Servis, in Gnaden deferiret, und statt gegeben haben: Als wird in Conformitaet deßen, dem dasigen Schutz-Juden Juda Hertz Beer über den erblichen Besitz seines daselbst acqvirirten Hauses hiermit die erbethene Concession allergnädigst ertheilet. Wornach sich die Churmärckische Krieges- und Domainen-Cammer sowohl, als der Commissarius loci, und Magistrat zu Franckfurth an der Oder allerunterthänigst zu achten, und denselben nebst deßen Erben, dabey gehörig zu schützen, aber nicht zugestatten haben, daß derselbe, wenn er sein ietziges Hauß an einen Christen veräußert, dagegen ein anderes ankaufen dürfe.

Signatum Berlin den 4ten July 1759.

(l. s.)

Auf Sr. Königl. Maj. allergnädigsten Special Befehl

Happe. Boden. Blumenthal.

Konnten ihm nicht alle Rechte der Untertanen des Königs von Preußen voll zugebilligt werden, so mutete man dessenungeachtet ihm doch zu, an den Lasten, die das Vaterland trafen, sein redlich Teil zu tragen. In dieser Richtung wurde ihm bald Gelegenheit, für die ihm eben erwiesene Vergünstigung sich dankbar zu erweisen. Am Nachmittage des 30. Juli 1759 rückten nämlich die Russen in Frankfurt a. d. Oder ein und legten der Stadt eine unerschwingliche Kriegskontribution auf. Als diese nicht gezahlt werden konnte, nahmen die feindlichen Machthaber am 11. August den Oberbürgermeister Hofrat Ungnad und die Ältesten der Judenschaft Pinkus Moses Schlesinger und unsern Juda Herz Beer, denen sich der Senator, spätere Kriegsrat und Stadtsekretär Müller und ein Diener des Oberbürgermeisters freiwillig anschlossen, gefangen und führten sie als Geiseln in das russische Lager, wo sie unter der härtesten Behandlung so streng bewacht wurden, daß sie selbst über den Ausgang der inzwischen bei Kunersdorf stattgehabten Schlacht zunächst nichts erfuhren. Nachdem sie auf die qualvollste Weise hin- und hergeschleppt worden waren und nicht unerhebliche Geldopfer gebracht hatten, entließ der russische Befehlshaber am 16. August einige Geiseln, darunter auch Juda Herz Beer. — Im Jahre darauf machte er von der „Königlichen allergnädigsten Concession“ Gebrauch, indem er am 3. März 1760 das „am Hundehübel (auch „Hundehiebel“ und „Hundehebel“ geschrieben) und der Gerichtsstraßen Ecke belegene Haus“ Nr. 198 — heute Richtstraße 50. — für 5000 Taler von dem Oberamtmann Crüger kaufte. —

Juda Herz Beer war mit Bela, der Tochter Isaak Saul Samuels vermählt. Aus ihrer Ehe gingen vier Kinder hervor. Da das folgende Dokument sie aufzählt, muß auch hier ihrer gedacht werden. Als zweites Kind wurde den Eltern 1742 eine Tochter in Frankfurt a. d. Oder geboren, die 1788 als Gattin des Aron Wulff Münster starb. Der zweite Sohn Aron Oppenheim Beer, 1743 gleichfalls in Frankfurt a. d. Oder geboren, lebte später in Breslau. Sein jüngster Bruder Sanvil, auch Samuel Beer genannt, 1747 in dem gleichen Ort wie die Geschwister geboren, starb, mit seinem ältesten Bruder in demselben Jahre, 1811 in Landsberg a. d. Warthe. In diesem ältesten der Kinder lernen wir den Großvater unsers Dichters kennen. Herz Beer wurde als Erstgeborener 1736 — nach der Frankfurter „Bürgerrolle“ 1738 — seinen Eltern zu Frankfurt a. d. Oder geschenkt. Auf ihn ging, wie aus dem Nachstehenden ersichtlich ist, das väterliche Grundstück über, als Juda Herz Beer 1764 gestorben war. Warum die Erbregulierung erst neun Jahre später erfolgte, wird durch nichts in den Akten angedeutet. Der rathäusliche Bericht lautet:

Von Jhro Königl: Majestät in Preußen
Wir verordnete Bürgermeister und Rath Mannen
der Chur Brandenburgischen Haupt und Handels Stadt
Franckfurth an der Oder

Uhrkunden und attestiren hiermit: wie daß bey uns des verstorbenen hiesigen Schutz Juden Juda Hertz Baers und seiner gleichfals verstorbenen Ehefrau Bela Sauls Samuels hinterbliebenen Kinder
1) der hiesige Schutz Jude Hertz Baer
2) der Schutz Jude in Bresslau Aron Juda Baer Oppenheimer
3) Samuel Juda Baer
4) Jachet Juda Hertz Baers des Schutz Juden in Berlin Aron Wulff Münsters Ehefrau

erkläret haben, wie sie sich wegen des von ihrem verstorbenen Vater beseßenen, hierselbst in der Gerichts-Straße, neben Hanisches Hause belegenen Wohn Hauses und Pertinentien, dergestalt verglichen, daß solches der hiesige Schutz Jude Hertz Baer angenommen, und disen übrigen Geschwistern solches auch demselben zu seinem alleinigen Eigenthum überlaßen haben.

Uhrkundlich ist darüber gegenwärtiges Attest unter der Stadt Innsiegel und des Magistrats Unterschrift ausgefertiget worden. So geschehen Franckfurth an der Oder den 24 Jul: 1773

Ungnad. Trummer. (l. s.) Baerenreuth. Rive.

Wie sich aus dem folgenden ergibt, hatte diese Bescheinigung lediglich den Zweck, dem Gesuch an Friedrich den Großen, in welchem Herz Beer um die Genehmigung bat, das ererbte Haus auf seinen Namen in das Hypothekenbuch eintragen zu dürfen, zur Begründung beigegeben zu werden. Es ist also abgefaßt:

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr.

Mein verstorbener Vater, der wayland hiesige Schutz-Jude, Juda Hertz Baer, hat ein alhier in der sogenannten Gerichts-Straße erblich beseßenes Wohn-Haus, so eins von denen der hiesigen Judenschaft überhaupt zu besitzen verstatteten 24 Häusern ist, nachgelaßen, und meine respective Geschwisteren und Mit-Erben, haben bey der Auseinandersetzung über gedachten meines Vaters und meiner auch verstorbenen Mutter Nachlaß, gedachtes Haus mir zugeschlagen, und mir zu meinem alleinigen Besitz eigenthümlich überlaßen, wie ich solches durch das originaliter sub A. anschlößige Attestatum des hiesigen Magistrats in continenti des mehreren docire.

Weilen nun erwehntes Haus auch gedachtem meinem Verstorbenen Vater, besage der demselben sub 4ten Julii 1759 darüber ertheilten in Gerichtlich vidimirter Abschrift sub B. beyliegenden Concession, wofür derselbe laut gleichfalls derselben angefügter Quittung die chargen- und übrigen Jura berichtigt hat, dergestallt erblich zu besitzen expressis verbis concediret ist:

daß derselbe nebst deßen Erben dabey gehörig geschützet werden sollen;

so ist weiter nichts nöthig, als daß dieses auf mich erblich gekommen, u. von meinen Mit-Erben mir zum alleinigen Eigenthum überlaßene Haus, nunmehro in dem hiesigen Grund- und Hypothequen-Buche nur auf meinen Nahmen gestellet werde.

Da aber der hiesige Magistrat u. Stadt-Gerichte dennoch dazu erst expresse ordre von Ewr. Königl. Maj. Hochpreißl. Krieges- und Domainen-Cammer verlangen, dieser und deren Ertheilung aber ex antea adductis et probatis nicht das mindeste im Wege stehet;

So bitte Ewr: Königl. Maj. allerunterthänigst,
allergnädigst an den hiesigen Magistrat u. Stadt-Gerichte die erforderliche Verordnung ergehen zu laßen, daß das von meinem verstorbenen Vater Juda Hertz Baer nachgelaßene und auf mich erblich gekommene in der Gerichts-Straße alhier belegene Haus, nunmehro auf meinen Nahmen in dem Grund- und Hypothequen-Buche ohnbedencklich gestellet werden könne.

In tiefster Submission ersterbend

Ewr. Königl. Maj.
allerunterthänigster
Hertz Baer,
Schutz-Jude hierselbst.

Franckfurth an der Oder
d. 18ten Augusti
1773.

Die Zustimmung des Königs ließ nicht lange auf sich warten. Die Bedingung aber, unter welcher sie erfolgte, ist zu charakteristisch als daß ihr nicht ein paar Worte voraufgehen könnten.

Sophie Becker, die Begleiterin Elisa's von der Recke auf ihrer Reise durch Deutschland, vertraute ihrem Tagebuche an:

„Berlin, den 19. Dezember 1785.

.... Weil Ramler mein Nachbar war und meine Aufmerksamkeit auf das Porzellan bemerkte, woran ich die Blumen bewunderte, erzählte er mir die Art, wie der König seiner Fabrik Abgang verschaffte. Erstlich sind alle Juden, welche heiraten, gehalten, für dreihundert Rthlr. Porzellan zu kaufen, welches sie wieder aus dem Lande verkaufen können. Mancher arme Schelm ist, wenn er notwendig Geld braucht, gezwungen, sein Porzellan mit Schaden an Fremde loszuschlagen; sie haben nicht einmal die Wahl der Stücke. Auch müssen alle diejenigen, welche mit den Lotterien zu tun haben, jährlich für ein gewisses Geld Porzellan kaufen ...." (Vgl. G. Karo und M. Geyer, Vor hundert Jahren. Stuttgart o. J. S. 226.)

Hier tritt uns nun in dem königlichen „Special-Befehl" ein neues Mittel, dem Berliner Porzellan ein Absatzgebiet zu schaffen, entgegen. Herz Beer wurde folgendermaßen beschieden:

Von Gottes gnaden Friedrich, König von Preußen,
Marggraf zu Brandenburg, des heil: röm: Reichs, Ertz
Cämmerer und Churfürst ....

Unsern gnädigen Gruß zuvor, Wohlgebohrene, Veste, Hochgelahrte Räthe, Liebe-getreue! Bey denen in euren Bericht vom 14ten angezeigten Umständen sind Wir nicht abgeneigt, dem Schutz Juden Hertz Baer zu Franckfurth an der Oder, zum Besitz des von seinem verstorbenen Vater nachgelaßene und auf ihn vererbten Hauses daselbst, die gebetene Concession zu ertheilen und zu gestatten, daß solches auf seinen Nahmen im Hypotheken Buche eingetragen werde, wenn derselbe außer den dafür zu entrichtenden Chargen, Stempel und Cantzelley-Gebühren, zuförderst annoch für Zwantzig rthl: ächtes Porcellain aus der hiesigen Manufactur erkauft und solches auswärts debitiret zu haben gehörig bescheinigen wird; als wornach ihr denselben zu bescheiden habet. Sind euch mit Gnad gewogen. Geben. Berlin den 29ten Septbr: 1773.

Auf Sr. Königl. Maj: allergnädigsten Special-Befehl.

v. Derschau.

Der Kriegs- und Steuerrat Groote meldete daraufhin am 29. Oktober 1773 von Frankfurt a. d. Oder aus, daß der „Schutzjude Herz Beer für zwanzig rthl. ächtes Porcellain außer denen zu entrichtenden Chargen-Juribus außerhalb Landes debitiren wolle, wenn das von seinem Vater ererbte Hauß auf seinen Namen im Hypothekenbuch eingetragen werden" dürfte. Nachdem Beer dieser Anordnung Genüge geleistet hatte, wurde die „erbetene Concession" am 1. Dezember 1773 erteilt. — Damals gehörte Herz Beer schon zu den Ältesten der jüdischen Gemeinde. Durch den Erlaß der Städteordnung kam er noch dazu, am 29. März 1809 das Bürgerrecht zu erwerben. Er war mit Jente geb. Henoch aus Halle verheiratet. Der Tod trennte die Ehe ihm Jahre 1809. Wie schon erwähnt, folgte Herz Beer 1811 seinem Weibe. Von dem großen Ansehen, dessen er sich unter seinen Religionsgenossen erfreute, zeugt der Nachruf auf seinem Grabstein:

Hier ruhet
Herz Beer
Aeltester der Gemeinde
gest. d. 10. Oct. 5572.
Ein würdiger u. geehrter Greis
die Zierde seiner Gemeinde
die er mit Gottesfurcht und
aufrichtiger Liebe geführt.
Friede seinem Andenken.

Auch die Glieder anderer Glaubensgemeinschaften sollten Ursache haben, sich dankbar dieses Mannes zu erinnern. Professor C. W. Spieker, der Begründer des „Frankfurter patriotischen Wochenblattes", machte im ersten Jahrgange am 19. Oktober 1811 (S. 733 f.) folgendes bekannt:

„Am 15ten Oct. teilte mir Herr Jacob Hertz Beer aus Berlin die angenehme und für unsre Hausarmen so höchst erfreuliche Nachricht mit, daß sein, am 10ten dieses in unserer Stadt verstorbener Vater, Herr Hertz Beer, vor seinem Tode den Wunsch geäußert habe, daß 50 Thlr. Cour. nach seinem Hinscheiden an christliche schamhafte Arme vertheilt werden sollten. Zugleich übersandte er mir jene 50 Thlr. Cour. mit dem Auftrage, die Verteilung derselben zu besorgen. In Verbindung mit meinem Herrn Collegen, dem Prediger Plothe, habe ich darauf dieses menschenfreundliche Geschenk an 65 schamhafte Arme verteilt. Es waren entweder hülflose Witwen und alte hochbetagte Leute, oder unglückliche, ohne ihre Schuld zur Dürftigkeit herabgesunkene Familien und verlassene Kranke, welche durch milde Gaben erfreut und erquickt wurden. Möge der Vollendete, der seinen Wandel hienieden durch Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und anspruchsloses Wohltun auszeichnete, die Wahrheit der biblischen Verheißung: ‚Hilf von deinen Gütern den Armen und wende dich nicht von den Dürftigen, so wird dich Gott wieder gnädig ansehen', (Tobiae 4, 7) vor dem Angesicht des Höchsten an sich selbst erfahren. Dem würdigen Sohne aber gebührt Dank und Hochachtung, daß er den letzten Willen seines frommen Vaters so heilig geachtet

und so gewissenhaft befolgt hat. Jeder unbefangene, vorurteilsfreie Mann wird sich bei dieser Gelegenheit in der Wahrheit bestärken: „daß unter allerlei Volke, wer Gott fürchtet und recht tut, ihm angenehm ist.“

„Ein edler Geist klebt nicht am Staube;
Er raget über Zeit und Stand:
Ihn engt nicht Volksgebrauch, noch Glaube,
Die Sonne steig und tauche nieder;
Sie sah und sieht ringsum nur Brüder:
Der Jud' und Christ und Hottentott
Verehren kindlich Einen Gott.“

Herz und Jente Beer waren die Eltern des 1769 in Frankfurt a. d. Oder geborenen Juda Herz Beer, der, wie wir bei Spieker eben gesehen haben, auch Jacob Herz Beer genannt wird. Seine Gemahlin Amalie geb. Lipmann Meyer Wulff wurde die Mutter des Dichters Michael Beer und seiner Brüder. Heine konnte sie mit Recht im Hinblick auf diese Kinder „die glücklichste Mutter“ nennen. Schon der älteste dieser Söhne Jakob Meyer Beer, nachmals als Giacomo Meyerbeer ebenso viel gepriesen als verlästert, ist nicht mehr in Frankfurt a. d. Oder, sondern, wie Adolf Kohut neuerdings nachgewiesen hat, auf einem Planwagen vor dem Gasthause in Taßdorf auf dem Wege von Berlin nach Frankfurt, wohin die Eltern zur Messe reisten, geboren worden. Damit fällt auch die Sage, daß Michael Beer noch in Frankfurt a. d. Oder geboren sei; er erblickte vielmehr am 26. Siwan 5560, das ist am 19. August 1800, das Licht der Welt zu Berlin. Wann Juda Herz Beer seinen Wohnsitz nach Berlin verlegte, vermochte ich nicht nachzuweisen. Er starb 1825; seine Gattin überlebte ihn lange; sie verschied später als drei ihrer Söhne am 27. Juni 1854. Gleich seinem Vater setzte auch Juda Herz Beer seine Wohltaten über das Grab hinaus fort. Spieker konnte dieselbe Summe noch einmal Bedürftigen seiner Gemeinde übermitteln. Wir lesen in demselben „Wochenblatt“ Nr. 45, vom 10. November 1827 (S. 509):

„Die Herren Söhne des am 6ten November 1825 zu Berlin verstorbenen aus Frankfurth gebürtigen Banquier J. H. Beer haben mir 50 Thaler übersandt, um sie am Sterbetage des geliebten Vaters an hiesige Arme zu verteilen. Mit Vergnügen habe ich mich diesem angenehmen Geschäft unterzogen und genannte Summe an 50 arme Familien und Leute verteilt. Sie haben diese freundliche Gabe unter den Empfindungen des herzlichsten Dankes in Empfang genommen, und segnen das Andenken des Mannes, der sein Leben durch Wohltun so segensreich für Viele gemacht hat . . .“

Von den Söhnen Juda Herz Beers haben drei, jeder in seiner Art, ihren Namen in das Buch der Geschichte eingetragen. Daß der des jüngsten auch vom Licht schöner Menschlichkeit umstrahlt bleibt, wird sein Testament bezeugen, das ich meinen obigen Urkunden noch anzureihen habe. In jeder seiner letztwilligen Bestimmungen erscheint

er uns als ein getreuer Sohn seiner Ahnen, und wenn wir seinen Dichtungen auch nicht das höchste Maß menschlichen Beifalls zollen können, so werden wir ihm um seines Testamentes willen doch unsere Achtung und Zuneigung nicht versagen dürfen. Gewinnen wir nicht allzuviel aus demselben für die Erkenntnis seines Lebensganges und seiner Ziele, so gleicht dies der Ertrag für die Würdigung seines Charakters vollkommen aus. Bemerkenswert in erster Hinsicht erscheint es, um bei Einzelbestimmungen zu verweilen, daß er besonders der Stadt Bonn gedenkt; leider aber erfahren wir nicht, wodurch Bonn sich Anspruch auf eine so dankbare Liebe erworben hatte. Student im gewöhnlichen Sinne ist er dort nicht gewesen und bei Einwirkungen rein persönlicher Natur kommen wir über Vermutungen wenig hinaus. Neben der Bekundung jenes Wohltätigkeitssinnes tritt die Betonung des Judentums, das Gefühl der Stammeszugehörigkeit, das er niemals verleugnete, scharf und bedeutsam hervor. Daß er gerade seinen Volksgenossen, die damals noch vielfach in der Ausbildung ihrer natürlichen Anlagen ein Gegengewicht gegen drückende Vorurteile erblicken mußten, diese Entschädigung an seinem Teile sichern und mehren will, auch darin offenbart er sich als Dichter des „Paria“.

Die Frage endlich, warum er so zeitig, sieben Jahre vor seinem Tode, „noch vollkräftig und gesund“, sein Haus bestellen will, wird sich nicht so einfach beantworten lassen. War es eine Ahnung seines frühen Todes, oder brachte das Abscheiden des geliebten Vaters, das wenige Monate vorher erfolgt war, ihn dazu, sich auf den letzten Gang zu rüsten? Genug, wie einer der Weisen seines Volkes bedachte er zu einer Zeit, als Ruhm ihm besonders lächelte, daß er sterben müsse. Wie klug er es tat, wollen wir nun sehen:

Copia vidimata.

Mit ergebenen Sinn in den Willen der Vorsehung, die mich in der Blüthe meiner Jahre, wenn es Gott gefällt, von der Erde abrufen kann, halte ich für meine Pflicht meine Einrichtungen so zu treffen, daß der Tod, er komme wann er wolle, meine Rechnung mit allem Irrdischen abgeschlossen finde. Das Heil meiner Seele befehle ich Gott! in Bezug aber auf Alles, was ich auf dieser Welt besitze, will ich, und diese Verfügungen setze ich noch vollkräftig und gesund fest, daß es so gehalten werde, wie folgt.

§. 1.

Diese letztwilligen Verordnungen sind nur gültig, falls ich unverheirathet stürbe; sterbe ich mit Hinterlassung einer Wittwe und ehelich erzeugter Kinder, ohne durch Ehepakten oder anderweitige testamentarische Verfügungen über meinen Nachlaß bestimmt zu haben, so wird dies gegenwärtige Testament als nicht geschrieben geachtet, und es tritt die Intestat-Erbfolge nach den Gesetzen ein.

§. 2.

Sterbe ich, bevor meine geliebte Mutter von der Welt geschieden ist, so glaube ich ihr im Tode wie im Leben, die größte Anerkennung ihrer unendlichen

Liebe schuldig zu sein und ernenne sie, mit Ausschluß der Summe in Legaten bestimmt, zur alleinigen Erbin meines gesammten Vermögens. Ihrer mütterlichen Liebe stelle ich es alsdann anheim, ob sie über das von mir ererbte Vermögen nach meinen in den letzten §. §. ausgesprochenen Ansichten und Wünschen testiren oder darüber nach ihren besseren Ansichten verfügen will.

§. 3.

Trifft mich, was Gott verhüten möge, der Tod nach dem Ableben meiner theuren Mutter, so soll mein ganzes Vermögen den Kindern meiner Brüder J. Meyerbeer, Heinrich Beer und Wilhelm Beer anheimfallen, die ich für diesen Fall also zu meinen Erben berufe und ernenne und zwar dergestalt, daß mein Nachlaß in drei gleiche Theile nach Abzug der Legate, getheilt werde und die Deszendenz eines jeden meiner Brüder zusammen ein Drittheil erhalte.

Unter den Kindern meiner Brüder verstehe ich nicht allein die, welche sich bereits an meinem Todestage am Leben befinden, sondern alle die, welche von meinen Brüdern nach meinem Ableben in rechtmäßiger Ehe bis dahin erzeugt werden, daß ihr ältestes Kind die Majorennität erreicht hat.

§. 4.

Von dem Nachlaß werden daher, wenn auch einer meiner drei Brüder keine Kinder haben sollte, dennoch drei Theile gebildet und soll jeder meiner Brüder von diesem Drittheil den Nießbrauch der Kapitalien bis zur Majorennität seiner Kinder erhalten. Sobald eines meiner Neffen und Nichten das Vier und Zwanzigste Jahr erreicht hat, erhält er oder sie ihren Antheil an dieses Drittheil, nach der Zahl der alsdann vorhandenen Kinder zur freien Disposition und hört das Nießbrauchsrecht dessen Vater auf.

§. 5.

Sollte die Ehe meines Bruders Meyerbeer nicht mit Kindern gesegnet sein, so erhält er bis zu seinem Tode den Nießbrauch eines Drittheils meines Vermögens. Nach seinem Tode aber soll dieses Drittheil den Kindern meines Bruders Wilhelm Beer anheimfallen, jedoch die Auszahlung auch erst dann erfolgen, wenn sie das Vier und Zwanzigste Jahr erreicht haben. Die Revenüen dieses ihnen gewordenen Drittheils meines Vermögens sollen alljährlich zum Kapital geschlagen und dieses dadurch vermehrt werden.

§. 6.

Wird, was der Himmel verhüte, einer meiner Brüder kinderlos, so bleibt dem Vater der Nießbrauch des von mir seinen Kindern hinterlassenen Drittheils so lang er lebt. Nach seinem Tode fällt dasselbe aber den Kindern der andern Brüder zu, welche hierdurch einander gegenseitig in diesen eintretenden Fällen substituiret werden.

§. 7.

Mein Vermögen soll bis zur Majorennität des letzten meiner Bruder-Kinder für jedes derselben, so lang dessen Minnorennität dauert, durch meine Brüder J. Meyerbeer und Wilhelm Beer verwaltet werden. Da indeß mein Bruder Meyerbeer oft von Berlin abwesend ist, so ermächtige ich ihn nach seinem Gutdünken einen seine Stelle vertretenden Kurator zu wählen.

Diese berufenen Verwalter meines Nachlasses und den von meinem Bruder Meyerbeer erwählten Substituten befreie ich von aller obervormundschaftlicher Aufsicht, von der Verbindlichkeit Kaution zu bestellen, Rechenschaft von ihrer Verwaltung zu geben, sondern haben sie nur alljährlich einen Abschluß, den meine berufenen Erben schlechterdings anerkennen müssen, wenn ihnen bei erlangter Majorennität danach ihr Vermögen ausgezahlt wird, zu machen.

§. 8.

Indem ich die Verwaltung meines Vermögens, überzeugt von ihrer Einsicht und ihrer Liebe für das reelle Beste ihrer Kinder, meinen Brüdern Meyerbeer und Wilhelm Beer überlasse, stelle ich es ihnen auch anheim, ob sie mein väterliches Vermögen auch nach meinem Ableben in der unter der Firma

„J. H. Beer"

bestehenden Handlung meines seeligen Vaters lassen wollen. Ist das mir nach der Bilance von Eintausend Achthundert Fünf und Zwanzig zustehende Erbtheil noch ungeschmälert vorhanden und befinden sich die mir aus dem Nachlaß meines seeligen Vaters verbliebenen Kapitalien noch in der Handlung an meinem Todestage, so wünschte ich wohl, daß sie, so lange das Handlungs-Haus meines geliebten Vaters besteht, bis zur Majorennität meiner Neffen und Nichten nicht anderwertig plazirt würden.

Indeß spreche ich diesen Wunsch nur aus, ohne dadurch meinen Brüdern durch eine gesetzliche Klausel die Art der Verwaltung meines Nachlasses andeuten zu wollen.

§. 10.

(Legate.)

Meine Erben sind verpflichtet, folgende Anordnungen pünktlich zu erfüllen:

A. Dasjenige Vermögen, welches ich nach dem Ableben meiner geliebten Mutter, insofern sie vor mir sterben sollte, aus deren Nachlaß und lediglich aus ihrem, das mir von meinem Großvater zustehende Vermögen ist hierin nicht mitbegriffen, erben werde, prälegire ich den erstgebornen Söhnen meiner Brüder Heinrich und Wilhelm Beer, also meinen Neffen Ludwig Anton Beer und George Friedrich Amadeus Beer.

In Ansehung der Verwaltung und Benutzung gilt bei diesem Legate, was in Betreff des übrigen Vermögens von mir angeordnet ist.

B. Setze ich ein Kapital von 10 000 Rthl. sage Zehntausend Thalern fest, das jährlich zu Fünf procent verzinset werden soll. Die Interessen dieses Kapitals sollen verwendet werden, daß es unbemittelten Künstlern, das heißt Maler oder Bildhauer jüdischer Religion erleichtert werde, sich in Italien in ihrer Kunst zu vervollkommnen. Die jungen Leute, denen dies Stipendium zu Theil werden darf, müssen sich zum jüdischen Glauben bekennen und

a, das Alter von Zwei und Zwanzig Jahren erreicht haben

b, Zöglinge einer deutschen Akademie und mit den besten Zeugnissen ihrer Tüchtigkeit versehen sein,

c, eine Preis-Aufgabe gelöst haben, die die Berliner Akademie, in Rücksicht auf dieses Stipendium, gewiß nicht versagen wird, alljährlich zu bestimmen und ihr Gutachen über die Arbeiten den Kuratoren meines Nachlasses mitzutheilen.

d der, welcher den Preis erhält, wird auf ein Jahr mit Fünfhundert Thalern unterstützt, um nach Italien zu gehen, nach seinen besten Kräften die großen Vorbilder zu nützen und seine Kunst mit allem Fleiß und Eifer zu betreiben. Er ist verpflichtet sich Acht Monate in Rom aufzuhalten.

Das Geld wird ihm, mit einem Vorschuß von Hundert Thalern quartaliter in Italien ausgezahlt.

Ueberdies wünschte ich, daß die nöthigen Maaßregeln getroffen würden, sich seiner Thätigkeit und Sittlichkeit in Rom zu versichern.

Ein Zeugniß der dortigen Preußischen Autoritäten vom Gegentheil berechtigt die Kuratoren meines Vermögens nach einem halben Jahre das Stipendium dem für unwürdig befundenen zu entziehen.

C. Bestimme ich meinem Freunde, dem Baron Herrmann von Czettritz-Neuhaus, der in den Minen von Patosi angestellt ist, bei seiner Rückkehr nach

Europa 5 000 Rthlr. sage Fünftausend Thaler Preußisch Kurant. Sollte diese Rückkehr nicht drei Jahr nach meinem Ableben erfolgt sein, so fällt dies Legat meinen Erben zu. —

Eine gleiche Summe bestimme ich der Schwester des Vorgenannten, falls sie an meinem Todestage noch unvermählt und nicht versprochen wäre, dem Fräulein Isidore von Czettritz-Neuhaus nämlich.

D. Dem Fräulein Antoinette von Montalban vermache ich der Treue und Sorgfalt halber, mit der sie meiner Mutter gedient hat 2 000 Thlr. sage Zweitausend Thaler, falls sie nach meinem Ableben noch nicht vermählt ist.

E. Ich vermache den Armen aller Konfessionen zu Bonn am Rhein als ein Zeichen meiner Liebe zu dieser Stadt 1 000 Thlr. sage Tausend Thaler.

F. Ich bestimme eine gleiche Summe dem hiesigen Bürger-Rettungs-Institut.

G. Es sollen Tausend Thaler an die hiesigen Armen jüdischer Konfession am Tage meines Begräbnisses vertheilt werden. Sollte ich nicht in Berlin sterben, so sollen nur Fünfhundert Thaler den hiesigen jüdischen Armen und die andere Hälfte den Armen des Ortes zugetheilt werden, dem ich meine irdische Hülle lasse.

H. Alles was ich an Pretiosen, als da sind: Ringe, Uhren, gefaßte Diamanten, Medaillen u. s. w., besitze, vermache ich meinem Bruder J. Meyerbeer.

J. Ich vermache mein Mobiliar, mit Ausschluß der Bücher meinem Bruder Heinrich Beer.

K. Meine Bibliothek vermache ich meinem Bruder Wilhelm Beer und füge den Wunsch hinzu, daß er nie etwas davon veräußere und sie nach seinem Tode seinem ältesten Sohne überlasse.

§. 11.

Meine Erben und die Vermögens-Administratoren sind verbunden, diese Legate, welche als Kapital ausgezahlt werden sollen, binnen Sechs Wochen nach meinem Tode den ernannten Legatarien auszuzahlen.

§. 12.

Uebrigens verbiete ich jede gerichtliche Einmischung bei der Regulierung und Verwaltung meines Nachlasses auch die meinen berufenen Bruderskindern, in dem Fall des Absterbens deren Vaters vor ihrer erlangten Majorennität zu bestellenden Vormünder müssen sich meinen desfallsigen Anordnungen unterwerfen, entgegenstehenden Falls sie von allen Vortheilen als meine Erben ausgeschlossen sein sollen.

Ich will, daß diese meine Anordnungen als mein unerschütterlicher Wille befolgt und aufrecht erhalten werden.

Sollten sich in meinem Nachlasse von mir eigenhändig unterschriebene und versiegelte Nachzettel vorfinden, so sollen die darin von mir getroffenen Anordnungen über diesen oder jenen Theil meines Vermöges ebenso gelten als wenn sie in diesem Testamente mit aufgenommen wären.

Zur Vergewisserung alles dessen ist dieses von mir eigenhändig ge- und unterschrieben.

So geschehen Berlin den Sieben und Zwanzigsten April des Jahres Achtzehnhundert und Sechs und Zwanzig.

Michael Beer.

Daß die hier wiedergegebenen Verfügungen wirklich letztwillige waren, geht daraus hervor, daß das Testament in dieser Form am 5. Mai 1826 im Kammergericht zu Berlin „präsentirt" wurde.

Nachdem Michael Beer am 22. März 1833 zu München gestorben war, fand die Eröffnung des Dokuments am 31. Mai statt.

Diese letztwilligen Bestimmungen dürften es verantworten, wenn ich noch einige Worte über den Frankfurter Grundbesitz der Familie Beer hier folgen lasse. Das, wie es hieß, in der Gerichtsstraße, neben dem des Kaufmanns Carl Friedrich Hanisch (mit Nr. 197, jetzt Richtstraße 49 bezeichnete), befindliche Haus vererbte Herz Beer auf seinen Sohn, den Banquier Jacob Herz Beer in Berlin, der auch, nachdem ihm die Frankfurter Juden ältesten Herz M. Schlesinger und Meyer Eibeschütz unter dem „15. Mertz 1813" attestiert hatten, daß er der alleinige Erbe sei, als Besitzer am 15. April 1813 eingetragen wurde. Er hinterließ es seinen Söhnen, so daß Michael Beers Viertelanteil — laut §. 2 obigen Testaments — seiner Mutter zufiel. Die verwitwete Amalie Beer geb. Liepmann Meyer Wulff verkaufte diesen „ihren Anteil an dem in der Richtstraße, an der Ecke der Schmiedestraße belegenen Hause, „Der wilde Mann" genannt, am 8. Juni 1842 an ihre beiden Söhne, den Hofkapellmeister Meyerbeer und den Geheimen Commercienrat Wilhelm Beer, welch beide um die gleiche Zeit auch Heinrich Beers Besitzteil daran käuflich erwarben. Wilhelm Beers vier Kinder endlich veräußerten ihre Erbhälfte schließlich am 10. Oktober 1860 auch noch an ihren Onkel, so daß Meyerbeer nunmehr alleiniger Besitzer war. Seinem Erben gehört das Grundstück noch heute.

Daß Michael Beer noch Größeres als das Geleistete gelungen wäre, ist fast nicht zu bezweifeln. In seinem Charakter, der notwendigen Voraussetzung auch für alles künstlerische Schaffen, tritt eine Reife zutage, die sich in erhebenden Dichtungen hätte offenbaren müssen. Dies des näheren zu erörtern, bleibt dem künftigen Biographen M. Beers aufbehalten. Ihm möchte ich vorgearbeitet haben.

Miszellen.

Das Vorbild zu Hardenbergs „Wo bleibst du Trost der ganzen Welt".

In dem „Groß Katholisch Gesangbüch durch P. David Gregorium Cornern", Nürnberg 1631 Nr. XX, S. 59 (später öfter, siehe Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 5, S. 1268, Nr. 1517, auch Simrock, Deutsche Sionsharfe, Lindemann, Blumenstrauß) findet sich ein Gedicht „Der Altvätter Verlangen nach dem Messia", an das sich offenbar das geistliche Lied Hardenbergs: „Wo bleibst du Trost der ganzen Welt" anlehnt. Hardenberg folgt im wesentlichen allen Motiven der alten Dichtung und geht bis zu wörtlichen Entlehnungen. Ich stelle im folgenden die gleichlautenden oder verwandten Stellen zusammen.

Bei Corner.

Strofe 4.

Wo bleibstu, Trost der gantzen Welt,
darauf sie all ihr Hoffnung stelt?
O komb, ach kom vom höchsten Saal,
komm tröst uns hie im Jammerthal.

Strofe 2.

O Gott, ein Tau vom Himmel gieß,
im Tau herab, o Heiland fließ!
Ihr Wolken, brecht und regnet auß
den König über Jakobs Hauß!

Strofe 3.

O Erd schlag auß, schlag auß, O Erd,
daß Berg und Thal grün alles werd!
O Erd, herfür diß Blümlein bring,
o Heyland, auß der Erden spring!

Strofe 5.

O klare Sonn, du schöner Stern,
dich wollten wir anschauen gern,
O Sonn geh auf, ohn deinen Schein
in Finsternuß wir alle seyn.

Strofe 6. (In einigen Drucken Schlußstrophe.)

Hie leyden wir die größte noht,
vor Augen steht der ewig Todt:
Ach kom, führ uns mit starker Hand
von Elend zu dem Vatterland.

Hardenberg.

Strofe 1.

Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt.
Herberg ist dir schon längst bestellt.
Verlangend sieht ein jedes dich,
und öffnet deinem Segen sich.

Strofe 3—4.

Geuß, Vater, ihn gewaltig aus,
gib ihn aus deinem Arm heraus:
. . . .
. . . .

—

. . . .
. . . .
In schweren Wolken sammle ihn,
und laß ihn so hernieder ziehn.
In kühlen Strömen send ihn her,
in Feuerflammen lodre er
in Luft und Öl, in Klang und Tau
durchdring er unsrer Erde Bau. —

Strofe 6—8.

Die Erde regt sich grünt und lebt,
des Geistes voll ein jedes strebt
. . . .
. . . .

—

Der Winter weicht ein neues Jahr,
steht an der Krippe Hochaltar
. . . .
. . . .
Die Augen sehn den Heiland wohl,
und doch sind sie des Heilands voll,
von Blumen wird sein Haupt geschmückt
aus denen er selbst holdselig blickt.

Strofe 9.

Er ist der Stern, er ist die Sonn
. . . .

Strofe 12. (Schlußstrophe).

Das Elend wächst je mehr und mehr
ein düstrer Gram bedrückt uns sehr,
laß, Vater, den Geliebten gehn,
mit uns wirst du ihn wieder sehn.

Alle Hauptideen des Hardenbergschen Gedichtes, die ganze tiefe mystische Grundstimmung, findet sich schon in der alten Dichtung, nur Ausdeutungen, neue Bilder und Paraphrasen sind Eigentum des modernen Dichters, freilich auch die

geschlossene Gestaltung, der sprachliche Wohlklang, der das Hardenbergsche Gedicht doch über das alte erhebt. Nur die schwächlichste Strofe Hardenbergs, Strofe 11, hat keinen Vorklang bei Corner. Dafür nahm Hardenberg wieder den Inhalt zweier Strofen seines Vorbildes nicht auf, von denen die 1. Strofe dem Heiland eine zu aktive Stellung gibt:

O Heyland reiß die Himmel auff,
herab, herab vom Himmel lauff!;
Reiß ab vom Himmel Thor und Thür,
reiß ab, wo Schloß und Riegel für!

Dies würde zu Hardenbergs Gedicht nicht passen, der dem Erlöser eine ganz passive Rolle zuweist: Der Vater gießt ihn aus, sendet ihn in kühlen Strömen nieder. Charakteristisch für diese Wandlung, die Hardenberg vornahm, ist besonders der Schluß, wo der alte Dichter fleht: „Ach kom, führ uns," Hardenberg aber: „Laß Vater, den Geliebten gehn." — Die 7. Strofe endlich, die Hardenberg gleichfalls nicht benutzte, enthält nur stereotype Schlußwendungen, auch fehlt sie in neuen Drucken, so daß sie dem Dichter unbekannt geblieben sein kann. Ein Druck von dem mit Sicherheit nachzuweisen, daß er in Hardenbergs Händen war, ist mir nicht bekannt, doch ist die Abhängigkeit wohl ohnedies zweifellos.

München. **Will Vesper.**

Zu Jean Pauls Briefwechsel.

In der von Paul Nerrlich 1902 veröffentlichten Briefsammlung „Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto" ist S. 203 ein Brief als bisher unveröffentlicht abgedruckt, der in Wahrheit schon im 3. Bande der „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter", S. 152 ff. veröffentlicht war. Er ist nach den „Denkwürdigkeiten" gar nicht an Christian Otto, sondern an Schlichtegroll gerichtet; das wird durch den Ton des ganzen Stückes und durch die Schlußanrede „General-Sekretair" bestätigt. Den Brief hat Nerrlich nicht im Original, sondern in einer aus Weimar durch Dr. Hecker besorgten Kopie vorgelegen.

München. Eduard Berend.

Miszellen zu Kleist und Adam Müller. I.

Ich stelle eine Anzahl von Parallelen zusammen, die das nicht eben reiche Resultat einer vergleichenden Lektüre der Müllerschen und Kleistischen Schriften sind; diese erste Reihe soll durch einige bei Gelegenheit des Homburg gemachte Beobachtungen ergänzt werden. Alles, was zum Kapitel des Parallelensports gehört, war von vornherein ausgeschlossen, desgleichen fällt weg, was die Beiden mit hundert andren gemein haben. Es ist hervorzuheben, daß in den zu verzeichnenden Fällen Kleist der abhängige Teil zu sein scheint: auf Versuche, die von andrer Seite unternommen sind, Kleistische Einflüsse bei Müller aufzuzeigen, sehe ich keinen Anlaß einzugehn.

1. Kleist 3, 360 „und da er, auf eine leicht begreifliche Weise, den Jungen in dem Maße lieb gewonnen, als er ihm teuer zu stehen gekommen war, so adoptierte er ihn" (1811). Adam Müller, Vermischte Schriften 1, 168 ff. „Weil sie zu schaffen und zu sorgen geben, darum werden Tasso und die Kinder geliebt." „Die eigne Liebe, die man zu dem empfindet, was einem viel Mühe und Schweiß gekostet." „Das vaterländische Gefühl ist das edelste von allen: „laßt es die

Völker teuer bezahlen, damit es ihnen teuer werde." (Spätestens 1811, wahrscheinlich 1810 geschrieben.) Derselbe in den Vorlesungen über Friedrich II., die Kleist im Manuskript kennen mochte, als er seine Novelle niederschrieb, vielleicht auch schon im gedruckten Exemplar (November 1810) einsehn konnte, S. 268: „Was wir gründlich lieben sollen, muß uns recht gründliche Mühe, und Arbeit und Not, und meinethalben auch Geld gekostet haben. In Zeiten, wie die jetzigen, muß der Staat, welcher geliebt sein will, dem Unterthan teuer zu stehen kommen . . . . . Ich setze voraus, daß die Unterthanen dem Staate teuer zu stehen kommen, indem ich verlange, daß nun auch der Staat den Untertanen teuer zu stehen kommen solle: ich will ja, daß sie einander wechselseitig teuer sein sollen." Es kommt auf die unermüdlich variierten Worte an, die sich Kleist eingeprägt haben, weniger auf den Gedanken, der (weit verbreitet wie er ist) Kleist seit langem wohl vertraut war; in ähnlicher Fassung war er ihm in dem Gedicht begegnet, das unter dem Titel „Für Wilhelmine von Zenge" sehr mit Unrecht unter seinen eigenen Dichtungen figuriert (4, 9 ff.; namentlich V. 33 ff.). Weiter ab steht neben Herder 13, 26 und Ähnlichem der Satz von Novalis (2, 187): „Was einem Mühe kostet, das hat man lieb."

2. Kleist 4, 163 „Betrachtungen über den Weltlauf" des Inhalts, daß die Entwicklung der Völker, wenigstens der Griechen und Römer einen den landläufigen Ansichten grad entgegengesetzten Verlauf genommen habe. „Diese Völker machten mit der heroischen Epoche, welches ohne Zweifel die höchste ist, die erschwungen werden kann, den Anfang; als sie in keiner menschlichen und bürgerlichen Tugend mehr Helden hatten, dichteten sie welche; als sie keine mehr dichten konnten, erfanden sie dafür die Regeln; als sie sich in den Regeln verwirrten, abstrahierten sie die Weltweisheit selbst; und als sie damit fertig waren, wurden sie schlecht." (1810.)

Adam Müller, Vermischte Schriften 2, 97 f. „In den Anfängen der Staaten und Reiche ist Tat und Handlung alles; jeder muß etwas Gewaltiges tun und hat kaum Zeit, es zu sagen, wenn ers getan, geschweige es lange in sich zu bedenken, . . . ehe er es tut. So war das Leben der ersten Römer und das unsrer deutschen Ahnherrn. Da Rom am größten war, hatte es weder Redner noch Dichter . . . . Wenn das Staatswerk gedeiht und in sich selbst fortwächst, dann läßt das Treiben der Menschen allmählich nach, und nun erst kommen die leiseren Naturen und leiseren Organe der Stimme und der Sprache, und mit ihnen die zeichnenden und bildenden Künste zu Wort . . . Endlich kann man auch an das, was zukünftig getan werden soll, nicht mehr ohne weitläufige Seelenvorrede kommen: jede Tat versteckt sich wie hinter eine Art von spekulativem Bollwerk, das erst erobert werden muß, ehe zu ihr selbst gelangt werden kann. Es häuft sich das philosophische und spekulative Für und Wider so, daß die moralische Überlegung nicht mehr zu übersteigen ist, und daß die Taten ungetan und unerobert bleiben. Alle Wirksamkeit beschränkt sich mehr und mehr auf ein klügelndes Spiel der Denkkräfte, das, da die Taten ihm ihren Beistand versagen, bald auch in sich selbst wieder zerfallen muß. Nun brauchen nicht erst Wunderzeichen zu kommen . . . . ., um zu beweisen, daß der Staat wirklich untergeht" (1812; aber schon 1807 in Dresden vorgetragen). Auch sonst in Müllers Schriften Ähnliches, das hier übergangen werden kann (wie Zeitgenossen III 4 S. 145), weil es nach Kleists Tod geschrieben ist, oder nur in den Umrissen, die sonst schon vielfach vorgezeichnet waren, nicht im Einzelnen mit der Kleistischen Stufenfolge übereinstimmt.

3. Weniger als im Politischen möchte ich wagen, im Religiösen mit Sicherheit Adam Müllersche Einflüsse zu bestimmen, so sehr jeder, der beide kennt, geneigt sein wird, mit gewissen späteren Überschwänglichkeiten Kleists Adam Müllers Konto (vielleicht viel zu hoch) zu belasten. Ich würde dahin weniger die bekannte Äußerung zu F. v. Cölln als die auffälligste Änderung, die Kleist

zwischen dem ersten und zweiten Druck am Text der „Marquise von O . . ." vornahm, rechnen. 3, 276 (vgl. 4, 379): „Nur der Gedanke war ihr unerträglich, daß dem jungen Wesen, das sie in der größten Unschuld und Reinheit empfangen hatte, und dessen Ursprung, eben weil er geheimnisvoller war, auch göttlicher zu sein schien als der andrer Menschen, ein Schandfleck in der bürgerlichen Gesellschaft ankleben sollte." Die hier gesperrt gedruckten Worte sind erst in der zweiten Redaktion (1810) zugefügt und erinnern gar sehr an den Kritiker, der (an Gentz S. 134) den auf das Göttliche hinzielenden Sinn der Geschichte so nachdrücklich betont hatte. Weniger prägnant weist auf dieselbe Tendenz die neue Fassung 3, 272, 17 und die Korrektur 3, 285 „Du Herrliche, Überirdische," wo es früher (4, 380) „Du Himmlische" geheißen hatte. („Himmlisch" war schon zu Kleists Zeit gefühlvolle Floskel.) Es lag offenbar ursprünglich nicht in Kleists Absicht, die Marquise zu einer modernen Alkmene zu machen.

4. Aber auch auf politischem Gebiet wird Vorsicht geboten sein und Takt bei der Scheidung des von Müllerschen Gedanken berührten Materials und dessen, was in Kleist ohne fremde Pflege aus seinem Ureignen sich entwickelt hatte. Daß die nahe Verbindung mit dem Mann, der in Dresden die Vaterlandsliebe beinah monopolisiert hatte, auf die Art des Kleistischen Patriotismus nicht eindruckslos bleiben konnte, ist selbstverständlich; eigentlich von Müller aber rührt doch nur die Verbindung von weltbürgerlicher Stimmung und vaterländischem Gefühl her, die zu kultivieren Müllers Herzensangelegenheit war. Hermannsschlachten waren seine Sache nicht, und es wird unter die Zeugnisse der seit Mitte 1808 wachsenden Verstimmung der Freunde zu rechnen sein, daß Kleist unbekümmert um die Abmahnung Müllers (Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur, 2. Auflage, S. 131) den Stoff und eine Art der Behandlung wählte, die dem Freunde nicht anders als unsympathisch sein konnte. Für Müller war die Befreiung Deutschlands keine deutsche, sondern eine europäische Angelegenheit — es ist die damals so weitverbreitete Stimmung, der Friedrich Meinecke eine Reihe liebevoller Studien gewidmet hat. Etwas davon hat bei Kleist, der im Grunde die Sache doch mehr vom Standpunkt des Offiziers ansah, gehaftet:

Kleist 4, 115 f. „Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen . . . . Eine Gemeinschaft . . . ., die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller übrigen denken, die den Erdkreis bewohnen." (1809.)

Adam Müller, Idee der Schönheit S. 40: „In einem großen Lande wie Deutschland, das noch dazu seine Wurzeln in alle übrigen Länder Europas, ja der Welt ausbreitet . . . ." (1809; vorgetragen im Winter 1807/8).

Ich habe das Beispiel gewählt, das die Wortabhängigkeit verdeutlicht, sachlich gibt es von Müller viel Charakteristischeres hierzu, z. B. in den Elementen der Staatskunst 3, 225 und 265 f.

5. Abschließend zwei Parallelen, die mehr zufälligen Charakter tragen. Kleist mag Vorstellungen, die längst in ihm gereift waren, zuversichtlicher ausgestaltet haben, wenn er bemerkte, daß auch Müller sich um ebendiese mühte. Das gilt vielleicht von Penthesilea V. 1349 f., d. h. von den entsprechenden Versen der vorletzten Redaktion (4, 338), die in dieser Form Müller als Motto einer Betrachtung „Modulationen des Schmerzes" wählte und bestehen ließ. Kleist fand Verwandtes schon in Müllers „Gegensatz" S. 24 (1804): „Glücklich der, der die Gefühle seiner Brust zum Range der heilenden Gegenkräfte in der Natur zu erheben weiß" und in den Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur 1. Auflage, S. 105 (1806): „Die weibliche Gewohnheit, jedem leisesten Schmerz aus den innern Kräften des Gemüts oder aus den Erinnerungen überwundener

Schmerzen gleichsam einen Feind zu bilden, der sich gemeinschaftlich mit jenem verzehre." Ähnlich steht es um den folgenden Fall, wo Kleist die innerste Meinung seines Herzens freier ausströmen ließ, weil die Übereinstimmung mit dem Freund jede Bedenklichkeit verscheuchte. „Ich will mich," schreibt er kurz vor seinem Ende (5, 430), „von dem Gedanken ganz durchdringen, daß, wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schoß des menschlichen Gemüts hervorgeht, dasselbe auch notwendig darum der ganzen Menschheit angehören müsse." Ein nahes Vorbild hatte er in den sehr verwandten Sätzen Müllers aus den Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur 2. Auflage, S. 204 „Was aus dem Innern der Brust gegeben und empfangen ist, gibt sich ebenso weiter, wächst im Gehen; ich brauche die Weltgeschichte nicht zum Zeugen aufzurufen, daß . . . . jede Stimme, die aus einem göttlichen Herzen kommt, immer größere Kreise der Menschheit ergreift und in immer lauteren Akkorden den entferntesten Generationen sich mitteilt." Noch näher klingt an das Kleistische Diktum ein Satz Müllers aus einem Brief an Gentz vom Jahre 1808 (S. 132) an: „Nur dem Dichter ist es gegeben, in und zu sich selbst, mit anderen Worten zur ganzen Menschheit oder zu einem unendlichen Publikum zu reden." Ähnliches hatte Müller sehr oft gesagt, der Sache nach kommt er Kleist am nächsten mit dem Ausspruch aus der „Idee der Schönheit" S. 76 „Je individueller, desto universeller."

Berlin-Schöneberg. Alexander Dombrowsky.

Kleist im Dezember 1810.

„Adam Müller und Kleist sollen Posten angeboten seyn, letzterer hätte ausgeschlagen; ob ersterer wußte man nicht."

Diese Worte stammen aus einem Brief des aus dem Müller Arnoldschen Prozeß bekannten Präsidenten Grafen Karl von Finckenstein, des Übersetzers von Theokrit und Vergil, an den damaligen Major Ludwig von der Marwitz, datiert Madlitz den 22. Dezember 1810; es ist derselbe Graf Finckenstein, der mit Marwitz zusammen als Führer der altständischen Opposition auf die Festung Spandau geschickt wurde (vgl. über ihn meine Mitteilung in den Forsch. z. Brand.-Preuß. Gesch. Bd. 19 S. 522 ff.). Daß dieser Nachricht, soweit Adam Müller in Betracht kommt, Tatsachen zu Grunde liegen, ist ausgeschlossen, da seit dem Novemberartikel Adam Müllers seine anfänglich freundlichen Beziehungen zur Regierung abgebrochen waren. Ob sie auch, was Kleist betrifft, von der Hand zu weisen ist, wage ich nicht zu entscheiden; aus Kleists Briefen an Raumer vom 13. und 15. Dezember 1810 (ed. Minde-Pouet S. 407 ff.) geht ja hervor, daß er damals noch einmal Anschluß an die Regierung gesucht hat — freilich mit der Klausel: „ich begehre nichts, als eine unabhängige Stellung zu behaupten." Auf jeden Fall verdient die obige Nachricht, die wohl durch Genelli, ein Mitglied der Kleistschen Tischgesellschaft, nach Madlitz gelangt ist, Beachtung — als ein neuer Beweis des Interesses der Adelspartei an dem Herausgeber und dem bedeutendsten Mitarbeiter der Abendblätter.

Nachschrift: Meine Hoffnung, noch Kleistiana in Madlitz zu finden, hat sich auf einer kürzlich unternommenen Reise leider nicht bestätigt. Weder die Abendblätter, die zweifellos gehalten wurden, sind mehr vorhanden, noch haben sich Briefe oder andere schriftliche Äußerungen Heinrich v. Kleists auffinden lassen.

Berlin. Friedrich Meusel.

Gentz an Friedrich Schlegel.

Ihr Aufsatz über Jacobi, ob ich ihn gleich erst einmal gelesen habe, hat mich mit inniger Zufriedenheit, Dankbarkeit und wahrer Ehrfurcht für Sie durchdrungen. Sie haben sich nicht begnügt, den wahren und letzten Grund aller Verirrungen des Zeitalters, den elenden Wunsch, „zugleich dem Herrn und Baal zu dienen," mit der Strenge, die einem apostolischen Lehrer geziemt, aufzudecken; Sie haben auch durch ein imposantes Beispiel gezeigt, was es eigentlich heißt, in dieser größten aller Angelegenheiten eine bestimmte Partei zu ergreifen. Die Vernünftler werden Ihnen freilich sagen, daß auf diese Weise alle Brücken abgebrochen sind, die von einem Gebiet aufs andre führten; so muß es aber gerade sein; sie sollen auf keinen Brücken, auch nicht auf den Jakobischen zu den göttlichen Dingen gelangen.

Einen solchen Aufsatz kritisch zu beantworten, halte ich für unmöglich. Man muß ihn ganz verwerfen oder mit Glauben und Liebe annehmen. Es war auch nie mein Wunsch, daß Sie sich mit den Baals-Dienern in irgend einen Streit einlassen sollten; über Ihre Lehre kann nie eigentlich gestritten werden, und die beste Polemik gegen die falsche Philosophie scheint mir immer die Darstellung der wahren. Die Ohnmacht der sogenannten reinen Vernunft ist ohnehin durch den entscheidenden Umstand, daß nicht zwei ihrer Lehrer eine und dieselbe anerkennen, bis zur vollständigsten Evidenz dargethan.

Wenn Sie einen dieser Tage in meine Gegend kommen, so bitte ich Sie, mich zu besuchen, weil ich Sie in einer Sache, die einen sehr würdigen Mann interessiert, gern um Rat fragen möchte.

Gentz.

Der Brief, zu dem Datum und Adressat nicht verzeichnet sind, bezieht sich auf Schlegels Jacobikritik im ersten Bande des „Deutschen Museums", ist also Anfang 1812 geschrieben. Nicht sonderlich interessant und nach keiner Seite neue Aufschlüsse gebend, verdient er immerhin Beachtung als ein Zeugnis für gewisse Gentzische Gesinnungen, die man sonst erst in einer späteren Epoche bei ihm zu suchen pflegt, aus einer viel früheren Zeit. Wer sich mit Gentz gut bekannt gemacht hat, wird freilich auch darin keine Entdeckung sehn. — Der Brief ist der Sammlung Radowitz (Königliche Bibliothek, Berlin) entnommen.

Berlin-Schöneberg. Alexander Dombrowsky.

Wilhelm Müllers ‚Birkenhain bey Endermay' und anderes.

Bekanntlich hat Arthur Mueller in seinen ‚Modernen Reliquien' (1. Band. Berlin 1845) eine stattliche Reihe von Gedichten und Aufsätzen des Griechendichters zum Abdruck gebracht, ohne auch nur mit einem Worte seine Quellen (Zeitschriften und Taschenbücher) anzudeuten. Besonders verdrießlich war dieser Mangel bei dem obigen Liede, einem der wenigen, dessen erster Druck bisher nicht entdeckt werden konnte, und das infolge dessen bis in die neueste, kritische Ausgabe von Hatfield (Berlin 1906 S. 440 f.) mit einer von Mueller verschuldeten Lücke weiter verpflanzt werden mußte. Ein freundlicher Zufall erlaubt mir nun diese Lücke auf Grund des Urdruckes in der Zeitung für die elegante Welt auszufüllen. Dort lautet die fünfte und sechste Zeile der dritten Strophe:

Die ems'ge Biene summt und schwirrt,
Das Würmlein selber lustig wird.

(1817 Nr. 205 vom 20. Oktober Sp. 1654 f.).

Nachträglich möchte ich noch auf zwei weitere Zeitschriften hinweisen, an denen Wilhelm Müller mitgearbeitet hat. Da ist zunächst K. W. Grotes und und Fr. Raßmanns ‚Thusnelda‘, die in Coesfeld 1816 herauskam und aus deren Nr. 109 f. Raßmann in seinen durch manchen Erstdruck noch heute wertvollen ‚Hesperischen Nachklängen‘ (Köln 1824 S. 35 f.) Müllers ‚Glosse‘ mitteilte, die bei Hatfield S. 68 ff. unter dem Titel ‚Wir wissen uns zu finden. Parodierende Glosse‘ aus den ‚77 Gedichten‘ (1821. ²1826) abgedruckt ist. Von den abweichenden Lesarten vermerke ich nur die wichtigeren: Hatfield 4 seinem Lieben] seiner Sehnsucht 6 zu Haus die Gattin] die Gattin immer 11 hergezogen] angezogen 25 wolle noch] woll' dabei 27 Bessern] Reichern 28 Reiche Witwen sterben selten] Männer sind ja jetzt nicht selten 30 mein Hotel] hier mein Haus

Die zweite Zeitschrift ist Friedr. Wähners ‚Janus‘ (Wien), zu der Müller zwei Gedichte beigesteuert hat: I. Der Prager Musikant. 1818 Nr. 4 vom 14. Oktober. S. 22 = Hatfield S. 41 f. Drei Varianten hat dieser S. 457 nach W1¹ notiert. Eine vierte ist für Zeile 48 zu verzeichnen: leeren wir ein Faß.] zahl' ich euch ein Faß! II. Die Sage von der Blutorange. Sorrent, 22ᵗᵉ May. An —. 1819 Nr. 29 vom 9. Jänner. S. 142. Im Herbst desselben Jahres von Müller nochmals im Frauentaschenbuch für 1820 S. 333 f. mit abweichender Datierung (‚15. April‘) publiziert = Hatfield S. 155 f.: Die Blutorange. Epistel aus Sorrent 9 Von] An

Prag. Alfred Rosenbaum.

Tagebuchnotiz Graf Loebens, Berlin d. 23. 2. 1810.

„Abds. Thee u. Soup. b. dem gut. Wolfart. Brentanos schändl. Benehmen geg. den gut. Bethmann, der mich sehr anzog, Siebmann, Römer, Kohlrausch, Arnim, Müller, Kleist, Theremin, Eichendorf ... Es war doch ein interessanter Abd. anfangs sehr polemisch und unartig, aber das wirkl. vortreffl. Souper u. der Punsch vereinigte endlich alles, man trank, man sang, man stieß an, man umarmte sich, in reiner Stimmung der Harmlosigkeit gieng man auseinander. Bethmann hatte mich am meisten interessiert. Hauptpunkte des Gesprächs oder Streits waren gewesen: die Vermählung der Erzherzogin, das hiesige Theater, die Niebelungen u. Kleists Phlegma; dann sang Brentano, das erste gute was er heute that.“

Das Bild ist von überraschender Frische und Deutlichkeit, man braucht der Phantasie nicht zu Hilfe zu kommen. Auch biographische Notizen erübrigen sich, da Steigs Buch überall Auskunft gibt. Der eine oder andre Buchstabe mag falsch gelesen sein. Ich danke Pissin für die Erlaubnis zum Abdruck.

Berlin-Schöneberg. A. Dombrowsky.

Rezensionen und Referate.

Noack Friedrich, Deutsches Leben in Rom 1700—1900. Stuttgart und Berlin 1907, J. G. Cotta, Nachfolger. 6 M.

Bei der gewaltigen Erstarkung des deutschen Nationalgefühls in den letzten Jahrzehnten zeigt sich überall ein wachsendes Interesse für das Wesen und Treiben deutscher Ansiedlungen außerhalb des Vaterlandes. Sogar die Wissenschaft hat sich in letzterer Zeit diesem Gegenstand zugewandt, wie unter anderem Professor Julius Goebels interessantes Buch: Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika (München 1904) gezeigt hat. Auch das vorliegende Werk behandelt die Entwicklung einer deutschen Kolonie, und zwar einer der interessantesten und bedeutendsten von allen — der deutschen Kolonie in Rom. Die Erfahrungen dieser Kolonie haben nämlich im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte in fesselnder Weise die Erfahrungen des deutschen Volkes in der Heimat widergespiegelt, wie ein Überblick über den Inhalt des Buches uns lehren wird. Ein kurzes einführendes Kapitel gewährt einen Blick in das Leben der Deutschen in Rom vor dem 18. Jahrhundert. Im Gegensatz zu den Franzosen, die schon im 17. Jahrhundert ihre „Académie" in Rom gegründet, spielten die Reichsdeutschen eine geringe Rolle. Am Anfang des 18. Jahrhunderts ändert sich dies allerdings, wie das zweite Kapitel dartut. Die wichtigen politischen Beziehungen Österreichs zu Italien lassen das Deutschtum mehr in den Vordergrund treten. Italiener wie der Nuntius, später Kardinal Albani zeigen denn auch ein größeres Verständnis für deutsches Wesen. In Deutschland selbst aber hat man sich schon etwas von dem Elend des dreißigjährigen Krieges erholt und beweist ein wachsendes Interesse an dem alten klassischen Land. Beschreibungen von Italien, verfaßt von Franzosen und Engländern, werden ins Deutsche übersetzt, und auch Deutsche wie Nemeitz, Keyßler, und Klaute (den ich schärfer beurteilen möchte, als Noack das tut) und Andere, versuchen die fremden Autoren zu ergänzen oder zu ersetzen. Hervorgehoben sei hier Noacks Vertrautheit mit dieser Reiseliteratur,

deren Bedeutung als Symptom wachsenden Wohlstandes in Deutschland noch nicht anerkannt worden ist. Unter den Deutschen, die zu jener Zeit in Italien seßhaft waren oder dort reisten, ragen zwei Persönlichkeiten hervor; Stosch, dessen berühmtes Kabinett später von Winckelmann eines eingehenden Studiums würdig erachtet wurde, und Friedrichs des Großen Baumeister von Knobelsdorff.

Das dritte Kapitel „Die Fremdenstadt Rom um 1750" gibt uns ein Bild des Fremdenviertels in der ewigen Stadt, der dortigen Gasthäuser, der Neubauten — besonders unter Clemens XI. und Clemens XII. — der öffentlichen Feste, des Straßenlebens, der Geselligkeit, der Bibliotheken ꝛc. Dies Kapitel ist ein willkommener Beitrag zur Beschreibung der Stadt Rom zur Zeit als Mengs und Winckelmann sich dort niederließen, und ergänzt im gewissen Sinne Justi. Wieder verrät Noack große Vertrautheit mit dem einschlägigen Material. Allerdings möchte ich noch hinweisen auf die Briefe des englischen Dichters Gray, der im Jahre 1740 mit Horace Walpole in Rom war. In dem nächsten Kapitel, „Mengs und Winckelmann" betitelt, zeigt der Verfasser, wie durch die Tätigkeit dieser zwei großen Deutschen die Kolonie zum erstenmal Bedeutung erlangt. Neben vielen Bekannten ist Verfasser in der Lage, durch Heranziehen von weiterliegenden Quellen, wie z. B. Casanovas Memoiren, manche neue kleine Züge, die zur Vervollständigung des Bildes beitragen, zu liefern und manche falsche Eindrücke zu berichtigen. So weist er nach, daß Mengs niemals imstande war, sein Haus zu einem glänzenden gesellschaftlichen Mittelpunkt des deutschen Lebens zu machen.

Im fünften Kapitel „Die deutsche Ecke am Spanischen Platz" nimmt Noack das Thema des dritten wieder auf. Er bespricht erstens die große Italienliteratur, die sich während der sechziger bis in die achtziger Jahre in Deutschland entfaltet. Sie ist, nebenbei bemerkt, wie die mächtig anschwellende Reiseliteratur aller europäischen Länder zu dieser Zeit beweist, nur ein Teil jener Sehnsucht nach einem weiteren Blicke in die Welt, die den Ausgang des Jahrhunderts in ganz Europa kennzeichnet und direkt zur romantischen Bewegung hinüberführt. Ferner aber beschreibt uns Verfasser den Hintergrund, gegen den wir uns das Künstlerleben der siebziger Jahre denken müssen und bespricht dann Persönlichkeiten wie Angelica Kauffmann (deren etwas alterschwachem Gemahl, Zucchi bei Noack mehr Gerechtigkeit widerfährt als bei anderen Darstellern), Hackert, Reiffenstein und andere mehr. Es ist dies die Welt, in die Goethe und Herder, deren Leben in Rom dann im sechsten Kapitel geschildert wird, eintraten. Trotz der Bearbeitungen dieses Themas bei Harnack und Vogel gelingt es Noack in diesem wie in den folgenden Kapiteln manche neue Einzelnheiten zur Sprache zu bringen.

Im siebenten Kapitel „Revolution und Napoleonische Zeit. Der Höhepunkt des Klassizismus" kommen Fernows etwas pedantische und

doch wichtige Tätigkeit und Carstens Bedeutung, die ja auch bei dem weiteren Publikum endlich Anerkennung zu finden scheint, zu voller Geltung. Thorwaldsen erscheint als Deutscher unter Deutschen, wie er ja selbst fast ausschließlich mit Deutschen verkehrte. Ansprechend ist Noacks Würdigung der Wichtigkeit Wilhelm von Humboldts für das ganze geistige und gesellige Leben der Deutschen in Rom. Hatten wir in Carstens und Thorwaldsen die Heroen des Klassizismus kennen gelernt, so werden wir im achten Kapitel „Die nationale Erhebung Deutschlands und die neudeutsche Kunst" eingeführt in das Wesen und Treiben der Nazarener und somit in die Blütezeit der deutschen Romantik. Mystik, Verehrung für das Mittelalter, deutsch-nationale Bestrebungen — das alles versetzt uns plötzlich in eine neue Weltanschauung und Kunstauffassung, die auf Jahrzehnte hin für das deutsche Leben maßgebend werden sollte. In dem Gegensatz zwischen Carstens und Overbeck kristallisiert sich ja geradezu der ganze Umschwung im deutschen geistigen Leben um die Wende des 18. Jahrhunderts. Aus der Romantik sollte „eine echt deutsche, innerlich starke Kunst hervorblühen". Daß die Begründer einer nationalen deutschen Kunst sich in Rom niederließen, mutet uns nach hundert Jahren als fast tragikomisch an. Die englischen Prae-Raphaeliten gehorchten fünfzig Jahre später einem gesunden Instinkt: sie blieben zu Hause, um eine nationale Kunst zu schaffen.

In anziehender Weise schildert dann Noack im neunten Kapitel „Die klassische Zeit der deutschen Diplomatie in Rom" die Bestrebungen von Männern wie Niebuhr und Bunsen, auch von Kestner (dem Sohn von Goethes Lotte) für das deutsche Leben in Rom. Richtig hebt er hervor, daß liebenswürdige und feinsinnige Diplomaten durch die Hebung geselligen Verkehrs unter den Deutschen außerordentliches leisten können für den nationalen Zusammenhang im Auslande. Schöpfungen von der Bedeutung des archäologischen Instituts, die für die Wissenschaft sowohl als für die freundlichen Beziehungen zwischen Italien und Deutschland wesentlich beigetragen haben, gehen auf diese goldene Zeit der deutschen Diplomatie zurück.

Seinen Höhepunkt erreichte das deutsche Kunstleben in Rom während des dortigen Aufenthaltes Königs Ludwig I. von Bayern, des größten Kunstmäcens, den Deutschland je hervorgebracht. Schon als Kronprinz hatte er die ewige Stadt besucht und als Freund mit den Künstlern verkehrt. Als König zeigte er dieselbe Einfachheit der Gesinnung und gab der Künstlerkolonie einen glänzenden gesellschaftlichen Hintergrund und dementsprechendes Selbstbewußtsein. Alle Deutschen von irgend welcher Bedeutung traten zu ihm in Beziehung und die geistvollsten Männer, die die heilige Stadt beherbergte, gehörten zu seinem Kreis.

Die übrigen Kapitel (zehn bis vierzehn) fesseln im ganzen weniger als die vorhergehenden. Sie beschäftigen sich zum größten Teil mit den

Schicksalen des deutschen Künstlervereins in Rom. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß vieles von allgemeinerem Interesse zur Sprache kommt: so das Erwachen der Einheitsregungen bei den Deutschen in Rom, die Wandlungen, die die Veränderungen im Reiseverkehr in dem Charakter der Kolonie hervorriefen: „Globetrotters" und vorübergehende Besucher werden häufiger, seßhafte Künstler verschwinden mehr und mehr. In einer Zeit, in der „Heimatkunst" die Parole geworden ist, kann von einer deutschen Künstlerkolonie in Rom, wie sie zur Zeit Goethes bestand, kaum die Rede mehr sein. Zum Schluß zeigt uns Verfasser, wie sich gerade in den letzten Jahren der Zusammenhang zwischen Italien und Deutschland gelockert hat: weder besteht einerseits die alte Italomanie, noch aber blicken die Italiener auf Deutschland mit der alten Anhänglichkeit und Liebe. Trotz dieses negativen Schlusses, welch buntes und reiches Bild hat sich vor uns entfaltet! Nirgends haben sich deutscher Geist und deutsche Tüchtigkeit im Auslande vorteilhafter betätigt, als in der città eterna. Anderseits haben nirgends deutsche Kleinlichkeit und Zersplitterung störender gewirkt.

Die Anmerkungen und das Quellenverzeichnis, die auf den Text folgen, enthalten wertvolles Material für unsere Kenntnis des deutschen Lebens in Italien. Namenübersicht und Register liefern eine mit allen nötigen Daten versehene Chronik der bedeutendsten Deutschen, die sich in Rom aufgehalten haben. Wir begrüßen dies flottgeschriebene Buch, das vielleicht nur hier und da (wie z. B. in Kapitel 11, 12, 13) zu sehr in die Breite geht, als einen gediegenen Beitrag zur Geschichte des Deutschtums im Auslande.

Brown University. Providence R. J. Camillo von Klenze.

Homeyer Fritz, Stranitzkys Drama vom „Heiligen Nepomuk". Mit einem Neudruck des Textes. (Palaestra LXII. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von A. Brandl, G. Roethe und E. Schmidt.) Berlin 1907, Mayer & Müller. 6.80 M.

Den Forschungen über den Wiener Hanswurst, wie sie in letzter Zeit Werner und ich getrieben, gibt das vorliegende Werk, eine Berliner Dissertation, nach zwei Richtungen hin einen gewissen Abschluß: einmal dadurch, daß die in der Hofbibliothek liegenden Dramen inhaltlich genau wiedergegeben werden, wodurch endlich die völlig unbrauchbaren Argumente von K. Weiß beiseite geschafft erscheinen, und ihr bereits bekannter Zusammenhang mit der italienischen Oper des Hofes ins einzelne nachgewiesen ist, ferner durch den Abdruck des „Johann von Nepomuk", der, wie ich jetzt auch nicht mehr bezweifle, ebenfalls als Werk

Stranitzkys festgestellt ist. Das sind ganz hübsche, wenn auch keinesfalls überraschende Resultate. Der Verfasser hätte sich meiner Meinung nach seine Aufgabe wohl etwas weiter ziehen können und den ganzen Stranitzky, namentlich seine Neujahrswünsche, für die er ja in Berlin an der Quelle saß, mit in Betracht ziehen müssen; sein Held ist denn doch wohl eine Persönlichkeit, mit der man in einer Studie völlig fertig werden kann.

Die kurze Biographie (S. 7 Anm.) stammt im wesentlichen aus meiner Darstellung in der Allg. Deutschen Biographie, neu nachgewiesen ist der Aufenthalt in Nürnberg 1701 (es muß natürlich heißen Hampe II. Nr. 581 statt S. 581) und in Graz 1709. Eine kleine Nachricht über ihn bringt auch Schmidtmeyer in den Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Bd. 40, S. 286. Daß er schon im September 1705 in Wien nachweisbar ist, hätte nicht unerwähnt bleiben sollen. Die Titel der Dramen und Stellen der Texte werden getreu nach den Handschriften mitgeteilt, nicht immer freilich vollständig richtig. So heißt es im „Tempel der Diana“ (S. 30) „Spiegl“ nicht „Spiegel“ und die Unterschrift lautet nicht „Monsiaer Stranitzky“, sondern „Monsieur Stranützklü“. S. 43 heißt es nicht „über einen holden Zahn lächeln“, sondern „über einen holen Zahn“. S. 30 wird nicht nur dem „Mars“, sondern auch „Venus und Bacchus“ Dank gesagt. Die Hauptsache bildet der Vergleich mit den italienischen Texten, namentlich deutlich wird die Benutzung der gedruckten deutschen Übersetzungen. In den Angaben über den italienischen Text des „Adalberto“ (S. 15) herrscht eine kleine Verwirrung. Ich habe nicht „eine Oper des Minato zur Musik Draghi's von 1672“ zitiert, sondern in meinem Verzeichnisse „Zur Wiener Theatergeschichte“ (Nr. 428) neben dem Autor Minato, auch Cupeda, den ich irgendwo jedenfalls angegeben gefunden, in Fragezeichen als Autor gesetzt, der Partitur nach aber ist jedenfalls Minato als Verfasser des Textes anzunehmen. Beim „Gordiano“ (S. 20) muß es heißen „in Wiener-Neustadt“, nicht „in der Wiener Neustadt.“

„La fede publica“, die Vorlage von „Cafena“ (S. 25) ist nicht 1690, sondern 1699 (s. „Zur Wiener Theatergeschichte“ Nr. 458) „Scipione nelle Spagne“ (S. 26) vom 4. bis 26. November 1722 fünfmal gegeben worden (ebenda Nr. 731). Beim „Tempio di Diana“ (S. 32) nenne ich Minato als Textdichter, weil ihn auch die Partitur führt, ebenso schon bei Köchel. Auch die dem Verfasser und mir noch unbekannten Vorlagen von Stücken werden sich wohl mit der Zeit aus italienischen Quellen ermitteln lassen, wenn nicht bei einem oder dem anderen eine Jesuitenperioche zugrunde liegt. Was ich an dem Buche besonders vermisse, ist eine zusammenhängende Charakteristik der Hanswurstfigur. Ihre Züge, besonders die gerne wiederkehrenden Redensarten mußten genauer zusammengestellt werden als es S. 128 ff. geschieht. Der zweite Teil behandelt den „Johann von Nepomuk“. Werner ergänzend weist

Verfasser **noch** eine Reihe von Entlehnungen aus Hallmann nach. Zu älteren Jesuitenaufführungen (63) verzeichne ich die Angabe der „**Annuae litterae**“ aus Laibach 1708 „**Constans arcani fides sive D. Joannes Nepomucenus à Wenceslao Boemiae rege ob servatum de reginae confessione sacrum silentium Moldaviae inversus et morte mulctatus**“. 1730 ist in Klagenfurt als „**Acio maior**“, **S. Joannes Nepomucenus glorioso silentio de Wenceslai Tyrannide victor.** Von dem Innsbrucker Drama (S. 84) existiert ein Nachdruck Linz O. J. Es steht jedenfalls im Zusammenhang mit dem Münchener Stück von 1783 von Anton Ruth (vgl. S. 142), während die Prager Prosaauflösung ein Nachdruck des bei Legband (Oberbayr. Archiv 51, S. 71) zitierten „Johann von Nepomuk. Ein Trauerspiel in 3 Akten. Zum Gebrauch der neuen Nationalbühne ganz umgearbeitet und in Prosa verfaßt. Augsburg 1780“ sein könnte. Durchaus ernst gehalten war jedenfalls auch der von einer Gesellschaft in Rosenthal am 2. August 1787 gespielte „Johann von Nepomuk. Eine Vaterlandsgeschichte in 5 Akten,“ von Herrn Fischer (Teuber, Geschichte des Prager Theaters 2, S. 244), und das Trauerspiel „Johann von Nepomuk“, das von der Rosnerschen Gesellschaft zu Konstanz 1786 gegeben wurde. (Theater-Kalender 1788 S. 6.) Daneben aber stehen Zeugnisse für das Fortleben eines Bandenstückes. Nach dem Theater-Kalender 1776 S. 138 steht im Hamburger Theatralwochenblatt ein Auszug aus der Burleske „Wenceslaus, König von Polen“, die noch 1754 zu Studt gespielt wurde, wo ein Doktor der Rechte Barbara — vgl. Castellis Zettel (S. 128) — erschien. Der Jahrgang 1783 des Theater-Kalenders bringt S. 65 eine Anekdote vom Schauspieler S . r in P . . ., der in der Kreuzerbude den Johann von Nepomuk mit Jakerle spielte, und der Jahrgang 1785 erzählt von einem Schauspieler aus der Zeit der extemporierten Komödie, der von Prag nach Linz kam und dort mit „Johannis Nepomuceni Liebes Noth und Märtyrers Tod oder aber Kayser Wenceslaus der barbarische Wütterich“ mit Hanswurst in verschiedenen Rollen debutierte. Von Brockmann erzählt Hadatsch (Launen des Schicksals oder Scenen aus dem Leben Ant. Hasenhuts 1834 S. 27), daß er in seiner Jugend noch die besonders beliebten Stücke Johann von Nepomuk, Der verlorene Sohn, Der starke Roland mitgemacht, wo überall ein Lustigmacher sein mußte. Dieser dürfte vielleicht auch auf der Marionettenbühne nicht gefehlt haben, wie am 26. Dezember 1783 in den Münchener Spiel „Der aus dem Wasser hervorbrennende Tugendstern, dargestellt in Johannes von Nepomuk“ (Legband a. a. O. S. 498). Aus der genauen Vergleichung, die der Verf. zwischen Stranitzky und dem Innsbrucker Stücke anstellt, geht jedenfalls ein Zusammenhang hervor: ob es aber ein wirkliches Alexandrinerstück war, das beiden als Vorlage diente, möchte ich bezweifeln, und vielleicht eher eine Aktion mit beigemischten Versen und der komischen Figur annehmen. So glaube ich

nicht, daß z. B. bei Wenzel Stranitzky (S. 121) die rohen Züge herausgearbeitet und die feinen „unterdrückt" habe, sondern daß die letzteren eben Eigentum des metrischen Bearbeiters sind, den er nicht kannte. Demgemäß kann ich mir auch Stranitzkys eigene kleine Zutaten nicht so zahlreich vorstellen wie der Verfasser. An meiner Meinung, daß er der Autor der „Ollapatrida" nicht sein kann, halte ich unbedingt fest. Daß die „Ollapatrie" im „Johannes von Nepomuk" gar nichts beweist, fühlt Verf. selbst, auch kann ich ihm durchaus nicht zugeben, daß sich das, was die Ollapatrida an rohen und schmutzigen Gemeinheiten leistet, um nichts zahmer sei als die Zoten Hanswursts. Ich gebe wahrlich nicht zu viel auf stilistische Beobachungen, zumal derartigen Produkten und Autoren gegenüber, die Hauptsache bleibt für mich aber immer, daß es unmöglich ist, daß der Wiener Hanswurst plötzlich auf einem Buche als Fuchsmundi erscheint, ein Name, den er niemals geführt hat. Das erkläre, wer kann! Daß Stranitzkys Nepomuk-Drama noch heute bei einer Aufführung „einen sehr starken Eindruck machen würde" (S. 135), ist eine etwas kühne Behauptung.

Zu dem größtenteils sehr korrekten Textabdrucke bemerke ich S. 152 Z. 159 „faustum" für „faustus" — S. 155 Z. 245 „concessu" für „consensu" — S. 159 Z. 402 „Politicum" für „Politicus" — S. 164 Z. 624 „straffen" für „treffen" — S. 168 Z. 766 „Doctor" für „D" — S. 192 Z. 1716 „sie" für „es" — S. 194 Z. 1806 „Pfeiller" für „Pfeille" — S. 195 Z. 1822 „Wellen" für „Welle".

Wien. Alexander von Weilen.

Ausfeld Fr., Die deutsche anakreontische Dichtung des 18. Jahrhunderts. Ihre Beziehungen zur französischen und zur antiken Lyrik. Materialien und Studien. Straßburg 1907, Trübner. 4 M.

Trotz dem reichhaltigen Titel ein dürftiges Buch. Voran geht eine Übersicht der französischen „poèsie légère", die von einem Groeberschen Paragraphen zum anderen mühsam forthumpelt. Das Maß eigenen Verständnisses zeigt dabei der Verfasser, wenn er etwa (S. 23) J. B. Rousseau ein kleineres Talent nennt als Chaulieu oder gar (S. 9. 19. 88) „esprit" und „esprit Gaulois" für Synonyma nimmt! Soll aber, wie es scheint, nichts vorausgesetzt werden, so muß auch erklärt werden, was „poèsie engouée" oder „rimes redoublées" (S. 22. 92) eigentlich bedeutet.

Den besten Teil bildet die Materialiensammlung zur Vergleichung der deutschen Anakreontik mit der französischen (S. 29 f.) und griechischen (S. 97 f.) „Graziendichtung". Hier sind ganz nette Beobachtungen z. B. zu den Namen (S. 61. 69, besonders 63), gelegentlich auch (S. 134 f.) zur Stilistik. Unerlaubt dürftig sind dagegen (S. 140 f.) die metrischen Bemerkungen: freilich weiß Ausfeld (S. 110) nicht einmal, wie ein Anapäst aussieht und setzt (S. 142) unser Enjambement dem der antiken Gedichte gleich! Ebenso braucht er auch etwa (S. 15) den Ausdruck „kultische Sprache", das heißt rituelle, zeremonielle Redeweise, für die Sprache des estilo culto.

Die „Studien" gehen über einige beachtenswerte Hinweise zu der Sonderstellung Jacobis (S. 45. 75. 129. 132. 145 f.), besonders seinem liebsten Gleim gegenüber (S. 143) kaum heraus. Denn die naive Bemerkung, es sei bis jetzt nicht allgemein bekannt, wie tief Goethes Lyrik in der Anakreontik wurzele (S. 33), kann man leider als eine Bereicherung unserer Kenntnis nicht anerkennen. Überhaupt beherrscht der Verfasser trotz einer ansehnlichen Bibliographie (S. 163 f.) die Literatur zu wenig, weiß Stracks ihm bekanntes „Liederbuch" (S. 41) nicht auszuschöpfen, scheint von der Bedeutung des Goethischen Gedichtes „Deutscher Parnaß" (S. 130. 134. 147) nichts zu ahnen und nennt so bekannte Schriften wie die von Eigenbrodt und Pomezny nicht.

Als Anhang ist ein Streitschriftchen Bodmers „Von den Grazien des Kleinen" abgedruckt, für den sich selbst beständig neben Milton stellenden „Verfasser der Noachide" recht bezeichnend, und übrigens kaum besser disponiert als Ansfelds Buch, das (S. 43) Amor nicht in die Mythologie (S. 56. 83) rechnet oder eine Grundtatsache wie die des genre mêlé (S. 93) ganz gelegentlich anbringt.

Berlin. Richard M. Meyer.

Schillerliteratur des Säkularjahres 1905.

2. Biographische, psychologische und literarhistorische Einzelstudien.

Zu Beginn meiner zweiten Säkularübersicht darf ich eines eigenen Planes gedenken, den ich viele Jahre hindurch mit Liebe gepflegt habe, ohne mich dann, durch mannigfache andre Aufgaben abgelenkt, seiner Ausführung widmen zu können. Es schien mir wünschenswert, der Sammlung von Goethes Gesprächen ein ähnliches, sich um Schiller gruppierendes Werk an die Seite zu stellen, das nicht nur die eigentlichen Gespräche im engeren Sinne, deren Zahl nicht so gering ist, als es bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein hat (wie viel weniger Umfang hätten auch Goethes Gespräche, wenn dieser in Schillers Alter 1795 gestorben wäre), sondern auch alle Berichte von Zeitgenossen vereinigen sollte, die aus eigener Anschauung und Kenntnis über Wesen und Charakter des Dichters Aufzeichnungen hinterlassen haben. Auch ein Verleger hatte sich bereits gefunden, da die Gesellschaft der Bibliophilen sich bereit erklärte, die Sammlung unter ihre Publikationen aufzunehmen. Auf Grund der von mir zusammengebrachten, nirgends endgültig abgeschlossenen Notizen und Materialien hat dann Max Hecker die Bearbeitung durchaus in meinem Sinne übernommen und zu Weihnachten 1904 den ersten Band erscheinen lassen (Schillers Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen und Dokumente, gesammelt. Erster Teil. Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen). In diesem Bande kommen nach der chronologischen Folge der behandelten Ereignisse indem mit Recht größere Berichte den Mitteilungen einzelner Tatsachen vorangestellt sind und überall dem Historischen der Vortritt vor dem mehr Anekdotenhaften gelassen ist, folgende Berichterstatter zu Worte: Schillers Vater, seine

Schwester Christophine, sein Schwager Reinwald, seine Gattin Lotte und deren Schwester Karoline, die Lehrer des Knaben, in erster Linie Abel, die Jugendfreunde Petersen, Elwert, Hoven, Scharffenstein, Conz nebst der langen Reihe der Mitschüler, Körner, vereinzelte Urkunden und Lokaltraditionen, endlich last not least Streicher, dessen Bericht fast die Hälfte des Buches einnimmt. Die Texte sind überall nach den teilweise sehr zerstreuten und schwer zugänglichen Originaldrucken gegeben, der revidierende und erklärende Kommentar auf das Allernotwendigste beschränkt, falsche Daten und Zeitangaben häufig gleich im Texte verbessert; die Anmerkungen orientieren bibliographisch genau über die Quellen der einzelnen Stücke. Die Vorwürfe, die Geiger in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 4. Januar 1905 gegen das Werk und seine Einrichtung erhoben hat und die in dem freundlichen Wunsche gipfeln, es möge dieser erste Band der einzige bleiben, hat Hecker in einer vortrefflichen Entgegnung (Zeitschrift für Bücherfreunde 8, Beiblatt Nr. 12) gründlich beleuchtet und in ihrer verständnislosen Nichtigkeit bloßgelegt, wodurch er zugleich aufs beste meine eigene Sache geführt hat. Ich bekenne mich in allen Punkten mit seinen Darlegungen einverstanden. Aus den weiteren Bänden dürfte die Nützlichkeit der Sammlung noch deutlicher hervorgehen als aus diesem ersten, dessen stofflicher Inhalt durch die viele darauf verwendete wissenschaftliche Arbeit den Forschern bekannt und geläufig ist.

Ich schließe an diese Quellensammlung ein paar Bemerkungen an. S. 35 Anm. In dem zunächst rätselhaften „vollens“, das Christophine hier gebraucht (in Bauerbach „schrieb er vollens den Don Carlos“) und das schon Maltzahn (Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester S. 341 Anm.) mit einem Fragezeichen versah, steckt ein Thuringianismus, dessen Grimm im Deutschen Wörterbuch 3, 1881 gedenkt. Der Dialekt konfundiert „vollends“ und „folgends“ in den Bedeutungen und Christophine meint nichts andres als „folgends“, d. h. „nachher“. — S. 76 stellt Reinwald einen besonderen Bericht über Schillers historische Anfänge in Aussicht, der dann nicht erschienen ist. Wahrscheinlich würden wir dann etwas mehr und genaueres über Schillers in Bauerbach vorübergehend gefaßten Plan wissen, sich dem historischen Fache zu widmen, von dem wir nun bloß durch eine Anmerkung Reinwalds zu seinen Versen an Schiller erfahren (Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester S. 295; vgl. auch Minor, Schiller 2, 82), die übersehen zu werden pflegt. Beiläufig sei hier noch ein Gedicht des guten Reinwald auf Schiller mitgeteilt, das mit der Chiffre Rd. im Fränkischen Musenalmanach für 1785 S. 36 gedruckt ist und dem Dichter in einem Dresdener Zirkel nebst einem andern, im gleichen Almanach erschienenen („An die Frau von K. den 17. Februar 1783“ S. 70) entgegentrat (vgl. Briefe 1, 287. 304). Es lautet:

Lob des Schnupftobacks,
an Herrn Schiller.

Es sagen Leute hier vom herrschenden Geschmack,
Die Dramen, die du schufst, die so das Herz erheben,
Die kämen bloß vom Schnupftoback,
Der inspirierte dich — Je nun!
Auch Christo wurde Schuld gegeben,
Der Teufel hälf' ihm Wunder tun.

Allerdings war der Schnupftabak in Bauerbach und Mannheim ein wichtiger Artikel gewesen; vgl. Briefe 1, 88. 94. 97. 121. 142. 160. Später finde ich ihn in Schillers Briefen nirgends erwähnt. — Da Hecker S. 83 den Versen von Conz eine Stelle gegönnt hat, vermißt man ungern den bedeutenderen poetischen Gruß Schubarts von 1782 („An Schiller" Gedichte S. 128 Hauff). — S. 121. Die Fragmente aus dem Freimütigen vom November 1805, unterzeichnet —f—, werden hier noch immer Petersen zugeschrieben, da Hecker Hartmanns Buch über Schillers Jugendfreunde leider nicht mehr verwerten konnte (vgl. S. 295). Je mehr man diesen Aufsatz mit den nachweislich von Petersen herrührenden Artikeln vergleicht, um so mehr erkennt man, daß die Erwägungen des Urgroßneffen des letzteren (Hartmann S. 347) zwingend sind. Schon die abweichende Angabe über die Quelle der Räuber (nach —f— S. 124 Schubarts Erzählung, wogegen Petersen bei Hartmann S. 201 Anm. polemisiert) beweist schlagend die Verschiedenheit der Verfasser. Aber auch sonst weiß und kennt —f— eine Menge Dinge, die Petersen unbekannt sind: Schillers Youngleftüre (S. 121), seine Korrekturen an Klopstockischen Oden (vgl. dazu Streichers Bericht S. 214), seine Lektüre und Nachahmung von Herders altenglischen Balladen, das Hauptmotiv des verlorenen „Triumphgesangs der Hölle", den „Jahrmarkt" (S. 122), den „Sturm auf dem Tyrrhener Meer", eine verworfene Szene der Räuber (S. 123), das Räuberzitat in Schillers Dissertation (S. 124) und noch manches andre, das nur durch ihn bezeugt ist. Wer war aber dieser —f—, der sich so gut orientiert zeigt? Ich sehe noch immer keinen besseren Ausweg als an Massenbach zu denken, der bei Streicher (S. 180) unter des Dichters engerem Freundeskreis genannt wird und den Schiller noch im Mai 1804 in Potsdam besucht hatte, bei welcher Gelegenheit sicher alte Jugenderinnerungen zwischen den Freunden aufgefrischt wurden (vgl. Euphorion 12, 187). — In bezug auf den Sinn der Wendung „anni currentis" ist Hecker S. 299 ein kleiner Irrtum untergelaufen: Schillers Vater meint natürlich nichts andres, als daß das Kind vor Ablauf seines Geburtsjahres gestorben sei, und drückt das durch das a. c. ganz korrekt aus. —

Wie Streichers schlichter, herzlicher Bericht das schönste Stück in Heckers Publikation bildet, so ist es durchaus erklärlich, daß bei rührigen

Verlegern und industriellen Literaturfreunden der Gedanke entstand, ihn gerade jetzt durch einen Neudruck zugänglicher zu machen, ein Gedanke, der nicht weniger als dreimal zur Wirklichkeit geworden ist (Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785, neu herausgegeben von Dr. Hans Hofmann. Berlin, Behr. Deutsche Literaturdenkmale 134; Schillers Flucht von Andreas Streicher, mit Briefen Streichers und Auszügen aus der Autobiographie Hovens neu herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Berlin, Panverlag (Das Museum 1); ein dritter, von Wychgram in Reclams Universalbibliothek besorgter Neudruck lag mir nicht vor). Ich darf hier der Kürze wegen auf eine scharfe, aber durchaus treffende Besprechung Minors in der Deutschen Literaturzeitung 1905 Nr. 45 verweisen, die nachweist, daß der wissenschaftliche Wert dieser Neudrucke gleich Null ist. Minor zeigt, daß keiner der Herausgeber seine Aufgabe genügend ernst genommen hat, daß sie sich alle darauf beschränken, die hauptsächlichsten Irrtümer und die störendsten Druckfehler Streichers (letztere leider nicht im Text, sondern in nachgestellten Anmerkungen) zu verbessern, daß keiner von ihnen das eigentliche Problem, das die Literaturgeschichte in Streichers Buche zu lösen findet, auch nur von ferne angerührt hat, eine systematische Untersuchung der Quellen, aus denen Streicher gearbeitet hat, für die in erster Linie sein noch erhaltener handschriftlicher Nachlaß einzusehen wäre, der mehrere Redaktionen seines Berichts enthält. Die Anmerkungen beider Herausgeber zeigen Spuren von Oberflächlichkeit und mangelnder Sorgfalt, um nicht mit Minor von Gedankenfaulheit zu sprechen. Hofmann spricht S. VII von Streichers Brief an Schiller vom 16. August 1795, als wenn derselbe gar nicht erhalten wäre, obwohl er S. XI Fielitzens Abhandlung zitiert, wo er gedruckt ist. Daß er von der Schauspielerin Yates (vgl. über sie Lichtenberg, Vermischte Schriften 3, 222; Schiller, der sie neben der Clairon nennt, erinnerte sich wohl des Briefes von Sturz an Garrick in seinen Schriften 1, 89) S. 167 nur zu sagen weiß, sie scheine eine mehr vorübergehende Bedeutung gehabt zu haben, ist nicht ganz so schlimm, als daß er S. 166 von Lanassa sagt: „Ein heute wohl nicht mehr nachzuweisendes Stück; vielleicht ist von Streicher auch der Titel verschrieben", wo ein Blick in Goedekes Grundriß[2] 5, 261 oder in Walter, Archiv und Bibliothek des Hof- und Nationaltheaters in Mannheim 2, 398 ihm verraten hätte, daß Plümicke ein Trauerspiel dieses Namens verfaßt hat, um dessen bevorstehende Aufführung in Mannheim es sich an der betreffenden Stelle handelt. Landsberg läßt gar S. 18 Streichers Fehler „Hofer" statt „Hoven" ohne Berichtigung durch, obwohl er Auszüge aus Hovens Selbstbiographie im Anhang abdruckt, und versetzt Hallers Alpen S. 207 ins Jahr 1773. An Stellen, wo eine aufklärende Bemerkung am nötigsten wäre, wie z. B. über den Plan eines Friedrich Imhof oder über das Drama mit einem Gespenst (vgl. Euphorion 6, 139), versagen beide Herausgeber völlig. —

Schillers ein Jahr vor seinem Tode unternommene Berliner Reise, die seine Schwägerin Karoline einen Geniestreich nannte (vgl. Wilhelm und Karoline von Humboldt 2, 151), ist von Albert Pick monographisch behandelt worden (Schillers Reise nach Berlin im Jahre 1804, nach einer hinterlassenen Handschrift des Majors Seidel herausgegeben im Auftrage des Vereins für die Geschichte Berlins, mit einem Vorwort von Professor Dr. Georg Voß. Berlin, Mittler und Sohn). Nur durch übermäßige Breite der Darstellung, durch wörtlichen Abdruck längerer Theaterkritiken aus Berliner Zeitungen (sogar ein Gedicht auf Madame Meyers Darstellung der Jungfrau wird uns S. 24 nicht erspart), durch zitierte Charakteristiken einzelner in Berlin mit dem Dichter zusammengetroffener Personen (z. B. Erhards und des Prinzen Louis Ferdinand) und durch eine Reihe von Exkursen, die streng genommen nicht recht zur Sache gehören (Ifflands Ausstellungen am Texte des Tell S. 7, Beckers Fürsorge für Schillers Kinder und ihr Erfolg S. 11, der Text der Zauberflöte S. 13, ein langes Zitat aus „Shakespeares Schatten" S. 29, Schillerzitate aus späteren Briefen der Königin Luise S. 35, Gotters „Schwarzer Mann" S. 41 usw.), war es möglich, die spärlichen und lückenhaften Notizen aus Schillers Kalender zu einer scheinbaren Darstellung von fast vier Bogen aufzuschwellen, die außer einem Billett Ifflands an Schiller (S. 10) nichts Neues bietet und es in der Darlegung und Beurteilung der isolierten Einzeltatsachen, mit denen sie es allein zu tun hat, noch dazu mehrfach an der nötigen Sorgfalt und Genauigkeit fehlen läßt. Eine ganze Anzahl wichtiger Briefstellen oder auch ganzer Briefe, die geeignet sind, die Notizen in Schillers Kalender aufzuklären oder zu ergänzen, sind Pick unbekannt geblieben, während ihm bei der Interpretation und Benutzung dieser seiner Hauptquelle sonderbare Fehler und Mißverständnisse untergelaufen sind. Aus den Worten vom 27. und 28. April „Abends in Leipzig", die nach der übereinstimmenden Art, wie die andern Reisestationen genannt werden, nichts weiter bedeuten sollen als den Ort des Nachtquartiers, interpretiert er im Gegenteil heraus, „daß Schiller außerhalb Leipzigs Quartier hatte, wo, vermögen wir freilich nicht zu sagen" (S. 9). Das Mittagessen bei Graf Hagen ist im Kalender S. 163 fälschlich unter dem 2. Mai notiert, während es nach S. 212 zum 3. gehört: diese Berichtigung hat Pick (S. 13) übersehen, zeigt uns also, daß er den Kalender ohne Müllers Korrekturen als Quelle benutzt (leider steht auch in Müllers Regesten zu Schillers Leben und Werken S. 168 derselbe Fehler). Daß in der Namenreihe Hufeland bis Romberg, die nach Müller (S. 212) seitwärts auf dem Kalenderblatt steht, eine Besuchsliste vorliegt, die natürlich nicht sich auf einen einzigen Tag beziehen muß, den man bestimmen könnte, ist S. 16 nicht erkannt worden. Woher Pick (S. 32. 42) schließlich weiß, daß Schiller am Abend des 16. Mai nochmals bei Hufeland speiste, ist mir unerfindlich: der Kalender

(S. 212) hat nur unter dem 15. die Notiz: „Abends bei . . . .“ ohne Ausfüllung des Eigennamens. Es ist sehr ärgerlich, in einer derartigen Arbeit, die nur aus der Aneinanderreihung von Kleinigkeiten besteht, bei jeder einzelnen begründetes Mißtrauen hegen zu müssen. Reine Freude hat man eigentlich nur an den Abbildungen, Dählings Zeichnung vom Krönungszug in der Jungfrau auf Ifflands Bühne und besonders Weitschs Schillerportrait, das ja nun auch verdientermaßen durch die schöne Reproduktion der Berliner Photographischen Gesellschaft bekannter werden wird. Mit beiden beschäftigt sich das kurze Vorwort von Voß.

Gleich die Vorgeschichte der Reise, die den etwas pretiösen Titel „Sehnsucht nach Berlin“ (S. 3) führt, ist ungenau und lückenhaft. In den älteren Beziehungen Schillers zu Preußen ist hier ein wichtiges Glied übersehen worden. Pick erwähnt zwar den Plan Schillers, 1782 von Mannheim aus nach Berlin zu Nicolai zu gehen, den uns noch jüngst ein Brief Ifflands bestätigt hat, und die scherzhafte Äußerung gegen Ludwig Schubart, er erwarte wegen des Carlos eine Vokation als Minister (Briefe 2, 175), nicht aber die Tatsache, daß Schiller im November 1789 seine Augen nicht nur auf Mainz, sondern daneben sehr ernstlich auf Berlin gerichtet hatte (vgl. ebenda 2, 363. 369. 381. 387. 405. 406. 428). Was er erstrebte, verrät uns Körner (Briefwechsel 2, 137), der diesen Plänen sympathisch gegenüberstand: eine Stelle als preußischer Historiograph und Mitglied der Berliner Akademie. Auf welchem Wege das erreicht werden sollte, war ihm wohl selber nicht ganz klar: er schreibt, es müßten zweckmäßige Schritte geschehen, ohne diese spezifizieren zu können; ein andermal spricht er von der Absicht, direkt an den König zu schreiben und sich anzutragen, ähnlich wie es Johannes Müller 1804 auch tat. Bestimmtere Formen nahmen diese Pläne jedoch nicht an. Den Gedanken, Berlin zu besuchen, dessen Bühne seit Ifflands Direktorat so viel zur Popularisierung seiner Dramen tat, faßte Schiller dann nach Pick (S. 6) im Sommer 1801 in Verbindung mit seinem Reiseplan nach dem Seebade Doberan. Auch das ist nicht zutreffend: Schillers Briefe an Unger (Briefe 6, 148. 178. 193) beweisen, daß schon für den Sommer 1800 ein Besuch der preußischen Hauptstadt in Aussicht genommen war, der dann aus Gesundheitsrücksichten auf den nächsten Sommer verschoben wurde. Ob die für den Oktober 1803 in Aussicht gestellte Abwesenheit von einigen Wochen (Briefe 7, 73) auf eine Wiederaufnahme der Berliner Pläne deutet, ist nicht erweislich, aber ganz gut möglich. Selbst im April 1804 war zunächst nur Leipzig als sicheres Reiseziel in Aussicht genommen, erst dort entschloß sich Schiller nach Berlin weiterzugehen: das wird übereinstimmend von Lotte (Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin 2, 22) und ihrer Schwester Karoline (Charlotte von Schiller 2, 89; Wilhelm und Karoline von Humboldt 2, 152) bezeugt. Deshalb muß auch der Brief Schillers an Iffland vom

1. Mai (Briefe 7, 142), dessen Handschrift ja bekanntlich nicht einwandfrei ist, dem Inhalte nach echt sein, da er dieses Umstands gedenkt.

Auch über Schillers Berliner Beziehungen zeigt sich Pick nicht durchweg gut orientiert.[1]) Den Verkehr mit der Familie Fichte vermutet er nur (S. 28), während Johanna Fichtes Brief an Lotte vom 18. Juli (Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel[2] 2, 402) ihm den Beweis gegeben hätte. Beziehungen zu Frau von Berg werden durch Charlotte von Schiller 2, 89 wahrscheinlich, wenn auch vielleicht nur für Lotte (vgl. Briefe 7, 143); eine Begegnung mit Uhden erwähnt Karoline von Humboldt (Wilhelm und Karoline von Humboldt 2, 167). Über Frau von Hagen, geb. Oertel, hätte S. 13 genaueres gesagt werden können: es ist die Gräfin Hagen-Möckern, die schon seit den achtziger Jahren in Berlin verheiratet war (vgl. Mitteilungen aus dem Literaturarchive 2, 24), die im Briefwechsel Humboldts mit seiner Braut und Frau häufig begegnet und von der Briefe an Lotte im Weimarer Archiv sich befinden; Lotte war jeden Abend bei ihr, der nicht durch das Schauspiel besetzt war (Wilhelm und Karoline von Humboldt 2, 167). Noch schlechter ist Pick S. 27 über Brinckmann und seine Beziehungen zu Schiller orientiert: seinen Besuch in Jena am 19. Februar 1798 (Kalender S. 58) kennt er nicht und wundert sich daher über den vertraulichen Ton der Korrespondenz vom Mai 1804; die Gedichte, die er Schiller am 4. Mai überschickte (Briefe an Schiller S. 564), waren natürlich nicht die von 1789, sondern das Berlin 1804 erschienene, Goethe gewidmete Bändchen, das Pick hier mit den 1806 veröffentlichten „Philosophischen Ansichten" zusammenwirft, die übrigens mit Brinckmanns vollem Namen, nicht „ohne Nennung jeglichen Verfassers" herauskamen; über seine sehr beschränkte Zeit während Schillers Anwesenheit in Berlin klagt Brinckmann in einem Briefe an Karoline von Wolzogen vom 16. Mai (Goethejahrbuch 17, 41). — Daß Schiller mit Ifflands Prachtentfaltung bei Gelegenheit des Krönungszuges in der Jungfrau nicht einverstanden war (S. 26), bezeugt uns auch Rochlitz, zu dem er nach der Rückkehr von Berlin im Gespräch sagte (Wiener Jahrbücher der Literatur 56, 121): „Sie haben mich auch sehen lassen nicht sowohl die Johanna mit dem Krönungszug, als den Krönungszug mit der Johanna." —

Die vielumstrittene Frage, welche Verhandlungen bei Gelegenheit von Schillers Aufenthalt in Berlin in betreff einer etwaigen Übersiedlung nach Preußen gepflogen worden sind und warum sie zu keinem Resultat

---

[1]) Einer Schrift von Bertha Krüger-Ottzenn (Friedrich Schiller und Königin Luise von Preußen. Tilsit, von Manderode) sei hier nur anmerkungsweise gedacht. Wollte ich sie im Texte erwähnen, so hätte ich sie ernst nehmen müssen, was sie nicht verträgt. Schwärmerei und Begeisterung ist eine schöne Sache, aber auch sie kann übertrieben werden und verliert dann zu leicht den Reiz der Naivetät.

geführt haben, ist durch eine Schrift des bekannten und hochverdienten Juristen Adolf Stölzel endgültig gelöst worden, soweit überhaupt von einer heute noch möglichen Lösung gesprochen werden kann (Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin, geschichtlich und rechtlich untersucht. Berlin, Vahlen). Die Lektüre dieser ausgezeichneten Abhandlung, die vortrefflich komponiert ist und mit Eindringlichkeit und Schärfe Schritt für Schritt in der Beweisführung vorwärts tut, bis das Ziel erreicht ist, ist schon an sich, auch abgesehen von der großen Bedeutung des Themas, ein hoher Genuß. Die Literaturgeschichte muß dem Verfasser dankbar sein, daß er mit dem Scharfsinn vereinigten juristischen und historisch-kritischen Denkens definitiv Licht in diese wichtige Angelegenheit gebracht hat. Stölzels Ergebnisse sind im wesentlichen folgende. Gegen Ende seines Berliner Aufenthalts, der reich an ehrenvollen und erfreulichen Eindrücken gewesen war, hatte sich Schillers schon lange vorhandene Neigung, seine Weimarer Existenz mit einem größeren Wirkungskreise zu vertauschen, in den Wunsch verdichtet, als Akademiker mit festem Gehalt dauernd in Berlin bleiben zu können, den er dem Theatersekretär Pauli gegenüber äußerte. Diese Gelegenheit ergriff Iffland, der seinerseits an dieser Entwicklung der Dinge den lebhaftesten Anteil nahm, um in einem Memoire an Beyme diesen zu veranlassen, diesem Wunsche, wenn möglich, zur Realisierung zu verhelfen; zugleich stellte er Schillers Besuch in Potsdam in Aussicht. Beyme berichtete alsbald dem Könige und dieser war ohne weiteres sofort bereit, Schiller unter den gleichen pekuniären Bedingungen, die dem soeben berufenen Johannes Müller zugesichert waren, und unter Gewährung der vom Dichter gewünschten Benutzung einer Hofequipage für Preußen zu gewinnen. Als Schiller am 17. Mai nach Potsdam kam, teilte ihm Beyme diese allerhöchste Entschließung mit: Schiller erklärte sich einverstanden, bat jedoch Beyme mit der offiziellen königlichen Ordre noch zu warten, bis er seine weimarischen Verhältnisse auf geziemende Weise ohne Bruch gelöst habe. Inzwischen wurde er mit seiner Frau bei einem in Sanssouci gegebenen Frühstück von den Majestäten empfangen und stattete dem König für den empfangenen Gnadenbeweis seinen Dank ab. Nach der Rückkehr nach Weimar änderten sich unter Goethes Einfluß, der durch Erwägungen Lottens und andrer Freunde im gleichen Sinne bestärkt wurde, Schillers Pläne: er gab den Gedanken einer gänzlichen Übersiedlung nach Berlin und damit der Annahme der ihm in Potsdam gemachten und damals von ihm gutgeheißenen Anträge auf, bat den Herzog Karl August um eine Gehaltserhöhung, die alsbald gewährt wurde, und stellte in einem Briefe an Beyme vom 18. Juni einen veränderten Modus seiner Beziehungen zu Berlin und Preußen als ihm wünschenswert zur Begutachtung, einen regelmäßigen Wechsel des Aufenthalts zwischen Berlin und Weimar mit entsprechend geringerem preußischem Gehalt. Damit

waren die Polsdamer Abmachungen vom 17. Mai durch Schiller selbst annulliert; Ifflands Memoire ging als erledigt zu den Akten, Schillers neues Schreiben dagegen verblieb mit dem Vermerk „Ad acta, bis sich Gelegenheit findet“ in Beymes Hand, der nach Rücksprache mit dem König die Angelegenheit in Schillers Sinne in der Schwebe hielt. Da Schiller seit Abfassung dieses Briefes dauernd kränkelte und noch vor Ablauf eines Jahres starb, trat die erhoffte Gelegenheit, auf Schillers Wünsche zurückzukommen, nicht ein. Daß Gegner Schillers wie Kotzebue oder Nicolai seine Berufung vereitelt hätten, ist eine Vermutung Zelters, die mit den Tatsachen unvereinbar ist. Wenn Schiller im Laufe des Jahres 1804 mehrfach äußerte, er wundere sich, von Berlin nichts weiter zu hören, und glaube, man wolle die Sache dort einfach fallen lassen, so befand er sich über die in Berlin ständig gehegte, ihm durchaus wohlwollende Auffassung der Sachlage im Irrtum. Daß man vielmehr im Prinzip dort geneigt war, auf seinen neuen Vorschlag einzugehen, scheint mir indirekt aus einer Reihe von Briefstellen hervorzugehen, die Stölzel entgangen sind und die ich hier als kleinen Nachtrag zu seiner Untersuchung geben möchte. Am 18. Juli schreibt Johanna Fichte an Lotte Schiller (Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel² 2, 402): „Berlin sieht mir nun viel freundlicher aus, seit ich weiß, daß Sie mit der ganzen lieben Haushaltung hier leben werden. Man hat uns nämlich im Vertrauen gesagt, daß Schiller im November hierher zieht, um hier zu bleiben, und daß er vom König eine Pension von 2000 Thalern bekommt. Was ich so sehnlich gewünscht und in der Stille gehofft, ist nun wirklich wahr geworden“; weiterhin erbietet sie sich zur Besorgung einer guten Wohnung für Schillers und erwägt, ob es geraten sei im Tiergarten zu wohnen. Übereinstimmend schreibt Fichte am 18. August an Wolzogen (Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlaß² 2, 452): „Ist Ihnen bekannt . . . . daß hier aus guten Quellen versichert wird, Schiller werde auf ansehnliche Bedingungen hier engagiert werden, die Winter zuzubringen, und damit nächsten Winter anheben?“ Im gleichen Sinne äußern sich Ende Juli auch Charlotte von Kalb (Briefe an Jean Paul S. 101) und der Kapellmeister Weber (Briefe an Schiller S. 571). Diese so bestimmt auftretenden inoffiziellen Äußerungen scheinen mir nur begreiflich, wenn die Schillers Anträgen günstige Stimmung des königlichen Kabinetts irgendwie bekannt geworden war; briefliche Äußerungen Ifflands, der gewiß der erste war, der derartiges von Beyme erfuhr und erfahren konnte, liegen leider aus dieser Zeit nicht vor. Obwohl ich es mit Stölzel (S. 74) für dringend wünschenswert erachte, daß die von Schüddekopf (Goethejahrbuch 20, 98) erwähnte, im Schillerarchiv befindliche, von der gedruckten vielfach abweichende Fassung von Schillers Brief an Beyme, deren Benutzung unsrem Verfasser auf Grund der Archivvorschriften verweigert wurde, baldigst veröffentlicht werde, wird doch

schwerlich dadurch in der Beurteilung der ganzen Frage eine wesentliche Änderung bedingt sein. —

„Aus Schillers letzten Tagen, eine ungedruckte Aufzeichnung von Karoline von Wolzogen" ist der Titel eines Privatdrucks, den Hans Gerhard Gräf Ende März 1905 seinen Freunden gesandt hat. Ich glaube in seinem Sinne zu handeln, wenn ich den Wortlaut der Aufzeichnung aus Abekens Nachlaß nach dem beigegebenen Faksimile hier reproduziere: „Schiller erzählte Lolo, daß in einer Nacht des Fiebers im Februar 1805, wo H. Voß bei ihm gewacht, er in einem Anfall von Ohnmacht geglaubt tot zu sein, sich allein in Dunkel eingehüllt vor Gott geglaubt und die Rechenschaft seines Lebens vor dem Ewigen ablegen wollen, als er eben Vossens Gestalt über sich gebeugt gesehen und sich noch im Erdenleben gefunden. — Auch am letzten Morgen seines Lebens riß er sich einigemal auf, sah edel in die Höhe, als habe er alle Kraft gesammelt, und sagte einigemal Judex. Am Vorabend sagte er einmal, nach oben sehend: Ist das euer Himmel? ist das eure Hölle? Und sah dann freundlich nach oben, als hätte er eine liebe Erscheinung. Die tröstenden Worte, daß es immer besser und immer klärer in ihm werde, sagte er mir am Abend vor seinem Todestag." Die grandiose Vision der Februarnacht vertraute wohl Schiller dem jüngeren Voß nicht an, da dieser sonst gewiß davon berichtet hätte: vielleicht ist der Ohnmachtsanfall gemeint, aus dem erwachend er Voß fragte: „Um Gottes Willen, wie kommen Sie hierher?" (Goethe und Schiller in Briefen S. 74 Gräf.) Zum zweiten Absatz vgl. Karoline von Wolzogen, Schillers Leben 2, 276, wo allerdings der erste der hier mitgeteilten Züge beiseite gelassen worden ist. —

Es war eine mindestens eigenartige Idee, in einer Serie von Anekdotenbänden auch Schiller einen Platz anzuweisen (Schilleranekdoten, Charakterzüge und Anekdoten, ernste und heitere Bilder aus dem Leben Friedrich Schillers, herausgegeben von Theodor Mauch. Stuttgart, Lutz). Wie der Herausgeber in der Vorrede selbst sagt, war ihre Ausführung nur durch eine Erweiterung des Begriffs der Anekdote möglich, die allerdings ein recht merkwürdiges Resultat hervorgebracht hat, nämlich eine Art anekdotischer Biographie, eine Reihe an einem biographischen Faden aufgezogener Kleinigkeiten, denen jeglicher größere Zusammenhang fehlt. Unter den Anekdoten erscheinen hier eine Unmenge Auszüge aus Schillerschen Briefen, eine Anzahl seiner Gedichte in vollständigem Wortlaut (Winternacht, Wunderseltsame Historie, Freigeisterei der Leidenschaft, zu Körners Hochzeit, Promemoria an die Waschdeputation usw.), ferner literarische Urteile, der Jenaer Professoreneid und ähnliche Dinge, die man nicht erwartet. Daß ein paar nicht ganz leicht zugängliche, wirklich anekdotische Berichte (von Schübeler, Stephan Schütze, Funck) hier bequem zurechtgelegt sind, kann die Unbefriedigtheit und Enttäuschung

nicht wett machen, mit der man das Buch aus der Hand legt. Ich sehe nicht ein, welchen Leserkreis überhaupt es ansprechen oder fesseln soll: die wertvolleren dieser Anekdoten findet man als charakterisierende Züge auch in den wirklichen Biographien des Dichters, die minderwertigen oder schlechtbeglaubigten und erfundenen sollte man auch nicht weiter verbreiten. Auch faktische Unrichtigkeiten mangeln nicht: „Das Lied von der Glocke, schon im Jahre 1789 entworfen und einige Jahre nach 1793 veröffentlicht, erhielt zwar nicht in Heilbronn seine Vollendung, aber durch den Aufenthalt daselbst einige seiner lebendigsten Bilder und hellsten Farben" heißt es S. 229; nach S. 245 stammt der ernste Entschluß zum Wallenstein aus dem Jahre 1796. —

Das Goethe- und Schillerarchiv in Weimar veranstaltete nach altem bewährtem Brauche zum Säkulartage von Schillers Tod gemeinsam mit den andern großen Weimarer wissenschaftlichen Anstalten, Bibliothek, Museen und Archiven, eine Sonderausstellung, deren Katalog auch die Forschung lebhaft interessiert (Zum 9. Mai 1905, Schillerausstellung im Goethe- und Schillerarchiv. Weimar). Er bietet ein ungemein reichhaltiges Verzeichnis von literarischen und künstlerischen Schätzen, die sich um Schillers Person, Namen und Andenken als den einigenden Mittelpunkt gruppieren. Der erste Abschnitt, von Karl Schüddekopf bearbeitet, umfaßt 217 Handschriften: er zeigt, daß der handschriftliche Nachlaß Schillers, den man seit Goedeke und Minor im wesentlichen für ausgeschöpft hält, doch noch kleine Überraschungen birgt, z. B. ein Gedichtmanuskript aus der Horenzeit, ein Fragment aus einer Bühnenbearbeitung des Carlos, kritische Bemerkungen zu Knebels Übersetzung des Properz, eine nicht abgeschickte Reinschrift zu dem bekannten Brief an Beyme vom 18. Juni 1804 (vgl. oben S. 591). Anderes wie z. B. das Fragment der Bearbeitung des chinesischen Romans ist, wie man jetzt erfährt, von Goedeke nicht völlig ausgenutzt worden. Zwei ebenso wichtige wie umfängliche Handschriften sind erst vor ganz kurzer Zeit dem Archiv zugeführt worden: die für Schröder bestimmte jambische Bühnenbearbeitung des Carlos aus dem Besitz des Grafen Brühl und die Übersetzung des Othello vom jüngeren Voß mit Schillers Korrekturen aus Abekens Nachlaß, beide allerdings dem Wortlaute nach bereits bekannt. Für das S. 1 unentschieden gelassene Verhältnis der beiden Handschriften des Stammbuchblattes für Weckherlin, von denen die eine mit dem Datum des 6. Oktober 1778 in Weckherlins Nachlaß auf der Stuttgarter Bibliothek (vgl. Hartmann, Schillers Jugendfreunde S. 296), die andere mit dem Datum des 3. August mit verwischter Jahreszahl und der falschen Ergänzung 1777 im Archiv sich befindet, glaube ich jetzt die richtige Erklärung gefunden zu haben: während ich früher (Euphorion 12, 187) in dem Weimarer Blatt eine alte Abschrift des allein in Weckherlins Hände gekommenen Stuttgarter Blattes sehen wollte, erkenne ich jetzt darin eher eine Art kassierten Ent-

wurf, der vielleicht wegen der mißglückten Jahreszahl bei Schiller zurückblieb und nach zwei Monaten (denn auch das Weimarer Blatt wird vom Jahre 1778 sein) durch eine neue Reinschrift ersetzt wurde. Bei dem Gedichtentwurf „Herzogin Wanda" (S. 3) hätte meine Datierung (Euphorion 4, 522) berücksichtigt werden sollen; für die „Deutsche Größe" (ebenda) konnte mein Aufsatz (Euphorion 12, 3) wohl nicht mehr benutzt werden. Die S. 22 erwähnte Aufzeichnung Schillers über seinen Weinvorrat ist nicht ungedruckt, sondern im Kalender S. 168 mitgeteilt. Über den zweiten, von Karl Ruland bearbeiteten Abschnitt, der 218 Bildnisse und Medaillen zusammenstellt, enthalte ich mich jeder Bemerkung: dem zu erwartenden abschließenden ikonographischen Werke Weizsäckers darf in keiner Weise vorgegriffen werden. Sehr wichtig ist der dritte Abschnitt, in dem Schüddekopf von dem in Weimar befindlichen Teil von Schillers Bibliothek genaueste Rechenschaft gibt, 251 Büchertitel mit kurzen Bemerkungen über die eingeschriebenen Namen verzeichnend, an die sich noch 58 Titel von Büchern anschließen, deren sich Schiller im Juli 1799 in einer Auktion entäußerte. Übersehen ist wohl dabei Lapeyrouses Entdeckungsreise (Leipzig 1799), der einzige Titel, den ein von mir im Jahre 1896 angelegtes Verzeichnis mehr enthält. An der Untersuchung und Erforschung der literargeschichtlichen Bedeutung dieser Bücherschätze für Schillers Dichtungen und Schriften wird man voraussichtlich noch lange zu tun haben: hier steht die Forschung erst in den allerersten Anfängen und weiß bisher nur etwa Nr. 8. 21. 48. 61. 71. 107. 134. 212. 251 zu den Übersetzungen aus Euripides, zu den Xenien, zur Turandot, zum Warbeck, Tell und dem Seestück in sichere Beziehung zu setzen; systematische Arbeit wird reiche Resultate zutage fördern. Es wäre von Nutzen gewesen, wenn sich Schüddekopf des von mir im Euphorion 6, 144 Anm. veröffentlichten Verzeichnisses der Bücher erinnert hätte, die Schiller in den Jahren 1800—1805 von der Hoffmannschen Buchhandlung in Weimar bezog, da sich aus ihm auch das genaue Datum des Erwerbs und damit des terminus a quo für die Benutzung ergibt: von den dort verzeichneten 36 Titeln kehren nur 7 bei Schüddekopf wieder (Nr. 5. 36. 54. 134. 198. 204 und vielleicht 185), wodurch sich wiederum seine Angabe (S. 48) bestätigt, daß Schillers Bibliothek „auch sonst dezimiert wurde". S. 67 ist Inverary zu lesen: es ist Lord Inverary, der bekannte Begleiter Herons, gemeint (vgl. Schiller und Lotte 1, 18; Goethes Briefe an Frau von Stein[3] 2, 580). Der englische Vers, den Lotte in den ersten Band von Schillers Gedichten einzeichnete (S. 71), ist Popes Essay on man 1, 95 entnommen und bildet eine willkommene Ergänzung zu den von mir oben S. 232 zusammengestellten weiteren Zitaten aus diesem Dichter, den Lotte als ein Geschenk Herons besaß (vgl. S. 67). —

Auf Schillers Ehe und Familienleben ist in den Tagen der Säkularerinnerung der Blick der Deutschen mit ganz besonderer Vorliebe gerichtet

worden: und mit vollem Rechte sind die schönen und ergreifenden Bilder, die ein charakterisierender Berichterstatter hier nur einfach dem historischen Leben der Vergangenheit nachzuzeichnen braucht, von mancher liebevollen Hand erneuert worden. Der Fall Wilhelm Bodes, der mit merkwürdig verschrobener Psychologie in fast unbegreiflichem Mißverstehen einer deutlichen Sachlage aus dem liebenden Bräutigam Schiller die Karikatur eines herzlosen und egoistischen Philisters machen konnte, ist Gott sei dank vereinzelt geblieben. Ein eingehendes Charakterbild Lottens ist noch immer ein wissenschaftliches Bedürfnis, da die vorhandenen Biographien in keiner Weise genügen: die reichen Briefschätze aus den Jahren ihres Witwenstandes, die uns durch Urlichs und Düntzer zugänglich geworden sind, sind bisher auch nicht im entferntesten für ihre Charakteristik verwertet; ihr handschriftlicher Nachlaß, dichterischer, kritischer, allgemein betrachtender Natur, von dem Urlichs nur weniges veröffentlicht hat, liegt noch immer unbenutzt in Weimar. Diesem Mangel einer ausführlichen Biographie, die hoffentlich nicht mehr allzu lange auf sich warten läßt, können die beiden Schriften über Lotte von Jakob Wychgram (Charlotte von Schiller. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. Zobeltitzens Frauenleben 6) und Adolf Bär (Charlotte von Lengefeld als Freundin und Braut Schillers. Weimar, Böhlaus Nachfolger) nicht eigentlich abhelfen und wollen dies auch gar nicht. Wychgrams Buch ist eine geschmackvolle, feinsinnige und liebenswürdige Darstellung von Lottens Leben und Wesen, die ohne allzu viele wörtliche Zitate, die die gefahrvolle Klippe für so manche ihrer Biographien bilden, sie als Braut, Gattin und Mutter lebendig vergegenwärtigt und, was besonders hervorgehoben sei, in einem eigenen Kapitel auch den Versuch macht, die Briefe an Knebel, Fritz von Stein, Fischenich und die Prinzessin Karoline mit ihrer Fülle interessanter literarischer und menschlicher Urteile entsprechend zu verwerten, was natürlich nur in sehr geringem Umfange möglich war. Bär beschränkt sich dagegen auf eine kurze Behandlung der inneren Beziehungen Lottens zu Schiller bis zur Verlobung und Heirat und die Entwicklung des eigenartigen Doppelverhältnisses des Dichters zu den beiden Schwestern, das dann seine für alle Beteiligten glücklichste Lösung fand. Fehler und Ungenauigkeiten sind bei beiden Verfassern sehr selten; bei Wychgram S. 70. 71 sind ein paar Namen verdruckt oder verschrieben; Bär läßt S. 12 Schiller in Volkstedt die Ilias vorlesen, wo die Odyssee gemeint ist. — Zwei weitere Schriftchen, die sich ausdrücklich an die deutsche Jugend und an das deutsche Haus wenden, können hier, wo wir es mit einer wissenschaftlichen Übersicht zu tun haben, kurz erledigt werden. Im Rahmen eines und desselben Heftchens (Schiller und die Seinen. Berlin, Oehmigke) behandelt Jakob Wychgram Schiller in Familien- und Freundeskreis, Helene Lange Schillers Beziehungen zu seiner Schwester Christophine, die treffliche Dr. Gertrud Bäumer, die auf

literarhistorischem Gebiet keine unbekannte mehr ist, Schiller und Lotte: durchweg sind viele Briefstellen der gemeinfaßlichen Darstellung eingestreut; die historische Treue hat freilich hier bei Schilderung der Beziehungen Schillers zum Hause Lengefeld dem pädagogischen Zweck zum Opfer gebracht werden müssen. Der von Lotte in der Jugend gelesene „Magdeburgische Greis“ ist übrigens nicht „vermutlich um der darin enthaltenen Weisheit willen“ so genannt, wie S. 116 behauptet wird: vgl. über die von dem Magdeburger Prediger Patzke herausgegebene Wochenschrift „Der Greis“ Kawerau, Aus Magdeburgs Vergangenheit S. 40. Zur Charakteristik einer Schrift von Karl Graebert (Schillers Familienleben, zum hundertjährigen Todestag Schillers für das deutsche Haus. Berlin, Nauck) genügen, denke ich, ein paar Stilproben: „Schiller war einer der größten Männer in Weimar, 6 Fuß 2 Zoll, also gegen 1 m 85 cm (weit über das heutige Gardemaß) groß“ (S. 17); „Einen guten Tropfen verschmähte er nicht“ (S. 20); Frau von Lengefeld „stickte ihm selbst eine schöne Weste, schenkte ihm auch gern Geld“ (S. 23). Sehr tröstlich sagt sich der Verfasser (S. 33): „In uns allen lebt ein Stück vom Geiste Schillers“. —

Förmlich mit Hochdruck hat Adolf Kohut für Schillers Jubiläum gearbeitet: nicht weniger als drei Bücher hat er seinem Andenken gewidmet, nur daß leider die Qualität zur Quantität im umgekehrten Verhältnis steht (Friedrich Schiller und die Frauen. Oldenburg und Leipzig, Schulze; Friedrich Schiller in seinen Beziehungen zur Musik und zu Musikern. Stuttgart, Etzold; eine dritte Schrift über Schiller als Humorist liegt mir nicht vor). Die Wahl der Themata ist durchaus nicht ungeschickt: allerdings eignen sich alle drei nur zu essayistischer Behandlung, in der sie, feinsinnig und verständnisvoll ausgeführt, wirkliche Lücken unsrer Kenntnis ausfüllen würden. Wie würden wir für einen Essay über Schiller und die Frauen dankbar sein, der, in der feinen, welt- und menschenkundigen, unübertrefflich zartsinnigen und milden Weise, wie etwa Hermann Grimm in seinen Vorlesungen Goethes Beziehungen zu Frauen behandelt hat, charakterisierend, deutend, würdigend, uns reiche Belehrung spenden würde! Statt dessen bietet uns Kohut eine Reihe nach ödester Schablone gearbeiteter, von unendlichen Zitaten aufgeschwellter Kapitel: Schillers Mutter und Schwestern, Aus Schillers „Liebesfrühling“, Beziehungen zu Schauspielerinnen und Sängerinnen (hier erhalten Frau Vohs und Frau Fleck besondere Abschnitte, Karoline Beck-Ziegler und Katharina Baumann dagegen nicht), Verhältnis zu Dichterinnen und Schriftstellerinnen, Gönnerinnen und Freundinnen (darunter Henriette Herz), Schiller und die Fürstinnen, Schillers weibliche Angehörige; dann folgen dürftige, meist Carlyle entnommene Bemerkungen über Schillers dramatische Frauengestalten; den ersehnten Schluß bilden Sentenzen Schillers über Frauen, Liebe und Ehe. Die Lektüre ist eine wahre

Plage, denn Darstellung und Methode des Verfassers sind ohne Geist, ohne Feinheit, ohne individuelles psychologisches Mit- und Nachempfinden, das jeder so verschieden gearteten Lebensbeziehung eine eigene Farbe geben könnte, ohne Größe, ohne Wärme. Man hat den Eindruck einer Schriftstellerei, die, rein von dem vorübergehenden Moment des Säkulartages angeregt, gar kein inneres Verhältnis zu den Dingen hat, die sie behandelt. Daß der Verfasser vielfach mangelhaft orientiert ist, nimmt daher nicht Wunder: S. 89 wird die Schauspielerin, von der Schiller am 13. November 1783 an Frau von Wolzogen schreibt, als Sophie Albrecht gedeutet, die der Dichter doch erst im Mai 1784 kennen gelernt hat; S. 94 werden Lauchstedt und Volkstedt verwechselt, welches letztere der Verfasser auch S. 150 für ein Bad hält; S. 154 ist Minna Stock die Tochter des Buchhändlers Breitkopf; nach S. 241 hat Maltzahn zwölf Jahre nach seinem Tode noch ein Buch herausgegeben; nach S. 274 zeigt sich im Carlos Schillers Studium der kantischen Philosophie, usw. usw. Recht oberflächliche Kenntnis und wenig Geschmack zudem verrät es, wenn z. B. Reinwald „schmutzige Eigenschaften, ja Laster" zugeschrieben werden (S. 30) oder Friedrich Schlegel kurz als „Wüstling" charakterisiert wird (S. 170). Über Gustel von Blasewitz, die hier neben Thekla und der Gräfin Terzky unter Schillers dramatischen Frauengestalten erscheint (S. 286), werden $6^1/_2$ Seiten urkundliche und lokale Forschungen vorgetragen, auf die sich Kohut, der so gern die sich wie eine ewige Krankheit in den Literaturgeschichten forterbenden „Irrtümer" verbessert, offenbar sehr viel zugute tut: hier wird uns die Inschrift ihres Grabsteins sowie Zitate aus der an sie anknüpfenden Dichtung und Sage so wenig erspart wie ein Überblick über die Geschichte von Loschwitz und Blasewitz und ein Verzeichnis aller berühmteren und unberühmteren Leute, die dort zeitweise gewohnt oder die Orte dadurch „geweiht" haben, daß sie gern dort ihren Nachmittagskaffee einnahmen! Ganz konform mit diesem Charakter des Buches ist sein Stil, von dem ich ein paar Proben nicht zurückhalten kann: Luise Brachmann „besaß ein bedeutendes lyrisches Talent von tiefer Empfindung und zartem Empfinden" (S. 123); „das isolare Bauerbach" (S. 139); Schiller der „Odysseus der deutschen Dichtung" (S. 143); Dora Stock „hatte leider das Unglück, lange Zeit hindurch die Braut des genannten Huber zu sein" (S. 154); Kotzebue „ein Mann von kaninchenhafter literarischer Fruchtbarkeit" (S. 166); Lottens „holde Weiblichkeit, auf der noch der ganze Mehltau mädchenhafter Unschuld (!) lag" (S. 229), usw. usw. Die ganze bald geschraubt pathetische, bald saloppe Schreibweise macht einen höchst unerquicklichen Eindruck.

Über Schillers Beziehungen zur Musik lagen zwei ältere Arbeiten vor, das Programm von Klötzer (Zittau 1885; vgl. darüber Kettner in der Zeitschrift für deutsche Philologie 21, 81, der sein dort gegebenes Versprechen einer Untersuchung über die musikalischen Elemente in den

Dramen des Dichters leider bisher nicht eingelöst hat) und das betreffende Kapitel bei Bock (Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik S. 61). Beide sind unvollständig und ungenügend: weder das Stellenmaterial aus Schillers Werken und Briefen ist lückenlos vorgelegt noch sind, was wichtiger ist, die eigentlichen Probleme, die zu lösen sind, erfaßt. Es liegt mir hier nicht ob, die Frage von neuem zu behandeln, was sie durchaus verdient; nur auf zwei Punkte möchte ich hinweisen, die weder Klötzer noch Bock berührt haben. Für Schillers poetisches Schaffen wichtig ist das zweimal (Briefe 3, 202. 4, 430) von ihm abgelegte Bekenntnis, daß bei ihm gewöhnlich eine musikalische Gemütsstimmung vor der poetischen Idee vorhergehe, daß die volle Klarheit über den Inhalt eines Gedichtes sich erst aus jener entwickle. Man denkt dabei sofort an das ähnliche Bekenntnis Otto Ludwigs, das nur auf dem Gebiete andrer Sinnesqualitäten liegt, an sein Farben- und Formenspektrum. So verstehen wir einerseits den psychologischen Zusammenhang der Tatsache, die schon Streicher berichtet, daß das Anhören von Musik bei Schiller poetische Stimmung auslöste und beförderte; andrerseits sehen wir daraus mit aller nur wünschenswerten Klarheit, daß er die Musik formalistisch und ganz im Sinne Hanslicks aufgefaßt hat. Er sagt dies auch ganz deutlich in der Rezension über Matthissons Gedichte (Sämtliche Schriften 10, 245): „Der Tonsetzer und der Landschaftmaler . . . . stimmen blos das Gemüt zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen, aber einen Inhalt dazu zu finden, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters." Die Musik kann also auch nach Schiller nur die Formen, das heißt das Dynamische der Gefühle wiedergeben, nicht aber inhaltlich bestimmte Gefühle darstellen oder gar Gedanken ausdrücken. Er verwirft daher folgerecht jegliche Programmusik: „Die Musik darf nie Worte malen und sich mit kleinlichen Spielereien abgeben," schreibt er an Körner bei Gelegenheit einer Komposition seiner Glocke (Briefe 7, 219), „sondern muß nur dem Geist der Poesie im ganzen folgen." Es ist also grundverkehrt, eine bekannte Stelle eines Briefes an Goethe über eine zu erwartende regenerierende Wirkung der Oper auf das Trauerspiel (Briefe 5, 313) so zu verstehen, als ob hier Wagners Musikdrama vorgeahnt sei: man beachte doch auch Goethes Antwort mit dem energischen Hinweis auf die Erfüllung dieser Forderungen in Mozarts Don Juan. Schiller hatte eine wesentlich melodramatische, keine rezitativisch-pathetische Schauspielmusik im Sinne und die Anhänger Wagners und Liszts würden an ihm, der z. B. für Glucks einfach-schönes Lied „Einen Bach, der fließt" schwärmte (Karoline von Wolzogen. Schillers Leben 2, 71), keinen Parteigänger gefunden haben.

Kohuts Schrift über diesen Gegenstand ist nicht um ein Haar besser als die oben charakterisierte andre. Sie behandelt Schillers Beziehungen zur Musik im allgemeinen, seine Anschauungen über Musik und Oper,

Schiller als Operntextdichter, seine Berührungen mit Virtuosen, Virtuosinnen und Kapellmeistern, Sängern und Sängerinnen, seine Beziehungen zum Gesang; dann folgen Einzelkapitel über Schiller und Zumsteeg, Streicher, Körner, Zelter, Reichardt, Rochlitz, Zahn; Urteile Webers und Wagners über den Dichter machen den Schluß. Auch hier ist alles nach äußerlicher Schablone behandelt und mit einer Menge nicht zur Sache gehöriger Dinge (was soll hier z. B. der eingehende Bericht über Schillers Flucht oder Webers Nachahmung der Kapuzinerpredigt?) und einem Brei von Zitaten angesetzt; die eigentlich springenden Punkte des Problems sieht der Verfasser nicht. Man traut seinen Augen nicht, wenn man S. 4 liest, daß der Verfasser die Meinung hegt, seine Schrift werde als „erster Versuch" einer „zusammenfassenden Darstellung" eine „Lücke ausfüllen". Er kennt zwar seine oben erwähnten Vorgänger, findet aber trotzdem (S. 3), daß Schillers Beziehungen zur Musik „fast gar nicht oder nur flüchtig" behandelt sind: „Was hierüber erschienen ist, findet sich allenfalls (!), zerstreut und versteckt in den Abhandlungen der Jahresberichte von Gymnasien bezw. andern Lehranstalten (!), wie z. B. im Zittauer Gymnasialprogramm von Oberlehrer Professor Klötzer." Man sieht nicht recht, ob nach Kohuts Meinung Klötzer die Frage „fast gar nicht" oder „nur flüchtig" behandelt hat; eine jüngere Abhandlung des gleichen Verfassers nennt er allerdings (S. 116 Anm.) „meisterhaft". Tatsache ist, daß Kohut Klötzers Abhandlung, ohne die das Brauchbarste bei ihm überhaupt nicht vorhanden sein würde, nicht nur benutzt, sondern noch mehr als benutzt, das heißt an einer ganzen Reihe von Stellen fast wörtlich oder auch ganz wörtlich abgeschrieben hat. So „versteckt" ist ein Gymnasialprogramm ja glücklicherweise nicht, daß man das nicht feststellen könnte. Ich erspare den Lesern die Einrückung der Paralleltexte, die dieses weitgehende Plagiat beweisen: es stimmen mehr oder weniger genau und wörtlich überein die Erörterungen über den Kallias und die Matthissonrezension S. 18—20 mit Klötzer S. 19—20, die Inhaltsangabe der Semele S. 26—28 mit Klötzer S. 7—8, die Bemerkungen über Schillers spätere Opernpläne S. 28—30 mit Klötzer S. 8—10 (hier mißversteht er Klötzers Hinweis auf Schillers Plan einer Friedericiade und macht daraus den Unsinn, Naumann habe Schiller um ein Textbuch gebeten, das eine Siegestat Friedrichs „als nationales Epos" verherrlichen sollte, „wozu den Text Schiller in der Art zu verfassen hatte, daß man ihn singen konnte wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem Befreiten Jerusalem"), die Erörterung von Schillers Stellung zur Oper S. 31—32 mit Klötzer S. 10—11 (in der Eile der Arbeit ist hier statt „Entwicklung der Tragödie" „Entstehung" abgeschrieben, was Unsinn ergeben hat), die Bemerkungen über Schiller und Körner S. 68—70 mit Klötzer S. 12—14, endlich die über Körnersche Kompositionen einzelner Gedichte S. 70 und 71 mit Klötzer S. 16 und 18. Auch Bock

schreibt der Verfasser ungeniert aus: die Absätze S. 20—22 und S. 23—24 sind, in der Eile mehrfach bis zur Unverständlichkeit entstellt, aus Bock S. 79—83 entnommen. Mit dieser eigenartigen Benutzung fremder Arbeit geht auch hier wieder mangelhafte Kenntnis Hand in Hand: S. 14 weiß der Verfasser nicht, daß Schillers Gespräche mit Christiane von Wurmb nicht ins Jahr 1801 gehören können (vgl. Euphorion 12, 6); nach S. 43 singt das Lied „Mit dem Pfeil, dem Bogen" Walther Fürst, „der Bergschütze"; Streichers Brief an Schiller vom 16. August 1795 ist nach S. 65 „leider" nicht erhalten, obwohl er mehrfach gedruckt ist; nach S. 87 soll ein Brief Schillers an Zelter vom 16. Januar 1805 in Jonas' Sammlung fehlen, eine Entdeckung, auf die Kohut nicht wenig stolz gewesen sein wird, während er natürlich dort (7, 112) mit der allein richtigen Jahreszahl 1804 an seiner Stelle zu finden ist. Stilproben führe ich nicht mehr an und bemerke nur, daß der Verfasser im Gebrauch der gräßlichen Inversion nach „und" wahre Orgien feiert. Wenn Kohut S. 3 auf die Mehrzahl der Veröffentlichungen zu Schillers Säkulartage „leider" Lessings Worte anwenden zu müssen gesteht, daß das Wahre (er sagt „Gute") darin nicht neu und das Neue nicht wahr sei, so hat er unbewußt und unfreiwillig seinen eigenen Machwerken das Urteil gesprochen. —

Schillers Beziehungen zu der Wissenschaft, die ihm auch noch ein paar Jahre nach seiner Flucht als ein empfehlenswertes Brodstudium neben dem Literatenberuf erschien, sind von fachmännischer Seite zweimal dargestellt worden (Schiller als Arzt, ein medizinisch-geschichtliches Gedenkblatt an den hundertjährigen Todestag Schillers von Prof. Dr. H. Magnus. Leipzig, Thieme; Schillers Beziehungen zur Medizin von Professor Dr. Max Neuburger. Wien und Leipzig, Braumüller). Neuburgers Vortrag hat für uns Literarhistoriker geringere Bedeutung, da er den Schwerpunkt auf die von ihm hochgeschätzten Dissertationen Schillers über die Wechselwirkung von Leib und Seele und auf die Einwirkungen des medizinischen Studiums auf Schillers Denkweise und Stil legt. Der Inhalt jener Arbeiten, ihr Originelles und ihr Verhältnis zu den medizinischen Anschauungen der Zeit ist in Minors Biographie wie auch schon bei Weltrich ausführlich besprochen, Minor hat (Schiller 1, 286) auch die Bedeutung des medizinischen Studiums für den Dichter eingehend erörtert: wir erfahren also hier kaum etwas neues. Dagegen können wir Magnus für seine mit nüchterner Schärfe eindringende, lehrreiche Skizze aufrichtig dankbar sein, zumal sie unser Wissen in einigen Punkten ergänzt. Magnus zeigt, daß es nicht die Fragen der Therapie und Technik waren, die Schillers Hauptinteresse auf medizinischem Gebiete bildeten, sondern der Wunsch, mit ihrer Hülfe einzudringen in das geheimnisvolle Rätsel des psycho-physischen Daseins, ihn ausschließlich zu ihr zog und so lange bei ihr festhielt. Ohne gerade eingeschworener Gefolgsmann

Dubois-Reymonds zu sein, darf man behaupten, daß gerade bei diesem Problem die Medizin damals wie heute versagt und vielleicht immer versagen wird. Vom Standpunkt der exakt beobachtenden und experimentierenden Medizin von heute betrachtet, bewegen sich Schillers Arbeiten auf demselben schwankenden Boden philosophischer Spekulation wie die seiner damaligen Fachgenossen, über die er sich allerdings durch eine Größe des Blickes erhebt, die ihn gewiß zu einem der ersten Systematiker hätte werden lassen, wenn er der Medizin treu geblieben wäre. Nach Magnus ist es eine falsche Auffassung, wenn man, wie hie und da geschehen ist, bei Schiller Spuren der für die heutige exakte Naturerkenntnis maßgebenden und charakteristischen Auffassungen und Methoden hat finden oder ihn gar zum Vorahner des Darwinismus hat machen wollen. Es ist daher verfehlt, ihm, wie der Petersburger Arzt Müller bei Gelegenheit des Jubiläums von 1859 getan hat, eine bahnbrechende Stellung in der Medizin des 19. Jahrhunderts zuweisen zu wollen; Schillers Arbeiten sind trotz ihres glänzenden Stils und ihrer ansprechenden Behandlungsart (die Neuburger S. 17 mit beredten Worten hervorhebt) für die heutige Physiologie wie Pathologie bedeutungslos. Sehr dankenswert sind die Bemerkungen von Magnus über Schillers lateinische Dissertation über die Fieber,[1]) auf deren Inhalt Minor (Schiller 1, 273) nur sehr kurz eingegangen ist. Er zeigt, daß die beiden Teile von sehr verschiedenem Werte sind: während Schiller bei der Behandlung der Entzündungsfieber mit Erfolg bemüht ist, für die verschiedenen Begriffe, mit denen er operiert (z. B. Vollsaftigkeit, Fettleibigkeit) fest umschriebene anatomisch-physiologische und -pathologische Verhältnisse zu entwickeln und zu deuten, steht seine Behandlung der Faulfieber, unter welchem Namen damals die verschiedenartigsten Krankheitsbilder in unklarer Weise zusammengefaßt wurden, eben aus diesem Grunde an Klarheit und Wissenschaftlichkeit erheblich zurück. Denn Schiller war bei seiner Jugend und sehr mangelhaften klinischen Erfahrung natürlich nicht imstande, den aus diesem Labyrinth erlösenden Faden selbständig zu finden, obwohl er mit einem Hinweis auf Hamlets bekanntes Wort von der Schulweisheit (das er Sämtliche Schriften 15, 1, 385 englisch zitiert) die skeptische Bemerkung verbindet,

---

[1]) Am Schluß von § 22 (Sämtliche Schriften 15, 1, 401) zitiert Schiller drei vergilische Hexameter aus der Aeneis 6, 625, die freilich nach der zugrunde liegenden Kopie als Prosa gedruckt sind:

> „Non, mihi si linguae centum sint oraque centum,
> ferrea vox, omnes scelerum comprendere formas,
> omnia poenarum percurrere nomina possim."

Soweit die Abweichungen nicht beabsichtigt sind („morbi" für „scelerum", „spasmorum" für „poenarum"), liegen (so besonders bei „vix" für „vox") Fehler des Kopisten vor. Es liegt also nicht die Schilderung der Fama zugrunde, wie Jacoby (bei Minor, Schiller 1, 567) behauptet.

in der Natur möge wohl nicht alles so sein, wie es in den Kompendien erscheine, eine Überzeugung, die freilich bei ihm noch keine Früchte brachte. Auf Schillers praktische Tätigkeit als Arzt ist Magnus nicht eingegangen. Obwohl der Dichter sie selbst in der Rezension der Räuber bitter ironisiert und auch das Mißtrauen seines Vaters in seine medizinischen Kenntnisse angesichts des chronischen Mannheimer Fiebers ganz berechtigt scheint, so hätte man doch auch diese Seite seiner Tätigkeit sehr gern fachmännisch beleuchtet gesehen. Ein sehr reiches Material dafür enthalten die Briefe in den Bemerkungen über die am eigenen Leibe auf Grund eigener oder fremder Verordnung geübte Therapie und in den seinen Freunden, besonders Körner erteilten diätetischen und therapeutischen Ratschlägen; vielleicht würden auch die ungedruckten Briefe an Stark, die Martin besitzt (vgl. Zeitschrift für deutsches Altertum 26, 372), von einigem Werte hierfür sein. —

Welchen Zweck eine Blumenlese Schillerscher Prosaaussprüche haben soll, die H. Draheim veröffentlicht hat (Schillers Seelenlehre, aus seinen philosophischen Schriften zusammengestellt. Berlin, Weidmann), ist mir nicht recht deutlich geworden: für den, der Schillers philosophische Arbeiten nicht kennt und beiseite liegen läßt, hat natürlich auch der Auszug keinen Wert; für den Kenner könnte er den allerdings an sich recht untergeordneten Wert eines Index oder einer Rekapitulation der Hauptpunkte haben, erweist sich aber als viel zu lückenhaft und unvollständig, als daß man geneigt sein könnte, häufiger nach ihm zu greifen. Der Titel könnte glauben machen, als würde hier Schillers Psychologie dargelegt, etwa eine Analyse der eigenartigen Formen seines seelischen Lebens gegeben oder seine Ansichten über das Seelenleben entwickelt: worauf der Verfasser hinaus will, ist vielmehr, die „einheitliche Auffassung und Anschauung über den Wert des menschlichen Geistes“ aus des Dichters ästhetischen Arbeiten herauszulösen und zu zeigen, wie er sich „den Menschen in seinem Verhältnis zur sinnlichen Welt einerseits und zu den sittlichen Gesetzen andrerseits“ denkt (S. 4). Eigene Anmerkungen hat der Verfasser nur an zwei Stellen den Worten Schillers hinzugefügt: die Art, wie hier (S. 9) mit einem Bibelwort gegen das „falsche Kausalitätsprinzip“ zu Felde gezogen wird, scheint mir kaum ernsthaft diskutabel.[1]) —

Goethes bekannter Spruch „Im Auslegen seid frisch und munter! Legt ihrs nicht aus, so legt was unter“ hat sich Arthur Böhtlingk

[1]) Eine Abhandlung von Dr. Karl Furtmüller (Die Philosophie Schillers und der Deutschunterricht in den Oberklassen des Gymnasiums. Jahresbericht des deutschen Staatsobergymnasiums in Kaaden an der Eger) gehört vor das Forum der Pädagogik, nicht der Literaturgeschichte. Ein Lehrer des Deutschen sollte sich doch aber des fürchterlichen Wortes „Deutschunterricht“ enthalten, nachdem uns Wustmann für diese und für so viele andre unschöne Bildungen das ästhetisch-sprachliche Gewissen geschärft hat.

zum Wahlspruch genommen in seinem Versuch, Schiller zum kulturkämpferischen Heißsporn gegen Katholizismus und Papismus zurechtzufrisieren (Schiller und das kirchliche Rom, eine literarhistorische Studie. Frankfurt am Main, neuer Frankfurter Verlag). Der Nebentitel ist so unberechtigt wie nur möglich, denn mit Literaturhistorie haben seine Ausführungen nicht das Allermindeste zu schaffen. Die paarmal, wo er dies Gebiet betritt, macht er kläglich Fiasko: er identifiziert (S. 41. 43) den Raphael der Philosophischen Briefe mit Schiller, den Julius mit Körner und kennt daher eine sonst unbekannte Theosophie des Raphael, hält (S. 66) die Malteser für unvollendet, weil Schiller sich durch deren Glaubensfanatismus zu sehr beengt gefühlt habe, und findet (S. 99) die Vermischung der Religionen in der Braut von Messina so merkwürdig, daß das Distichon „Welche Religion ich bekenne" „geradezu im Hinblick auf das so auffällige Durcheinander in dieser Dichtung entstanden zu sein scheint, als hätte Schiller auf eine bezügliche Anfrage Antwort gegeben"; leider ist dies Distichon schon in den Votivtafeln von 1796 gedruckt. Im übrigen enthält das Buch nichts Literarhistorisches, sondern nur eine konsequent durchgeführte Betrachtung von Schillers dramatischen und historischen Arbeiten in dem verzerrenden Spiegel antikatholischer Tendenz. Erreicht wird dieser Zweck durch vielfach völlig irreführende, weil aus vorgefaßtem, exoterischem Gesichtspunkt genommene Inhaltsangaben aller Schillerschen Dramen mit seitenlangen Zitaten, die, höchst unangenehm für das Auge, alle Jamben als Prosa geben, und gehäuftem Sperr- und Fettdruck, von dem man sich andauernd wie gepeitscht fühlt. Mit Peitschenhieben arbeitet der Verfasser überhaupt gern: eine ruhige Erörterung wird nirgends eröffnet; eine alles Maß überschreitende Leidenschaftlichkeit hetzt durch das ganze Buch, die, so wie sie dem Verfasser den vorurteilsfreien Blick für die Kunstwerke, die hier im eigentlichsten Sinne verarbeitet werden, völlig geraubt hat, auch beim Leser das Vertrauen auf diesen Führer durch Schillers Ideenwelt und seine Kompetenz sehr rasch untergräbt. Was für Zerrbilder aus Dramen wie Maria Stuart und Jungfrau von Orleans, die dem Verfasser natürlich besonders unbequem sein müssen, unter seinen Händen entstehen, muß man bei ihm selber nachlesen, wenn man überflüssige Zeit hat: Schiller muß ja einmal alles Katholische, selbst wenn er Zeiten schildert, wo ein Gegensatz von katholisch und protestantisch noch gar nicht vorhanden war, mit Hohn, Spott und Verachtung betrachten und dieser Empfindungen würdig darstellen; um das zu beweisen, ist jede Verdrehung der rechten Gesichtspunkte erlaubt. Der Angelpunkt der Wallensteintrilogie ist, was man auch bisher noch nicht wußte, die Darstellung des Moralsystems der römisch-päpstlichen Hierarchie „als zum Himmel schreiende Unnatur und damit Unmenschlichkeit" (S. 75). Die Braut von Messina ist ein weiteres Glied in der Kette der antikatho-

lischen Kundgebungen des Dichters, obwohl der Verfasser ganz richtig bemerkt (S. 103): „Der Hierarchie und der politischen Macht, der päpstlichen Theokratie, geschieht keinerlei Erwähnung; diese ist so gut wie nicht vorhanden." Der Mohr im Fiesco will den Jesuiterdom anzünden: das „verrät unverkennbar die Absicht, den Jüngern Loyolas eins auszuwischen" (S. 16). In Kabale und Liebe erklärt die katholische Lady, daß sie nicht barfuß nach Loreto könne, aber um den Taglohn arbeiten wolle: „Bringt nicht dieses Blitzwort der Norfolk ein ganzes christlich-soziales, protestantisches Programm zum Ausdruck?" (S. 18). So geht es weiter. Ich habe die katholisierende Paderborner Schillerausgabe, die nach S. 6 den Verfasser so in Harnisch gebracht hat, nie gesehen, kann also nicht wissen, wieweit sein Standpunkt psychologisch entschuldbar sein mag. Daß er falsch und mißverständlich ist, ist trotzdem ganz außer Zweifel. Kulturkämpferische Bestrebungen gab es zu Schillers Zeiten so wenig wie politische Ambitionen des Papsttums oder eine Zentrumspartei. Will man des Dichters religiöse Anschauungen auf der Höhe seines Lebens kennen lernen, so muß man lesen, was er am 16. Juli 1804 an Zelter schreibt (Briefe 7, 165). Er sah in der Kantischen Philosophie und Religionslehre die notwendige Weiterbildung des Protestantismus, in Kant den Fortsetzer Luthers, in einem von allem Aberglauben und allem Anthropomorphismus gereinigten Protestantismus, der in gleicher Weise die Bedürfnisse des Herzens und die des Verstandes befriedigen sollte, die ideale Religion, zu der die menschliche Entwicklung hinführen würde. An diesem Ideal gemessen, waren ihm die wirklichen Religionen und Konfessionen, und zwar der Protestantismus seiner Zeit ebenso wie der Katholizismus nur vorübergehende, unvollkommene Glaubensformen, die jede ihr Gutes und ihr Schlechtes hatten und dem Rechten bald mehr, bald weniger nahe kamen. Aber niemals ist er ein beschränkter und gehässiger Vertreter eines Konfessionalismus gewesen, der die Andersgläubigen in Bausch und Bogen verdammt. Hätte Böhtlingk beherzigt, was er S. 113 und 120 selber andeutet, daß es eben eine politische Bedeutung des Katholizismus, so zu sagen das ultramontane Problem für Schiller nicht gab, so hätte er konsequenterweise sein Buch ungeschrieben lassen müssen. Dem rechten Verständnis unsres Dichters kann es nur schaden, wenn es in die Hände kritikloser Leser fällt. —

Gering ist die Ausbeute einer Untersuchung über Schiller und das Judentum, die Oskar Frankl vorgelegt hat (Friedrich Schiller in seinen Beziehungen zu den Juden und zum Judentum. Leipzig, Hoffmann). Geigers weit eingehendere Studie über dasselbe Thema in der Allgemeinen Zeitung des Judentums (1903 oder 1904: genauer vermag ich, da mir nur ein Separatabdruck vorliegt, nicht zu zitieren) ist ihm zu seinem großen Schaden leider unbekannt geblieben. Lebensbeziehungen zu Juden hat der Dichter nur wenige gehabt: nach der

schmerzlichen Bekanntschaft mit jüdischen Geldverleihern und Wucherern (die schon etwas früher beginnt, als Frankl S. 14 annimmt; vgl. Briefe 1, 178) sind sie mit den Namen Michaelis, Abrahamson, Herzfeld und Henriette Herz bereits erschöpft; keine einzige von ihnen nimmt größeren Raum ein. Zu der Judenfrage als einem sozialen Problem hat sich Schiller niemals geäußert, obwohl sie Ende des 18. Jahrhunderts an mehreren Orten Deutschlands auftauchte. Über das Judentum als eine Entwicklungsstufe in der Geschichte der Menschheit spricht er ausführlicher in seinen geschichtsphilosophischen Aufsätzen über die Sendung Moses und über die erste Menschengesellschaft: sie zeigen, daß Schiller das Hauptverdienst des Judentums darin sah, daß es das Christentum vorbereitete, und daß er von den Juden als Volk keine sehr hohe Meinung hatte. Frankl zieht, was man nicht erwartet, auch die Beziehungen der Poesie Schillers zum alten Testament in sein Thema hinein, indem er seine Pläne zu biblischen Dichtungen bespricht und Beispiele des stilistischen Einflusses der biblischen Diktion zusammenstellt. Den Schluß bilden einige Äußerungen Dorotheas, Börnes und Heines über Schiller. Der Verfasser ist nicht überall genügend orientiert: Jonas' Sammlung der Briefe durfte ihm bei Bearbeitung eines solchen Themas nicht „unzugänglich“ bleiben (S. 63); der S. 15 als ungedruckt bezeichnete Brief Humboldts an Schiller über Michaelis findet sich in meiner Ausgabe des Briefwechsels; wenn Börne überhaupt herangezogen wurde, durfte sein Aufsatz über den Charakter des Tell (Gesammelte Schriften 4, 316) nicht fehlen. Dankenswert sind die S. 65 gegebenen Notizen über Übersetzungen Schillerscher Gedichte ins Hebräische: Schillers Gedichte „gehörten mit den hebräischen Folianten zum Inventare eines jüdischen Hauses“ (S. 60); „Auch eine Richtung in der neuhebräischen Literatur .... ist durch die Schillerschen Werke stark beeinflußt worden“ (ebenda); vgl. darüber auch die reichen Zeugnisse bei Geiger S. 25. Auf die Frage von Spiegelbergs Judentum werde ich in einer späteren Rezension einzugehen Gelegenheit haben. —

Eine gute Übersicht über Schillers Stellung zur Politik verdanken wir Ferdinand Tönnies (Schiller als Zeitbürger und Politiker. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe). Die Arbeit ist in keiner Weise erschöpfend: namentlich was Schillers Urteil über die wichtigeren politischen Ereignisse seiner Zeit angeht, ist das reiche in den Briefen und sonstigen Berichten erhaltene Material, das uns in die Entwicklung seines politischen Denkens Einblick gewährt, nicht entfernt ausgeschöpft. Es kam aber wohl dem Verfasser weniger darauf, sondern mehr auf eine kursorische Darstellung der Hauptpunkte an, die ihm auch sehr gut gelungen ist. In der Einleitung zeigt er, wie aus der Opposition Rousseaus gegen den Geist der Aufklärung und die Herrschaft der bürgerlichen Vernunft drei politische Richtungen erwuchsen, eine konservative aus seiner Ver-

herrlichung des Naturzustandes und seinem Kampf gegen Künste und Wissenschaften, eine liberale aus seiner Erhebung der Gesellschaft über den Staat, wie sie eine radikale Konsequenz seines Vertragsprinzips bildet, eine sozialistische aus seinen Hinweisen auf die Ungleichheit der Menschen und der daraus entspringenden Verkündigung der Interessen und des Rechts der Armen und Unterdrückten. Schiller durchschreitet, wie die drei Abschnitte der Abhandlung sich zu zeigen bemühen, diese drei Richtungen in umgekehrter Reihenfolge während der drei Perioden seines Lebens. Die Auffassung seiner Entwicklung wird den Tatsachen im wesentlichen gerecht, wenn man von den leisen Verschiebungen und Beleuchtungen absieht, die das Schema der Betrachtung in der Fülle der realen Erscheinungen hervorbringt. In den Jugenddramen zeigt er sich von den revolutionären Ideen der sozialistischen Richtung mächtig ergriffen, wie die Räuber und besonders Kabale und Liebe deutlich zeigen. Der Carlos bildet den Übergang zur zweiten, der liberalen Richtung, die ihre Ideale durch eine Revolution von oben, durch Beeinflussung und Leitung eines aufgeklärten Regenten durchsetzen will. Mit Recht betont Tönnies in diesem Zusammenhange, daß Marquis Posa auch in seiner Stellung als Königsberater ein Ideal war, das Schiller zu Zeiten wohl für sich selbst erstrebte: an Streicher wollte er nach dem Abschiede erst wieder schreiben, wenn er Minister geworden wäre, und noch in den Briefen an den Herzog von Augustenburg, deren Originalfassung mehrfach sehr lehrreich der Bearbeitung in den Horen gegenübergestellt wird, klingt an einigen Stellen der Gedanke an eine ähnliche Stellung in Dänemark als Berater des Herzogs deutlich durch. Hand in Hand mit diesen Ideen geht die kühlere und schließlich ablehnende Stellung zu der Entwicklung der französischen Dinge, deren erste Phasen so enthusiastisch begrüßt worden waren, und die Wirklichkeitsflucht der letzten Periode bereitet sich vor. In der Poesie dieser Epoche, die sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht und eine Vorliebe für die Schilderung einfacher idyllischer Zustände der Ruhe zeigt, sieht Tönnies die konservative Richtung herrschend, wenn er auch zugeben muß, daß die deutlichen Spuren einer kräftigen deutsch-nationalen Gesinnung damit nicht recht stimmen, die wir schon seit 1797 (dem Jahr, in das der Gedichtentwurf „Deutsche Größe" gehört, was Tönnies S. 43 noch nicht wissen konnte) bei Schiller bemerken und die doch sicherlich, was S. 41 für unwahrscheinlich erklärt wird, in der Verherrlichung der nationalen Ehre und Freiheit in der Jungfrau und dem Tell unter dem durchsichtigen Schleier der dramatischen Handlungen lebendig ist. Mit diesem nationalen Patriotismus bahnte sich eine Weiterentwicklung in des Dichters politischem Denken und Empfinden an, deren Ziel man nur ahnen kann: mit Recht ist öfter behauptet worden, daß Schiller der nationale Sänger unsrer Freiheitskriege geworden wäre, wenn er den Höhepunkt und Sturz Napoleons

erlebt hätte. Im Einzelnen habe ich nur wenig anzumerken: die S. 14 besprochene Stelle aus den Briefen über Don Carlos ist kein Zitat, sondern nur der Hervorhebung wegen von Schiller in Anführungsstriche gesetzt; daß Graf Schimmelmann semitischer Abstammung gewesen sein soll (S. 24), ist unrichtig.[1]) —

Neben so manchem Ernsten und Trefflichen, was bei Gelegenheit des Säkulartages veröffentlicht worden ist, darf auch das Satyrspiel nicht fehlen. Ich wende mich zu einer Abhandlung von Ludwig Keller (Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus. Berlin, Weidmann. (Vorträge und Aufsätze aus der Comeniusgesellschaft 13, 3)). Auf S. 2 bemerkt der Verfasser mit dankenswerter Aufrichtigkeit, daß seine Ergebnisse „merkwürdig genug" seien. Das sind sie in der Tat, denn wir hören S. 19, „daß die Entwicklungsgeschichte Schillers ähnlich wie diejenige sehr vieler andrer großer Männer von verwandter Geistesrichtung in ihren auffallenden Wandlungen bisher nicht genügend verstanden worden ist", daß die „Schulwissenschaft" vielmehr in „maßloser Überschätzung" ihrer historisch-psychologischen Betrachtungsweise den wichtigsten Faktor in Schillers gesammtem Leben, der auch seine Poesie im innersten Kerne beeinflußt, ja recht eigentlich erzeugt hat, bis heute vollständig ignoriert hat. Dieser alles bewegende Faktor ist (man höre und staune!) — der Freimaurerbund und die „humanistische" Weltanschauung der Logenbrüder! Wie die geheimnisvollen Mächte des Turms über Wilhelm Meister, so hat der Maurerbund über Schiller gewaltet, der es leider nicht nur verschmähte, dankbar in die geöffneten Arme der liebenden Mutter zu fallen, was für sein „Gemütsleben" ein „schwerer Nachteil" war (S. 72), sondern auch noch den Geisterseher zu schreiben frech genug war. In jeder Phase seines Lebens taucht der Bund wie ein Gespenst aus der Versenkung hervor: der Poetenbund der Karlsschüler war, wie der Göttinger Hain, eine Pflanzschule maurerischer Bruderschaften (S. 20. 25); Karl Eugens Lob des jungen Schiller Mosheim gegenüber zeigt, wie die Maurer das aufkeimende Talent für ihre Tendenzen heranzuziehen suchten (S. 44); die Räuber in Mannheim aufzuführen konnte Dalberg nur wagen, weil der Bund ihm helfend zur Seite stand (S. 51); die bekannte Rezension in der Erfurtischen gelehrten Zeitung hat ein Maurer geschrieben (nach Keller könnte es Abel gewesen sein; von Timme weiß er nichts) und die darin erwähnte „gute Sache" ist natürlich die Maurerei (S. 52); daß Schiller in Mannheim angestellt werden konnte, war durch eine Aktion der unsichtbaren Loge ermöglicht worden (S. 56); der von Karl August gegebene

[1]) Anmerkungsweise nenne ich eine Schrift von Dr. Gustav Wethly (Schiller und seine Idee von der Freiheit, eine Betrachtung zur Säkularfeier seines Todes. Straßburg, Beust): sie rekapituliert klar und kurz die Grundgedanken der ästhetischen Briefe, ohne die Wissenschaft irgendwie zu fördern.

Ratstitel war nichts andres als eine fürstliche Ermutigung, weiter im Sinne maurerischer Tendenzen tätig zu sein (S. 63); nicht nur Herder und Dalberg (S. 79), sondern auch Baggesen und den Herzog von Augustenburg (S. 83) hat die Maurerei Schiller zugeführt. Goethe, der ja auch Maurer war, wird merkwürdigerweise nicht genannt: welcher schöne Schlußakkord ist da versäumt worden, daß der undankbare Dichter auch diesen Freundschaftsbund vielleicht den Mächten des Turms zu danken hatte! Auch nur ein Wort der Kritik dieser wuchernden Phantasien würde für die Leser dieser Zeitschrift schon zuviel sein. Die Abhandlung Kellers liest sich stellenweise wie eine Satire auf die wissenschaftliche Methode und man könnte auch in diesem Sinne vielleicht seine Freude an ihr haben, wenn sie nicht sechstehalb Bogen lang wäre. —

Jena. Albert Leitzmann.

(Schluß folgt.)

Zinckernagel Franz, Die Entwicklungsgeschichte von Hölderlins Hyperion. Straßburg 1907, Trübner (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, herausgegeben von A. Brandt, E. Martin, E. Schmidt Nr. 99). 6.50 M.

Nicht ganz ironisch fürchtet Zinckernagel (S. XIII), „im Verhältnis zu dem feinfühligen Denker Dilthey als der verständnislos zutappende Rationalist zu erscheinen". Der Hölderlin-Schwärmerei stellt er den Nachweis starker Abhängigkeit des „Hyperion" von der Philosophie und Popularphilosophie der Zeit — Schelling und Schiller heißen freilich die Namen, die diese für Hölderlin am stärksten vertreten — und an der mit großem Scharfsinn geführten „Entwicklungsgeschichte des Romans offenbart er auch die Schwächen und Mühen von Hölderlins Arbeit. Auch die Persönlichkeit des Dichters erfährt Reflexe nicht erfreulicher Art: das Zensuredikt soll ihn zu größerer Zurückhaltung bestimmt haben; und selbst aktuelle Einflüsse wie der fein aufgewiesene der „falschen Totenfeier" für Schiller (S. 62) wirken bei diesem Werk fast etwas verstimmend. In solchen Nachweisen geht Zinckernagel wohl auch zu weit: die Einwirkung des „Lovell" scheint mir (Kapitel V) weit überschätzt, selbst die wohl allgemein schon angenommene des „Ardinghello" (S. 100, wo freilich fernere Beweise in Aussicht gestellt werden) nicht genügend abgegrenzt. (Das Motiv der „stillen Gemeinden" in Roman und Lehrdichtung des 18. Jahrhunderts verdiente wohl eine eingehende Darstellung.) Daß nun gar W. v. Humboldt für die Einschränkung der Staatsgewalt (S. 159) verantwortlich gemacht wird, scheint mir völlig unbegründet. Derartige Gedanken, von Herders Freude an der polnischen Anarchie bis zu des Archäologen Zoëga theoretischer Negation des Staats, lagen in der Luft; in meinem Aufsatz „Der Kampf um den Einzelnen" habe ich seinerzeit auf ihren Wechselverkehr zwischen Theorie und Dichtung hingewiesen. Kein Wort bei Hölderlin weist gerade auf den großen Manchestermann im Kultusministerium Preußens.

Auch sonst hat sich Zinckernagel in seine Spezialstudien etwas zu fest eingebaut, so hübsch auch seine Skizze der Geschichte des deutschen Romans bis zum „Ur-Hyperion" (S. 29) sein mag, und so wertvoll seine Beleuchtung der inneren Beziehungen zu Schiller (S. 123. 195). Aber innerhalb dieser Schranken hat er freilich Glänzendes geleistet. Ruhig und sicher baut er die Stufenfolge der Bearbeitungen auf; die „orientierenden Bekenntnisse des Erzählers, die Hölderlin seinem Roman einfügt", dienen ihm (S. 190) als geschickt benutzte Marksteine

der Entwicklung. Ein sorgfältiger Abdruck der Fragmente (S. 207 f.) illustriert sie; gute Charakteristiken der jeweils erreichten Stufe (S. 127. 146) machen sie deutlich. So erhalten wir eine fast urkundliche äußere Geschichte des „Hyperion".

Eine äußere Geschichte — auch wo es sich um die tief eingreifenden Wirkungen der zeitgenössischen Dichter und Philosophen handelt. Denn das Letzte an dieser Romandichtung ist doch die stilistische Notwendigkeit, mit der es sich wenigstens im ersten Teile entfaltet (über das Verhältnis der Teile vgl. S. 187). Nicht aus der Anschauung von Charakteren (Adamas S. 159), nicht einmal aus dem Anblick von Bildern (Melites erste Begegnung mit Hyperion geistreich der zwischen Lotte und Werther gegenübergestellt S. 61) ist dies klangvolle Traumwerk erwachsen: musikalisch will es verstanden sein, wie Dilthey es verstand. Für eine abschließende Untersuchung, die mit Dilthey das Erlebnis und mit Zinckernagel die Dichtung fortbetreibend analysiert, ist nun Raum, und beide Namen sind mit der Hyperion-Hermeneutik fortan gleich untrennbar verbunden.

Berlin. Richard M. Meyer.

Münch Wilhelm, Jean Paul. (Die großen Erzieher. I.) Berlin 1908, Reuther und Reichard. 3 M.

Eine warmherzige Sympathie eint die großen Erzieher; die Jahre sind glücklicherweise vorüber, wo auch für oder gegen Pestalozzi oder Fröbel heiße Schlachten geschlagen wurden. Der feinsinnigste und gelehrteste unter den heutigen Vertretern der Pädagogie tritt mit solchen Gefühlen liebevollen Anteils an die Aufgabe, die „Levana" unserer Generation neu zu schenken. Klugen Analysen, geschickt ausgewählten Proben folgt eine Darlegung der historischen Stellung Jean Pauls innerhalb der Ausbildung unserer Erziehungskunst; ihren Glanzpunkt bildet der umsichtige Vergleich mit Rousseau. Doch auch Typen ganz anderer Art wie Niethammer, Hamann, E. M. Arndt, Pestalozzi, Herbart werden, zum Teil natürlich nur im Vorbeigehen, gestreift. Ebenso die nationalen Unterschiede: „der Begriff des Bildens oder der Bildung ist eben ein spezifisch deutscher, damals zur Blüte gekommen und seitdem (wenn auch nicht sehr ernstlich) festgehalten, während die Ausländer ihm bald mehr von dieser Seite, bald von jener nur nahekommen."

In der Blütezeit der Pädagogik richtete Heinrich von Kleist gegen die berühmtesten Erzieher ein böses Epigramm. Aber er selbst hat doch große Erzieher im „Kohlhaas" (in der Luther-Szene), im „Prinzen von Homburg" verherrlicht. Heute hat die starke pädagogische Neigung der Zeit, so weit sie nicht als Kunsterziehung und dergleichen spezifischer Art ist, sich überwiegend in den Roman geflüchtet: Marie von Ebner-Eschenbach und Adolf Wilbrandt, das sind die Fichte und Basedow von heut, Rosegger ein freilich geringerer Pestalozzi. Jean Paul wie Rousseau sind doch eben darin einzig, daß sie bedeutend als Schriftsteller und als Erzieher waren. Es wäre eine lockende Aufgabe, die pädagogische Theorie der „Levana" an Jean Pauls Romanen noch eingehender zu prüfen.

Hat übrigens Münch die eigene Praxis des Lehrers Jean Paul nicht doch zu wohlwollend beurteilt? mir bleibt die Anleitung zum Bonmotisieren fatal. Aber hübsch ist es, daß gerade dieser Erzieher und sein Werk einen Erneuerer in einem Mann findet, der ihn wieder aus eigener Tätigkeit als Pädagogen und als Schriftsteller zu würdigen weiß.

Berlin. Richard M. Meyer.

Simon Heinrich, Der magische Idealismus. Studien zur Philosophie des Novalis. Heidelberg 1906, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Speulé E., Novalis. **Essai sur l'idéalisme romantique en Allemagne.** Paris 1904, Hachette & Cie.

Schlaf Johannes, Novalis und Sophie von Kühn. Eine psychophysiologische Studie. München-Schwabing 1906, E. W. Bonsels.

Durch die langerwartete Ausgabe von Hardenbergs Schriften, die Minor uns soeben geschenkt hat, ist die ganze Erforschung von Novalis Wesen und Wirken in eine neue Phase eingetreten. Fortan steht eine solide Grundlage zur Verfügung. Und ein ausführliches Register gewährt die Möglichkeit, nicht nur innerhalb des Irrgartens Hardenbergschen Schrifttums sich zurecht zu finden, sondern auch die Aufstellungen seiner Interpreten bequemer nachzuprüfen. Aus der Überfülle von Ideen, Ahnungen, Gedankenembryonen, flüchtigen Notizen, Paradoxen, augenblicklichen Einfällen, die in Hardenbergs Fragmenten vorliegen, haben seine Biographen und Kritiker jederzeit nur einzelne Elemente herausgegriffen. Minors Register gestattet künftig, die verwandten Gedankenkomplexe bequem und leicht zu überschauen und ihre Bedeutsamkeit für die ganze Ideenmasse abzuschätzen.

Doch nicht an dieser Stelle habe ich von Minors Ausgabe zu reden. Auch wird die Wissenschaft gut tun, ehe sie an eine Ausmünzung des Gewinnes geht, den Minors Ausgabe bringt, die Abhandlungen abzuwarten, die der neue Herausgeber (Bd. 1, S. XLV) in Aussicht stellt: sie sollen die Textbehandlung rechtfertigen und den kritischen Apparat zu den Dichtungen bringen. Dennoch scheint mir jetzt die Epoche günstig, die jüngsten, vor Minors Ausgabe veröffentlichten Arbeiten über Novalis zu betrachten; nicht nur weil gerade jetzt eine Reihe wertvoller Studien vorliegt, vielmehr da durch den Wiederabdruck von Diltheys altem Aufsatze über Novalis[1]) ebenso ein Fazit des bisher auf diesem Felde Geleisteten gezogen wie durch Minors Ausgabe eine neue Phase der Forschung eingeleitet wird.

1865 ist Diltheys Essay in den „Preußischen Jahrbüchern" erschienen. Nach mehr als vierzig Jahren legt der Verfasser ihn fast unverändert wieder vor. „Die seitdem hervorgetretenen Publikationen über Novalis konnten mich zu Ergänzungen nicht bestimmen, da die Absicht des Aufsatzes nicht Vollständigkeit der Nachrichten, sondern gegenüber den damals herrschenden Ansichten über den Dichter eine bessere Würdigung desselben, und zwar besonders in bezug auf die Folgerichtigkeit und Bedeutung seiner dichterischen und philosophischen Konzeptionen war" (S. 401). Vielleicht wird manchem das Urteil, das Dilthey hier über

---

[1]) Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier Aufsätze von Wilhelm Dilthey. Leipzig 1906. B. G. Teubner. S. 201—282. — Zweite erweiterte Auflage. Ebenda 1907. S. 249—329.

die Forschung von 1865 bis 1905 fällt, etwas hart erscheinen. Sollte da wirklich nur größere „Vollständigkeit der Nachrichten“ von Novalis erzielt worden sein? Und ist in dieser langen Zeit auch gar nichts für das bessere Verständnis der „Folgerichtigkeit und Bedeutung seiner dichterischen und philosophischen Konzeptionen“ geschehen? Dilthey könnte, um sein scharfes Urteil zu begründen, auf Spenlé verweisen, der in einem ausführlichen, über 100 Seiten umfassenden Überblick der Literatur über Novalis — er ist betitelt „Novalis devant la critique” — zu dem Schlusse kommt: „Personne peut-être, depuis M. Dilthey, n'a interprété avec autant de profondeur et de sympathie clairvoyante la pensée du poète romantique. Même l'étude, très nourrie, de M. Haym — qui a servi à presque tous commentateurs postérieurs — ne marque pas un progrès sensible” (S. 97).

Seit 1865 haben ja nicht bloß die Schubart, Bing, Busse, Huber, Heilborn, Ricarda Huch, Ederheimer, Fridell, Spenlé usw. über Novalis geschrieben; auch Hayms grundlegendes Werk fällt in diese Zeit. Und gerade gegen Haym richten sich Diltheys Worte. Recht aber gibt die neuere Anschauung von Novalis Wesen sofort in einer Beziehung dem Essaisten von 1865:

Dilthey selbst weist auf den durchgreifenden Unterschied hin, der zwischen seiner und Hayms Auffassung der romantischen Schule waltet: „Während ich die übliche Ansicht von der Verworrenheit, Verschwommenheit, dem Dunkel und den Widersprüchen in den romantischen Schriften als unhaltbar nachzuweisen und zu zeigen unternommen habe, daß auch das, was uns in den Fragmenten und Nachlaßstücken vorliegt, einen festen Zusammenhang habe, steht Haym jener Ansicht viel näher.“ Ich darf wohl sagen: Was in den jüngsten zwanzig Jahren für die Ergründung der Frühromantik geschehen ist, nähert sich mehr und mehr dem Standpunkte Diltheys. Neuerdings ist er vollends zum Durchbruch gelangt. Die Wege haben sich wohl — und nicht bloß für die Würdigung der Frühromantik — endgiltig geschieden: wir wollen nachfühlen, verstehen, begreifen und nicht durch schroffe Ablehnung von Sätzen, deren Verständnis nicht auf den ersten Versuch hin sich ergibt, uns selber den Einblick erschweren. Schroff gegenüber stehen sich zwei Anschauungen; die eine erblickt in dem Werturteil eine wichtige, ja vielleicht die wichtigste Aufgabe des Forschers, die andere verpönt ein Werturteil, das ablehnt, ehe, sei's von Seiten des Gefühls, sei's von Seiten des Verstandes, die tiefere Begründung eines Gedankens oder einer künstlerischen Form erfaßt ist, auch wenn Gedanke und künstlerische Form beim ersten oder sogar beim zweiten und dritten Anblick abstrus erscheinen.

Nicht habe ich hier nochmals zu erwägen, welche Eigenschaften des von mir hochverehrten Haym ihn zu einer Betonung des Werturteiles

und damit zu einer wesentlich negativen Kritik geführt haben.[1]) Hier sei nur der Freude Ausdruck gegeben, daß in dieser Kontroverse Dilthey heute Recht behält. Und sollte der nicht Recht behalten, der uns keimendes, kräftiges, fruchtbares Leben zeigt, wo ein andrer nur ein Wirrsal totgeborener Gedanken erkennen will?

Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei gleich gesagt, daß Haym den Paradoxen Hardenbergs weit mehr gerecht wird, als etwa denen Fr. Schlegels. Es bleibt sein unleugbares Verdienst, daß er aus Novalis' Fragmenten tatsächlich Positives herausgeholt, ja ein Gedankenzentrum aufgesucht hat, an dessen Betrachtung auch heute noch die Forscher ihre Arbeit wenden. Gewiß ist Dilthey berechtigt, für sich den Vorzug in Anspruch zu nehmen, daß er zuerst „gegenüber damals einflußreichen Ansichten in den Fragmenten fruchtbare und klare wissenschaftliche Gedanken aufzeigen wollte" (S. 402 ff.). Doch Hayms Einwand, Dilthey habe, um „den spezifischen wissenschaftlichen Wert der Fragmente abzuschätzen," „einigen ganz vereinzelten Äußerungen eine Tragweite" gegeben, „die ihnen in dem Gedankenplan ihres Urhebers nicht zukam", ist so unberechtigt nicht. Wenn dann wiederum Dilthey gegen Haym die Beobachtung ausspielt, daß der von Haym angenommene Kern der Weltanschauung Hardenbergs sich nur durch vereinzelte Äußerungen belegen lasse, so ist die Forschung jetzt eher geneigt, Haym zu folgen als Dilthey.

Dilthey knüpft (S. 240) an ein Fragment über Baader an: „Baader ist ein realer Psycholog und spricht die echte philosophische Sprache. Reale Psychologie ist auch vielleicht das für mich bestimmte Feld" (Minor Bd. 3, S. 35, N. 166). In dieser „Realpsychologie" erkennt er ein wichtiges Zentrum von Hardenbergs Denken; vorsichtig genug macht er die Realpsychologie nicht zu dem Zentrum von Novalis' Philosophie, sondern begnügt sich die Bedeutung aufzudecken, die der Realpsychologie auch heute noch zukommt. Haym hingegen möchte den Kern der Weltanschauung Hardenbergs in seinem „magischen Idealismus" suchen.

„Realpsychologie" und „magischer Idealismus": die beiden Thesen stehen einander gegenüber — nicht gleichwertig; denn „Realpsychologie" soll nach Dilthey nur ein wichtiger und auch heute noch wertvoller Teil von Hardenbergs Glaubensbekenntnis sein, „magischer Idealismus" indes nach Haym seine eigentliche Lehre. Doch auch in ihrer weniger anspruchsvollen Stellung scheint die Realpsychologie heute weniger Zustimmung zu finden, während der magische Idealismus als Etikette von Hardenbergs „System" sich dauernd erhält.

Ich erwähne nur, daß Egon Fridells Schriftchen „Novalis als Philosoph" (München 1904, S. 53 ff.) dem magischen Idealismus ein besonderes Kapitel widmet. Wichtiger ist die Analyse, die Simon dem

[1]) Vgl. Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur Bd. 31, 132 ff.

Begriffe schenkt; und auch Simon möchte in dieser Analyse die Philosophie Hardenbergs darstellen, noch mehr: er meint „implizite das romantische ‚System', soweit man davon reden kann, in seinen Grundzügen" zu geben (S. VIII).

Ausdrücklich nimmt aber W. Olshausen in seiner knappen und klaren Leipziger Dissertation „Friedrich v. Hardenbergs (Novalis) Beziehungen zur Naturwissenschaft seiner Zeit" (1905) Stellung gegen die Folgerungen, die Dilthey an die Realpsychologie knüpft. Dilthey versteht unter Realpsychologie „eine Psychologie, welche den Inhalt unserer Seele selber zu ordnen, in seinen Zusammenhängen aufzufassen, soweit möglich zu erklären unternimmt" (S. 241). Olshausen bemerkt (S. 19 ff.), in Baaders Schriften lasse sich eine ähnliche Auffassung von Realpsychologie nicht nachweisen; für Baader sei Realpsychologie eine Wissenschaft des Makrokosmos, für Dilthey sei das Objekt der Realpsychologie der Mikrokosmos. Die „poetisch-dynamische Wissenschaft von den geistigen Kräften der Welt" sei ganz im Sinne Baaders von Novalis unter Realpsychologie verstanden worden. Simon (S. 15 f. Anmerkung 1) findet freilich Olshausens Beweisführung nicht überzeugend. Mit Recht hebt er hervor, daß Makrokosmos und Mikrokosmos bei Novalis eng zusammenhängen. Als Schüler des deutschen Idealismus immer von subjektiven Verhältnissen ausgehend, habe Novalis in Baaders Lehre wohl lediglich „eine Erweiterung seiner ‚mikrokosmischen' Psychologie" erblickt. Aber wenn Simon auch Dilthey in gewissem Sinne recht gibt, so nennt er doch ausdrücklich Diltheys Tendenz verfehlt, einem vereinzelten Ausspruch Hardenbergs eine für das Ganze ausschlaggebende Bedeutung zuzuschreiben. Ein Blick endlich in Minors Register beweist, wie isoliert in Novalis Gedankenwelt der Ausspruch über die Realpsychologie Baaders dasteht.

Die zweite Auflage von Diltheys Buch setzt sich selbstverständlich mit den Einwänden auseinander, die seit dem Erscheinen der ersten geltend gemacht worden sind. Zu einer Umarbeitung haben diese Einwände Dilthey nicht veranlaßt. „Abgesehen von einzelnen kleinen Besserungen und Streichungen" ist der Aufsatz „unverändert" geblieben (S. 450). „Ich halte an meinen Ergebnissen fest," erklärt Dilthey und gegen Olshausen wendet er (S. 451 f.) ein: nicht bloß kosmische Psychologie, auch Psychologie des Einzellebens finde sich in damaligen Schriften Baaders. Er verweist auf Baaders „Beiträge zur Elementarphysiologie" von 1797. Ferner beruft Dilthey sich auf Simons Interpretation der Stelle, die Dilthey zustimmt. Dagegen lehnt er eine Entscheidung über die Frage ab, ob in dem Begriffe des magischen Idealismus die Wurzel von Novalis' Denken gegeben sei. Er läßt es dahingestellt, ob es jetzt oder künftig möglich sei, einen einheitlichen, durch alle Phasen von Novalis' hindurchreichenden Zusammenhang seiner Ideen aufzustellen,

wie dies Haym und „neuerdings ausführlich und scharfsinnig“ Simon versucht haben. Er beantwortet nicht die Frage, ob im Begriff des magischen Idealismus die spezifische Differenz zu suchen sei, die Hardenbergs transzendentalphilosophischen Standpunkt in allen seinen Phasen charakterisiere. Dagegen weist er als erster nach, daß die Formel an Baader anknüpfe, der in den oben zitierten „Beiträgen“ (Sämtl. Werke, Hauptabt. 1, Bd. 3, 239 f.) von der Harmonie zwischen „dem frühesten magischen System“ und den „Resultaten der allerneuesten Philosophie“ handle. Ferner beobachtet er innerhalb der fünf Stellen, an denen Novalis laut Minors Register vom „magischen Idealismus“ spreche, mindestens an einer eine Wandlung im Sprachgebrauch. Dilthey meint, das Fragment N. 440 (Bd. 3, 97 bei Minor): es scheidet magische Idealisten und magische Realisten. „Jener sucht eine Wunderbewegung, ein Wundersubjekt — dieser ein Wunderobjekt, eine Wundergestalt. Beides sind logische Krankheiten, Wahnarten, in denen sich allerdings das Ideal auf eine doppelte Weise offenbart oder spiegelt — heilige, isolierte Wesen, die das höhere Licht wunderbar brechen — Wahnhafte Propheten.“ Ich wäre Dilthey dankbar, wenn er näher erläutert hätte, warum er in diesen Worten eine Wandlung des Sprachgebrauchs erblickt. Denn leider sind die anderen vier Äußerungen über magischen Idealismus durchaus nicht so eindeutig, daß sie eine feste Definition des Begriffes gäben und Hardenbergs inneres Verhältnis zu der Anschauungswelt des magischen Idealismus ganz sicher erkennen ließen. N. 58 (Bd. 3, 16) zeichnet eine Entwicklungslinie vom Empiriker zum Dogmatiker, weiter zum Schwärmer oder transzendenten Dogmatiker, dann zu Kant, zu Fichte und endlich zum „magischen Idealism“. Als „mein magischer Idealismus“ erscheint Bd. 3, 107 (N. 480) diese Weltanschauung, die nach dem zitierten Fragmente doch den höchsten Entwicklungspunkt einer Evolution bedeutet. Bd. 3, 333 (N. 930) fügt Novalis den Worten: „Man suchte durch Philosophie immer etwas werkstellig zu machen, man suchte ein allvermögendes Organ in der Philosophie“, ohne irgendwie den Zusammenhang solchen Strebens mit dem magischen Idealismus zu erläutern, lediglich die Notiz an: „Magischer Idealism“. Endlich definiert er Bd. 3, 384 (N. 1165) die Worte „reiner Gedanke, reines Bild, reine Empfindung“ als Gedanken, Empfindungen, Bilder, die nicht durch ein korrespondierendes Objekt erweckt werden, sondern außerhalb der sogenannten mechanischen Gesetze entstanden sind. Die Phantasie sei eine solche außermechanische Kraft. In Klammer wird hinzugefügt: „Magism oder Synthetism der Phantasie, Philosophie erscheint hier ganz als magischer Idealism.“ Wenn aus diesen abgerissenen Notizen etwas gefolgert werden darf, so ist magischer Idealismus eine Anschauungsweise, deren Feststellung Novalis sich zuschreibt. Sie ermöglichte „reine“ Gedanken, „reine“ Bilder, „reine“ Empfindungen, die außerhalb der Sphäre mechanischer Gesetze stehen. Ihr Mittel, solche

Ziele zu erreichen, kann die Phantasie sein. Und sie entspricht dem Verlangen der Philosophie nach einem „allvermögenden Organ".

Nun aber spricht Novalis noch an einer anderen Stelle von dem Begriffe. Dilthey hat sie nicht herangezogen, obwohl sie in Minors Register unter „Idealismus" ebenso erscheint wie die oben gemusterten, freilich nicht unter dem Stichwort „magischer Idealism". Bd. 2, 199 f. (N. 73) heißt es: „Wenn ihr die Gedanken nicht mittelbar (und zufällig) vernehmbar machen könnt, so macht doch umgekehrt die äußern Dinge unmittelbar (und unwillkürlich) vernehmbar, — welches ebensoviel ist, als wenn ihr die Gedanken nicht zu äußern Dingen machen könnt, so macht die äußern Dinge zu Gedanken. Könnt ihr einen Gedanken nicht zur selbständigen, sich von euch absondernden und nun euch fremd, d. h. äußerlich vorkommenden Seele machen, so verfahrt umgekehrt mit den äußerlichen Dingen und verwandelt sie in Gedanken." Novalis fügt hinzu: „Beide Operationen sind idealistisch. Wer sie beide vollkommen in seiner Gewalt hat, ist der magische Idealist. Sollte nicht die Vollkommenheit jeder von beiden Operationen von der andern abhängig sein?" Wenn irgendwo, scheint Novalis diesmal die Grenze zwischen Kants und Fichtes transzendentalem Idealismus und seinem magischen Idealismus zu ziehen. Denn mir scheint es mindestens höchst wahrscheinlich, daß Novalis' Worte auf die transzendentale Logik zielen. Die synthetischen Formen der transzendentalen Logik lassen den Verstand in der schöpferischen Funktion erkennen, vermöge deren er aus den Anschauungen die Gegenstände des Denkens selber erzeugt, während in den analytischen Beziehungen der formalen Logik das Denken von den Gegenständen abhängig und nur ein Rechnen mit bekannten Größen ist. Kant hatte entdeckt, daß die Gegenstände des Denkens nichts anderes sind als die Erzeugnisse des Denkens selbst. Diese „Spontaneität" der Vernunft bildet den tiefsten Kern seines transzendentalen Idealismus. Die griechische Erkenntnislehre hingegen hatte angenommen, die Gegenstände seien unabhängig vom Denken gegeben, sie hatte gemeint, die intellektuellen Vorgänge seien von den Gegenständen abhängig, sollten bestenfalls die Gegenstände reproduzieren oder sich von ihnen leiten lassen. Von Kants Erwägungen aus weiterschreitend, hatte Fichte festgestellt, es sei das Wesen der Intelligenz, sich selbst zuzusehen. Das Selbstbewußtsein, das heißt die sich selbst anschauende Tätigkeit, wurde von Fichte zum Prinzip des Idealismus erhoben. Indem das Bewußtsein handelt, weiß es auch, daß und was es tut; es erzeugt zwei Reihen gleichzeitig, seine Funktionen und das Wissen von diesen Funktionen. Diese Reflexion auf das, was das Bewußtsein von seinem eigenen Tun weiß, ist Fichtes „intellektuelle Anschauung"; mit der intellektuellen Anschauung begleitet das Bewußtsein seine eigene Tätigkeit. Die intellektuelle Anschauung macht die Funktionen des Bewußtseins zu Objekten der Betrachtung des Bewußtseins. Novalis deutet

mithin wohl auf Fichtes intellektuelle Anschauung, wenn er verlangt, die „Gedanken“ zu „äußeren Dingen“ zu machen, sie „zur selbständigen, sich von euch absondernden und nun euch fremd, d. h. äußerlich vorkommenden Seele“ zu erheben. Wer aber in diesem Fichteschen Sinne nicht intellektueller Anschauung fähig ist, dem rät Novalis, die „äußern Dinge“ zu Gedanken zu machen, das heißt wohl, ihnen alle Realität zu nehmen, die Welt wie der Dichter, sich neu zu erschaffen. Magischer Idealismus erscheint dann als Fähigkeit, beide Betrachtungsweisen zu verbinden. Er weist über Fichte hinaus. Daß Novalis das Bedenkliche nicht verkannt hat, das solchen Forderungen vom erkenntnistheoretischen Standpunkte aus vorzuwerfen ist, bezeugt wohl das obenzitierte Fragment N. 440. Es scheint denn doch anzudeuten, daß Novalis im magischen Idealismus nicht sein letztes und entscheidendes Wort über die Fähigkeit, die Möglichkeit und die Grenzen der menschlichen Erkenntnis gesagt habe. Zugleich ist das Fragment wertvoll, weil es die Grenze zwischen dem magischen Idealismus und dem Begriffe zieht, den man gemeiniglich unter „Magie“ begreift, den Novalis eben um der Abgrenzung willen „magischen Realismus“ nennt.

Eine sorgfältige Interpretation dieser vieldeutigen und schwer zu ergründenden Sätze wäre für den Philologen wohl der Ausgangspunkt einer Untersuchung, die Hardenbergs magischen Idealismus zu ihrem Gegenstande wählt. Leider hat Simon die große Mehrheit dieser Stellen überhaupt nicht diskutiert und damit Diltheys Einwänden sich schutzlos bloßgestellt. Dilthey hingegen tritt ganz auf den Standpunkt des Philologen, wenn er seine Einwände auf die Fragmente stützt, die den Ausdruck „magischer Idealismus“ enthalten. Simon verwertet (S. 80) nur das Fragment 58 (Bd. 3, 16) und streift nur (S. 23) das Fragment 440 (Bd. 3, 97). Dennoch ist Simons Arbeit ebenso wie die Olshausens doch wiederum ein trefflicher Beleg, um wieviel mehr im Geiste Diltheys als im Geiste Hayms heute ein Frühromantiker betrachtet wird. Ausdrücklich sagt, obgleich er mit Haym den magischen Idealismus zum Zentrum von Hardenbergs Denken macht, Simon (S. XI), Haym sei zu unromantisch, um der Eigenart der romantischen Philosophie ganz gerecht zu werden. „Er geht mit einem fertigen Wertsystem an die Geschichte und darum bleiben ihm gerade die Zwischengebiete verschlossen.“ Noch mehr: im Gegensatz zu Haym möchte Simon ein einheitliches Weltbild aus Novalis Fragmenten konstruieren; er hat den Mut, „manches was nur angedeutet ist, in Novalisschem Sinne zu Ende zu denken“. Olshausen kommt zwar zu negativen Resultaten: Novalis ist nicht so tief in die Erkenntnis der empirischen Tatsachen der Naturwissenschaft eingedrungen, um ihre Probleme selbständig erfassen und etwa weiter bilden zu können (S. 75). Doch dieses negative Ergebnis hindert ihn nicht, den Gedankengängen Hardenbergs eine erklärende und begreifende Würdigung an-

gedeihen zu lassen, sie in ihren Voraussetzungen und in ihrer Entwicklung unvoreingenommen zu prüfen. Zu schroffem Widerspruch gegen Haym aber gelangt auch er in seiner Charakteristik Johann Wilhelm Ritters.

Ich habe leider nicht die Aufgabe, an dieser Stelle ausführlich über Olshausens Arbeit zu berichten. Sie ist in drei Teile gesondert; Novalis geistiger Werdegang, die Naturwissenschaft seiner Zeit, seine eigenen naturwissenschaftlichen Bestrebungen werden der Reihe nach betrachtet. Deutlich herausgearbeitet sind die Epochen in Hardenbergs Entwicklung und schon hier fehlt es nicht an glücklichen Beobachtungen, so über Hardenbergs Hoffnung auf ein kommendes goldenes Zeitalter, die ihm nicht nur — wie wir längst wissen — von Hemsterhuis nahegelegt wurde, sondern — wie Olshausen (S. 5 ff.) zeigt — seiner Herrnhutischen Umgebung, wie dem ganzen Pietismus eigen war; beachtenswert ist auch, was über Hemsterhuis' organe moral (S. 15 f.) gesagt wird. Der zweite Abschnitt wird vollends zu einem fortan unentbehrlichen Kommentar der naturphilosophischen Hypothesen Hardenbergs, aber auch der gesamten Frühromantik, dann Schellings und seiner Schüler. Hardenbergs Lehrer A. G. Werner, Lavoisiers Reform der Chemie, die Entdeckung des Sauerstoffs, die Theorie von der Lebenskraft, Hallers Antithese Sensibilität und Irritabilität, Brown, Galiani, W. von Humboldt — alle diese wichtigen Elemente und Voraussetzungen der Naturphilosophie werden von Olshausen sauber nach ihrer historischen Abfolge dargelegt. Ritter erscheint zuletzt als glücklicher Verknüpfer und Förderer des ganzen Ideenkomplexes; er hat Hardenberg „den tiefsten Einblick in die allgemeinsten Fragen der Naturwissenschaft erschlossen und am anregendsten auf ihn gewirkt“ (S. 47).

„Das schmählich entstellte Andenken Ritters im Gedächtnis der Nachwelt so aufzurichten, wie es die Größe dieses edlen Mannes und tiefsinnigen Forschers verdient“, betrachtet Olshausen als seine Ehrenpflicht. Er stützt sich dabei auf Vertreter der Naturwissenschaft, die mehr und mehr zur Überzeugung kommen, in Ritter sei ein Naturforscher und Experimentator von größter Bedeutung zu suchen. Schon 1848 hat Du Bois-Reymond ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, jüngst ist dann Ostwald für ihn eingetreten und hat ihn einen „Helden“ genannt, „der seine ganze Person einsetzt für seine Ideale, dessen ganzes Leben nur den einen Zweck kennt: die Erforschung der Wahrheit“. Cuvier vollends hatte längst Ritter zugebilligt: „S'il n'eût pas été frappé d'une mort prématurée, il est probable qu'il aurait procuré aux sciences physiques des richesses aussi grandes que celles de Volta.“

Haym indessen fällt über Ritter ein vernichtendes Urteil; und ihm folgend haben andere in Ritter einen Phantasten und Hanswurst gesehen. Olshausen erkennt eine der Ursachen von Hayms Mißurteil in der Tatsache, daß Ritter „naturphilosophierte“ und zuletzt im Kreise Baaders

und des Münchner Schelling lebte. Abermals zeigt sich, wie wenig Lust Haym gehabt hat, einem Romantiker gerecht zu werden. Muß doch ein großer Vertreter der Naturwissenschaften darunter leiden, daß er auch Romantiker gewesen ist.

Nicht Autorität gegen Autorität soll in diesen und in ähnlichen Fällen ausgespielt, wohl aber muß das Urteil des Fachmanns gehört werden. Schreibt man vielfach doch noch immer Literaturgeschichte der Romantik und tut dabei große wissenschaftliche Leistungen der Romantiker, Leistungen, die heute noch dem Philologen oder dem Historiker imponieren, mit einem Federstrich ab. Man setzt sich auf ein hohes Roß und bezeugt tatsächlich nur einen bedauerlichen Mangel allgemein wissenschaftlicher Bildung oder auch nur selbstverständlicher Sorgfalt und Vorsicht.[1]) Denn der Weg zu den Urteilen der Fachmänner ist so schwer nicht zu finden . . .

Olshausens dritter Abschnitt sei nur kurz skizziert: Hardenberg ist zu spät nach Freiberg in Werners Schule gekommen, um wissenschaftliche Wahrheiten noch nüchtern auffassen zu können. Die auffallende Behandlungsweise der Wissenschaften in den Fragmenten, die man zunächst als Unmethode ansehen möchte, ist eine notwendige Konsequenz seiner Grundanschauung der Welt, der Natur, des Menschen. Er dringt nicht so weit in die Erkenntnis der empirischen Tatsachen der Naturwissenschaften ein, um ihre Probleme selbständig erfassen und weiterbilden zu können. Darum fehlt seinen naturwissenschaftlichen Fragmenten wissenschaftliche Bedeutung. Allein sie stehen in engstem Zusammenhange mit der Naturwissenschaft seiner Zeit, wenn Novalis auch die Idee von der Einheit der Natur nicht aus der Bewegung der Zeit erfaßte, sondern früheren Zeiten verdankt, die sie ihm durch ihre mystische Färbung mehr empfahlen.

Simon hat Olshausens Arbeit nur noch in einigen Zusätzen seiner Studie benutzen können. Er hält auch trotz Olshausen daran fest, daß die naturwissenschaftlichen Gedanken von Novalis für seine allgemein philosophischen Probleme nur terminologisch von Bedeutung sind. „Hierfür," sagt er (S. X f. Anmerkung 1) „verdanke ich Olshausen manchen Aufschluß, der mir durch mangelnde Kenntnisse von einigen Einzelheiten in der Geschichte der Naturwissenschaften bisher versagt war." Er selbst schlägt, um Hardenbergs Philosophie zu rekonstruieren, ganz andere Wege ein.

Simon ist überzeugt, daß Novalis von rein-erkenntnistheoretischen, rein formal-wissenschaftlichen Problemen ausgehe. Etwas zu knapp und für den Laien wohl zu wenig verständlich deutet er auf die Stelle hin, aus der Novalis' Denken erwächst. Es ist die Auffassung, die Kant dem Erkenntnisakte geliehen hat. Von seinem Lehrer Rickert geleitet, stellt Simon fest, daß Kants Nachfolger die Grenze des Praktischen und des

[1]) Vgl. Euphorion Bd. 12, 202.

Theoretischen nicht konsequent bewahrt, sondern unter der Maske des durch Empfindung gegebenen Stoffes oder des Nicht-Ich Praktisches ins theoretische Gebiet hineingeschmuggelt haben. Neuerer Zeit ist es vorbehalten geblieben, den „transzendental-logischen" Charakter der Form rein herauszuheben; für transzendental-logische Untersuchungen existiert kein Stoff, kein Nicht-Ich, kein durch die Empfindung Gegebenes. Nach Kant nun ist der Erkenntnisakt eine Form, in der durch bestimmte Formungsmittel ein unbestimmter Stoff geformt wird. Wird dieser unbestimmte Stoff der Wirklichkeit (der Natur im weitesten Sinne) gleichgesetzt, so erscheint es als Aufgabe des Menschen, die Form an dem Stoffe zu verwirklichen. Vom Theoretischen ist man damit ins Praktische hineingeraten. Diesen Irrweg beschreitet auch Novalis Philosophie. Was lediglich Erkenntnisproblem ist, wird unter der Hand zu einem sittlichen Gebote.

Ich brauche wohl nicht besonders hervorzuheben, daß Simon seine kritische Sonde eben an der Stelle von Kants Kritik anlegt, die oben zur Deutung des magischen Idealismus von mir verwertet worden ist. Kants Auffassung des Erkenntnisaktes ist dort wohl genugsam verdeutlicht, so daß ich in der Analyse von Simons Schrift rasch weitergehen kann. Ich füge erläuternd nur noch hinzu, daß von Kant die oben erwähnte Erzeugung des Gegenstands durch das Denken nicht dem individuellen Bewußtsein, sondern einem höheren Bewußtsein zugeschrieben wird. Dieses reine, ursprüngliche, unwandelbare Bewußtsein nennt Kant „transzendentale Apperzeption". Das Bewußtsein der Identität seiner selbst ist zugleich das Bewußtsein einer ebenso notwendigen Einheit der Synthesis aller Erscheinungen nach Begriffen (Kritik der reinen Vernunft ed. Kehrbach S. 120 ff.). Weil der Mensch sich selbst als eine Einheit fühlt, sucht er Einheit in die Erscheinungswelt zu tragen.

Bestärkt wird Novalis in seinem Streben, Erkenntnis zu einem Willensakte zu machen, durch Fichte und Hemsterhuis: der Übergang vom Theoretischen ins Praktische und Metaphysische war auf Fichtescher Grundlage noch leichter zu bewerkstelligen als auf Kantischer. „Das ‚sichsetzende Ich' in der ganzen Machtvollkommenheit seiner alle Wirklichkeit umspannenden Kraft, die praktische Idee als unendliche Welttat, war ein viel leichterer und anschaulicherer Begriff als Kants ‚synthetische Einheit der Apperzeption'." Hemsterhuis wiederum legte, obwohl er „in seiner Methode und in der Betrachtungsweise der Menschennatur ganz im Aufklärerischen befangen blieb", nahe, in der Wirklichkeit ein schöpferisches Resultat unserer inneren und äußeren Organe, der Sinne, zu entdecken.

Für Novalis ergibt sich aus diesen Prämissen die Annahme, der Idee wohne eine Kraft inne, sich im Realen durchzusetzen, das Reale durch wertbildende Funktionen zu formen.

Nun aber erkennt Simon in Novalis einen „noch viel tiefer dualistisch angelegten Denker", als Kant und Fichte es waren. Novalis be-

ruhigt sich nicht dabei, mit ihnen eine Aussöhnung des Dualismus von Natur und Freiheit irgendwie im Moralischen zu entdecken. Für Novalis nimmt das Subjekt einerseits an der „rein formalen Sphäre der Ideen teil“, andrerseits „ist es Bürger jener wirklichen Welt, die sich unter unsern Füßen breitet und die unser aller Mutter ist. Mit andern Worten: die überindividuelle Form wird für ihn zum individuellen Erlebnis, das aber doch seinen über das Individuelle hinausragenden Wert behält“ (S. 17).

Diesem Standpunkte genügt Fichtes Ichbegriff nicht mehr. Novalis vermißt in Fichtes Ich zunächst die ästhetische „Kraft des Gemütes“. Neben dem Denker muß der Künstler als zweiter Weltformer erfaßt werden. Weitere Bestimmungen des Ich leiht Hemsterhuis' Lehre der verschiedenen Organe, durch die der Mensch die Welt produziert. Abstrahiert man dann von allen diesen Bestimmungen, so gelangt man zu dem „reinen Ich“, das sich in seiner völligen Inhaltslosigkeit nur als „Bewegung“, als Rhythmus fassen läßt; zu einer reinen absoluten Ichkraft, die mit dem Fichteschen Ich nur noch den Namen gemein hat. Dieses „magische Ich“ ist der Zentralpunkt der Philosophie Hardenbergs. Der „magische Idealismus“ ist die Lehre vom magischen Wunder-Ich.

Durch diese Deduktion des magischen Idealismus fühlt sich Simon im Gegensatz zu allen Darstellern von Novalis' Spekulation: „Alle begehen den einen Grundirrtum, von der Form des Begriffes auf ihren Inhalt zu schließen. Gewiß ist, daß die Magie des höchsten Ich eine geheimnisvolle, dunkle ist, weil sie eben ein Letztes und darum ein Geahntes, ein Absolutes und darum nie Ergründetes ist. Wie die Schrift der alten Ägypter uns dunkel und unentzifferbar scheint, wie aber, wenn ein Kundiger sie uns deuten lehrt, ihr Inhalt klar und einfach ist wie der Inhalt eines in unserer Sprache verfaßten Buches, so ist es auch mit der ‚hieroglyphischen Kraft‘ des Ich. Sie, diese Kraft selbst, ist unergründlich, aber ihr Inhalt, die wertenden Formen unserer Seele, sind hell und sinnvoll, wenn der kundige Geist sie uns bewußt werden läßt. ‚Das Unbekannte und Geheimnisvolle‘ ist zwar der ‚Anfang von allem‘, doch eben auch nur der Anfang, der Ursprung. Die Seele in dem Fortgang ihres Wirkens ist von höchster Klarheit und Bestimmtheit der Form. Da es sich für Novalis beim Inhalt des magischen Ich nicht um konkrete Inhalte, sondern eben um F o r m e n handelt, ist es eigentlich von vornherein klar, daß die Magie sich nicht auf das dichterische ‚Dunkel‘ eines bestimmten Inhalts beziehen kann“ (S. 21 f.).

Diese Ausführungen wenden sich besonders gegen Haym. Haym meint, Fichtes klares, durchsichtiges Ich verdichte sich bei Novalis „zu dem reicheren, aber auch dunkleren Gemüt“. Simon hält dem entgegen, daß nur Haym und nicht Novalis für Kants erkenntnistheoretisch gedachtes Gemüt (es besteht aus „zwei Grundquellen, deren die erste ist, die Vor-

stellung zu empfangen, die zweite das Vermögen, durch diese Vorstellungen einen Gegenstand zu erkennen") die vagere, unbestimmtere Deutung des Gemütes als einer die Wirklichkeit in dichterischem „Dunkel" erlebenden Form einsetze. Mit dieser Polemik rückt Simon seine Darlegung und Auffassung von Hardenbergs Philosophie den jüngsten Bestrebungen nahe, die der Frühromantik den ihr nicht zusagenden Beisatz einer rein gefühlsmäßigen, im Unbewußten wühlenden Geistesrichtung zu nehmen trachten. Es ist ein hoher Gewinn, daß aus einem methodologisch so sauber zubereiteten Boden auch hier eine Bestätigung der neueren Anschauung von der Frühromantik erwächst.

Wenn ich hierin Simon nur vollinhaltlich zustimmen kann, so muß ich doch auch ein Bedenken gegen seine Darlegung vorbringen. Da Dilthey mit Recht das terminologische Problem in den Vordergrund rückt, muß hervorgehoben werden, daß Simon aus eigenem die Terminologie Hardenbergs erweitert. Der Ausdruck „magisches Ich" ist meines Wissens bei Novalis nicht zu finden. Das heißt: Simon gibt die Veränderungen, die Novalis an Fichtes „Ich" vornimmt, wohl richtig an; aber dieses „Ich" von Novalis nennt er, ohne einen Beleg anführen zu können, „magisches Ich" und setzt es dadurch mit dem „magischen Idealismus" in enge Verbindung. Hier, wo der Forscher auf der Schneide des Schermessers geht, wäre vollkommenste terminologische Exaktheit dringendst geboten. Denn — genau besehen — gerät die ganze Darlegung Simons sofort ins Schwanken, wenn schon an dieser grundlegenden Stelle eine Terminologie erscheint, die mit Novalis eigener Sprache nicht stimmt. Ich habe oben (S. 616) schon angedeutet, daß Simon mir zu wenig von der Interpretation der Äußerungen Hardenbergs ausgeht. Jetzt vermisse ich vollends eine scharfe Umschreibung des Begriffes „Magie" bei Novalis. Sie wäre um so nötiger, da im folgenden der Terminus nach Zitaten aus Novalis Fragmenten dauernd gebraucht wird. Ohne diese unentbehrliche Interpretation der Hardenbergischen Äußerungen über Magie vorauszuschicken, geht Simon sofort daran auseinanderzusetzen, wie Novalis zu der Gleichsetzung von „synthetisch" und „magisch" (S. 24), von „Genie" und „Magie" (S. 25) gelangt. Er verwertet dabei das Fragment 342 (Bd. 2, 290): „Sind synthetische Urteile a priori möglich = Gibt es eine magische Intelligenz, i. e. Vernunft?" und Fragment 936 (Bd. 3, 335); „Kants Frage: sind synthetische Urteile a priori möglich, läßt sich auf mannichfaltige Weise spezifisch ausdrücken: Z. B. Ist die Philosophie eine Kunst? (Eine Dogmatik, Wissenschaft?) . . . Lassen sich Krankheiten nach Belieben machen usw.? . . . Ist ein perpetuum mobile möglich usw.? Ist ein Genie möglich, läßt sich ein Genie definieren? Läßt sich der Zirkel quadrieren? Ist Magie möglich? . . ." Vor allem das Fragment 936 scheint mir mit seinem Schnellfeuer von Fragen — ich habe nicht alle abgeschrieben — eine etwas bedenkliche Grundlage für

Simons Forschung. Wenn die Begriffe, die es verkettet, wenn Genie und Magie so viel Analoga haben, dann sinkt ihre Ähnlichkeit auf eine sehr tiefe Stufe. Und immer noch habe ich nicht die Empfindung, einer zuverlässigen Umschreibung von Novalis Magiebegriff gegenüberzustehen.

Leichter und unbedenklicher wird es mir, Simon zu folgen, wenn er (S. 25 f.) seine Vorläufer berichtigend, betont, daß Genie bei Novalis „nicht die geniale Persönlichkeit, die als individuelle Realität eine Stelle im Wirklichkeitszusammenhange einnimmt", bedeute (diese nenne Novalis vielmehr „Genie des Genie"), sondern einen „transzendental-psychologischen Begriff, die symbolische Darstellung eines Tuns, einer überindividuellen Fähigkeit". Allen Menschen komme dieses Genie mehr oder weniger zu. —

Simon schreitet weiter: Besiegung des Stoffes durch die Form, das ist das Prinzip von Novalis' Weltanschauung. In zwei Gedankenreihen löst sich dieses Prinzip bei ihm aus. Es gibt eigenartige Ich-Gebilde, bei denen der Stoff nicht selbständiges zweites materiales Prinzip ist, sondern die Form gleichsam den Stoff selbst erzeugt. Erstlich ist dies in der Mathematik der Fall. „Die mathematische Welt in ihrer reinen Geistigkeit ist die unmittelbarste Irdischwerdung der magischen Substanz" (S. 28) — abermals ein bei Novalis fehlender Terminus. Zweitens offenbart sich für Hardenberg die „poetische" Tat als Grundform aller speziellen Gestaltungen. „Die Welt des ‚Dichters' wird als typische Art des Welterlebens weit über ihr enges Wertgebiet hinaus gedeutet." Novalis bewegt sich zuerst in jener Gedankenreihe, dann überwindet er sie und verfolgt die letztgenannte.

Bis hierher reicht Simons erstes Kapitel, „Das magische Ich" überschrieben. Das zweite ergründet unter dem Titel „Das magische Wissen" (S. 30 ff.) eben die Bedeutung, die der Mathematik in Novalis Weltanschauung zukommt. Abermals hat Simon Gelegenheit, gegen frühere Erklärer zu polemisieren (S. 30 Anm. 1). Was er selbst, die oben angegebene Deutung weiterausführend, vorbringt, ist mir so einleuchtend, daß ich meinen möchte, schon längst in gleichem Sinne von den vielbespöttelten, viel mißverstandenen Paradoxen Hardenbergs gedacht zu haben, die hier in Betracht kommen. Zusammenfassend erklärt Simon die Stellung, die der Mathematik im System des magischen Idealismus zukommt: „Die mathematische Welt an sich, die Summe der mathematischen Formen und Verhältnisse, ist die kühnste, dingbefreiteste, in sich beschlossenste Offenbarung des menschlichen Geistes. ‚Sie — die mathematischen Formeln — spielen nur mit sich selbst', kein sinnlicher Außenzweck erhält Einlaß in ihr Gebiet und so wird die mathematische Welt zum Symbol des freien rhythmischen Spieles alles Welterfassens, das sich in reinster Form im mathematischen Wissen widerspiegelt" (S. 40 f.). Simon gelangt zu dieser Erklärung, indem er, einem Winke seines Lehrers Rickert folgend, Hardenbergs Äußerungen mit Kants erkenntnis-

theoretischer Bewertung der Mathematik zusammenhält, nach der die Mathematik — im Gegensatz zur Naturwissenschaft — als gänzlich a priori sich erweist. Hübsch und fein hebt Simon noch hervor, daß für den magischen Idealisten Novalis an der Wissenschaft nur ihre Form wertvoll ist und daß ihm darum Elementargeometrie höher als die höhere Geometrie erscheint (S. 38).[1])

Mit Novalis' Entwicklung weiterschreitend, geht Simon im vierten Kapitel „Das magische Erleben" (S. 44 ff.) zu der zweiten Gedankenreihe über, in der Hardenbergs magischer Idealismus gipfelt. Wohl hatte der Romantiker in der mathematischen Formwelt die stoffentbehrendste Funktion gefunden, also die reinsten Äußerungen der synthetischen Kraft, die dem magischen Ich eignet. Aber diese Welt „erwies sich als zu asketisch, zu arm, weil nur begrifflich, sie bezog sich nur auf ‚rechtliche Natur'. Jetzt ist in der ursprünglichen Tätigkeit der Seele, im bloßen Erleben als solchem, eine Funktion gefunden, die weiter als alles Begriffliche uns nicht durch Flucht von der Sinnenwelt befreit, sondern dadurch, daß sie diese durch eine eigentümliche, geheimnisvolle Fähigkeit an die Geisterwelt bindet. Das Leben der Seele ist also nicht ein unfaßliches, eine sinnlose Fülle, sondern im uneingeschränkten, noch durch keinen inhaltlichen Zweck bestimmten, im noch nicht stilisierten Erleben ist schon eine sinnvolle Form gefunden, eine ‚wirkliche Kunst, nach deren Gesetz der Mensch stündlich verfährt': Die Synthesis von Sinnen- und Geisterwelt" (S. 51 f.).

Das Neue von Novalis' jetzt gewonnener Ansicht ist, daß die Seele selbst als Funktion gefaßt wird; sie ist ursprüngliche synthetische Erscheinungsweise von „Sinnen- und Geisterwelt". Nur durch Bilder versucht Novalis dem Wunder des Ineinandergeschlungenseins von Form und Stoff, von Geistigem und Sinnlichem, im lebendigen Rhythmus der Seele zu nahen. Dafür aber schreitet er von hier aus mutig über das Theoretische weg ins Praktische hinein: wir sollen das Leben der Seele uneingeschränkt wirken lassen, wir sollen das Einströmen der Welt so weit wie möglich aufheben, wir sollen von innen nach außen leben und alles Außen unserem seelischen Rhythmus unterordnen. „Schlüssel des Lebens" ist für Novalis die Fähigkeit, aktives und passives Prinzip, Gedanken und Bild, Begriff und Anschauung als Ungeteiltes zu erleben. Diese Fähigkeit heißt ihm „intellektuale Anschauung".

---

[1]) S. 42. Anmerkung zitiert Simon Stellen aus den Hemsterhuisstudien Hardenbergs, die Heilborn, Bd. 2, S. 65 ff. abdruckt, ohne ihre Beziehung zu Hemsterhuis zu erkennen. Ich habe den Zusammenhang in dieser Zeitschrift Bd. 9, S. 473 ff. nachgewiesen. Über die von Simon berührte Frage, ob die auch im „Blütenstaub" (N. 6) erscheinenden Worte „Begreifen werden wir uns also nie ganz; aber wir werden und können uns selbst weit mehr als begreifen" den Schluß des „Fragmentes" bilden, hätte Simon a. a. O. S. 476 hinreichende Belehrung finden können.

S. 53 Anmerkung 1 sucht Simon Hardenbergs Begriff der „intellektualen Anschauung“ von dem Kants, Fichtes und Schellings zu trennen. Bei Kant nur ein Hilfsbegriff, weise er gegenüber der Beschränktheit der menschlichen Erkenntnis auf einen idealen, übermenschlichen Verstand, dem es vergönnt wäre, statt der „diskursiven“ menschlichen Methode eine „intuitive“ Erkenntnisart anzuwenden. Bei Fichte gewinne die intellektuale Anschauung die Bedeutung einer Fähigkeit, sich gegenüber dem individuellen Denker auf den Standpunkt einer überindividuellen Betrachtung des Ich zu erheben. Ich darf auf die Bemerkungen verweisen, durch die ich oben (S. 615) den Begriff Fichtes zu verdeutlichen versucht habe. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn auch Simon etwas länger bei der Erläuterung des Fichteschen Terminus sich aufgehalten hätte; er lautet übrigens bei Fichte und bei Kant intellektuelle Anschauung. Fichte hat den Begriff besonders in der zweiten Einleitung zur Wissenschaftslehre 1797 (Sämtl. Werke Bd. 1, 463 ff. 515) verdeutlicht. Seine „intellektuelle Anschauung“ ist nicht das Vorrecht eines außerordentlichen, übermenschlichen Verstandes. Allerdings gibt er zu, daß ein solches Vermögen nicht durch Begriffe zu demonstrieren sei; auch lasse sich nicht aus Begriffen entwickeln, was es sei. Aber er behauptet, daß jeder es in sich selbst finden könne. Denn die intellektuelle Anschauung „ist das unmittelbare Bewußtsein, daß ich handle, und was ich handle: sie ist das, wodurch ich etwas weiß, weil ich es tue“ (a. a. O. S. 463). Keinen Schritt könne man tun, nicht Hand noch Fuß bewegen ohne sie.

Simon verschweigt, daß Novalis einmal (Minor Bd. 3, 123) ganz im Sinne Fichtes den Begriff verwertet. Es geschieht in den Fragmenten aus Studienheften, die Heilborn (Bd. 2, 587 ff.) als erster abgedruckt hat. Die ganze Partie, die hier in Betracht kommt, ist augenscheinlich ein Versuch, sich Fichtes Wissenschaftslehre anzueignen, sollte also von jedem genau geprüft werden, der Hardenbergs Verhältnis zu Fichte untersucht. Wenn nun Novalis (Bd. 3, 182 N. 91) sagt: „In der intellektualen Anschauung ist der Schlüssel des Lebens“, so habe ich keine Veranlassung, hier einen andern als den Fichteschen Begriff vorauszusetzen. Ebenso knüpft N. 119 (Bd. 3, 186) zwar kühn und kombinationslustig, aber doch ohne den Begriff zu verschieben, an Fichte an: „Ekstase — Inneres Lichtphänomen = intellektualer Anschauung.“ Denn auch Fichtes intellektuelle Anschauung ist ein „inneres Lichtphänomen“. Novalis will sichtlich nur andeuten, daß das psychologische Erlebnis der Ekstase aus derselben Wurzel keime wie Fichtes „Vermögen“. Die dritte der Stellen, die Simon heranzieht, arbeitet noch unzweideutiger nur mit Fichtes Terminus: „Fichte hat,“ heißt es da (Bd. 2, 193), „den tätigen Gebrauch des Denkorgans gelehrt — und entdeckt. Hat Fichte etwa die Gesetze des tätigen Gebrauchs der Organe überhaupt entdeckt? Intellektuale Anschauung ist nichts anders“. Ich gebe zu, daß die hier aufgewor-

fene Frage den Begriff Fichtes über die von Fichte gezogene Grenze hinaus verwerten möchte. Wenn da nun schon von einer Umbiegung des Begriffes die Rede sein soll (unbedingt nötig ist es nicht), so ergibt das Fragment N. 53, dessen Schluß die zitierten Sätze bilden, was Novalis sich unter dem „tätigen Gebrauch der Organe“ denkt. Er meint die vollkommen unbeschränkte Herrschaft über die äußeren und über die inneren Organe unseres Körpers: „Unser ganzer Körper ist schlechterdings fähig, vom Geist in beliebige Bewegung gesetzt zu werden. Die Wirkungen der Furcht, des Schreckens, der Traurigkeit, des Zorns, des Neides, der Scham, der Freude, der Phantasie usw. sind Indikationen genug. Überdem aber hat man genugsam Beispiele von Menschen, die eine willkürliche Herrschaft über einzelne, gewöhnlich der Willkür entzogene Teile ihres Körpers erlangt haben.“ Novalis hofft, daß auf diesem Wege der Mensch erst wahrhaft unabhängig von der Natur, vielleicht imstande sein werde, verlorene Glieder zu restaurieren. Es werde nur von ihm abhängen, einen Stoff zu beseelen, er werde vermögend sein, sich von seinem Körper zu trennen, wenn er es für gut findet.

Während Fichtes intellektuelle Anschauung nur auf die Betrachtung eines in uns sich abspielenden psychologischen Prozesses geht, möchte Novalis in dem Menschen die Kraft erwecken, physische Prozesse in seinem Körper wachzurufen. Wenn irgendwo, so zeigt sich hier, wie Novalis aus dem theoretischen ins Willensgebiet hinüberschreitet. Aber doch in einer Weise, die von Simon nicht beachtet worden ist. Der Wille verläßt das Gebiet der praktischen Vernunft und wird Gesetzgeber in der physischen Welt.

Simon aber erklärt: „Für Novalis ist ‚intellektuale‘ Anschauung . . . gar nichts anderes als das Produkt der durch die Kraft der Seele hervorgerufenen Synthese von Geister- und Sinnenwelt, also das Erleben selbst nur auf diese Synthese hin betrachtet.“ Er zieht den Schellingschen Begriff der intellektuellen Anschauung heran, der gleichfalls ein Zusammenschauen von Geister- und Sinnenwelt ins Auge fasse, es aber nur dem Genie in seinem bewußtlosen Schaffen zuspreche. Bei Novalis verfahre der Mensch stündlich nach dem Gesetz dieser Synthese.

Ich hingegen kann nach allem nur erklären: einen solchen Begriff der „intellektuellen Anschauung“ gibt es bei Novalis nicht. Soweit die Gedankenreihen, die Simon verbindet, in Novalis Philosophie vorhanden sind, bedienen sie sich des Terminus nicht. Vielmehr verknüpft Novalis mit diesem Begriff eine ganz andere Anschauung: die Ansicht von der willkürlichen Lenkung der inneren Organe des Menschen. Wiederum wehre ich mich — in Diltheys Sinne — nur gegen terminologische Ungenauigkeit. Denn bestehen bleiben kann Simons Annahme, daß Novalis den Fichteschen „Begriff“ der „intellektuellen Anschauung“ durch seine Annahme einer Fähigkeit übertrumpft, Gedanken und Bild, Begriff und

Anschauung als Ungeteiltes zu erleben. Er kommt damit in Schellings Fahrwasser und kehrt im wesentlichen zu Kants Begriff zurück, nur vindiziert er diese intellektuelle Anschauung nicht einem übermenschlichen Wesen, wie Kant, nicht dem Genie, wie Schelling, sondern jedem Menschen. Und für diesen Begriff gebraucht er nicht das Wort „intellektuale Anschauung"; dieses Wort hat vielmehr, sobald er es nicht streng Fichtisch gebraucht, bei Novalis einen andern Sinn. —

Ich verfolge Simons Gedankengang weiter: Novalis wendet sich von seinem subjektiven Standpunkte, dem alle geformte Wirklichkeit Menschenwerk ist, weiter zu einem kosmischen. Was er in der menschlichen Seele angetroffen hat, sucht er auch auf dem Wege der Entwicklung, der zum Menschen führt. „Aus der transzendentalen Funktion wird so das naturalistische Prinzip." Der Dualismus von Sinnen- und Geisterwelt wird in die Natur selbst hineingetragen; das alte Thema der Naturbeseelung tritt in seine Weltanschauung ein. Hier wirken anregend seine naturwissenschaftlichen Studien. Hier wurzeln die Träume von einer „künftigen Physik", die Hemsterhuis, Plotin, Spinoza „ahndeten". Von hier aus enthüllt sich das Geheimnis des Todes; in denselben Zusammenhang gehören die Fragmente über das Wesen der Krankheit, die sich teils an Brown anschließen, teils aus den eigenen Schicksalen Hardenbergs herauswachsen. Bis in die anorganische Natur verfolgte Novalis die Bewußtheit des Tuns, diese Voraussetzung individuellen Strebens. Die zeitgenössischen physikalischen und chemischen Entdeckungen, Galvanismus und tierischer Magnetismus, geben ihm Anhaltspunkte. Allein „nach solchen Ausflügen in die objektive Natur kam immer wieder der Subjektivist zum Durchbruch, für den diese Vergeistigungsversuche des Universums erst unter mystischen und religiösen Gesichtspunkten und als letzte Ergänzungswerte seiner praktischen Ideale von Bedeutung sind" (S. 61).

Ende, Ziel, Ideal aber all dieser Betrachtungsweise ist Monismus. Ein einheitliches System des menschlichen Geistes, in dem die Natur als geordnetes Ganzes nur ein Teilsystem seiner Vernunft ist — das ist Novalis' Absicht. Aber der Dualist Novalis — und so faßte ihn ja Simon — bleibt dabei doch immer des Gegensatzes der Welt als Ich, als sinnvoller Einheit, und der Welt als sinnloser Fülle sich bewußt. Den Gegensatz zwischen Geister- und Sinnenwelt zu überwinden, ist die Möglichkeit in dem rein rhythmischen Leben der Seele gegeben. Folgerichtig ergibt sich das Gebot, über den Gegensatz beider Welten hinauszugelangen.

In dem Versuche, dieses Gebot zu erfüllen, wird Novalis zum Dichter. Das vierte Kapitel „die magischen Formen" (S. 64 ff.) erläutert darum ebenso seine Ethik wie seine Poetik. Beide Gebiete gehören eng zusammen für Novalis. Denn alles wertende Tun ist ur-

sprünglich „Kunst“, Beziehung von Produkten unseres schöpferischen Willens auf die Mannigfaltigkeit des Empirischen. Es gibt nur einen ursprünglichen Trieb, die schöpferische Produktion unseres produktiven Daseins. „Lassen wir nun den aus ihr entstandenen Inhalt der Seele frei herausströmen, so sind wir Künstler im engeren Sinne, und zwar je nach der Art des leitenden Organs Dichter, bildender Künstler, Musiker. Halten wir aber den Innenstrom unterwegs auf, nehmen wir so dem Erlebnis etwas von seiner ursprünglichen Kraft und Reinheit, so ist das Resultat nur mittelbare, irgendwelchen indirekten Zwecken untergeordnete Kunst. Und diese . . . Erlebnisse sind, was wir Wissenschaft ‚im weitesten Sinn‘ nennen“ (S. 69 f.).

Simon stellt das Unzulängliche jeder „begrifflichen Zustutzung des inneren Erlebnisses“ in der Prinzipienmoral fest. Für Novalis hat jeder Mensch seinen individuellen Rhythmus. Unterordnung unter einen allgemeinen Begriff wird von ihm als Dogmatismus verurteilt. Darum schilt Novalis gegen Kants „Advokatengeist“ und verwirft inhaltliche Prinzipienmoral. Da er indes dem Moralischen eine geradezu überragende Bedeutung zuschreibt, so muß es — meint Simon — ein weiterer Begriff des Moralischen sein. Simon findet (S. 71) diesen Begriff in der Moral des „Magiers“; sie trete an die Stelle der überlieferten Moral. Die Magie der Moral sei die Tatsache des Gewissens, der Zusammenhang jeder Werthandlung mit der „Geisterwelt“. Simon bezieht sich hier auf Hemsterhuis' „moralisches Organ“. Novalis übernehme es und erkenne in dem, was das moralische Organ als seinen Zielgedanken erfasse, sein eigenstes Wertempfinden. Das Moralische in uns aber sei das „reine nach außen gerichtete Leben der Seele und der Sinn für dieses Dasein, für die Möglichkeit dieses Daseins, das Streben, der Wille nach diesem Ziele, der Rückkehr zu jener ursprünglichen Synthese von Geister- und Sinnenwelt“ (S. 72). Wir sind berufen, die Mittler des Geistes und der Natur zu sein, wir sollen die Natur moralisieren. Der Träger der moralischen Idee ist wieder jener Magier, der gelernt hat, die Sinnenwelt willkürlich zu gebrauchen. Im Gegensatz zu der bestehenden einseitigen Herrschaft des Verstandes erwächst ihm die Aufgabe, das Nüchterne mit neuen Geheimnissen, den toten Begriff mit der farbigen, mannigfaltigen Anschauung des Gefühls zu erfüllen.

Abermals muß ich, ohne die gedankliche Richtigkeit von Simons Ausführungen bekämpfen zu wollen, ihre terminologische Willkür hervorheben. Ist wirklich von Novalis dem „Magier“ all diese Moral zugeschrieben worden, ist magische Moral wirklich das letzte Wort, das er auf ethischem Gebiete zu sagen hatte? Eben an der Stelle, wo Novalis fordert, „die Natur soll moralisch werden“ (Bd. 2, 288 Nr. 340), heißt es: „Der moralische Gott ist etwas weit höheres als der magische Gott. Wir müssen Magier zu werden suchen, um recht moralisch sein zu können.

Je moralischer, desto harmonischer mit Gott, desto göttlicher, desto verbündeter mit Gott. Nur durch den moralischen Sinn wird uns Gott vernehmlich." Hier wird doch ausdrücklich zwischen Magie und Moral geschieden und ebenso wie das von Dilthey zitierte Fragment Nr. 440 (Bd. 3, 97) weist auch dieses auf etwas Höheres, das über die Magie hinausliegt.

Wenn es mithin bei Novalis heißt (Bd. 3, 46 Nr. 238): „Magie ist die Kunst, die Sinnenwelt willkürlich zu gebrauchen", so dürfte in diesem „willkürlichen Gebrauch der Sinnenwelt" nicht die höchste moralische Aufgabe des Menschen liegen. Ist es nicht überhaupt seltsam, daß eine so wichtige Definition des Begriffes Magie uns von Simon post festum und unter der Hand zugeschoben wird? Sie steht am Ende eines Fragments, das Simon alsbald (S. 77) selbst ausführlich zitiert. Es spricht von der „allmählichen Entwicklung der magischen Kraft" und gedenkt der „höheren Kräfte", die „in allen wahrhaften Schwärmern und Mystikern" gewirkt haben, bezeichnet es allerdings als „verschwendete Mühe", „diese wunderliche, groteske Masse zu säubern, zu läutern und zu erklären". Simon benützt das Fragment, weil er alsbald einen historischen Weg einschlägt und die Entwicklung dessen, was er das „magische Kulturideal" nennt, von ihren Anfängen ab verfolgt. Schon früher hatte er die Anschauung Hardenbergs festgestellt, daß nicht potentiell, nur graduell sich der Dichter vom naiven Menschen unterscheide. Die im Künstler wirksame Art der Zusammenschließung der Erlebnisteile ist dieselbe wie die Synthesis der naiv erlebenden Seele. Was sich bei dieser instinktiv, gleichsam mechanisch vollzieht, wird vom Dichter in höchster Freiheit gebraucht (S. 66 f.).

Der naiv empfindende Mensch vollzieht instinktiv die künstlerische Tat der Synthesis von Geister- und Sinnenwelt (S. 75 ff.). Als das menschliche Tun zum Bewußtsein erwachte, teilte sich die ursprünglich einheitliche geistige Potenz in „Gefühl" und „Reflexion". Im Gefühlstadium wird der Trieb nach Ordnung und Gestaltung zurückgedrängt gegenüber dem Schwelgen im Unendlichen. Einseitige Ausbildung der Reflexion hingegen macht von der ‚wirklichen Sinnenwelt' unabhängig; aber tatsächlich ruht diese Befreiung nur „auf dem gewöhnlich trägen Behagen des Menschen am Willkürlichen und Selbstgemachten und Festgesetzten" (S. 78). Das wahre Ziel verbindet beide Gegensätze.

Schade, daß Simon hier nicht doch einmal auf die Verwandtschaft dieser Konstruktion mit den Ideengängen Schillers hingewiesen hat. Denn überraschend ist die Übereinstimmung Hardenbergs mit den kulturhistorischen Bauten der Briefe über ästhetische Erziehung. Doch auch wir wollen uns hier nicht mit Parallelen aufhalten, die fast ins Unendliche führen könnten. Wichtiger ist im Augenblick, die Stufen des kulturhistorischen Prozesses zu bestimmen, wie Simon es in Anlehnung an Hardenbergs Fragmente tut.

Er benützt in erster Linie das große Fragment Nr. 8 (Bd. 2, 178 ff.). Es trennt drei Stufen der Kultur; auf der ersten steht der Scholastiker, der rohe diskursive Denker, „ein mystischer Subtilist", und sein Gegenpol der rohe, intuitive Dichter, „ein mystischer Makrolog"; auf der zweiten befinden sich die Eklektiker; auf der dritten thront der Künstler. Schon auf der zweiten Stufe fangen die Gegensätze der ersten Stufe an sich zu berühren, aber in unvollständiger, mangelhafter Weise. Nur der Künstler findet, daß die Trennung der absoluten philosophischen Tätigkeiten, die durch den Scholastiker und den rohen intuitiven Dichter dargestellt wird, eine tiefer liegende Trennung seines eigenen Wesens sei, deren Bestehen auf der Möglichkeit ihrer Vermittelung, ihrer Verbindung beruht. Er merkt, daß beide in einem gemeinsamen Prinzip vereinigt sein müssen. Es gilt die produktive Imagination so zu stärken, daß sie imstande sei, „sich im Moment des Übergehns von einem Gliede zum andern schwebend zu erhalten und anzuschauen". „Die vollständige Darstellung des durch diese Handlung zum Bewußtsein erhobenen echt geistigen Lebens ist die Philosophie κατ' ἐξοχὴν . . . . Es ist der Anfang einer wahrhaften Selbstdurchdringung des Geistes, die nie endigt."

Simon modifiziert diese Konstruktion einigermaßen, indem er erstens die beiden, bei Novalis nebeneinander stehenden Vertreter der ersten Stufe in ein Nacheinander bringt, und zwar erscheint zuerst der „rohe, intuitive Dichter", dann der Scholastiker. Zwischen beide schiebt er zweitens nach dem Fragment 238 (Bd. 3, 47 f.) die „mancherlei Arten, von der vereinigten Sinnenwelt unabhängig zu werden", ein: Die Stoiker, „die sogenannten Leute von Verstand in der großen Welt und sonst", die Fakire, Anachoreten, Mönche, Büßer, die Vertreter einseitiger Ausbildung der Reflexion, die Gelehrten, die rohsinnlichen Menschen, „die von Vorstellungs- und Zeichenwelt nichts wissen wollen": Rousseau, Helvetius, auch Locke.

Als extremer Typus einseitiger Ausbildung des intellektuellen Triebes erscheint nun endlich — und damit kehren wir zu Fragment 8 zurück — der Scholastiker. Und jetzt erfolgt nach diesem Fragmente die Gegenüberstellung des rohen, intuitiven Dichters und des Scholastikers und der Vergleich beider mit dem Eklektiker.

Zur Verdeutlichung des rohen intuitiven Dichters wird von Simon indes auch noch Fragment 233 (Bd. 3, 46) verwertet. Es ist das oben (S. 49) erwähnte und bringt wiederum den Begriff der Magie heran: die Erwägung also, wieweit die „wahrhaften Schwärmer und Mystiker" als Vertreter der „allmählichen Entwicklung der magischen Kraft" von den künftigen Historikern der Magie beachtet zu werden verdienen.

Die Eklektiker wiederum möchte Simon durch das Fragment 58 (Bd. 3, 16) verdeutlichen und auch hier drängt sich der Terminus Magie ins Spiel, noch mehr: hier (S. 80) schafft endlich eines der

wenigen Fragmente über den magischen Idealismus (vgl. S. 614 f.) in Simons Darlegung sich Platz. Simon identifiziert den „Eklektiker" des Fragmentes 8 mit dem „Empiriker" des Fragmentes 58. In diesem Fragmente 58 baut Novalis folgende Stufenleiter auf:

1. Empiriker = „passiver Denker", „in dem die Denkungsart eine Wirkung der Außenwelt und des Fatums ist".
   a) reine Empiriker: Voltaire und „mehrere französische Philosophen".
   b) transzendente Empiriker: Jacobi; Ligne „neigt unmerklich" zu ihnen.
2. Dogmatiker.
3. Schwärmer oder transzendente Dogmatiker.
4. Kant.
5. Fichte.
6. Magischer Idealismus.

Nochmals muß ich es als höchst bedenklich bezeichnen, daß Simon dieses hochwichtige Dokument über den magischen Idealismus nicht zu Anfang eingehend beleuchtet und gedeutet hat. Jetzt zwängt er es in eine Gedankenreihe hinein, in die es offenbar nicht gehört. Denn ohne weiteres kann der Klimax, den es bietet, nicht in die Stufenleiter eingefügt werden, die Simon aus den Fragmenten 8 und 238 zurecht gezimmert hat. Mag ihm immerhin das Recht zugestanden werden, zur Verdeutlichung der ersten Stufe des Fragmentes 8 die Gegner der Sinnenwelt nach Fragment 238 zu verwerten; aber ohne weitere Begründung und Interpretation kann eine Verquickung der Fragmente 8 und 238 mit dem Fragment 58 nicht ungehindert durchgehen. Denn wie durch einen Taschenspielergriff eskamotiert Simon den „magischen Idealismus" aus dem Fragment 58 in das Fragment 8 hinein; wer nicht nachprüft, könnte meinen, daß das Fragment 8 wirklich alles dem „Magier" zuschreibe, was es tatsächlich nur dem „Künstler" nachsagt. Simon allein hat diese terminologische Verwirrung auf dem Gewissen; und er kann zu ihrer Rechtfertigung sich nur auf die so unsichere Stufenleiter des Fragmentes 58 berufen, die doch augenscheinlich nach ganz anderen Prinzipien gedacht ist als die Rangordnung des Fragmentes 8, besonders aber vom künstlerischen Schaffen ganz absieht. —

Ich führe nun die Analyse von Simons Schrift rasch zu Ende: Die im Fragment 8 geforderte künstlerische Form trifft mit dem von ihr nur graduell unterschiedenen einfachen Leben der Seele überein, indem sie — wie diese Geister- und Sinnenwelt, Idealität und empirische Mannigfaltigkeit verbindet — die Prinzipien geistigen Gehaltes, sinnlicher Mannigfaltigkeit, individueller Geschlossenheit zu ihren Grundkategorien hat. Das naive Erlebnis indes wird durch eine Reihe immer stärkerer Objektivationen geläutert, durch Elimination alles Unwesentlichen, alles Unpersönlichen möglichst „rein" geformt, zu objektiver Schönheit.

Der Dichter allein aber ist imstande diese Aufgabe restlos zu lösen. „Nur der Dichter stellt im eigentlichen Sinne das Subjekt-Objekt vor —

Gemüt und Welt," sagt Novalis. Der Dichter erreicht dies Ziel durch das Symbol.

Novalis' Poetik, die von Simon S. 82 ff. entwickelt wird, geht von der Forderung aus, daß das Kunstwerk eine Einheit des Mannigfachen darstellen soll. Harmonie unterscheidet künstlerisches Erleben vom bloßen Erleben. Passiv, sozusagen gegen unseren rezeptiven Willen apperzipieren wir synthetisch. Die Erlebnisse des Künstlers sind hingegen von vornherein, schon bevor er an bewußte Darstellung geht, von „aktiver" Art. „Für den Künstler sind die Formen des Erlebens Selbstzweck geworden, denn die Formlosigkeit des bloß Natürlichen war ja das weitertreibende Moment, und so lebt er von den Formen aus aktiv auf die Dinge zu, die nur als Mittel erscheinen, die ästhetische Idee der harmonischen Einheit darzustellen" (S. 84). Die Differenz bildet mithin die ästhetische Form, die (als synthetische Einheit des Mannigfaltigen) in der artistischen Wertung als Anteil der Geisterwelt am Kunstwerk erscheint und an sich schon den geistigen Gehalt des Kunstwerks einschließt.

Diese formalen Prinzipien sind in jeder großen Kunst nachweisbar, die romantische Kunst indes hat die besondere Aufgabe, die Form mit dem gewaltigsten Inhalt, mit der gesamten Welt des Geistes auszufüllen. Nicht Begriffsdichtung, sondern „Universalpoesie" will die romantische Poesie sein. Nicht soll in ihr eine Welt erstehen, in der alles Werden und alle Beziehung zur lebendigen Entwicklung ausgelöscht ist. Des Dichters Reich sei die ganze Welt. „Poesie ist Darstellung . . . der innern Welt in ihrer Gesamtheit" (S. 89).

Die „symbolische Funktion", durch die „alles Symbol des anderen sein kann", ermöglicht dem Dichter die Vereinigung des Einen und Vielen, die Ausfüllung der dichterischen Form durch die Gesamtheit der inneren Welt. Allein diese symbolische Erreichung des Absoluten schließt keine tatsächliche Annäherung an das Absolute ein. Symbol und Symbolisiertes darf nicht verwechselt werden. Doch die symbolische Welt des Künstlers gestattet allein dem Erdenpilger, wenn auch nur für Augenblicke, den Eintritt in das zukünftige Reich.

Diese symbolische Funktion ist eine Form, in die jeder, auch der höchste Inhalt hineingeht. Sie ist „ein Klang, um den sich die Vereinzelungen des Geschehens sammeln, ein Spiegel, in dem sich die Buntheit des Daseins zu geschlossenem Bilde vereinigt". Aber dieser Spiegel spiegelt diese Welt, er deutet — wenigstens nicht, seitdem in Novalis die Beziehungen zum Leben und zur Kunst neu erstarkt waren, seitdem er also die Stimmungen der „Hymnen an die Nacht" überwunden hatte — auf ein jenseitiges Spiegelleben. Vielmehr strebte Novalis zuletzt nach vollkommener „Synthesis der Geister- und Sinnenwelt". Abermals nimmt Simon die Gelegenheit wahr, gegen eine falsche Anschauung von Romantik zu protestieren, die den eigentlichen Inhalt romantischen Gestaltens

in den „Schleiern" erblickt, „die damals wieder um die Dinge gewoben werden sollten". Ihren Anlaß findet diese falsche Vorstellung in der Tatsache, „daß die Romantiker ihr Losungswort aus dem Umkreise der Geheimnisse nahmen, aus den wunderbaren, romanhaften Geschichten mittelalterlicher Helden, und daß mit der Ganzheit, mit der umfassenden Kultur der Seele, die sie erstrebten, notwendig ein Abrücken der Dinge verbunden war, um ihre grelle Vereinzelung zu mildern. Darum liebt Novalis die Ferne und die weichen Töne der Dämmerung mit ihren Schleiern, die die Dinge miteinander vermählen" (S. 92). Polemisch gegen Einseitigkeit gewendet, erhebt Novalis allerdings den Vorwurf: „Lessing sah zu scharf und verlor darüber das Gefühl des undeutlichen Ganzen, die magische Anschauung der Gegenstände." Positiv hingegen fordert er beides von „echten, poetischen Charakteren". „Sie müssen allgemein und doch eigentümlich, bestimmt und doch frei, klar und doch geheimnisvoll sein."

Die Tatsache dieses romantischen Kontrastes wird auf die verschiedenen Kunstgattungen von Novalis angewendet: Der eigentliche Sinn des Dramas ist Kampf zwischen Geist und Natur. Natur erscheint hier als „Zufall", als Prinzip dynamischen Geschehens. Der Kampf endigt mit einem Sieg des Geistes oder der Natur. Tragische Vernichtung birgt aber doch zugleich in der Tatsache der Tragik den Sieg des geistigen Prinzips in sich.

Der Roman bildet den eigentlichen Typus des romantischen Kunstwerks. Der Dualismus ist gegeben durch den Gegensatz von Held und Umgebung, die wie Einheit und Vielheit einander gegenüberstehen. Dieses Mißverhältnis soll sich ausgleichen.

An Novalis Urteil über Goethes „Wilhelm Meister" exemplifiziert Simon. Er benützt als erster die Materialien, die durch Heilborns Ausgabe gerade auf diesem Gebiet uns zugewachsen sind. Die endgiltige Verurteilung, die Goethes Roman bei Novalis findet, ruht auf der Umwandlung des Helden aus einem „aktiven" in einen „passiven" Empiristen. Die Sinnenwelt allein wird zuletzt erhoben, auf die Geisterwelt verzichtet.

Eine weitere Exemplifikation ergibt sich in der Analyse des „Ofterdingen" und des „Märchens" (S. 102 ff.). Auch das Thema des „Ofterdingen" ist Dualismus von Geist und Natur, von Ich und Nicht-Ich, und ihre Vereinigung durch den Dichter und sein Werk. „Und die vielgedeutete blaue Blume, was ist sie anderes als jenes ersehnte und erhoffte Ideal, die Idee der harmonischen Einheit der Synthesis, die hier als Idee eines Einzelnen, als seine absolute Bestimmung erscheint, die Idee unserer Mission, der Sinn unseres Lebens wie alles Daseins überhaupt" (S. 105). Ohne das Einzelne von Simons Interpretation hier zu wiederholen, weise ich nur auf die Bemerkungen hin, die er der

Betrachtung von Natur und Geschichte im „Ofterdingen" widmet: Die geistigen Beziehungen hebt Novalis hervor; der Bergmann, der das Innere der Natur schaut und der Einsiedler, der den Sinn des Daseins im Laufe des Geschehens deutet, sind die Repräsentanten. Natur und Geschichte, nicht Naturwissenschaft und Geschichte, wird von Novalis in Gegensatz gebracht: eine methodologische Ungeklärtheit im Verhältnis von Natur als System und Natur als Stoff des Lebens, die auch sonst bei Novalis erscheint! Um die Idee mit der individuellen Persönlichkeit, mit dem Historischen überhaupt zu verbinden, bedient sich Novalis eines eigenartigen Mittels: „Die Bestimmung ist bei ihm nicht an die einzelne Persönlichkeit gebunden, sondern zeigt ihre überindividuelle Bedeutung darin, daß sie gleichsam eine Kette von historischen Persönlichkeiten durchlaufen muß, bis sie ‚erfüllt' wird" (S. 108). Im Sinne dieser Theorie wird auch das Motiv der Vererbung und der Metempsychose verwertet.

Die Deutung des Märchens tritt in bewußten Gegensatz zu den älteren Erklärern: „Durch das Weltgeschehen ziehen als zwei sich gegenüberstehende Kräfte die Sinnen- und Geisterwelt" (S. 112). Dort das Reich Arcturs, hier Sophiens Altar! Einst waren sie vereint und sie sollen wieder vereint werden. Als die Spaltung von Natur und Geist sich vollzog, da erstarrte das Reich Arcturs; nicht alles Leben überhaupt wich durch die Flucht des Geistigen aus der Welt, das Leben floß vielmehr scheinbar weiter, aber es fehlte ihm jeder ideelle Gehalt. Noch einmal weist Simon auf die Zusammenhänge mit Kants Philosophie hin: die Formen der Vernunft allein machen aus der in den Empfindungen gegebenen Mannigfaltigkeit geordnete und sinnvolle Erfahrung; diese Formen der Vernunft erscheinen in Novalis Auge aber zugleich als wirkende Kräfte, als ideale Macht.

Simons neue Deutung ergibt denn auch neue Bewertungen und Erklärungen der einzelnen Figuren des Märchens; mannigfach mit Adolf Huber (vgl. diese Zeitschrift 1899 Ergänzungsheft 4, S. 90 ff.) sich auseinandersetzend, bekämpft Simon zunächst jede Interpretation des Märchens, die es zu einer Allegorie des Kulturstadiums von Novalis' Zeitalter macht. Der „Schreiber" z. B. ist für Simon die geistige Funktion, die die Welt in Begriffe umsetzt, das Verstandesorgan und nicht ein Vertreter des Rationalismus des 18. Jahrhunderts.

Der ganze Roman sollte vom Überschwange des phantastischen Weltsymbols zu der einfachen Wahrheit des Alltags zurückkehren. „Er wollte die Schönheit, die er in den großen Geschehnissen der Welt gesucht und gefunden hatte, nun in den Ablauf des ruhigen Eigenlebens hineintragen." So deutet Simon (S. 129) die Nachlaßnotiz: „Das Buch schließt just umgekehrt wie das Märchen — mit einer einfachen Familie. Es wird stiller, einfacher und menschlicher nach dem Ende zu." Simon verknüpft diese Wendung mit Novalis Bekenntnis (an Karoline, 27. Fe-

bruar 1799): „Jetzt ist bei mir bürgerliche Baukunst.“ Eine Parallelisierung von Märchen und zweitem Teil, wie Haym sie (S. 390) versucht, ist für Simon mithin ausgeschlossen.

Doch diese stärkere Berücksichtigung des Wirklichen, die auch in Novalis „merkantilisch-politischen“ Plänen ihren Ausdruck findet, hindert Simon nicht zu behaupten, daß Novalis tatsächlich nie bis zur Schicht des Wirklichen gedrungen sei. „Gerade deshalb söhnte er sich so leicht und fast konfliktlos mit dem Alltag, mit dem Leben des Berufsmenschen aus, gerade darum war er voll grandioser Wirklichkeitspläne. Das Nicht-Ich, die Welt war für ihn nur der Widerstand der zähen Masse, eigentlich das noch nicht vom Wert durchleuchtete“ (S. 133 f.). Die Unfähigkeit, seine Wertmaßstäbe mit denen der ihn umgebenden Welt zu vergleichen, wurde ihm in der Jugend Ursache zu peinlichen und schmerzvollen Erfahrungen. Darum ist Novalis auch einer Freundschaft unfähig gewesen, die ein Bündnis zweier an Wert ebenbürtiger Seelen darstellt. „Bei wem aller Wert und alle Wahrheit des andern vom Ich stammt, der wird nur dort Freundschaft und Verbundensein empfinden, wo ihm das fremde Selbst als Stück des eigenen erscheint, oder wo beide Selbst sich in einem Gleichen, Höheren, vom Individuum Losgelösten vereinen“. Darum konnte ein Kind in Novalis die letzten seelischen Tiefen aufrühren, „ein Kind, das gern nimmt, ohne zu fragen, das sich nicht als ebenwertig beurteilt und darum nicht den Stachel solcher unpersönlicher Liebe fühlt“ (S. 135). Und auch als Philosoph hat er von Plotin und Spinoza, von Kant und Fichte nur das ihm Eigene genommen oder mindestens das ihm Fremde von vornherein in einem ganz persönlichen Rhythmus erlebt.

Dresden. O. F. Walzel.

(Schluß folgt.)

Schultze Siegmar, Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Erster Teil: Das romantische Naturgefühl. Halle a. S. 1907, Ernst Trensinger.

Seitdem ich meine Bücher über „die Entwicklung des Naturgefühls im Altertum, Mittelalter und Neuzeit“ veröffentlichte, ist im In- und Ausland eine Fülle von Einzelschriften, besonders von Dissertationen, über das unerschöpfliche Thema, sei es hinsichtlich einer ganzen Epoche oder eines einzelnen Dichters, erschienen; nur sehr geringen Raum hatte ich in meinem Buche für das 19. Jahrhundert; in manchen Aufsätzen (vgl. „Pädagogik und Poesie“ I und II) habe ich Nachträge geliefert, sei es über einzelne Dichter wie Uhland, Mörike, Storm oder über Stoffgebiete, auf die sich das Empfinden richtet, wie Meer, Gebirge, Sternenhimmel, Heide.

Der sprachliche Ausdruck des Naturgefühls ist bis auf die Gegenwart die erfreulichste Seite der modernen Dichtung. Somit hat der Verfasser

sich eine dankbare, reiche Ernte versprechende Aufgabe gestellt. Das Bild, das er uns von dem romantischen Naturgefühl entwirft, ist jedoch nur im großen und ganzen richtig gezeichnet; es konnte auch wohl kaum nach den zahlreichen Vorarbeiten völlig verzeichnet werden; dem tiefer und schärfer Blickenden läßt er doch noch viel zu wünschen übrig. Er schildert zunächst im allgemeinen das romantische Naturgefühl in seiner Abkehr von der Menschheit, seinem Pantheismus, Fatalismus, Mystizismus, der in der Naturphilosophie eines Schelling und Steffens gipfelt, und geht dann die einzelnen Dichter durch: Novalis und Tieck, Kleist und Werner, Fouqué, Clemens und Bettina Brentano, Hoffmann, Hölderlin und Eichendorff, sodann die schwäbischen Romantiker: Uhland, Kerner, Mörike, die Rhein-Romantiker, besonders Simrock, Kinkel, Freiligrath, Müller von Königswinter und andere; schließlich stellt er die Meer- und die Orient-Romantik dar.

Man vermißt vor allem eine wirklich tiefer bohrende Grundlegung der Tendenzen der Romantiker, eine philosophische Durchdringung der Begriffe, sowie eine umfassende Würdigung der ganzen künstlerischen Persönlichkeit der einzelnen Dichter; wie die Äußerung des Naturgefühls teils durch die allgemeine Zeitrichtung, teils durch die Individualität bestimmt wird, das sollte viel schärfer hervortreten; über die beiden Schlegel, über Karoline, über Wackenroder erfahren wir in dieser Hinsicht fast nichts; wie sich der landschaftliche Natursinn, der z. B. den Brüdern Schlegel, wie Fichte, fast ganz abging und auch bei Novalis nur eine ganz besondere Färbung hat, zu der naturphilosophischen Reflexion verhält (z. B. bei Novalis und Tieck), wie Jean Paulsche Sentimentalität und die Seele der Romantik, die Sehnsucht, — in ihren verschiedenen Formen — auch das Naturempfinden beeinflußt, welchen Einfluß die romantischen Maler — wie Runge, den Schultze nur flüchtig nennt — ausübten, das und vieles andere, was in neueren Darstellungen (z. B. von Ricarda Huch) so lebendig uns zur Anschauung gebracht wurde, vermissen wir. Es fehlt durchaus die kongeniale Erfassung, das Mitleben und Mitschauen und Mitleiden, das doch erst tieferes Verstehen bedeutet. Wer nicht selbst ein Stück Romantik in sich trägt, wird auch den Romantikern nicht gerecht. Er muß ahnen und darstellen, was Goethe mit dem Worte meint: „Poesie deutet auf die Geheimnisse der Natur und sucht sie durchs Bild zu lösen. Philosophie deutet auf die Geheimnisse der Vernunft und sucht sie durchs Wort zu lösen. Mystik deutet auf die Geheimnisse der Natur und Vernunft und sucht sie durch Wort und Bild zu lösen.“ Oder man erinnere an Goethes Satz in den „Sprüchen in Prosa“: „Das sogenannte Romantische einer Gegend ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit oder, was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit.“ Und man halte dem entgegen das wundersame Wort Novalis', das sich auch bei Schultze nicht

findet: „Eine reiche Landschaft ist wie eine innere Phantasie.“ Noch leichter läßt sich das Wesen des romantischen Naturgefühls aus dem Worte Jean Pauls ableiten: „Die plastische Sonne leuchtet einförmig wie das Wachen, der romantische Mond schimmert veränderlich wie das Träumen.“ Aber man muß von dem Ahnungsreichen, das diese Traum- und Dämmerungsmenschen in ihrem Schwanken zwischen Bewußtem und Unbewußtem und Überbewußtem erfüllt, selbst im Grunde seiner Seele berührt sein, wenn man verstehen und deuten will, was die Natur — wie Poesie und Leben — zu „romantisieren“ bedeutet.

Wollte ich im einzelnen die halbwahren und schiefen Urteile, an denen das Büchlein reich ist, prüfen und richtig stellen, so müßte ich eine lange Abhandlung schreiben.

Was soll man mit Schlagworten anfangen, wie sie sogleich die Anfangssätze bieten, die das 19. Jahrhundert, „das Jahrhundert der Natur“ und die Romantiker „die Bahnbrecher für die Entwicklung eines Naturgefühls“ nennen, „wie sie kein Jahrhundert zuvor aufzuweisen hat“? Die „Bahnbrecher“ für das moderne wie für das romantische Naturgefühl sind im 18. Jahrhundert in England (Ossian, Young), in Frankreich (Rousseau) und in Deutschland (Goethe) zu suchen, die Schultze selbst als „Quellen“ der Romantik aufweist. Die Romantiker spannen die Fäden doch nur weiter, die voraufgehende Jahrhunderte angesponnen hatten. Eine Umwälzung, wie Rousseau, haben sie nirgend herbeigeführt; sie verfeinerten, vertieften, „romantisierten“, was Klopstock, Herder, Goethe angebahnt hatten, indem sie teils mit subjektivster Willkür oder mit krankem Herzen die Natur erfaßten, teils den Schleier des Geheimnisvollen und Schaurigen über sie breiteten, teils mit Liebe und Andacht sie verehrten und vergötterten, und dabei verharrten sie mehr im Allgemeinen und Typischen bei ihrer Darstellung, als daß sie das einzelne scharf beobachteten und zur Geltung brachten. Die Umrisse zerfließen bei ihnen ins Ungewisse und Unbewußte.

Schultze nennt Rousseau mit seiner „kolossalen (!) Subjektivität“ den ersten „romantischen Menschen“ und liefert damit auch wieder eine schillernde Halbwahrheit, da einerseits Rousseau in dieser Hinsicht schon im Altertum (Augustin) und Mittelalter (Petrarca und andere) seine Vorgänger hat und anderseits mit seiner sozial-revolutionären Kulturfeindlichkeit, sowie mit seinem exakten, botanischen Studium sich von den Romantikern weit entfernt, wie Schultze selbst auch andeutet. Auch jenes Urteil, daß „die pantheistische Naturbetrachtung, wie sie schon Goethe und Rousseau gestreift (!) hatten, durch die Philosophie eines Schelling und Steffens ungeheuer (!) vertieft worden sei“, läßt an Verschwommenheit nicht viel zu wünschen übrig.

Eine „Entwicklung“ läßt sich im Naturgefühl der Romantiker kaum nachweisen; in den Äußerungen liegt etwas Eintöniges, auch wenn man

die einzelnen Gruppen nach ihren mehr düster oder lichter gearteten Anschauungsweisen zergliedert. Dankenswerte Abwechslung kommt dadurch in die Darstellung hinein, daß Schultze hie und da die äußeren Lebensschicksale, die Reisen, die Heimatstätten am Rhein, in Halle, in Heidelberg zur Charakteristik des Empfindens heranzieht; so bei Fouqué, Eichendorff, Clemens Brentano und anderen. Bettina kommt zu kurz weg, besser ist Arnim behandelt. Was Uhland, der auch nur dürftig auf drei Seiten behandelt wird, von den Romantikern trennt — sein gesundes, sonniges, natürliches, ja nüchtern klares Wesen und der Zug zum „Exakten" — ist doch weit stärker und bedeutsamer als was ihn mit ihnen verbindet. Mit der Darstellung Mörikes kann ich mich noch weniger befreunden; sie kehrt den Zug zum Entsetzlichen, Grausigen, Dämonischen in übertreibender Weise hervor und wird seiner wunderbaren, nur mit Goethe vergleichbaren Tiefe ebensowenig gerecht wie dem Holden, Lieblichen, Schalkhaften, das doch auch in seiner Naturstimmung waltet. Es heißt da: „Mörike verliert sich so sehr an die Natur, daß der Pantheismus die letzte notwendige Konsequenz sein wird (!)." Das Futurum weist nämlich darauf hin, daß zwei Seiten später Mörike ein Pantheist genannt wird, weil „er sich eins fühlt mit der unendlichen Natur, seine Kraft ist ihre Kraft, die in ihm lebt"!! Ist denn dieser dichterische Pantheismus ein Unglück, ist er nicht vielmehr ein Grundzug fast aller unserer großen Dichter? Lebt er nicht auch in Luther? — Fesselnde Einzelnheiten bieten die letzten Abschnitte der Schrift.

Der Stil, beziehungsweise der Druck der Arbeit gibt vielen Einwänden und Berichtigungen Raum. Hier sei nur eine kleine Blütenlese gegeben: S. 3, „Erst durch seine Inspiration und der von Spinoza . .". „Er begeistert sich für das Genie als für die Natur und das Instinktive", S. 4 die Natur ist bei Rousseau „der Mutterschoß des Menschen, der sich durch die Kultur von diesem Ursprung hat entfernen lassen und so am innersten Marke krankt und abstirbt", S. 9 „insofern, daß" (statt „als"), S. 10 „durch seinen Verkehr mit Tieck reift ein Kunstprogramm in ihm", 11 „diese düstere fatalistische Idee gibt der Naturbetrachtung — eine besonders dunkle Gewandung", „Sehnsucht zu der anderen Welt", 13 „Zuneigung nach dem Pantheismus" und vieles andere; besonders liebt Schultze die starken Ausdrücke; so z. B. S. 150 „das Naturgefühl, das die Romantiker ungeheuer gehoben hatten"; 152 „der kolossale Pantheismus"; 81 „Arnim besaß eine ungeheuer fruchtbare Phantasie". Auch stören viele überflüssige Fremdwörter. Das Papier ist gelb und dürftig.

Neuwied a. Rh. Alfred Biese.

Feuchtwanger Lion, Heinrich Heines „Rabbi von Bacharach". Eine kritische Studie. München 1907, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping).

Es war bezeichnend für Goedekes Heinewertung, daß er (Grundriß 8², 535) meinen konnte, der „Rabbi“ wäre vollendet das Gediegenste geworden, was Heine überhaupt versucht habe. Viel kritischer hat Elster in seiner Ausgabe geurteilt (1, Einleitung 88 f.) und Feuchtwanger geht so weit, das Fragment ein „armes, flügellahmes Werk“ zu nennen, das man nicht ohne Wehmut betrachten könne (S. 115). Aber Elster hatte den Grund für die dichterische Minderwertigkeit des „Rabbi“ darin gefunden, daß hier Heines Subjektivismus unterbunden sei. Dem gegenüber will Feuchtwanger gerade zeigen, daß auch an diesem zur Objektivität drängenden Stoffe sich des Dichters Subjektivismus durchsetze (S. 6). Subjektive Gründe legen ihm einen jüdischen Stoff nahe, vor allem die Mitgliederschaft bei dem „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden“ in Berlin. Doch fällt die erste Konzeption des Romanes nicht in den Berliner Aufenthalt von 1823, wie Karpeles behauptet hatte, sondern in den des folgenden Jahres (S. 16). In Göttingen wird die Arbeit weiter gefördert. In dieser ersten Phase ist die Dichtung vor allem als Sittengemälde gedacht. Dann erfolgt die Harzreise mit dem Besuche bei Goethe und die Auflösung des Berliner Vereines. Die Arbeit stockt und erst die Taufe führt den Dichter zu ihr zurück. In dieser zweiten Phase aber wird aus dem Sittengemälde eine „Konfession“, ein „kaum verschleiertes Gegenwartsbild“ (S. 24), das seine Spitze gegen das Christentum richten soll. Freilich hält die Arbeitslust nicht lange an. Die Erkenntnis, daß die Taufe von anderen doch nicht als ganz harmloser Akt angesehen wurde, versetzt Heine in eine Art Wertherstimmung und läßt die Arbeit nur langsam fortschreiten. Er denkt über ein halbes Jahr lang (von Ende 1825 bis zum Juli 1826) daran, den „Rabbi“ schon im zweiten Teil der Reisebilder erscheinen zu lassen und gibt erst im Herbst 1826 diese Absicht auf. Wirklich nur aus Furcht vor einer mehr als unfreundlichen Aufnahme? Oder doch deshalb, weil die Arbeit nicht bis zu Ende gediehen war? Strodtmann hat denn auch nie etwas von einer Vollendung der Erzählung wissen wollen, während Karpeles auf Grund eines allerdings nichts beweisenden Gesprächs mit Heines Schwester verkündigt hatte, das Werk sei bestimmt zu Ende geführt worden. Feuchtwanger sucht in seiner Hypothese zwischen den beiden Ansichten die Mitte zu halten (S. 34): „Der Roman mag zwar nicht druckreif, aber im wesentlichen vollendet gewesen sein, als Heine ihn liegen ließ .... Eine Kopie des Romans oder (!) der Anfangskapitel scheint er aber nach Paris mitgenommen zu haben.“ Nun liegen die Dinge so: die Briefstellen sprechen nur von einer Absicht, den Roman „auszuschreiben“, das heißt zu Ende zu schreiben. Die Angabe aber, die Heine 15 Jahre später seinem Verleger gegenüber macht, kann wohl aus getrübter Erinnerung heraus geschrieben sein oder eine absichtliche Unrichtigkeit enthalten. Die Bemerkung am Schluß des „Rabbi“ drückt

sich auch um eine Nüance vorsichtiger aus. Vor einer Veröffentlichung neuer Dokumente, die ja bei Heine nicht ausgeschlossen ist, müssen wir demnach auf dem Standpunkt stehen, der sich dem Strodtmannischen stark nähert: keine Vollendung, aber höchst wahrscheinlich eine Weiterführung über die uns vorliegenden zwei Anfangskapitel hinaus. Bis zu welchem Punkte, muß unbestimmt bleiben. Aus Strodtmanns Mitteilung läßt sich ferner ersehen, daß Heine in Paris eine Abschrift dieser zwei Anfangskapitel vor sich hatte, an die er das fragmentarische dritte anfügte (S. 40 f.). Das Ganze gibt er als Füllsel des vierten Salonbandes in den Druck — zu einer Zeit, wo ihm die Dichtung schon ganz gleichgiltig geworden war.

Der zweite Teil (S. 44 ff.) geht den Quellen nach und bringt manches Neue, ohne freilich immer zu einer genaueren Vergleichung von Quelle und Dichtung vorzuschreiten. Ein bestimmtes Werk, aus dem Heine die Erzählung von dem unterschobenen Ritualmord und der Flucht des Ehepaares geschöpft haben könnte, wird sich wohl nie entdecken lassen. Diese Handlung ist im letzten Grunde typisch; Feuchtwanger hätte aber ausdrücklicher bei dem ersten Motiv auf die Geschichte, beim zweiten auf die Bibel (Flucht nach Ägypten) verweisen können, wie denn biblische Reminiszenzen überhaupt nicht fehlen und die siebenjährige Brautzeit der schönen Sara deutlich an die Geschichte von Jakob und Rahel gemahnt. Für Lokal- und Zeitkolorit verdankte Heine manches A. Schreibers „Handbuch für Reisende am Rhein", Nik. Vogts „Rheinischen Geschichten und Sagen", Schudts „Jüdischen Merkwürdigkeiten" und der Limburgischen Chronik. Die Zeit des Romans verlegt Feuchtwanger richtig gegenüber Karpeles, der unbegreiflicherweise gemeint hatte, Heine habe die Judenverfolgung von 1283 im Auge gehabt, in das Jahr 1487. Wahrscheinlich sollte das Werk einen größeren Zeitraum umfassen und in einen Hinweis auf „das aufdämmernde Land der Glaubensfreiheit", auf Amerika, ausklingen (S. 55). Für die Geschichte der Judenverfolgungen und die Schilderung des Frankfurter Ghetto und der spanischen Verhältnisse hat Heine wieder Schudt, Schreiber und Vogt, ferner Basnage (Histoire de la réligion des Juifs) und wahrscheinlich auch die Chronik des Masenius und die „Bibliotheca hebraea" von Wolf benutzt. Außerdem sind ihm bei gewissen Einzelzügen jüdischen Lebens eigene Erfahrung und Mitteilungen Zunzens zugute gekommen. Daß dem Dichter keine historische Gestalt bei seinen Personen als Muster diente, ist richtig, unrichtig aber, daß dies eine Typisierung der Personen notwendig machte. Wenn Feuchtwanger den Helden selbst als eine Persönlichkeit hinstellt, die infolge der dem Dichter mangelnden Gestaltungskraft keine warme Teilnahme zu erwecken vermöge (S. 81), so ist dieses Urteil zum mindesten verfrüht. Aber gerade dem Rabbi fehlen die individuellen Züge nicht. Das Ruhige, Verschlossene und zugleich Überlegene seines Wesens (wie oft stellt sich

auch das Epitheton „heiter" ein!) tritt ganz deutlich hervor. Die schöne Sara ist allerdings etwas blasser geraten und vielleicht allzusehr bloße Hingebung. Aber hier muß daran erinnert werden, daß auch die Geliebten des „Buches der Lieder" an und für sich niemals erkennbar wären. Der „stille Wilhelm" hätte sich wahrscheinlich später als der entschwundene Bruder der schönen Sara herausstellen sollen; der Hinweis auf Fritz (Feuchtwanger schreibt Ferdinand) von Wizewski (S. 82 f.) scheint mir wenig am Platz. Aber merkwürdig ist, daß Feuchtwanger beim Trommelhans nicht an den Trommler im „Buch Le Grand" erinnert, zu dem der des „Rabbi" ein groteskes Seitenstück bildet. Ein drittes Mal hat Heine den Trommler in den Zeitgedichten (Elster 1, 305) auftreten lassen und es ist nun hübsch zu beobachten, wie diese drei Gestalten, die höchst wahrscheinlich auf ein Urbild zurückgehen, sich wesentlich voneinander unterscheiden: der Trommler im „Rabbi" ist ganz als roher, platter Gesell hingestellt, die sentimentale Gestalt in den Reisebildern erscheint völlig als Ausdruck von Heines Napoleonschwärmerei, während auf den Tambourmajor der Zeitgedichte ironische Lichter fallen. Ebenso hat Heine gerne sich selbst als den „großen Tambourmajor" gegenüber dem „kleinen Tambour-Maitre" Börne ausgespielt (Elster 7, 99 „ . . . er beneidete mich ob des großen Federbusches, der so keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reichgestickten Uniform, woran mehr Silber, als er, der kleine Tambour-Maitre mit seinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geschicklichkeit, womit ich den großen Stock balanciere, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwidre!"). Darauf, daß der Nasenstern eine erlebte Figur und mit dem Herrn * im „Börne" und in der „Lutezia" identisch ist, hat schon Elster (7, 74) hingewiesen. Bei der Erwähnung Jäkels des Narren hätte Feuchtwanger von der Bedeutung sprechen können, die Wort und Figur des Narren in Heines Schriften einnehmen. Überhaupt hat er es so gut wie ganz unterlassen, die Fäden aufzudecken, die vom Fragment zu den anderen Dichtungen Heines führen. Die ganze Kompositionsweise des „Rabbi" (Anreihung von Begebenheiten an den Faden einer Reise) kehrt ja in allen großen Arbeiten des Dichters, in den „Reisebildern" wie im „Schnabelewopski", im „Atta Troll" wie in „Deutschland" wieder.

Als die literarischen Vorbilder Heines in der „Formgebung" (S. 84 ff.) erscheinen Walter Scott und seine deutschen Nachahmer, daneben die Romantiker. Der indirekten Anregung Goedekes (a. a. O.), Hoffmannische Gestalten zum Vergleich heranzuziehen, ist Feuchtwanger nicht gefolgt. Aber er hat richtig beobachtet, wie sich die beiden Einflüsse, nicht zum Vorteil der Dichtung, gekreuzt haben. Bei der Ausführung des zweiten Planes wären sie wahrscheinlich auch ganz bedeutend zurückgetreten (S. 98). Über diesen zweiten Plan läßt sich freilich nur auf Grund von einigen

kargen Mitteilungen in Heines Briefen sprechen, denn das fragmentarische dritte Kapitel geht wieder auf andere Voraussetzungen zurück, was Feuchtwanger erst an verspäteter Stelle (S. 104) bemerkt. Nach dem Brief vom 1. Juli 1825 sollte der „Rabbi“ den Kampf zwischen der „klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt“, einerseits und der „schwärmerischen Neigung“ anderseits, also den Gegensatz von Hellenen- und Nazarenertum zum Thema haben. Aber als Heine diese Zeilen schrieb, stand er auf Seiten der Nazarener und wie in den „Reisebildern“ wendete er sich auch in diesem Briefe gegen den „leichten Lebemenschen“ Goethe. Zur Zeit jedoch, da der „Rabbi“ erschien, zur Zeit des „Börne“ war Heines Standpunkt bekanntlich gerade der entgegengesetzte. Auch hier ist es Feuchtwanger nicht eingefallen, darauf aufmerksam zu machen, wie sich die ganze Gedankenwelt Heines immer wieder um diese zwei Pole dreht, geschweige denn, daß er den Wurzeln dieser Idee bei den Klassikern und Romantikern nachgegraben hätte. Ja, er geht so weit, den Kontrast zwischen Hellenen- und Nazarenertum als einen vom Dichter konstruierten „Einfall“ hinzustellen (S. 104), und versteigt sich schließlich zu dem Satze: „Ganz abgesehen davon, daß weder die Idee des Hellenentums noch die Idee des Nazarenertums im Heineschen Sinn als Weltanschauungsprinzip oder praktisches Lebensprinzip jemals in Betracht kam, so erscheint durch die Konstruktion dieses Gegensatzes eine irgendwie erschöpfende Betrachtung der zu behandelnden Materie von vornherein ausgeschlossen.“ Ist also Feuchtwangers Ausflug in die Heinesche Gedankenwelt verunglückt, so hat er dafür doch richtig bemerkt, daß der erwähnte Gegensatz in der Gegenüberstellung der spanischen und deutschen Juden zum Ausdruck gelangen sollte (S. 89 ff.). Der Träger des Konfliktes sollte neben dem Rabbi wahrscheinlich der jüngere Don Isaak Abarbanel werden, über dessen Oheim sich Heine bei J. Chr. Wolf (Bibliotheca hebraea), Bartolocci (Bibliotheca magna rabbinica) und J. H. Majus filius (Vita Abarbanelis) Auskunft geholt hat. Dieser Neffe ist allerdings unhistorisch, hat aber seine Entsprechung in Isaak Abarbanels jüngstem Sohne Samuel, der nach Majus in Ferrara zum Christentum übergetreten ist.

Der „Rabbi“ ist die erste Ghettogeschichte in der deutschen Literatur und Heine hat damit in der Tat dichterisches Neuland betreten. Michael Beers Verserzählung „Der fromme Rabbi“ (Schenk 860/5), die zeitlich möglicherweise vorangeht, kann kaum als Ghettogeschichte angesprochen werden: auf Grund einer talmudischen Legende wird erzählt, wie ein frommer Rabbi in einem Dorfe bei Damaskus, bestrebt, die Gebote der Gastfreundschaft, der Krankenpflege und der Totenbestattung zu erfüllen, einen Gast zu sich einlädt und ihn aufs beste verpflegt, in der Nacht aber mit dem Stabe verwundet, um ihn pflegen zu können. In der zweiten Nacht will er den Gast gar mit dem Beile erschlagen,

um ihn nach dem Gebote zu bestatten, wird aber von ihm bezwungen. In diesem Augenblick ereilt ihn selbst der Tod und der Engel, der ihn zum Himmel führt, spricht die Moral der Erzählung aus:

Wehe! Schrieb euch denn der Herr nicht
Auf des Herzens klare Tafel
Seine heiligen Gesetze,
Und ihr lest mit trüben Augen
Mühsam sie aus dunklen Büchern,
Spähet nach dem dürst'gen Irrlicht
Und die Sonne steht am Himmel!

Leider erfährt man von Feuchtwanger auch nichts Sicheres über Heines unmittelbare Nachfolge. Ist der von ihm S. 113 erwähnte und als völlig wertlos bezeichnete Roman „Der Fluch des Rabbi“ von Breuer[1]) oder Isaak Bernays' (Hermann Schiff) „Schief-Levinche und seine Kalle“ (ich besitze einen Druck dieses interessanten Romans aus dem Jahre 1848) die erste vollständige gedruckte Ghettogeschichte?

Ganz unzulänglich ist Feuchtwangers Versuch ausgefallen, das Fragment „kritisch zu bewerten“. Wenn es uns noch heute in seinem Stil nicht veraltet erscheint, so verdankt es das zum großen Teil dem Umstand, daß wir nicht eine fortlaufende Erzählung oder Pointenszenen wie etwa bei Kompert, sondern eine Reihe von Einzelbildern vor uns haben, deren jedes Selbstzweck ist. Von ihnen hätte Feuchtwanger bei seiner ästhetischen Würdigung des Fragments auszugehen gehabt. Aber er hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, dem Dichter schwache Motivierungen, Unklarheiten und Unwahrscheinlichkeiten, grammatische Verstöße u. dgl. nachzuweisen. Aber wie weit führt es, wenn er die Art, „wie Heine Wesentliches der Vorgeschichte durch einen Traum der schönen Sara zu vermitteln sucht,“ als „konventionell und dabei doch gewaltsam“ beanstandet? Bei Heines Vorliebe für das Traummotiv wäre es ver-

[1]) Ist statt Breuer nicht Breier zu lesen? Von ihm ist 1841 in Wien ein Roman „Der Fluch des Rabbi“ erschienen, der sich als „romantisches Sittengemälde aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts“ bezeichnet und mehrere Auflagen erlebt hat. Er spielt in Altofen. Der ungeratene Sohn des Rabbi ermordet im Verein mit einem gleichgearteten Talmudschüler den Schulklopfer des Ortes, an den sie beide viel Geld im Spiel verloren haben. Der Talmudschüler entbrennt in Liebe zur Schwester seines Gesellen, die aber ihre Neigung einem zugewanderten „Bocher,“ Noße Traum, zuwendet. Um ihre Liebe zu gewinnen, läßt der Talmudschüler von einer alten Frau einen Liebestrank bereiten, der unter fürchterlichem Zeremoniell in schauriger Nacht im Tempel hergestellt wird. Die Tochter des Rabbi wird durch den Trank wahnsinnig. Sobald der Mord aufkommt, lenkt der Mörder die Spur auf Noße, der mit seiner Wirtin, einer ganz harmlosen Frau, gefangen gesetzt wird. Schon soll es zur Folter kommen. Da wird der wahre Sachverhalt aufgedeckt. (Für die Kenntnis dieser Tatsachen bin ich Professor Dr. R. F. Arnold-Wien und Dr. H. Pollak-Brür zu Dank verpflichtet.)

wunderlich gewesen, wenn er sich nicht dieses Mittels bedient hätte. Und wenn Feuchtwanger in seiner Korrektorrolle wenigstens etwas mehr Vorsicht bekundet hätte! Es geht doch nicht an, dem Dichter grammatische Fehler anzustreichen, die es gar nicht sind. Ein Blick in irgendeine Schulgrammatik hätte den Verfasser darüber belehrt, daß Flexionsformen wie „unsere zwey späte Gäste" bei einem Schriftsteller vor 80 oder 100 Jahren nichts Unerhörtes sind (S. 110). Oder er bemängelt den Satz: „... und der Rabbi, indem er eins der ungesäuerten Osterbröte ergriff und heiter grüßend emporhielt, las er folgende Worte ..." Die Wiederholung des Subjekts ist natürlich aus stilistischen Gründen beabsichtigt: der Satz enthält einen gewissen jüdisch-pathetischen Klang. Aber der „Börne" ist sicher stilistisch ausgefeilt und doch lesen wir dort (Elster 7, 62): „Solche Seekrankheit, ohne gefährlich zu sein, gewährt sie dennoch die entsetzlichsten Mißempfindungen ..." Und in dieser Weise geht es fort. Gracchi de seditione querentes. Feuchtwanger, der Heine gegenüber den Schulmeister spielt und über Karpeles' Schreibweise die Nase rümpft (S. 32), verwendet „nachdem" mit rührender Konsequenz in Kausalsätzen, spricht von einer „allenfallsigen" Taufe, setzt sich unbedenklich über syntaktische Inkonzinnitäten hinweg usw. Einer Korrektur scheint die Arbeit nach der Drucklegung überhaupt nicht mehr unterzogen worden zu sein. Für die „äußere Form" gibt es demnach nur eine Zensur: schlampig.

Mährisch-Ostrau. L. Kohler.

Meinck E., Friedrich Hebbels und Richard Wagners Nibelungen-Trilogien. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte der neueren Nibelungendichtung. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von M. Koch und G. Sarrazin. Band V.) Leipzig, Max Hesse. 2.50 M.

Meincks „kritischer Beitrag" ist keine wissenschaftlich-objektive Vergleichung der beiden, im Titel genannten Dichtungen; eine solche könnte nur unternommen werden auf Grund einer, wenn auch knappen Charakteristik der Literaturkreise, denen jeder der beiden Dichter entstammt, einer Würdigung ihrer Persönlichkeiten und ihrer jeweiligen dichterischen Ziele; da Meinck diese nötigste Vorarbeit unterlassen hat, so fehlt ihm das Gefühl selbständiger Sicherheit und er erscheint in beängstigender Weise von den bald bedeutenden, bald recht platten Urteilen anderer abhängig, selbst in Fragen, die sich nicht autoritativ entscheiden lassen. Dabei zeigt sich von Anfang an eine leise, dann entschiedenere Mißstimmung gegen Hebbels Dichtung, während Wagners „Ring" immer nur stellenweise als leuchtendes Gegenbild, als Typus des wahren Dramas herangezogen, nicht aber analysiert wird. Wäre sich Meinck darüber klar geworden, daß Hebbel seiner Welt- und Kunstanschauung gemäß den Zusammenprall

bestimmter, historischer Gebilde darstellt, deren Triebkräfte freilich wieder ursprünglichen, seelischen Regungen entsprechen, während Wagner mit den Mitteln des Musikdramas den allgemein menschlichen, in großen Individuen, wie im Völkerleben sich immer wiederholenden Widerstreit entgegengesetzter, ethischer Grundtendenzen selbst schildert, so würde er gemerkt haben, warum Hebbel das mittelhochdeutsche Epos zugrunde legen mußte, Wagner dagegen es nicht konnte. Daß der Musikdramatiker den konstruierenden Historiker nicht verstehen konnte und wollte, begreifen wir und achten seinen Widerspruch; der Forscher muß sich hiervon emanzipieren, wie von apodiktischen Urteilen über die Möglichkeit, das Epos zu dramatisieren; es ist nur die Frage, wie weit es Hebbel möglich gemacht hat; doch wir erfahren weder, was Meinck selbst für episch, was für dramatisch hält, noch auch werden Hebbels eigene Begriffe vom Drama zugrunde gelegt. Ferner hat Hebbel natürlich das Recht, die wissenschaftlich unhaltbare Gärtnersche Hypothese über die Einheit des Nibelungenliedes dichterisch zu verwerten und Wagner hat um seiner germanistischen Studien willen noch nichts als Künstler voraus; vergißt doch Meinck auch, daß der Meister sich, ebenfalls mit vollem Rechte, als Dichter an die unglaublich verstiegenen Theorien eines Göttling über Nibelungen-Wibelungen und an Görres' Deutung des Parzivalnamens angeschlossen hat.

Ein Grundirrtum ist es auch, wenn Meinck Hebbels Äußerung, er wolle nur der Interpret des größeren Dichters der Vorzeit sein und diesem „mit schuldiger Ehrfurcht für seine Intentionen" folgen, im Sinne genauer Inhaltswiedergabe auffaßt: mit den „Intentionen" meint Hebbel die Grundidee und diese sieht er mit seinen Augen natürlich in dem Zusammenprall von Heidentum und Christentum; wenn er diesen Gegensatz, der vielleicht nach seiner Anschauung dem mittelalterlichen Menschen durch ein paar Andeutungen klar zu machen war, auch dem modernen Zuschauer deutlich machen wollte, so folgte daraus mit Notwendigkeit die Verbreiterung der heidnischen Züge einerseits, die Betonung des Christentums Dietrichs von Bern anderseits. Der Wunderglaube ist ihm die Religion der entschwundenen Reckenzeit mit ihrer Moral der Kraft, genau wie wir es bei Wagner im „Lohengrin" behandelt finden. Das Erlöschen des Flammensees durch das Schwingen von Siegfrieds Schwert ist auch nicht „zauberhafter" als die Verwandlung von Elsas Bruder in Lohengrins Schwan und der symbolische Wert des Wunderbaren ist nicht zu verkennen, wenn auch nicht jeder einzelne Zug Bedeutung hat; nur durch das Ganze soll der Eindruck einer übermenschlich-gewalttätig-unheimlichen Kulturepoche hervorgerufen werden. Das hat Hebbel erreicht, womit wir die abkühlende Wirkung einzelner, für unser Gefühl unerträglicher Motive nicht ableugnen wollen. Doch auf Meincks Gesamtgrundlage ist keine ergiebige Einzelkritik möglich. Sonst würde er Siegfried, der nach seiner

Stellung zum Weibe Kriemhilds Frage nicht abweisen kann und der nicht lügen darf, der in einem tragischen Konflikt zwischen der Rücksicht auf seine heidnischen Freunde und seinem modernen, menschlichen Gewissen steht, nicht mit Hagen als „Schwätzer“ bezeichnen; er würde auch verstehen, warum Brunhild von ihrem Standpunkt aus (vgl. Ibsens „Heerfahrt“) als stärkstes Weib den stärksten Mann für sich fordern und mit einer Glut lieben muß, die Siegfried schon nicht mehr voll begreifen kann, die aber bei ihr schließlich wie tödlicher Haß sich offenbart (vgl. Phaedra).

Bei Meincks Kritik der Komposition kommen viele, zweifellos richtige Einwendungen, freilich immer nur gegen Hebbels Dichtung zur Sprache; die große Schwierigkeit, das Mythisch-Reckenhafte in den Kausalzusammenhang der historischen Ereignisse einzureihen, wird gekennzeichnet, aber ohne Rücksicht auf die tiefgreifenden Ausführungen Grillparzers über das notwendige traditionale Element des historischen Dramas; die bisweilen bedenklich moderne Diktion, das peinliche Monologisieren und die (wenigstens beim Lesen, nicht immer bei einer guten Aufführung) erkaltende Reflexion, die Neigung zu frappanten Übertreibungen in der Charakterisierung werden richtig hervorgehoben, ohne daß sie eigentlich aus Hebbels menschlicher und künstlerischer Sonderentwicklung erklärt würden; peinlich berührt nur immer eine gewisse Enge des Gesichtskreises und die auch hier so deutliche Unselbständigkeit; Sätze wie dieser: „Man hat aber seine Brunhild für die am wenigsten gelungene Figur des ganzen Dramas erklärt“ sind typisch für Geist und Stil des Buches, und da die Gewährsmänner recht verschiedenen intellektuellen Schichten, Zeitaltern und Berufstätigkeiten angehören, so macht das Ganze einen uneinheitlichen Eindruck, wozu die mangelhafte Disposition noch das ihre beiträgt.

Heidelberg. Robert Petsch.

Bertram Karl, Quellenstudie zu Gottfried Kellers „Hadlaub“. Leipzig 1906, Buchhandlung Gustav Fock. Broschiert 1.60 M.

Brunner Paul, Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik. Zürich 1906, Verlag: Artistisches Institut Orell Füßli. Broschiert 9 M.

Köster Albert, Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen. 2. Auflage. Leipzig 1907, Druck und Verlag von B. G. Teubner. Gebunden 3.20 M.

Es ist ein schönes Zeugnis für den Nachruhm Gottfried Kellers im Leben und in der Wissenschaft, daß kein Jahr vergeht, ohne uns neue Kunde zu seinem Schaffen zu bringen. Von allen Seiten sucht man es zu beleuchten, damit das Bild des Unvergeßlichen in den Augen der Forscher ebenso an Klarheit und Tiefe des Ausdrucks gewinne wie vor allem auch im Herzen seines Volks. Die fleißigen Arbeiten von Karl Bertram und Paul Brunner wollen bloß die Wissenschaft bereichern, während Albert Kösters unveraltete Vorlesungen über Gottfried Keller, gleichfalls freilich gelehrtem Grund entsprossen, sich an die weitesten Kreise wenden.

Schon Jakob Bächtold im III. Band seiner Keller-Biographie (S. 245—248) hat alle wesentlichen Quellen, die vom Dichter für seinen „Hadlaub“ benutzt worden waren, eingehend mitgeteilt, und Bertram führt eigentlich bloß im Einzelnen aus, was wir im Allgemeinen bereits wissen, daß nämlich die Liebeslieder des mittelhochdeutschen Minnesängers von Zürich das Rückgrat der anmutigen Novelle bilden. Wertvoll ist der Nachweis, inwiefern einzelne Stellen bei Keller der mittelhochdeutschen Literatur wörtlich entnommen sind und die eingestreuten Lieder mit den alten Texten übereinstimmen, ja wie der Dichter sogar einige Bilder der Manessischen Handschrift für die Novelle verwertet hat. „Hiefür standen ihm einmal die Pausen zur Verfügung, die Bodmer seinerzeit von den Bildern der Handschrift genommen und die sich auf der Züricher Stadtbibliothek befinden, ferner die von Mathieu herausgegebenen Nachbildungen und schließlich die eingehende Beschreibung von der Hagens“ (S. 66). Keller hat eifrig auch wissenschaftlich über jenes Zeitalter sich zu belehren gesucht. Dabei ist seine Auffassung natürlich poetisch frei geblieben, ein Recht, das Bertram gegen Wilhelm Scherer in allen Stücken verteidigt (S. 82). Ob aber der Dichter gut daran tat auch der Philologie ins Handwerk zu pfuschen, indem er das loup in Hadlaub fälschlich als Gehölz erklärte, während es doch eher auf die in Lieb, Glauben und ähnliche vertretene Wortfamilie zu deuten sein dürfte (S. 45), mag dahingestellt bleiben. In einem etwas dürftigen Schlußabschnitt über die Komposition der Novelle bemerkt Bertram, daß sich im „Hadlaub“ nur wenige Archaismen vorfinden. Immerhin scheint es mir lohnend, Kellers Sprache darin mit der Brentanos, Raabes und Storms zu vergleichen, die als Verfasser historischer Novellen in ihren innern Zusammenhängen überhaupt noch gar nicht untersucht sind. So ist Johannes in der „Chronika eines fahrenden Schülers“ gleich wie die Laurenburger Els als vorbildlich aufzufassen für Gestalten in Storms „Aquis submersus“, in „Des Reiches Krone“ von Raabe und in Kellers „Hadlaub“. Hoffentlich gibt mein Hinweis einem Forscher die Anregung, das bisher merkwürdigerweise übersehene Thema gründlich zu untersuchen. In diesem Betracht wären Bächtold und Bertram, ebenso Schützes soeben in zweiter Auflage veröffentlichte Storm-Monographie wesentlich zu ergänzen.

In ihrer Art erschöpfender als Bertrams Arbeit stellen sich Brunners „Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik“ dar. Als Materialsammlung ist das Buch unentbehrlich. Indem es alle erreichbaren Varianten zusammenstellt und alle diejenigen Gedichte zum Neudruck bringt, die Keller von seinem lyrischen Sammelband ausgeschlossen hat, kann dieses verläßliche Werk nur auf das freudigste begrüßt werden. Nicht so befriedigt allerdings die Summe der Folgerungen, die der Verfasser an der Hand seiner fleißig verglichenen Texte zu ziehen versteht. Hier scheint mir manches lückenhaft, jedenfalls versteht es Brunner nicht, die Ergebnisse seiner Forschung scharf umrissen und in wohl geordneter Reihenfolge darzustellen. Formlosigkeit darf nicht zu den Eigenschaften eines Gelehrten zählen, der lyrische Probleme eines Meisters der Form zu lösen hat. Dankenswert ist die Beigabe „Lenzspuk“, ein bisher unbekanntes Gedicht Kellers, das jedenfalls aus den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts stammt. Das vorzügliche Register am Schluß, das die Anfänge aller in den einzelnen Fassungen angeführten Gedichte Kellers alphabetisch geordnet enthält, erhöht die Brauchbarkeit dieser wertvollen Ausgabe.

Kurz kann ich mich über Kösters volkstümliches Ehrendenkmal unseres Dichters fassen. Mit einer Radierung (Kellers ganze Gestalt nach dem berühmten Bild von Stauffer-Bern) vorteilhaft geschmückt, begrüßt uns das längst vertraute Buch in einem neuen schönern Gewand, aber auch inhaltlich vermehrt, verbessert und vertieft, vor allem literarhistorisch im engern Sinn. Das Verhältnis des „Grünen Heinrichs“ zu Jean Paul ist richtiger dargestellt als früher. Mörikes Einfluß wird ausdrücklich hervorgehoben, und es scheint mir nur, daß der „Maler

Nolten" dabei noch immer zu kurz kommt. „Die Züricher Novellen" behandelt Köster diesmal ganz besonders liebevoll. „Ursula" zieht er in Parallele zu C. F. Meyers historischen Novellen. Den inzwischen veröffentlichten Briefwechsel Kellers mit Storm verwendet er sichtlich in dem völlig neuen Schlußabschnitt, der eine notwendige Ergänzung des ganzen bildet, indem er in großen Zügen die Individualität seines Lieblingsdichters mit der Eigenart seiner Sprache kurz, aber wirkungsvoll charakterisiert. Vor allem auch Kösters Stil müssen wir dabei dankbar anerkennen, er ist von dem des großen Meisters beseelt und erfüllt.

Freiburg in Üchtland. Wilhelm Kosch.

Wilbrandt Adolf, „Aus der Werdezeit. Erinnerungen Neue Folge". Stuttgart und Berlin 1907 (Cotta).

Den „Erinnerungen" Adolf Wilbrandts ist nun rasch ein zweiter Band unter dem Titel „Aus der Werdezeit" nachgefolgt. In der warm belebten Art der Darstellung, wie sie Wilbrandt eigen ist, treten uns hier frühere Epochen aus dem Leben des Dichters entgegen. „Sage mir, wie deine Jugend war und ich will dir sagen, wie du bist," mit diesen wohl nicht ganz unanfechtbaren Worten beginnt er die Schilderung seiner schönen Rostocker Jugendzeit. Es liegt der heitere Sonnenglanz eines tief eingewurzelten Optimismus über den Bildern, die uns Wilbrandt entrollt, obgleich doch die trüben Wellen des politischen Kampfes die Schwelle seines Vaterhauses überflutet hatten. Dieser ersten Periode folgt die Zeit des Universitäts-Studiums und der ersten Dichterträume. Der „innerlich unpreußische Mensch Wilbrandt" siedelt nach Berlin über. Aber im Kuglerischen Hause findet der hochgestimmte Schwärmer seelisch eine zweite Heimat und die bedeutsamsten Anregungen und Anknüpfungen für sein späteres Leben. Süddeutsch mitteilsam und rasch bereit zum Freundschaftschließen fühlt er sich bald nach München gezogen. Er tritt zu Heyses in nahe freundschaftliche Beziehungen. Aus der Ebenhauser Sommerfrische werden allerlei kleine Freuden und Leiden privater Art mitgeteilt. Als Redakteur der „Süddeutschen Zeitung" nimmt er teil an der nationalen Bewegung. Der Literarhistoriker schreibt sein Kleist-Buch. Dann begleiten wir Wilbrandt auf Reisen nach Italien und Südfrankreich, sehen, wie der Keim an dem erst später geschriebenen Trauerspiel „Arria und Messaline" sich bildet. Nach München zurückgekehrt, schafft er zunächst seine prachtvollen Bearbeitungen der griechischen Tragiker, um dann mit der eigenen dramatischen Produktion hervorzutreten. Nun beginnt auch sein Bühnenleben. 1868 wird sein Lustspiel „Die Verlobten" im Münchner Hoftheater aufgeführt. Aus der „Dramenüberschwemmung" 1868—1870 sind die Lustspiele „Jugendliebe" und die „Die Maler" der Nachwelt gerettet worden. Als eines seiner Schicksalsjahre wuchs und endete das Jahr 1871. Er lernte bei der Aufführung seines Lustspiels „Die Vermählten" das Burgtheater und seine spätere Frau die Hofburgschauspielerin Auguste Baudius kennen. Liebe Freunde ließ er in München zurück, aber es lockte ihn nach Wien, wo er das ersehnte vollere und reichere Leben der Großstadt fand.

Die neue Folge der Erinnerungen Wilbrandts bringt beträchtliches Material zur Biographie des Dichters, sie gibt aber auch eine ganze Anzahl reizvoller kulturgeschichtlicher Bilder der 40er, 50er und 60er Jahre. Drei Jahrzehnte deutschen Geitesleben in schöner idealer Ausprägung im Spiegel einer harmonischen Natur.

Dresden. Karl Zeiß.

Friedjung Heinrich, Österreich von 1848 bis 1860. In zwei Bänden. Band 1: Die Jahre der Revolution und der Reform 1848—1851. Stuttgart und Berlin 1908, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Eine Darstellung, die auf dem Studium archivalischen Materials und gedruckter oder ungedruckter memoirenartiger Aufzeichnungen sich aufbaut, die Geschichtschreibung Heinrich von Sybels (z. B. über die österreichisch-preußischen Verhandlungen 1849) in wesentlichen Punkten richtig stellt, auch die Männer der Literatur im engeren Sinne des Wortes vollauf würdigt. So sind gleich für die Märztage des Jahres 1848 Grillparzer, Bauernfeld, Hebbel, Hamerling, Lenau, Seidl als Zeugen angeführt; Grillparzer ist dem Verfasser „der größte Österreicher" jener Zeit (316). Auch Graf Anton Auersperg, d. i. Anastasius Grün, der als Politiker später oft in der ersten Reihe stand, ist wiederholt zitiert (152, 335, 436 usw.). — Mir fällt auf, daß unter den Böhmen Pinkas als „gemäßigter Tscheche," sein Schwiegersohn Anton Springer trotz seiner tschechischen Anfänge als „Deutschböhme" bezeichnet wird (S. 281) — was kaum angeht: Springer war eben ein „Prager" und als solcher im Dunstkreise dieser Stadt (des modernen Alexandria) unter Tschechen, Juden und Deutschen (unter denen das Beamtentum überwog) aufgewachsen, hatte deutsche Bildung im Auslande genossen, was ihn über die heimischen Verhältnisse hinaushob, wurde dann „Kleindeutscher"; aus sich kreuzenden Antrieben heraus hat er seine „Österreichische Geschichte" geschrieben. Da das „kleindeutsche" Programm für Österreich eine Sonderstellung verlangte, aber innerhalb derselben mit den Deutschösterreichern sympathisierte, hat Springer wie sein Freund Gustav Freytag nicht nur dem Österreichertum feindliche, sondern auch für die Deutschösterreicher freundliche Worte gefunden — aber den „Deutschböhmen" möchte ich Springer deswegen nicht zuschreiben; er hatte eine umfassendere Stellung genommen. — Emil Rößlers, des vortrefflichen Rechtshistorikers, Haltung im Revolutionsjahr, die ihn der Heimat dauernd entriß, ist zu beklagen; er ging daran zugrunde, ohne jemandem genützt zu haben. Hingegen war der Egerländer Adam Wolf ein tüchtiger Vertreter seines engeren Heimatlandes; ein guter Deutscher, ein Österreicher im besten Sinne des Wortes, überragt er weit die Prager Historiker deutschböhmischen Bekenntnisses, die einen engeren Gesichtskreis besitzen. — Von dem Lehrer des Kaisers Franz Joseph in der Geschichte, dem Dr. Fick, ist bei Friedjung keine Rede, was auf Vernachlässigung der „Historisch-politischen Blätter" durch den Verfasser hinweist; und doch war diese Zeitschrift durch Jarcke maßgebend geworden für den ganzen Kreis von eigentümlich kirchlich-konservativen Persönlichkeiten, die als Gegner der Josephinischen Traditionen später mit dem Konkordat vor die Öffentlichkeit traten. — Die Staatsmänner, die durch die Revolution 1848/49 emporkamen, Fürst Felix Schwarzenberg, Stadion, Schmerling, Bach, Bruck usw. sind vortrefflich charakterisiert; Bachs hinterlassene Papiere bilden eine Hauptquelle für die Darstellung. Graf Leo Thun wird erst im zweiten Bande zur Geltung kommen, wo auf Grund neuerer Veröffentlichungen das vorläufige Urteil des ersten Bandes wohl etwas vertieft werden könnte. Im ganzen aber ist Friedjungs Werk namentlich auch in der unparteiischen Vorführung der ungarischen Verhältnisse ein durchaus gelungenes zu nennen, das In- und Ausländern über das verwickelte Thema der neueren österreichischen Geschichte willkommene Aufschlüsse gewähren wird.

J. J.

Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum in Prag.

Zeitschriften.

Philologische und literarhistorische Zeitschriften.

Jahresbericht über die **Erscheinungen** auf dem **Gebiete** der **germanischen Philologie.** Zwei Teile.

27. Jahrgang 1905. (Ausgegeben:) 1907. Erster Teil. A. Allgemeines. I. Luther J., Geschichte der germanischen Philologie. Biographie. Enzyklopädie und Bibliographie. — II. Hartmann F. und G. Boetticher, Allgemeine Sprachwissenschaft und allgemeine Literaturgeschichte. — B. Sprache und Literatur. V. Saran F. und G. Boetticher, Deutsch in seiner Gesamtentwickelung. — IX. Bolte J. und J. Luther, Neuhochdeutsche Literatur bis 1624. — X. Meyer H., Deutsche Mundartenforschung. — XI. Seelmann W., Niederdeutsch. — XIII. Bremer O., Friesisch. — Zweiter Teil. XVI. Bolte J., Volksdichtung. — C. Hilfswissenschaften. Darin unter anderm XXII. Luther J., Latein.

Jahresberichte für **neuere deutsche Literaturgeschichte.**

4. Band (Jahr 1903). Heft II. Text. 1906. I. Allgemeiner Teil. Deibel F., Literaturgeschichte. — Reifferscheid A., Geschichte der deutschen Philologie. — Poppe Th., Ästhetik und Poetik. — Naumann E., Die Literatur in der Schule. — Stötzner P., Geschichte des Unterrichts und Erziehungswesens. — Sütterlin L., Geschichte der neuhochdeutschen Sprache. — Saran F., Metrik. — Stiefel A. L., Stoffgeschichte. 1902 und 1903. — Gurlitt C., Kunstgeschichte. 1902.

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Rachfahl F., Allgemeines. — Wolkan R., Lyrik. — Kohfeldt G., Epos. — Creizenach W., Drama. — Kohfeldt G., Didaktik. — Cohrs F., Luther und die Reformation.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Reifferscheid A., Allgemeines. — Reifferscheid A., Epos. — Stachel P., Drama. — Pariser L., Didaktik.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Allgemeines. a. Stern A., Literaturgeschichte. — b. Eloesser A., Briefwechsel, Tagebücher, Memoiren. — c. Jahn K., Die deutsche Literatur und das Ausland. — Krüger H. A. mit einem Nachtrag von H. Nohl, Lyrik. 1902. — Nohl H., Lyrik. 1903. — Epos. a. Fürst R., Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu Goethes Tode. — b. Pfeffer G., Von Goethes Tod bis zur Gegenwart. — Fränkel J., Drama und Theatergeschichte. — Heuß A., Geschichte der Oper. — Spranger E., Didaktik. — Daffis H., Gelehrtengeschichte. — Schmidt E., Lessing. —

Naumann E., Herder. — Goethe. Morris M., Allgemeines; Goethes Leben. 1902 und 1903; Goethes Lyrik. — Alt C., Goethes Epos. — Weißenfels R., Goethes Drama. — Müller E., Schiller.

Heft III. Text (Schluß) und Register. 1907.

15. Band (Jahr 1904). I. Bibliographie. Bearbeitet von O. Arnstein. 1907.

16. Band (Jahr 1905). I. Bibliographie. Bearbeitet von O. Arnstein. 1908.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft.

43. Jahrgang. 1907. Fulda L., Shakespeares Lustspiele und die Gegenwart. Festvortrag.

Kilian E., Schreyvogels Shakespeare-Bearbeitungen. Ein Beitrag zur Bühnengeschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland (Schluß). — Vgl. Shakespeare-Jahrbuch 39, 87/120 und 41, 135/62. — 4. Der Kaufmann von Venedig: nach Schlegel. Aufführung in Wien 3. April 1827. Druck: Wien 1841. — 5. Othello: nach Heinrich Voß. Aufführung: Wien 7. April 1823. Druck: Wien 1841. — 6. Hamlet: die Bearbeitung, ungedruckt, nur im handschriftlichen Soufflierbuch des Burgtheaters (Manuskript 661) erhalten. Aufführung: Wien 7. Dezember 1825. — Nachtrag: zur Bühnengeschichte von ‚Romeo und Julia' (Jahrbuch 41, 158). Bald nach der ersten Wiener Aufführung in Schreyvogels Bearbeitung ging die Tragödie in einer Einrichtung von Heinrich Anschütz über die Breslauer Bühne (1820).

Weilen A. v., Laube und Shakespeare. Heinrich Laubes Bearbeitungen Shakespearescher Stücke.

Shakespeare auf der deutschen Bühne. VIII. Richter H., Stella von Hohenfels: Ophelia.

Becker G., Zur Quellenfrage von Shakespeares ‚Sturm'. — Antonio de Eslava's spanische Novellensammlung ‚Noches de Invierno' (Winternächte) 1610 (1609?), auf die Edm. Dorer 1885 aufmerksam gemacht hat, bringt im vierten Kapitel eine Geschichte, die die größte Ähnlichkeit mit dem ‚Sturm' besitzt. Dennoch scheint diese Novelle als unmittelbare Quelle Shakespeares gar nicht in Betracht zu kommen; aus einem Vergleiche mit dem ‚Sturm', der spanischen Novelle, die Becker in einer treuen Übersetzung vorlegt, und Ayrers ‚Comedia von der schönen Sidea' (1605) „scheint hervorzugehen, daß alle Darstellungen auf eine, bis jetzt noch nicht entdeckte, Urquelle zurückgehen".

Kleinere Mitteilungen. Lederer M., Zu ‚Antonius und Kleopatra' in Deutschland. — Antonius und Kleopatra. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von C[hristian] A[dam] Horn, J. C. Grätz 1797 (Meusel, Lexikon 6, 115 mit dem Zusatze: Nach Shakespeare für die Bühne. Leipzig 1796). Prosa.

Grabau C., Zeitschriftenschau. — z. B. S. 328/31 Schlegel-Tieck-Conrad.

Theaterschau. — Wechsung A., Statistischer Überblick über die Aufführungen Shakespearescher Werke auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern im Jahre 1906.

Schröder R. †, Shakespeare-Bibliographie 1906 [vollendet von H. Daffis].

Kleine Gottsched Halle. Jahrbuch der Gottsched-Gesellschaft.

4. Band. 1907. Des deutschen Geistesreiches Baumeister. Vortrag.

Gottsched-Worte.

Satiren und Streitschriften aus der Gottsched-Epoche. — VI. Der Proceß, ein Scherzgedicht, im Jahr 1740. den 11ten April seiner theuersten Freundin Louise Adelgunda Viktoria Gottsched gebohrnen Kulmus, gewidmet von Ihrem getreuen Johann Christoph Gottsched. P. als ein Opus posthumum der Nachwelt geschenkt und mit kritischen Anmerkungen bereichert. [Motto aus Prior.] Frankfurt und Leipzig, 1774. Die ‚Zuschrift an das gesamte Chor der neun Musen. Von dem Herausgeber' ist J. G. S. S. unterzeichnet. Das S. 37/66

abgedruckte Gedicht spricht Reichel, entgegen Wolff und anderen, aus sprachlichen und sonstigen Gründen Gottsched ab.

Verschiedenes. III. Gottsched-Schriften im Altbücherhandel.

Goethe-Jahrbuch.

28. Band. 1907. I. Neue Mitteilungen. I. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. 1. Witkowski G., Cornelia Goethe an Sophie von La Roche. Den 12. August. 73. — 2. Jahn K., Schemata zur Fortsetzung von ‚Dichtung und Wahrheit'. — 3. Wahle J., Briefe von Michael Beer an Goethe. 1/5. Weimar 1824 Januar 16. October 15; Bonn 1824 November 3. December 3; München 1828 Februar 20. — 4. Geiger L., Aus Berliner Briefen Augusts von Goethe (19./26. Mai 1819), ein Brief der Ottilie (undatiert). 1/4. 5. S. 49 ein Brief von Gr. N. v. Gneisenau an Goethe, Berlin 1819 Juni 1.

II. Verschiedenes. 1. Ein Gedicht Goethes. Mitgeteilt von E. Meister [‚Soll sich das Leben wohl gestalten'. Weimar, den 15. Februar 1822. Goethe]. — 2. Goethe und [Karl Phil. Frh. v.] Martius. Fünf Briefe Goethes an Martius, zwei Antworten des letzteren mit vier Gedichten Goethes. Hg. von L. Geiger [1825 9]. — 3. Brief an Geh. Ober-Finanzrath Semler nach Berlin. Mitgeteilt von F. Jonas [Weimar 1828 Januar 17].

II. Abhandlungen. 1. Sauer A., Rede zur Enthüllung des Goethe-Denkmals in Franzensbad am 9. September 1906. — 2. Petsch R., Faust-Studien. 1. Lessings und Goethes Faust. 2. Helena und Euphorion. — 3. Sintenis F., Zur Verwertung von Goethes Briefen. — 4. Beringer J. A., Goethe und der Mannheimer Antikensaal. — 5. Muthesius K., Goethe und Pestalozzi. — 6. Jacoby D., Goethes und Schillers Verhältnis zu Matthisson. — 7. Stettner Th., Jakob Hermann Obereit [Biographie des Entdeckers der ersten Nibelungenhandschrift]. S. 202 f. Brief von Obereit an Goethe, Jena 1795 Dezember 26.

III. Miszellen und Bibliographie. 1. Miszellen. A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken. 1. Morris M., Eine von Goethe in Lavaters Namen verfaßte öffentliche Erklärung [im Journal in Frankfurt am Mayn 1774 Nr. 153 vom 24. September]. — 2. Henkel H., Zu Goethes Brief an Frau v. Stein vom 7. September 1779. — 3. Jacoby D., Zu einer Briefstelle Goethes an Schiller 29. August 1798 [über Samuel Gtli. Bürde und Karl Phil. Conz]. — 4. Geiger L., Zu den Briefen. (W. A. 28, 251): Daten über Carl Kalisky, der von Therese Huber gefördert wurde. S. 215 f. Therese an ihren Sohn Viktor Aimé Huber. — 5. Birnbaum M., Zur Disputationsszene. — 6. Gilow H., Zur ersten Aufführung von Goethes Mahomet in Berlin 1810 [S. H. Catels Beurteilung in der Vossischen Zeitung 1811 1 ff. Jan. und Auszug aus einem Briefe Catels an Iffland, 30. Dezember 1810]. — 7. Henkel H., Zu ‚Gott, Gemüth und Welt' V. 67/74 (W. A. 2, 218). — 8. Henkel H., Zu Nr. 251 der Xenien des Musenalmanachs für 1797. — 9. Henkel H., Zum Rätsel, W. A. II, 156. — 10. Pilch E., Zu Goethes ‚Mignon'. — 11. Wustmann G., Ein angeblicher Nachdruck von Goethes Schriften. Aus den Akten der Leipziger Bücherkommission. — 12. Fries A., Eine Stileigentümlichkeit Goethes. — 13. Henkel H., Von Goetheschen Reimen. — 14. Müller G. A., Wo wohnte Goethe in Konstanz? — 15. Meyer R. M., Goethes Leben aus seinen Gedichten. Ein literarhistorischer Scherz. — 16. Kozlowski F. v., Goethe und Gleim. — 17. Jacoby D., Zu Goethe und Müllner. — 18. Muthesius K., Theodor Schachts Besuch bei Goethe [aus Briefen von Schacht, Fulda 13. Mai 1810. Entnommen von: G. Schulz, Ein Jünger Pestalozzis. Erfurt 1890 S. 17/21. Schacht geb. 1786, † 1870]. — 19. L. G., Zu Goethe und Langermann. — 20. Verö L., Goethe und Franz Toldy [d. i. Franz Joseph Schedel, dessen Brief an Goethe, Pesth 1828 August 9 S. 252 f. abgedruckt wird]. — 21. Stern A., Goethe und Madame Valentin. — 22. Stern A., Ein Urteil Guizots über Goethe. — 23. Jacobs J., Eine Goethe-Büste in München. — 24. Seher L., Das Lotte-Haus in Wetzlar.

Nachtrag zu den Neuen Mitteilungen. Briefe Goethes. Zu Goethe und Frommann. 14 Briefe Goethes [1822/31]. Herausgegeben von R. Herold, bearbeitet von L. Geiger. — 2. Bibliographie.

Chronik des **Wiener Goethe-Vereins.**

XX. Band. 1907. Nr. 6. Minor J., Das alte Weimarer Theater. — Erweiterter Abdruck aus der Neuen Freien Presse 22. März 1907, Nr. 15296.

Payer v. Thurn R., Register zu den Bänden XI/XX der Chronik des Wiener Goethe-Vereins.

XXI. Band. 1907. Nr. 1/2. Castle E., Dorothea und Nausikaa. Vortrag.

Ilwof F., Das Wetterschießen bei Goethe.

Nr. 3/4. Unser Goethe-Museum.

Payer von Thurn R., Mirza Abul Hassan Chan [persischer Botschafter. Mit dessen Bildnis]. Eine Note zum Ausklang des West-östlichen Divans.

Nr. 5/6. Guglia E., Jakob Burckhardt und Goethe. Vortrag.

[5] Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard [aus den Jahren 1823/4. Mitgeteilt von J. Minor].

Ein ungedrucktes Stammbuchblatt von Goethe mitgeteilt von L. Grünstein [Rosenknospen ‚Wenn der Sommer sich entzündet'. Weihnachten 1827]. — Die Verse stammen aus Faust II. Vers 5152/7. Vgl. Chronik XXII. Nr. 1/2.

Stunden mit Goethe.

III. Band. 1907. Heft 3. Fünfundsiebzig Jahre nach Goethes Tode. — Äußerungen von O. Ernst, J. Minor, E. Engels, H. Krüger-Westend.

Avenarius F., Der König in Thule.

Hallbauer E., Die Weimarischen Theaterhäuser.

Heft 4. Hißbach K., Der große Mann und die Masse.

Both Rudolphine v., Unser Besuch bei Knebels.

Bode W., Die Sprache der Schwärmerzeit.

IV. Band. 1907. Heft 1. Immermann Karl, Goethes Haus. — Aus dem dritten Bande der ‚Memorabilien'.

Schuchardt Christian, Aus Goethes Arbeitszimmer. — Aus dem ‚Weimarer Sonntagsblatt' vom 7. Dezember 1856.

Bode W., Goethes Lehre von den Feinden.

Quincke W., Das Theater im ‚Wilhelm Meister'.

Gensel J., [Maler Georg Friedrich] Kersting und Goethe.

Heft 2. Pospischil M., Der Prolog im Himmel.

Hertz W., Homunculus.

Reinbeck Georg, Acht Monate in Weimar. — Auszug aus Reinbecks ‚Reiseplaudereien'. 1837.

Spaziergänge. Gerhardt L., Die erste Aufführung der ‚Iphigenie' in Prag [16. November 1807].

Heft 3. Eckardt J. H., Gräfin Auguste Stolberg.

Der letzte Briefwechsel zwischen Goethe und Auguste Stolberg.

Teutenberg A., Der objektive Mensch.

Bode W., Goethe als Sagenfigur.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1908.

B[ierbaum] O. J., Goethe im kritischen Zerrspiegel seiner Zeit.

Ein sozialistisches Bekenntnis zu Goethe aus der Zeit Proudhons [entnommen Karl Grüns Buche ‚Ueber Goethe vom menschlichen Standpunkt'. Darmstadt 1846].

Marbacher Schillerbuch. Hg. von Otto Güntter. (Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. 2. Band).

II. 1907. Dörrfuß A., Die Schillerfeier 1905. Ihre Stellung in den geistigen Bewegungen der deutschen Gegenwart.

Gleichen-Rußwurm A. v., Ein Brief aus dem Greifensteiner Schillermuseum.
Kilian E., Schillers Massenszenen auf der Bühne.
Krauß R., Zur Darstellung der Titelrolle in der ‚Jungfrau von Orleans‘.
Proelß J., Schiller in Hohenheim.

Drei Briefe Schillers an Karoline von Dacheröden. Mitgeteilt von A. Leitzmann. — 1. Jena 1789 August 21. 2. [Rudolstadt 1789 erste Hälfte Oktober]. 3. [Jena 1789 Dezember 17]. Anschließend daran noch einige Schiller betreffende, sehr merkwürdige und interessante Stellen aus Briefen Karolinens von Beulwitz an Karoline von Dacheröden [Rudolstadt 1788 etwa September 20; 1791 Oktober. Dezember 2].

Minor J., Zu den Briefen des Koadjutors Karl Theodor Anton Maria von Dalberg an Schiller und Lotte. — Gibt zunächst ein chronologisches Verzeichnis der Briefe von Dalberg an Schiller und Lotte mit Angabe der Druckorte, sowie die Daten der verlorenen Briefe von Schiller und Lotte und bringt hierauf folgende Briefe von Dalberg zum ersten Abdruck: an Schiller, Mainz 1788 November 29; an Lotte, E[rfurt] 1791 Oktober 8. Erfurt 1794 November 2. 1796 Merz 20. 1797 Merz 25. Asch[affenburg] 1813 September 12. — Sieh auch weiter unten Briefe an Schiller Nr. 8.

Güntter O., Schillers Rede Die Tugend in ihren Folgen betrachtet. — Die Rede war gedacht „als einzelnes Glied in dem einheitlich durchkomponierten, ganz auf die ‚Tugend‘ gestimmten Gesamtprogramm“ der Huldigungen zum Geburtstage Franziskas von Hohenheim 1780. S. 210 ff. eine Inhaltsangabe des Manuskripts des Festspiels, von Friedrich von Hoven; S. 217 f. ein Brief von Christophine (oder wie sie sich hier nennt: Friederike) Reinwald geb. Schiller; S. 223/33 eine wortgetreue Wiedergabe der Schillerschen Rede nach der der Reichsgräfin von Hohenheim übergebenen Reinschrift, die aber nicht, wie Christophine meint, von Schiller, sondern wahrscheinlich von Friedrich von Hoven herrührt.

Briefe von Schiller. Mitgeteilt von O. Güntter. — An: 1. Siegfried Lebrecht Crusius, Jena 1792 October 5; 2. Friedrich Haug, Jena 1795 Jul. 3; 3. Johann Wilhelm v. Archenholtz, Jena 1795 8br [November; 8br ist verschrieben] 2; W. F. H. Reinwald, [Weimar 1802 Dezember 6]; 5. Frau Professor Niemeyer in Halle, Lauchstädt 1803 Jul. 13; 6. Zu Schillers Brief an Körner, Weimar 1804 Januar 4.

Briefe an Schiller. Mitgeteilt von O. Güntter. — Von: 1. Heinrich Beck, [Käferthal bei Mannheim 1786 April]; 2. Friedrich Ludwig Schröder, Hamburg 1787 November 14; 3. Cornelius Johann Rudolf Ridel, Weimar 1788 Jun. 20; 4. Johann Friedrich Frauenholz, Kunsthändler in Nürnberg, Nürnberg 1791 November 4; 5. Jens Baggesen, Koppenhagen 1792 Jenner 10; 6. Jens Baggesen, Copenhagen 1792 Januar 30; 7. Siegfried Lebrecht Crusius, Leipzig 1792 November 10; 8. Karl von Dalberg [vgl. weiter oben], Erfurt 1793 July 4; 9. Karl Heinrich Heydenreich, Leipzig 1793 Jul. 28; 10. Friedrich von Beulwiz, Rudolstadt 1793 Julius 28; 11. Friedrich Immanuel Niethammer, Jena 1793 November 22; 12. Siegfried Lebrecht Crusius, [Leipzig 1794 Sommer]: 13. Christian Gottfried Schütz, [Anfang September 1794]; 14. Friedrich von Matthisson, Stuttgardt 1794 September 6; 15. Christian Garve, Breßlau 1794 October 17; 16. Christian Gottfried Schütz, Jena 1794 Decemb. 14; 17. Johann Wilhelm von Archenholtz, Hamburg 1794 December 30; 18. Johann Gottfried v. Herder, [Weimar, Ende Februar oder Anfang März 1795]; 19. Ludwig Theobul Kosegarten, Altenkirchen auf der Halbinsel Wittow im Lande Rügen 1795 Julius 24; 20. Johann Wilhelm von Archenholtz, Hamburg 1795 July 28; 21. Johann Friedrich Reichardt, Neumühlen bei Altona 1795 August 26; 22. Joh. Frdr. Reichardt, Neumühlen bei Altona 1795 September 4; 23. Michaelis, Buchhändler in Neustrelitz, Verleger des Schillerschen Musenalmanachs

für 1796, Neustrelitz 1795 September 9; 24. Samuel Gottlieb Bürde, Breslau 1796 Februar 6; 25. Karl Spener, Buchhändler in Berlin, Berlin 1796 August 20; 26. Karl Friedrich Zelter, Berlin 1796 August 26; 27. Karl Wilhelm Ferdinand von Funk, Schwogau bey Lommatzsch 1796 October 13; 28. K. W. F. von Funk, Wurzen 1797 Julius 28; 29. Sophie Mereau, geb. Schubert, [Jena 1797 October]; 30. Sophie Mereau [undatiert]; 31. Luise Herzogin von Sachsen-Weimar, Weimar 1797 October 9; 32. Karl Friedrich Zelter, Berlin 1797 November 15; 33. Johann Friedrich Unger, Buchhändler in Berlin, Berlin 1798 Januar 12; 34. Karl Gustav v. Brinckmann, [Jena 1798 Februar 19]; 35. August F. F. v. Kotzebue, Wien 1799 Januar 13; 36. Johann Friedrich Unger, Berlin 1799 Mai 14; 37. Friedrich v. Matthisson, Wörliz bei Dessau 1799 Jun. 12; 38. Friederika v. Gleichen-Rußwurm geb. v. Holleben, Rudolstadt 1799 Oktober 21; 39. Johann Heinrich Meyer [Kunst-Meyer], [Weimar] 1799 Oktober 30; 40. Siegfried Lebrecht Crusius, Leipzig 1799 Dezember 14; 41. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, Jena 1800 April 25; 42. Friedrich Wilmans, Buchhändler in Bremen, Bremen 1800 July [Juni] 28; 43. Christian Wilhelm Opitz, Schauspielleiter in Leipzig und Dresden, Leipzig 1800 Julii 13; 44. Siegfried Lebrecht Crusius, Leipzig 1800 September 3; 45. Johann Friedrich Unger, Berlin 1800 September 6; 46. J. F. Unger, Berlin 1800 November 14; 47. J. F. Unger, Berlin 1800 December 13; 48. Siegfried Lebrecht Crusius, Leipzig 1800 Dezember 13; 49. Friedrich Hildebrand v. Einsiedel, Ilmenau 1801 Jun. 2. In der Anmerkung zu diesem Briefe ein Schreiben von Johannes Daniel Falk an Friedrich Jacobs in Gotha, Weimar 1801 Okt.; 50. Johann Friedrich Unger, Berlin 1801 July 11; 51. Christian Wilhelm Opitz, Leipzig 1801 August 1; 52. J. F. Unger, Berlin 1801 August 30; 53. Friedrich Wilmans, Bremen 1801 September 2; 54. Wilhelm Gottlieb Becker, Dresden 1801 October 28; 55. Friedrich von Gentz, Berlin 1802 Januar 3; 56. Sophie Mereau, [März 1802]; 57. Wilhelm Gottlieb Becker, Dresden 1802 März 28; 58. Joseph Harbaur, Paris 1802 Aprill 9; 59. Johann Friedrich Unger, Leipzig 1802 Mai 13; 60. Wilhelm Gottlieb Becker, Dresden 1802 September 24; 61. W. G. Becker, Dresden 1803 Januar 25; 62. Karl Friedrich Zelter, Berlin 1803 März 16; 63. Wilhelm Gottlieb Becker, Dresden 1803 December 4; 64. Wilhelm Heinrich Karl v. Gleichen-Rußwurm, Rudolstadt 1803 December 14; 65. Wilhelm Gottlieb Becker, Dresden 1804 Januar 27; 66. Karl Schwarz, Schauspieler, Breslau 1804 Februar 7; 67. Karl Schwarz, Breslau 1804 März 3; 68. Karl Schwarz, Breslau 1804 März 10; 69. Wilhelm Gottlieb Becker, Dresden 1804 April; 70. Karl Graß, Rom 1804, 1. Ostertag; 71. Wilhelm Gottlieb Becker, Dresden 1804 Jun. 25; 72. Friederike Unger geb. v. Rothenburg, Berlin 1805 Januar 6.

Briefe aus dem Schillerkreise. Mitgeteilt von O. Güntter. — 1. Erster Brief an Christophine Schiller von Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald, Meiningen 1783 May 24; 2. Reinwald an Christophine Schiller, Meiningen 1783 Oktober 29; 3. Reinwald an Christophine Schiller, Meiningen 1784 Jänner 20; 4. Reinwald an Christophine Schiller, Meiningen 1784 Junii 10. — 5. Ludwig Ferdinand Huber an Göschen, Leipzig 1785 März 5. — 6. Friedrich Christian von Schleswig-Holstein an Reinhold in Jena, Christiansburg 1793 Januar 8. — 7. Karl Wilhelm Ferdinand von Funk an Körner, Artern 1797 October 4. — 8. Charlotte von Schiller an Göschen, Weimar 1804 Dezember 6; 9. Charlotte von Schiller an Iffland, Weimar 1805 Juni 20.

Güntter O., Die ersten Darsteller der ‚Räuber'. [Mit den Silhouetten der Darsteller.]

Schwäbischer Schillerverein. Marbach-Stuttgart.

11. Rechenschaftsbericht über das Jahr 1. April 1906/07. 1907. Die elfte Generalversammlung. — Der Zuwachs an handschriftlichen Stücken im Schiller-

museum betrug 1906 rund 3200 Nummern, darunter Gedichte und ein dramatisches Fragment ‚Das tote Herz' von dem 1828 in Herrenburg gebornen und 1892 in London gestorbenen Malers Samuel Braun, der vollständige literarische Nachlaß von Carl Grüneisen (1802/78) mit einer Fülle von Briefen zeitgenössischer Dichter und hervorragender Männer (z. B. Goethe, Alex. v. Humboldt, Karl Maria v. Weber, Hegel, Varnhagen, Chamisso, Eichendorff, Rückert, Willibald Alexis, Uhland, Kerner, Schwab, Wilh. Hauff, Mörike, Wolfg. Menzel, D. Fr. Strauß), desgleichen der vollständige handschriftliche Nachlaß Friedrich Notters (1801/84), gleichfalls reich an Briefen und Gedichten zeitgenössischer Schriftsteller und anderer hervorragender Persönlichkeiten, mit denen Notter in Verkehr stand, usw.

Die Auerbachfeier in Nordstetten [8. Februar 1907].

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.

17. Jahrgang. 1907. Petak A., Goethesche Einflüsse auf Grillparzers Lyrik.

Gugitz G., Lorenz Leopold Haschka. — Aus Briefen von Haschka an Alxinger, 2. August 1792 S. 54 f. 57; an Retzer, undatiert, S. 59 f.; Klopstock an Haschka 1782 Jänner 30: S. 64.

Hock St., Vormärzliche Pamphlete. Mit ungedruckten Briefen aus Ludwig August Frankls Nachlasse. — Die Pamphlete sind: 1. Österreichischer Parnaß, bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar Frey-Sing, bei Athanasius & Comp. [Hamburg, Hoffmann & Campe, 1842]. 2. Östreich. Städte, Länder, Personen und Zustände. Hamburg. Bei Hoffmann und Campe 1842. Verfasser beider war Uffo Horn, sein Mitarbeiter ‚Calosantius', der vermutlich mit Schmida, über dessen Persönlichkeit nichts zu ermitteln war, identisch ist. Als Quellenmaterial werden folgende Briefe mitgeteilt: Uffo Horn an L. A. Frankl, Prag 1842 August 25. S. 132 f.; Hammer-Purgstall an Frankl, Hainfeld 1842 Oktober 2. S. 134/8 zum Teil nur auszüglich; L. A. Frankl an Uffo Horn, 1838 Jänner 23 oder nach 23. S. 140 f.

Zedlitz' Anstellung im Staatsdienst. Aktenstücke als Nachtrag zu Jahrbuch VIII. 33 f. mitgeteilt von E. Castle. — Zedlitzens Majestätsgesuch vom 4. Mai 1838 und die darauf erfolgenden Handschreiben, Erlässe, Berichte und Noten Kaiser Ferdinands, Sedlnitzkys, des Polizeioberdirektors von Amberg und Metternichs, Zedlitzens Promemoria über die Definitivmachung seiner Stellung und die sich daran anschließenden Aktenstücke (1838, 1839, 1841).

Hartel W. v., Grillparzer und die Antike. Entwurf eines Vortrages. — Zuerst im Neuen Wiener Tagblatt erschienen.

Briefe der Therese Huber an Karoline Pichler. Herausgegeben von L. Geiger. — Die Briefe Karolinens wurden im 3. Bande des Grillparzer-Jahrbuchs veröffentlicht. Aus dem Nachlasse Thereses, den er erworben hat, legt Geiger nun die Briefe der anderen Korrespondentin vor, XIX Nummern vom 2. Dezember 1818 bis 3. Oktober 1827. Ein erst während des Druckes gefundener Brief vom 6. Februar 1821, der zwischen Nr. IX und X hätte eingeschoben werden müssen, wird unter Heraushebung einiger besonders wichtiger Stellen S. 275/7 nur analysiert. In den Anmerkungen werden ferner folgende Briefe benützt: von Therese an Böttiger 1816 S. 270, 1819 März 8 S. 266 und 1820 August 20 S. 275: an Winkler-Hell 1819 Juni 13 S. 267; an Henriette von Reden 1819 September 10 S. 267 f., 1820 S. 268 und 1820 (?) Juli S. 273 f.; an Reinhold 1817 November 27 S. 279 f.; Stellen aus Briefen an Therese: vom Grafen Georg Thurn S. 274 f.; von Friederike Brun, Kopenhagen 1821 April 9 S. 280; von Josef von Hormayr 1821 Juli 28 S. 283. — Zu den Anmerkungen: S. 269: der Deklamator Sydow hieß mit Vornamen Theodor (nicht B.), er starb 1855 in Graz; S. 272[3]: die vermißte Erklärung Schreyvogels gegen die (angebliche) Wiener Korrespondenz im Morgenblatt 1820 Nr. 143 steht im Intelligenzblatte zum Morgenblatt 1820 Nr. 24 S. 93, datiert Wien, den 24. Juni 1810 [!]; S. 272[10. 11]: ihrer Übersetzung des Byronschen Corsars,

die 1820 in Wien gedruckt erschien, gedenkt Karoline in ihrem Briefe vom 11. Dezember 1819 (Grillparzer-Jahrbuch 3, 290). Wenn Therese von Übersetzungen spricht, so hat sie wohl auch die von Karoline in der Aglaja 1820 S. 186/9 und 1821 S. 19. 124/33 veröffentlichten im Auge; S. 278 f.: wird das Leipziger Literarische Conversationsblatt als kurzlebig bezeichnet, es erschien aber, seit Mitte 1826 mit dem geänderten Titel ‚Blätter für literarische Unterhaltung' bis 1898; S. 289[11]: als Härings Geburtstag wird versehentlich 1808, statt 1798 angesetzt; S. 289[13]: Sidars (im Briefe S. 258 richtig Sidons) ist kein anderer als Karl Postl-Sealsfield, und sein Buch, das nicht eruiert werden konnte, das von Cotta 1827 verlegte über ‚die vereinigten Staaten von Nordamerika'; S. 289[14. 15]: der Verfasser von Don Alonso war nicht Oechsle, sondern N. A. Graf Salvandy (vergl. Goethes Werke W. A. 41, 2, 125/35), der auch die Briefe Sobieskys herausgegeben hat. Johann Ferdinand Friedrich Oechsle († 1845) war nur der Übersetzer dieser Briefe; S. 280, XVIII[15]: die Zeitschrift ‚Hesperus' bestand nicht erst seit 1822, sondern kam schon von 1809 ab, zuerst in Brünn, dann in Prag, schließlich in Stuttgart heraus (letzter Jahrgang 1832).

Ilwof F., Karl Schröckinger. — Der 1798 in Graz geborne, 1819 in Wien verstorbene Dichter. Einige seiner Gedichte gelangen zum Abdruck.

Quickborn. Mitteilungen aus dem ‚Quickborn, Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur' in Hamburg. Hamburg.

1. Jahrgang. 1907. Nr. 1/2 (Oktober). Kröger T., Einiges über Klaus Groth.

Vier Briefe Klaus Groths. Veröffentlicht von H. Krumm. — 3 Briefe an Max Müller in Oxford: 1: undatiert, wahrscheinlich 1870 Sept. 12. 2: Kiel 1870 Sept. 27. 3: Kiel 1878 Dezember 18; 1 Brief an H. Krumm, Kiel 1889 März 30.

Nr. 3. Gaedertz K. Th., Fritz Reuters Lowising.

Reuter-Kalender für das Jahr 1908 hg. von K. Th. Gaedertz.

Luise Reuter, ein Selbstporträt in Briefen.

Reuters Testament.

Wie schuf Reuter seine Läuschen und Rimels?

Polterabendgedicht 1859.

Fritz Reuters letzte Geschichte: Woans Franz Zunkel tau ne Dochter kamm. — Bruchstück einer März 1870 niedergeschriebenen Erzählung.

Zeitschrift für **deutsches Altertum** und **deutsche Literatur.**

48. Band. 1907. Heft 3/4. Jellinek M. H., Studien zu den älteren deutschen Grammatiken. 2. Die Bezeichnungen der f- und s-Laute und die angeblichen Geminaten nach Diphthongen.

Blöte J. F. D., Die Arkelsche Schwanrittersage.

Anzeiger für **deutsches Altertum** und **deutsche Literatur.**

XXX, 3/4. November 1906 [ausgegeben April 1907]. Finck F. N., Meyer-Rinteln: Die Schöpfung der Sprache (1906).

Petersen J., Roetteken: Poetik. 1. Teil (1902).

Köster A., Petersen: Schiller und die Bühne (1904).

Walzel O. F., Jessen: Heinses Stellung zur bildenden Kunst und ihrer Ästhetik (1901); Sulger-Gebing: W. Heinse (1903); Heinse: Sämtliche Werke hg. von Schüddekopf. Band 2. 6. 9. (1903/4).

Literaturnotizen: R[oethe], Hungerland: Das wissenschaftliche Studium der deutschen Sprache und Literatur. — Scharf abgelehnt.

Martin E., Eichler: Das Nachleben des Hans Sachs (1904).

Oehlke W., B. von Arnim: Die Günderode hg. von P. Ernst (1904).

Meyer R. M., Nowack: Liebe und Ehe im deutschen Roman zu Rousseaus Zeiten (1906); Proelß: Friedrich Stoltze und Frankfurt a. M. (1905).

Vogt F., Reuschel: Volkskundliche Streifzüge (1903).

Hatfield J. T., Erklärung [gegen Walzels Rezension von ,W. Müllers Diary and Letters' im Anzeiger XXX, 126 ff.]; Walzel O. F., Antwort.

XXXI, 1. Juli 1907. Stachel P., Sexau: Der Tod im deutschen Drama des 17. und 18. Jahrhunderts (1904).

Walzel O. F., Goldstein: Moses Mendelssohn und die deutsche Ästhetik (1904).

Walzel O. F., Goethe: Unterhaltungen mit Soret hg. von Burkhardt (1905).

Wackernell J. E., Harnack: Schiller² (1905).

Michel H., F. Marlow (L. H. Wolfram): Faust neu hg. von Neurath (1906).

Meyer R. M., Frey: Wilhelm Waiblinger (1904).

Literaturnotizen. Walzel O. F., Geiger: B. v. Arnim und Friedrich Wilhelm IV. (1902).

XXXI, 2. 3. Oktober 1907. Walzel O. F., Haym: Die romantische Schule. 2. Auflage (1906); Haym: Gesammelte Aufsätze (1903). — S. 138 aus einem Briefe Hayms an Walzel (8. August 1892).

Walzel O. F., Tardel: Studien zur Lyrik Chamissos (1902).

Pollak V., Bloesch: Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich (1903); Witkowski: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts (1904).

4. März 1908. Bernt A., Gutjahr: Zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache (1906).

Götze A., Dollmayr: Die Geschichte des Pfarrers vom Kalenberg, hg. (1906).

Schulze F., Prost: Die Sage vom ewigen Juden in der neueren deutschen Literatur (1905).

Hock St., Soergel: Ahasver-Dichtungen seit Goethe (1905). — Mit Ergänzungen.

Brecht W., Wenger: Historische Romane deutscher Romantiker (1905).

Literaturnotizen. Götze A., Hampel: Fischarts Anteil an dem Gedicht ,Die Gelehrten die Verkehrten' (1903).

Walzel O. F., Brie: Savonarola in der deutschen Literatur (1903).

Zeitschrift für **deutsche Philologie**.

39. Band. 1907. Heft 1. Tedsen J., Der Lautstand der föhringischen Mundart [Fortsetzung].

Meyer R. M., Thayer: Lawrence Sterne in Germany (1905).

Heft 2. Kauffmann F., Zur Frage nach der Altersbestimmung der Dialektgrenzen unter Bezugnahme auf den Obergermanisch-römischen limes des Römerreiches.

Enders C., Güntheriana. (Mitteilungen und Studien.) — 1. Zu Günthers Originalhandschriften. 2. Die Abschriften Güntherscher Gedichte. 3. Ein Liederverzeichnis.

Kopp A., Ein Liederbuch aus dem Jahre 1650. (Berlin, L. impr. r. 8°. 246). — Das Newe vnd große Lieder-Buch, In zwey Theile. Dessen Erster Theil in sich begreifft CXIV. Lieder, Alle auß dem Daphnis aus Cymbrien vnd der Frühlings-Lust zusammen gesetzet. Der zweyte Theil aber bestehet in allerhand gemeinen vnd jetzo vblichen Liedern. Gedruckt im Jahr MDCL. 132 Bl. kl. 8°. ohne Ort. Der erste Teil enthält die 40 Lieder aus Rists Galathee 1642, 1646, 1648; den ganzen Rest dieses Teils bis Nr. 114 muß man auf (Zesens) Frühlingslust zurückführen. Ungleich wichtiger ist der zweite 85 Lieder umfassende Teil, dessen Inhalt, unter Abdruck mehrerer Stücke, genau verzeichnet wird.

Miszellen. Kopp, Bibliographisches zu Johann Christian Günthers Gedichten. — 1. Eine ,noch nirgends erwähnte, gänzlich unbekannte, besondre Ausgabe der Nachlese zu Günthers Gedichten ohne Jahresbezeichnung'. Zwischen

1742 und 1745 stehend ist sie eine Wiederholung der von 1742, am Schlusse vermehrt um drei neu dazu gedruckte Bogen (Breßlau, Verlegts Johann Jacob Korn. Exemplar in der gräflich Schaffgottschischen Majoratsbibliothek zu Warmbrunn). 2. Ein bisher nicht beachteter Einzeldruck der Breslauer Stadtbibliothek: ,Ein Ebenbild der Wahrheit und Gerechtigkeit, Vorgestellet in einem kurtzen Entwurff des Lebens . . . Herrn Frantz Antonii . . . Grafen von Sporck . .' o. O. u. J. 6 Bl. 4°. 3. Zwei volksmäßige Fassungen von Günthers Gedicht ,Wie gedacht' (in je einem Sammelbande der Züricher Stadtbibliothek und der Leipziger Universitätsbibliothek).

Briefe von Wilhelm und Jacob Grimm mitgeteilt von W. Golther. — Wilhelm Grimm an den großherzogl. mecklenburgischen Universitätskurator Karl Friedrich von Both in Rostock, Berlin 1855 October 14; Jacob Grimm an Karl Koberstein in Schulpforta, 1860 December 30.

Literatur. Müller C. F., Reuter: Werke, hg. von W. Seelmann. 7 Bände (o. J.). — Umfängliche Anzeige, mit Ausstellungen und Ergänzungen.

Heft 3/4. Marold K., Oskar Schade. † 30. XII. 1906.

40. Band. 1908. Heft 1. Fehse W., Der oberdeutsche vierzeilige Totentanztext.

Geiger E., Bericht über die Verhandlungen der germanistischen Section der 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Basel. — S. 102 ff. Verhandlung über das Deutsche Wörterbuch.

Literatur. Meyer R. M., Kayka: Kleist und die Romantik.

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt.

I. Jahrgang 1906/7. Nr. 3. Stern A., Die Bedeutung nationaler Bühnenfestspiele für die deutsche Jugend.

Freybe A., Weihnachten im deutschen Liede.

Nr. 4. Bartels A., Geschlechtsleben und Dichtung.

Arminius W., Adolf Bartels.

Bartels A., Fritz Stavenhagen.

Nr. 5. Arminius W., Wilh. Jensen.

Poeck W., Gegenwart und Zukunft der plattdeutschen Dichtung.

Friedländer E., Goethes deutsche Gesinnung.

Linde E., Gustav Nieritz als Volkserzähler.

Nr. 6. Mitteilungen. Freybe, Deutsche Osterfreude in Lied und Sitte.

Nr. 7. Kröger Timm, Wie ich unter die Schriftsteller gekommen bin. Eine autobiographische Skizze.

Kritik. Ranke F., Brunner: Studien und Beiträge zu Gottfr. Kellers Lyrik (1906).

Nr. 8. Krüger H. A., Adolf Stern. — Aus persönlicher Kenntnis.

Linde E., Zurück zu Schiller!

Franck H., Vom neuen deutschen Drama.

Nr. 9. Schaefer K., Friedrich Theodor Vischer. Eine Jahrhunderterinnerung.

Nr. 9. 10. Ackerknecht E., Heinrich Lilienfein.

Nr. 9. Reuschel K., Literaturgeschichten, wie sie nicht sein sollen. Eine leider zeitgemäße Betrachtung. — Gegen Mackes Bearbeitung Vilmars. Zusammen mit einem Aufsatze von H. Falkenberg ,Wie man Literaturgeschichte schreibt' in einem Sonderdruck: Marburg, Elwert. 1907. 25 Pf.

Nr. 10. Spiero H., Emil Prinz von Schönaich-Carolath und Gustav Falke. Eine Studie.

Wachler E., Ursprung und Zweck des Harzer Bergtheaters.

Nr. 11. Rüttenauer B., Adolf Wilbrandt.

Trojan J., Was ich ins Leben mitbekam.

Blüthgen V., Johannes Trojan.

Nr. 12. Spiero H., Ein Gruß an Wilhelm Raabe.
Brandes W., Wilhelm Raabe und die Kleiderseller.
Kröger T., Einiges über Klaus Groth.
II. Jahrgang 1907/8. Nr. 1. Holzamer W. (†), Die Kunst der Kritik.
Arminius W., Hans Hoffmann.
Hoffmann Hans, Aus jungen Tagen [Autobiographisches].
Gedichte von Hans Hoffmann [darunter 7 ungedruckte].
Nr. 2. Wieman B., Eichendorff — ein gesunder Romantiker. (Gedenkblatt zu seinem 50. Todestag).
Bibliotheksnachrichten. Reuschel K., Richard Wagner als Benutzer der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden.
Nr. 3. Leyen F. v. d., Das deutsche Märchen.
Arminius W., Adolf Schmitthenner. * 24. 5. 1854 † 22. 1. 07.

Literaturblatt für **Germanische** und **Romanische Philologie.**

XXVIII. Jahrgang. 1907. Nr. 1. Brenner O., Braune: Über die Einigung der deutschen Aussprache (1905).
Nr. 3/4. Proescholdt L. (†), F. Th. Vischer: Shakespeare-Vorträge. 6. Band (1905).
Nr. 5. Woerner R., Goethe: Werke hg. von Heinemann. Bd. 2/7. 9/11. 13/15.
Nr. 11. Schwally F., Krüger-Westend: Goethe und der Orient.
XXIX. Jahrgang. 1908. Nr. 1. Fritzsche R. A., Wilh. von Humboldt: Gesammelte Schriften. III. IV. V.

German American Annals.

New Series, Vol. 5. Old Series, Vol. 9. 1907. No. 1. Schuchard G. C. L., Schwaelmer Haussprueche.
No. 2. 4. 5. Bek W. G., Bibliography of German Americana for the year 1906.
No. 3. 4. 5. 6. Learned M. D., Francis Daniel Pistorius. The Founder of Germantown. — S. 195 ff. ein Verzeichnis seiner gedruckten und handschriftlichen Werke. (1657 ff.)
No. 6. Rosengarten J. G., German archives as sources of German-American history. [Vortrag].

The Journal of English and Germanic Philology.

Volume VI. No. 2. January 1907. Voß E., Schnaphan. A Satyre on Franz von Sickingen of the Year 1523. — Neudruck.
Edward G., Neuere deutsche Literatur. II.
No. 3. April. Voß E., Thomas Murners Von Doctor Martino Luters Leren vnd Predigen. — Neudruck.
Stewart M. C., Traces of Thomson's ‚Seasons' in Klopstocks earlier works.
Genthe M. K., Heinrich von Kleist und Wilhemine von Zenge. — Brief Wilheminens an ihren späteren Gatten Wilhelm Traugott Krug (Frankfurth 1803 Juni 16), in welchem sie diesem die Geschichte ihres Verhältnisses zu Kleist ausführlich berichtet.
No. 4. September. Wiehr J., The Naturalistic Plays of Gerhart Hauptmann. II.
Hechtenberg Collitz K., Circumflex and Acute in German and English.
Haussmann J. F., Der junge Herder und Hamann.
Volume VII. No. 1. 1908. January. Voß E., [Johann Georg] Schottel. — Neudruck der: Lamentatio Germaniae exspirantis der nunmehr hinsterbenden Nymphen Germaniae elendeste Todesklage. Gedruckt zu Braunschweig, bey Balthasar Grubern. Im Jahr 1640.

Revue germanique.
III. 1907. Nr. 1. 2. Vulliod A., Les sources de l'émotion dans l'oeuvre de Theodor Storm.
No. 1. 2. Koszul A., Une traduction de poète: Goethe et Shelley.
Rouge I., Les dernières publications relative: au romantisme.
No. 2. Pitollet C., Notes sur H. Heine et Th. Körner.
Suphan B., Meine Herder-Ausgabe.
No. 3. Mis L., Le Goethe- et Schiller-Archiv de Weimar.
Deux lettres inédites de Jung Stilling.
Tibal R., Hebbel. Bibliographie.
No. 4. Pitollet C., Sur un prétendu roman à clef de Johanna Kinkel ‚Hans Ibeles in London'.
F. B., A propos d'une continuation française du ‚Geisterseher' de Schiller.
No. 5. Ehrhard, La dernière passion de Gentz.
Weil H., Observations sur un passage de la Braut von Messina.
IV. 1908. Nr. 1. Talayrach I., Un ami de Nietzsche: Franz Overbeck.
No. 2. Ponchont A., Rahel Varnhagen moraliste.
Lirondelle A., Cathérine II. élève de Shakespeare.

Rivista mensile di letteratura tedesca. Diretta da Carlo Fasola. Firenze,
Anno I. 1907. No. 1. (Marzo). Bibliografia delle opere di L. Uhland nelle versioni italiane dal 1830 al 1900. — Dazu Nr. 2 Supplemento alla Bibliografia Uhlandese.
C. F., Il cap. XXX, lib. II, del ‚Simplicissimus' di Cristoph Grimmelshausen.
No. 2. Höfer C., [Giacinto Andrea] Cicognini e [Francesco] Sbarra nelle traduzioni tedesche del secentista Kaspar Stieler.
F[asola] C., [Goffredo] Mameli e [Theodor] Körner. Proposta d'uno studio comparativo dei due poeti e Bibliografia delle opere tradotte de Körner.
F[asola] C., Dei caratteri gotici e latini usati nelle pubblicazioni tedesche e dell' uso delle maiuscole nei sostantivi.
No. 3. F[asola] C., L'Ariosto tradotto da un secentista tedesco [Dietrich von dem Werder]. — Del verso. Errori d'interpretazione. Saggi di traduzione del Werder.
F[asola] C., La letteratura tedesca nelle opere di G. Carducci.
No. 4. Benvenuti E., Lettere inedite di Andrea Maffei riguardanti la sua traduzione del ‚Faust' [1863/73].
F[asola] C., Bibliografia delle traduzioni italiane di Emanuele Geibel dal 1859 al 1907.
Recensioni. Goethe: Gli Epigrammi, versione metrica di C. Quaranta (1907).
No. 5. C. F., Ludwig Tieck in Italia.
Manacorda G., I ‚Reisegedichte' e l'arte di Ludovico Tieck.
Bonardi C., Heine e Carducci.
Notizie varie riguardanti il Carducci e la letteratura tedesca.
C. F., Supplemento alla bibliografia del Geibel.
No. 6. Manacorda G., Di un codicetto tedesco [aus dem 17. Jahrhundert] posseduto dalla r. Biblioteca Ventimiliana in Catania. — Ein anonymes Werk über Alchymie. Daraus abgedruckt: Ein Berglied Worinnen daß Subiectum Catolicum Saturninum mit nahmen genennet würd ‚Ein Pilger wolt außzuuhren' [30 × 8zeilige Strophen] S. 237/44; Brief von Theophrast Paracelsus S. 245 f. — Dazu Nr. 8. S. 382 4.
Longo Th., Uhland in Italia.

No. 7. Franco Sacchetti e Burcard Waldis.

Gottfried Keller. — Im Anschluß an diesen Aufsatz eine italienische Übersetzung des ‚schlimm-heiligen Vitalis' (La stravaganze di Fra Vitale).

No. 8. Foà A., Federico Schiller giudicato dai primi romantici italiani.

No. 9/10. Cipola F. e C. Fasola, Aleardi e Freiligrath.

C. F., La letteratura tedesca nel secolo XIX. Conferenza tenuta al circolo filologico di Firenze nel decembre del 1900.

C. F., Wilhelm Busch. [Nachruf.]

Anno II. 1908. No. 1. Letture e reminiscenze tedesche nell' opera poetica di Aleardi. I. Fasola C., Aleardi e A. von Humboldt. II. Cipolla F., Aleardi e Bürger.

Meregazzi G., Un melodramma del Cimarosa tradotto in tedesco dal Goethe [Die vereitelten Ränke. 1794. Vgl. W. A. 12, 253 f.].

Recensione. Storck: Storia della letteratura tedesca. Traduzione dell G. Lesca (1908). — S. 34/40 Verzeichnis italienischer Schriften über deutsche Literatur 1774 bis 1908.

Farinelli A., Del pessimismo di Leopardi e di Lenau.

Fasola C., Bibliografia delle opere del Lenau tradotte in italiano.

No. 3. Fasola C., Carattere della lirica di I. von Eichendorff. Appunti bibliografici delle traduzioni italiane dei suoi canti.

Dalla vita d'un fannullone. Novella di G. d'Eichendorff. — Übersetzung des ersten Kapitels ‚Aus dem Leben eines Taugenichts', von G. Parenti.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

21. Jahrgang. 1907. Heft 1. Gerstenberg H., Rudolf Hildebrand und Ludwig Erk. Zu Erks hundertstem Geburtstage, dem 6. Januar 1907. — Briefwechsel zwischen Erk und Hildebrand (1865/78). Erk als Förderer des Deutschen Wörterbuches.

Heft 1. 2. Baumgarten B., Phantasie und Temperament. Ästhetische und sprachpsychologische Studie.

Heft 1. Ladendorf O., Heyses dramatischer Erstling — ‚Francesca von Rimini' (Berlin 1850).

Witzmann, Max Eyth (geb. 6. Mai 1836; gest. 25. August 1906).

Sprechzimmer. 2. Liebmann K., Kontusche [in Kotzebues ‚Deutschen Kleinstädtern' Akt I, Szene 1].

Heft 2. Scheel W., Malerische und literarische Strömungen. Erinnerungen an die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung zu Berlin 1906.

Heft 2. 3. 4/5. Unbescheid H., Anzeigen aus der Schillerliteratur 1905/06.

Heft 2. Sprechzimmer. 3. Süpfle G., Goethe und J. J. Rousseau. — 5. Sprenger R., Zu Chamissos ‚Böser Markt'. — 7. Andrae A., Zu einigen Gedichten. 1. Zu Goethes ‚Verschiedene Drohung'. 2. 3. Zu Uhlands ‚Schloß am Meere' und ‚O brich nicht, Steg'. 4. Zu Zedlitz' ‚Dorfkirche'. 5. Zu Schwabs ‚Thurbrücke zu Bischofszell'.

Heft 3. 4/5. Hofmann R., Justus Möser und die deutsche Sprache.

Heft 3. Gloël H., Der seelische Gehalt von Schillers Wallenstein.

Sprechzimmer. 1. Söhns F., Analogien in der Dichtung. — 4. Schütte O., Thibaut im 1. und 2. Auftritte des Prologs zur Jungfrau von Orleans.

Heft 4/5. Becher, Vom deutschen Superlativ und seinen Verwandten.

Brechenmacher J. K., Friedrich der Große und der Müller von Sanssouci. Eine Untersuchung.

Sprechzimmer. 2. Peters J., Klägere trete vor. (Kleists Zerbrochener Krug Vers 574). — 3. Sprenger R. (†), Zu Adolf Pichlers Erzählung ‚Der Flüchtling'. — 5. Andrae A., Zu Lessings ‚Minna von Barnhelm' und 80. Sinngedicht.

Heft 6. Ebner E., Der ‚Professor' in der modernen deutschen Literatur.
Sprechzimmer. 2. Meyer E., Zu Goethes Egmont IV 2 (Ztschr. XIX, S. 259). — 4. Dürnwirth R., Humor im Kinderliede.
Heft 7. Hundertmarck A., Herders Ästhetik.
Sahr J., Anzeigen zur Volkskunde. I. Einleitung. Von der Volkskunde im Allgemeinen. II. Dähnhardt, Heimatklänge aus deutschen Gauen [1901/2].
Schmitt-Hartlieb M., [Joachim] Nettelbeck als Schulschriftsteller.
Sprechzimmer. 1. Rödder E., Zu Schillers Tell. I, 3_{358}. — 2. Hoffmann, Ein Beitrag zur Erklärung von Schillers ‚Fiesko'. — 3. Kahle W., Lessing und J. J. Rousseau. — 5. Hirsch F. E., Schön Suschen [Goethes ‚Johanna Sebus'].
Heft 8. Hoppe W. †, Die Bedeutung der Pädagogik Jean Pauls für die Gegenwart. Zur Jahrhundertfeier der ‚Levana'.
Heft 8. 9. 10. 11. Söhns F., Erweiterungen und Ergänzungen zu Wustmanns Sprichwörtlichen Redensarten.
Heft 8. Baumgarten B., Nachtlyrik. Studie zum ‚Hausbuch deutscher Lyrik.
Sprechzimmer. 5. Rahm, Matthias Claudius' ‚Lied hinterm Ofen zu singen', in der Schule.
Heft 9. 10. Hackemann A., Goethe und sein Freund Philipp Moritz.
Heft 9. Fleischmann A., Ursprung und Bedeutung von Schillers Ballade: Der Taucher. — Führt zwei Quellen an: 1. P. Brydones Reisen durch Sizilien und Maltha. 2., nach der neuesten Englischen Ausgabe verbesserte Auflage. Leipzig, Junius. 1777. 1, S. 63 f.; 2. Deß Herrn Thevenots Reisen in Europa, Asia und Africa ... Frankfurt am Mayn, Philipp Fievet. 1693. 4. In dieser zweiten Quelle findet sich auch das Motiv der Liebe.
Sprechzimmer. 2. Andrae A., Zum 8. Sonderheft der ‚Woche' [Bemerkungen zu einigen der in diesem Hefte vereinigten Balladen]. — 4. Maurer Th., Zu Schillers ‚Spaziergang'. — 5. Damköhler E., Zu Schillers Gang nach dem Eisenhammer.
Bücherbesprechungen. Wirth A., Böckel: Psychologie der Volksdichtung. — Verbeeck P., Engel: Geschichte der deutschen Literatur.
Heft 10. Lehmann R., Poetik als Wertlehre.
Sprechzimmer. 1. Hoffmann, Volkshumor in fränkischen Namen. — 2. Löschhorn K., Zur Entstehungszeit des Liedes: ‚Ein' feste Burg ist unser Gott'.
Bücherbesprechungen. Böhme L., Bartels: Geschichte der deutschen Literatur; Bartels: Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur.
Heft 11. Neubauer R., Die ‚Heuschrecke' oder der ‚Grashüpfer' [Wortgeschichtliches].
Zart G., Die ägyptische Quelle des Schillerschen Gedichtes ‚Das verschleierte Bild zu Sais'.
Sprechzimmer. 1. Eickhoff R., Uhlands ‚Schenk von Limburg'. — 2. Schütte O., Zur Erklärung des Namens Scharnhorst [Elsternhorst]. — 3. Gebhardt A., ‚Eisenklar wie ein Haar'. (Zeitschr. XIX, 599. XX, 795.)
Heft 12. Wülfing J. E., Der Sprachdummheiten [von G. Wustmann] dritte Auflage. [1903.]
22. Jahrgang. 1908. Heft 1. Meyer W., Die Metathesis als Grundgesetz der menschlichen Sprache.
Kraemer A., Über Analogien bei Schriftstellern und deren literarhistorische Bedeutung mit besonderer Berücksichtigung von Schillers ‚Wilhelm Tell' und Cäsars Werk über den gallischen Krieg.
Kozlowski F. v., Die Schäferpoesie und der junge Goethe.
Sehmsdorf, Heyses ‚Colberg' als Schullektüre.
Sprechzimmer. 4. Löschhorn K., Einige Worte über das älteste deutsche geistliche Volkslied [‚Christ ist erstanden'].

Heft 3. Wilke E., Eine [Rudolf] Hildebrandstudie auf Grund des Grimmschen Wörterbuches. — Gedanke und Gedächtnis. Gefühl und Gemüt. Geist und Genie.

Salten A. v., Die Nibelungen in Sage und Geschichte.

Steinhäuser, Ein Beitrag zur Charakteristik Wilhelm Tells.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung.

VIII. Band. Heft 4. 1907. Goetze A., Treffen.

Behaghel O., Zum substantivirten Infinitiv.

Wehrle H., Die deutschen Namen der Himmelsrichtungen und Winde. II (Schluß).

Lexikographische Berichte. Götze A., Das Wörterbuch der Elsässischen Mundarten. — Kluge F., Das schwäbische Wörterbuch.

Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz von Wülfing, H. Krebs und E. Hoffmann-Krayer.

IX. Band. Heft 1. Kluyver A., Schabernac als Weinname.

Wahl G., Zur Geschichte des Wortes Notzucht.

Bartholomae Ch., Beiträge zur Etymologie der germanischen Sprachen. IV. — 11. Got. wairths. nhd. Wert. 12. Nhd. ge-(got. ga-). 13. Nhd. schön.

Vasmer M., Etymologien. — 1. Skorbut. 2. Grippe. 3. Sklave. 4. Wonitz [d. i. der Vogel Chloris hortensis].

Behaghel O., Statt daß — anstatt daß.

Steig R., ‚Die Mannigfalt' bei Goethe [Campagne in Frankreich 1792. 1822 S. 301].

Borst E., Glänzendes Elend.

Baist G., Karniffel.

Meyer R. M., Fahnenworte. Eine Anfrage.

Maas A., Die Zusammensetzungen von ‚Dichter'. Eine Ergänzung zum Grimmschen Wörterbuch.

Stimmel E., Nachlese zu den Wörterbüchern der Weidmannssprache.

Hirsch F. E., Wiener Kundensprache (1860). — Aus Heinrich Ritter von Levitschniggs, genauen Kenners des Verbrechertums, 1863 erschienenem Romane ‚Die Leiche im Koffer'.

Wunderlich H. und K. v. Bahder, Zum Grimmschen Wörterbuch.

Heft 2. Götze A., Meine Wenigkeit.

Schulz H., Prellen.

Kluge F., Lotse.

Kluge F., Verließ.

Kluge F., Duft und Dust.

Wülfing J. E., Er hilft uns frei [= tüchtig] aus aller Not.

Aus Johann Valentin Pietschs Gedichten. Zusammengestellt von E. Reichel.

Weber H. J., ‚Grazie' bei Winckelmann.

Tschersig H., Aus Platens Gaselen.

Arnold R. F., Wortgeschichtliche Belege.

Heft 4. Wehrle H., Volkstümliche Windnamen.

Schulz H., Die Namen der Wochentage in der Sprache der Freiburger Urkunden und Protokolle.

Maas A., Die neuhochdeutschen Bezeichnungen für ‚Verfasser literarischer Werke'. I. Teil. Die Schriftstellerei.

Branky F., Moderne Hundenamen. — Nachtrag von O. Schütte in Bd. X. Heft 1. S. 63.

Ladendorf O., Schlagworte und Verwandtes.

Windel R., Zur Sprache des Pennalismus.

Feldmann W., Randglossen zum ‚Ladendorf'.

Feldmann W., Geflügelte Worte. 1. Worte, die im ‚Büchmann' gebucht sind. 2. Worte, die im ‚Büchmann' fehlen.

Kern A., Miscellen: Mittelstand. Weltwirtschaft.

Kluge F., Allerlei Berichtigungen.

Wülfing J. E., Umfragen.

Bücherschau. Feldmann W., Lipperheide: Sprichwörterbuch; Büchmann: Geflügelte Worte [23].

X. Band. 1908. Heft 1. Gaebel A., Wortgeschichtliches aus Herder.

Weber H. F., ‚Geschmack' bei Winckelmann.

Müller J., Jean Paul als Wortschöpfer und Stilist.

Behaghel O., mer = man; Zum Gebrauch der Präposition ‚mit'.

Kluyver A., Schoband [Abdecker usw.].

Borst E., Halkyonische Tage. (Zuschrift 2, 69. 3, 146. 7, 45).

Kluge F., Zum Festkalender.

Zimmermann A., Zur Entstehung des Ausdrucks ‚Schubjack'.

Wülfing E., Eigenschaftswörter auf ‚icht'.

Götze A., Ab-, ausmärgeln.

Weise O., Kinkerlitzen und andere Deminutiva auf -litz.

Paul H., Beiträge zum deutschen Wörterbuch.

Beiheft zum 9. Band. 1907. Schumann C., Der Wortschatz von Lübeck. Probe planmäßiger Durchforschung eines mundartlichen Sprachgebietes.

Zeitschrift des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.**

21. Jahrgang. 1906. Nr. 12. Hackemann A., Zur Geschichte unserer mehrfachen Vornamen.

Pietsch P., Nochmals ge- beim Mittelwort der Vergangenheit.

22. Jahrgang. 1907. Nr. 3. Gräf E., Ärztedeutsch.

Menges H., Die Doppelvornamen.

Nr. 5. Gäderk K. Th., Wie Fritz Reuter die deutsche Sprache rein hielt.

Nr. 7/8. Zur Verdeutschung des Wortes ‚Energie'.

Nr. 9. Kunze R., Deutsche Pilzkunde [Pilz-Namen; Redensarten].

[Joh. Stephan] Pütter [1725 bis 1807] und die deutsche Sprache.

Nr. 10. Winzer O., Straßennamen.

23. Jahrgang. 1908. Nr. 1. Scheid N., S. J., Eine philosophische Wortdeutungslehre aus dem Jahre 1663 [Joh. Clauberg, Deutsche Wortdeutungskunst aus philosophischen Quellen hergeleitet].

Hofmann J., Sprachliches über die Luftschiffahrt.

Nr. 2. Imme Th., Die deutsche Bergmannssprache.

Schütte O., Wilhelm Raabe und die Fremdwörter.

Nr. 3. Schütte O., Deutsche Vornamen schon eine Forderung Fischarts.

Wissenschaftliche Beihefte zur **Zeitschrift** des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.**

4. Reihe. Heft 28. 1906. Matthias Th., Moltke in der Sprache seiner Briefe.

Heft 29. 1907. Pietsch P., Leibniz und die deutsche Sprache. — Einleitung. I. Leibnizens Abhandlung über die beste Vortragsweise des Philosophen [in deutscher Übersetzung]. II. Ermahnung an die Teutsche, ihren verstand und sprache beßer zu üben, sammt beygefügten vorschlag einer Teutsch gesinten Gesellschaft.

Zeitschrift für **Deutsche Mundarten** ... herausgegeben von O. Heilig und Ph. Lenz.

Jahrgang 1907. Heft 1. 3 und Jahrgang 1908. Heft 1. Philipp O., Die Bach. Ein Beitrag zur Geographie der deutschen Mundarten.

Heft 1 und Jahrgang 1908. Heft 1. Lang A., Grenzen, Unterschiede und Herkunft des Westerzgebirgischen.

Müller C., Obersächsische Femina auf che (ke).

Heft 1. 3. Unseld W., Schwäbische Sprichwörter und Redensarten gesammelt in Stuttgart, Tübingen, Ulm und Blaubeuren.

Heft 1. Heilig O., Alte Flurbenennungen aus Baden (Fortsetzung).

Heft 1. 4. Wörterbuch der Mundart von Habkern, aufgenommen von E. Walthard, Pfarrer in Habkern von 1840—1857. Herausgegeben von W. Hopf.

Heft 1. Reuß W., Die Deklination des Substantivs in der Friedberger Mundart.

Bücherbesprechungen. Meisinger O., Joh. Peter Hebel: Sämtliche poetische Werke. Hg. von Keller.

Heft 2. Bohnenberger K., Von der alemannisch-fränkischen Mundartgrenze am Neckar.

Heft 2. 3. 4 und Jahrgang 1908. Heft 1. Teuchert H., Laut- und Flexionslehre der neumärkischen Mundart.

Heft 2. Gebhardt A., Behaghels ‚Deutsches Akzentgesetz' und die Mundarten um Nürnberg. — Dazu Berichtigungen in Heft 3 S. 286.

Hertel L., Ein blinder Forscher und Dialektdichter. Gedenkblatt zum 100jährigen Geburtstag von Ch. L[udwig] Wucke (1807/83).

Zwei Erzählungen in mitteleichsfeldischer Mundart. Mitgeteilt von K. Hentrich.

Sprüche und Sprichwörter vom Mitteleichsfelde. Gesammelt von K. Hentrich.

Graebisch F., I. Ich habe geben müssen und Verwandtes. II. Ich habe ihn singen hören und Verwandtes. Nachtrag zu Jahrgang 1906. S. 193 ff.

Heft 3. 4. Alles K., Beiträge zur Substantivflexion der Oberhessischen Mundarten.

Heft 3. und Jahrgang 1908. Heft 1. Wanner E., Lautlehre der Mundart von Zaisenhausen.

Heft 4. Weise O., Mundartliche Imperative auf -k.

Schoof W., Sprachproben in Schwälmer Mundart.

Engelmann R., Ein luxemburgisches Wörterbuch [1907 erschienen. Besprechung].

Jahrgang 1908. Heft 1. Müller C. F., Die Quelle für Fr. Reuters Läuschen: Adjus, Herr Leutnant (I, 9). — Eine auffallend mit Reuters Läuschen übereinstimmende Situation findet sich in der Erzählung von Gustav Nieritz ‚Der Paukendoktor' (Ausgabe von A. Stern bei Hesse in Leipzig 1, 30), die zuerst in Nieritzens Sächsischem Volkskalender für 1843 veröffentlicht worden ist. Vermutlich ist sie die Quelle für das genannte Läuschen.

Niederdeutsches Jahrbuch. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung.

Jahrgang 1907. XXXIII. Siewert M., Die Mundart von Besten (Kreis Teltow, Provinz Brandenburg).

Teuchert H., Die Mundart von Warthe (Uckermark).

Schönhoff H., Hollen, Mönche und Aulken [Namen für die Zwerge].

Shumway D. B., Ghetelens Nye unbekande Lande. — Von dem wahrscheinlich von Angelo Trevigiano verfaßten Werke Paesi Novamente Ritrovati (Vincenza 1507; 2. Auflage 1508), das sich mit den Entdeckungsreisen der Spanier und Portugiesen nach Indien und Amerika beschäftigt, existieren zwei deutsche Übersetzungen, eine hochdeutsche ‚Newe vnbekanthe landte, Vnd ein Newe weldte in kurtz verganger [!] zeythe erfunden' von Jobst Ruchamer von Nürnberg und eine niederdeutsche ‚Nye vnbekande lande vnde eine nye werldt in korter vorgangener tyd gefunden' von Hans Ghetelen aus Lübeck, beide von der Offizin des Jürgen Stuchsz in Nürnberg: die hochdeutsche am 20. September 1508, die niederdeutsche am 18. November desselben Jahres gedruckt. Während die hochdeutsche Übersetzung nach der ersten Auflage des italienischen Originals gearbeitet ist, so hat Ghetelen, über den nichts zu erforschen war, das ita-

lienische Original überhaupt nicht benützt, sondern sich an die hochdeutsche Übertragung gehalten. Trotzdem ist Ghetelens Werk von besonderem Werte, weil es das einzige bis jetzt bekannte niederdeutsche ist, das vor 1612 die Geschichte der Entdeckungsreisen beschreibt ,und uns ein Mittel in die Hand gibt, den mnd. Wortschatz nach seiner geographischen Seite hin ergänzen zu können'. Schon Latendorf hat 1874 darauf hingewiesen und einen Neudruck verlangt. So weit bekannt existiert nur eine einziges Exemplar, u. z. in der Bibliothek des verstorbenen John Carter Brown in Providence, Rhode-Island.

Mackel E., Die Mundart der Prignitz. (Fortsetzung, vgl. Jahrbuch 31, 65 ff. und 32, 1 ff.)

Westerfeld H., Gewerksausdrücke aus Belm bei Osnabrück.

Schröder E., Düttchen. Geschichte eines Münznamens; Papphahn. Ein mecklenburgischer Münzname.

Baesecke G., Der eren tafel. — Aus der Handschrift Cod. Helmst. (pap.) 1121 Bl. 100 a bis 107 a (b) in Wolfenbüttel: ,Der eren tafelen wart erst ghelecht'.

Baesecke G., Der Tisch im Himmelreich. Aus der Handschrift Cod. Helmst. (pap.) 894 Bl. 56 a bis 60 b in Wolfenbüttel: Van deme dissche etc ,Eyn disch im hymmelrike stad'.

Damköhler E., Zu mittelniederdeutschen Gedichten. 1. Zu Pseudo-Gerhard von Minden. 2. Zu Reinke de vos. 3. Zu Dat nye schip van Narragonien. 4. Zu Daniel von Soest. Hg. von F. Jostes 1888.

Holst C., Zur Aussprache in Fritz Reuters Heimat.

Kohfeldt G., Plattdeutsche mecklenburgische Bauerngespräche aus der Zeit der Karl Leopold'schen Streitigkeiten (1719—34). — Nach Handschriften in der Rostocker Universitäts-Bibliothek und in der Schweriner Regierungs-Bibliothek: 1. Ein Funckel Nagel Nie gespräcke tüssken Twey Meckelnborgske Buhren . . . (1734) ,Sitt wohl tausahmen hier, o rück herup en bäten'. 2. En ahrtlick gespräcke twischen twey Mecklenbörgischen Buhren . . . ,En goden Dag, iie Lüd, sitt man hier alltohope'.

Korrespondenzblatt des **Vereins** für **niederdeutsche Sprachforschung.**

Jahrgang 1906. Heft XXVII. Nr. 6. Feit P., Karnöffelspiel [Kartenspiel].

Jahrgang 1907. Heft XXVIII. Nr. 1. Müller C. F., Begrismulen [bei Reuter]. Zu Fr. Reuters Dörchläuchting.

Nr. 2. Ferber R., Zum Brausbartspiel. — Abdruck des ,Brausbart-Liedes' aus dem gegen Ende des 18. Jahrhunderts erschienenen ,Neuen gesellschaftlichen Liederbuch' (Hamburg, H. C. Zimmer. o. J.) Nr. 159: ,Ihr Herren, kommt herein, und trinket alten Wein'. Vgl. Nr. 4.

Nr. 3. Schröder L., K. Wehrhan, O. Mensing, F. Wippermann und C. Walther, Das Rätsel vom Ei (XXVIII, 26).

Glöde O., Schwedische und mecklenburgische Sprichwörter.

Nr. 4. Feit P., Erklärung des Brausbartliedes. — Vgl. Nr. 2.

Nr. 5. Walther C., Zur Redensart ,flöten gehn' (XXVIII, 31. 39).

Philologiae Novitates.

1907. Heft 1. Petsch R., Zu Lessings ,Faust'.

Zeitschrift für **vergleichende Literaturgeschichte.**

Neue Folge. XVII. Band. 1907. Heft 1/2. Asmus R., Schiller und Julian. — Folgt den mittelbaren Spuren der von Schiller geplanten Juliandichtung.

Kraus E., Abwehr. — Gegen A. Tille, Das deutsche Faustsstück usw. (Zeitschrift für Bücherfreunde 10, 129 ff.).

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte.

7. Band. 1907. Heft 1. Asmus R., Hypatia in Tradition und Dichtung. — Schillers Projekt (an Körner 1791 November 28) S. 28 f., Kingsleys Roman (1853) S. 30/35, auf dessen Schultern Arnold Beers Tragödie (1878) steht S. 35/38, Fritz Mauthners Roman (1892) S. 38/44, u. a. — In Heft 2 bringen M. Pierrotet und E. Horner Nachträge zum Hypatiaaufsatz.

Pick A., Studien zu den deutschen Anakreontikern des XVIII. Jahrhunderts, insbesondere J. W. L. Gleims.

Henkel H., Nachträge. I. Vom Blankvers bei Shakespeare und im deutschen Drama. II. Zu Goethe und die Bibel.

Besprechungen. Skutsch F., Reich: Der Mimus (1903).

Golz B., Friedr. Hebbel: Sämtliche Werke besorgt von R. M. Werner. 2. Abteilung: Tagebücher.

Kilian E., Kaulfuß-Diesch: Die Inszenierung des deutschen Dramas usw. (1905).

Hofmann H., Drescher: Die Quellen zu Hauffs 'Lichtenstein' (1905).

Hofmann H., Wenger: Historische Romane deutscher Romantiker.

Notizen. Petzet E., [Über den Verbleib der verschiedenen Porträts Platens].

Distel Th., Böttiger über den jungen Tieck [in einem Briefe an Chn. Gtfr. Schütz, Weimar 1798 Februar 14].

Heft 2. Blümml E. K., Zur Motivengeschichte des deutschen Volksliedes. — II. Die Volslieder von der Lilie als Grabesblume.

Katona L., Zum Schwank vom zögernden Dieb. — Die Quelle von der Bearbeitung dieses Schwankes bei Tendlau 'Fellmeiers Abende' Nr. XXII, 150 f. ist Petrus Alphonsi Disciplina clericalis. Ausführlicher erzählt denselben Schwank mit Hinweis auf Petrus Alphonsus die Scala coeli des Johannes Junior oder Gobii, dessen Variante nach der Ulmer Ausgabe vom Jahre 1480 im Wortlaute mitgeteilt wird.

Stemplinger E., Literarische Widersprüche. — Anachronismen, Widersprüche infolge Vergeßlichkeit des Autors.

Dessauer E., Wackenroders 'Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders' in ihrem Verhältnis zu Vasari. — Auch in einem Sonderabdrucke. Berlin 1905, A. Duncker. 1 M.

Werner R. M. und O. Warnatsch, Blattfüllsel. — I. Gesundlachen. II. Schönheitsbeweis. III. Münchhausen. IV. Zu Wilhelm Müllers 'Müllerliedern'. V. Naturalismus. VI. Bigaice [bei Fischart = polnisch 'biegac' (laufen)]. VII. [Schillers Braut von Messina und Livius I, 3, 4].

Besprechungen. Geiger L., Chuquet: Etudes d'histoire (1903). — Die Besprechung bezieht sich ausschließlich auf die Studie 'Le révolutionaire George Forster' und bringt am Schlusse zwei französische Briefe Forsters an Katharina Schweighäuser (Mayence 1793 Jan. 22. März 11) zum Abdruck.

Dreyer A., Petzet: Paul Heyse als Dramatiker (1904).

Heft 3. 4. Veit F., Graf Platens Nachbildungen aus dem Diwan des Hafis und ihr persisches Original.

Heft 3. Beinert J., Christian Weises Romane in ihrem Verhältnis zu Moscherosch und Grimmelshausen.

Manacorda G., Zu den Quellen Hans Sachsischer Motive. — 1. Das Narrenbad 2. Die 18 Schönheiten einer Jungfrau. 3. Die ungleichen Kinder Eve. 4. Der Pfaff im Meßgewandt.

Lautenbach J., Zur Parömiologie.

Schulze B., Zu Heinrich von Kleists Briefen und zu den 'Abendblättern'.

Henkel H. Zu Goethes Bruchstück 'Die Befreiung des Prometheus'.

Besprechungen. Hoffmann P., Fries: Stilistische und vergleichende Forschungen zu H. v. Kleist (1906).

Notizen. Distel Th., Ein ‚außerordentliches Ergänzungsblatt zur allgemeinen Literaturzeitung. Halle, Sonntag, den 16ten September 1821'. — Abdruck einer Scherzzeitung zur Hochzeit des Komponisten Musikdirektors Wilhelm [vielmehr Karl] Löwe in Stettin mit der Schwester Talvjs Julie von Jakob aus Halle.

Heft 4. Dreyer A., Justinus Kerners Briefwechsel mit Franz von Kobell. — Briefe von Kerner an Kobell 1846/58.

Kilian E., Schreyvogels Bühnenbearbeitung des Käthchen von Heilbronn. Ein Beitrag zur Bühnengeschichte des Stückes. — Schreyvogels am 22. November 1821 zum ersten Mal gespielte Bearbeitung befindet sich handschriftlich im Burgtheaterarchiv (Ms. Nr. 593 S): darnach das Szenarium des Stückes S. 460/67. Spätere Bearbeitungen von Laube, Edu. Devrient, Dingelstedt, Fed. Wehl, Karl Siegen usw. S. 475/82.

Besprechungen. Kipka K., Speck: Katilina im Drama der Weltliteratur (1906).

Bormann W., Zeitler: Taten und Worte (1903).

VIII. Band. 1908. Heft 1. Werner R. M., Historische und poetische Chronologie bei Grimmelshausen. Einleitung. I. Simplicius Simplicissimus. II. Die Continuationen.

Schmidt G. C., Der Rattenfänger von Hameln im ‚Wunderhorn'. — Das Lied ist weder von Arnim noch von Brentano verfaßt worden.

Besprechungen. Stiefel A. L., Brie: Eulenspiegel in England (1903).

Kipka K., Rea: Schillers dramas and poems in England (1906).

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.

CXVII. (der neuen Serie XVII.) Band. Heft 3/4. 1906. (Herausgegeben Januar 1907). Kopp A., ‚Die Liederhandschrift des Petrus Fabricius' (Schluß).

Kabel P., Die Quellen für Heines ‚Bimini' und ‚Mohrenkönig'. — Für ‚Bimini': Washington Irving's Voyages and Discoveries of the Companions of Columbus (1831); für den ‚Mohrenkönig': W. Irvings ‚Conquest of Granada' (1829). S. 256[1] verweist der Verf. auf Hessel, Dichtungen von Heinrich Heine 1887. S. 334/6.

Tobler R., Der Schuster und der Reiche. — Geschichte des Stoffes der Lafontaineschen Fabel ‚Le Savetier et le Financier'. Bearbeitung des Stoffes in Deutschland (Hagedorn, Johann der Seifensieder) S. 342 ff.

Gauchat L., Sprachgeschichte eines Alpenübergangs (Furka-Oberalp).

Kleinere Mitteilungen. Hamann H., Zu Brentanos Märchen. — Szene aus einem Wiener Volksstücke, das Canelli in seinen Memoiren (1, 250 f.) anführt, verwandt mit einer Stelle in Brentanos Märchen ‚Schulmeister Klopfstock und seine fünf Söhne'.

Beurteilungen und kurze Anzeigen. Leitzmann A., Euling: Die Priamel bis Hans Rosenplüt (1905).

Wüst P., Arndt: Die Personennamen der deutschen Schauspiele des Mittelalters (1904).

Plaut J., Merker: Studien zur neuhochdeutschen Legendendichtung.

LXI. Jahrgang. CXVIII (XVIII.) Band. 1907. Heft 1/2. 3/4 und CXIX (XIX.) Band. Heft 1/2. Blümml E. K., Volksliedmiszellen III. — CXVIII. Heft 1/2: 1. Zwei historische Volkslieder über Herzog Ulrich von Württemberg aus 1534 [Varianten zu zwei bei Steiff-Mehring 1901 Nr. 61 und 64 abgedruckten Liedern aus den Handschriften Mh. 761 und Mh. 463 der Tübinger Universitätsbibliothek]. — 2. Warum die Liebe keine Sünde ist [ein Rundās, der schon 1788 aus dem handschriftlichen Liederbuch des Studiosus Joh. Georg Wogau, Universitätsbibl. Tübingen Md. 583, zu belegen ist]. — 3. Simrocks ‚St. Gertruden Minne' und ihr Verhältnis zur Volksliedvorlage. — 4. Der bucklige Hans [‚Der buckhlet hannß bin ich genant', ein bisher unbekanntes bayrisches

Volkslied aus der Handschrift Md. 290 von ca 1670 der Tübinger Universitätsbibliothek abgedruckt]. — 5. Zwei Gasselsprüche aus Steiermark [nach einer aus ca 1850 stammenden Handschrift Nr. 660 des steiermärkischen Landesarchivs zu Graz: 1. ‚Ich bring dir ein' freundlichen Gruß'. 2. ‚Zu wünschen hab ich an dich']. — 6. Eß- und Trinklied. [Von dem eßen vnd trinckhen ‚Eßen vnd trinkhen vnd anders guets leben'. Aus der bei 4 genannten Handschrift]. — 7. Joh. Nep. Vogls ‚Drei Winterrosen' [ist nichts als eine Übertragung und teilweise Bearbeitung der kuhländischen Fassung des Volksliedes bei J. G. Meinert, Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens 1, 1817, S. 95 ff.]. — 8. Spottlied auf einen Bäcker [Peckhenliedt ‚Ainßmahlß thet ich mich vnderstan'. Aus der unter 4 genannten Handschrift. Blümml vermutet, es sei bisher nicht bekannt]. — 9. Joh. Nep. Vogls ‚Tod von Basel' [freie Bearbeitung der Fassung des Gedichtes in Nicolais Kleynem feynem Almanach 1, 1777. S. 147 ff.]. — Heft 3/4: 10. Das Konzert [bayrisches Lied, „das die Leiden eines Ehemannes schildert und bisher noch unbekannt zu sein scheint," aus der bei 4 genannten Handschrift ‚Wan ainer ainmahl gheurat hat']. — 11. Der Kampf als Reigen [dies Motiv in neuester Zeit von Frz. Keim in seinem Epos ‚Stefan Fadinger' Wien 1898 verwendet]. — 12. Hochzeitslied [Die guette nacht ‚Alde, der mueth, der ist vergangen', bisher unbekannt, aus der bei 4 genannten Handschrift abgedruckt]. — 13. Des Heiratslustigen Hausrat [‚Wenn ich nur ein Mädchen hätte'. Aus der Sammelhandschrift Md. 506. X. Bl. 79 der Tübinger Universitätsbibliothek]. — 14. Neujahrslied [aus Bayern, Geisenhausen, ca 1650: Der welt zum neuen jahr ‚Ich mueß die welt mit einem gsang', bisher unbekannt, aus der bei 4 genannten Handschrift abgedruckt]. — 15. Zum Almsee-Echo' [Verfasser: Anton Schosser. Wieder abgedruckt aus dessen ‚Naturbildern' Linz 1849 S. 58 ff.]. — 16. Vom wilden Ochsen [bayrisches Lied aus ca 1650: ‚Ein paur het vor kurzer Zeit'. Aus der bei 4 genannten Handschrift abgedruckt]. — 17. Ein schönes Kapuzinerlied [Urfassung zu der bei E. Meier, Schwäbische Volkslieder 1855 Nr. 74 stehenden Aufzeichnung aus Schwaben: ‚Gott hat ja nichts bessers geben'. Nach der aus ca 1850 stammenden Handschrift Nr. 659 des Steiermärkischen Landesarchivs in Graz mitgeteilt]. — 18. Der Pinzgauer Wallfahrt [Parallele dazu aus der bei 4 genannten Handschrift abgedruckt: Creuzgang, wie die paurn wegen der finsternuß mit der procession nacher Otting gangen ‚Am nächten, wie die dunkhel war, alleluja'. Aus ca 1650]. — 19. Die kranke Schwoagerin [Verfasser: Anton Schosser. Originaltext aus dessen ‚Naturbildern' Linz 1849 S. 73 ff. und Variante nach der aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammenden Handschrift Nr. 1414 des Steiermärkischen Landesarchivs in Graz]. — 20. Ein geistliches Nachtwächterlied [Das geistliche Wachterlied ‚Um achte betrachte'. Aus der bei 17 genannten Handschrift abgedruckt]. — CXIX. Heft 1/2: 21. Das ‚Landsknechtlied' von [Ludwig] Bowitsch [in dessen ‚Volksliedern' 1861] und seine Volksliedervorlage [Umdichtung von Uhland Nr. 189]. — 22. Die wandernde Seele [Geistliches Lied ‚Wo geht die Reis' nun hin', aus der bei 17 genannten Handschrift abgedruckt]. — 23. Ludwig Bowitsch und das Schnaderhüpfel [nur zwei Gedichte in seinen ‚Volksliedern' 1861, S. 16 f. 125 f. zeigen direkte Benützung von Vierzeilern]. — 24. ‚Die Kündigung' von Bowitsch [Volkslieder 1861 S. 57] und ihre Volksliedquelle [‚Des Handwerksburschen Abschied': Simrock, Die deutschen Volkslieder 1851 S. 424 ff.]. — 25. Historisches Lied auf Kaiser Karl VII. [Lied. Aus der Zeit der großen Kaiserin ‚Geh, Bärtl, nihm ein Degen'. Abgedruckt aus der bei Nr. 17 genannten Handschrift]. — 26. Zum ‚Schnitter Tod' [‚Es ist ein Schnitter, heißt der Tod', zuerst 1637 zu Regensburg gesungen, verwendet von Paul Heyse in seinem vieraktigen Volksschauspiel ‚Die schlimmen Brüder': Deutsche Dichtung hg. von Franzos. IX, 1891, S. 175 a]. — 27. Der geistlich Vogelgesang [‚Wolauf, ihr kleine Waldvögelein'. Aus der bei 17 genannten Hand-

schrift abgedruckt.] — 28. Zur Würdigung des Wunderhorns in Schwaben [Benützung des Wunderhorns durch die schwäbischen Dichter. In Ludwig Bauers Roman ‚Die Überschwänglichen' 1836 S. 141/4 werden die Herausgeber des Wunderhorns satirisch gegeißelt]. — 29. Klamer Schmidts ‚Markgrafens Töchterlein', ‚Es ritt ein Ritter mit seinem Knappen': Göttinger Musenalmanach 1802 S. 44 f.] und das Volkslied. — 30. Klamer Schmidts Gedicht ‚Der Sonntag' in seinen Beziehungen zum Volkslied [‚Der Sonntag, der Sonntag in aller Früh': Vossischer Musenalmanach 1798 S. 94 f.].

CXVIII. Heft 1/2. Steig R., Zu Grimms Märchen. — Als Herausgeber der 32. Auflage der Grimmschen ‚Kinder- und Hausmärchen' teilt Steig mit, was sich ihm bei seiner Arbeit zu sprachlichen Bemerkungen ergab.

Vollmer E., Drei Briefe von S. T. Coleridge aus Deutschland [1799].

Kleinere Mitteilungen. Herzfeld G., Deutsches Theater in London vor hundert Jahren [anschließend an F. Ch. A. Hasses Bericht in F. Kinds ‚Muse' 1816. 3, 114 ff.].

Manacorda G., Le ‚Misaulus' d'Ulrich Hutten et ses sources.

Beurteilungen und kurze Anzeigen. Herrmann H., Graf: Rahel Varnhagen und die Romantik (1903).

Kröger E., Shakespeare: Dramatische Werke. Übersetzt von Schlegel und Tieck . . . . 33. Auflage, revidiert von H. Conrad. 1bändige Ausgabe o. J.

Heft 3/4. Ransmeier J. C., Heines ‚Reisebilder' und Laurence Sterne.

Morel L., [Goethes] Werther au théâtre en France.

Kleinere Mitteilungen. Priebsch R., Zur Wertschätzung von Wielands ‚Oberon' in England. — Petsch R., Zur Valentins-Szene in Goethes ‚Faust'. — Mackall L. L., The Source of the Musarion Verses in Goethe's Maskenzug 1818.

Beurteilungen und kurze Anzeigen. Meyer R. M., Kutscher: Das Naturgefühl in Goethes Lyrik. — Petsch R., Neuere Literatur zur Volkskunde [Beiträge zur Volkskunde, hg. von Mogk; Volkskunde im Breisgau, hg. von Pfaff; Gaßmann: Das Volkslied im Luzerner Wiggertal und Hinterland; Panzer: Märchen, Sage und Dichtung].

CXIX. (XIX.) Band. Heft 1/2. 1907. Ludwig A., Ein Dramenentwurf Ludwig Uhlands [‚Bernardo del Carpio'] und seine spanischen Quellen.

Morel L., Les principales traductions de Werther et les jugements de la critique (1776—1872).

Tobler A., Friedrich Diez' Gedicht an Karl Ebenau [S. 165 ff.: Juni 1816 ‚Welch süßes Wunder nimmt den Sinn gefangen'].

Kleinere Mitteilungen. Mackall L. L., Goethe's Lines in Johnson's Dictionary.

Ritter O., Beiträge zur deutschen Wortkunde.

Beurteilungen und kurze Anzeigen: Meyer R. M., Stapfer: Études sur Goethe.

Herzfeld G., Reed: The influence of Salomon Gessner upon English Literature.

Heft 3/4. Hahn O. und W. Mangold, Gedenkblatt zum goldenen Jubiläum der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 26. Oktober 1907.

CXX. (XX.) Band. 1908. Heft 1/2. Meyer R. M., Deutsche und englische Dichtersprache.

Herzfeld G., Aus Henry Crabb Robinsons Nachlaß. (Brentano, Goethe, Herder).

Cornicelius M., Die Enkel Winkelrieds [Epische Dichtung von Salomon Tobler. 1837: Gottfried Kellers ‚Verschiedene Freiheitskämpfer', u. a.].

Kleinere Mitteilungen. Hamann H., Zu Gerhart Hauptmanns Versunkener Glocke.

Beurteilungen und kurze Anzeigen. Daffis H., Meyer; Meyer: Grundriß der neueren deutschen Literaturgeschichte². — Mit Berichtigungen und Ergänzungen.

Petsch R., Neue Schillerliteratur.

Die neueren Sprachen.

XIV. Band. 1906/7. Heft 10. Eidam Ch., Über Kordelias Antwort (King Lear 1, 97/100) sowie über die Neubearbeitung des Schlegel-Tieck.

XV. Band. 1907. Heft 3. Badke G., Die neue Shakespeare-Revision [von H. Conrad].

Modern Language Notes.

Vol. XXI. 1906. No. 8. Baker G. M., Graf Friedrich von Stolberg in England.

Mackall L. L., St. Hubertus in Goethes St. Rochusfest zu Bingen.

Richards A. E., Der Teufel ist los. By Christian Felix Weiße.

Klenze C. v., Vogel: Aus Goethes Römischen Tagen (1905).

Vol. XXII. 1907. No. 1. Beam J. N., Richard Strauß' ‚Salome' and Heines ‚Atta Troll'.

No. 2. Richards A. E., Some Faustus Notes.

Pope P. R., Deutsches Liederbuch für amerikanische Studenten (Boston 1906).

No. 3. Baker Th. St., Thayer: Laurence Sterne in Germany (1905).

Correspondence. Colwell W. A., The first english translator of Wielands Oberon [James Sixt der jüngere † 1786].

No. 4. Baker G. M., An early english translation of Miss Sara Sampson [von Miß Eleanor H., unter dem Titel ‚The Fatal Elopement' erschienen in ‚Lady's Magazine or Entertaining Companion for the Fair Sex' 1799 f.].

No. 5. Pearce J. W., Miscellaneous notes. I. [vermutet, daß der Dreireim in Scotts Lay of the Last Minstrel III, 15/17 nach dem Refrain in Schillers ‚Triumph der Liebe' gestaltet ist].

No. 6. Howard W. G., Schillers Einfluß auf Hebbel.

Glascock C. C., The use of contrasts in Sudermanns plays.

Vol. XXIII. 1908. No. 1. Heller O., A misinterpreted passage in Goethes ‚Hermann und Dorothea'.

No. 1. 2. Vos B. J., Notes on Heine.

No. 2. Goodnight S. H., A new stage version of Goethes ‚Faust' [Witkowskis Bühneneinrichtung].

No. 3. Danton G. H., Anton Reiser [von K. Ph. Moritz] and Asmus Semper [von Otto Ernst (Schmidt)].

Kloß W., Herodias the wild huntress in the legend of the middle ages.

Publications of the **Modern Language Association of America.**

Vol. XXII (New Series Vol XV). No. 1. 1907. Fife R. H., Jean Paul Friedrich Richter and E. T. A. Hoffmann. A study in the relations of Jean Paul to romanticism. — Introduction. Personal relations and references. Jean Pauls bizarre figures and Hoffmanns Kreisler. Minor motives common to both authors. Similarity in the ironical note. Style. conclusion.

No. 2. Howard W. G., Schiller and Hebbel. 1830—1840.

No. 3. Harris Ch., The english comedians in Germany before the thirty years' war: the financial side.

Durand W. Y., De Quincey and Carlyle in their relation to the Germans.

Howard W. G., Foure obscure allusions in Herder.

No. 4. Howard W. G., [Edmund] Burke among the forerunners of Lessing.

Modern Philology.

Vol. IV. No. 3. Wood F. A., Studies in Germanic Strong Verbs.

Schütze M., Repetition of a Word as a Means of Suspense in the German Drama under the Influence of Romanticism.

Voß E., Nachricht von J. Wimpfelings Deutschland.

Vol. V. No. 1. 1907 (July). Meyer J. J., Hindu Chips for Readers of Goethe.

Manthey-Zorn O., Friedrich Heinrich Jacobi's Home at Pempelfort.

Sapir E., Herder's ‚Ursprung der Sprache'.

No. 3. Cutting St. W., Concerning Schillers Treatment of Fate and Dramatic Guilt in his ‚Braut von Messina'.

Zeitschrift für **celtische Philologie.**

VI. Band. 1907. Heft 1. Pfeiffer M., Die Bamberger Centenarfeier zum Gedächtnis an Johann Kaspar Zeuß. [Mit Porträt.]

Englische Studien.

37. Band. 1907. Heft 3. Besprechungen. Meier K., Shakespeare: dramatische Werke. Übersetzt von Schlegel und Tieck, revidiert von H. Conrad (1905).

Glöde O., Aßmann: Studien zur A. W. Schlegelschen Shakespeare-Übersetzung. Die Wortspiele (1906).

38. Band. 1907. Heft 1. Miszellen. Petsch R., Zu Marlowe, Shakespeare und Schiller.

Kritischer Jahresbericht über die **Fortschritte** der **Romanischen Philologie** . . herausgegeben von K. Vollmöller.

VIII. Band. 1904. Erlangen 1906.

Romanische Forschungen.

XXII. Band. Heft 2. 1908. Wenderoth O., Der junge Quinet und seine Übersetzung von Herders ‚Ideen'. Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Wechselbeziehungen zwischen Frankreich und Deutschland.

Zeitschrift für **französische Sprache** und **Literatur.**

XXXII. Band. 1908. Heft 5. Abhandlungen 3. Heft. Stiefel A. L., Zum Schwank von der Rache eines betrogenen Ehemannes. — Zu Bolte: Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. Neue Folge 15, 164 7.

Zeitschrift für **französischen** und **englischen Unterricht.**

6. Band. 1907. Heft 1. Brandl A., Zu Conrads Revision von Schlegel-Tiecks Shakespeare.

Conrad H., Erwiderung.

Eidam, Die von Conrad neubearbeitete Schlegel-Tieck'sche Shakespeare-Übersetzung und die Kritik.

Archiv für **slavische Philologie.**

28. Band. 1906. Heft 4. Tropsch St., Wer ist der Übersetzer der ‚Neunzehn serbischen Lieder' in F. Försters Sängerfahrt (Berlin 1818. S. 206 18)? — Diese Übersetzung geht unter dem Namen der Brüder Grimm. Daß Wilhelm daran nicht beteiligt war, hatte schon Steig (Goethe und die Brüder Grimm. 1892. S. 165) nachgewiesen. Tropsch zeigt nun, daß jene Verdeutschung ein sprachlich verbesserter aber sachlich sehr häufig verschlechterter Abdruck aus der von Bartholomäus Kopitar am 10. Juni 1815 an Goethe geschickten Handschrift ist, welche die Übersetzung des ersten Teiles der Pjesnarica (108 Nummern) enthält. Das Manuskript befindet sich im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv; Tropsch konnte jedoch nur eine Abschrift benutzen.

29. Band. 1907. Heft 1. Spina F., Zu Prokop Šedivýs Büchlein über das Theater. — Dieses 1793 in tschechischer Sprache erschienene theoretische Büchlein über den Wert des Theaters, bis dahin für eine Originalarbeit gehalten und hoch eingeschätzt, ist nach Spina „eine ziemlich getreue — durch weite Absätze wörtliche — in den Hauptsachen gute Übersetzung der Schillerschen Abhandlung: ‚Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet‘.“

Pädagogische Zeitschriften.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Literatur** und für **Pädagogik**.

10. Jahrgang. 1907. XIX. Band. Heft 1. Hildebrand A., Lenaus Faust.

Heft 2. Petsch R., Die Walpurgisnacht in Goethes Faust.

Heft 3. Thomas R., Emanuel Geibel als Übersetzer altklassischer Dichtungen.

Heft 4. Kettner G., Lessing und Shakespeare.

Heft 5. Rösiger F., Lessings Heldenideal und der Stoizismus.

Maync H., Literaturphilologie — Literaturpsychologie — Literaturgeschichte [im Anschluß an Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung. 1906].

Petsch R., Aufgaben der Philosophiegeschichte [im Anschluß an R. Eucken, Beiträge zur Einführung in die Geschichte der Philosophie. 1906].

Heft 6. Meyer R. M., Nietzsches ‚Zarathustra‘.

Heft 7. 8. Zitelmann E., Der Rhythmus des fünffüßigen Jambus. [Auch in einem Sonderdruck. Leipzig, Teubner. 1907].

Heft 8. Harnack O., Zum hundertsten Geburtstag Friedrich Theodor Vischers (30. Juni 1907). Gedächtnisrede.

11. Jahrgang. 1908. XXI. Band. Heft 1. Meyer R. M., Das Gleichnis.

Heft 3. 4. Ermatinger E., Das Romantische bei Wieland. — I. Aufklärung und Romantik. II. Die Romantik der ersten Liebe.

Heft 4. Anzeigen und Mitteilungen. Koenigsbeck H., Ein Vorschlag Goethes zur Einführung der deutschen Sprache in Polen.

Ermatinger E., Schmidt: Fouqué, Apel, Miltitz.

Petsch R., Strich: Franz Grillparzers Ästhetik.

10. Jahrgang. 1907. XX. Band. Heft 1. Heintze A., Drei Jahre auf dem Marienstiftsgymnasium zu Stettin (1846/49). Ein Beitrag zur Geschichte des höheren Schulwesens. — Bemerkungen dazu in Heft 5 S. 289/94, von G. Bartholdy, und ‚Eine merkwürdige Episode aus der pädagogischen Wirksamkeit Ferdinand Calos‘, von G. Kunze in Heft 6 S. 348/58.

Heft 2. Clemen O., Das Vorlesungsverzeichnis der Leipziger Universität vom Jahre 1519.

Heft 3. Martens L., Akademisches Leben und Gymnasium in einem neuen Roman [Walter Bloem, Der krasse Fuchs].

Weller K., Die Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg. [Nach einem Vortrag.]

Heft 4. Anzeigen und Mitteilungen. Koenigsbeck H., Ein Notschrei gegen die ‚Grammatiker‘ aus dem 18. Jahrhundert [in Joh. Benj. Michaelis' Poetischen Werken. Karlsruhe 1783 S. 89].

Heft 7. Windel R., Über einige neulateinische Dramen, die für das Schul- und Bildungswesen des 17. Jahrhunderts von Bedeutung sind.

Heft 8. Kunze R., Arminius bei Klopstock.

Clemen O., Zwei Schulmeisterbriefe von [Johann Gigas] 1541 und [von Johann Neander] 1542.

11. Jahrgang. 1908. XXII. Band. Heft 1. Walter K., Herder und [Johann Michael] Heinze. Aus der Geschichte des weimarischen Gymnasiums.

Heft 3. Hofmann R., Volkskunde und höhere Schule.

Stutzer E., Aus Bismarcks Schulzeit.

Heft 4. Kaemmel O., Johann Jakob Reiske als Lehrer. Ein Beitrag zu seiner Biographie.

Pädagogisches Archiv.

49. Jahrgang. 1907. Heft 2. Pudor H., Die Bedeutung des Comenius für die Pädagogik unserer Zeit.

Heft 6. Faust R., J. G. Jacobi (1740—1814).

Heft 9. Lorenz G., Die Jugendbildung unserer Klassiker.

Heft 10. Fries A., Zu Bürgers Stil.

Gelbke H., F. Hermann Kahle. Zum Gedächtnis des am 9. Mai 1829 geborenen und am 5. März 1887 gestorbenen pädagogischen Schriftstellers.

Zeitschrift für das **Gymnasialwesen.**

LXI. Jahrgang. 1907. Februar bis März und ein (besonders paginiertes) Supplementheft. Ullrich R., Programmwesen und Programmbibliothek der höheren Schulen. Mit Programm-Bibliographie von 1824 bis 1906. — Eine umfängliche Abhandlung [288 + 424 S.], die gleichzeitig in einem Sonderdrucke ausgegeben wurde. Von besonderem Wert ist die Bibliographie S. 86/128 und im Supplementhefte S. 35/122 das ‚Verzeichnis ausgewählter Programme von 1824 bis 1907‘.

Mai. Kinzel K., Deutsche Literaturgeschichte in Prima. — Ablehnung von Weichers Deutscher Literaturgeschichte (1907).

LXII. Jahrgang. 1908. Februar-März. Tesch A., Ein Gedenkblatt für Friedrich Ludwig Jahn.

Blätter für das **[bayrische] Gymnasial-Schulwesen.**

43. Band. 1907. Heft 1/2. Patin A., Zu Goethes Hymne ‚Das Göttliche‘.

Heft 7/8. Petzet E., Die Verhandlungen der bayrischen Regierung mit Goethe über ein deutsches Nationalbuch. — Abdruck der Aktenstücke (Niethammers Antrag, sein Briefwechsel mit Goethe, Goethes Aufsatz) 1808/9.

Eidam Ch., Die Conradsche Revision des Schlegel-Tieck['schen Shakespeare]. — Steht auf Conrads Seite.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.**

57. Jahrgang. 1906. Heft 12. Fries A., Beobachtungen zu Goethes Stil und Metrik. — Syntaktisch-stilistische Beobachtungen. Zum ‚Egmont‘. Zum Stil der Versdramen. Zum ‚Divan‘. Zur Metrik. Lieblingsworte (vorwiegend aus der Zeit der Reife). Noch einige Lieblingsvorstellungen und -wendungen.

Weilen A. v., Bielschowsky: Friederike und Lili.

58. Jahrgang. 1907. Heft 1. Hartel W. v., Organisation der wissenschaftlichen Arbeit. Rede.

Commenda H., Ludwig Wiese. Zum Gedächtnisse der Säkularfeier seiner Geburt.

Heft 2. Castle E., Tassoprobleme. Ein Goethemosaik [nach einem Vortrag].

Miszellen. Leutner F., Frau von Krüdener und die Thränensozietät.

Heft 3. Wilhelm von Hartel.

Heft 5. Hebbels Theaterbearbeitung von Shakespeares ‚Julius Cäsar‘. Nach ungedrucktem Material mitgeteilt von R. M. Werner. — S. 385 ein Brief von Holbein an Hebbel [1848] September 22.

Heft 8/9: Hora E., Zu den Dunkelmännerbriefen.

Literarische Anzeigen. Weilen A. v., Heinrich Laube: Ausgewählte Werke hg. von H. H. Houben. — Wagner H. F., Holzmann-Bohatta: Deutsches Anonymen-Lexikon.

Heft 11. Rimpfer J., Theodor Körners Lustspiele und ihr Verhältnis zu Kotzebue. Ein Beitrag zur Charakteristik des Dramatikers Körner.

Heft 12. Literarische Anzeigen. Hock St., Novalis: Schriften. Hg. von J. Minor.

Hausenblas A., Meyer: Deutsche Stilistik.

Miszellen. Lentner F., Ein literarischer Sonderling [Julius von Voß. Auf Grund eines der Tagebuchblätter des Freiherrn Ferd. v. Biedenfeld, welches dessen Besuch bei Voß schildert].

59. Jahrgang. 1908. Heft 1. Castle E., Winckelmanns Kunsttheorie in Goethes Fortbildung.

Literarische Anzeigen. Prem S. M., Minor: Goethes Mahomet.

Miszellen. Lentner F., Ein sanftmütiger Literat [Franz Horn. Goedeke[2] 6, S. 388 f.].

Heft 2. Jauker O., Was ist Neuzeit?

Heft 3. Cerny J., Schneider: Jean Pauls Jugend usw. (1905).

Österreichische Mittelschule.

XXI. Jahrgang. 1907. Heft 2. Stitz A., Gedenkrede auf . . Wilhelm Ritter v. Hartel.

Badstüber H., Die Kunstmittel unserer deutschen Lyriker.

Korrespondenz-Blatt für das **höhere Schulwesen Württembergs.**

14. Jahrgang. 1907. Heft 7. 8. 9. Frick, Karl Moors Vorbilder und Nachläufer.

Lehrproben und **Lehrgänge** aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen.

1907. 90. Heft. Czasche R., Arndts Aufsatz über ‚Freiheit und Vaterland‘ und Uhlands Gedicht ‚An das Vaterland‘.

91. Heft. Freybe A., Die Darstellung der Art und Entartung des deutschen Volks- und Geisteslebens mittels der kontrastierenden Charakteristik in der Goetheschen Fausttragödie.

92. Heft. Willenbücher H., Versuche zur Erklärung schwieriger Stellen in Goethes Dramen.

Zeitschrift für das **Realschulwesen.**

XXXIII. Jahrgang. 1908. Heft 3. Horner E., Arnold: Das moderne Drama.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.**

17. Jahrgang. 1907. Heft 1. Wehrmann M., Einiges zur Methode und zu den Aufgaben der schulgeschichtlichen Forschung.

Galle R., Probleme der ältesten Schulgeschichte als Aufgaben der Einzelforschung. Eine hodegetische Skizze.

Krumbholz P., Aus der Geschichte der Weimarischen Volksschule unter der Regierung des Großherzogs Karl August. Vortrag.

v. Kozlowski, Beiträge zum ‚Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk‘ von Johann Georg Schlosser.

Nekrologe. Rocke G., August Israel † [25. Aug. 1906, geb. 31. Mai 1836]. — Fritzsch Th., Theodor Vogt † [10. Nov. 1906, geb. 25. Dez. 1835].

Heft 2. Schwabe E., Pläne und Versuche, um in Kursachsen eine Ritterakademie zu errichten.

Heigenmoser J., Das Rechenbuch von Johann Böschenstein [geb. 1472, † 1540] 1514.

Schneider M., Die Themata der öffentlichen Schülerdisputation am Gymnasium illustre zu Gotha im 17. Jahrhundert. — Fortsetzung in Jg. 18, Heft 1.

18. Jahrgang. 1908. Heft 1. Kampffmeyer G., Nicolaus Clenardus [Humanist, geb. 1493 oder 1494, † um 1542].

Meyer F., Der Schulplan für das Dreikronenkolleg in Köln aus dem Jahre 1552.

Neu J. M., Zu der deutsch-lateinischen Magdeburger Schulausgabe des kleinen Katechismus Luthers.

Beihefte zu den **Mitteilungen** der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.**

13. 1907. Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Sachsen. Ludwig F., Die Entstehung der kursächsischen Schulordnung von 1580. Auf Grund archivalischer Studien dargestellt.

14. Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Preußen. Wienecke F., Das preußische Garnisonsschulwesen.

Beiträge zur **Österreichischen Erziehungs-** und **Schulgeschichte.** Hg. von der österr. Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

VIII. Heft. 1906. Wotke K., Inspektionsbericht über das Brünner Gymnasium vom Jahre 1786. Eine kritische Darstellung der damaligen Gymnasialverhältnisse.

Schiffmann K., Katalog einer schulhistorischen Sammlung für das Erzherzogtum Österreich ob der Enns. I.

Wotke K., Karl Heinrich Seibts Rede: ‚Von dem Einflusse der Erziehung auf die Glückseligkeit des Staats' [Prag 1771. Mangold]. — Neudruck.

IX. Heft. 1907. Wotke K., Karl Heinrich Seibt der erste Universitätsprofessor der deutschen Sprache in Prag, ein Schüler Gellerts und Gottscheds. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschunterrichts in Österreich. Erster Teil. Seibt als Theoretiker. [Zum Abdruck gelangen Seibts akademische Abhandlungen]: I. Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf die Ausbildung des Verstandes und folglich von der Nothwendigkeit, sie mit den höhern und andern Wissenschaften zu verbinden. .. Altstadt Prag gedruckt bei Johann Joseph Clausern .. 1764. II. Von dem Nutzen der Moral in der Beredsamkeit sowohl in Absicht auf die Fertigkeit und Richtigkeit im Denken, als Genauigkeit im Ausdrucke. Ebenda 1767. III. Von dem Unterschiede des zierlichen, des Hof- und Curialstyls. Altstadt Prag, Zu finden, bey Anton Elsenwanger .. 1768 — Zweiter Theil. Seibt als praktischer Schulmann [Zur Besprechung kommen Seibts]: I. Akademische Vorübungen aus den .. Vorlesungen über die deutsche Schreibart. Altstadt Prag 1769 zu finden bey Anton Elsenwanger. II. Von den Hülfsmitteln einer guten deutschen Schreibart usw. Prag 1773. In der Mangoldischen Buchhandlung [die Eingangsrede wird S. 142/58 mitgeteilt]. III. Akademische Blumenlese. Prag 1784, in der k. k. Normalschulbuchdruckerey usw.

Wiechowski F., Ferdinand Kindermanns Versuch einer Verbindung von Elementar- und Industrieschule. (Der Forschungen zur österr. Schulgeschichte V. Teil.)

Monatshefte der **Comenius-Gesellschaft.**

16. Jahrgang. 1907. Heft 1. Langguth A., Zur Geschichte des Tugendbundes.

Heft 3. Kipfmüller B., Goethe, Maximen und Reflexionen.

Kohut A., Gottfried Wilhelm Leibniz und Königin Sophie Charlotte von Preußen.

Heft 4. Keller L., Die Großloge Zum Palmbaum und die sogenannten Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts.

Heft 5. Hohlfeld P., Karl Christian Friedrich Krause [Philosoph, geb. 1781, † 1832].

Comenius-Blätter für **Volkserziehung.**

15. Jahrgang. 1907. Heft 3. Kohut A., Anton Philipp Reclam. Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstage (geb. 28. Juni 1807). — Der Begründer der ,Universalbibliothek'.

Vorträge und **Aufsätze** aus der **Comenius-Gesellschaft.**

15. Jahrgang. 1907. Stück 2. Keller L., Die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft. Ein Rückblick am Schlusse des 15. Gesellschaftsjahres.

Deutsche Blätter für **erziehenden Unterricht.**

XXXIV. Jahrgang. 1906/7. Nr. 24. Koehler J., Paul Gerhardt als Lehrer.

Nr. 40/43. Oppermann E., Dr. Horst Keferstein. Ein Gedenkblatt seines Lebens und Wirkens.

Nr. 47. 48. Göring H., Von Kuno Fischers Geistesart. Ein Nachruf des Dankes.

XXXV. Jahrgang. 1907/8. Nr. 6/8. Foltz O., Luthers Persönlichkeit.

Fritzsch Th., Ernst Tillich [geb. 1780, † 1807]. Zur 100. Wiederkehr seines Todestages.

Deutscher Frühling. Neudeutsche Monatsschrift für Erziehung und Unterricht in Schule und Haus hg. von A. Baß. Leipzig.

1. Jahrgang. 1907. Heft 3. Matthias Th., Die Grundlagen zu Heinrich von Kleists ,Hermannsschlacht'.

Der heilige Garten. Beiträge zur Ästhetik der Kindheit.

2. Jahrgang. 1907. April. Heft 4. Lichtenberger F., Jugendliteratur. — ,Tage der Gefahr. Die Völkerschlacht bei Leipzig. Tagebuchblätter von Frdr. Rochlitz'. Der Versuch dieses Buch, das Goethe gelobt hat, für die Jugend zu erneuern, wird als verfehlt bezeichnet. Der folgende Aufsatz von F. Wöhlbier ,Zwei Experimente' kommt zu demselben Ergebnis.

Zu „Euphorion" XV, 297—300.

Entgegnung.

Fast ein Lustrum nach dem Erscheinen meines Streiter-Aufsätzchens kommt Prof. Wackernell mit einer eingehenden, durchaus mißgünstigen Kritik desselben. Ich will dazu nur das Nötigste bemerken, da die meisten Anwürfe ihren Grund in Parteigegensätzen haben, die ich nicht zu berühren wünschte. Geltend machen möchte ich aber, daß ich in meinem, zuerst in einer Zeitung erschienenen Aufsatze als Veranlassung zum Bruche zwischen Streiter und Beda nicht einzig die Austreibung der Zillertaler (1837), sondern noch eine Reihe darauffolgender Ereignisse bezeichnete und als Jahr des Bruches ausdrücklich das Jahr 1842 angegeben habe (S. 8 des Sonderabdruckes). Ein anderes betrifft das Urteil Pichlers über Streiters Fähigkeiten: ich dächte doch, daß eine Stelle, in der A. Pichler als Literarhistoriker auftritt (W. W. 12, 249), nach „allen Regeln historischer Kritik" gewichtiger ist, als Aufzeichnungen in den Tagebüchern. Wenn mir endlich Wackernell S. 298 seiner „Distellese" — wie er sich auszudrücken beliebt — entgegenhält, daß Tirol nicht erst 1816, sondern schon 1814 oder noch früher dem Hause Habsburg huldigen durfte, so weiß ich wirklich nicht, wozu diese historisch unrichtige Bemerkung dienen soll. Hier läßt sich doch nicht einmal mit sonst bei Rezensionen üblichen Wortklaubereien etwas anfangen!

Graz. S. M. Prem.

Antwort.

Prems „Aufsätzchen“ (Euphorion XIII, 284 heißt er es „einen größeren Aufsatz“) kam gleichzeitig mit Sonntags Gilm zum Vorschein; darum habe ich es auch mit diesem Buch angezeigt, etwas spät freilich; allein das haben andere Arbeiten verschuldet, und auch in der Redaktion hatte die Anzeige naturgemäß zu warten, bis sie die Reihe traf: an der Sache wird dadurch nichts geändert. „Durchaus ungünstig“? Unrichtigen Darstellungen bin ich allerdings nicht günstig, aber Prof. Prem und seinen weiteren Arbeiten gönne und wünsche ich alles Gute. Den Ausdruck „Anwurf“ hat er sich wohl nicht genügend überlegt. Aus den zwei Dutzend Einwürfen, die ich ihm gemacht, greift er drei als „das Nötigste“ heraus und sucht sich dagegen zu verteidigen; alle übrigen verdeckt er mit dem etwas geheimnisvollen Vorwand von „Parteigegensätzen“. Sollte damit Beda gemeint sein, so glaube ich, Prem könnte nun auch diese Persönlichkeit, die längst der Vergangenheit angehört, sine ira et studio würdigen; sollte aber ich damit gemeint sein, dann müßte ich gegen eine solche Unterstellung Verwahrung einlegen: ich gehöre keiner politischen Partei an und war niemals ein Anhänger fremder, sondern stets nur meiner eigenen Meinung. Verstanden! — Von den drei Rettungsversuchen behandle ich den zweiten am Schluß.

Ad 1. In meiner Anzeige steht nirgends, Prem habe als Veranlassung zum Bruche „einzig“ die Austreibung der Zillertaler bezeichnet und ein anderes Jahr als 1842 für den Bruch angegeben; sondern ich habe diesen Grund bestritten und darauf hingewiesen, daß Prem nicht gesehen hat, wie schon die weite zeitliche Entfernung zwischen der vermuteten Veranlassung und dem Bruch seine Annahme ausschließt, noch weit mehr aber der Umstand, daß Streiter gerade damals in Frömmelei verfiel. Was also Prem bekämpft, steht nicht in meiner Anzeige, und was in meiner Anzeige steht, daß die Vertreibung keine Veranlassung zum Bruch gewesen, bekämpft er nicht, gibt er demnach zu. Gegen seine übrigen Gründe hatte ich um so weniger etwas einzuwenden, als sie auch in meinem Bedabuche stehen. —

Ad 3. Prem weiß sich eine Bemerkung in meiner Anzeige nicht zu deuten; ich muß sie deshalb weiter ausführen. In seinem Heftchen schrieb er wörtlich: „Nach mehrjähriger Fremdherrschaft durfte Tirol im Mai 1816 wieder dem Hause Habsburg huldigen.“ Wer das liest, muß auf die „historisch unrichtige“ Meinung kommen, die Fremdherrschaft habe bis 1816 gedauert, während sie bereits 1814 endete. Der Satz Prems krankt an einem doppelten Gebrechen: Prem dachte an die offizielle Erbhuldigung vom 30. Mai 1816; allein die lag zwei Jahre hinter dem Ende der Fremdherrschaft; alsdann ist die Bezeichnung „huldigen“ viel zu unbestimmt für das, was er sagen wollte. Die Tiroler huldigten in jenen Jahren oft den Habsburgern, schon während der Kriege, als sie die feindlichen Wappen durch den österreichischen Adler ersetzten; ferner bei der Besitzergreifung Tirols durch die Habsburger im Juni 1814, bei der Durchreise der Kaiserin Maria Louise durch Tirol und besonders bei der Durchfahrt des Kaisers im Oktober 1815, wo der Jubel des Volkes größer war als im Mai 1816, weil nun bereits in verschiedenen Kreisen Abkühlung eingetreten war, da man deutlicher merkte, wie manches Versprechen, das früher gegeben worden war, nicht werde erfüllt werden. Hier wäre also etwas mehr „Wortklauberei“ zu wünschen gewesen. —

Ad 2. Wichtiger als dieser kleine Streit über Nebensächliches ist Punkt 2, weil er sich um ein Werk dreht, das noch oft benutzt und von dem noch oft gesprochen werden wird: ich habe ihn daher an das Ende gestellt und will ihn ausführlicher behandeln. Schon in meiner Anzeige S. 298 f. hob ich hervor, daß wir im III. Bande von Pichlers gesammelten Werken nicht die Augenblickseinfälle eines gewöhnlichen Tagebuches, sondern die wiederholt über-

prüften und endgiltigen Urteile Pichlers über die betreffenden Dinge und Personen vor uns haben. Desungeachtet stellt Prem eine frühere Äußerung Pichlers über Streiter diesen letztwilligen als gewichtiger gegenüber, weil Pichler dort „als Literarhistoriker aufgetreten" sei. Ja tritt er denn nicht auch in diesem seinem „literarischen Testament" als Literarhistoriker auf? Hat Prem die verschiedenen Charakterbilder literarischer und politischer Persönlichkeiten nicht gesehen? Nicht die Motivenforschungen, die Pichler hier niedergelegt? Nicht die literaturvergleichenden Studien? Allein mit Pichlers Äußerungen über Streiter hat es noch eine ganz besondere Bewandtnis. 1862 hatte er im „Tiroler Boten" eine scharfe Beurteilung der Persönlichkeit und literarischen Leistungen Streiters veröffentlicht. Später lagen ihm verschiedene Freunde an, er hätte dem Streiter zuviel getan und den Klerikalen damit eine Freude gemacht. Pichler war stets bereit, eine Übereilung gut zu machen, und suchte nun durch wärmeren Ton und Anerkennung Streiterscher Verdienste auszugleichen: so entstanden die verschiedenen kleineren Artikel, auf deren einen sich Prem beruft. Als ich 1898 mich entschloß, Beda und die tirolische Literatur seiner Zeit zu bearbeiten, war Pichler erfreut und las vieles von den Tiroler Poeten, was er nur mehr so im allgemeinen im Gedächtnis hatte, wieder durch. Wir tauschten unsere Meinungen darüber aus und stimmten beinahe durchwegs überein; auch die Werke Streiters wurden durchgenommen und der größere Teil seiner Briefe gemeinsam durchgelesen. Es fand sich viel Unerwartetes, und bei so mancher Stelle sprang der alte Hüne vom Stuhl auf und reckte sich zornerfüllt in die Höhe. Nun wird die Stelle in den Tagebüchern S. 114 klar sein, wo Pichler auf seinen scharfen Streiterartikel im „Tiroler Boten" hinweist und hinzusetzt: „Später glaubte ich, ich habe ihm zuviel getan; seit ich jedoch seinen Briefwechsel kenne, würde ich keine Silbe streichen." Ebenso wird klar sein, warum er auf demselben Blatte wiederholt und nachdrücklich auf das Erscheinen meines Bedabuches hinweist: meine Urteile in demselben sind zumeist auch die seinen. Prem stützt also seine Beweisführung, die an sich schon nicht klappt, auf ein Urteil Pichlers, das gar nicht mehr vorhanden ist, weil dieser selber es deutlich genug zurückgezogen hat.

Innsbruck. J. E. Wackernell.

Mitteilungen.

Mit einer größeren Arbeit über Theodor Gottlieb von Hippel beschäftigt, ersuche ich alle diejenigen, in deren Besitz sich handschriftliche Aufzeichnungen und Briefe des Dichters befinden, dieselben im Original oder in einer Kopie gütigst einzusenden an Universitätsdozenten Dr. phil. Ferdinand Josef Schneider, Prag IV, Lorettogasse 178.

Als Beilage zur ‚Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur' erscheint seit kurzem im gleichen Verlage (Felix Dietrich in Gautsch bei Leipzig) ein ‚Halbmonatliches Verzeichnis von Aufsätzen aus deutschen Zeitungen' mit dem vom Bibliothekar M. Grolig in Wien redigierten Beiblatt ‚Die bibliographisch-literarische Auskunft'. Auf dieses Beiblatt möchten wir die Leser des Euphorion besonders aufmerksam machen. Es gibt erbetene Antworten auf allerhand bibliographisch-literarische Anfragen, sucht verschollene Bücher und weist deren Fundorte nach. Die bis jetzt erschienenen zwei Nummern stellen so unter anderem die Literatur über Ahasver, Zeitungen und Zeitschriften der Schweiz (74 Nrn.), literarische Plagiate (118 Nrn.), Theodor Storm (60 Nrn.), Cäsar und Lucretia Borgia zusammen.

Nachträge und Berichtigungen.

Euphorion XV, S. 173 Z. 13 von unten lies: 2, 419.

Zu Euphorion XIV, S. 792 hat der Verfasser inzwischen im Berliner Staatsarchiv (Berichte W. Humboldts, Wien d. 22. 2. und 9. 3. 1812) feststellen können, daß Buol, dessen exactitude und loyauté Humboldt rühmt, erst im März 1812 nach Kopenhagen ging. Er ist also 1812 gestorben. Buols amtliche Berichte (sie liegen im Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien) haben keinerlei Interesse für uns.

Kleine Beiträge zu Goedekes Grundriß.

1. Der Dichter Zwote. Band 5, S. 346 der 2. Auflage verzeichnet A. v. Weilen den kärntnerischen Dichter A. F. Zwote, dem 2 Dramen „Der Kornet" (Klagenfurt 1787) und „Die Begebenheiten auf der Jagd" (Klagenfurt 1789) zugewiesen werden. Das erstere besitze ich: Der Kornet oder So arg macht's die Eifersucht. Aus einer vaterländischen Sage zu einem Trauerspiel von fünf Aufzügen umgeschaffen von A. F. [Vignette: ein auf Stroh gebetteter Gefangener, mit der Unterschrift: Wer seine Freyheit verlohren hat, hat an seinem Leben nichts mehr zu verliehren. 4 A = 6 A =] Zwote, von dem Verfasser selbst verbesserte Auflage. Klagenfurt, bey Walliser 1787. 3 Bl. 150 S. 8. — Die Vorerinnerung des Verfassers (unterzeichnet: Im Einödderbad am 7ten Jul. 1786. A. F.) beginnt mit den Worten: „Ich schrieb dieß Trauerspiel, vielleicht gar ein Nationaltrauerspiel für Kärnten", verbreitet sich über die zugrunde liegende Sage und schließt mit einer Bemerkung über die Drucklegung: „Ich glaubte nicht, dieß Stück so ausführen zu können, daß es dem Publikum vorgelegt, minder aufgeführt zu werden verdienen dürfte. Ich schrieb es lediglich für meine Unterhaltung und für meine Freunde. Da es aber heimlich wider meinen Willen abgeschrieben, und gedruckt ward, und zwar so elend, so unorthographisch, so unvollständig, daß dem unbefangenen Leser das Gepräge eines Bastarts an dieser Piece unmöglich entgehen kann, fand ich mich aufgefordert, das Stück einem ordentlichern Druck zu überlassen, und bey dieser Gelegenheit selbem manche Verbesserung, der es noch bedarf, zufließen zu lassen." Auch der Verfasser des im Jahre 1782 gedichteten Stückes ist bekannt, worauf A. Rosenbaum mich hinweist. In der österreichischen Literaturgeschichte von Nagl und Zeidler 2, 386 wird es nach dem Originalmanuskripte im Archive des kärntnerischen Geschichtsvereines analysiert und die Chiffre der Handschrift A. E. auf Anselm von Edling gedeutet, den ich im Grundriß 6, 679 behandelt habe, ohne von seinem dramatischen Versuch Kenntnis zu haben. Zwotes zweites Drama sucht einstweilen noch seinen Schöpfer.
A. S.

In der Handschrift abgeschlossen am 20. Juli, im Satz am 1. Dezember 1908.

Gleim und der Darmstädter Kreis um Merck.[1])

Von Felix v. Kozlowski in Berlin.

„Welch eine schöne Menschenwelt mein liebster Leuchsenring, lehrten sie mich kennen, und, welch eine Fürstin.

> Solch einen Geist, wie meines Friedrichs Geist,
> Und solch ein Herz, wie das von meinem Kleist.“

Mit diesen aus dem Hause seines Bruders, des Hofapothekers zu Marburg, am 17. Juni 1771 geschriebenen Worten zieht der Halberstädter Freundschaftsenthusiast die Summe der Eindrücke, welche er auf der romantisch-abenteuerlichen Fahrt nach dem endlichen Anblick seines Wieland in Darmstadt empfangen hatte. In dem Strome der Gleimschen Freundschaften, den die vielfach nicht geringe Kritiklosigkeit Gleims Menschen, Verhältnissen und nicht zum wenigsten Büchern gegenüber immer unübersichtlicher, wenn auch zur Aufklärung vieler intimen Züge aus dem literarischen Leben seines Jahrhunderts nicht weniger bedeutsam ausgedehnt hat, mutet einem die Darmstädter Episode wie ein idyllischer Ausblick an, den man für einen Augenblick verweilend wohl genießen mag. Eine wirkungsvolle Umrahmung erfährt dieses Bild, wenn man sich an die Tatsache erinnert, daß fast ein Jahr vorher Herder und nicht lange danach Goethe mit dem Darmstädter Kreise um Merck bekannt wurde.

„Ausserordentlicher Mann! Liebenswürdiger freundschaftlicher Enthusiast! Sie schicken einen Merkur in der Welt umher mich aufzusuchen, und Sie wollen mir entgegenreisen, wohin es auch seyn mag. Ich kan Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr ich von dieser Probe Ihrer Liebe gerührt bin.“ So schrieb Wieland am 26. Mai 1771

---

[1]) Mitgeteilt in der Gesellschaft für deutsche Literatur zu Berlin am 20. November 1907.

aus Coblenz in jenen seelisch bewegten Tagen am Rhein und bestellte seinen und seiner Brüder Jacobi besten Gleim zum Rendezvous auf der „bezauberten Villa" seines Gönners und Freundes, des kurmainzischen Großhofmeisters Freiherrn v. Groschlag, zu Dieburg, unweit Darmstadt, in den ersten Tagen des Juni. Aber nicht dort, sondern im Merckschen Hause zu Darmstadt genossen beide seit langem erhoffte Stunden des ersten Beisammenseins, die in Wieland das lebhafteste Verlangen zurückließen, sein ganzes Leben mit Gleim zuzubringen. Von dieser Stimmung Wielands hielt sich trotz seines Zornes über den Pastor-Amor von Gleims Schützling Michaelis und der bald folgenden Heinseschen Enkolp-Geschichte eine freundschaftliche Gesinnung dauernd, welche zu öfteren gegenseitigen Besuchen führte und auch die anderen Mitglieder der beiden Häuser eng umschloß.

Nur mit leiser Dämpfung der Wielandschen Tonart klingt es aus dem Darmstädter Kreise heraus. In Gleim mußte der empfindsam überspannte Freundschaftskultus eines Leuchsenring und seines Darmstädter Damenanhangs eine gleichgestimmte Seele finden; aber auch der kritischere Merck ist durch das weltgewandte und liebenswürdig-heitere Wesen des Halberstädter Kanonikus in nicht geringem Maße gefesselt worden. „Alle unsre Gedanken an Sie sind Segnungen," bekennt er ihm in einem ungedruckten Briefe vom 27. Juni 1771. „Glauben Sie mir das Licht, worin Ihr wohlwollender, offener Charakter erscheint, ist weit sanfter, und vor den Genuß einer Menschen Seele wohlthätiger, als alle der Schimmer der das Gerüste Ihrer schriftstellerischen Büste umgeben mag. Auf welcher Stuffe der öffentlichen Bewunderung ich stünde, als Fürst, oder als Autor, so würde ich den Himmel um den eintzigen Segen bitten, mir ein zartes Gefühl vor das Glük zu erhalten, von guten Menschen für gut, und ihr Bruder angesehen zu werden." Noch zwölf Jahre später, in denen keine persönliche Begegnung mehr stattgefunden und bis auf einen bald nach Gleims Aufenthalt in Darmstadt geschriebenen keine Briefe gewechselt worden waren, denkt Merck „mit wahrer Freude" an den mehrtägigen Aufenthalt Gleims in seinem Hause. Der scharfen Kälte Merckschen Geistes war bekanntlich eine gute Dosis mitfühlender Herzenswärme beigemischt, und diese Seite seines Wesens mochte durch Gleims warmherzige Menschenfreundlichkeit sympathisch berührt und zu seinen Gunsten beeinflußt worden sein. Dem nach eigener Klage oft einsamen, aber nach Mitteilung bedürftigen Merck mußte zudem ein Gast willkommen sein, dessen Natur gern auf Gefühle und Lieblingsgedanken anderer einging. Charakteristisch für Mercks Stimmung tritt daher seine Stellungnahme für Gleim bei einem besonderen Anlaß zutage. Ein tiefer Schatten nämlich hatte sich auf

Gleims Rückreise gesenkt. Gerade in jenen Junitagen erfolgte — wie einige Jahre vorher mit Ramler — sein Bruch mit einem zweiten Berliner Freunde, mit Spalding, worüber der reizbare Mann zeitlebens nicht ganz hat zur Ruhe kommen können. Auf seine indiskrete Herausgabe von Jugendbriefen Spaldings zur vorhergehenden Ostermesse hatte der Berliner Propst mit einer heftigen Erklärung in allen möglichen Zeitungen geantwortet — einer Übereilung, denn der an sich harm- und reizlose Inhalt der Briefe erfuhr nunmehr erst beim großen Publikum eine unverdiente Beachtung. Auch Merck hatte zuerst in der Hamburgischen Neuen Zeitung den Spaldingschen Protest gelesen, bevor er auf Gleims schriftliche Klage die Briefe selbst ansah. Er urteilt: „Ausser einer eintzigen warmen Stelle auf die Freundschaft und dann 3 oder 4 muntern Stellen, die er als Bräutigam oder junger Ehemann geschrieben, und die gerade die sind, die seinem Hertzen Ehre machen, und weswegen der Herausgeber entschuldigt ist, daß er die Sammlung dem Publiko vorgelegt hat, ist alles andere wahrhafftig so, daß man es auf öffentlichem Markte sagen und hören dürfte.“ Dieses Urteil hielt er auch brieflich Herdern gegenüber aufrecht, der zwar in seiner Erwiderung von dem „Pfaffen“ Spalding nichts wissen will, aber hinzufügt: „Indessen ists doch immer auch Bubenstück dieser Sekte, daß ihnen solche Briefe nicht heilig sind“ (Wagner, Briefe an und von J. H. Merck, Darmstadt 1838, S. 34) und überhaupt scharf die damals in Deutschland hin und her fliegenden Halberstädtischen Liebesbriefchen geißelt, welche die Freundschaft zu einem Spiele machten, bei dem Wahrheit und Treue der Seele nicht mehr vorhanden seien. Freilich: „Gleim ist ohngeachtet seiner Schwachheiten, die ganz Deutschland sieht, für mich noch immer Gleim“ (ebenda) und — können wir hinzufügen — ist dies für Herder, besonders als sie vier Jahre später im Bade Pyrmont sich persönlich kennen gelernt hatten, und seine Gattin ohne Unterbrechung in demselben Maße stets gewesen, wie für Voß und Ernestine Boie. Diese Wertschätzung des Menschen Gleim ist oft auch dem Dichter Gleim zustatten gekommen.

Jenem bald nach Gleims Besuch geschriebenen Merckschen Briefe waren eine französische Nachschrift seiner Gattin und zwei weitere Nachschriften von der Gattin des Geheimrats und späteren Staatsministers Hesse und ihrer Schwester Caroline Flachsland beigefügt, in denen die Verehrung Gleims enthusiastischer zum Ausdruck kommt. Mercks Frau verliert sich in eine leidenschaftliche Klage über die distance des lieux; „zu zärtlicher Freundschaft sind Sie gebohren“ meint die Hessin und in die rührselige Empfindungswelt jener Tage versetzt die Szene, die man sich nach Carolinens Zeilen — den ersten schüchternen Vorboten eines späteren Gefühlsreichtums in vielen ver-

trauten Briefen — ausmalen mag: „Sind Sie mir noch immer so gut als Sie mir waren da Merck und Leuchsenring und ich, uns um Sie schlangen, dort in der Ecke des Fensters? o welch eine Süßigkeit ists Freunde und Menschen wie Sie zu finden!"

Leuchsenring, mit dem wegen seines weichlichen und nicht recht zuverlässigen Wesens Merck und Goethe bekanntlich sehr bald brachen, stand zu Gleim bis in den Anfang der neunziger Jahre des Jahrhunderts in freundschaftlichen Beziehungen. Leuchsenrings offenkundige Teilnahme für die französische Revolution, seine Ausweisung aus Berlin scheinen den Bruch der Beziehungen zwischen beiden herbeigeführt zu haben; wenigstens polemisiert ein Brief Gleims vom 3. August 1791 — der letzte vorhandene — entschieden gegen den einstigen Erzieher Friedrich Wilhelms III. wegen seiner demokratischen und für Geheimbünde interessierten Gesinnung. Die der Anakreontik schon seit den Tagen Pyras und Langes eigentümliche Verachtung der profanen Menge hatte sich alsbald bei dem preußischen Grenadier zu einem volkstümlichen Streben abgeschwächt, das ihn auf philanthropische Einflüsse sogar in eine Bauern- und Handwerkerpoesie in gekünsteltem Volkston verfallen ließ. Als er aber in seinem Alter durch die französische Revolution und ihre Greuel aus seiner epikureischen Hüttnerruhe aufgeschreckt wurde, ließ sich der ehemalige Verfasser von Liedern für das Volk in jenem Briefe an Leuchsenring wie auch sonst zu leidenschaftlichen Ausbrüchen gegen die weite Masse des Volkes und dessen angebliche Verführer, die in jener Zeit vielverbreiteten und mannigfach beargwöhnten geheimen Gesellschaften (freimauerische und andere) fortreißen, deren politische Zwecke ihm eine einsame Phantasie um so schlimmer gestaltete, als er sie sich mit dem Mantel einer Volksfreundlichkeit, welche er jesuitisch nannte, umkleidet dachte.

Bis dahin aber war Leuchsenring bemüht gewesen, für seine beständigen Plane und Plänchen die nicht einflußlose Gönnerschaft des beziehungsreichen Gleim sich zu erhalten: Gleims schwärmerische Verehrung für Friedrich den Großen schien Leuchsenring zu teilen, seine Stellungnahme gegen Lavater in dessen bekanntem Streite mit Nicolai konnte dem allem Wundersüchtigen abholden Gleim, der in seiner naiven Art zwischen einem „bösen" und einem „guten" Lavater unterschied und nur mit dem letzteren zu tun haben wollte, nur angenehm sein, obwohl er sich — mit Lavater wie Nicolai persönlich bekannt und befreundet — ängstlich gegen eine Hereinziehung in diese Streitigkeiten verwahrte.

Leuchsenrings Freundinnen, die bekannten Hofdamen Fräulein von Ziegler (Lila) und Fräulein von Roussillon (Uranie), mit denen er, kurz nach Gleims Anwesenheit, auf dem von der Landgräfin

Karoline von Hessen-Darmstadt häufig besuchten Witwensitz ihrer Mutter in Bergzabern wieder ein süßlich-schäferliches Arkadien in Szene setzte, scheint Gleim in Darmstadt nicht kennen gelernt zu haben; dagegen wurde er der Landgräfin selbst vorgestellt, die ihn gnädigst aufnahm. In seinen Kranz von Briefen fürstlicher Damen, dessen letzte Blüte dem alten Grenadier von der Hand der Königin Luise einen Gruß als dem Ossian ihres Hauses spendete, durfte er bald nach Beendigung seiner Rückreise über Marburg und Göttingen ein freundliches französisch geschriebenes Briefchen der großen Fürstin einflechten, das in der Anerkennung von bien des qualités éstimables ehrenvoll genug für ihn ausfiel. Auch später, wahrscheinlich 1773 auf der bekannten Reise der Landgräfin mit ihren drei Töchtern nach Petersburg, hat Gleim sie noch einmal persönlich in Berlin gesprochen, wovon er selbst noch nach drei Jahrzehnten in einem Briefe an ihren Enkel, den späteren Großherzog Ludwig II. zu Hessen und bei Rhein, berichtet. Obwohl Merck auf jener Reise die Landgräfin begleitete und ebenfalls auf der Hin- und Rückreise über Berlin kam, scheint er mit Gleim nicht zusammengetroffen zu sein.

Von den hierher gehörenden ungedruckten Briefen, die der Veranschaulichung dieser Beziehungen dienen, verdient wohl der Mercks vom 8. Oktober 1783 ein allgemeineres Interesse, weil er von einer in der Regel weniger genannten Lieblingsbeschäftigung des merkwürdigen Mannes ein beredtes Zeugnis ablegt und dem gleichzeitigen Briefwechsel Mercks mit Goethe, dem Herzog Ernst zu Sachsen-Gotha und anderen ergänzend zur Seite treten kann. Er lautet:

Ich hoffe daß Sie sich noch immer eines Menschen erinnern werden, der vor ohngefähr 12 Jahren das Glük hatte, Sie einige Tage in seinem Hause zu beherbergen, und der noch immer an diesen Aufenthalt mit wahrer Freude denkt.

Aus diesen Gründen denke ich auch keine Fehlbitte zu thun, wenn ich mir Ihre Vermittlung erbitte, um bey dem Domherrn v. Rochow,¹) dem ich nicht die Ehre habe bekannt zu seyn, einige Aufklärung für die alte Physische Geschichte der Erde für mein Studium zu bewürken. Meine jezige Lieblingsbeschäftigung ist Naturkunde, und in dieser hauptsächlich die Aufsuchung aller fossilen Reste der grösten Landthiere, die ehedem unser Vaterland bewohnt haben. Meine eigne Samlung in diesem Fache ist bereits beträchtlich und ich darf sagen königlich.

Außerdem hab ich keine Kosten gescheut alles zu manipuliren, zu sehn und zeichnen zu laßen, was möglich war. Ich werde nächstens 11 Rhinocerosse in Deutschland aufstellen, und wohl über 50 Elephanten, außerdem ein Incognitum, ein Crocodyl das nur am Ganges gefunden wird, Löwen, Tyger und Bären ohngerechnet, ausgegangene Hirsch Arten etc. — Sagen Sie dem HE. Domherrn daß ich ein eben solches Hirschgeweih besize wie Er, und nur ein 8tel geringer im Volumen aber in einigen Theilen beßer erhalten.

Ich weiß, daß Er in seiner Sammlung einen Löwen, oder Tyger Kiefer besizt, in Jaspis verhärtet. Um eine accurate Zeichnung dieses Kiefers gilt es

¹) Dem bekannten Pädagogen Friedr. Eberh. v. Rochow, der Halberstädter Domherr war.

mir, und wenn es erlaubt ist, so wolte ich gebeten haben, daß Sie mir eine gute Zeichnung davon besorgten. HE. Pastor Göze[1]) wird alsdann, wenn sie fertig ist, die Gütigkeit haben, die Auslage dafür zu ersezen, und sie mir zu übermachen.

Das Corpus aller dieser factorum muß am Ende collective wirken, und die Ungläubigen und Blöden einmal von dem Wahn heilen, als ob diese Reste hierher geschwemmt, oder durch Zufal verlohren gegangen wären. Wäre nur im mindesten in Deutschland ehedem darauf gemerkt worden, oder hätten die Souveraine wie in Rußland Befehle gegeben, und Aufwand dafür gemacht, so bin ich vollkommen überzeugt, Deutschland hätte eben so viel aufzuweisen wie Sibirien. Diese Aufsammlung ist Spielwerk, so lange sie nicht angewandt wird, allein so bald dieß geschieht, so erscheinen die wichtigsten Resultate für die ältere Revolution des Erdbodens.

Verzeihen Sie die Prolixität eines Liebhabers und Sammlers, der nichts wichtigeres kennt, als sein Studium. Als dem wärmsten und ältesten Beförderer Alles Guten und Schönen in der Deutschen Literatur, kan Ihnen die Aufnahme irgend eines auch der entferntesten Theile der Wissenschaft nicht ganz gleichgültig seyn. Ich schließe mit der Versicherung der aufrichtigsten Verehrung und Freundschaft

ganz Ihr Eigner

Darmstadt d 8[t] 8br. 1783. J. H. Merck.

Briefe des Philosophen und Arztes J. B. Erhard an G. J. Göschen und J. L. Neumann.

Mitgeteilt von Ernst Müller in Stuttgart.[2])

(Schluß.)

9.

D. 18. 7br. 1793.

Die Briefe sind alle an den nächsten Posttägen aufgegeben worden.

Gutenberg[3]) ist in einigen Tagen fertig. So sehr ich Ihr Schuldner bin, so bin ich doch gedrungen Ihnen um eine Anweisung auf 5 Louis neuf oder 6 Louisdor in Golde oder 55 f. Rheinisch in Silber zu bitten, wenn das Blättgen Ihren Beyfall erhält. Nächstes Jahr hoffe ich den Anfang mit Zahlung meiner Schuld machen zu können, wenn Sie einiges von mir drucken mögen. Ich habe dieses Jahr über lauter einzelne Abhandlungen ausgearbeitet um mich im Styl zu bilden. Durch diese Abhandlung ist aber der Entwurf eines Werkes entstanden, von dem ich schon einen Theil für ein Wiener Journal bearbeitet habe, das ich wenn die Ausführung gut geräth, für eines der nothwendigsten halte, weil die Medicin über den Gegenstand desselben noch nichts ausführliches besitzt. Zu einem Werk über die Verrückung in allen ihren Arten: Die philosophisch medicinische Untersuchung wird den Anfang machen und dann eine voll-

---

[1]) Prediger und Naturforscher in Quedlinburg.
[2]) Vgl. oben S. 474 ff.
[3]) Vgl. Brief Nr. 7 Anmerkung 4.

ständige Geschichte der medicinischen Behandlung und philosophischen Untersuchung der Verrückungen folgen.[1])

Dieß Werk ist es nun aber nicht was ich Ihnen für nächstes Jahr vorschlage, denn davon will ich den ersten scientifischen Teil zuerst rhapsodisch ausarbeiten und dann zusammenstellen, an dem litterarischen aber einige Jahre sammeln, sondern eine Sammlung vermischter Philosophischer Aufsätze. Von Mimer erhalten Sie in 4 Wochen eine Fortsetzung.

Ich wiederhole meine Bitte um das 5te Heft der Thalia und Humes essays. Ist denn Shakespeare auch bey Thurneiser heraus? Jemand wollte es behaupten. Wie steht es mit der Censur? In Österreich ist sogar Kants Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft verboten.

Leben Sie wohl

Ihr Erhard.

D. 1. 8br.

Guttenberg ersuchte mich zu warten biß er einen Abdruck hätte. Dieser folgt nebst der Zeichnung; haben Sie nichts zu ändern so kommt es auf Sie an ob Sie die Platte hier oder in Leipzig wollen drucken lassen.

Ich füge noch ein paar Blättgen von Gabler bey. Sie sind seine ersten Versuche und versprechen in dieser Rücksicht viel.

10.

Nürnberg, d. Nov. 793
[empfangen d. 25. d. l.]

Bester Freund!

Wenn Sie meinen Aufsatz über Newton[2]) der Verstümmlung eines jungen Menschen Preiß geben wollten, der keine andere Form einer Biographie als die in Jöchers gelehrtem Lexikon vorkommt, für geschmackvoll hält, so hätten Sie ihn mir zurückgeschikt. Nicht allein läßt der impertinente Redakteur verschiedene mit Mühe gesammelte Nachrichten weg, wie z. B. daß Bernouilli Berichtigungen zu den Prinzipien lieferte daß Newton bereute, nicht mit dem Euklid angefangen zu haben usw. sondern er lehrt mich auch, wie Newton als Philosoph betrachtet werden müßte, er löst einen Eingang, den er wahrscheinlich nicht verstund, in Gemeinplätze auf, und flickt als Note bei, was ich mit Überlegung in Text setzte. Der Mensch, der so wenig Gefühl für das, was Composition heißt, hat, kan kein Redacteur eines Intelligensblattes . . . sein. Er ist zum Compendienschmierer verdammt. Ich wünschte sehr, daß Sie den Purschen dies lesen ließen: denn wird er böse darüber, so kann er von mir Satisfaktion begehren, wie er will, nachdem er sich mehr auf seinen Kopf oder auf seine Hand verläßt, wahrscheinlich wird das letzte gar nicht der Fall seyn: dann ein solcher aufgeblasener Geck, wie der HE. Redakteur, weiß gewiß nichts von point d'honneur, welches zum letzten Entschluß gehörte. Von Ihnen setze ich voraus, daß Sie den Muthwillen des HE. Redakteur erst im Drucke wahrnahmen, den Sie kennen mich zu gut, und wissen, daß ich willig jedem Grunde nachgebe, um mich zu bessern, aber daß ich mir eben deswegen keine Inpertinenz gefallen lasse. Ich schäme mich bloß vor einigen Personen, die wissen, daß ich den Aufsatz lieferte, und die nun das elende Flikwerk finden, außerdem würde ich ihn als verlorne Sache verschmerzen, und nicht des Redens wert halten. Nun weg von der verdrießlichen Sache!

---

[1]) In Wagners Beiträgen zur philosophischen Anthropologie (Wien 1794, 1796) erschienen von Erhard: „Versuch einer systematischen Einteilung der Gemütskräfte", „Über Narrheit und ihre ersten Anfänge" und „Über Melancholie".

[2]) Vgl. oben Brief Nr. 7, vom 4. Juli 1793.

In ihrer Reise[1]) habe ich geblättert. Sehr unglücklich waren Sie mit den Namen, sogar mein Name ist nicht richtig geschrieben. Sebaldus Grab [in Nürnberg] nannten Sie Sebastian's, Reich — Reichel usw. Ich werde, wenn ich die ganze Reise durchlese, Ihnen ein solches Verzeichnis schicken. Auch ein Urteil über das Eigentümliche Ihrer Erzählungsart werden Sie dann erhalten.

Für ein schönes Exemplar von Wieland einen Abnehmer zu finden soll meine größte Sorge seyn, aber ob ich glüklich damit sein werde, kann ich nicht versprechen. Die Leute, die hier so etwas zahlen könnten, sind meistens elende Menschen, die für nichts schönes Gefühl haben; es soll aber ander Orten auch fast so sein.

Ihre Klage über Guttenberg ist was den Ausdruk betrifft gerecht, was den Leib betrifft, richtig, aber daß die Brust auf der Seite, wo sich der Leib einbiegt die stärkste Andeutung haben muß, ist eine Regel der Zeichner, von der sich jeder durch Beobachtung überzeugen kann, die sich auch aus dem Gesetz der Schwere begreifen läßt. . . .

Ihr

Erhard.

11.

Nürnberg d. 3. Dec. 1793.

Mein geliebter Freund!

Die Pakete sind alle an den nächsten Posttägen abgegeben worden.

Ich weiß nicht, zu was Gleichheit des Styles in den verschiedenen Aufsätzen nöthig war, und wenn ich Gleichheit mit HE. Heydenreich[2]) haben wollte? Meine Art, die Philosophie eines Mannes darzustellen ist von der Heydenreichischen total verschieden. Ich mag keinen der älteren Weltweisen so lange auf die Folterbank spannen, biß er seine eigene Schande vor der kritischen Philosophie eingesteht, ich lasse ihn seine Sache frey und ohne Unterbrechung vorbringen, er muß als freyer Mann und nicht als Delinquent zu Gunsten der kritischen Philosophie aussagen.

Für die Geschenke danke ich verbindlichst. In Ihrer Reise[3]) wo mich vieles z. B. die Geschichte mit der Postmeisterin in die sich Johann verliebt, der Jammertanz über Nbg. die letzte Erzählung u. s. w. entzückte, sind außer den angeführten noch folgende falsche Nahmen Brunner für Bronner Karpe (Maler in Agsp—).

Ihr

Erhard.

12.

Nürnberg d. 13. Dec. 1793.

Bester Freund!

Ihnen habe ich wegen des Aufsatzes gleich im Anfange vergeben. Ihre Reise verdient jeden Beyfall den sie erhält.

Wird wohl Wieland Weidmanns unverschämtes Plakat beantworten? ich halte es für nothwendig, weil er mit intriguanter Moderation beschrieben ist.

Ihre Briefe sind bestellt. So lange ich hier bin brauchen sie niemand anders, bin ich nicht mehr hier, so werde ich schon jemand finden. Wollen Sie von mir

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 11 vom 3. Dezember 1793. Göschen veröffentlichte einen anonymen Roman „Reise von Johann" 1793. Vgl. dazu das Schillersche Xenion „Göschen".

[2]) Vgl. Brief Nr. 4. Schluß.

[3]) Vgl. den vorhergehenden Brief Nr. 10.

keine Reise drucken? Sie ist aber noch nicht geschrieben und — noch nicht gemacht. Wenn aber das erste so sicher geschähe als das letzte, so könnten Sie das Manuskript zur Ostermesse 795 haben. Die Reise geht durch die Niederlande und über London nach Philadelphia —[1]) dorten hoffe ich die Muße zu finden meine drey Ihnen versprochenen Werke zu vollenden. Ich bekleide dort die Stelle eines Regimentschirurgen mit 400 *fl.* Stlg. Gehalt. Das Nähere erfahren Sie in künftigen Briefen. Ende Mertz werde ich abreisen . . .

Ihr

Erhard.

13.

D. 26. Jan. 795.

Lieber Freund!

Ich weiß nicht, sollen Sie mir oder ich Ihnen antworten, das hat aber nichts auf sich. Ich will an Sie schreiben, das ist genug. — Fürs erste bitte ich Sie mir den 4 und 5ten Theil der Thalia zu schiken und auch den 6ten, der doch wohl noch erschienen, um das Bändchen zu vollenden[2]) dann den 3ten und 4ten und ich glaube auch 5ten Theil von Thümmels Reisen. Ist von Wieland schon ein Heft erschienen? . . . Wie befinden Sie sich bei dieser Kälte? Ich befinde mich wohl, biß auf häusliche Sorgen, die aber durch die Philosophie unterdrükt werden. Fleißiger war ich diesen Winter als je, wie die Aufsätze beweisen die ich geliefert habe, aber noch wäre es mir [lieber?] wenn das Publikum noch nichts von meinem Fleiße zu sehen bekäme, denn ich komme dadurch von meinen Hauptplanen ab, ob ich gleich so viel möglich alles, was ihnen ganz fremd ist, abzulenken suche. Mündlich hätte ich Ihnen sehr viel hierüber zu sagen, aber es zu schreiben habe ich keine Geduld. Vielleicht sehen wir uns bald wenn Sie wie sie mir unlängst schrieben eine Reise machen. Meine Reise zu Herbert[3]) hat sich wie sie aus diesem Brief sehen verschoben und dürfte wohl ganz unterbleiben, den ich habe bey gegenwärtigen Umständen gar keine Lust nach Oest. . . . . weil ich dorten wie die Katz im Sake in lauter Finsternis steken müßte. Aus allem was Ihnen durch die Zeitungen mag bekannt worden seyn, können Sie sich noch keine Vorstellungen von der daselbst einreisenden Barbarei machen. Ich würde ohne Bedenken Spanien zu meinem Aufenthalte vorziehn. — Wenn ich mich hier biß ich einen beßern Aufenthalt finde, erhalten kan, so darf ich doch wenigstens nicht besorgen, durch Spione so bald es ihnen beliebt zum Hochverräther gemacht zu werden. —

Ich schike Ihnen hiemit eine Ankündigung die ich Sie gut anzulegen bitte. Es wird bey diesem Journal mehr auf Kunstsammler und Liebhaber als auf bloße Kunstkenner Rücksicht genommen werden. . . .

Ihr

Erhard.

---

[1]) Erhard war von einem Menschen, der sich für einen amerikanischen Oberst William Pearce ausgab und ihm eine Regimentschirurgenstelle in amerikanischen Diensten zu verschaffen versprach, schmählich hintergangen worden. Nachdem er nämlich von Erhards Schwiegervater Geld erhalten hatte und Erhard die Reise bereits angetreten hatte, stellte sich heraus, daß er ein Betrüger war. Vgl. Erhards Selbstbiographie S. 584 f.

[2]) Das 6. Stück der Neuen Thalia mit der Jahreszahl 1793 erschien Ende Dezember 1794 oder Anfang Januar 1795.

[3]) Erhard unternahm mit seinem Freund Baron Herbert zwei Reisen nach Italien, eine im Jahre 1791 und die andere im Jahre 1795.

14.

Nürnberg d. 6. Juli 1795.

Die Lieferungen von Wieland habe endlich bey HE. Felsecker abgeholt, sie haben ihm nicht geschrieben daß sie für mich gehören, auf die folgenden Lieferungen werden meine beyden Freunde nun bey hiesigen Buchhändlern pränumerieren.

Ich hätte für mich gerne die Ausgabe in groß Octav ohne Kupfer, wie hoch können Sie mir diese geben? Für Thümmel danke ich herzlich. Die Stiche von Nusbiegel nach Chodowiecki sind schon vor 7—8 Jahren gemacht und keine Copien sondern nach den Original Zeichnungen gemacht. Er hat sich seitdem mehr gebildet und ich zweifle nicht daß er Sie befriedigen wird. Hätten Sie keine kleinere Zeichnung von Romberg oder eine Vignete, die Sie ihm einstweilen geben könnten, um sich selbst von seiner Capacität zu überzeugen?

Was mag meinem Buch wohl in Lzg [Leipzig] die Confiscation zugezogen haben?[1]) Ich nehme mir die Freyheit Ihnen von der Anleitung zum Bezug . . . . . 50 Exemplare zu überschicken. Ich wünschte, daß Sie selbige an ihre Freunde in Hamburg, Helmstädt u. so weiter gelegentlich vertheilten. Ich habe das Exemplar um 1 Gg in das Intelligenz[blatt] gesetzt u. verrechne es für 5 ₰. Für Lzg schicke ich an HE. Gabler 25. an Instrumentenmacher verschenken Sie es. Die Sache hat mir Mühe gekostet weil er der erste Versuch einer mathematischen Bestimmung in dieser Sache ist.

Leben Sie wohl

Ihr Erhard.

N. S. Wenn es Gelegenheit giebt, so wäre es mir lieb, wenn sie erfahren könnten, wie Heydenreich[2]) meine Recension seiner Originalideen aufgenommen.

15.

Nbg. d. 25. 7br. 1795.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre baldige Antwort. Ich hätte freylich Gablern verklagen können zumal er nicht den geringsten Einwandt macht, als bliebe ihm meine Schrift liegen, sondern nur erklärte daß er nicht zahlen könne, — weil er Nichts habe — Ich fürchte nach dem Consum meiner Schrift zu urtheilen, den sie allein durch Nbger Buchhändler hatte, daß er nicht mehr 300 Exemplare haben wird. Wenn ich nicht glaubte, daß es ihm auch am Gelde dazu fehlte, so traute ich ihm zu daß er ohne mein Wissen eine 2te Auflage machte — Gablern kenne ich nicht ich habe alles mit Forbergen verhandelt, aber dieser macht der praktischen Philosophie wenig Ehre, er ist ein schlechter Mensch —[3])

In Erlangen wird nun eine Profession leer. Wenn Sie jemand wissen der mich empfehlen kann, so wäre es mir lieb, es zu erfahren. Vorzüglich wünschte ich zu wissen wo sich Hardenberg aufhält um ihn zu fragen ob er bey seinem Onkel nichts ausrichten könne, denn von Minister Hardenberg hängt alles ab. Ich wünsche daß Ihre Unternehmung mit Wieland recht glücklich ausfallen möchte und daß wir dann wieder näher zusammentretten können. Es thut mir leid Sie betrübt zu haben denn ich kann mich in Ihr Gefühl finden. Ihre Freundschaft gegen mich ist bewährt, und ich wünsche Nichts sehnlicher als Ihnen auch dienen zu können . . .

Ihr Erhard.

---

[1]) Vermutlich sein Buch „Über das Recht des Volkes zu einer Revolution“. Jena 1794.

[2]) Vgl. Brief Nr. 4 und 11.

[3]) Vgl. über Forberg oben Brief Nr. 4 vom 30. Mai 1792.

16.

Nürnberg d. 16. Febr. 1797.

Bester Freund!

Nun ist Doctor Osterhaußen[1]) bald mit dem Mskt. des ersten Theiles seines Werkes fertig. Die Franzosen die starken Epidemien und noch einige häußliche Hindernisse haben ihn gehindert, eher damit zu Stande zu kommen. Wollen Sie einen Theil zum Ansehen, so kann gleich ein beträchtlicher abgeschrieben werden. Da ich aber gesehen habe, daß Sie in eine andere Spekulation eingiengen, nähmlich mit den Classikern, so könnte es seyn daß Sie dieß unternehmen überhaupt genierte, in welchem Fall Sie es mir nur gleich ohne Umstände schreiben können.

Künftige Woche reise ich nach Anspach;[2]) Briefe aber lauffen noch ein paar Monate hierher, weil meine Frau hier bleibt. Ich habe dorten noch keinen Charakter, sondern arbeite als Privatisirender Gelehrter für den Minister, bekomme aber 1500 fl. Rh. Gehalt (der Gehalt bleibt noch unter uns). Da ich nun bald in eine Lage komme, daß ich eine ordentliche Oekonomie führen kann und meine Ausgaben und Ersparnisse vorausberechnen kann, so bitte ich mir die Rechnung aus, was ich Ihnen schuldig bin, damit ich meinen Anschlag machen kann, wie ich Sie bezahlen will.

Ich verlohr die vorige Woche ein Kind an dem Keuchhusten und ein zweites wird wahrscheinlich folgen, dann bleibt mir nur eines, mein ältester Sohn, der aber an Seel und Leib gesund ist, den Husten hat er zwar aber ohne alles übrige Krank seyn.

Leben Sie wohl und antworten Sie bald Ihrem

Freund Erhard.

17.

Nürnberg d. 11. May 1793.

An J. L. Neumann.[3])

Werden Sie wohl noch Sich eines Dr. Erhards erinnern, der vor $1\frac{1}{2}$ Jahren von Ihnen sehr gütig aufgenommen wurde? und werden Sie ihn nicht schon unter die Classe der Undankbaren geworfen haben, die man aus dem Gedächtniß vertilgt? Wenn ich meine Gesinnungen zum Maßstabe nehme so antworte ich auf diese Fragen, Nein! Denn ich fühle noch zu sehr die vergnügten Stunden die ich in Ihrer Gesellschaft hinbrachte, als daß ich es ertragen könnte, mir vorzustellen, sie hätten mich gänzlich in das Reich Ihrer dunklen Ideen verwiesen. Da ich nun aber doch sehr deutlich einsehe, mit welchem Recht ich diese Verbannung verdient hätte so ergreife ich nun die Gelegenheit, mich wenn es

---

[1]) Ein Jugendfreund, der mit ihm in Würzburg ebenfalls Medizin studierte. Vgl. Erhards Autobiographie.

[2]) Erhard war durch ein Ministerialschreiben des Freiherrn von Hardenberg nach Ansbach berufen worden, „um verschiedene staatsrechtliche Arbeiten, insbesondere die Widerlegung der seit einiger Zeit erschienenen öffentlichen Angriffe in Betreff der Ausübung der brandenburgischen Landeshoheit in den fränkischen Fürstentümern zu übernehmen". Nach Erledigung dieser Aufgabe ging er Ende 1799 nach Berlin.

[3]) Johann Leopold Neumann, 1745—1813, Kriegssekretär in Dresden. Er lebte nach juristischen Studien in seiner Vaterstadt Dresden ganz seinen literarischen und musikalischen Interessen. Schiller kam während seines Dresdener Aufenthalts häufig in sein Haus. Vgl. Minor, Schiller 2, 432.

noch möglich ist von diesem harten Urteil zu retten. Das erste was Sie von mir erwarten konnten und was ich also nachzutragen habe, ist mein wärmster Dank für die Bekanntschaft mit Mad. Duscheck.[1]) Ich war täglich bey dieser geistvollen Frau, und ich würde mir die geringste Gelegenheit zu Nutz machen, um wieder nach Prag zu kommen. Ich habe nicht an sie geschrieben, in Wien war ich zu zerstreut, und dann glaubte ich schon vergessen zu seyn, ich erwarte also von Ihnen Nachricht von ihrem Befinden und ob es möglich wäre mich durch einen Brief wieder ins Andenken zu bringen. Ich erwarte von Ihnen, sage ich, und schäme mich wirklich meiner Dreistigkeit, was kann ich erwarten da ich vielleicht vergessen bin! Sie sehen doch in welchem lebhaften Andenken Ihre Güte sich bey mir erhalten hat, so daß ich nach Jahren noch auf diese Güte rechne die ich nicht verdient habe.

Das zweite was ich schuldig gewesen wäre, wäre eine Nachricht von meiner Reise, diese kann ich nun nicht mehr nachholen, sondern muß mich damit begnügen zu sagen, daß ich über Venedig, Verona, durch Tyrol Bayern und Schwaben endlich nach Nürnberg kam.[2]) Interessiert Sie etwas auf dieser Tour, so erwarte ich Ihre Befehle und ich werde die Nachrichten geben, die ich geben kann.

Das dritte, was ich Ihnen schuldig bin, ist Nachricht von meiner gegenwärtigen Lage. Darüber verweise ich Sie an den Überbringer dieses Briefs, der ein hoffnungsvoller junger Künstler, und wie Sie bald finden werden auch außerdem ein Jüngling von Kopf und Herz ist. Ich empfehle Ihnen diesen Künstler der sich HE. Rösler[3]) nennt als meinen Freund.

Er wird Ihnen sagen in welcher Lage ich mich hier befinde, nur glaube ich dürfte er sie etwas besser schildern als sie ist; denn wenn ich hoffärtig wäre, so gäbe mir die Aufmerksamkeit die mir mein Vaterland schenkt, das Recht mich für einen Propheten zu halten. Nun wenn Sie nicht schon böse über meine Verwegenheit sind, Ihnen so viel aufzutragen, so bitte ich Sie, mich HE. Dr. Gerresheim (?) zu empfehlen. Empfehlen Sie mich auch Ihrer werten Frau und zweifeln Sie nicht daß ich immer bleiben werde Ihr ergebenster Freund

J. Benj. Erhard M. D.[4])

an Herrn

Herrn Canzleysekretär Neumann Wohlgeb.

in

Dreßden.

---

[1]) Vermutlich die Sängerin Josefine Duscheck, geb. Hambacher, in Dresden, die auch Schiller kannte. Vgl. dessen Brief an G. Körner vom 7. Mai 1788.

[2]) Erhard unternahm diese Reise mit seinem Freund Baron Herbert aus Klagenfurt. Auf der Rückreise trafen sie mit Schiller zusammen und reisten mit ihm bis Würzburg.

[3]) Der bekannte Nürnberger Kunsthändler Frauenholz gründete mit Erhard und Rösler im Jahre 1792 den Nürnberger Verein für Künstler und Kunstfreunde, aus dem später der Albrecht Dürer-Verein entstand.

[4]) Zwei Briefe Erhards an Schiller vom Jahre 1794 habe ich in M. Kochs Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 5. Band 1905, Ergänzungsheft S. 339 ff., und zwei andere von ihm, ebenfalls an Schiller gerichtet, vom Jahre 1792 und 1795 in „Über Land und Meer" (Schillernummer vom Jahre 1905) veröffentlicht. An letzterer Stelle ist Erhard zum erstenmal im Bild wiedergegeben.

Zu Goethes Aufsatz „Über Volks- und Kinderlieder".

Von Otto Rothbarth in Frankfurt a. M.

In Band 42 II der ersten Abteilung der Weimarer Goethe-Ausgabe (S. 457—460) hat Max Hecker einen bisher unbekannten Aufsatz Goethes „Über Volks- und Kinderlieder", datiert vom 29. Januar 1826, veröffentlicht, ohne die Beziehung desselben feststellen zu können. Es ist mir gelungen, sie zu finden.

Goethes Büchervermehrungsliste verzeichnet unter dem 4. Januar 1826 als Geschenk des Verfassers: Ferienschriften von Karl Zell, Freiburg 1826.[1]) (Vgl. Weimarer Ausgabe III. Abteilung, Band 10, S. 300.) Nach Ausweis seines Tagebuches (Weimarer Ausgabe, III. Abteilung, Band 10, S. 144, 145, 146) hat Goethe sich am 3., 4., 7. und 9. Januar 1826 mit den Ferienschriften von Karl Zell beschäftigt und aus der Lektüre ist jene kleine Rezension erwachsen, die er in „Kunst und Altertum" V 3, S. 187—189 (W. A. 41 II, 214) veröffentlicht hat. Als zweiten Aufsatz enthält das Büchlein Zells eine Abhandlung: „Über die Volkslieder der alten Griechen" und sie ist es, von der Goethes Betrachtung über Volks- und Kinderlieder ausgeht.

Goethe beginnt mit den Worten: „Zu dem Aufsatz von den Volksliedern fügt er [der bisher unbekannte Verfasser] billig die Kinderlieder, davon wir auch aus früherer Zeit einiges nachtragen können." Die Nachträge Goethes, die man an Ort und Stelle nachlesen möge, bestehen aus dem bekannten Fastnachtsliedchen „Havel, havel, ane" und einigen erläuternden Bemerkungen über „jenen unfrommen Anfang" seines geselligen Liedes „Epiphanias" und seine Verse „Johannisfeuer sei unverwehrt". In dem Zellschen Buche heißt es nun auf S. 67: „Jetzt ein Wort von Wiegenliedern und Kinderliedern" und auf S. 68:

> Zu den Kinderliedern kann man ein treffliches Stück zählen, welches zu überraschenden Vergleichungen Stoff bietet, ich meine das Lied der Kinder auf Rhodos, das uns Athenäus aufgehoben hat. Auf dieser Insel gingen beim Anfang des Frühlings die Kinder herum, trugen eine Schwalbe mit sich und sammelten Eßwaren, indem sie das angeführte Lied absangen. Man nannte dieß Schwalbeln (χελιδονίζειν).

Das bekannte Lied „Bettelei der Vögel", mitgeteilt in „Des Knaben Wunderhorn", ist eine Übersetzung des rhodischen Liedes, wie

---

1) Karl Zell, 1793—1873, seit 1821 Professor der Philologie in Freiburg (Allgemeine Deutsche Biographie, Band 45, S. 15).

Zell durch eine Gegenüberstellung beider Lieder beweist. Auf Seite 71 heißt es dann weiter:

Überraschend ähnliches mit dieser griechischen Frühlingsfeier findet sich in der deutschen Kinderwelt. Auch bei uns kündigen die Kinder den Frühling an, diese Kinderzeit des Jahres, und unterlassen es nicht, nach gesunder Kinderart an Essen und Trinken dabei zu denken. Das Liedchen, welches in der Pfalz bei dieser Gelegenheit gesungen wird, indem die Kinder mit Bändern und Brezeln von Haus zu Haus gehen, ist ebenfalls im Wunderhorn aufgezeichnet. (Das Sommertagslied im Band 3.)

Wie die griechischen Kinder eine Schwalbe herumtrugen und für diese Eßwaren bettelten, so gebrauchen die Kinder im Holsteinischen, wenn sie den Frühling ansingen, dazu einen toten Fuchs, ohne daß es deutlich ist, wie der tote Fuchs zu dieser Ehre kommt. (Gemeint ist das Lied Sommerverkündigung im 3. Band von „Des Knaben Wunderhorn".)

Am Rhein tragen sie an Fastnacht einen Hahn im Korb herum, in gleicher Absicht und singen dazu. (Gemeint ist das Lied „Havele Hahne" im 3. Band von „Des Knaben Wunderhorn".)

Daß Goethe von diesen Stellen ausgegangen ist, springt so deutlich in die Augen, daß es kaum nötig ist, durch äußere Beweisgründe (Übereinstimmen in der Seitenzahl, chronologisches Zusammenfallen) ausdrücklich hinzuweisen. Nun wird auch der Sinn einer Stelle in der zweiten Fassung des Goetheschen Aufsatzes „Über Volks- und Kinderlieder" klar. Dort heißt es nach Erwähnung des Liedes „Havele, havele, ane": „Vielleicht, daß jemand das ganze Lied herstellt, indessen ist es schon artig genug, wenn sich hier südlicher Wein, Käs', Mehl- und Eyersemmelchen, die nordischen Bratwürste ins Gleiche stellen." Auch hier wird durch die Erwähnung des südlichen Weines und des Käses auf die „Bettelei der Vögel" („Gebt ihr aus des Reichen Haus nicht ein wenig Wein heraus? oder einen Korb mit Käsen") und auf das „Sommertagslied" (Zum Weine, zum Weine, in meiner Mutter Keller liegt guter Muskateller") angespielt. Die Erwähnung der nordischen Bratwürste zielt wohl auf das in dem Zellschen Aufsatz erwähnte Lied „Sommerverkündigung" (im 3. Band von „Des Knaben Wunderhorn" abgedruckt) und die darin vorkommenden Worte: „Droben in der Hausfirst hängen die langen Mettwürst."

Goethe hat die in seinem Aufsatz mitgeteilten Kindheitserinnerungen noch an einer andern Stelle verwertet, und zwar in der Abhandlung über „Serbische Poesie" in „Kunst und Altertum" VI 2, S. 231 ff. Dort heißt es nach einer Besprechung von Gerhards Wila:

Doch dürfen wir uns in das Verdienstliche der Sache tiefer einzugehen nicht verleiten lassen und bemerken nur, daß eine eigene wunderliche Dichtart sich hier vernehmen läßt. Es sind sehr artige nonsensikalische Lieder herumziehender heischender Mädchen und Kinder, an welche der Deutsche in der neueren Zeit durch „Des Knaben Wunderhorn" schon erinnert worden. Wir

aber wurden persönlich in eine vorpolizeiliche Epoche versetzt, wo wir als Kinder den vermummten drei Königen, sodann den Fastnachtssängern, endlich auch den im Frühling Schwalben Verkündenden Pfennige, Buttersemmeln und gemahlte Eier zu reichen das Vergnügen hatten. (Gemeint ist das Lied „Havele, havele ane“ und die „Bettelei der Vögel“.) Von allem diesem scheint nur noch der Erntekranz übrig zu sein, der aber eine kirchliche Form angenommen hat.

Zum Schluß noch ein paar Bemerkungen über Goethes Nachträge zu Zells Aufsatz. Sie bestehen, wie bereits erwähnt, aus dem Liedchen „Havel, Havel, ane“ und einigen erläuternden Bemerkungen über die Anfangsworte seines Gedichtes „Epiphanias“ und die Verse „Johannisfeuer sei unverwehrt“.

1. Das Liedchen „Havel, Havel, ane“ ist unter dem Titel „Havele Hahne“ im 3. Bande von „Des Knaben Wunderhorn“ in etwas anderer Fassung als in der von Goethe mitgeteilten abgedruckt.[1]) Dort sind ihm die einleitenden Worte beigegeben: „Zur Fastnacht gehen die Kinder am Rhein mit einem Korb, in dem ein gebundener Hahn liegt, sie schaukeln mit ihm und singen.“ Die Herausgeber haben also angenommen, daß das Lied rheinischen Ursprungs ist. Friedrich Stoltze meint allerdings in seinem Aufsatz „Frankfurt in seinen Sprüchwörtern und Redensarten“ (Vermischte Schriften, 3. Auflage, S. 349, 350), die Anfangsworte des Liedchens, die in Frankfurt „Havele, havele, lone“ lauten, deuteten darauf hin, daß das Lied Sachsenhäuser Ursprungs sei; das „Havele, havele, lone“ sei ein verletzertes Ave Apollonia und der Geburtstag der heiligen Apollonia sei der Fastnachtstag. Aber gerade diese Etymologie ist meines Erachtens ein Argument dafür, daß das Lied aus dem katholischen Rheinland stammt. — Goethe sagt in seinem bereits erwähnten, 1828 erschienenen Aufsatz über „Serbische Poesie“, daß die Fastnachtssänger, die er noch als Kind gehört habe, bereits verschwunden seien. Dies ist ein Irrtum. Friedrich Stoltze berichtet in einem Aufsatz über die Geschichte des Karnevals in Frankfurt a. M. (Frankfurter Latern, Jahrgang 1879, Nr. 6, S. 22), daß die Havelonekinder mit ihren Körbchen und Fastnachtsliedchen sich bis ins erste Viertel des 19. Jahrhunderts im Schwung erhalten hätten, dann aber nach und nach so gut wie verschwunden seien, während in dem 1875 erschienenen Belli-Gontardschen Sammelsorium der alten Frankfurter und Sachsenhäuser Volkslieder, Geschichten und Redensarten zu lesen ist, daß die Straßenjungen bis zu dem Jahre 1866 das Liedchen gesungen haben. Der heutigen Jugend ist das Lied kaum noch bekannt und mit Recht klagt Desprez in dem Gedicht „Ach wie schen war'n doch die Buwejahrn“: „Nist e Bub heut Havle, havle, Lahne, Werfe

[1]) Vgl. auch J. M. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen. Berlin 1846, 2. Band, S. 66, 72.

senn sofort der Dhier enaus“ (A. Askenasy, Die Frankfurter Mundart und ihre Literatur S. 88).

2. „Jener unfromme Anfang“ des Liedes „Epiphanias“: „Die heiligen drei König mit ihrem Stern, Sie essen, trinken und bezahlen nicht gern“, stammt nicht von Goethe. Goethe hat eine volkstümliche Lesart benutzt, denn schon in dem Specimen tertium Paroemiarum historicarum, Gießen 1718, wird als Sprüchwort angeführt: „Die heilgen drei Könige mit ihrem Stern, die fressen und saufen und bezahlen nicht gern“ (vgl. Boehme, Kinderlied und Kinderspiel S. 374).

Goethe sagt in der ersten Fassung seines hier besprochenen Aufsatzes, daß jene ersten Zeilen des Epiphaniasliedes der Anfang des Liedes seien, welches die mit einem erleuchteten Stern herumziehenden Knaben unschuldig hinsangen, „denn sie meinten sich selbst und nicht die ehrwürdigen Gestalten, welche sie parodierten, so wie die heiteren Gesellschaften, die sich dieser Anklänge bedienten, auch keinen Frevel zu begehen glaubten“. Auf wen diese Worte zielen, wird uns klar, wenn wir folgende Stelle aus einem Briefe Zelters an Goethe aus dem Jahre 1824 (Nr. 423 der neuen Ausgabe von L. Geiger bei Reclam) lesen:

Was du über Parodie und Travestie sagst (in Nr. 422 a. a. O.), ist mir ganz verständlich, ja ich habe es nach meiner Art selbst geübt, wenn auch ohne klar zu wissen, was ich wollte. Als die bekannten Gegenstücke nenne ich: Die heiligen drei Könige, Fischpredigt des heiligen Antonius, Invocavit, Sanct Paulus usw. Die Wirkung dieser Stücke ist jedesmal dieselbe, sie ist ernsthaft und komisch und fast durchaus beifällig, ja was man Melodie oder Kantilena nennt, ist kaum zu finden. Ein einziger berühmter Mann hat Anstoß gefunden, den ich nicht erraten hätte. Es war Chateaubriand, den ich freilich nicht weiter kenne, als daß er der angenehmste Franzose ist.

3. Über die Verse „Johannisfeuer sei unverwehrt“ besitzen wir zwei weitere Äußerungen Goethes in den Tag- und Jahresheften des Jahres 1805 und in dem Gespräch mit Eckermann vom 17. Januar 1827. Goethe hat selbst am 23. Juni 1804[1]) auf dem Hausberg bei Jena ein Johannisfeuer gesehen (vgl. Tagebuch vom 23. Juni 1804, W. A., III. Abteilung, 3. Band, S. 104). Er beschreibt dieses Johannesfeuer, das damals zu Ehren der Herzogin Amalie[2]) ein kolossales leuchtendes A zeigte, in den Tag- und Jahresheften

---

[1]) Am 25. Juni 1806 berichtet Goethe der Gattin von Jena (W. A., IV, Band 19): „Die Johannisfeuer haben wir (d. h. Goethe, sein Sohn August und dessen Freunde) zusammen von dem Altan des Daches gesehen. Einige waren hübsch; im Ganzen aber lange nicht so brillant als vor zwei Jahren.“

[2]) v. Biedermann vermutet in seinen Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften (S. 80), daß diese Ehrung der Herzogin Mutter in dem Namen der Weimarischen Freimaurerloge „Amalia“ ihren Grund hatte.

des Jahres 1805 (W. A., I. Abteilung, 35. Band, S. 174—177) ähnlich wie in seinem Aufsatz über „Volks- und Kinderlieder“ und sagt dann am Schlusse dieser Beschreibung:

Man stieß auf das Wohl der verehrten Fürstin an und da schon seit einiger Zeit eine immer ernstere Polizei dergleichen feurige Lustbarkeiten zu verbieten Anstalten machte, so bedauerte man, daß eine solche Seelenfreude künftig nicht mehr genossen werden sollte, und äußerte den Wunsch für die Dauer einer solchen Gewohnheit in dem heiteren Toast:[1]) „Johannisfeuer sei unverwehrt“ usw.

In dem erwähnten Gespräch mit Eckermann heißt es nach Besprechung dieser Verse:

Kinderspiele und Jugendvergnügungen erhalten sich und pflanzen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn so absurd sie auch einem reiferen Alter scheinen mögen, Kinder bleiben doch immer Kinder und sind sich zu allen Zeiten ähnlich. Deshalb soll man auch die Johannisfeuer nicht verbieten und den lieben Kindern die Freude daran nicht verderben.

Wenn wir dann noch in der Einleitung zu Boehmes Buch „Kinderlied und Kinderspiel“ lesen, daß im Jahre 1807 eine Weimarische Polizeiordnung das „Soldatenspiel“ der Jugend in den Straßen der Stadt mit einer „der Leibeskonstitution angemessenen Korrektion“ bedrohte, so sehen wir, daß Goethe mit gutem Recht die Zeit, aus der seine hier besprochenen Kindheitserinnerungen stammen, sowohl in dem Aufsatze über Volks- und Kinderlieder als auch in dem über „Serbische Poesie“ eine vorpolizeiliche Epoche nennt.

Goethes Euphorion.

Von Arthur Frederking in Worms.

I.

Daß Euphorion kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen sei, daß in ihm die Poesie personifiziert sei, hat Goethe selbst einmal seinem getreuen Eckermann verraten.[2]) Wir dürfen diese Andeutung, die der Dichter nur beiläufig, in einer Besprechung des Maskenzuges und im besondern des Knaben Lenkers, gemacht hat, mit Sicherheit dahin ergänzen, daß Euphorion, als Sohn Fausts und Helenas, nicht den allgemeinen Begriff der Poesie, nicht den Genius der Dichtung selbst darstellen kann, sondern nur eine bestimmte

[1]) Dieser Toast wurde in einer Abendgesellschaft bei Frommanns ausgebracht (vgl. Biedermann a. a. O.).

[2]) Eckermann II, den 20. Dezember 1829.

Erscheinungsform desselben, eben die besondere Dichtungsweise, die die Frucht jener Vereinigung ist (so etwa wie dem Epimetheus Goethes Pandora, die Schönheit, die in tausend Gebilden herniedersteigt, in Jugend- und Frauengestalt erschien). Dies geht aus der gleichzeitigen Äußerung des Dichters zu Eckermann hervor, daß derselbige Geist, dem es später beliebt Euphorion zu sein, vorher als Knabe Lenker erscheint.[1])

Wir können dies aber auch aus einem Briefe Göttlings schließen, den Goethe in einem unvollständigen Auszuge an Sulpiz Boisserée schickte,[2]) um „den Vorhang", der die angekündigte Klassisch-romantische Phantasmagorie Helena (d. i. den späteren 3. Akt im zweiten Teile des „Faust") verhüllte, „noch etwas weiter zu lüpfen," als es schon durch eine Voranzeige geschehen war. In diesem Briefauszuge rühmt Göttling Goethes Darstellung der Poesie in dreifacher Form: erstens als klassisch-antike, deren Repräsentantin Helena sei; dann die romantische Form, deren würdigster Vertreter Faust als eigentümlichstes germanisches Erzeugnis sei. — Nur soweit hat Goethe den Brief ausziehen und abschreiben lassen, um nicht durch weitere Mitteilungen daraus das Rätsel zu verraten, wie er schreibt. Trotzdem kann kein Zweifel bestehen, daß Göttling, in Goethes Sinn, als dritte Form der Poesie die durch Euphorion (und Byron?) vertretene neuere Dichtung von der antiken und von der romantischen, das heißt hier der älteren deutschen,[3]) unterschieden und als Erzeugnis jener beiden in der „Helena" dargestellt gefunden hat.[4])

---

[1]) Eckermann, a. a. O. — Goethe hat also mit Recht die ursprüngliche Bezeichnung des Knaben Lenkers als Euphorion, die ungenau und irreführend war, beseitigt. Der Knabe Lenker und Euphorion sind zwei verschiedene Erscheinungsformen des Genius der Poesie, die eine verschiedene Benennung erfordern; und von beiden hat der Knabe Lenker sicher eine allgemeinere Bedeutung als Euphorion.

[2]) Am 3. November 1826.

[3]) Der Begriff „romantisch" ist bekanntlich auch bei den Führern der „romantischen Schule" ein schwankender und dem entsprechend der Umfang der damit bezeichneten Literatur und Kunst sehr verschieden groß. Auch Goethe versteht darunter bald nur die neueste romantische Dichtung, bald die gesamte Poesie der germanisch-romanischen Völker (wie Aug. W. Schlegel in seinen Berliner Vorlesungen, Winter 1803—1804), bald auch (wie oben Göttling) nur die mittelalterliche deutsche (und nordische) Dichtung; so in dem Maskenzuge „Die romantische Poesie" aus dem Jahre 1810 (wo er in der Vorbemerkung doch zugleich die Bezeichnung „moderne Poesie", offenbar im Gegensatz zur antiken, dafür verwendet. Aber ähnlich scheint er, nach Eckermann I, 29. Januar 1827, auch den zweiten Teil der „Helena" als „den modernen, romantischen" vom ersten, „antiken" unterschieden zu haben). In dem früheren Titel des 3. Aktes „klassisch-romantische Phantasmagorie" ist der Ausdruck „romantisch" im weiteren Sinne gebraucht.

[4]) Vgl. außerdem den Fausttext selbst, 9679 ff. (Höret allerliebste Klänge usw.) und unten S. 702 ff. — Nicht einmal diese Bedeutung Euphorions ist allgemein

Wenn wir nun an der Hand äußerer Zeugnisse Euphorion als ein allegorisches Wesen erkannt haben, das die neuere Poesie darstellt, so könnten wir uns bei dieser Einsicht vorläufig beruhigen. Aber nun müssen wir zu unserer Überraschung bei Eckermann (I, am 5. Juli 1827) lesen, daß Goethe in der „Helena" Lord Byron als „Repräsentanten der neuesten poetischen Zeit" verwendet habe. Und noch größer ist unsere Verwunderung, wenn wir im „Faust" selbst nach dem Sturze Euphorions den Chor der Trojanischen Mädchen die Totenklage um den englischen Dichter anstimmen hören. Ja, wenn es nur ein Trauergesang auf den Genius der Byronschen Dichtung wäre! Dann könnten wir vielleicht mit der Annahme auskommen, daß Goethe dem Genius der neueren Poesie zu dichterischer Individualisierung die besondern Züge des Byronschen Genius verliehen habe, obgleich der Sprung aus dem Zeitalter Fausts in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts doch seltsam bliebe und noch einer Aufklärung bedürfte. Aber es ist Lord Byron, der Mensch und Dichter, selbst, der in jenem Trauergesang beklagt und gerühmt wird!

Wie sollen wir uns diesen Widerspruch erklären? — Es wäre lächerlich, ihn dadurch beseitigen zu wollen, daß man Euphorion als selbständige Gestalt in dem oben dargelegten allegorischen Sinne aus Goethes Dichtung ausschaltet und Lord Byron, den stolzen Enkel seiner erlauchten normannisch-englischen Ahnen, zum Sohn des Faust und der Helena macht. Es geht aber anderseits auch nicht an, daß man den englischen Dichter als fremden Eindringling betrachtet und aus dem Gestaltenkreise der eigentlichen Faustdichtung ausschließt, indem man den Trauergesang des Chores für eine willkürliche, vom Geiste der neuromantischen Poesie eingegebene Einlage erklärt, mit welcher der greise Dichter seinem früh verstorbenen, bewunderten Liebling ein Denkmal zu setzen sich gedrungen gefühlt habe, oder als eine Art altattischer Parabase[1]) ansieht, mit welcher der Chor „ganz aus der Rolle falle". Aber wenn der Chor hier etwas vortrüge, was nach seinem Inhalt gar nicht in den Zusammenhang und Fortschritt der Handlung paßte, wenn er an dieser Stelle in einem besondern Trauergesang nur Byrons Tod und nicht zunächst oder zugleich Euphorions Untergang beklagte, dann wäre nicht er, sondern vielmehr der Dichter selbst gründlich aus der Rolle gefallen. Das ist es aber

anerkannt; ist er doch neuerdings noch als „ein Vorgang in der Seele Fausts", als „die objektivierte poetische Schöpfungskraft" erklärt worden, „die in ihm durch den Bund mit der Schönheit wachgerufen wird".

[1]) Von ganz anderer Art sind die wirklichen Parabasen, die an die Zuschauer gerichteten Reden oder Bemerkungen, sowohl die der altattischen Komödie, wie die für den 3. Akt des „Faust" entworfenen oder geplanten; siehe Paralip. 176 und die szenarische Bemerkung am Ende des Aktes, auch 9578 f. und andere.

auch gar nicht, worauf Goethes Bemerkung in dem betreffenden Gespräch mit Eckermann (am 5. Juli 1827) hinzielt, sondern daß „der Chor, der früher und durchgehends antik gehalten ist oder doch seine Mädchennatur nie verleugnet, hier mit einem Mal ernst und hoch reflektierend wird und Dinge ausspricht, woran er nie gedacht hat und auch nie hat denken können".

Ferner ist in der „Helena" nicht nur der Trauergesang dem Andenken Byrons gewidmet; auf diesen weist schon die szenarische Bemerkung nach dem Sturze Euphorions („man glaubt in dem Toten eine bekannte Gestalt zu erblicken," vgl. 9908); und deutlich erkennbar sind in der Euphorionhandlung selbst die Züge, die Goethe dem Leben und Dichten und dem Untergang des englischen Lords entnommen hat.[1]) Zum Glück aber können wir uns auch hier auf ein äußeres Zeugnis berufen, wieder auf eine Äußerung Goethes zu Eckermann (I, 5. Juli 1827): „Ich hatte den Schluß," sagte er, „früher ganz anders im Sinne, ich hatte ihn mir auf verschiedene Weise ausgebildet und einmal auch recht gut; aber ich will es euch nicht verraten. Dann brachte mir die Zeit dieses mit Lord Byron und Missolunghi, und ich ließ gern alles übrige fahren."

Danach hat Goethe sich den tragischen Abschluß der Euphorionhandlung früher ganz anders gedacht; denn dies hat er mit dem „Schluß" gemeint, nicht etwa bloß die Zugabe des Trauergesanges. Und wenigstens einen dieser Entwürfe hat er ja auch schriftlich niedergelegt, im Paralip. 63, der ausführlichen Skizze der in der Jugend (1775) ersonnenen Urgestalt des zweiten Teiles des „Faust"; damals hat Goethe in der Tat weder an Byron noch an einen allegorischen oder symbolischen Euphorion gedacht. Dann brachte ihm die Zeit „dieses mit Lord Byron und Missolunghi", das heißt:[2]) Byrons unglückliche griechische Unternehmung und seinen Untergang in Missolunghi, nicht etwa Byrons Tod (am 19. April 1824) und zweitens den Fall von Missolunghi (am 22. April 1826), obwohl Goethe auf diesen in der letzten Strophe des Trauergesanges beiläufig hindeutet (vgl. unten S. 704). Dieses schmerzliche Ereignis im Frühling 1824 also ist es, das Goethe im Verlauf der beiden folgenden Jahre für den neuen Abschluß der Euphorionhandlung benutzt hat. Zugleich aber drängte ihn seine Bewunderung für den englischen Dichter, „den schönsten Stern des dichterischen Jahrhunderts", den er zumal in jenen Tagen zu rühmen nicht müde wurde, eben diesen und keinen andern zum „Repräsentanten der neuesten poetischen Zeit" in der

[1]) Es genügt auf die Faustkommentare hinzuweisen, im besondern etwa auf den von Erich Schmidt in der Jubiläumsausgabe, Band 14, S. 372 f.

[2]) Wie wir ähnlich nachlässig sagen: diese Geschichte mit Byron und Missolunghi.

„Helena" zu machen[1]) und seine Gestalt mit der des Euphorion, des Genius der neueren Dichtung, zu verbinden oder zu verschmelzen.

II.

Und so gehört Byron nun doch in die Haupthandlung des 3. Aktes und stellt sich uns zuletzt dar (nach einem Wort Alex. von Humboldts) le fils de Faust devenu mylord? — Ich glaube, daß wir zu einer Lösung des Rätsels gelangen können, wenn wir uns zunächst die eigentümliche Art klar zu machen suchen, wie der Dichter im 3. Akte des „Faust" „die drei Einheiten", im besondern die der Zeit, behandelt hat.

Wir besitzen darüber einige merkwürdige, fast übereinstimmende briefliche Zeugnisse von ihm selbst. Er schreibt an Sulpiz Boisserée am 22. Oktober 1826: „Abgerundet konnte das Stück nicht werden als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine volle dreitausend Jahre spielt, vom Untergange Trojas bis auf die Zerstörung Missolunghis, phantasmagorisch freilich, aber mit reinster Einheit des Orts und der Handlung." Und ähnlich an Wilh. von Humboldt an demselben Tage: — „von Trojas Untergang bis zur Einnahme von Missolunghi. Dies kann man also auch für eine Zeiteinheit nehmen, im höheren Sinne; die Einheit des Orts und der Handlung sind aber auch im gewöhnlichen Sinne aufs genaueste beobachtet." Und schließlich in einem Briefkonzept aus dem Sommer oder Herbst desselben Jahres: „Das Merkwürdigste bei diesem Stück ist, daß es, ohne den Ort zu verändern, gerade dreitausend Jahre spielt, die Einheit der Handlung und des Orts aufs genaueste beobachtet, die dritte jedoch phantasmagorisch ablaufen läßt." Als Goethe diese Zeilen schrieb, war die „Helena" schon völlig abgeschlossen; sie können sich also nicht auf eine frühere Gestalt der Dichtung beziehen.

Für uns wichtig ist zunächst die Ansicht des Dichters, daß die Einheit der Handlung und des Orts auch im gewöhnlichen Sinne aufs genaueste beobachtet sei. Auch aus Rücksicht also auf die hier mit Entschiedenheit behauptete Einheit der Handlung müssen wir

[1]) Eckermann I, am 5. Juli 1827: „Ich konnte als Repräsentanten der neuesten poetischen Zeit," sagte Goethe, „niemand gebrauchen als ihn, der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzusehen ist. Und dann, Byron ist nicht antik und ist nicht romantisch, sondern er ist wie der gegenwärtige Tag selbst. Einen solchen mußte ich haben. Auch paßte er übrigens ganz wegen seines unbefriedigten Naturells und seiner kriegerischen Tendenz, woran er in M. zu Grunde ging." Wegen seines unbefriedigten Naturells paßte Byron in die Faustdichtung und eignete er sich zum Sohne Fausts, und seine kriegerische Tendenz stimmte auch zu dem kriegerischen Sinn und Ende des Sohnes von Faust und Helena in der oben erwähnten „Skizze der Urgestalt", Paralip. 63.

uns vor der Annahme hüten, daß der Dichter gegen das Ende des Aktes plötzlich den Lord Byron habe erscheinen lassen, oder daß er, um ihm zu huldigen, ein nicht in die Euphorionhandlung gehöriges Chorlied als unorganische Einlage eingeschoben habe.

Daß Goethe auch die Einheit des Ortes streng festgehalten zu haben behauptet, muß zunächst auffallen; denn zweimal sehen wir ihn den Schauplatz verändern, den Platz vor dem Palaste des Menelas in den inneren Burghof Fausts, und diesen Hof in die arkadische Landschaft. Aber diese Verwandlungen vollziehen sich bei offener Szene und ohne daß die handelnden Personen sich wegbegeben. Und wir wissen durch ein anderes Zeugnis des Dichters, „daß Persephone der Helena erlaubte, wieder in die Wirklichkeit zu treten, mit dem Beding, daß sie sich nirgends als auf dem eigentlichen Boden von Sparta des Lebens wieder erfreuen solle“ (Paralip. 123, 2, Zeile 13—16). Dann freilich wäre die Einheit des Ortes doch nicht ganz im gewöhnlichen Sinne beobachtet, und die Veränderungen der Szenerie, durch Mephistopheles-Phorkyas herbeigeführt (siehe 9050), hätten einen magischen, phantasmagorischen Charakter, den der Dichter selbst nur dem zeitlichen Verlauf der Handlung ausdrücklich beilegt, wie er auch, hauptsächlich wohl aus diesem Grunde, den ganzen Helenaakt bei seiner ersten Herausgabe (1827) im Titel als Phantasmagorie bezeichnet hat.

Volle 3000 Jahre aber, vom Untergange Trojas bis zur Einnahme Missolunghis, soll das Stück spielen, gerechnet also von 1174 v. Chr. bis 1826 n. Chr. Wie sollen wir das verstehen? Der Anfang des 3. Aktes „spielt“ bald nach der Zerstörung Trojas, aber doch nicht in der gewöhnlichen Art der geschichtlichen Dramen und auch nicht in der Weise, daß zugleich mit Helena jene ferne Zeit durch Zauberei wieder erweckt wäre. Nur in der Einbildung der Griechin und ihrer Begleiterinnen, die eben aus der eroberten Stadt nach Sparta gekommen zu sein glauben, geht die Handlung in jenem bedeutungsvollen Jahre der eigentlichen Lebenszeit Helenas vor sich. Weiterhin aber wird uns in der zweiten Rede des Lynkeus die große Völkerwanderung des frühen Mittelalters in knappen Zügen geschildert (9281 ff.),[1]) und durch den Bericht der Phorkyas an Helena

[1]) In V. 9281 f. (Von Osten kamen wir heran, und um den Westen war's getan) sind offenbar die Goten gemeint, die von Südrußland her die westlich-südwestlichen Länder brandschatzten oder eroberten, und ebenso wohl auch in V. 9449, während sie 9469 ausdrücklich genannt sind, aber hier in einem Zusammenhange, der sie eigentlich ausschließt; denn unter den Teilnehmern am vierten Kreuzzuge konnten sich keine Goten befinden. Aber wie der Dichter auch hier noch an der fingierten Zeit des Menelas und Nestor festhält (9454 ff.), so läßt er auch das frühere Motiv der germanischen Völkerwanderung hier nicht fallen, sondern verbindet es mit Tatsachen und Zuständen des hohen Mittelalters, im besondern aus der Geschichte des vierten Kreuzzuges.

(8994 ff.) und durch die Ansprache Fausts an seine Heerführer (9446 ff.) und überhaupt durch die ganze Szene „Innerer Burghof" werden wir dann im Geiste in die Zeit der Eroberung Griechenlands durch die Kreuzfahrer, des mittelalterlichen Feudalwesens und der Gotik versetzt.

Auch hier erscheint Faust nur in dem Kostüm und Milieu eines fürstlichen Lehnsherrn dieser Zeit, wie er vorher nach jenem Bericht des Lynkeus sich uns als ein germanischer Heerkönig der Völkerwanderung darstellte. Gleichwohl wäre es nicht richtig, in diesen Hindeutungen und Schilderungen nur Mittel zur Belebung der dichterischen Darstellung zu sehen. Gewiß nicht absichtslos hat Goethe in diesem Akt, der einen so ungeheuren Zeitraum umfaßt, uns jene beiden großen Zeiten vor Augen geführt, in denen Germanen und andere neuere Völker das Land der Griechen sich unterwarfen, wie Faust hier in den Besitz und Genuß der „antiken Schönheit" gelangt.[1]) Denn — um ein weiteres Zeugnis zu verwerten — „hinter dem modernen, romantischen Teil der „Helena" steckt eine halbe Weltgeschichte" (Eckermann I, 29. Januar 1827). Aber wenn der Dichter uns auch Bilder früherer Zeiten entrollt, so fällt doch die Haupthandlung des Stückes selbst, als ein Erlebnis Fausts, natürlich nur in seine Zeit, in den Ausgang des Mittelalters[2]) und den Beginn der Neuzeit, in das Zeitalter des Humanismus und der Renaissance.

Nun aber beginnt mit der Zeugung Euphorions, der sich mit wunderbarer Schnelligkeit zum Kinde, zum Knaben und Jüngling entwickelt, „die Zeit phantasmagorisch abzulaufen", wenigstens in dieser Entwicklung selbst; denn Faust bleibt auch hier in seiner Zeit, mag er auch in seinem Liebesglück aller Zeit entrückt zu sein

---

[1]) Vgl. Witkowskis Faustkommentar, S. 314.

[2]) Die älteste Handschrift der (noch nicht vollendeten) „Helena" (H[1], aus dem Jahre 1800) hat einen „späteren" Umschlag mit dem Titel: Helena im Mittelalter. Satyr-Drama (zuerst: Satyrisches Drama) Episode zu Faust, und auch die spätere, fast schon vollständige Handschrift H[2] hat denselben Titel, nur Satyroma statt Satyrdrama. Die Bezeichnung „Helena im Mittelalter" weist wohl auf Goethes ursprüngliche Absicht hin, die Heroine nicht in Sparta, sondern in Deutschland, in einem freundlichen Ort des Rheintals auftreten zu lassen. Der Zusatz Satyrdrama aber deutet nicht etwa auf ein Drama voll „Mephistophelischer Satire", sondern auf ein Drama in der Art des griechischen Satyrspieles, wie Goethe es auffaßte. Siehe seinen Aufsatz Ueber die Parodie bei den Alten (1823 ff.) und den Brief an Chr. W. Beuth (Concept, 13. Juni 1827): „Vorstehendes gehört eigentlich zu einem Aufsatz über den Cyclops des Euripides, worin man darzuthun suchte, daß in den Satyrspielen der Alten nicht sowohl um Karikiren und Erniedrigen höherer Naturen zu thun gewesen, sondern daß man vielmehr heroische Gestalten in solche Lagen versetzt, worin sie sich deplacirt gefühlt und in Gefahr gekommen lächerlich zu werden." (Der hier erwähnte Aufsatz ist eben der Ueber die Parodie usw.)

glauben (9414). Und doch erlebt er in der zauberhaften Entwicklung des Genius der neueren Dichtung bis zu seiner letzten und jüngsten Gestalt, als Genius Byrons, des Repräsentanten der neuesten poetischen Zeit," den Ablauf von drei Jahrhunderten,[1]) und wenn der Chor mit der Totenklage um den englischen Dichter die Trauer über den Fall Missolunghis, den Abschluß der Tragödie Byron in Griechenland, verbindet, so hat das Stück — in dem von uns dargelegten wechselnden Sinn — seine vollen 3000 Jahre gespielt, von der Zerstörung Trojas bis zur Einnahme Missolunghis.

III.

Mit dieser Erklärung der „phantasmagorischen Einheit der Zeit" haben wir uns der Lösung des Rätsels, das uns bisher beschäftigt hat, wohl genähert, aber doch die letzte Antwort noch nicht gefunden. Denn erstens ist die Entwicklung Euphorions noch nicht völlig aufgehellt, und zweitens ist die Bedeutung seines Todessturzes nicht dargelegt. Beide Fragen gehören jedoch eng zusammen.

Jener Übergang vom allegorischen Genius der neueren Poesie zum geschichtlichen Lord Byron, dessen Tod im Trauergesang beklagt wird, ist jetzt nicht mehr ein so gewaltiger Sprung; denn wir haben die Zwischenstufe dieses Entwicklungsganges in dem Genius der Byronschen Dichtung gefunden. Doch müssen wir Wesen und Wandlungen Euphorions noch etwas genauer ins Auge fassen.

Gleich nach der Geburt regt sich in dem Genius der Trieb, der ihm verhängnisvoll werden soll: der unwiderstehliche Drang vom sichern Boden der Erde hinauf in die Höhe, in die Lüfte. Dieser Trieb ist ihm angeboren; er ist jenem früheren Verlangen Fausts nach den schönsten Sternen des Himmels, jenem Triebe auf Flügeln der Sonne nachzustreben, jener „andern Seele" verwandt, die gewaltsam sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen hebt. Aber während Faust seine Ungenügsamkeit einzuschränken lernt, gibt Euphorion sich seiner ungebändigten Leidenschaft hin; der antiken Helena aber ist dieser moderne Zug ganz fremd. Da nämlich Euphorion allegorisch die neuere Dichtung darstellt, so bedeutet dieses heftige Aufstreben nach der Höhe, in den Bereich der Luft die entschiedene Richtung der „sentimentalischen", von Ideen beherrschten Poesie hinauf zum übersinnlichen Reich des Ideellen, zur überirdischen Welt des „Ideals".

Diese Bezeichnungen und Begriffsbestimmungen Schillers waren Goethe immer geläufig geblieben, wenn er auch für „sentimentalisch" gern „subjektiv" oder „ideell" sagte, ungern den moderneren, aber

[1]) Vgl. Valentin, Goethes Faustdichtung, S. 224.

unbestimmt schwankenden Ausdruck „romantisch" brauchte. Aber gerade in den Jahren, als er den unter der anregenden Teilnahme des Freundes gedichteten Anfang der „Helena" wieder vornahm und vollendete, wurde er von neuem lebhaft an jene Ausführungen erinnert durch die einst zwischen ihnen gewechselten Briefe, deren Herausgabe er damals vorbereitete, und durch die an Wilh. von Humboldt gerichteten Briefe Schillers, die jener ihm mitgeteilt hatte. Und wenn nun Faust und Helena, die von der Schönheit und Lebendigkeit ihres Knaben entzückten Eltern, Euphorion doch warnen müssen, denn

9607 Aengstlich ruft die Mutter: Springe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte dich zu fliegen, freier Flug ist dir versagt.
Und so mahnt der treue Vater: In der Erde liegt die Schnellkraft,
Die dich aufwärts treibt; berühre mit der Zehe nur den Boden,
Wie der Erdensohn Antäus bist du alsobald gestärkt —,

so entsprechen diese Mahnungen inhaltlich Schillers warnender Kennzeichnung der überspannten sentimentalischen Dichtungsweise, die nicht nur über alles Wirkliche, sondern auch über das Mögliche hinweg sich zur Ideenwelt erhebt und der schrankenlosen Einbildungskraft, der Phantasterei zum Raube dahingegeben wird. Noch entschiedener aber hat Goethe selbst, als der naivere, objektivere Dichter, davor gewarnt, die eigentliche poetische Grundlage, das sinnlich Reale, zu verlassen, zu transcendieren, aus der Luft zu erfinden, Unwirkliches und Unmögliches darzustellen, statt nach dem Beispiel der Alten sich auf die wirkliche Welt zu richten und diese zu ergreifen und auszusprechen. So soll auch der Genius der Poesie den Boden des Realen nie ganz unter den Füßen verlieren und nicht, hingerissen von der Schönheit einer Idee, den freien Flug in das ideelle Reich wagen.

Wie dann unmittelbar vor dem Erscheinen des „künftigen Meisters alles Schönen" ein reizendes, reinmelodisches Saitenspiel mit vollstimmiger Musik erklingt, da bezeichnet die Phorkyas diese Klänge als Offenbarung einer neuen, höheren Kunst, und der Chor der Mädchen wird durch diese Schmeicheltöne innig gerührt. Auch hier wieder werden wir besonders an Schillers Kennzeichnung der neueren Dichtung und an seine eigene „sentimentalische" Art erinnert: wie hier (9685 f.) „von Herzen gehen muß, was auf Herzen wirken soll", so soll nach Schiller (Ueber das Pathetische) „die Poesie das Herz treffen, weil sie aus dem Herzen floß", und er selbst „hängt an Stoffen, die das Herz interessieren", und „mit Liebe" hat er an seinem „Tell" und seiner „Jungfrau von Orleans" gearbeitet, überzeugt, daß „was aus dem Herzen kommt, auch zu Herzen geht" (an Cotta, den 27. Juni 1804).

Nun erscheint der „kleine Phöbus" selbst; aber bald ist er über die Jahre der „Kindeslieder" (9695) hinausgewachsen, und wieder

erfaßt ihn die Begierde zu allen Lüften hinauf zu dringen. Nur eine Zeit lang bändigt er, den geängstigten Eltern zu Willen, seine überlebendigen, heftigen Triebe, indem er, mit den Mädchen singend und „in verschlungenem Reihen“ tanzend, seine ungestüme Bewegungslust dem Zwange künstlicher Formen unterwirft. Unter diesen Formen haben wir wohl die künstlich verschlungenen Reim- und Strophengebilde der neueren romanischen Dichtung und ihrer deutschen Nachahmer, der Romantiker, zu verstehen (in den Sonetten, Ottaverimen und Terzinen). Auch Goethe hat sich der Verpflichtung nicht immer entzogen, sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben, und sich gelegentlich in diese Beschränkung gefügt, ohne jedoch die Empfindung ganz zu verlieren, daß des Geistes und Herzens Fülle sich nicht ungezwungen in solchen verschränkten Zeilen ausspreche.[1]) So widerstrebt auch Fausts nordisch-germanischer Natur Euphorions „Gaukelei“: wohl ist er im höchsten Maße empfänglich für die edle Einfalt antiker Formenschönheit, aber in diesem „künstlichen Reihen“ sieht er nur ein leeres Formenspiel ohne tieferen Gehalt. Helena dagegen, deren Freude am Reimspiel eben geweckt ist, findet Gefallen an dieser Betätigung eines weiter entwickelten Formensinnes.

Bald ist Euphorion dieses geregelten Tanzes überdrüssig; zu einem neuen Spiele ruft er die Mädchen auf, zu wilder Jagd; und heftig bis zur Gewalttätigkeit äußert sich jetzt der Liebestrieb. In seiner schrankenlosen Subjektivität, im Bewußtsein seiner persönlichen Individualität und Selbständigkeit (schon 9728) tut er eigenmächtig Kraft und Willen kund, indem er die Rechte anderer Persönlichkeiten mißachtet, — etwa wie Byron auch in seiner Dichtung sich gewaltsam mit Sitte und Gesetz entzweite (9925 f.).

Dann wird der Genius wieder von dem dämonischen Drang nach der Höhe und Ferne und von einer neuen Idee fortgerissen: „Krieg! ist das Losungswort.“ Mit begeisterten Worten preist er die heldenmütigen Kämpfer für die Freiheit Neugriechenlands, die Gut und Blut für das Vaterland opfern, und auch der Chor, trotz seiner weiblichen Natur, vernimmt die Töne dieser „heil'gen Poesie“ gern, die einer Idee[2]) nach immer weiter himmelan steigt, als schönster Stern glänzend, wie Euphorion hier (zu allegorischer Darstellung dieses Vorganges) in leuchtender Gestalt immer höher felsauf springt. Von der erstiegenen Höhe sieht und hört er den auf dem Meere und

[1]) Siehe das 11. 14. und 15. unter den Sonetten Goethes und dasjenige, das unter den Gedichten am Anfange der Abteilung „Epigrammatisch“ steht.

[2]) Vgl. Schiller, Ueber naive und sentim. Dichtung: Die Gegenstände der exaltierten Freiheit- und Vaterlandsliebe sind immer Ideen und erscheinen nicht in der äußeren Erfahrung, denn was z. B. den politischen Enthusiasten bewegt, ist nicht, was er siehet, sondern was er denkt.

in den Tälern der Berge tobenden Kampf, und, von der Idee des Heldenruhms gelockt und von dem Gedanken beherrscht mitzukämpfen und die Freiheit erringen zu helfen, wirft er sich zu freiem Fluge in die Lüfte, dem herrlichen Ideale nachstrebend, das ihm vor den Augen schwebt, und — stürzt herab.

IV.

Erinnern wir uns an dieser Stelle unserer früheren Ausführungen. Euphorion ist der Genius der neueren Poesie, der sich bei phantasmagorischem Ablauf der Zeit zuletzt zum Genius der Byronschen Dichtung entwickelt hat. Der freie Flug, der ihm versagt ist, bezeichnet den Versuch einer überspannten sentimentalischen oder ideellen Dichtungsweise über die Schranken der Erfahrung und sogar über das Mögliche hinaus, ohne alle individuelle Wahrheit und sinnliche Anschaulichkeit, im Ideenreich, in einer Idealwelt zu schweben. Wenn nun der Sturz des Byronschen Genius das völlige Mißlingen eines solchen Versuches bedeutete, so stünden wir vor einem unlösbaren Rätsel, vor einer Unmöglichkeit. Denn niemals hat Goethe etwa gar die ganze neuere, romantische Dichtung und Kunst als krank und überspannt angesehen;[1]) nur an manchen ihrer Erzeugnisse tadelte er jenen „pathologischen" Zug, das Willkürliche, Phantastische, Unmögliche. Am wenigsten aber hat er an Byrons Dichtung, die auch in ihren kühnsten Phantasien nie den Boden der Wahrheit und Natur verläßt, bei aller Ideenfülle und Idealität der Darstellung, jemals hyperideelle Verstiegenheit und Unsinnlichkeit bemerkt. Vielmehr rühmt er wiederholt an ihm die eigentlich poetische Kraft, die ihm bei niemand größer vorgekommen sei, das geborene Talent, dem alles gelinge, was es produzieren mag, die Gegenwart (Gegenständlichkeit) seiner Darstellung, den scharfen Blick die Welt zu schauen (9919); ja er rügt gelegentlich sogar ein Übermaß von „Empirie" und „Welt". Und fast das einzige, was er ihm sonst noch zum Vorwurf macht, ist das Hypochondrische, Polemische, Negative in seiner Dichtung.

Ferner finden wir in dem Trauergesang des Chores, der als ein organischer Bestandteil der Faustdichtung sich unmittelbar auf den Sturz des Genius, eben des Byronschen, bezieht, neben dem volltönenden Preise des englischen Dichters nur eins beklagt: daß Byron (um zugleich eine Äußerung Goethes zu Eckermann — am 24. Februar 1825 — mitzubenutzen) sich im Sittlichen nicht zu begrenzen gewußt habe und an seiner Zügellosigkeit zugrunde gegangen

[1]) Auch nicht in den Äußerungen zu Riemer am 28. August 1808 und am 1. Oktober 1810.

sei, und nur ein Mißlingen bedauert: daß er das Herrliche, das er gewinnen wollte, die Befreiung Griechenlands, nicht erreicht und dabei seinen Tod gefunden habe.

Danach ist es ganz unmöglich den Sturz Euphorions als ein Mißglücken der Dichtung Byrons zu deuten, vielmehr müssen wir darin ein Mißgeschick auf dem Gebiete des praktischen Handelns, das Scheitern seiner politischen Idee erkennen. Und wenn wir jetzt noch einen Blick auf den letzten Teil der Euphorionhandlung werfen, so werden wir in der Darstellung des Genius mit den Zügen, die das dichterische Wesen desselben kennzeichnen, andere verbunden finden, die nicht auf Sinnen und Dichten, sondern auf Leben und Handeln hindeuten. So wohl schon in dem erotischen Motiv, dem Jagdspiel mit den Mädchen und dem Fang des wildesten unter ihnen, dann in dem Widerspruch gegen die Aufforderung des Chores sich der heiligen Poesie des Freiheitskampfes zu widmen (9863—9876), in dem Streben nach Heldenruhm und in dem Drange mitzukämpfen und Sorge und Not zu teilen. Auch hier hätte Goethe sich der Charakteristik des praktischen Idealismus, die Schiller in seinem Aufsatz an die der sentimentalischen oder idealistischen Dichtung gefügt hatte, erinnern können, des Idealismus, der im Streben nach einem Ideal Natur und Erfahrung verläßt, und der Phantasterei, die „zu einem unendlichen Fall, in eine bodenlose Tiefe führt und nur in einer völligen Zerstörung endigen kann".

Wie hätte der Dichter auch ein deutliches und vollständiges Bild von dem Wesen der neueren und im besondern der Byronschen Poesie entwerfen können, ohne auch Züge aus dem persönlichen Leben und Wirken der Dichter zu verwenden? Gerade Byrons Leben und menschlichem Charakter aber hat er immer die gleiche Teilnahme wie seinem Dichten gewidmet. Und wie wäre es überhaupt möglich, diese beiden Gebiete in der Betrachtung voneinander zu trennen, da doch alle echte Dichtung unmittelbar oder mittelbar erlebt ist und anderseits Leben und Schicksal des Dichters unter dem Einfluß derselben Geistes- und Gemütskräfte stehen, die ihn zum künstlerischen Schaffen befähigen, der starken Empfindung und der „ewig beweglichen" Phantasie, — wie Goethe es auch an sich selbst erlebt und mit schmerzlichem Mitgefühl in seinem „Tasso" dargestellt hat. Deshalb hat er nach Byrons Tod, in einer Unterhaltung mit dem Kanzler von Müller (am 13. Juni 1824), es als ein Unglück beklagt, daß so ideenreiche Geister (wie Byron) ihr Ideal durchaus verwirklichen, ins Leben einführen wollen; das gehe nun einmal nicht, das Ideal und die Wirklichkeit müßten streng geschieden bleiben. Auch Byrons idealistischer und phantastischer, ohne Kenntnis der realen Verhältnisse unternommener Zug nach Griechenland erscheint als ein freier Flug

in die Lüfte, ein Verlassen des Bodens der Erfahrung und Wirklichkeit, als die Verfolgung einer Idee, die leicht erreichbar scheint, ja im Geiste schon erreicht ist (9873). So hat sein griechisches Unternehmen etwas „Unreines“ gehabt, wie Goethe sich bei derselben Gelegenheit in der ihm eigenen Weise ausdrückte, „und hätte nie gut endigen können,“ und so mußte der Sturz und Untergang erfolgen.

Im Sturze Euphorions verunglückt also der Genius Byrons, nicht im Dichten, sondern im Handeln; diese idealistische Verirrung des Genius aber führte den Tod des Dichters herbei, der in dem Trauergesang beklagt wird. Der Tod Byrons selbst ist im Sturze Euphorions nicht dargestellt, höchstens nur mit angedeutet, und die „bekannte Gestalt“, die man am gestürzten Genius zu erkennen glaubt, ist natürlich nicht die körperliche Gestalt des Lords. Das Körperliche des Genius verschwindet, die Aureole aber steigt zum Himmel auf, um in einem neuen Dichtergeiste wieder zu erscheinen; denn seine letzte Gestaltung als Byrons Genius war ja nur eine unter seinen vielen, aufeinanderfolgenden und gleichzeitigen Erscheinungsformen. Der Genius der neueren Dichtung selbst ist unsterblich und erscheint in der Welt immer wieder in neuer Gestalt, so lange es fühlende und denkende Menschen gibt, und immer werden neue Lieder angestimmt, „denn der Boden zeugt sie wieder, wie von je er sie gezeugt“ (9935 ff.).

Und der Genius ist bisher nur erst in kindlicher und jugendlicher Gestalt erschienen, wie die neuere Poesie noch jung und entwicklungsfähig ist. Geboren aber ist diese im Zeitalter der Renaissance, aus der Vereinigung des mittelalterlichen Geistes mit dem der Antike, aus dem Liebesbunde Fausts und Helenas. Somit könnten wir Faust (um sein Verhältnis zu der allegorischen Gestalt Euphorions noch deutlicher zu machen) als den **Vater** der neueren Dichtung bezeichnen,[1]) wie wir etwa Herodot oder Thukydides den Vater der Geschichtschreibung nennen, oder wie Goethe selbst einmal die Naturphilosophie für Gottes Enkelin erklärt.[2]) Euphorion ist ein **Erzeugnis** der Schöpferkraft Fausts, und des Vaters Geist lebt in ihm fort und erhält sich in all den ferneren Gestaltungen, die der Genius annimmt, das heißt: der Geist, der von Faust ausgegangen ist, lebt

[1]) Denn wir dürfen doch Fausts Individualität trotz ihrer typischen Bedeutung nicht ganz in ein Unpersönliches, Allgemeines verflüchtigen (als Kultur des Mittelalters, Romantik).

[2]) Ich setze die geistreich anmutigen Verse, die am Schluß einer Besprechung von Fritz Jacobis auserlesenem Briefwechsel stehen, vollständig her: Von Gott dem Vater stammt Natur, das allerliebste Frauenbild; des Menschen Geist, ihr auf der Spur, ein treuer Werber, fand sie mild. Sie liebten sich nicht unfruchtbar: ein Kind entsprang von hohem Sinn. So ist uns allen offenbar: „Naturphilosophie sei Gottes Enkelin“. (Nach Dante.)

fort in der neueren Poesie, in den Geistern und den Werken der neueren Dichter, wie der Geist des pater historiae fortwirkt aus ihm und seinen Werken auf die Geister und Werke der späteren Geschichtschreiber.

Aber wenn Euphorion das Erbteil seiner Eltern nicht verleugnen kann, so zeigt er doch, je weiter er sich entwickelt, desto stärker eine neue, persönliche Eigenart; und hat Faust in seinem Glückestraume gewähnt und gewünscht einen Sohn zu erzeugen, der seinem neu gewonnenen Ideal entspräche, der antike Schönheit mit antiker Naivität, das heißt: mit einem gesunden, harmonischen Verhältnis des Sinnlichen und Geistigen vereinigte, so muß er jetzt an seinem Sohne, der ihm anfangs ein reines Entzücken bereitete, zu seiner Verwunderung und seinem Schmerz bemerken, daß das Geistige, Subjektive, Sentimentalische in ihm immer mehr das Übergewicht gewinnt, daß sein Wesen „ins Grenzenlose strebt" und Maß und Schönheit der Antike nicht als Ideal oder Schranke anerkennt, kurz, daß es anders geartet ist, als er gehofft hat.

So macht Faust an seiner eigenen Schöpfung die Erfahrung, die Goethe und z. B. auch sein Zeitgenosse, der italienische Dichter Monti, und viele andere machen mußten, daß ihre Werke trotz ihres antikisierenden Bestrebens romantisch ausfielen, wider Willen und Wissen ihres Verfassers sentimentalisch und modern waren.[1]) An Euphorions Entwicklung aber erkennt Faust, daß die neuere Dichtung sich von seinen Idealen lossagt und im selbstherrlichen Gefühl ihrer eigenen Kraft und im Drang einer fessellosen Subjektivität ihre eigenen Wege geht und neuen Zielen zustrebt. Und so war also der holde Bund mit Helena und Euphorion ein Traum (9883); es war ein Wahn zu meinen, daß eine gräcisierende Dichtung ihr Vorbild erreichen könne, daß sie sich gegen den mächtigen Strom der neuen Zeit zu behaupten und durchzusetzen vermöge. Es war einer der herrlichen phantastischen Irrtümer, in denen Faust sich (edler, würdiger, höher als im ersten, gemeinen Teile der Tragödie) verlieren, aber nicht verharren sollte (siehe Goethe an Schubarth, am 3. November 1820). Eben deshalb mußte auch der Liebesbund zwischen Faust und Helena sich lösen. Wohl bewährt sich auch an ihr das alte Wort, daß Glück und Schönheit dauerhaft sich nicht vereint (9939 f.), aber der besondere, eigentliche Grund ihres Scheidens ist die Einsicht, die ebenso auch Faust gewonnen hat, daß ihre beseligende Liebe und Ehe doch nicht zum ersehnten Ziele führe, daß daraus nur Kinder hervorgehen können, die den Wünschen der Eltern nicht gemäß sind. Schweigend

[1]) Eckermann II, am 21. März 1830, und Goethes Aufsatz „Klassiker und Romantiker in Italien" (etwa in der Mitte).

fügt sich Faust in das Unabänderliche, Notwendige: er ist um eine herrliche Illusion ärmer, aber auch um eine Erkenntnis reicher geworden.[1])

V.

Wenn wir hiermit „den Hauptsinn der Darstellung" richtig erfaßt haben,[2]) so werden wir nun auch die Absicht Goethes besser verstehen, durch seine Helenadichtung zur Schlichtung des Streites zwischen den Klassikern und Romantikern beizutragen, die Verständigung zwischen den beiden Parteien, die sich wenigstens in Deutschland schon angebahnt hatte, noch weiter zu fördern.[3]) Daß hier, genau betrachtet, kein Streit sein dürfte, daß der leidenschaftliche Zwiespalt zwischen den antikisierenden und den modernen Dichtern und Kritikern sich endlich versöhnen sollte, hat Goethe wiederholt erklärt.[4]) Denn wenn er auch bis an sein Ende hellenische Kunst und Dichtung als die reinste Quelle ästhetisch künstlerischer Bildung ansah und besonders zur Bekämpfung gewisser romantischer Strömungen und Verirrungen, zumal in der bildenden Kunst, immer wieder auf die Griechen hinwies, so war er doch in den Jahren, als er die „Helena" und den „Faust" vollendete, über die schroffe Einseitigkeit seines früheren klassizistischen Standpunkts (um die Jahrhundertwende) schon lange hinausgekommen. Er ist duldsamer und gerechter gegen die neuere Zeit geworden und hat das Recht des fortschreitenden Lebens, des Jahrhunderts, der Nation und Individualität, den Gehalt und Ideenreichtum, die Gesundheit und Klassizität auch der „romantischen" Dichtung, wenigstens in ihren bedeutendsten Leistungen, offen anerkannt und gegen die, an sich hohen oder höchsten, Ideale und Forderungen einer vergangenen Zeit verteidigt.[5]) Er weiß, daß es

---

[1]) Dies ist natürlich nicht der einzige Gewinn, den Faust aus dem Bunde mit Helena davonträgt. Die genauere Behandlung dieser Frage gehört aber nicht hierher.

[2]) Ich habe die Euphorionfrage etwas ausführlicher behandelt; denn lange genug sind bloße, mehr oder weniger bestimmte Behauptungen oder unzureichende Begründungen vorgebracht worden, einerseits daß Euphorion Byron sei oder werde, und anderseits, daß er mit Byron unmittelbar nichts zu tun habe, — trotz der entgegenstehenden Tatsachen und Vernunftgründe. Warum ich der, etwas eingehender begründeten, Auffassung W. Büchners (in seinen Faustſtudien, Weimar 1908, S. 41—56) nicht zustimmen kann, ist aus meinen obigen Ausführungen leicht zu ersehen.

[3]) An Zelter, 3. Juni 1826, und an Iken, 23. September 1827; auch Eckermann II, 16. Dezember 1829.

[4]) Auch in dem kurzen Aufsatz „Moderne Guelfen und Ghibellinen" (1827).

[5]) Auch schon 1805, in den Anmerkungen zu Diderots Dialog „Rameaus Neffe", in dem Abschnitt „Geschmack": „Man gedenke Shakespears und Calderons! Vor dem höchsten ästhetischen Richterstuhle bestehn sie untadelig, und wenn irgend ein verständiger Sonderer, wegen gewisser Stellen, hartnäckig gegen sie klagen

eine Verirrung ist, in Kunst oder Dichtung zu gräcisieren, und wenn er jetzt dazu auffordert, den Griechen nachzueifern (nicht etwa sie nachzuahmen),[1]) so fügt er die bedeutsame Einschränkung hinzu: jeder auf seine Art. Unparteiisch kennzeichnet er die Vorzüge und Fehler beider Richtungen, tadelt das Mumienhafte, Pedantische, phrasenhaft Nichtige des klassizistischen Extrems und ist der neueren Zeit dankbar für die Erweiterung des Formen- und Stoffkreises, eine Errungenschaft, die der Dichter sich auf keine Weise werde verkümmern lassen.[2])

sollte, so würden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche sie gearbeitet, lächelnd vorweisen und nicht etwa dadurch bloß Nachsicht erwerben, sondern deshalb, weil sie sich so glücklich bequemen konnten, neue Lorbeern verdienen." — „Wohl findet sich bei den Griechen sowie bei manchen Römern eine sehr geschmackvolle Sonderung und Läuterung der verschiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschließlich hinweisen. Wir haben uns anderer Voreltern zu rühmen und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen? — Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen, da wir die antiken Vorteile wohl niemals erreichen werden, mit Mut zu erhalten ist unsre Pflicht," usw. Siehe auch, was H. Voß aus dem Jahre 1803 über Goethe berichtet, und Goethes „Farbenlehre, Didaktischer Teil (1810), Schlußwort": „Das Kunstwerk soll aus dem Genie entspringen, der Künstler soll Gehalt und Form aus der Tiefe seines eigenen Wesens hervorrufen, sich gegen den Stoff beherrschend verhalten und sich der äußeren Einflüsse nur zu seiner Ausbildung bedienen." Ein noch älteres Zeugnis ist das Bekenntnis an Schiller (nachdem er dessen Aufsatz Ueber naive und sentimentalische Dichtung gelesen, am 29. November 1795): „Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß ich, aus einer allzu großen Vorliebe für die alte Dichtung, gegen die neuere oft ungerecht war. Nach Ihrer Lehre kann ich erst selbst mit mir einig werden, da ich das nicht mehr zu schelten brauche, was ein unwiderstehlicher Trieb mich doch, unter gewissen Bedingungen, hervorzubringen nötigte, und es ist eine sehr angenehme Empfindung mit sich selbst und seinen Zeitgenossen nicht ganz unzufrieden zu sein." Auch seiner eigenen Faustdichtung, an die er bei diesen Worten dachte, stand er im Alter anders gegenüber als in seiner klassizistischen Zeit: wohl nirgends begegnen uns später solche Scheltworte wie die, mit denen er in jenen früheren Jahren (1797—1800) den „Faust" bedacht hat.

[1]) Vgl. Eckermann I, 29. Januar 1826: „Man spricht immer vom Studium der Alten; allein was will das anders sagen als: richte dich auf die wirkliche Welt und suche sie auszusprechen; denn das taten die Alten auch, da sie lebten."

[2]) Zu dieser ganzen Ausführung siehe besonders die Aufsätze Goethes „Shakespeare und kein Ende" (1813 ff.), „Antik und Modern" (1818), „Klassiker und Romantiker in Italien" (1818 ff.) und „Moderne Guelfen und Ghibellinen" (1827), „Mythologie, Hexerei, Feerei" (1827), ferner Eckermann II, 2. April und 16. Dezember 1829, III, 14. März 1830 und sonst, Soret, 14. März 1830, Goethe an Zelter am 10. April 1827. Man beachte besonders Goethes Urteile über Shakespeare, Molière, Raffael, Mozart, ferner über Schiller, Byron und Manzoni, und unterscheide wohl zwischen seiner Schätzung antiker und antikisierender, der älteren romantischen und der neuromantischen Kunst und Dichtung.

Und wie hätte Goethe an die Schlichtung des Streites zwischen Klassikern und Romantikern überhaupt denken können, wenn er nicht beide Richtungen in ihrem Kerne als berechtigt angesehen hätte? Dieser Ausgleich kann aber nicht in der Annäherung und Vereinigung Fausts und Helenas dargestellt sein; denn erstens handelt es sich in diesem Streit nicht um eine Aussöhnung der Antike und des Mittelalters, und zweitens hat ja eben die Erneuerung und Nachahmung der Antike die Gegnerschaft der Romantiker hervorgerufen, die für das Vorrecht der neueren Kunst und Dichtung kämpften. Vielmehr kommt Goethes Absicht in der Verherrlichung Euphorions zum Ausdruck, in der freudigen Begrüßung und liebevollen Bewunderung des Genius der neueren Dichtung, vor allem aber in der Darstellung seines Entwicklungsganges, die auf der Erkenntnis beruht, zu der wir oben Faust gelangen sahen: daß auch ein antikisierender Dichter (um Goethes eigene Worte zu brauchen)[1] „sein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltsam widmet und, ohne es zu wissen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat"; daß eine rein „naive", „hellenische" Dichtung in der Gegenwart unmöglich sei und weder der einzelne Moderne, auch wenn er „ein gewisses antikes Herkommen nicht verleugnet", das Ziel eines solchen Bemühens zu erreichen vermöge, noch die moderne Dichtung überhaupt in ihrer selbständigen Entwicklung und der Ausbildung ihrer Eigenart aufgehalten werden könne.

In diesem Sinne hat Goethe den Streit zwischen Klassikern und Romantikern schlichten wollen, und darum hat er auch für seine Faustdichtung als „Repräsentanten" der neuesten poetischen Zeit die jüngste Gestaltung Euphorions, den Genius Byrons, erwählt, der weder antik noch romantisch sei, sondern wie der gegenwärtige Tag selbst.

Paris in Kleists Briefen und in Tiecks „William Lovell".

Von Wilhelm Herzog in München.

Es lassen sich zwischen den Eindrücken, die Kleist von Paris empfing, und denen, die Tieck seinen William Lovell empfangen läßt, einige interessante und aufschlußreiche Parallelen ziehen. —

[1]) Siehe „Klassiker und Romantiker in Italien", und vgl. „Adelchi von Manzoni": „Alle Vergangenheit, die wir heraufrufen, um sie nach unsrer Weise den Mitlebenden vorzutragen, muß eine höhere Bildung, als es hatte, dem Altertümlichen zugestehen." — „Allen Zuständen borgt man das Neuere, um sie anschaulich, ja nur erträglich zu machen."

Der erste Teil von Tiecks Roman war 1795 erschienen. Kleist hat ihn ohne Zweifel gelesen. Und die Art, wie der einundzwanzigjährige Tieck Paris, das er nicht kannte, sah und wie er es schildert, hat den vierundzwanzigjährigen Kleist, der zum ersten Mal nach Paris kommt, stark beeinflußt, hat die Einstellung seines Auges bestimmt.

Allerdings: Kleist sieht die Dinge, — sieht Paris, seine Vergnügungen, seine Straßen und Häuser lebhafter, bunter, nuancenreicher und gestaltet sie kräftiger, eindringlicher als der junge Tieck, der diese verwirrende Babelswelt nur vom Hörensagen und aus Büchern kannte — und verachtete. Beide aber sehen Paris mit denselben vorgefaßten Meinungen, Vorurteilen, mit derselben Abneigung, ja mit demselben Ekel. Sie vermissen — als echte Deutsche — das Gemüt und die Tiefe und sehen nur die Oberfläche. Beide wollen so schnell als möglich aus Paris fort.

Und wenn ihre Worte nicht genau dieselben sind — ihre Stimmung — der Ton, auf den Paris sie stimmt, ist der gleiche.

Kleist schreibt an Wilhelmine (Paris 27. Oktober 1801): „Paris fesselt mich durch gar nichts“; und ihre Antwort auf seinen letzten Brief wird ihn schwerlich noch in Paris treffen. (Kleists Werke V, 265.)

Lovell an seinen Freund Eduard Burton (Ludwig Tiecks Schriften, 1828, Band 6, S. 49): „Ich wünsche nichts so sehnlich als den Tag, an welchem ich Paris verlasse. Ich finde hier nichts von allem, was mich interessirt.“

Und er sucht seine Abneigung zu begründen, indem er fortfährt: „Die Stadt ist ein wüster, unregelmäßiger Steinhaufen, in ganz Paris hat man das Gefühl eines Gefängnisses, die Pracht des Hofes und der Vornehmen kontrastirt auf eine widrige Art mit der Armseligkeit der gemeineren Klassen; alles erinnert an Sklaverei und Unterdrückung.“ Und er bedauert, „daß man den entzückten Menschen so nahe an das schöne Gemälde geführt hat, daß die täuschenden Perspektiven verfliegen: wir lachen jetzt über die, die sich einst von diesen grobaufgetragenen Farben, von diesen verwirrten Strichen und Schatten hintergehen ließen und Leben auf der toten Leinwand fanden. ...“ (S. 50 a. a. O.)

Kleist an die „goldene Schwester“, Louise von Zenge (Paris 16. August 1801): „Sie beneiden mich, wie es scheint, um meinen Aufenthalt [in Paris] und wünschen an meiner Stelle zu sein. Wenn Sie mir folgen wollen, so will ich Ihren Geist in die Nähe der Coulissen führen, die aus der Ferne betrachtet, so reizend scheinen. Aber erschrecken müssen Sie nicht, wenn Sie die Gestalten ein wenig mit Farben überladen und ein wenig grob gezeichnet finden.

Denken Sie sich in der Mitte zwischen drei Hügeln, auf einem Flächenraum von ohngefähr einer Quadratmeile, einen Haufen von

übereinandergeschobenen Häusern, welche schmal in die Höhe wachsen, gleichsam den Boden zu vervielfachen, denken Sie sich alle diese Häuser durchgängig von jener blassen, matten Modefarbe, welche man weder gelb noch grau nennen kann, und unter ihnen einige schöne, edle, aber einzeln in der Stadt zerstreut, denken Sie sich enge, krumme, stinkende Straßen, in welchen oft an einem Tage Kot mit Staub und Staub mit Kot abwechseln, denken Sie sich endlich einen Strom, der, wie mancher fremde Jüngling, rein und klar in diese Stadt tritt, aber schmutzig und mit tausend Unrat geschwängert, sie verläßt, und der in fast grader Linie sie durchschneidet, als wollte er den ekelhaften Ort, in welchen er sich verirrte, schnell auf dem kürzesten Wege durcheilen — denken Sie sich alle diese Züge in einem Bilde, und Sie haben ohngefähr das Bild von einer Stadt, deren Aufenthalt Ihnen so reizend scheint." (S. 251 f. a. a. O.)

Und wenn Lovell ausruft: „Wie mich alles hier anekelt!" so drückt er eine Empfindung aus, die auch Kleist immer wieder gehabt hat.

Interessant ist es zu sehen, wie Tieck und Kleist über ein und dasselbe Thema: über die Art des Gesprächs, der Geselligkeit bei den Franzosen ihre Eindrücke wiedergeben. Tieck sagt nur das Übliche, Oberflächliche — voller Verachtung; Kleists berühmte Analyse — verstehend und wertend — legt den Unterschied bloß und differenziert die Qualitäten des Deutschen und des Franzosen.

Tieck-Lovell schreibt: „Man spricht und schwatzt ganze Tage, ohne auch nur ein einzigmal zu sagen, was man denkt; man geht ins Konzert, ohne die Absicht zu haben, Musik zu hören; man umarmt und küßt sich, und wünscht diese Küsse vergiftet." (S. 51 a. a. O.)

Kleist in dem Brief an Louise v. Zenge (16. August 1801): „Übrigens muß man gestehen, daß es vielleicht nirgends Unterhaltung gibt, als unter den Franzosen. Man nenne einem Deutschen ein Wort, oder zeige ihm ein Ding, darauf wird er kleben bleiben, er wird es tausendmal mit seinem Geiste anfassen, drehen und wenden, bis er es von allen Seiten kennt, und alles, was sich davon sagen läßt, erschöpft hat. Dagegen ist der zweite Gedanke über ein und dasselbe Ding dem Franzosen langweilig. Er springt von dem Wetter auf die Mode, von der Mode auf das Herz, von dem Herzen auf die Kunst, gewinnt jedem Dinge die interessante Seite ab, spricht mit Ernst von dem Lächerlichen, lachend von dem Ernsthaften, und wenn man dem eine Viertelstunde zugehört hat, so ist es, als ob man in einen Kuckkasten gesehen hätte. ... Der Deutsche spricht mit Verstand, der Franzose mit Witz. Das Gespräch des Erstern ist wie eine Reise zum Nutzen, das Gespräch des Andern wie ein Spaziergang zum Vergnügen. Der Deutsche geht um das Ding herum, der Franzose fängt

den Lichtstrahl auf, den es ihm zuwirft und geht vorüber." (S. 253 f. a. a. O.)

Kleist übernahm nichts, ohne es sofort in sich zu verarbeiten. Gedanken, Stimmungen, die ihm homogen waren und die ihm ein Buch vermittelte, führte er weiter aus, wurden sein persönlichstes Eigentum, bekamen durch die leidenschaftliche Art, mit der er sie auffing, ihren eigenen Ton, wurden durch seine Prägung, deren reizvolle Facettierungen und Nuancen uns entzücken, originell und beziehungsreich.

Mimische Studien zu Heinrich von Kleist.

Von Ottokar Fischer in Prag.[1])

---

3. Mimische Details.

Der einzige Beitrag Kleists zu einer Theorie der schauspielerischen Mimik ist in dem zur Hälfte ablehnenden, zur Hälfte zustimmenden Urteil enthalten, das die Berliner Abendblätter über Ifflands übertriebenes Gestikulieren brachten (4, 129 f.); aus anderen Bemerkungen, mögen sie sich auch nicht als Ergebnisse eines Fachstudiums ausgeben, ist zu ersehen, wie der Dichter die Bedeutung der Gebärdensprache beurteilte und was für Forderungen er an sie stellte. Es ist begreiflich, daß gerade die Gesten sich seinem lebhaft beobachtenden Geiste durchaus nicht als etwas geringfüges darstellten. Seine zuweilen ans materialistische grenzenden Grundsätze, die ihm ein gelegentliches Paradoxon von der Beziehung der Tugend zu den Bedingungen leiblicher Gesundheit entlocken konnten (5, 276), brachten es mit sich, daß er die äußeren Merkmale als Symptome des verborgenen Lebens ansah. Ein Satz aus seiner frühesten Jugend (4, 77), in dem von der „merkwürdigen Übereinstimmung zwischen den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt" gesprochen wird, füllte sich im Laufe der Zeit mit realem Inhalt an. Mit seiner an Rousseau geschulten Auffassung vom Gegensatz zwischen Natur und Kultur hängt es zusammen, daß er einer ausdrucksvollen Verwendung der Gebärdensprache gewogen war; wer natürlich ist, der gestikuliert ohne Rücksicht auf die Fesseln der Konvenienz, erst die Vorurteile der Zivilisation stellen sich der Unbefangenheit in den Weg, und umgekehrt, nur bei einem Ausbruch der elementarsten Gefühle geht das Schablonenhafte der angelernten Umgangsformen verloren, stellt sich eine natür-

---

[1]) Vgl. oben S. 488 ff.

liche Bewegung ein. Die Einwände der Etikette, so doziert Kleist in einem Briefe an seine Dresdner Freundin (S. 233), sind „Weisheit des Staubes; was Ihnen Ihr Herz sagt, ist Goldklang, und der spricht es selbst aus, daß er echt sei. Alle diese Vorschriften für Mienen und Geberden und Worte und Handlungen, sie sind nicht für den, dem ein Gott in seinem Innern heimlich anvertraut, was recht ist. Sie sind nur Zeichen der Sittlichkeit, die oft nicht vorhanden ist, und mancher hüllt sein Herz nur darum in diesen klösterlichen Schleier, die Blößen zu verstecken, die es sonst verraten würden ... Der kalte Mensch, dem nie ein Gefühl die Brust erwärmte, der nie empfand, wie süß eine Träne, wie süß ein Händedruck ist, der stumpf bei dem Schmerze, stumpf bei der Freude ist, er ist nicht glücklich ..." Und der Braut empfiehlt er die Pflege ihres Äußeren, jenes Äußeren allerdings, das nicht kann zugeschnitten werden, wie ein Kleid; „es gründet sich in der Seele, von ihr muß es ausgehen, und sie muß es der Haltung, der Bewegung mitteilen, weil es sonst bloß theatralisch ist."

Wesentlicher als die gelegentlichen Äußerungen in der Korrespondenz tragen zur Erkenntnis von Kleists Anschauung, daß Gebärde und innerer Zustand unzertrennlich zueinander gehören, drei Aussprüche in seinem Erstlingswerke bei. Agnes weint ob ihres Bruders Tode und entschuldigt sich beim Großvater: Schroff., V. 395 „Denn sieh, wie ich muß lachen, eh' ich will, wenn einer sich lächerlich bezeigt, so muß ich weinen, wenn einer stirbt." Eustache bejaht die Frage, ob ihr Mann aufgebracht und unversöhnlich sei: V. 1693 „Er ward ganz blaß, als er dich sah — das ist ein Zeichen wie matte Wolkenstreifen stets für mich; ich fürchte einen bösen Sturm." Sylvester fordert den Boten, der eine unheilvolle Nachricht bringt, zum Sitzen auf, und da dieser sich weigert, höhnt er: V. 576 „Ei, du Narr, Stehn und Erzählen, das gehört zusammen, wie Reiten fast und Küssen." — Agnes sagt also: wenn ich etwas lächerliches wahrnehme, so lache ich; wenn jemand stirbt, so weine ich. Sie sagt nicht etwa: eine lächerliche Sache macht mich lustig, eine ergreifende Nachricht flößt mir Trauer ein, sondern: ich lache, ich weine — ohne mein Dazutun, „eh' ich will". Lachen und Weinen stellen sich unmittelbar nach dem von außen empfangenen Reiz ein, ohne daß von einem vorhergehenden, vorbereitenden Zwischenzustande des Geistes gesprochen würde. Eine engere Verknüpfung des äußeren Impulses und der äußeren Folge ist kaum denkbar, eine größere Bedeutung läßt sich den mimischen Reaktionen überhaupt nicht beimessen; der körperliche Ausdruck einer Gefühlsemotion wird als wichtiger angesehen als diese selbst, ja von der Emotion ist überhaupt nicht die Rede. Die angeführten Verse enthalten eine so unbedingte Anerkennung der körper-

lichen Reaktion, erkennen deren grundlegende, prinzipielle Bedeutung so unumwunden an, daß ich nicht anstehe, Kleist in dieser Beziehung einigen neueren sensualistischen Theoretikern wie Lange und James an die Seite zu stellen, die ihre Anschauung durch das Paradoxon kenntlich machen, die Gefühlsemotion sei nicht die Voraussetzung, sondern erst das Ergebnis der körperlichen „Reaktion"; man lache nicht, weil man lustig sei, sondern man sei lustig, weil man lache! Es ist, vom Standpunkt der Mimik aus, gleichsam das Motto zu Kleists Schaffen: aus einem wahrnehmbaren Symptom wird die Erkenntnis eines inneren Vorgangs abgeleitet; es sind keine Analysen des Seelenlebens vonnöten, sofern man für dasselbe eine genugsam bezeichnende Geste gefunden hat; ein plötzlicher Ausbruch der Leidenschaften („plötzlich" gehört zu Kleists Lieblingsworten) gibt sich durch eine jähe, gewaltsame, selbst rohe Bewegung zu erkennen, die beredter schildert als die tiefst bohrende psychologische Darlegung der Gefühle und Gedanken. Da Penthesilea die kaum fertiggewundenen Kränze in Stücke reißt; oder da Kohlhaas „plötzlich, mit einer fürchterlichen Geberde," den Fuß aufhebt, um einen Knecht zu töten; oder da Graf Strahl die Peitsche von der Wand nimmt, um sie bald darauf ebenso unerwartet durchs Fenster zu werfen, daß die Scherben niederklirren:[1]) in all diesen Fällen hat ein zum höchsten Grad aufwallender Affekt eine energische Gebärde ausgelöst, die als bloße Tatsache, ohne begleitende Erklärungen, mitgeteilt wird. Da ist auch der Schlüssel zu der zweiten Stelle der „Familie Schroffenstein" zu suchen: Eustache braucht mit ihrem Mann gar nicht zu reden, um das Maß seiner Erregung zu erraten. So wie sich das Nahen eines Gewittersturms durch besondere Wolkenformationen anzeigt, so deutet die bleiche Wange unfehlbar auf den Sturm hin, von dem die Gedanken durchtobt sind. Die Verknüpfung einer bestimmten Physiognomie und eines bestimmten Seelenzustandes hat sich zu einem festen Gesetze gestaltet. Eine notwendige Beziehung ist auch durch Sylvesters Ausspruch festgelegt, den ich an dritter Stelle zitiere. Da handelt es sich allerdings nicht um eine Verbindung zwischen Gebärde und Leidenschaft, sondern eher um ein durch Übereinkunft und Gewohnheit geregeltes Gebaren und Sich-Bewegen; der Hausherr bittet um Verzeihung, daß er sich früher setzt als der Gast, und wundert sich, daß dieser den ihm angebotenen Stuhl nicht annimmt, sondern stehend berichten will; in dem sich anspinnenden Gespräch wiederholt der gereizte Sylvester nicht weniger als fünfmal: „setz dich".

[1]) „Das Prinzip der Antithese" wird von der neueren Forschung zu den grundlegenden Gesetzen der Gestikulation gerechnet; meine allgemeinen Bemerkungen zur Mimik stützen sich vor allem auf die Autorität Darwins (The expression of the emotions in man and animals, 2. Ausgabe, 1889).

Konvenienz und Brauch schreiben eine bestimmte Attitude für eine bestimmte Handlung vor, so scheint es Kleist ganz selbstverständlich zu sein, daß, wer etwas melden komme, Platz nehmen müsse und daß ihm die Gastgeber einen Stuhl anbieten oder ihn gar nötigen niederzusitzen. Es macht sich hier eine Eigentümlichkeit Kleists geltend, auf die Fries (S. 59) aufmerksam macht, ohne die uns beschäftigende Frage zu streifen: Kleist besaß einen ausgebildeten, ja überfeinerten Sinn für die Erweisung von Höflichkeiten. In gleichgültige, selbst in beleidigende Ansprachen liebt er es, eine Floskel nach Art des französischen „s'il vous plaît" oder „pardon" einzuflechten; auch einander feindlich gesinnte Personen legen einen gewissen Respekt zur Schau, ja gebrauchen zuweilen schonende, beinahe kosende Ausdrücke. Als natürliche Forderung des Taktes stellen sich dem feinfühligen Dichter die häufigen, viel zu häufigen Aufforderungen zum Niedersitzen dar. Sich breit und behaglich hinzusetzen, ist die notwendige Vorbereitung zu ausführlichem Erzählen: Sosias freut sich (Amphitr., V. 1960): „Wie ich mich jetzt auch auf den Stuhl will setzen! Und wie ich tapfer, wenn man vom Kriege spricht, erzählen will";[1] Babekan beginnt ihren Bericht, „indem sie sich auf gemächliche Weise auf den Sessel niederläßt" (3, 336). Auch ungebildete Leute, in fremdartiger Umgebung aufgewachsen, tragen die formelle Aufforderung vor (3, 318; 322), auch der eingekerkerte Kohlhaas unterläßt nicht, die Zigeunerin auf einen Stuhl zu nötigen (3, 241), ja selbst im Zustande größter Erregung unterläuft kein Verstoß gegen die primitive Forderung der gesellschaftlichen Etikette, so fragt der Kommandant den Grafen, kaum daß dieser seinen konsternierenden Heiratsantrag vorgebracht hat, ob er nicht Platz nehmen wolle (3, 256), und die Tochter gibt nicht nach, bevor der weinende Vater nicht Platz nimmt (3, 287, mit besonderer Umständlichkeit, fast wie im ersten Akt der Schroffensteiner: „Sie fragte ihn, ob er sich nicht setzen wolle? sie wollte ihn auf einen Sessel niederziehen; sie schob ihm einen Sessel hin, damit er sich darauf setze: doch er antwortete nicht; er war nicht von der Stelle zu bringen; er setzte sich auch nicht, und stand bloß . . . und weinte . . . Doch da der Kommandant sich endlich . . . niedergesetzt hatte . . ."); in der erregten Szene zwischen dem Kurfürsten und Natalie fehlt nicht die galante Redewendung (Homb., V. 1187; vgl. auch Kunigunde an die Gräfin: 2, 237). Das ängstliche Bewahren der gesellschaftlichen Formen ist bei Kleist, dem entschiedenen Verächter aller Konvenienz, doppelt zu betonen; eine angeborne Höflichkeit muß mit zu seiner Natur gehört haben und sitzt auch seinen poetischen Geschöpfen tief

[1]) Bei Molière (III, 6) ist vom Niedersitzen nicht die Rede: „Que je vais m'en donner et me mettre en beau train de raconter nos vaillantises!"

im Blute: man beachte etwa, wie im „Käthchen“ Theobald vom Besuche des Grafen Strahl erzählt (2, 186): „(ich) nötig' ihn auf einen Sessel, in des Zimmers Mitte, nieder, und: Wein! ru' ich . . .“, und wie kurz nachher Graf Strahl wieder den Besuch Theobalds mit denselben Worten schildert (S. 190): „Ich, arglos, wie ich von Natur bin, nöt'ge ihn auf einen Stuhl nieder; erzähle ihm, mit Offenherzigkeit, alles, was vorgefallen . . .“ Noch etwas anderes erhellt jedoch aus diesem mimischen Detail: Kleist hat die einzelnen Momente der Handlung nicht nur im Sinn, sondern vor Augen, in einen Theaterstücken wie in seinen Novellen gibt er sich als geborenen Dramatiker zu erkennen; auch unterläßt er selten, durch szenische Anweisungen vorzuschreiben, wann eine stehende Person niedersitzen, wann eine sitzende aufstehen soll (vgl. Herm. II 4—8, Homb. III 1, IV 3, 4).

In der Fähigkeit, einen wirklichen oder erdichteten Vorgang in greifbarer Gestalt vor sich zu sehen, liegt ja ein gut Teil der Kleistschen, wie der poetischen Veranlagung überhaupt, begründet. Er hat die Schöpfungen seiner Einbildungskraft klar vor Augen; gewiß; und ist darin ein gleich großer „Realist“ wie in der Schilderung der Einzelheiten des alltäglichen Lebens, die sich seinem Auge mit plastischer Deutlichkeit darbieten, ja aufdrängen. Was immer er darstellt, für ihn hats greifbare Wirklichkeit; er schenkt uns nicht das geringste Detail, selbst wenn der Fortgang der Fabel damit nichts zu schaffen hat. Wo weder allzu strenge Ökonomie noch dramatische Konzentration erfordert wird, also in seinen Briefen, Aufsätzen und Anekdoten, läßt er seine scharfe Beobachtungsgabe am freiesten walten. Ein gutes Beispiel für Kleists Fähigkeit, zu charakterisieren, ist in dem oft zitierten Brief an Ulrike (Nr. 72) enthalten, in dem er seine Audienz beim Generaladjutanten des Königs schildert: wie scharf ist dieser Köckeritz mit ein paar Strichen gezeichnet, wie vernehmlich hören wir seine geringschätzigen Worte, wie deutlich sehen wir den Ausdruck seiner Gesichtszüge sich ändern, und den ganzen Mann agieren! Die geringfügige Bewegung der das Schnupftuch hervorholenden Hand und ein Merkmal, aus dem sich der seelische Zustand erschließen läßt, sie sind beide mit der gleichen Gewissenhaftigkeit aufgezeichnet, sie tragen beide zur lebhaften Vergegenwärtigung des ganzen Menschen bei. Wenn angegeben wird, jemand habe beim Reden eine Prise Tabak genommen (3, 318 und 4, 138), oder die Brille aufgesetzt und abgenommen (3, 200 und 3, 319), oder wenn die noch so erregte Schreibweise einer völlig überflüssigen Erwähnung vom Fallenlassen eines Handschuhs Raum gibt (3, 268),[1])

[1]) Im Prinzen von Homburg steht ein ähnliches Motiv in engem Zusammenhange mit Exposition und Entwicklung der dramatischen Fabel. — Obige

so ist darauf zu achten, was in dem geistreichen Jugendaufsatz „über die Verfertigung der Gedanken beim Reden" von der Bedeutung der Gestikulation für eine „Maieutik" der Ideen ausgesagt wird, welch wichtige Rolle dort einem gedankenlosen Hinstarren in eine brennende Kerze oder einem zweideutigen Spiel mit der Manchette und anderen unwesentlichen Kleinigkeiten zugeschrieben wird. Wahre Genrebilder, ausgeschmückt mit drastischen Details etwa im Geschmack der Kleist wohlbekannten Niederländer, sind in eine Anekdote aus dem Militärleben (4, 189) und in eine Episode aus Michael Kohlhaas (3, 199) eingefügt; die der Natur treu nachgebildeten derben Manieren und Gebärden bilden einen wesentlichen Bestandteil der glänzenden naturalistischen Partien. Der wackere Reiter, der in einem feindlich bedrohten Dorfe ruhig seine drei Glas Danziger trinkt und sich die Pfeife anzündet, da ihm die Franzosen schon auf den Leib rücken, ist wiederum mit greifbarer Deutlichkeit in seiner ganzen derben Nonchalance dargestellt; wir sehen ihn bezeichnende Bewegungen vulgärer Art verrichten: den Schweiß von der Stirn abtrocknen, sich vom Pferde herab schneuzen, ausspucken. Kühner noch ist die Charakteristik, trivialer die Gestikulation des Abdeckers von Döbbeln. Meisterhaft wird in Übereinstimmung mit dem Zeitkolorit angedeutet, welch gemeiner und allgemein verachteter Beruf das Schinderhandwerk ist; das derbe Gewerbe hat einen derben Vertreter, dessen Gefühlsroheit sich durch ein paar abstoßende Gebärden Luft macht; weder rechts noch links blickend, niemandem ins Gesicht schauend, kaum die an ihn gestellten Fragen beantwortend, verrichtet der Kerl seine Arbeit, bringt durch eine vulgäre Bewegung sein Kleid in Ordnung, läßt sich durch die Anwesenheit der hohen Herrschaften nicht im geringsten in seinem unanständigen Gebaren behelligen; von den bezeichnenden Stellungen und Bewegungen seien angeführt: „während er den Eimer zwischen Deichsel und Knie anstemmte"; „mit gespreizten Beinen"; „die Peitsche quer über seinem breiten Rücken"; „während er sich mit einem bleiernen Kamm die Haare über die Stirn zurückkämmte". Diese lebensstrotzende Charakteristik setzt sich fast ausschließlich aus der Wiedergabe von Gesten zusammen.

In einer fein abgestuften Rangordnung der Ausdrücke für die Bewegung kommen die verschiedenartigsten Details zur Geltung, ohne daß ein gleichgültigerer Beobachter das unterscheidende Merkmal in ebenso intensiver Weise wahrzunehmen braucht wie der künstlerisch, also unmittelbar beteiligte Dichter. Neben den nuancierten Beobachtungen gibts jedoch auch allgemeinere Bezeichnungen; neben scharf

---

Ausführungen berühren sich zum Teil mit dem Kapitel über „Detailschilderung" bei Minde-Pouet, H. von Kleist, seine Sprache und sein Stil, Weimar 1897, S. 69 ff.

charakterisierenden Angaben über das Exterieur gibts auch summarische Bemerkungen: nicht so sehr über ein äußeres Merkmal als über dessen psychologischen Wert. Man kann hunderte verschiedenster Blicke einander gegenüberstellen; die mannigfachen Arten der Lippenbewegungen deutlich auseinanderhalten; die Gebärden des Händefaltens nuancieren und differenzieren; und durch eine geringe Abweichung von der Regel den gewohnten Sinn der Geste verändern. Es läßt sich aber, im Gegensatz dazu, das Streben nach einer scharfen Beobachtung unterdrücken, und von einem typischen „traurigen“ Blick, von den Gebärden der Verzweiflung, von einem verwilderten Ausdruck, von frömmelnder Pose und anderem reden. Diese zweite Methode ist bequemer, künstlerischer jedoch ist die erste. Die eine individualisiert, charakterisiert, sucht nach einem angemessenen und ausdrucksvollen Symptom, die andere begnügt sich mit geläufigen Schablonen. Wenn Petersens Behauptung, in den reiferen Werken Schillers sei eine größere Zahl der allgemeinen Bühnenanweisungen enthalten als in den Jugendarbeiten, das Richtige trifft,[1]) so ist es doch mit ein Beleg für ein allmähliches Nachlassen des dichterischen Interesses am Detail und stimmt mit der allgemeinen Entwicklungslinie überein, die bei Schiller vom naturalistischen Sturm und Drang zu dem strengeren, doch auch starreren Klassizismus hinführte. Bei Kleist ist das Verhältnis umgekehrt: in seinem Erstlingswerk, das in einem Stadium ungeklärten Gärens entstanden ist, gibts noch viele allgemeine, typisierende Umschreibungen an Stelle von strikten und individuellen Wahrnehmungen: Ottokar ist zu Beginn des zweiten Aufzuges eine „schmerzvolle Bewegung“ vorgeschrieben, Agnes sitzt zu Beginn des dritten „in der Stellung der Trauer“, „wendet sich“ kurz darauf (S. 76) „bewegt“, Rupert wendet sich „verlegen“ (S. 108), „plötzlich mit der Bewegung des Abscheus“ (S. 130), „mit der Bewegung des Entsetzens“ (S. 155), Sylvester wendet sich „schmerzvoll“ (S. 64), Ottokar „macht ein bittend Zeichen“ (S. 125), derselbe ist „mit einem plötzlich heitern Spiel“ (S. 141), Sylvester „mit Zeichen der Ohnmacht“ (S. 54), „mit Zeichen einer tiefen Bewegung“ (S. 118), Johann „mit Zeichen der Verrückung“ (S. 152) bedacht. In den

---

[1]) Petersen, Schiller und die Bühne, Berlin 1904, S. 328. — Ich gehe auf die Probleme, die eher ins Gebiet der Dramaturgie und der Technik des Dramas gehören, nur flüchtig ein, verweise im allgemeinen auf die Methode in Petersens Arbeit, auch auf Zickel, Die szenischen Bemerkungen im Zeitalter Gottscheds und Lessings, Berlin 1900; das Interesse um die dichterische Technik steht im Vordergrunde bei Riemann, Goethes Romantechnik (1902, S. 217—285: Physiognomik und Mimik), das biographisch-psychologische Interesse z. B. bei Morris, Körperbewegung als Lebenssymbol in Goethes Jugendlyrik (Goethe-Jahrbuch 26, 1905, 159—171). — Mir hingegen handelt es sich um die psychologische Bestimmung einer dichterischen Wahrnehmungsart.

späteren Dramen finde ich bloß folgende allgemein gehaltenen Regiebemerkungen: „nach einer unruhigen Bewegung“ (Penth., S. 79; dagegen ist in Käthchen, S. 276 und in Herm., S. 325 eine eindeutig bestimmte „Bewegung“ gemeint; in anderen Fällen ist dies Wort gleichbedeutend mit einer seelischen Regung); auch sonst werden in der „Penthesilea“ die verwirrten seelischen Zustände durch einen unbestimmten Ausdruck bezeichnet: „mit zuckender Wildheit“, „mit allen Zeichen des Wahnsinns“ (S. 133 f.), „mit einer Art von Verzückung“ (S. 158), „mit zärtlichem Unwillen“ (S. 101); dazu ein paar Vorschriften den Gesichtsausdruck betreffend: „mit einem bittern Ausdruck“ (Penth., S. 153), „mit dem Ausdruck der Verwunderung“ und „mit dem Ausdruck plötzlicher Freude“ (Homb., S. 26 und 97). Ich füge die im eigentlichen Texte der Dramen und die in den Novellen enthaltenen allgemeinen Beiträge zur Gebärdensprache hinzu. Das im modernen Drama und im modernen Essay so ungemein beliebte Wort „Geberde“ findet sich bei Kleist in Verbindung mit folgenden Beiwörtern: abscheulich (3, 250), ängstlich (3, 335), heißeindringlich (Penth., V. 293), fürchterlich (3, 169), gräßlich (Schroff., V. 344), grimmig (3, 376), roh mißhandelnd (Käth., S. 308), schüchtern (Herm., V. 2291), verstört (3, 162); dazu: Geberden der Verzweiflung (3, 284), eines ganz Hoffnungslosen (3, 228); verlegnes Geberdenspiel (4, 79); sich konvulsivisch geberden (3, 288); das freie Spiel seiner Geberden (4, 139); Menschenmenge mit ihren Geberden (5, 116). Nähere Bezeichnungen der „Bewegung“: plötzlich heftig (3, 282), ganz kurz (4, 140), konvulsivisch (3, 268), still und geräuschlos (3, 360), zuckend (Penth., V. 72 = 4, 79); alle Bewegungen, die er an ihr wahrnahm (3, 328), alle ihre Schritte und Bewegungen (4, 66). Beugungen, die die Seele bezaubern (Käth., S. 212). Sonstige allgemeine Ausdrücke eines Gesamtzustandes: mit der widerwärtigsten Erwartung (3, 159), alle Merkmale der größten Unruhe (3, 259), in der Stellung der Verzückung (3, 367), nicht das mindeste Zeichen der Freude (3, 394).

Diese Angaben stammen fast durchweg aus novellistischen Arbeiten. Daß, von den Schroffensteinern und der Penthesilea abgesehen, die Zahl der summarischen szenischen Vorschriften gleich null ist, findet seine teilweise Erklärung wohl in dem Umstand, daß Kleist, hierin von Schiller verschieden, nicht für die Bühne dichtete, nicht bestimmte Schauspieler im Sinne hatte, daher auch nicht auf eine individuelle und ihm doch sympathische Interpretierung konventioneller Ausdrücke für die Leidenschaft oder für das Staunen oder für bestimmte Stimmungen rechnen konnte; wer sich an die tatsächlichen Bedingungen der Bühnenkunst hält, wird sich eher mit einer kurzen Bezeichnung des Affekts und mit einer flüchtigen Angabe der entsprechenden Geste be-

gnügen (z. B.: große Angst zur Schau tragen, eine ärgerliche Bewegung machen, seinen Schmerz ausdrücken und ähnliches). Daß ferner in den Erzählungen überhaupt zahlreichere mimische Bemerkungen enthalten sind als in den Dramen,[1]) hängt vielleicht mit der grundsätzlichen Verschiedenheit der beiden Gattungen zusammen; im Drama braucht man ja nicht eine jede Stellung und Gebärde ausdrücklich anzugeben, gewisse Forderungen der Mimik sind ganz unerläßlich, da man sich die Szenen natürlicherweise (auch wenn sie nicht für die Bühne geschrieben sind) vorgeführt, laut gesprochen, agiert denkt. Außerdem werden, wie Petersen an Schiller darlegt, die szenischen Vorschriften oftmals durch Äußerungen ersetzt, die den handelnden Personen in den Mund gelegt sind, und zwar sowohl solchen Personen, die eine Bewegung wahrnehmen und beschreiben, als solchen, die die Gebärde ausführen, ohne daß dieselbe in einer für den Regisseur bestimmten eingeklammerten Anmerkung ausdrücklich vorgezeichnet zu werden braucht. Ersatz für die szenischen Anmerkungen bieten einerseits Worte, durch die zwei Personen einander auf die Gesten einer dritten aufmerksam machen, besonders Worte wie „Seht", „Schaut" (ein typisches Beispiel: die im ersten Kapitel miteinander verglichenen Szenen aus „Macbeth" und „Penthesilea"); oder, und auch dies geschieht bei Kleist überaus häufig, es werden die ausdrücklichen Vorschriften vertreten durch ein Bewußtwerden, ja selbst durch eine Beschreibung der Gebärde durch eben den Menschen, der sie ausführt: vgl. Schroff., V. 2423, 2469 „mit diesem Kuß verlobe ich mich dir", „alle Liebe sprech ich aus mit Einem, mit diesem Kuß" (ohne szenische Anweisung! die übrigen im Kontexte jener Stelle enthaltenen mimischen Äußerungen werden hingegen pleonastischerweise noch durch Bühnenweisungen in Parenthesen bestätigt: „so nehm ich dir den Hut vom Haupte — er tuts —, störe der Locken steife Ordnung — er tuts —, drücke kühn das Tuch hinweg — er tuts" usw.); von der eine Bewegung ausführenden Hand wird gesagt „diese Hand", ein pathetisches Sich-in-die-Brust-werfen wird von dem Ausruf „diese meine Brust" begleitet. Bei Kleist findet sich das Demonstrativpronomen besonders in folgender Verwendung vor: emphatisch in der angeführten Liebesszene der Schroffensteiner; mit komischem Pathos in Amphitr. (V. 121 „Hier dieser Arm bald wird Respekt ihm lehren", V. 170 „mit dieser Hand hier hinters Ohr dir schlagen"); mit schmerzvoll gesteigertem Gefühl der eigenen Ohnmacht, Hinfälligkeit oder des eigenen Seelenleids in Amphitr. (V. 1159 „Ist diese Hand mein? Diese Brust hier mein?" V. 2215 „Dir wäre dieser

[1]) Petersen beruft sich S. 378 auf Otto Ludwigs Urteil über Dickens (6, 67: „Das Drama selbst erlaubt dem Dichter nicht so schauspielerisch zu sein, als der Bozische Roman . . .").

Busen unbekannt?"), in Guiscard (V. 350 „obschon ich die Giganten rufen möchte, um diese kleine Hand hier zu bewegen", ähnlich Penth., V. 2957), in Homb. (V. 984 „diese Augen will man umschatten, diesen Busen mir durchbohren"); mit stolzem Bewußtsein der eigenen Erhabenheit in Guiscard (V. 461 „Hier diesem alten Scheitel hat seiner Haare keins noch wehgetan"), in Käthchen (S. 239 „hier diese rasche Brust entscheidet so"). In der realistischen Sprache des Lustspiels tragen die hinweisenden Partikeln zur Lebendigkeit des Dialogs bei (V. 648 ff. „hier — hier — hier"; V. 756 „er, der Flaps dort"; V. 1513 „dort! Frau Marthe!" u. a. Vgl. Fries, S. 61).

Ungedruckte Briefe und Billette von Ludwig Börne an Jeanette Wohl.

Von E. Mentzel in Frankfurt a. M.

(Schluß.)[1]

Die im Briefe erwähnte Familie Samson scheint namentlich mit dem Klaviervirtuosen Aloys Schmitt befreundet gewesen zu sein; die Töchter waren wohl dessen Schülerinnen. Was es mit den Müllerschen Briefen für eine Bewandtnis hat, kann aus Mangel an Anhalt nicht erläutert werden. Zu welcher von den Schwestern der Frau Wohl Börne während deren Abwesenheit seine Zuflucht nahm, bleibt gleichfalls unentschieden. Lebten doch außer Frau Fanny Schnapper noch zwei ältere Schwestern Jeanettens in Frankfurt: Frau Jette Rindskopf, geb. 1781 und Frau Therese Stern, geb. 1782.

Aus der geplanten Rheintour wurde im Sommer 1818 nichts; nach brieflichen Mitteilungen von Freunden befand sich Frau Wohl bereits Anfangs August wieder in Frankfurt, wohin sie aus Schwalbach zurückkehrte. Zunächst blieb sie bei der Schwester Fanny Schnapper, die am Eck der schönen Aussicht und der Langestraße wohnte, dann jedoch finden wir sie auf der Bornheimer Heide in einem eigenen Logis, fast immer umgeben von Nichten und Cousinen, vor allem von Auguste Wohl, der späteren Frau Schmitt, und von Jette Rindskopf. Diese beiden und Fanny Ochs waren auch eifrige Verehrerinnen Börnes und häufig bei seinen Besuchen zugegen.

Angeregt und erfrischt durch ununterbrochenen Verkehr mit der Freundin arbeitete Börne im Sommer und Herbst des Jahres 1818

---

[1]) Vgl. oben S. 522 ff.

sehr fleißig. Gegen den Winter zu scheinen sowohl die Besuche bei Jeanette als die Arbeit dann und wann durch Börnes schlechtes Befinden ausgesetzt worden zu sein. Er litt an Katarrhen, Heiserkeit und Zahnschmerzen und war auch sonst sehr angegriffen. Die Gesundheit von Frau Wohl ließ gleichfalls zu wünschen übrig, sie hatte es häufig im Hals. Aus jener Zeit stammen wohl nachstehende Zeilen Börnes:

Ich bin fast ganz wieder hergestellt, aber ich habe keine Courage und werde wahrscheinlich heute noch zu Hause bleiben. Sie sollen mich aber nicht besuchen, wenn Sie noch Ihr Gänsehälschen haben. Ich bin ruhiger, wenn Sie gar nicht kommen. Die Zeit wird mir mit Marmontel nicht lange.

Ihr Zuckerwasser ist ein herrliches Mittel; meine Heiserkeit ist ganz weg!

Lassen Sie mir durch die Lehne ein Päckchen Tabak holen. Geben Sie ihr Geld und schicken Sie mir sie sobald als möglich. Ich habe keinen Tabak mehr.

Adieu, Bärbelchen! B.

Bärbelchen ist ein Scherzname für Frau Wohl, den Börne auch noch in späteren Jahren ihr gegenüber oft anwendet. Da in damaliger Zeit ein flinkes gewissenhaftes Laufmädchen gleichen Namens in der Familie diente, das alle Besorgungen aufs pünktlichste ausführte, scheint Börne nach ihm die Freundin „Bärbelchen“ genannt zu haben. Von dem Beginne ihrer Beziehungen an sorgte sie ja wahrhaft mütterlich für Börne, nicht nur für dessen geistige, nein auch für seine leiblichen Bedürfnisse. Besonders, wenn Börne krank war, wurde sie nicht müde, alles Notwendige für ihn herbeizuschaffen, selbst alltägliche Genußmittel wie Thee und Tabak. Auch auf Börnes Ausgaben hatte Jeanette damals schon einen wohltuenden Einfluß, sie suchte diese in Einklang mit den Einnahmen zu bringen und entwickelte sich so nach und nach zum Finanzminister des Freundes.

Die Werke des im obigen Briefe genannten französischen Schriftstellers Jean François Marmontel (1723—1799) muß Börne sehr gern gelesen haben; denn aus späteren Briefen der Frau Wohl geht hervor, daß er sie auch zu anderen Zeiten mit Vergnügen studierte.

Wie der eben gebrachte Brief, so dürfte auch der nun folgende aus der gleichen Zeit, also aus dem Herbst oder Winter 1818, stammen:

Ich werde heute nicht ausgehen. Es ist ein prächtig Leben, ich brauch mich nicht zu waschen! Schicken Sie mir doch durch den Überbringer etwas Thon und in einem großen Glase (worüber ein Papier zu legen) 6 Löffelchen Rum. Der im Hause ist schlecht.

An meiner Krankheit sind schuld:
Erstens: der Splitter in der Hand,
Zweitens: der Pelz,
Drittens: das Nichtrauchen.

Ich möchte es nicht auf meinem Gewissen haben! Die Sidonia habe ich empfangen. Ich und die Sidonia haben noch viel auszustehen, ehe das Buch zu Ende!

Die Schopenhauer ist ein weitschweifig Dos. — Es fehlt mir weiter nichts als ein bischen catharrhalisch Kopfweh. Die Uebligkeiten seit einigen Tagen sind nicht mehr da, und ich bin gesunder als vorher. Ich glaube, daß ich die nehmliche Krankheit wie die Kinder gehabt, und daß sie mich angesteckt. Vielleicht bekomme ich auch den . . . . . .

Der Ihrige.

Worauf sich die beiden ersten Angaben, die Börne natürlich scherzhaft als Gründe seines Unwohlseins angibt, beziehen, bleibt fraglich. Wahrscheinlich deuten sie aber auf Wünsche oder Anordnungen Jeanettens zum Wohle Börnes hin, in die er sich ebensowenig gerne fügte wie in das Verbot des Rauchens. In Rücksicht auf seine häufig angegriffene Brust „erließ sie dies aber immer wieder“, weil „der Ungehorsame“ ein leidenschaftlicher Raucher war, der sich bei der Arbeit oft ganz in dichte Wolken einhüllte.

Wie auch in späteren Jahren, so tauschten Börne und Frau Wohl schon zu jener Zeit oft ihre Lektüre aus. Die Romane Johanna Schopenhauers, der Mutter des Philosophen, wurden von den Frauen damals viel gelesen. Einen solchen sandte Jeanette auch dem Freunde. Die Heldinnen der Schopenhauer, so auch Sidonia, müssen sämtlich in zwiespältigen Verhältnissen eine wahre Leidensschule durchmachen, ehe sie nach innerer Läuterung imstande sind, die Liebe der Pflicht unterzuordnen.

Da Börne von mancherlei Beschwerden geplagt wurde, durfte er deshalb schon einen witzigen Vergleich zwischen seinen und Sidonias Leiden ziehen. In Frankfurterischer Derbheit die Schopenhauer „ein weitschweifig „Dos“ zu nennen war zwar sehr unhöflich, allein die Weitschweifigkeit ihrer Romane ist nicht abzuleugnen.

Man begreift kaum noch, wie sich gebildete Leute, und nun gar ein Geist wie Börne, durch solche endlosen Breiten hindurchzuwinden vermochten.

Den 1819—1821 in mehreren Bänden erschienenen am meisten gerühmten Roman von Johanna Schopenhauer „Gabriele“, der später auch einen Gegenstand geistigen Austausches zwischen Börne und Frau Wohl bildete, nannte eine boshafte Kritik wegen der immer wieder aufs neue geübten edlen Entsagung der Heldin parodierend nach einer damals sehr beliebten Oper „Das ununterbrochene Opferfest.[1])

Trotz vielfachen Spottes stand aber die damalige Lesewelt im Banne der Schopenhauer. Sie machte auch Schule, so daß längere Zeit der moralische Wert bei einem Roman höher geschätzt wurde als dessen künstlerischer.

Auf einsamen Spaziergängen in Marienbad hat Goethe seine Gedanken über das vielgelesene Werk der Schopenhauer niedergeschrieben.

---

[1]) Ihr eigentlicher Titel war „Das unterbrochene Opferfest“ von Peter Winter.

Allein so dankbar er auch der Verfasserin für die stets ihm gegenüber treu bewährte Freundschaft blieb, so sehr er auch ihre Leistung als ein Bild der Wirklichkeit schätzte, er hat sich doch nicht verleiten lassen, den Roman als Kunstwerk oder hervorragend schöpferische Leistung zu rühmen. — —

Börne und Frau Wohl scheinen sich im Winter 1818 fast täglich gesehen zu haben. Trat eine Verhinderung ein, so flogen die Billetts hinüber und herüber, übte die Sehnsucht eine wahre Tyrannei über beide aus. Während seines Unwohlseins schreibt Börne einmal:

Ich werde heute wahrscheinlich nicht kommen; ich habe mir einen Zahn herausnehmen lassen und muß mich warm halten.

Ungefähr derselben Zeit dürften auch die Zeilen angehören:

Wenn Sie besser geschlafen, als Sie es verdient haben und munteren Geistes sind, dann bitte ich Sie, den Ueberbringer dieses, meinen neuen Bedienten mit prüfenden Blicken zu betrachten und mir mündlich Ihre Meinung über ihn zu sagen. Ih hoffe er gefällt Ihnen und Sie sagen: wie der Herr so der Diener!

Ich habe zwei Bücher draußen stehen, grau gebunden „Valerius Maximus“, aus dem Lateinischen übersetzt. Geben Sie die ihm mit. B.

Mag Börne auch wenig schreiben, immer blitzt ein Witz aus seinen Mitteilungen, selbst wenn sie noch so ernst sind. Daß er während des Erscheinens der ersten fünf „Wage“-Hefte (von Juli bis Ende November 1818) neben eigener Arbeit ungewöhnlich viel und alles Mögliche las, geht auch aus der Bitte hervor, Jeanette möge ihm die Werke des Valerius Maximus senden. Darunter ist wohl die etwas schwülstig und in bezug auf die Denkweise des Autors keineswegs hochstehende Anekdotensammlung gemeint, die unter Kaiser Tiberius verfaßt wurde. Börne, dem meist das Geschehnis des Tages sowie sonstige kleine Begebenheiten die Feder in die Hand drängten, mag gerade zu jener Zeit eifrigen Schaffens aus solchen Schriften Anregung geschöpft haben.

Konnte Börne die Freundin nicht pünktlich zur verabredeten Stunde besuchen, so entschuldigte er sich wie folgt durch ein paar Zeilen:

Ich werde wohl vor 3 Uhr nicht zu Ihnen kommen, weil ich im Arbeiten bin und erst um 4 esse. Bleiben Sie zu Haus!

Ein andermal schreibt er:

Ich komme erst gegen 3 oder 4 zu Ihnen. Ich bin sehr verliebt, aber auch sehr fleißig.

Noch ein datumloses, allein wahrscheinlich auch in den Winter 1818 zu setzendes Billett lautet:

Liebe Freundin.

Es ist möglich, daß ich Mittag nicht kommen kann. Den besten Theil des Essens genieße ich, auch wenn ich weg bleibe: Ihre freundliche Einladung dazu. Vergnügen Sie sich; das ist der herzliche Wunsch Ihres Freundes. B.

Den damaligen Mitteilungen Börnes an Jeanette ist ein Billett beigeordnet, das auch einer anderen Zeit angehören kann, jedoch hier gebracht wird, um weiteren Beweis für das mütterlich sorgende Verhalten Frau Wohls gegen den Freund anzufügen.

Er schreibt:

Ich habe kein Hemd mehr, das ich als Muster schicken könnte. Die kürzesten Kragen müssen noch kürzer gemacht werden, doch mit Vorsicht, die überhaupt in diesen Zeiten nie zu vernachlässigen ist.

Also auch um richtig sitzende Hemden bemühte sich Jeanette, was ebenso Anlaß zum Staunen gibt, als doch Börnes Mutter und andere weibliche Verwandten von ihm in Frankfurt wohnten.

Der unpraktische Börne hatte demnach in der Tat jemand nötig, der sich seiner annahm. Ihm fehlte nicht nur der rechte Anschluß, nein, er war auch ohne fürsorglichen Beistand, als ihm Frau Wohl näher trat. Dies mag nicht wenig dazu beigetragen haben, ihn immer fester an die gütige Frau zu ketten. — — —

Nachdem Börne die Abonnenten der „Wage" längere Zeit auf das Erscheinen neuer Hefte warten ließ, erschienen das sechste und siebente Heft der Zeitschrift im April 1819. Zum größten Kummer der Frau Wohl, der das bereits bezahlte Abonnement nicht aus dem Sinn kam, dauerte es bis Juli 1820, ehe wieder ein Heft der Wage fertig war. Die übrigen vier Hefte wurden sogar nicht mehr von der Hermannschen Verlagsbuchhandlung in Frankfurt a. M., sondern bei Heinrich Laupp in Tübingen herausgegeben. Börne erledigte damit seine Verpflichtungen gegen das Publikum, die ihm selbst übrigens nie Unruhe oder gar Sorge bereitet hatten. Neue journalistische Aufgaben beschäftigten ihn und lenkten ihn von seinem ersten publizistischen Unternehmen ab.

Der Frankfurter Buchhändler Wenner, Herausgeber des einst berühmten, damals aber sehr heruntergekommenen „Frankfurter Staats-Ristretto", übertrug Börne die Redaktion dieses Blattes, das vom 1. Januar 1819 an unter dem Titel „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" erschien. Ein halbes Jahr blieb Börne in dieser Stellung, dann mußte er sie wegen Übertretung von Zensurvorschriften niederlegen. In den „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur" berichtet Börne eingehend darüber, wie launenhaft und einsichtslos die Zensur zu jener Zeit in der alten freien Stadt Frankfurt ausgeübt wurde.

Von Anfangs Juli bis 9. Oktober 1819 leitete Börne gleichfalls die von dem Verlagsbuchhändler Ferdinand Hauch in Offenbach gegründete Wochenschrift „Zeitschwingen", allein schon nach drei Monaten wurde auch dies vielgelesene Blatt von der Zensur wieder unterdrückt. Für die „Zeitschwingen" schrieb Börne eine Anzahl wertvoller Aufsätze, teils von allgemeinem, teils von lokalem Interesse.

Verstimmt und aufgeregt durch all die während der letzten Zeit erlebten Widerwärtigkeiten machte Börne im September zur Erholung eine Rheinreise. Das literarische Ergebnis dieser Fahrt sind die prächtigen Rheinbriefe aus dem Herbst 1819. Sie stehen in den „Nachgelassenen Schriften" (1840—1850), sind aber, wie bereits bemerkt, was persönliche Nachrichten, zumal, was die Beziehungen Börnes zu Jeanette Wohl betrifft, derartig gekürzt worden, daß sich das Verhältnis nicht klar daraus erkennen läßt.

Damals, als die Herausgeber, Frau Wohl und ihr Gatte Strauß, noch lebten, mochte die Unterdrückung gewisser Stellen wohl am Platze gewesen sein, heute jedoch müßten bei einer etwaigen Neuherausgabe der „Nachgelassenen Schriften" mancher Gründe wegen diese Bedenklichkeiten hinwegfallen.

Während des Erscheinens der „Zeitschwingen" im Sommer 1819 weilte Börne häufig in Offenbach. Aus dieser Zeit stammt ein gedrucktes Großoktavblatt, dessen Inhalt augenscheinlich den Zweck hatte, ein Mißverständnis auszugleichen oder Frau Wohl die Versicherung zu geben, daß der Freund, der vielleicht in irgend einer Weise zu weit gegangen war, künftig sein Verhalten genau nach ihren Wünschen einrichten werde. Der Inhalt lautet:

Seiner Freundin und Prüferin,
der Frau
Jeanette Wohl,
bittend und dankend geweiht. —

Gieb mir bescheidenen Sinn, der mein Urtheil vor Stolz bewahre; verleihe mir Anmuth, daß meine Reden mild werden, gewähre mir Freundlichkeit, welche Schwächen vergiebt, und den klaren Blick, der das Verworrene löst.

So flehte ich zum Himmel, und da rief eine Stimme herab: „Opfere der Bescheidenheit, der Sanftmuth, der Huldgöttin, der sonnenhellen Verständigkeit, und du wirst erhört werden!"

Offenbach, am 22. August 1819.

Dr. Ludwig Börne.

In der nächsten Zeit hatte Börne vielfach Gelegenheit, nicht nur der Freundin, sondern auch den Vorkommnissen des Lebens gegenüber Geduld und Sanftmut zu üben. Bei seiner Rückkehr von Paris, wo er von Ende Oktober bis Ende November 1819 weilte, mußte er wieder allerlei Mißhelligkeiten überwinden, litt seine Stimmung namentlich unter dem Druck der schwülen Luft im Vaterlande. Freiheitliche Gedanken und Worte konnten ja dort für Jeden die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen! Dies sollte Börne bereits im Frühjahr 1820 an sich selbst erfahren. —

In Darmstadt wurde ein Bekannter von ihm, ein Student namens Sichel, beim Verteilen aufrührerischer Flugschriften ertappt.

Als man ihn fragte, von wem er die Blätter erhalten, erklärte Sichel in der festen Meinung, der Freund sei in Paris und bleibe für immer dort, Börne habe sie ihm gegeben.

Diese Aussage führte zur Verhaftung Börnes, dessen freisinnige Artikel in der „Wage", in der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" und in den „Zeitschwingen" den Frankfurter Behörden und wichtigen Mitgliedern des Bundestages nicht aus dem Gedächtnis gekommen waren. Auf Verlangen der Königlich Preußischen Regierung wurde Börne als „heimlicher Demagog" in das Gefängnis der Frankfurter Hauptwache gebracht, jedoch bereits nach fünfzehntägiger Haft wieder in Freiheit gesetzt.

Die genaue Untersuchung hatte die zweifellose Unschuld des mit Unrecht Verdächtigten ergeben. Obwohl ihm nun bald wieder die Freiheit lachte, war der Aufenthalt in der Hauptwache wegen allerlei Entbehrungen und Unbequemlichkeiten für den ohnedies schwachen Börne eine wahre Leidenszeit. Mit ingrimmigem Humor und scharfem Witz hat er sie in der Skizze geschildert „Geschichte meiner Gefangenschaft nebst Beschreibung der herrlichen Wandgemälde, die sich in der Hauptwache zu Frankfurt befinden".

Im Jahre 1821 weilte Börne viel in Stuttgart, wo er für das Cottasche „Morgenblatt" und andere Blätter arbeitete und ein behagliches angeregtes Leben führte. Im Oktober reiste er mit seinem Vater nach München, um 1822 (Neujahr) wieder nach Stuttgart zurückzukehren.

Mitte Juni trat er von dort aus eine zweite Reise nach Paris an, die reiche literarische Früchte zeitigen sollte. Damals schrieb er die im „Morgenblatt" erschienenen „Schilderungen aus Paris", kleine schöne abgerundete Sitten- und Kulturbilder, die allgemeines Aufsehen erregten.

Bis 1824 blieb Börne in Paris, dann lebte er eine Zeitlang in Heidelberg, wo er bis auf den Tod erkrankte und von Frau Wohl und deren Gesellschafterin, Fräulein Pauline Hirsch, spätere Frau Doktor Reinganum, aufs sorgsamste gepflegt wurde. Zwar genas Börne wieder, allein von Siechtum wurde er von da ab nie ganz frei; der Krankheitskeim in der schwachen Brust war nicht mehr zu zerstören.

Während der Jahre 1821 bis 1823 hatten sich die Freunde mehrmals wiedergesehen und in den Zeiten der Trennung einen regen Briefwechsel unterhalten. Frau Wohl unterrichtete Börne über alle Vorkommnisse in dem gemeinschaftlichen Bekanntenkreise, auch über die lustig gefeierte Hochzeit von Rosette Ochs, Schwester von Fanny, mit dem angesehenen Frankfurter Arzte, Dr. Michael Reiß.

Folgender datumloser Brief Börnes, der ein freundliches Vorkommnis aus dem Eheleben des jungen Paares schildert, dürfte

während Börnes Aufenthalt in Frankfurt im Frühjahr oder Sommer 1824 geschrieben sein. Damals pflegte Jeanette wieder ihre Schwester Schnapper:

Sie ahnen wohl nicht einmal, liebe Freundin, in welcher Sympathie ich mit Ihrer Schwester stehe, sonst würden Sie Mitleid mit mir haben. Seitdem sie krank ist, bin ich es auch! Werden wir bald gesund werden? Ihre Schwester beklagte ich nicht, denn sie wird von Ihnen gepflegt, aber wer tröstet mich Ärmsten? Ich kenne Ihr theilnehmendes Herz und weiß gewiß, daß Sie an dem Bette einer Leidenden nichts anregt, was sich sonst in der Welt begiebt, es müßte denn in der Welt der Freundschaft und der Liebe seyn. Nun, einer Begebenheit aus dieser habe ich soeben beigewohnt, und ich will Sie Ihnen mittheilen; aber ich setze voraus, daß Ihr Gefühl meinen trocknen kurzen Bericht erfrischen und beleben wird.

Heute war Dr. Reis' Geburtstag. Rosette ließ ihm diesen Morgen von unbekannter Hand Blumen zuschicken. Der Lieblose rathet nach allen Seiten herum und läßt sich nicht einmal einfallen, wem er dieses Zärtlichkeit athmende Geschenk zu verdanken habe. Er kömmt zu Rosetten, bleibt nur kurz bei ihr und ist überaus kalt und empfindlich, daß diese ihn nicht bedacht habe. Er läuft zu Henrietten in der Meinung, daß von ihr die Blumen kommen. Soeben kehrt er zu Ochs zurück, erzählt abermals die Geschichte, und wie ihm die Geberin erst hinten drein in den Sinn gekommen sei.

Rosette weint einen Strom von Thränen, und ich, der nicht schwimmen kann, rette mich so schnell als möglich aus dem Zimmer! — Von anderer, aber wirklich unerrathener Hand, hat Reis ein silbernes Schreibtäfelchen bekommen. Wann, theure Freundin, wird man Sie wiedersehen? — Oder, wenn es länger dauert, kann man Sie und Ihre Schwester nicht besuchen? Dr. B.

Die von Dr. Reiß für die Spenderin der Blumen gehaltene Henriette ist die bereits früher genannte Nichte von Frau Wohl, Jette Rindskopf. Die Familie Ochs und die Angehörigen Jeanettens verband innige und dauernde Freundschaft.

Vermutlich um dieselbe Zeit dürften auch folgende Zeilen geschrieben sein:

Es geht zwar etwas besser, aber des Balles wegen will ich ein Narr und vorsichtig seyn und heute zu Hause bleiben. Wenn Sie mich besuchen und nicht allein kommen wollen, sondern mit Pauline, bestellen Sie doch den Dr. Reinganum auch und bringen Sie eine Spielkarte mit. B.

Bei aller Unabhängigkeit und Vorurteilslosigkeit in ihrem Denken und Empfinden erlaubte sich Frau Wohl Börne gegenüber doch nicht die geringste Freiheit. Im Gegenteil, sie beobachtete den guten Ton aufs ängstlichste und brachte Börne durch ihre bis an die äußerste Grenze gehenden Bedenklichkeiten oft so außer Fassung, daß er sie häufig als „eingefleischte Philisterin" verspottete. Dennoch änderte er nichts an ihrer „altfränkisch strengen Sitten". Sie glaubte nun einmal als geschiedene Frau vorsichtig sein zu müssen, um nicht den leisesten Anlaß zu Gerede zu geben. Außerdem nahm sie auch Rücksicht auf die eng begrenzten Anschauungen ihrer alten Mutter, der

die Beziehungen der Tochter zu dem aus dem Judentum ausgetretenen Dr. Börne ohnedies großen Kummer bereiteten.

Kam dieser zuerst nur schwer über leidenschaftliche Wünsche hinaus, so gestaltete sich das Verhältnis nach und nach zur lautersten Freundschaft. Freilich stellten sich dann und wann einmal Zeiten ein, wo der Gedanke an eine eheliche Verbindung den beiden Menschen wieder nahe trat. Allein als dann nichts daraus wurde, als die Rücksicht auf die orthodoxe Mutter, zumeist aber auf Börnes körperliches Leiden und sonstige ernste Bedenken die Heirat als Wagnis erscheinen ließen, da bewährte sich die geistige und seelische Zusammengehörigkeit Börnes und Jeanettens derartig, daß sie auch solche Krisen überwand und ruhig wieder in die Bahnen einer traulichen Freundschaft zurücklief. „Sie wollten sich nicht verlieren, weil sie einander nicht entbehren konnten."

Selbst die 1832 geschlossene Ehe Jeanettens mit Salomon Strauß, einem eifrigen Verehrer Börnes, änderte an dem Seelenbunde nichts. Einträchtiglich lebten die Drei bis zu Börnes Tod 1837 in Paris zusammen.

Zurückkehrend zur Zeit, in der sich die Freunde nur in größeren oder kleineren Abständen sahen, bedarf hier noch ihr zweites Zusammentreffen in Heidelberg Ende März 1825 Erwähnung. Börne kam von Stuttgart, wo seine Gesundheit wieder viel zu wünschen übrig gelassen hatte. Er sprach nicht gern über seinen Zustand und meinte in einem Briefe an Jeanette (22. Januar 1825), die Gesundheit sei auch eine Frau, die beste wäre, von der man nicht rede.

Auch viele seelische Erregungen mußte Börne durchkämpfen, ehe er diesmal die Vertraute wiedersah. In Stuttgart hatte sein Vater Unterhandlungen über das künftige Erbteil mit ihm gepflogen. Der alte Baruch, wahrscheinlich an den ökonomischen Talenten des Sohnes zweifelnd, wollte diesem statt eines Kapitals eine Leibrente vermachen, was der Sohn tief gekränkt als Freiheitsbeschränkung zurückwies. Frau Wohl mußte ihren ganzen Einfluß aufbieten, um Börne in Heidelberg und später in Frankfurt über die Absichten des Vaters zu beruhigen.

Als Börne Ende März 1825 in Heidelberg anlangte, war der Frühling noch nicht weit fortgeschritten, allein alsbald trat wärmeres Wetter ein, das den da und dort noch liegenden Schnee zum Schmelzen brachte, und mit Regen verbunden, Bäche und Flüsse steigen ließ. Auch der Neckar war derartig angeschwollen, daß er aus den Ufern trat und die daran liegenden Gassen und Straßen überschwemmte.

Zuerst scheinen Börne und Frau Wohl in einem Gasthof gewohnt zu haben, dann jedoch zog es diese vor, wahrscheinlich um jegliches Gerede zu vermeiden, sich mit ihrer Gesellschafterin ein

anderes Logis zu suchen. Bei der ihr befreundeten Familie Wolff wohnte Jeanette damals nicht. Kaum hatte sie ihre Wohnung am Neckar verlassen, als Hochwasser eintrat und die dortigen Häuser in Gefahr brachte. Aus jenen Tagen stammt der folgende Brief, der durchblicken läßt, daß Börne über den Logiswechsel der Freundin noch verstimmt, aber dennoch froh war, sie und ihre Gesellschafterin an einem sicheren Ort zu wissen:

Morgens 6 Uhr im Bette.
1ster Tag nach der Sündflut.

Sie haben gewiß geschlafen wie eine schuldbewußte Sünderin, und ich habe geschnarcht. So wird die Tugend belohnt! Froh war ich, daß Sie ausgezogen, die Flut war fürchterlich! Bis zur halben Treppe stand das Wasser! Unsere Arche war vollständig mit allerlei Vieh versehen, immer ein Männchen und ein Weibchen: Ich und . . . . (?), Herr Weber und seine Frau, Lisette und Herr Müller, Hannchen und Georg. Mir war nur Angst vor der Angst um uns. — Haben Sie gestern auch gehört von dem umgeworfenen Nachen? Ich weiß nicht, ob alle gerettet worden. Die Weibsleute sahen das Unglück aus Ihrem Schlafzimmer mit an und schrieen und weinten wie Wahnsinnige. Ich habe so etwas in meinem Leben nicht gehört. Geben Sie meiner Taube ein Oelblättchen mit!

Adieu, Ihr

Noah.

Die Überschwemmung forderte damals mehrere Opfer, sowohl in Heidelberg als in dessen Umgebung. Auch Krankheiten kamen als Folge des Hochwassers. Aus Besorgnis für den Freund drängte Frau Wohl deshalb zur baldigen Rückkehr nach Frankfurt. Dort blieb Börne bis zum 12. Juli, um sich dann nach Ems zu begeben, wo er in den folgenden fünf Jahren regelmäßig im Sommer eine Kur gebrauchte.

Einigermaßen erholt, kehrte Börne am 7. August 1825 nach Frankfurt zurück. Er traf Frau Wohl, die vermutlich wieder unter ihren Beziehungen zu dem Freunde zu leiden hatte, nicht in bester Stimmung. In Ems war er schon durch einen Bekannten darauf vorbereitet worden; denn er schreibt am 19. Juli:

Sie haben wieder geweint; Gott, wie unglücklich macht mich das! Und Ihr Brief hat dies alles bestätigt, ja noch schlimmer gemacht! Daß ich Sie nicht trösten, nichts zu Ihrem Glücke beitragen kann, ist mein Unglück, nicht mein Verbrechen! Sie dürfen nicht mehr nach Frankfurt, Sie müssen den Winter in einer großen Stadt leben! — Sie kennen von der Welt nichts als Bäume, Berge und Jammer! . . . Sie würde Freunde genug finden, die Ihre Frankfurter mehr als ersetzten! Mein Vortheil ist es nicht, daß ich Ihnen dies anrathe. Was Sie an mir lieben, würden Sie bei hundert anderen Menschen und bei vielen in einem höheren Grade finden und dann bleibe Ihnen von mir nichts als die Erinnerung meiner Fehler übrig.

Frau Wohl dachte nicht daran, den opferwilligen, jedoch keinesfalls sehr ernst gemeinten Vorschlag des Freundes anzunehmen. Sie trennte sich nicht von ihm, blieb vielmehr in Frankfurt und erlebte

im Winter 1825 nach manchen Kämpfen und Aufregungen die Freude, Börne wegen seiner vortrefflichen Denkrede auf Jean Paul allgemein gefeiert zu sehen. Pfarrer Kirchner, der Geschichtsschreiber Frankfurts, hatte sie in der Museumsgesellschaft vorgelesen und einen unmittelbaren großen Erfolg damit erzielt. Bald darauf wurde die Rede auch gedruckt in der Frankfurter „Iris“ und im Cottaschen „Morgenblatt“.

Den Frühling des Jahres 1826 genossen die Freunde am Rhein. Dort sollte sich Börne, bevor er nach angestrengter Arbeit die Kur im Ems gebrauchte, erst etwas erholen. Mitte Juni kommt er in Ems an, bis dahin hatte er sich in Rüdesheim aufgehalten, wo er aller Wahrscheinlichkeit nach in Gesellschaft der Freundin und deren Begleiterin am 22. Mai 1826 seinen 40. Geburtstag feierte. An ihm richtete er die mit verstellter Kinderhand geschriebenen Zeilen an Jeanette:

Theuerste Mutter!

Heute ist mein 40. Geburtstag, heute verlasse ich die Kinderjahre und trete in das Jünglingsalter. An diesem feyerlichen Tage danke ich der Vorsehung mit gerührtem Herzen, daß sie mir eine so gütige Mutter geschenkt. Möchte sie der Himmel noch viele Freude an ihrem Kind erleben lassen! Dieses ist der Wunsch Ihres gehorsamsten Sohnes Ludwig Börne.

Ist dieser Brief auch nur ein Scherz, so verbirgt sich doch tiefe Wahrheit dahinter. Gerade in jenen Jahren, als Börnes Gesundheit sehr nachzulassen begann, gleicht Jeanette ganz der treuen fürsorglichen Mutter, die jeden Tadel zurückdrängt und dem kranken Kinde gegenüber nur Worte der Beruhigung und treuesten Fürsorglichkeit findet.

Wurde Börne fern von Frau Wohl krank, so bereitete es ihr die schwersten Sorgen, ihn nicht pflegen zu können. Im Jahre 1821 schreibt sie bei einer Erkrankung des Freundes, von der sie erst später etwas erfuhr, sie würde auf die Gefahr hin, die Welt Böses sagen zu lassen, wenn sie von seinem Leiden etwas gewußt, ihrer guten Überzeugung und ihrer besseren Neigung gefolgt sein und sich bei ihm als Pflegerin etabliert haben. „Und,“ fährt sie fort, „Sie wissen, wieviel das bei meiner ängstlichen verzagten Natur heißen will! Erkennen Sie es an, mein Freund, und hüten Sie sich, in der Entfernung von mir je wieder krank zu werden!“

Daß das Verhältnis Börnes zu Frau Wohl solche Dauerhaftigkeit in sich trug und allen Stürmen Stand hielt, lag nicht allein in ihrem verständnisvollen Eingehen auf sein Streben, in dem beseligendes Mitfühlen alles dessen, was ihn erhob und bedrückte, sondern noch in einem anderen ebenso wichtigen Grund. Jeanette verwirklichte Börnes Ideal von der Frau in einer Weise wie kein

zweites Weib, das ihm jemals näher getreten war. Und was war Börnes weibliches Ideal? Nicht die schöne, die geistsprühende oder die gelehrte Frau, auch nicht die elegante Gesellschaftsdame und die reiche Erbin, ebensowenig das willenlose, unwissende, blind dem Manne ergebene Geschöpf, vielmehr das mitempfindende, treue und verständnisvolle weibliche Wesen, das alle Vorgänge im Inneren des Mannes kennt, das ihm die Wünsche von den Lippen liest und ihm einen starken Halt zur Anlehnung bietet, auch wenn er sonst mit der ganzen Welt zerfallen ist.

Schon am Beginne seiner schriftstellerischen Laufbahn schrieb Börne in einem im „Frankfurter Journal“ erschienenen Aufsatz „Was wir wollen“.

Auch sollen unsere Frauen sich dem eitlen Tand entwöhnen, thun was ihnen ziemt, nicht Netze stricken. — Penelope, die Mutter der Grachen und des Ritters züchtige Braut saßen nicht am Spieltisch moderner Damen. Sie sollen weben und Wunden heilen, die das Schwert oder das Geschick uns schlägt. Sie sollen das heilige, ungetrübt Menschliche bewahren, worin sich Völker entfernter Zeiten und Regionen als Brüder erkennen: das Eine, worin die tausendfachen Kräfte, in welche die Natur des Mannes zersplittert, sich wiederfinden und versöhnen — — die Liebe! Denn wahrlich das ist's, was vor allem Noth thut.

Eine Menge Stellen aus Börnes Schriften, zumal aus seinen Briefen, ließen sich anführen, wo er erwähnt, welche Eigenschaften ein Weib besitzen muß, um seinem Ideale zu entsprechen. So schreibt er in dem bereits erwähnten Brief vom 19. Juni 1825: „Wenn Weiber nur sanft, gefällig, fühlend und theilnehmend sind — was sie sonst noch für gute Eigenschaften haben, haben sie mit den Männern gemein, also immer in niedrigerem Grade als diese.“

Daß Börne bei solchen Ansichten Gegner der Frauenemanzipation war, erscheint selbstverständlich. Einer seiner schlagendsten Aussprüche über die Erhebung der Frau dürfte am besten dafür zeugen: „Bei einer flüchtigen Betrachtung scheint es zwar Gewinn, wenn das weibliche Geschlecht emanzipirt würde, wenn es gleiche sittliche, gleiche politische Rechte mit den Männern erhielte; der Kreis der Menschheit, scheint es, würde dadurch erweitert werden. Aber es ist Täuschung. Selbständigkeit des Weibes würde nicht allein die Bestimmung des weiblichen, sondern auch die des männlichen Geschlechts vereiteln. Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menschliche Natur aus; nur Mann und Frau vereinigt bilden die vollkommenen Menschen. Nur in der Ehe, nur im Familienleben wird der Zweck der Menschheit erreicht.“ — —

Großen Künstlerinnen und geistig bedeutenden Frauen läßt Börne jedoch volle Gerechtigkeit widerfahren. Niemals aber wünscht er den mit ihm verkehrenden weiblichen Wesen derartige Fähigkeiten oder Eigenschaften. Das Genie betrachtet er nicht als Glück für

seine Besitzerin. Wittert Börne Ehrgeiz oder den Hang zu herrschen oder zu glänzen hinter ungewöhnlichen Bestrebungen einer Frau, so fühlt er sich im Innersten abgestoßen, wird er oft sogar ungerecht in der Beurteilung des größten Talentes. — Merkwürdig indessen bleibt, daß Frau Wohl, deren Güte und Opferwilligkeit er mit Recht immer wieder als hervorragende Züge ihres Wesens preist, in bezug auf Geist, Bildung und Überschauungsvermögen vielen bedeutenden Frauen ihrer Zeit gleichgestellt werden darf. War sie auch nicht selbst schöpferisch tätig, so sprudelte doch in ihr eine Quelle der Anregung, die Börnes geistiges Gebiet befruchtete und seinem Schaffenstrieb die rechten Wege wies. Was Börne bei einer Anderen abgestoßen hätte, fand er selbstverständlich bei der Freundin, ja er unterordnete sich sogar oft ihrem entschiedenen Willen und ihren meist einwandfreien Ansichten.

Und wie oft gab sie ihm Impulse, die er für Winke ihres guten Herzens nahm, die jedoch der Nachlebende beim Überschauen des Briefwechsels mit Börne für nichts anderes als für Zeugnisse eines unabhängigen starken Geistes halten kann. Aber Selbstlosigkeit und Bescheidenheit verschleierten die geistigen Vorzüge dieser Frau und ließen das seelische Element stets in den Vordergrund bei ihr treten.

Nachstehende Auslassungen über die Aufgabe der Frau, die Dr. Schnapper-Arndt in den ersten Jahren der Freundschaft zwischen Börne und Frau Wohl von diesem niedergeschrieben glaubt, mögen den Briefen angeschlossen werden. Vielleicht waren die Gedanken noch weiter ausgesponnen, aber der Text endet mit dem Papier. Er steckte in einem an Frau Wohl adressierten Briefumschlag:

Der Geist des Weibes soll Blüthen tragen und nicht Früchte. Das Streben nach dem Nützlichen ist des Mannes ernste düstre Bestimmung; aber das Weib, das sich solchem ergiebt, entadelt seine Natur. Das Aufsuchen des Vortheilhaften ist eine Verrichtung des Hasses, der Mensch fühlt sich die Natur feindlich gegenübergestellt, er zieht zu einem Eroberungskrieg gegen sie aus und findet seinen Gewinnst in der Beute, die er dem Feinde entreißt und in sich aufnimmt. Lernen ist jener Kampf und Wissen diese Beute. Das Weib als solches darf eines Zwiespaltes zwischen sich und der Welt sich nie bewußt seyn. Das Reich des Schönen dessen Bürgerin es seyn soll, ist das der Liebe, der alles eins ist und ungetheilt. Sie darf nicht suchen das Schöne und Gute, was sie außer sich erkennt, in sich aufzunehmen, sondern sie soll in dasselbe eintreten und sich mit ihm verschmelzen.

Ich will nicht sagen, daß das weibliche Geschlecht sich nicht gleich dem Manne unterrichten soll, aber es darf, wenn es so thut, darin nur einem blinden Naturtriebe und nicht einem kalten und deutlichen Befehl des Verstandes folgen. Das Weib, das eine Leere in seinem Geiste fühlt, wird dieses Gefühls nie ledig werden und wenn sie alle Wissenschaft erschöpfte; sie ist verdammt, das Faß der Danaiden zu füllen.

Ich kam auf diese Sätze, als ich es mir deutlich zu machen suchte, warum ich mit so vieler Unbehaglichkeit es ansehe, mit welchem großen Eifer eine meiner Freundinnen liest und lernt. Nicht daß sie dieser Neigung, aber etwas in der

Art, wie sie sich ihr hingiebt, stört mich ganz unaussprechlich. Es ist dasselbe unbehagliche Gefühl, mit welchem ich ein Frauenzimmer essen und lesen sehe. Lernen ist ein Essen des Geistes und in beiden, in jener körperlichen wie in dieser Seelenverrichtung, spricht sich der Egoismus aus, welchen die Weiber vergessen machen sollen. Man darf nur erst erfahren, daß ein Weib ein für sich bestehendes, von Natur abgesondertes Wesen ist, wenn man sie mit Händen angreift: Das Ohr soll sie nur als Musik, welches die Weltsprache ist, und das Auge nur als eine Blume wahrnehmen, die in der Erde wurzelnd, eins ist mit ihr. — —

In den Kämpfen des Tages, in dem Flusse des ewigen Wandels der Dinge sind im Volke und bei dem Einzelnen die Ideale einer beständigen Umformung und Neugestaltung unterworfen. Auch das Ideal vom Weibe, das einst darin gipfelte, dem Wunsch des Mannes nach hingebender Liebe und opferwilliger Selbstverleugnung volle Erfüllung zu bieten, ist unter den harten Anforderungen der Zeit, vornehmlich unter dem Einfluß der Erwerbsfrage und dem Streben nach einer befriedigenden, der eigenen Eigenart entsprechenden Lebensaufgabe und nach größerer Unabhängigkeit, heute ein ganz anderes geworden als damals. Das Streben nach Selbständigkeit entadelt nicht mehr, wie Börne meinte, die Natur des Weibes, es gibt ihr heute vielmehr einen festen Halt.

Denn nur wenige, mit Glücksgütern gesegnete Frauen können sich noch einzig als „Bürgerinnen im Reich des Schönen“ betrachten; der bei weitem größere Teil muß kämpfen um Können und Wissen und in dem Eroberungskriege gegen feindliche Gewalten sich zu behaupten und neue Gebiete zu gewinnen suchen. Da es für Viele zur Unmöglichkeit geworden ist, sich in einer befriedigten Ehe naturgemäß auszuleben, kann und darf die Zukunft junger Mädchen nicht mehr allein aus dem Gesichtspunkt der sogenannten „ehelichen Versorgung“ heraus aufgefaßt werden.

Was Börne also in einer von poetischen Vorstellungen ausgehenden Betrachtungsweise am weiblichen Geschlecht für wünschenswert erschien, muß jetzt in vieler Hinsicht für veraltet und rückschrittlich gelten. Er selbst, der überall für die Befreiung der Individualität aus engen Grenzen eintrat, würde es heute dafür halten und sein Ideal vom Weibe zweifellos den neueren Verhältnissen anpassen.

Unter dem Einfluß der stets für ihr Geschlecht eintretenden Freundin ist er ja im Laufe der Jahre ohnedies immer gerechter gegen die Frauen geworden, hat er einsehen gelernt, daß diese mittlerweile mit einem anderen Maßstab gemessen werden mußten. Darin aber dürfte Börne recht behalten: kein noch so reiches Wissen entschädigt bei der Frau für ein leeres Gemüt, keine noch so weit gehende Bildung für den Mangel an herzlichem Verständnis. In dieser Hinsicht wird sich seine bei Frau Wohl gemachte Erfahrung immer wieder neu bewahrheiten, „daß eine gute Frau die besten Mittel besitzt, die Seelen zu leiten und das Herz zu erquicken“.

Grillparzerfunde in Neuhaus.

Von Ernst Kraus in Prag.[1])

(Schluß.)

Es schlägt zwölf Uhr mittags, die Haushälterin streicht vorüber nach dem südlichen Kabinett und weist sie mit den Worten „Es hat zwölf geschlagen" hinaus. Bertha erzählt dies dem Baron, der verlegen wird und sie nochmals warnt. Aber sie kommt spät abends ins Archiv und findet eine spannende Lektüre, die Geschichte eines Herrn von Rosenberg:

Wilhelm Ulrich von Rosenberg wurde Gemahl von vier Prinzessinnen, deren letzte Mathilde von Bernstedt ihm eine kleine Tochter Bertha hinterließ. Die Erzählung geht dann in der ersten Person weiter; man macht Bertha zur Gemahlin des Freiherrn von Liechtenstein, aber dieser verläßt die um zehn Jahre zu alte, klösterlich eigensinnige Frau und stirbt, nachdem sie ihre Zuflucht zu ihrem Bruder genommen. Reue und bittere Selbstvorwürfe waren von da an ihr Los. — Hier erblickt Bertha die Matrone, die ihr Urteil hören will; Bertha ruft, daß Bertha von Rosenberg eine Heilige war, die weiße Frau sagt, ihr stehe noch ein Gericht bevor.

Bertha liest weiter, wie sich die Erzählerin der Wohltätigkeit widmete und dieses Schloß erbaute. Um das dort erwähnte Bild Berthas zu sehen, eilt sie in den verpönten südlichen Saal, sie glaubt, die Matrone zu sehen und entdeckt, daß es ihr Bild ist. Vor der gleichzeitigen Erscheinung des Geistes fällt sie in Ohnmacht und wird ähnlich wie im Drama aufgefunden. Die Matrone sagt ihr im Traume, sie werde sie nie mehr erschrecken, aber für sie sorgen und ihr nach dem Feste des süßen Breis Ersatz für den verlorenen Bräutigam schaffen.

Dieser Ersatz ist ein Prinz von B . . . ., den die Matrone zur Heirat mit Bertha zwingen will, der aber Bertha nicht liebt und die Träume nicht versteht, die ihm die weiße Frau sendet. Er stürzt vom Pferde und stirbt, was man auf Rechnung der weißen Frau schreibt: Bertha findet einen anderen Gatten, Heinrich von Rosenberg, und die Matrone wiegt den kleinen Peter von Rosenberg.

Wir sehen, daß auch hier der ganze landläufige Apparat von ungesühnten Verbrechen der Vorlage Oehlenschlägers fremd ist; ebenso wie Ludlam ist auch die weiße Frau ein guter Geist und die Sünde, deren sie sich anschuldigt, können wir an ihr nicht finden.

Während wir nun über den für unser Thema wichtigeren ersten Teil von Oehlenschlägers Stoffe — die Ludlamsage — nur sehr

---

[1]) Vgl. oben S. 510 ff.

wenig ermitteln konnten, stehen wir angesichts des zweiten, der Sage von der weißen Frau, auf dem festen Boden gründlichster historischer Forschung und gleichzeitig nähern wir uns wie in einer Spirale wieder Grillparzerischem Lande, die Ludlamshöhle berührt sich hier mit der gleichzeitigen „Ahnfrau“.

Die Erzählung Benedikte Nauberts beruht natürlich in ihrem Hauptteil nicht auf Geschichte. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts starben mit Peter Wok im Jahre 1611 die Rosenberge aus und die Neuhauser Herren von der Rose waren ihnen schon 1604 vorangegangen; da konnte also kein reicher Baron das Geschlecht der Rosenberge um sich versammeln und keine Ehe geschlossen werden, der eben jener Peter Wok (geboren 1539) entstammen sollte. Die Geschichte hätte fast um ein Jahrhundert zurück verlegt werden müssen, dadurch wäre sie aber zu nahe an die Geschichte der „weißen Frau“, Bertha von Rosenberg (geboren um 1430) geraten, welche Bertha in einem alten Manuskript lesen soll. Diese Geschichte Berthas von Liechtenstein ist im ganzen die einfache — für unsere poetischen Bedürfnisse gar zu einfache, darum auch für Oehlenschläger in dieser Form unbrauchbare — wahre Geschichte der unglücklichen Rosenbergerin, die die Hölle einer unglücklichen Ehe mit einem pathologisch veranlagten Manne zu durchleben hatte. Aber auch hier ist die Verfasserin nichts weniger als historisch genau. Sie läßt Ulrich von Rosenberg, — sie nennt ihn Wilhelm Ulrich, wir werden gleich sehen, warum — drei Königen dienen, nämlich Wenzel, Ruprecht von der Pfalz (!) und Sigmund, als wenn die Rosenberge reichsunmittelbar gewesen wären und zu Ruprecht hätten Beziehungen haben können, und sie macht ihn zum Gemahl von vier Prinzessinnen, darunter einer Enkelin Sigmunds; dieser Zug ist historisch, trifft aber nicht bei Ulrich zu, der nur einmal verheiratet war, sondern bei dem Oberstburggrafen Wilhelm von Rosenberg, dem vorletzten des Geschlechtes, der zu Ende des 16. Jahrhunderts lebte.

Benedikte Naubert hat hier also mit dem überlieferten Geschichtsmaterial ziemlich frei gewirtschaftet, aber sie glaubt doch Geschichte zu erzählen, wenn sie berichtet, wie Bertha von Rosenberg, verwitwet, auf Schloß Neuhaus lebte, ihre verwaisten Neffen erzog, das neue Schloß erbaute und das Fest des süßen Breis stiftete. Daß an alledem nichts wahr ist, daß Bertha von Rosenberg nur auf dem Wege eines Gelehrtenirrtums in die Geschichte von Neuhaus und die Sage von der weißen Frau gekommen ist, das hat uns erst die historische Forschung des 19. Jahrhunderts gelehrt.

Alle Berichte über die weiße Frau von Neuhaus gehen auf die Monographie über die Alba Domina in Bohuslav Balbins „Miscellanea hist. Bohemiae III (1681) 15, 184 ff. zurück; erst Balbin

war es, welcher das Schloßgespenst mit der historischen Bertha von Rosenberg indentifizierte. Für die ganze gelehrte und popularisierende Literatur des 18. Jahrhunderts war die weiße Frau eine historische Gestalt und auf Neuhaus, beziehungsweise Krumau zu Hause. Erst 1850 zeigte Minutoli, daß die weiße Frau schon im 15. Jahrhundert in Bayreuth auftrete, und F. B. Mikowec wußte in seinen Malerisch historischen Skizzen aus Böhmen (Wien und Olmütz 1860) S. 118 bis 121, daß Perchta von Rosenberg nie in Neuhaus war; Födisch versuchte die Verbindung dadurch zu lösen, daß er [1]) die gesamte Tradition auf die mythologische Frau Bercht zurückführte, welche Balbin für die historische Perchta von Rosenberg gehalten habe. In einem gründlichen Aufsatze „Bertha (Perchta) von Liechtenstein, geborene Rosenberg und die Sage von der weißen Frau zu Neuhaus, Teltsch usw." zeigte Fr. v. Krones, [2]) daß nicht nur die Rolle, die die Sage Bertha in Neuhaus spielen läßt, mit den geschichtlichen Tatsachen in unlöslichem Widerspruche steht, sondern auch, daß die ganze Sage von der weißen Frau in Neuhaus und in Böhmen überhaupt zu den jüngsten Schöpfungen gehört, daß sich bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts, bis zum Aussterben der Herren von Neuhaus keine Erwähnung von ihr findet, auch dort, wo wir sie sicher erwarten, und daß sie erst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch die Jesuiten herangepflegt wurde, um dann durch eine gelehrte Kombination Balbins sich an Perchta zu knüpfen.

Balbin fand nämlich im Neuhauser Schlosse das Bild einer Dame in Weiß, welche, nach der Aussage von Augenzeugen, der weißen Frau so ähnlich war wie ein Ei dem andern und die die Unterschrift auf dem Bilde als Perchta von Rosenberg beglaubigte. Die daraus folgenden Beziehungen Perchtas zu Neuhaus erfand oder kombinierte er sich hinzu und entwarf ein Lebensbild Perchtas, das die Historiker lange täuschte. Wie das Bild der Rosenbergerin und ihres Gemahls, das noch heute gezeigt wird, nach Neuhaus gekommen sein mag, erklärt Krones folgendermaßen: Im Jahre 1592 wurde dort ein Neubau für die Gäste des Hauses, mit einer Flucht von Zimmern für die rosenbergischen Verwandten errichtet, für den auch Bildnisse von Rosenbergen angefertigt worden sein mögen.

An eine eingehende Kritik der Sage trat unmittelbar darauf J. Salaba heran: [3]) die Quelle für die Kenntnis der Sage in der Weltliteratur ist Balbin, während alle älteren Quellen schweigen;

---

[1]) Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen IX, 85 (1871).

[2]) Zeitschrift des Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens I, 2, S. 1—22.

[3]) Časopis Matice Moravské XXIII (1899) S. 139 ff., 230 ff., 325 ff.

die Sage ist nicht volkstümlich, darum weist Salaba auch die mythologische Erklärung, die Krones auf sich beruhen ließ, zurück. Die Gestalt der Perchta ist in Südböhmen nicht bodenständig, sie wurde aus dem nahen Bayern durch Passauer Kolonisten in das Budweiser Gebiet übertragen und ist dort als „Peroutka" nationalisiert worden, aber an Opfermahle, die man christlich gedeutet hätte, ist bei ihr nicht zu denken, dazu ist sie eben zu fremdartig, zu jung.

Salaba unterscheidet drei Entwicklungsstufen der Sage: die weiße Frau als Stifterin des weißen Breis, die weiße Frau als Neuhauser Schloßgeist, die weiße Frau als katholisches, ketzerfeindliches Gespenst.

Der feste Punkt, um den sich die ganze Sage kristallisiert hat, ist nach Salaba „der süße Brei", mit dem auf dem Schloßhofe von Neuhaus am Gründonnerstage die Armen bewirtet wurden, es waren oft mehrere Tausende anwesend, bis die Stiftung im Jahre 1782 in eine Geldgabe verwandelt wurde. Dieser süße Brei ist kein heidnisches Opfermahl, sondern eine religiöse Stiftung von unbekanntem Alter. Sie bestand nach dem Testamente Adams I. von Neuhaus schon um 1529, und als im Jahre 1656 zur Ermittlung der Herkunft des alten Brauchs die ältesten Leute auf das Schloß Neuhaus besandt wurden, nannten sie auf die Frage nach dem Stifter des süßen Breis einhellig: die weiße Frau.

In Neuhaus gab es damals vermutlich zwei Bilder weißer Frauen, das Perchtas, die mit Neuhaus nichts zu tun hat, und das Margarethens von Leuchtenberg, der Gemahlin Heinrichs II. von Neuhaus (1349—1364), die nach seinem Tode ins Kloster ging, eine eifrige Bauherrin war und sehr wohl — wie die Konjektur des Wittingauer Archivars Th. Wagner will — jene weiße Frau gewesen sein kann, welche das Volk in dankbarer Erinnerung behielt.[1])

„Weiße Frau" hieß sie aber darum, weil das Witwenkleid in Böhmen weiß war; um das Jahr 1600 strömten nun (meint Salaba) infolge der vornehmen Ehen in Neuhaus viele Fremden zusammen, welche diese böhmische Sitte nicht kannten und nicht wußten, daß „weiße Frau" die Witwe bedeute, sondern damit die Vorstellung eines Gespenstes, eines Familiengeistes verbanden. Als dann Marie von Hohenzollern 1598 die Gattin des Joachim Ulrich von Neuhaus wurde, da brachte sie auch die Sage von der weißen Frau, welche die fürstlichen Todesfälle ankündigte, aus Berlin mit; 1598 gab es eine Erscheinung der weißen Frau in Berlin und 1604 spukt sie schon zum ersten Male in Neuhaus; sie holt nach den Aufzeichnungen des Neuhauser Jesuitenkollegiums den Rektor Pistorius zu dem sterbenden Herrn von Neuhaus.

---

[1]) A. Sedláček, Hrady ꝛc. IV, 375.

Und nun folgt Erwähnung auf Erwähnung, aber durchwegs in jesuitischen Quellen; die weiße Frau wandert zu den verwandten Rosenbergen in Krumau, wo sie als Schutzgeist, nicht der Witigonen, sondern der Jesuiten auftritt. Balbin schrieb eine Apologie dieses „guten Geistes": ein Unbekannter — wie Krones vermutet, der Jesuit und Exorcist Gladich aus Magdeburg — hatte gesagt, sie sei ein Geist aus dem Fegefeuer und könne nicht erlöst werden, solange das Schloß Neuhaus stehe. Dagegen trat Balbin auf, er suchte die weiße Frau in der Geschichte und fand sie in Perchta (die Rosenbergische Geschichte des vortrefflichen Březan, die er zu diesem Zwecke aus der Wittingauer Bibliothek entlehnte, hat er leider nie zurückgegeben).

So entstand die dritte und definitive Fassung, die weiße Frau wurde zu einem entschieden katholischen Gespenst, die Sage hat ihre Tendenz.

Salabas Versuch, die Sage von der weißen Frau in ihre Elemente aufzulösen, ist eine gründliche wissenschaftliche Leistung bis auf einen Punkt, auf den gerade Salaba viel Gewicht legt, obwohl seine Aufstellungen auch ohne ihn sehr gut bestehen können. Salaba wiederholt (S. 239, 327 u. m.) die Behauptung, die böhmische weiße Witwentracht habe bei den Fremden, welche diese Sitte nicht kannten („der Westen trauerte schwarz nach römischer Sitte"), um den Jahrhundertwechsel die Vorstellung von einem Gespenste erweckt. Salaba führt keine Belege für seine Behauptung an, weil er die Sache offenbar für ganz evident hält, was sie aber nicht ist.

Seine Quelle könnte eine belletristische Darstellung der Sage gewesen sein, die im Laufe des 19. Jahrhunderts mehrmals gedruckt wurde und deren ältester Druck aus dem Jahre 1798 zu stammen scheint.[1]) In diesem Büchlein versucht der ungenannte Autor, der die Geschichte der weißen Frau in ihrer ursprünglichen, d. i. jesuitischen, Tendenz erzählt, am Schlusse der Aufklärung der Zeit seinen Tribut darzubringen und erklärt die Sage für ein unterhaltendes Märchen (S. 231 f.):

In Böhmen, fährt er fort, war es ehedem eine eingeführte Sitte, daß die Damen nach dem Tode ihrer Herren, so lange sie im Witwenstande blieben, weiß gekleidet einherzugehen pflegten. Dieser herrschende Geschmack gab zu einer Anspielung Gelegenheit, welche zum Aufschluß der Erscheinung der weißen Frau sehr dienlich seyn kann, man war nemlich gewohnt zu sagen, die weiße Frau ist wieder zu Neuhaus, oder in diesem und jenem Schlosse erschienen, dieß war gleich bedeutend, als wenn man gesprochen, die Frau von dieser Veste ist in Witwenstand gerathen, denn sie erscheint in der weißen Kleidung einer Matrone. Die spätern Zeiten machten diesen Gebrauch zu einer Geistererscheinung und die Anhänglichkeit zum wunderbaren und abendtheuerlichen nahm die Sache als eine wahre Begebenheit an.

[1]) Die weiße Frau in Neuhaus. Geistergeschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Prag, bey Joh. Stiaßny 1798.

So erzählt das Volksbuch in seinem Prager Deutsch und es ist Salaba, der die rationalistische Erklärung der Sage nicht übernahm, sondern die Nachricht von der „böhmischen Sitte" anderweitig kombinierte, nicht allzusehr zu verargen, daß er seinen Fund unbesehen für gute Münze nahm.

Das hätte er aber gewiß nicht getan, wenn ihm die Quelle dieses rationalistischen Zusatzes bekannt gewesen wäre, eine Quelle, die auch für die Vorlage von Oehlenschlägers Ludlamshöhle von grundlegender Bedeutung ist.

In der von F. Gedicke und J. E. Biester herausgegebenen „Berlinischen Monatsschrift", dieser braven Zeitschrift der Aufklärungszeit, finden wir im ersten Bande von 1783 auf S. 3 einen Aufsatz von Professor Joh. August Eberhard: „Über den Ursprung der Fabel von der weißen Frau", eine richtige Aufklärungsschrift, welcher „die Erforschung des Ursprungs als Mittel gegen den Aberglauben" dient. Die Sage, welche der Autor als zu bekannt voraussetzt, um sie erzählen zu müssen, wird nach Nagels Dissertation de celebri spectro, quod vulgo die weiße Frau nominatur (1743) rekapituliert und ihre Entlarvung wird in einer mißverstandenen Phrase gesucht. Wie es darum vom Übel ist, wenn der Hase über den Weg läuft, weil es besser wäre, wenn er in der Schüssel läge, so hat man auch hier den Ursprung einer Redensart vergessen. Die Erscheinung der weißen Frau am Hofe bedeutet einen hohen Todesfall, das ist richtig, aber warum? Man trauerte weiß, die fürstlichen Witwen waren weiße Frauen, in Deutschland wie noch früher in Frankreich, wo die Königin Witwe Reine blanche hieß. Die weiße Frau wird bald bei Hofe erscheinen, heißt also: Es wird bald eine fürstliche Witwe geben. Der Legende von Perchta von Rosenberg als weißer Frau steht Eberhard mißtrauisch gegenüber. Die Wahl des Taufnamens Perchta setze schon die Überlieferung von einem Gespenste voraus. Perchta oder Prechta sei so ungewöhnlich, daß man sich wundere, den Namen hier zu finden. Darauf verbreitet sich Eberhard über das unter diesem Namen bekannte Gespenst.

An diese Abhandlung von nur 20 Seiten knüpft sich ein längerer Nachtrag des Herausgebers, Prof. Gedicke, über das, was Eberhard übergangen hatte, zunächst über die Geschichte der „Gräfin" Perchta von Rosenberg, deren Leben und Erscheinungen nach Balbin erzählt werden. Dabei schlägt Gedicke den Berichten gegenüber einen nicht unbegründet überlegenen Ton an: „Als Balbin in Neuhaus war, ließ sie sich herab, auch die Todesfälle der Mitglieder des Jesuitenkollegiums zu weissagen"; der Magd, welche ihr den kleinen Peter Wok entreißen will, hält sie „in der kräftigen Rhetorik des Fischmarkts eine nachdrückliche Rede". In diesem Tone ist auch die Erwägung gehalten,

„wie denn das böhmische Nationalgespenst dazu gekommen, sich auch in Berlin und an anderen Höfen Europas sehen zu lassen". Die Legende wisse sich zu helfen. Wilhelm von Rosenberg heiratete vier Fürstentöchter, darunter Sophia, Tochter des Churfürsten von Brandenburg Joachim II. Im Jahre 1561 wurde das Beilager zu Berlin gehalten, „ein Teil der Morgengabe war die weiße Frau". (Wir haben bei Salaba, der diese Abhandlung nicht kannte, umgekehrt gelesen, daß die weiße Frau ein Teil der brandenburgischen Mitgift zwar nicht Sophiens, aber Marie Maximilianes von Hohenzollern gewesen sei!)

„Sie erhob sich aus dem Range eines hochgräflichen Gespenstes zu dem eines fürstlichen ... Sie bildete sich ein, alle mit dem Hause Brandenburg verwandten Häuser seien auch ihr verwandt. So kam sie nicht nur nach Bayreuth, 1678, wo sie den Tod des apanagierten tapfern Prinzen Erdman .... durch ihre Erscheinung auf seinem Stuhl vorherverkündigte, sondern auch nach London, Kopenhagen, Stockholm. ...

Und wofern die alte böhmische Matrone Gelegenheit hat, irgend einen genealogischen Kalender aus unseren Regionen zu erhalten, so wird sie nicht ermangeln, bei allen Höfen Europas nach der Reihe sich vorstellen zu lassen, oder vielmehr als Base sich vorzustellen. So kann man sichs denn noch allenfalls erklären, daß so oft fürstliche Todesfälle sich ohne einen vorherigen Zuspruch der weißen Frau ereignet haben. Die gute Matrone ist zu entschuldigen, sie hat ein gar zu weitläufiges Departement."

Im folgenden handelt Gedicke über die Berliner Erscheinungen der weißen Frau, in der man die Gräfin Orlamünde oder die Gräfin Leiningen sehe. Aber Gedicke scheint die Meinung von Perchta den meisten inneren Zusammenhang zu besitzen, da vor Joachim II. keine Erscheinungen erwähnt werden. Mit Erröten müsse man gestehen, daß der Glaube noch nicht ganz ausgestorben sei, und daß man sich noch 1781 eine Erscheinung ins Ohr geflüstert habe.

Diese wichtige Abhandlung, die mit Unrecht in der Literatur vergessen ist (Krones erwähnt ihrer nicht in seinem Quellenverzeichnis), hat nicht nur dem anonymen Verfasser der „weißen Frau", vielleicht nur in einer durchgesickerten Mitteilung vorgelegen, sondern wir können in ihr auch die direkte Quelle Benedikte Nauberts konstatieren. Hier fand sie die beiden vornehmen Rosenberger Ulrich und Wilhelm, die sie zu ihrem Wilhelm Ulrich zusammenzog, hier war über Ulrich so unbestimmt gesprochen, daß sie seine Geschichte aus den Kaisertabellen konstruieren mußte, hier fand sie den Prinzen von B.... (Bayreuth), dessen Namen Erdmann sie dem Helden — der Rübezahl- und Ludlamgeschichte verleiht, hier die beiden Namen des letzten Rosenbergers: Peter Wok, aus denen sie ihren Peter von Wock kombiniert, ja hier fand sie sogar auch die Grundlage ihrer Auffassung der weißen Frau, die eines gewissen Humors nicht entbehrt. Die Matrone sucht mit einer für einen Geist eigentlich sehr kompromittierenden Kurzsichtigkeit ein ganz verfehltes Heiratsprojekt durch-

zusetzen und bringt den Prinzen für seinen Kaltsinn gegen Bertha um. Und der Schluß erinnert geradewegs an Gedicke. Der Matrone wird die Verwandtschaft mit europäischen Fürstenhäusern zu weitläufig und sie gibt es auf, überall die Todesfälle anzuzeigen.

Die Sage von der weißen Frau von Neuhaus wurde gleichzeitig mit Oehlenschläger auch von anderen bearbeitet; ein Zauberspiel von F. Grüner „Der süße Brei" wurde 1816 im Theater an der Wien aufgeführt, und 1821 erschien in München ein Trauerspiel in fünf Akten „Die weiße Frau von Neuhaus" von B. Zahlhas; zweifelhaft bleibt, ob noch ein drittes, gleichzeitiges Werk zu diesen Bearbeitungen zu rechnen ist — Grillparzer „Ahnfrau".

Die Ahnfrau, die, wenn Unheil droht dem Hause, aus der dunklen Klause steigt und klagt, daß ihr Macht gebricht — denn sie kann's nur vorhersehen, ab es wenden kann sie nicht — erinnert an die weiße Frau von Neuhaus, wie an jedes Burggespenst, dazu kommen die tschechischen Namen Zdenko, Boleslav, Jaromir, das mährische Lokal des Schlosses Borotin, ursprünglich Zierotin, wir begreifen es, wenn Ferdinand B. Mikowec in seinen schon erwähnten Skizzen sagt:

Die Sage von einer gespenstischen Ahnfrau der Witkowece (Witigonen), die unheilverkündend wandern muß, scheint uralt; sie ist beinahe auf allen Witkowec'schen Schlössern in dieser oder jener Variante verbreitet, und recht betrachtet, ganz identisch mit der nächtlichen Wallerin auf Borotin, welche den Stoff zu Grillparzers Ahnfrau gab, denn auch die Herren auf Borotin, ein Zweig der Landsteiner, waren aus dem Hause Witkowec.

Wir wissen freilich, daß Grillparzer seinen Stoff nicht auf Borotin geholt hat und daß es hier bloß der Zufall gut getroffen hat, wenn die Ahnfrau nicht aus der Verwandtschaft kam. Wie dem Zufall auch das Verdienst gebührt, daß „Bertha von Rosenberg zu dem Geschlechte der Zierotin" gehörte, „dieser sonst nicht weiter berühmt gewordenen Familie" (!!) wie Moritz Necker die ehemaligen Besitzer von „Schloß Ullersdorf in Mähren, dem Schauplatz von Grillparzers Ahnfrau" [1]), zu nennen beliebt.

Auch August Sauer plante bei seinen großangelegten Studien über die Quellen der Ahnfrau ursprünglich ein Kapitel „Die weiße Frau", das leider ungeschrieben blieb und uns nur in einem allzukurzen Auszuge (Deutsche Zeitung 5265, 28. 8. 86) erhalten ist. Sauer verfolgt hier die von ihm in ungeahnter Reichhaltigkeit aufgebrachte Literatur der weißen Frau von Neuhaus, aber er schließt seine Aufzählung mit dem Satze: „mit Grillparzers Angaben stimmt keine der aufgefundenen Fassungen überein." Mehr Übereinstimmungen

[1]) Über Land und Meer 1898—99, S. 581.

fand er in der Sage von der Jungfrau von Pernstein, „die Verwechslung mit einem lebenden Wesen und den Tod durch einen Kuß“, man könnte noch hinzufügen, daß auf dieser weißen Dame eine Schuld lastet, was bei der Neuhauser weißen Frau nicht der Fall ist. Sauer ist diesen Spuren nicht weiter nachgegangen, da es inzwischen K. Glossy gelungen war, in dem Schauerroman „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe ꝛc.“ die direkte Vorlage Grillparzers zu entdecken. Wyplel glaubt sogar, die Ahnfrau bis in die Falten eines bestimmten Exemplars dieses Romans verfolgen zu können, was vielleicht eine methodische Vergleichung der Eselsohrentechnik Grillparzers in den effektiv ihm gehörigen Büchern mit der des fraglichen Buches zur Evidenz ergeben wird.

Diese Entdeckung fand jedoch nicht den Beifall J. Kohms, der in seinem Buche über die Ahnfrau wieder mit Nachdruck auf die weiße Frau als Quelle Grillparzers hinwies, speziell auf die Fassung der „Madame Naubert“ in den Neuen Volksmärchen.

Von den vielen Übereinstimmungen, die Kohm zwischen der Erzählung und der Ahnfrau findet — der nachsichtige Vater (Oheim), das Harfenspiel, der niedere Adel des Peter von Wock und des angeblichen Jaromir von Eschen, der Besuch der Ahnfrau bei beiden in der ersten Nacht, die sie im Schlosse zubringen, und was solcher Ähnlichkeiten mehr sind, die dem Dichter eine Mosaikarbeit zumuten — bleibt eine übrig, die es wahrscheinlich macht, daß Grillparzer das Märchen wirklich gekannt hat: die beiden Berthen. Im Roman spielt jedoch die Namensgleichheit eine größere Rolle, Bertha ist durch ihren Namen gleichsam prädestiniert, ein Schützling der weißen Frau zu werden; bei Grillparzer ist die Namensgleichheit nur ein Zug, der die auffallende Ähnlichkeit der Jungfrau mit dem Geiste verstärkt, und — was Kohm auffallenderweise gar nicht erwähnt — der Name **Bertha** ist bei ihm sekundär. Nicht aus dem Abdruck Kohms, sondern aus dem Faksimile, das der 18. Lieferung von Nagls und Zeidlers Deutschösterreichischer Literaturgeschichte beigeheftet ist, erfahren wir, daß der Kastellan **Günther** ursprünglich ein Diener **Peter** sein sollte, der Graf von **Zierotin-Borotin** ein Graf von **Sternberg**; **Bertha** aber hieß eigentlich **Marie**.

Wenn Kohms Annahme trotzdem richtig ist und wenn Oehlenschläger sein Gedächtnis nicht betrogen hat, so war jene Ludlamvorlesung ein hübscher Scherz der Literaturgeschichte. Zwei große Dichter sitzen einander gegenüber und es zeigt sich, daß sie beide dieselbe Erzählung dramatisiert haben — Grillparzer hätte die Quelle erkennen müssen — und zwar gleichzeitig, beide mit ähnlichen Veränderungen (Erlösung des Geistes), mit ähnlichen Motiven, mit solchen, wie sie Grillparzer die Wiener Volksdramatik bot, während

Oehlenschläger die Elemente der Romantik selbständig mit denen des bürgerlichen Lustspieles kombinierte: eine solche Szene gehört gewiß zu den seltenen.

Von einer Dramatisierung des Märchens spreche ich dabei nur uneigentlich, die Motive der Pseudoromantik, die Grillparzer häuft, strömten ihm aus der Literatur, die ihn beeinflußte, in solcher Menge zu, daß er sich nicht an eine Quelle zu binden brauchte. Er hat gewiß auch der „blutenden Gestalt“ nur einen kleinen Bruchteil aller der Motive entnommen, für die man Entsprechungen finden kann, ebenso wie der „weißen Frau“, oder einem der Volksdramen, in denen E. v. Komorzynski [1]) eine so ungeahnt reiche Fundgrube von verwandten Motiven gefunden hat. Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, daß ich auf die Vorlage eines der ältesten und wichtigsten unter diesen Volksdramen schon vor Jahren hingewiesen habe, [2]) um darin zwar nicht eine Quelle für Grillparzer, wohl aber für Schreyvogel aufzudecken: das (von Hensler dramatisierte) „Petermännchen“ von Ch. H. Spieß, erschienen 1791. Das Petermännchen ist ein Hausgespenst von böser Art; es ist der lasterhafte Ahnherr des Geschlechtes, der verurteilt ist, einen Nachkommen in die Verdammnis zu bringen und den Untergang des Geschlechtes herbeizuführen. Darum freut er sich bei der Geburt jedes Knaben und weint bei Hochzeiten, denn die Ehe entzieht sie seiner Einwirkung. Dem Petermännchen wirkt nun das Peterweibchen entgegen, die Gattin jenes Ahnherrn, welche es versäumt hat, nach seinem Tode das geraubte Gut zurückzugeben, und darum gleichfalls bis zum Aussterben des Geschlechtes auf Erden wandern muß. Sie verteidigt ihre Nachkommen gegen die Nachstellungen des Petermännchens, obwohl sie dadurch ihre eigenen Leiden verlängert. Schreyvogel, der dramaturgisch dachte, kann aus diesem Schicksal leicht die Tragik herausgefühlt haben, die er dann der Ahnfrau verliehen wissen wollte, und die jene wichtige Umgestaltung des Dramas zur Folge hatte. Das Motiv kommt in der Wiener Volksdramatik wieder, in dem Roman von Spieß stehen wir jedoch seinem Ursprunge näher und Schreyvogels Kenntnis des „berühmten“ Romans ist wahrscheinlich.

Nachdem wir so den Quellen der Geschichte Ludlams nachgegangen sind, sei es gestattet, auch auf eine Quelle zur Geschichte des Wiener Vereins selbst hinzuweisen, auf die mich mein Freund, Justizrat S. Skonboe in Kopenhagen, aufmerksam gemacht hat. Zu den ausländischen Mitgliedern der Ludlamshöhle gehörte auch der dänische Archäologe und Romanist N. C. L. Abrahams (1798—

---

[1]) Euphorion IX, 350—360.

[2]) Beilage zur Bohemia 1889, 262 (Der Vater des Schauerromans).

1879), der in den posthumen „Mitteilungen aus meinem Leben“ bei dieser heitersten Episode seiner Biographie mit Behagen verweilt.[1]) Er benutzt jedoch für seine Darstellung bereits Castellis Memoiren, so daß nur wenige von seinen Berichten ein ludlamhistorisches Interesse in Anspruch nehmen können. Abrahams, der am 15. November 1825 nach Wien kam, wurde von Castelli (an den ihn Tieck empfohlen hatte) und Marsano in die Gesellschaft eingeführt. Er erzählt einige Ludlamscherze, berichtigt die Anekdote, welche die Veranlassung gab, dem Kalifen den Diebstahl von zwei Gulden aufs Kerbholz zu schreiben, er reproduziert eine ständige Nachricht der Trattnerhofzeitung: „Se. Rauchheit, der Kalif haben geruhet“ u. a. Abrahams figurierte in dem Blatte als dänischer Gesandter, sein Ludlamname war „Isaak Crassus Hamlet, Einer von Denen“; er gebrauchte oft das Wort kraß, die übrigen Namen erklären sich selbst.

Während seiner Anwesenheit in Wien wurde das erste Jubiläum der Gesellschaft gefeiert, sie zählte eben hundert Mitglieder. Bei dieser Gelegenheit dichtete auch Abrahams einen Chor, der von Würfel komponiert und von der Kapelle gesungen wurde. Er war betitelt: „Glaube, Liebe und Hoffnung der Ludlamiten“ und begann in nichts weniger als mustergiltigem Deutsch:

Es lebe die Mutter, die freudiglich zählt
Schon hundert von liebenden Söhnen.

Unter den 43 Ludlamgesängen bei Castelli ist dieser ebensowenig aufgezählt wie Abrahams selbst im Verzeichnis der Ludlamiten. Am Abend vor seiner Abreise aus Wien gegen Ende Februar nahm Abrahams von der Ludlam Abschied, wobei mehrere Mitglieder ihm Verse, meist ernste, ins Stammbuch schrieben. Er reproduziert die Verse von Biedermann, Sichrowsky, Castelli und — Grillparzer, von dem wir hier unvermutet ein unbekanntes Gedicht entdecken:

„Grillparzer, den ich von Sonnleithners kannte, mit dem er verwandt war und der an jenem Abend als „Schatten“ anwesend war, schrieb:

So viel Freunde als hier Blätter,
So viel Freuden als hier Wünsche
Mögst du finden, mögst du haben,
Und den leeren, äußern Rand
Bilde Gleichmuth und nicht Trübsinn.“

Von dem Untergang der Ludlam erfuhr Abrahams einige Jahre später, als S. Biedermann und Sichrowsky ihn in Kopenhagen besuchten.

---

[1]) Meddelelser af mit Liv af N. C. L. Abrahams. Udgivne af Arthur Abrahams. Kopenhagen 1876, S. 222—238.

II.

In dem Grillparzerfaszikel des Archivs finden wir außer dem erwähnten Zettel noch eine Handschrift des Gedichtes auf die Genesung des Thronfolgers, unterschrieben „Grillparzer", die sehr wohl ein Autograph sein könnte. Der Text stimmt mit keiner der Ausgaben der Gedichte überein; wir lesen „des Glückes sicher, das uns halb genommen" (= Laube; Sauer: des Schatzes sicher, der . . .).

5. Strophe: Sie sind nur Strahlen dieses Einen Lichts
(Laube: jenes selben, Sauer: jenes ein'gen)
6. „ auch schlaue Klugheit (= Laube, Sauer: gleich)
„ „ geborgter Schimmer (erborgter)
„ „ Doch dauernd bleibt (= Sauer, Laube: frommt).

Keine dieser Lesarten widerspricht der Annahme, daß wir es in diesem Einzelblatte ohne Aufschrift mit der ersten Aufzeichnung des verhängnisvollen Gedichtes zu tun haben.

Es liegt noch eine Abschrift dabei mit sehr plumpen Lesefehlern, z. B. „Ob Nutzen auch vor schlauer Klugheit schützt" und ihr gegenüber steht die berüchtigte Parodie von Rupprecht, deren Wortlaut zeigen mag, daß sie nicht bloß die tatsächlich vorhandene Naivität des allzu aufrichtigen Dichters verspottete, sondern auch seine Gesinnung boshaft zu denunzieren suchte.

An den Verfasser des Gedichtes:
Als der Thronfolger die Gesundheit wieder erhielt.[1]

Parodie.

Bist du vernünftig denn? Will nichts mehr frommen?
Es trauern alle Freund' um dich herum,
Der Klugheit wegen, die dir ganz genommen,
Der Zukunft bang, denn du bist dumm.

Mag seyn, daß sich von dir die Nachwelt fülle,
Erwähnt sie jemals deiner, bleibt sie stumm,
Wir forschen nicht, was Zukunft erst umhülle[2];
Das eine zeigt sich jetzt schon, du bist dumm!

Dann was der Mensch erdichten kann und drucken,
Die Wahrheit[3]) bleibt der letzte höchste Preis;
Der Gipfel, den kein Blinder mag erquicken.
Das Einzge, was ein Dichter oft nicht weiß.

Die Weisheit irrt, Bedächtge trifft der Tadel
Die Tapferkeit erreicht nur, was ihr glückt;
Doch Dummheit, Freund, tilgt jeden Seelenadel,
Zeigt unserm Blick selbst das Genie — verrückt.

---

[1]) So der Titel der gegenüberstehenden Abschrift.
[2]) So auch die Abschrift.
[3]) Die Güte, Abschrift.

Und Wahrheit, Unpartheilichkeit und Milde
Vergehn aus Mangel jenes höhern Lichts.
Als Gott den Menschen schuf nach seinem Bilde,
Sprach er: sey wahr, von Träumen sprach er nichts.

Wie, Thor, du willst das Herz vom Kopfe scheiden?
Dich ganz allein entstellt der Unterschied.
Wir seh'n betrübten Blicks, dir fehlt's an beiden,
Denn Kopflos, so wie Herzlos ist dein Lied.

Und so erkennt der Dumme stets die Weise;
Er ist vernichtet, denn man merkt es gleich,
Er ist's der blind abweicht vom rechten Gleise,
Verlockt in des gemeinsten Wahnes Reich.

Drum fühlst du's einst vor deinen Blicken tagen,
Dann tritt zurück und bleib auf ewig stumm!
Denn jubelnd wird der Engelchor[1]) einst sagen:
Er war so groß als gut, nur du warst dumm!

Rupprecht.

III.

Unsere Ausbeute ist noch nicht erschöpft, an einer anderen Stelle im Archiv finden wir ein Autograph von nicht geringerem, ja größerem Interesse für Grillparzer, obwohl es nicht von ihm herrührt, es ist ein Brief Heines, der vollkommen hinreicht, das Urteil Alfred Meißners zu widerlegen, das er in seinem Brief vom 2. Februar 1882 ausspricht:[2])

Über Grillparzer hat Heine, soviel ich mich erinnere, nie gesprochen. Er hat gewiß auch für Heine nicht existiert. Die Naturen sind gar zu verschieden, wenngleich zwischen „Ratcliff“ und „Ahnfrau“ manche Beziehungen bestehen. Akademiker und Kunstdichter waren ihm schrecklich.

Es war schwer anzunehmen, daß einem so feinen Kunstkenner wie Heine, Grillparzer als Akademiker und Kunstdichter erschienen sei, der schöne und warme Brief Heines widerlegt das vollends:

Paris den 13 November 1833

Diese Zeilen bringt Ihnen Herr Marmier, ein junger Franzose, der, um unsere schöne Literatur kennen zu lernen, auch Wien besuchen will, und den ich meinen Freunden empfehle. Ich rechne Sie zu dieser Zahl; denn ich hege die beste Meinung von Ihnen. Ich habe Sie von jeher sehr gut verstehen und darum verehren können. Auch von Ihnen hoffe ich nicht ganz ungekannt zu sein. Der junge Franzose soll Sie und die höchsten Eichen des deutschen Vaterlandes herzlich grüßen von H. Heine.

An Herrn Grillparzer
in Wien.

Adresse:
Sr. Wohlgeboren
des Herrn Grillparzer
in Wien.

---

[1]) Engelchor, Abschrift.

[2]) G. Karpeles, Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. Leipzig 1899, S. 270/1.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob wohl Grillparzer diesen Brief je zu Gesicht bekommen habe. Man sollte doch erwarten, daß er bei Gelegenheit seines Besuches bei Heine, im Tagebuche der französischen Reise, sich seiner erinnern werde. Die Reisebeschreibung Marmiers, Voyage pittoresque en Allemagne, Paris 1838, in welcher er über seinen Besuch bei Grillparzer berichtet haben könnte, stand mir nicht zur Verfügung. Trotz vieler Anfragen konnte ich bisher nur den zweiten Teil, die „Partie septentrionale", einsehen; ein Brief Marmiers aus Leipzig, wie es scheint, an Frau Pichler gerichtet, erwähnt nichts von Grillparzer, was freilich nichts beweist. Auch die Durchsicht von vier Jahrgängen (1834—1837) der „Nouvelle revue germanique" Marmiers ergab keine Spur einer näheren Beschäftigung mit Grillparzer. Die Einleitung zum Jännerhefte 1834 freilich nennt ihn unter den Größten nach Goethes Tode: „La gloire de Tieck, de Grillparzer, d'Uhland est déjà ancienne, celle de Menzel, de Boerne, de Heine, de Grabbe etc." Sollte vielleicht in dieser für jene Zeit recht auffallenden Wertschätzung Grillparzers sich das Urteil Heines widerspiegeln, mit dessen Briefe sie fast gleichzeitig ist? Ob nun Marmier den Brief abgegeben hat oder nicht, eine Anknüpfung zwischen Heine und Grillparzer hat er nicht herbeigeführt.

IV.

Den Abschluß dieser Mitteilungen mag Schreyvogels Bericht an den Grafen Czernin über Grillparzers Herotragödie bilden. Er steht als Nummer 21 in dem Verzeichnis eingereichter und gelesener Manuskripte vom 16. April 1829:

Des Meeres und der Liebe Wellen Trauerspiel in 5 Akten von Fr. Grillparzer.

Die Geschichte der Hero und des Leander, nach einer dem Verfasser eigenthümlichen, von der griechischen Mythe ziemlich abweichenden Ansicht. Die Ausführung, die theilweise viel Schönes hat, ist übrigens ungleich und besonders in den zwey letzten Akten etwas skizzenhaft. Der Dichter, welcher das Mangelhafte seines Werkes selbst einsieht, wünscht jedoch dessen Aufführung. Da an der Annahme nicht zu zweifeln ist, habe ich das Manuskript zur Censur gegeben, welche auch bereits die Zulassung aussprach.

Auch von dem viel ausführlicheren Gutachten vom 31. März 1831 über „Der Traum ein Leben, Spektakelstück in 4 Akten" finden wir hier eine Handschrift, und zwar eine bessere als jene, welche mit Weglassung der Inhaltsangabe in den „Gesprächen" (Nr. 564) abgedruckt ist. Der Grundgedanke ist hier nicht abgefaßt, sondern aufgefaßt, der Zuschauer muß sich dem Zwecke des Dichters hingeben, nicht dahingeben.

Ein indirektes Urteil über das „Spektakelstück" hat auch Schreyvogels Nachfolger Deinhardstein abgegeben. Im Jahre 1833 schreibt er

über „Das Märchen ein Traum. Dramatische Phantasie in drei Abteilungen von Raupach".

Das Stück hat ungefähr denselben Inhalt, welchen Grillparzers Traum ein Leben hat, daß eine Handlung im Traum der Hauptperson vorgeht; es hat dieselben Klippen und weniger poetischen Gehalt als Grillparzers Stück. Auch dürfte der Umstand dagegen wirken, daß es auf mehreren Bühnen des Auslandes nicht gefiel.

Ich kann meine Mitteilungen nicht schließen, ohne für die Liberalität zu danken, mit der der Besitzer, Graf Czernin, mir die Benutzung des Archivs gestattete, und für die Freundlichkeit und Geduld, mit der der Archivar Hr. Franz Tischer mich bei meinen Arbeiten unterstützte.

Die zyklische Komposition der Sieben Legenden Gottfried Kellers.

Von Karl Polheim in Graz.

Die Chronologie ihres Inhalts ist für die Anordnung der Legenden Gottfried Kellers nicht maßgebend gewesen. Ebenso zeigt auch die Lokalisation eine merkwürdige Folge. Denn die „Eugenia" (= 1) führt uns in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts nach Alexandria in Ägypten, die drei Marienlegenden (2, 3, 4) in das Zeitalter der Burgen, Ritter, Turniere und der Kreuzzüge nach Deutschland, „Der schlimm-heilige Vitalis" (5) wieder nach Alexandria, diesmal in den Anfang des achten Jahrhunderts, und „Dorotheas Blumenkörbchen" (6) in die Zeiten der Christenverfolgung in Kleinasien. „Das Tanzlegendchen" (7) ist so zeit- als ortlos.

Die auffälligen Schwankungen der Zeit- und Ortfolge fordern die Vermutung heraus, daß diese eigenartige Anordnung durch andere Absichten und Rücksichten bedingt sei. In der Tat ist denn auch, was bei Keller nicht überraschen konnte, ein künstlerisches Prinzip der Reihenfolge erkennbar. Um die Grundlinie der Komposition des Zyklus aufzudecken, greife ich vor allen Dingen jene beiden Legenden heraus, die gleichsam die Rippen darstellen und durch verschiedene Eigenschaften das Hauptgewicht beanspruchen; es sind dies die Geschichten von Eugenia (1) und Vitalis (5), die beide in Alexandria sich abspielen, und sich als völlig parallel gedacht und geführt erweisen.

Das „Thema" der Eugenialegende ist: ein Weib wird von einem Manne, der es liebt, aus geistlichem Ordensleben heraus zur Welt und zur glücklichen Ehe geführt; in der Vitalisgeschichte das

Widerspiel: ein Mann wird von einem Weibe, das ihn liebt, aus geistlichem Ordensleben heraus zur Welt und zur glücklichen Ehe geführt. Hat Eugenia eine Art geistigen Hochmuts zu überwinden, welcher in der von Keller so sehr verurteilten Emanzipation der Frau ihren wesentlichsten Ausdruck erreicht, so muß Vitalis erst einer eigentümlichen „märtyrlichen Spezialität“ entrissen werden, die er sich freiwillig zuerkannt hat, obwohl sie zu seiner Kutte nicht paßt und ihre Schwierigkeit viel Selbstvertrauen voraussetzt.

Beide legen darauf besonderen Wert, durch ihr äußeres Leben Anstoß zu erregen, da sie sich doch innerlich durchaus rein und schuldlos wissen. Es reizt Eugenia, „der allgemeinen Sitte und der öffentlichen Meinung zum Trotz nur sich allein Rechenschaft zu geben und unter Umständen, welche für alle andern Frauen gefährlich und untunlich gewesen wären, das Bewußtsein eines reinen Lebens zu bewahren“. Und es ist des Mönches Vitalis „ganz besonderer Geschmack, daß er das Martyrium bestand, vor der Welt als ein Unreiner und Wüstling dazustehen, während die allerreinste Frau im Himmel wohl wüßte, daß er noch nie ein Weib berührt habe und ein Kränzlein weißer Rosen unsichtbar auf seinem vielgeschmähten Haupte trage“. Denn die Welt verurteilt sein Treiben aufs schärfste, gerade so, wie die eigensinnige Eugenia von satirischen Epigrammen sich angegriffen sieht.

Der Gang der Erzählung führt bald hier bald dort ausholend oder beschränkend die beiden Hauptgestalten vorwärts; beide werden erfolglos von ungewünschter Liebe umgarnt, beide bringt diese Liebesangelegenheit mit dem Gesetz in Hader. Die fehlgeschlagene Werbung eines sinnlich entbrannten Weibes ist im „Vitalis“ in zwei aufeinanderfolgenden Szenen variiert und so durch die Einlage einer Doublette gegen die „Eugenia“ bereichert. Nichtsdestoweniger hat der Dichter die Ausgestaltung dieses Motivs doch so eindringlich parallelisiert, daß wir selbst wörtlichen Anklängen begegnen.

Die leidenschaftliche Witwe umklammert den Abt Eugenia, sie überschüttet ihren Mund mit einem Regen der heftigsten Küsse, und es „dauerte Minuten, bis sie sich aus der wilden Umhalsung losmachen und aufrichten konnte“. Die wilde rote Löwin umstrickte unsern Vitalis mit ihren weißen starken Armen und drückte ihn „so derb gegen ihre Brust, daß er zu ersticken drohte und zu prusten begann, als ob er im Fegefeuer stäke. Es dauerte aber nicht lang, so fing er an, nach allen Seiten auszuschlagen, . . bis er sich von der höllischen Umschlingung befreit hatte“. Auch die Doublette im Vitalis erscheint durch Ähnlichkeit und Annäherung mit diesen Szenen verknüpft; die Witwe ließ es „an neuen Angriffen und zärtlichen Verlockungen nicht fehlen, so daß Eugenia sich kaum zu erwehren wußte“, und Vitalis ergeht es nicht anders als sie „plötzlich in verlockende Gebärden

überging und mit der Hand in seinen glänzenden dunklen Bart fahren wollte". Beiden reißt schließlich die Geduld. Während Eugenia „endlich aber sich entrüstet zusammenraffte und mit blitzenden Augen der Unholdin so derb den Text las und mit so kräftigen Verwünschungen, wie sie nur einem Mönch zu Gebote stehen", so brach bei Vitalis „das Gewitter seines geistlichen Gemütes mächtig los" und er fing „ungerührt von ihren Reizen, dergestalt an, ihr in die Seele zu reden, daß ihre Verstocktheit endlich sich zu lösen schien".

Eugenia, in diese seltsame Begegnung verstrickt und verdächtigt, „flüchtete sich voll Scham und Abscheu aus dem Hause, vom Lärm und den Verwünschungen des tollen Haufens verfolgt". Auch Vitalis ereilt dies Geschick: „das Gelächter und die Verwünschungen der Vorübergehenden trieben den scheinbar verdorbenen und schamlosen Mönch endlich von dem verrufenen Hause hinweg."

Eugenia und Vitalis kommen durch diese Liebesbegebenheit vor den Richter, und wie die Erzählungen sich nun zur Lösung neigen, da sehen wir Eugenia hier, Vitalis dort in innerem Kampfe, beide unsicher, schwankend, nicht in sich fest. Eugenia wagt es nicht mehr, ein Wunder zu versuchen. „Diese Furcht und Ungewißheit hätte sie nicht empfunden, wenn sie, nach Mönchsbegriffen, noch reinen Herzens gewesen wäre; allein allbereits seit der letzten Nacht war der Zwiespalt in ihr Gemüt eingebrochen, .. so daß sie nunmehr den Mut nicht fand, entschlossen aufzutreten und ein Wunder herbeizuführen." Und „Vitalis konnte nicht mit sich einig werden, und das um so weniger, als auf dem Grunde seines Herzens bereits ein dunkles Wogen das Schifflein seiner Vernunft zum Schaukeln brachte". In dieser Verfassung seiner Seele erbittet er das Wunder von dem Marienbilde, und — das Wunder versagt. So sind diese beiden Legenden die einzigen des Zyklus, in denen das Wunder nicht in die Handlung eingreift.

Da aber Eugenia und Aquilinus zur großen Entscheidung ihres Lebens sich treffen und da Jole und Vitalis einander gegenüberstehen, da stellt sich der junge Prokonsul, als ob er Eugenia im mindesten nicht erkenne, und Jole erzählt dem Mönche gar ein ausführlich Märchen von ihrer Herkunft. Und dort, wo gewissermaßen die Krisis eintritt, da entschlafen unsere beiden Träger des geistlichen Gewandes, beide nachdem sie sich wohl und glücklich gefühlt haben. Eugenia steht vor Aquilin, im Verhöre zwar, „doch dünkte es sie nicht unbehaglich hier zu sein und endlich wieder einmal zu einem guten alten Bekannten von sich und ihrem Leben zu sprechen". Vitalis ergeht es so wohl, „daß er sich wie zu Hause fühlte und ihm fast seine Kinderjahre in den Sinn kamen". Als nun Aquilin in das Gemach trat, wo Eugenia war, da sah er, „daß sie ganz ver-

gnüglich schlief, wie jemand, der sich von ausgestandenen Beschwerden erholt". Vom Mönche heißt es: „da war es ihm, als ob er nun vorerst von langer Mühsal ausruhen möchte, und siehe da, mein Vitalis neigte sein Haupt zur Seite, nach Jolen hin, und schlief ohne Säumnis ein und bis die Sonne aufging."

Die geistlichen Gewänder werden hier und dort entfernt: des Abtes Eugenius Mönchshabit zeigt Aquilinus der harrenden Menge, und die Mönche ziehen, ihres Sieges froh mit der leeren Kutte dankbarlichst von dannen. Vitalis findet von seinem Gewande nur mehr einen halbverbrannten Ärmel, so daß er mit Recht vermutete, dasselbe sei hier feierlich verbrannt worden.

Aber beiden hat dafür die liebende Hand, die sie ihrem frommen Stande entzieht, kostbare weltliche Kleidung bereitet. Aquilin kauft „eine Last der köstlichsten Frauengewänder" und bringt „an Kleidern und Schmuck alles, was eine zierliche Frau damals bedurfte, um sich vom Kopf bis zu den Füßen zu kleiden". So hält Jole „prächtige Gewänder in Linnen und Purpur" bereit, und Vitalis nimmt sich in diesem seinem weltlichen Aufzuge gar hoffärtig aus.

Durch Eugenias Verbindung mit Aquilin ist nun den Christen ein Abt, den Heiden eine Gottheit entrissen, und Eugeniens Vater „sah mit Wehmut die geweihte Bildsäule aus dem Tempel wegtragen". Bei Vitalis war die Kirche, als sie den wahren Tatbestand vernahm, „untröstlich über den Abgang eines solchen Heiligen und wendete alles an, den Flüchtigen wieder in ihren Schoß zu ziehen".

Liebe aber und glückliche Ehe verbinden die vereinten Paare; Vitalis „wurde jetzt ein ebenso trefflicher und vollkommener Weltmann und Gatte, als er ein Märtyrer gewesen war", und Eugenia „gab sich jetzt, ohne viel Worte zu machen, mit eben der gründlichen Ausdauer, welche sie sonst der Philosophie und der christlichen Askese gewidmet, dem Studium ehelicher Liebe und Treue hin". So hält Aquilin seine Gattin fest und Jole ihren Gemahl „und meinte, er sei bei ihr gut genug aufgehoben".

Ist mit diesen Gegenüberstellungen, die sich leicht vermehren lassen, der parallele Bau und die Zusammengehörigkeit des ersten und fünften Stückes erwiesen, so ergibt sichs von selbst, daß diese beiden Legenden durch ihre Anordnung die zweite, dritte und vierte umschließen, die drei Marienlegenden, die sich auch der äußerlichsten Beobachtung als einheitliche Gruppe erweisen.

Das gemeinsame Thema der drei Stücke ist: die Jungfrau Maria greift zugunsten einer irdischen Glückseligkeit ein. Sie tritt in Gestalt und mit den Gebärden ihres Schützlings an dessen Stelle und hilft ihm Gefahren überstehen, oder sein Glück erobern oder läßt ihm freie Bahn und übernimmt selbst seine Obliegenheiten. Außer

diesem gemeinsamen Thema, das doch in den Einzelheiten so mannigfach sich gestaltet, sind die Legenden auch sonst untereinander verschränkt. Vor allem durch das Marienwunder. Der Dichter selbst beruft sich auf die vorangegangene Szene und baut das Wunder ein zweitesmal dem ersten ähnlich auf. In der ersten Mariengeschichte (2 des Zyklus) sprang die Jungfrau „vom Altar herunter, nahm Gestalt und Kleidung der Schlafenden an, trat aus der Türe frischen Mutes und bestieg das Pferd, worauf sie an der Seite des Grafen und an Bertradens statt den Weg fortsetzte". So war (3) auch Zendelwald in dem nämlichen Kirchlein, in welchem einst Bertrade jenen Schlaf getan, gemächlich eingeschlummert. „Da stieg die Jungfrau Maria wieder von ihrem Altare herunter, nahm seine Gestalt und Waffenrüstung an, bestieg sein Pferd und ritt geschlossenen Helmes, eine kühne Brunhilde an Zendelwalds statt nach der Burg." Und in dem dritten der Marienwunder (4) neigt sich das Bild vom Altar herab und gibt der Nonne die Schlüssel des Klosters zurück, deren Maria selbst in Gestalt der Beatrix so lange Jahre gewaltet.

Die Gemeinsamkeit der Personen verknüpft die beiden ersten Marienlegenden so enge, daß ihre Teilung fast bloß äußerlich bewerkstelligt erscheint. Dafür zeugt ja auch der Abschluß, den Keller an das Ende der ersten Abteilung gesetzt: „und diese Sache begab sich, wie in der folgenden Legende geschrieben steht" und der rückgreifende Eingang des zweiten Marienwunders: „Gebizo hatte . . ." Trotz dieser engeren stofflichen Zusammengehörigkeit der beiden ersten Stücke sind die drei Marienlegenden doch symmetrisch aufgebaut, was Umfang und Titel schon versinnbilden können, von denen die beiden äußeren gleich gestaltet sind. Gebizo verkauft, Wonnebold verspielt seine Frau, beiden Gattinnen droht Gefahr durch einen fremden bösen Ritter.

Der Teufel, der Bertrade erwerben möchte, ist ein fremder hochgewachsener Mann mit den Gebärden eines vollkommenen Ritters, er reitet auf schwarzem Hengste und führt ein langes Schwert zur Seite. So ist auch der fremde Baron des letzten Stückes, ebenso namenlos, ein ansehnlicher und schmucker Gesell, er reitet mit seinem Gefolge aus und trägt ein Schwert mit dem Gehänge. Beide Gesellen werden durch eine Art von Koketterie hier durch Maria, dort durch Beatrix betört, beschämt und ihre Pläne vernichtet.

Nach der Stellung, die das Wunder in den Jungfraulegenden einnimmt, erheben sie sich in stufenmäßiger Steigerung. Die erste läßt das tatsächlich vorgefallene Wunder von niemandem erkannt werden; selbst die betroffene und durch Maria wunderbar gerettete Bertrade ahnt bloß, daß sie einer großen Gefahr entgangen sei. Den beiden freundlich Verbundenen der zweiten Geschichte, die das Wunder Mariens zusammenführt, wird aus trauter Unterredung die un-

mittelbare Hilfe der Gottesmutter klar; aber erst die dritte Legende schließt mit der öffentlichen Verkündigung des Wunders, das Beatrix in die Welt geführt hat, und offensichtig geschieht ein neues Mirakel: die Jungfrau begabt die Jünglinge mit Eichkränzen.

Der Kampf zwischen Himmel und Hölle, der in den Marienwundern so deutlich in die Erscheinung tritt, wie in den anderen Legenden der Kampf zwischen Christentum und Heidenwelt, zeigt uns die Reihe der drei Legenden diesesmal in absteigender Linie. Erst ist das Aufeinanderprallen breit und tief ausgeführt und endet mit der grandiosen Schilderung des Ringens zwischen Maria und dem Teufel auf der dunklen Heide, daß ein Leuchten begann, als wären die Himmel selbst herniedergestiegen. Die zweite Legende bringt eine anekdotenhafte Weiterbildung dieses Zwistes in der reizenden Episode, da Maria ihr Pferd scheinbar achtlos einen kleinen Seitensprung tun läßt, daß es mit dem Hinterhufe auf das verdächtige Schwanzende einer Schlange trat, die wirklich den Teufel verbarg. „Pfeifend fuhr der Böse hervor und davon und machte sich in dieser Angelegenheit nicht mehr bemerklich.“ Zuletzt führt der Dichter das angeschlagene Motiv in der Gestalt des namenlosen Barons zu Ende, der auf unerhörte Weise Beatrix gewinnt, dem diese aber nach einem Stoßgebet zur Jungfrau wieder entrinnt. In dieser dämonisch gefärbten Gestalt des Fremden klingt der seltsame Ritter und Teufel der ersten beiden Erzählungen austönend nach.

Den drei Marienlegenden (2 bis 4) gliedert sich (5) „Der schlimm-heilige Vitalis“ ohne Zwang an. Denn auch hier noch tritt Maria in derselben Rolle auf, die ihr in den drei Stücken zugewiesen war. Das Weltkind Jole entschloß sich, „wenn die Jungfrau Maria nicht soviel Verstand habe, den Verirrten auf einen wohlanständigeren Weg zu führen, dies selbst zu übernehmen und ihr etwas ins Handwerk zu pfuschen, nicht ahnend, daß sie selbst das unbewußte Werkzeug der bereits einschreitenden Himmelskönigin war“. Und Vitalis betet vor dem Altar der Jungfrau für die verlorenen Seelen und wirft sich, wenn er beim Morgengrauen heimkehrt, nieder vor der Gottesmutter, zu deren Preis und Ehre allein er diese Abenteuer unternahm. So behält die Vitalislegende den in den Marienwundern angeschlagenen Klang als Unterton weiter.

Schwieriger ist es, eine Verbindung der Marienlegenden mit der vorausgehenden „Eugenia“ (1) aufzuzeigen. Vielleicht darf man den seltsamen Schluß der Eugeniageschichte, der mit der Erzählung selbst so gar keinen innerlichen Zusammenhang hat: „Die Legende erzählt nun weiter, wie . .“ und den fabelnden Eingang des zweiten Stückes (des ersten Marienwunders): „Es war ein Graf Gebizo, der besaß . .“ von dem Gesichtspunkt einer engeren Verbindung der beiden

Legenden aus betrachten, da der Dichter damit in die Wunderwelt des christlichen Mittelalters überleitet.

Ein gemeinsames Motiv eignet jedem der ersten fünf Stücke: das Standbild, das eine wichtige Rolle inne hat. Dem Marmorbilde Eugeniens in der Vorhalle des Minervatempels „weiß wie der gefallene Schnee, in wunderbarer Anmut und Schönheit . ., mit begeistertem Blick und leis lächelndem Munde vor sich hinsehend," entspricht im „Vitalis" das Marienbild aus Marmor im bescheidenen „Gotteshäuschen", über das der rötliche Schein vorüberziehender Frühwolken gleitet, so daß es auf das holdeste zu lächeln scheint. Vor ihrem Ebenbilde, das im Mondlicht erglänzt, wird Eugenia weich und denkt voll Reue der vergangenen Zeit; und das Bild der Gottesmutter nimmt für Vitalis Jolens Züge an und irrt seine Seele noch mehr. War dieses früher ein Standbild der Göttin Juno, das man mit einem goldenen Heiligenschein versehen und als Marienstatue aufgestellt hatte, so wird auch Eugeniens Steinbild der heidnischen Verehrung entzogen und in dem schönsten Raum des Hauses aufgestellt, das Aquilin mit Eugenia bewohnt. Leitet nun das Standbild Eugeniens zu den wundertätigen Bildern der drei Marienlegenden hinüber, so führt uns die heidnisch-christliche Marmorfigur zur heidnisch-christlichen Welt der Dorotheenlegende (6). In allen drei Mariengeschichten erfüllt ja das Standbild einen wunderwirkenden Zweck, und daß Keller gerade auf dieses poetische Requisit achtete, zeigt die liebevolle Schilderung der Statue in Bertradens Kirchlein, die ein mürrischer Meister gearbeitet und auf den Altar gestellt hat, gleichsam eine Feierabendarbeit zu Ehren der Jungfrau, ausgezeichnet durch eine gar eigentümliche Anmut.

Es ergibt sich aus dem bisherigen: drei eng verknüpfte, symmetrisch gebaute Legenden werden von zwei völlig parallelen Stücken umrahmt und geben mitsammen ein künstlerisches Ganzes. Diesem Komplexe nun folgen anklingend und ausklingend „Dorotheas Blumenkörbchen" (6) und „Das Tanzlegendchen" (7), beide (wie die früheren vier Marienlegenden) nun Trinitätslegenden, an deren Ausgange die Dreifaltigkeit steht und die Geschichte beschließt.

Beide Legenden gehören nach Stoff und Darstellung zueinander, eng und unmittelbar schmiegt sich das Tanzlegendchen in kräftiger Steigerung an die Dorotheengeschichte. Denn diese führt uns nach der wunderbaren Erscheinung des strahlenden Knaben schließlich in die unendlichen Kreise des Himmels, und des Tanzlegendchens Wunderwelt ist Selbstzweck. Die unerhörte Pracht des weiten Paradieses krönt die Legendenfolge: aus dem weltlichen Wesen der fünf ersten führt der Weg ins Himmlische der zwei letzten; darum auch entbehrt das Tanzlegendchen der Orts- und Zeitbestimmung.

Zumal verbindet die beiden letzten Stücke der eigenartige Schluß. Die Musen wecken im Paradiese mit ihrem Gesang Erdenleid und Erdensehnsucht: denn wenn auch der Himmel vollkommen ist und über alles Maß herrlich und erhaben, so kann doch dieser Zustand nicht ausfüllen und dauernd befriedigen. Das will Keller doch festhalten. Und so ist es auch mit dem holdesten Glück Dorotheens und ihres Theophilus: zwar schlafen die beiden im krystallnen Haus der heiligen Dreifaltigkeit — aber vielleicht haben sie inzwischen doch wieder herauskommen können.

Dorothea und Theophilus haben auf Erden gelitten, Musa ergab sich der Askese, da sie aber in den Himmel kommt, müssen die Musen ihn verlassen.

Die beiden letzten Legenden, 6 und 7 sind mit dem ersten und letzten Stücke des großen ersten Komplexes durch manchen Zug verbunden. Die Geschichte der Dorothea (6) weist auf die Eugenia (1) zurück, und das Tanzlegendchen (7) stellt sich dem Vitalis (5) näher.

Aquilinus (1) hat sich so kalt und stolz wie Theophilus (6) von der Geliebten gewandt; beleidigt gekränkt und traurig geht er von ihr. Aber hier löst sich das Mißverstehen der beiden Liebenden zu irdischem Glück, dort erwächst erst aus irdischem Martyrium eine Vereinigung in himmlischer Seligkeit.

Die beiden Stücke sind die einzigen, in denen Maria auch nicht einmal genannt wird. Sie haben den blutigen Zusammenstoß zwischen Christentum und Heidentum zum Gegenstande und spielen sich in der Zeit schwerer Verfolgung der Christen durch das römische Imperium ab. In der „Eugenia" herrscht eine beiderseits ebenso erbitterte als furchtsame Nebenbuhlerschaft, das Orakel wird gegen das Mönchstum ausgespielt und erst die seltsame angehängte Übergangsformel, die unvermittelt die Erzählung beschließt, bringt das Christentum zum Erfolge der Märtyrerschaft. Im „Blumenkörbchen" ergibt den Zusammenstoß die Fabel, hier wächst zu tragischem Ende in der Erzählung selbst, was in der „Eugenia" in die Klausel verwiesen erscheint.

Solche blutige Zusammenstöße des Imperiums und des Christentums sind im „schlimm-heiligen Vitalis" (5) und im Tanzlegendchen (7) vermieden, der Gegensatz der beiden Weltmächte ist vielmehr aufs geistige Gebiet gewendet. Im Vitalis wird der Widerspalt des antiken Götterhimmels und der jung aufstrebenden Religion in der doppelten Symbolisierung des Marmorstandbildes der Jungfrau und Gottesmutter Maria angedeutet und ausgeführt, das früher ein Bild der Juno war und das man aufgestellt hat, um diese Gottesgabe der Kunst nicht umkommen zu lassen. Denn als der Marmor zu lächeln scheint, läßt es der Dichter beim Zweifel bewenden, ob „die alte

Göttin, die Beschützerin ehelicher Zucht und Sitte, sich bemerklich machte, oder daß die neue über die Not ihres Verehrers lachen mußte; „denn (so dreht er diese Gegenüberstellung schalkhaft ins Heitere) im Grunde waren beides Frauen und diese lächert es immer, wenn ein Liebeshandel im Anzug ist."

Der Vitalislegende nun folgt das Tanzlegendchen mit der völligen Vertiefung und höchsten Verinnerlichung dieses aufs geistige gewandten Zusammenstoßes von Antike und Christentum, durch den Eintritt der neun Musen in den christlichen Himmel. Schon dadurch, daß der Konflikt von der Erde in die Regionen des Paradieses verlegt ist, wird er gleichsam von irdischen Zufälligkeiten abgelöst, und in ein entfernteres, verklärtes Gebiet verlegt, das den unausweichbaren Mißverständnissen des Menschlichen entrückt ist. Keller hat damit dasselbe Problem angeschnitten, das, seltsam ähnlich und gegensätzlich Max Klinger in einigen Werken auf dem Gebiete der bildenden Kunst behandelt hat, von denen das vornehmste, das Gemälde „Christus im Olymp", im Belvedere zu Wien aufbewahrt ist.

Das behandelte Motiv bleibt aber in den Legenden nicht trocken auf diese zwei Gruppen beschränkt, es lassen sich auch übergreifende Verbindungen nachweisen. So bringt die Vitalisgeschichte eine persönliche Anwendung des blutigen Kampfes in dem Totschlag, den (der Mönch) Vitalis an dem (heidnischen) Kriegsknecht begeht. Noch weniger aber wollen wir außeracht lassen, daß in dem Zeitpunkt, da Jole (5) sich ihrem Vater offenbart, die Göttinnen der Keuschheit, Weisheit und Religion: Luna, Minerva und Vesta in Verbindung mit Amor eingeführt werden. Dieses Motiv nimmt der Dichter in der Dorotheengeschichte (6) wieder auf, wo er bei einem Wendepunkte der Erzählung meint: „Aber die Alten haben vergessen, neben dem holden Eros die neidische Gottheit zu nennen, welche im entscheidenden Augenblicke, wenn das Glück dicht am nächsten steht, den Liebenden einen Schleier über die Augen wirft und ihnen das Wort im Munde verdreht."

Noch erübrigt es zu zeigen, daß die beiden letzten Stücke auch an die Marienlegenden angeschlossen sind, und zwar geht die Verbindung von 2 und 3 zu 6 und von 4 zu 7. Die Bertradelegenden nähern sich der Dorotheengeschichte. Zendelwald ist so verliebt und so unschlüssig zum Eingeständnis, wie Theophilus; dieser wagt nichts für sich zu hoffen und jener denkt nicht daran, die Geliebte erringen zu können. So beendet Theophilus die Staatsgeschäfte, die ihn in der Gegend beschäftigt haben, und kehrt unverweilt nach der Hauptstadt zurück, Zendelwald übergibt den Brief des Kaisers, nimmt kurzen Abschied und bleibt nicht eine Stunde länger auf Bertradens Burg. Durch ein Wunder nur erlangen beide die Geliebte: Theophilus

durch die Erscheinung des Engelsknaben, Zendelwald durch das Eingreifen der Jungfrau. Zur Zeit des Wunders, als der holde Knabe dem hingestürzten Theophilus erscheint, erfüllt ein feiner Wohlgeruch die Luft, und da Maria an Zendelwalds statt beim Mahle sitzt, duften die Weinpokale wie durch einen besonderen Segen gleich Veilchen und Reseda. Nach irdischem Elend sind Theophilus und Dorothea im Paradiese vereint, wie zwei Tauben, die, vom Sturme getrennt, sich wieder gefunden haben. Die anderen aber sind Weltkinder. Vertrade zieht mit ihrem Zendelwald aufs stille Bergschloß, wo sie auf dem grauen Turme so zärtlich horsten, wie die wilden Tauben auf den Bäumen umher.

„Die Jungfrau und die Nonne" gliedert sich ans Tanzlegendchen. Beatrix kann ihr Verlangen und ihre Sehnsucht nach der Welt nicht länger bezwingen; so ist Musa von unbezwinglicher Tanzlust erfaßt. Sie führt vor dem Altar der Jungfrau Maria ein Tänzchen auf, jene kniet davor, dann geht sie in die Welt und Maria hilft ihr zu glücklichem Erdenleben; aber an Musa wendet sich der Abgesandte der Jungfrau, David, und gewinnt sie der Askese. Beatrix hat ihre Kutte abgelegt und reiche Gewänder und Geschmeide angetan. Nach zwölfjährigem Eheleben tut sie den weltlichen Staat von sich und zieht ihr dunkles Nonnengewand wieder an. Musa legt alle Zierkleidung ab und zieht ein grobes Gewand an; nach dreijährigem Leben in Enthaltsamkeit entledigt sie sich des dunklen Bußkleides und zieht blendend weiße Hochzeitsgewänder an. An einem rauhen Herbsttage geht sie in den Himmel ein, da die Blätter der Bäume von allen Seiten niedersinken. Und Beatrix kehrt zurück ins Kloster in einer Herbstnacht und wandert durch die brausenden Winde und durch das fallende Laub.

Und nun löst sich manche Parallele in wechselnde Kontraste und die Verkettungen spielen in mannigfaltiger Verschlingung. Die neun Musen ratschlagen, wie sie sich für die erwiesene Güte und Freundlichkeit dankbar erweisen möchten, und sie bringen bei dem hohen Feste, das der Himmel begeht, einen Lobgesang dar, um ihren guten Willen zu zeigen. Dem Gesang suchten sie die Form der im Himmel üblichen feierlichen Choräle zu geben, und brachten so eine merkwürdige Vokalmusik zuwege. Auch die Nonnen feiern ein großes Fest und wurden einig, daß jede von ihnen der Mutter Gottes ein Geschenk, so fein sie es zu bereiten vermöchte, darbringen solle. Jede tut nach ihrer Kraft, eine setzt sogar einen lateinischen Hymnus in Musik. Als die Nonnen in der Kirche gar herrlich zu singen und zu musizieren begannen, wurden sie plötzlich durch das Erscheinen der Ritter irre in der Musik, daß sie einen Augenblick aufhörten. Die Musen auch begannen sänftlich ihren Gesang, der bald mächtig an-

schwellte, aber er bewirkt, daß erst eine erschrockene Stille waltet im Himmel, und dann alles außer Fassung gerät.

Die Stellung der Jungfrau in der Beatrixlegende ist schon erörtert worden. Das Marienfest am Ausgang der Novelle krönt zu gutem Ende ein Wunder, das Maria selbst und vor aller Augen wirkt und das ihre zufriedene Zustimmung ausdrücken soll: Kränze von jungem Eichenlaub werden von der unsichtbaren Hand der Himmelskönigin auf die Häupter der Jünglinge gedrückt. Im Tanzlegendchen dient Musa ebenfalls der Jungfrau; der zweite Teil des Legendchens, der die Musen in den Mittelpunkt rückt, führt wieder Maria ein. Unsere liebe Frau küßt Urania zärtlich auf den Mund und flüstert ihr beim Abschiede zu, „sie werde nicht ruhen, bis die Musen für immer im Paradiese bleiben könnten. Es ist freilich nicht so gekommen", und Marias letztes Auftreten schließt mit einem Mißerfolge der Heiligen. Der Dreifaltigkeit muß Maria weichen, die Trinität tritt in ihr Recht und löst die Verbindung, die Maria zu knüpfen versuchte. Dies Versagen ihrer Macht ist, im Vitalis schon vorbereitet, hier im Dienst eines tiefen Gedankens an den Schluß des Zyklus gestellt.

Rein äußerlich schließen diese beiden Legenden, die einzigen außer der unselbständigen Gebizogeschichte, in denen kein Liebespaar am Ausgange der Erzählung steht, mit einer auffälligen Übereinstimmung. In zwölf Ehejahren hat Beatrix ihrem Gatten acht Söhne geboren, die nun mit ihrem Vater, dem greisen Rittersmann in die Kirche treten: neun an der Zahl. Ist es nun zufällig zu nennen, wenn die Neunzahl auch am Ende des Tanzlegendchens in der Neunzahl der Musen wiederkehrt?

Dem Bilde, das wir von der Komposition gewonnen haben, entsprechen die Titel der einzelnen Legenden. Die gleichgebauten Überschriften „Die Jungfrau und der Teufel" und „Die Jungfrau und die Nonne" umschließen „Die Jungfrau als Ritter". Die Alexandrinernovellen „Eugenia" und „Der schlimm-heilige Vitalis" stellen den Eigennamen als Schlagwort hin, die Dorotheengeschichte greift das Wunder als wesentlich heraus „Dorotheas Blumenkörbchen". Wie die Erzählung meidet das letzte Stück auch im Titel alles Besondere und nennt sich ganz allgemein „Das Tanzlegendchen".

Dazu stimmt schließlich auch der Umfang. Die Legenden Eugenia und Vitalis, die längsten, zählen etwa 530 und 720 Zeilen. Die Marienlegenden mit 250, 380 und wiederum 250 Zeilen erweisen deutlich das feine Gefühl Kellers für die symmetrische Architektur des Aufbaues, zumal die stoffliche Einheit von 2 und 3 (250 + 380) feststeht. Das zeilengleiche Ebenmaß mag man trotz dieser Erwägung immerhin nur als Zufall ansehen. Endlich umfassen die ausklingenden Geschichten der Dorothea und Musa etwa 270 und 200 Zeilen.

Die vorgelegten Tatsachen: Parallelen, Kontraste, Verschränkungen und Beziehungen, die in unendlich reizvollem Wechsel in mancherlei Abstufung und Variation dem aufmerkenden Blicke sich darstellten, die Schlüsse endlich aus der Betrachtung des Titels, des Umfangs und der Lokalisation, lassen als Ergebnis folgendes Bild der Gesamtkomposition des Legendenkranzes erkennen. 2, 3, 4 stehen in engster Verbindung, 3 ist zentral, 2 und 4 symmetrisch angeordnet, doch schließt sich 2 stofflich enger an 3; umrahmt werden die drei Stücke von 1 und 5, von denen 1 zu 2, 3 und noch straffer 4 zu 5 sich schmiegt. 1 neigt zu 6, ebenso ist 2, 3 an 6 geknüpft und die andere Gruppe zeigt 5 und 7 in Verbindung, 7 mit 4 in gutem Zusammenhang. Also ergibt sich graphisch, soweit sich das ausdrücken läßt, diese Darstellung:

Wobei noch anzumerken ist, daß eine deutliche Steigerung in der einfachen Reihe von 1 bis 7 mitläuft, auch berührt sich ja 5 mit 6 und 6 steht mit 7 in gemeinsamer, das frühere steigernder Verbindung.

Diese Betrachtungen gingen von der Wahrnehmung vorhandener Verschränkungen innerhalb der einzelnen Legenden aus. Wenn Eugenia bei der Werbung Aquilins rot wird, wie eine Purpurnelke und, als sie sein eigen wird, bleich ist, wie eine weiße Rose, wenn Beatrix mit neuen starken Schuhen dem Kloster enteilt, dann ins Schloß flüchtet, ohne ihre feinen Schuhe zu achten, und endlich barfuß Abschied nimmt von Gatten und Kindern, wenn Vitalis ein Kränzlein weißer Rosen unsichtbar auf seinem vielgeschmähten Haupte trägt, und später, da er zum Weltleben bekehrt wird, wirklich ein Rosenkränzlein aufgesetzt erhält: so sind das kleine Züge, die durch ihre rückweisende und verknüpfende Kraft dem Kunstwerk Festigung und Abrundung zu geben imstande sind, seien sie nun beabsichtigt gestaltet oder aus künstlerischem Gefühl heraus geworden, und mögen sie von uns beobachtet werden, oder unter der Schwelle bewußter Wahrnehmung bleiben. Wie wunderfein ist doch die Einführung der Schale aus durchsichtigem rötlichen Stein zu Beginn der Dorotheenlegende, die der eifersüchtige Theophilus fallen läßt, daß das schön geschnittene Gefäß zerschellt. Sie ist ein Symbol der Liebe, die ihm geboten wird, wie die Schale, und die er, an jenem Morgen am Meer, auch fallen ließ. Und wie lieblich weist der Dichter darauf zurück, da der himmlische Knabe dem Theophilus das Blumenkörbchen in die Hände gibt, das Dorothea ihm sandte, und dabei mit anmutiger List die Frage tut „Hältst Du's auch?“ Und Theophilus hielt nun beides: Körbchen und Liebe.

Solche Einzelbeobachtungen lösten denn auch die Frage aus: sind Kellers Legenden bloß zufällig so nebeneinander gestellt, oder ist auch hier dichterische Komposition im Spiele? Daß dies im reichsten Maße der Fall ist, hat die vorgelegte Untersuchung hoffentlich dargetan. Eine zufällige Gleichheit schließen die nachgewiesenen Verschränkungen in Thema und Motiv, die bis zur Übereinstimmung im Wortlaut hinein sich erstrecken, denn doch völlig aus und stellen als sicher hin, daß unsere kleinen Kunstwerke mit Rücksicht aufeinander entstanden und in dieser Ordnung und Folge zu einem großen wohl ausgebauten und architektonisch gegliederten Einheitswerke verdichtet und gestaltet sind. Und nochmals: die Tatsachen sind da; wie viel die Künstlernatur Kellers intuitiv bildete, wie viel beim Aufrichten der sieben Tempelchen der Erbauer bewußt gestaltete und zurecht rückte, wird niemand bestimmen wollen.

Jedes Wort über Quellen und literarhistorische Zusammenhänge habe ich mit voller Absicht beiseite gelassen. Untersuchungen darüber sind aus der Anleitung zu erwarten, die Erich Schmidt jüngst in seinem Seminar gegeben hat, das auch mir den Anstoß gab, Kellers Legenden vorzunehmen. Die Betrachtungsweise dieser Arbeit ist angebahnt und angeregt durch Bernhard Seuffert, der seit Jahren seinen Schülerkreis in die Ästhetik dichterischer Komposition und Formgebung einführt und unter anderem durch die Synthese der künstlerischen Elemente des „Grünen Heinrich" mir den Blick für diese Fragen und gerade für die Eigenart Kellers eröffnet und geschärft hat. Er hat denn auch diese erste Ausfahrt auf seinen Wegen mit reichen Winken betreut und begleitet.

Miszellen.

Zu den Lesarten von Erich Schmidts Ausgabe der Werke Heinrichs v. Kleist.

I. Die Familie Schroffenstein.

IV. Bd. S. 285—314.

Ich habe kürzlich Kleists auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin liegende Handschrift: „Die Familie Schroffenstein" während der Vorbereitung für den ersten Band einer von mir besorgten Kleist-Ausgabe durchgesehen, mit den bisherigen Drucken verglichen und besonders mit Erich Schmidts Lesarten, die wesentliche Verbesserungen den früheren Editionen gegenüber enthalten, ohne — bei aller Genauigkeit und Präzision — von kleinen geringfügigen Versehen frei zu sein. Ich gebe hier meine Korrekturen:

S. 295 es fehlt: 572 was H.
nach 611 (resp. 612) Schmidt: Franzisko; in der Hs.: Franzesko,
nach 659 a. R. Schmidt: Das Schicksal ist ein Taschenspieler — Sturm der Leidenschaft, Raub des Irrtums, [es folgt ein sehr undeutliches Wort, Schmidt liest Grimm, mir scheint:] Himmel hat uns zum Narren.
761. 2 Schmidt: Dir sag ich meinen Namen gleich, denn nur ein Scherz wars Dir zu weigern; in der Hs.: Dir sag ich meinen gleich, denn nur ein Scherz wars Dirs zu verweigern.
S. 296 statt 993. 4 (Druckfehler) — 893. 4.
S. 302 IV. 1. Schmidt: Neben dem Anfang gekritzelte Randnotiz Eide (ohne i-Punkt) umgekehrter Handschuh. In der Hs.: in großen Klammern undeutlich: Eide [Erde?] wie [ein ?] umgekehrter Handschuh.
S. 303 Zeile 1 Schmidt: anbefohlen; Hs.: befohlen.
S. 306 unten 2. Anmerkung, v. u. Zeile 12 bei Schmidt: Alonzo nein; in der Hs.: Alonzo rein.
S. 311 fehlt 2597 Zur Trauer H.

München. Wilhelm Herzog.

Schiller und Kleists „Aufsatz, den sichern Weg des Glücks zu finden".

Ottokar Fischers eindringende Untersuchung im letzten Hefte des Euphorion XV, 3, 491 hat das Schillerstudium des jungen Kleist aus einer Stelle seines „Aufsatzes, den sichern Weg des Glücks zu finden" erwiesen. Gerade dieser „Aufsatz" ist an gedanklichen und stilistischen Schillerreminiszenzen reich. Wenn Kleist, E. Schmidt IV, 66—67, „entbehren und genießen" als „Regel des äußeren Glücks" aufstellt, knüpft er folgerecht an Schillers „Resignation", Jubiläums-Ausgabe I, 199, an, in der „Hoffnung und Genuß" als unvereinbare Extreme erscheinen. Doch darin denkt Kleist selbständig und nicht mit Schillers imponierender Entschiedenheit, daß er eine goldne Mittelstraße zwischen den Extremen zuläßt, und sein Bekenntnis des gegenwärtigen „Wankens auf regellosen Bahnen" offenbart erschütternd, woran es ihm damals und immer fehlte. Sein historisches Beispiel für den immanenten Glücksausgleich, S. 67, 1, Polycrates, ist ihm eher, denn durch Herodot oder Garve, durch Schillers Ballade zugeflossen, die, zwei Jahre vor Kleists „Aufsatz" ans Licht getreten, mit dem Reiz der ersten Frische auf ihn wirkte. Daß er S. 66, 29 die „Hoffnung zu unsrer Göttin wählt, weil es scheint, als ob uns der Genuß flieht", nähert ihn wiederum den Tendenzen der „Resignation". Endlich möchte sich auch noch die lebhafte Empfehlung der Geschichte als Heilmittel misanthropischer Empfindungen S. 71—72 mit dem Geiste der Schillerschen Antrittsrede von 1789 ungezwungen vereinbaren lassen. — Die Zusammenhänge beider Dramatiker beanspruchen überhaupt eine allseitige, unverdrossene Aufmerksamkeit der Forschung.

Berlin. S. Aschner.

Rezensionen und Referate.

Schillerliteratur des Säkularjahres 1905.

2. Biographische, psychologische und literarhistorische Einzelstudien.[1])

(Schluß.)

Provinzial- und Lokalgeschichte haben, soweit ich sehen kann, nicht mit dem Eifer, der wohl am Platze gewesen wäre, ihr Scherflein zum Schillertage dargebracht: nur zwei Schriften derart sind mir zugegangen. Eine Veröffentlichung des Mannheimer Altertumsvereins (Zum 9. Mai 1905. Schillernummer der Mannheimer Geschichtsblätter. Jahrgang 6, Nr. 5, vgl. Euphorion 13, 366 f.) bleibt etwas gar zu sehr am Äußerlichen haften. Baumann behandelt darin sehr breit und ohne irgendwelche sachliche Förderung Schillers Mannheimer Freundinnen (Margarete Schwan, Charlotte von Kalb, Karoline Beck-Ziegler, Katharina Baumann, Anna Hölzel), Walter die ziemlich verwickelte und nicht durchweg mehr ins klare zu bringende Frage nach des Dichters verschiedenen Mannheimer Wohnungen, derselbe Höflingers Schillerbildnis, über das wir Weizsäckers Erörterungen abwarten; den Schluß bilden eine Reihe Miszellen, meist unbedeutenderen Inhalts. Nur eine von ihnen verdient allgemeineres Interesse, ein Brief des jungen Buchhändlers Götz an seine Eltern vom 30. September 1775, der seine Reise nach Leipzig und seine ersten dortigen Eindrücke aus Stadt und Buchhandel schildert. Götz berührte auf dieser Reise am 15. und 16. September Frankfurt und hat dort den jungen Goethe besucht. Er schreibt davon folgendes: „Herrn Goethe und Hofrat Deinet, den Verfasser der dasigen gelehrten Zeitung, habe ich auch gesprochen und beide haben mir ihre Empfehlung an Sie aufgetragen. Bei ersterem siehet es vornehm aus und man glaubt in das Haus eines Ministers zu kommen. Sein Besuch- oder vielmehr Audienzzimmer ist nie leer, immer wechselt einer den andern ab. Goethe ist aber wirklich

[1]) Vgl. oben S. 583 ff.

sehr inkommodiert, denn jeder Reisender will ihn kennen lernen. Er hat sich aber jetzo auf den Fuß gesetzt, nur viermal wöchentlich Audienz zu geben und zwar des Vormittags; die übrige Zeit gehört er seinen Freunden und Geschäften. Deinet ist weiter nichts als ein Journalist und, wie mich dünkt, ein Windbeutel.“ Sicherlich gehörte Götz zu den „Fremden“, deren Goethe am 16. September an Auguste Stolberg (Briefe 2, 291) gedenkt. — Eine anspruchslose und lehrreiche Skizze über Schiller in Königsberg hat Paul Czygan gegeben (Schiller in der Beurteilung seiner Königsberger Zeitgenossen. Königsberg, Koch). Er stellt mit großer Sorgfalt aus den Zeitungen und Zeitschriften Königsbergs alles zusammen, woraus sich eine Kenntnis Schillers und seiner Werke ergibt, Rezensionen, Notizen, Berichte über Theateraufführungen usw. In der Einleitung orientiert er kurz über die beiden Hauptorgane des publizistischen Königsberg, die Hartungsche und die Kantersche Zeitung, ihre Redakteure und ihre literarischen Beiblätter, von denen sich allerdings nur lückenhafte Exemplare bis auf unsre Tage gerettet haben. Leider sind die Verfasser der Besprechungen meist kaum sicher zu ermitteln: es kommt wohl in erster Linie der Kammersekretär John in Betracht, dessen Dichtungen und Theaterbegeisterung auch Scheffner in seinem Leben erwähnt; Kotzebue, den der Verfasser zweimal (S. 12. 25) verantwortlich machen möchte, scheint mir nach allem, was wir wissen, absolut ausgeschlossen, obwohl er in den Königsberger Blättern nächst Napoleon der meistgenannte Mann ist (S. 33). Die Räuber werden kurz, aber mit Enthusiasmus als ein fleckenloses Meisterwerk begrüßt; 1784 erscheint ein Nachdruck von Plümickes Bearbeitung; ein Bericht über eine Aufführung aus dem Jahre 1791 stand schon bei Braun, Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen 1, 297, erfährt aber hier eine charakteristische Ergänzung in einigen Sätzen über das Königsberger Publikum („Ausschließliche Richter in Sachen des Geschmacks sind bei uns wie billig das Militär und die Judenschaft; jene teilen vornehmlich die Belohnungen, diese den Tadel aus“ S. 12). Interessant ist eine Kritik der Anthologie vom 5. September 1782 (S. 13), zumal Braun keine einzige Besprechung dieser lyrischen Sammlung beibringt: die Vorrede wird ein trotzig und verzagt Ding genannt, denn mit dem Autor könne es nicht so recht stehen, der mit Donner und Wetter gegen die künftige Kritik beginne; die meisten Stücke seien stark, volltönig, kühn und von Empfindelei unbefleckt, hätten aber einige Härten und Plattituden; unausstehlich seien die Freiheiten des Reims, der nach Belieben behandelt werde; „alle diese Mängel heben indessen den inneren Wert dieser Sammlung nicht auf, die sich auch in Betracht edler und freimütiger Wahrheiten und Grundsätze rühmlichst auszeichnet“; dem Y) (bekanntlich Schillers Hauptschiffre) wird eine besondere Verbeugung gemacht; die Heimat der Sammlung gesteht der Rezensent, der also die

schwäbischen Reime nicht erkannte, nicht zu wissen, jedenfalls enthalte sie nichts Sibirisches. Die folgenden Kritiken beginnen erst wieder 1790 und es werden, meist sehr kurz, besprochen der Geisterseher, die ersten Bände der Memoiren, einzelne Hefte der Thalia, der dreißigjährige Krieg, später nur der Almanach von 1799, keines der reiferen Dramen, überhaupt kein Drama seit den Räubern; einzelne dieser Lücken können allerdings durch die defekt erhaltenen Exemplare verschuldet sein. Eigenartig ist, wie die kritischen Blätter manchmal einander ganz oder teilweise ausschreiben, ohne dies anzugeben: so wird eine lange Rezension aus den Gothaischen gelehrten Zeitungen in Königsberg wörtlich entlehnt (S. 18 = Braun 1, 280); das S. 16 behauptete Plagiat der Allgemeinen Literaturzeitung (Braun 1, 320) aus den Königsberger Blättern ist freilich nicht vorhanden, denn die Übereinstimmungen erklären sich dadurch, daß beide Rezensenten sich sehr eng an Schillers eigenen Vorbericht zu den Memoiren (Sämtliche Schriften 9, 182) angeschlossen haben. Am 2. August 1804 wird berichtet, Schiller habe den Plan, eine Weltgeschichte zu schreiben, und habe schon mit einem Verleger abgeschlossen (S. 30). Die Königsberger Bühne war dann 1805 die erste, die, schon vier Wochen nach des Dichters Tode, eine Schillergedenkfeier veranstaltete, die allerdings sehr eigenartig war (S. 38): auf der schwarz ausgeschlagenen Bühne stand ein Sarkophag, von brennenden Kandelabern und Urnen mit den Namen Schillerscher Werke umgeben; auf ihm lag die Braut von Messina aufgeschlagen, an ihn gelehnt stand in Trauerkleidung der Schauspieler Carnier, ein glühender Verehrer Schillers, der eine Trauerrede hielt und am Schluß das Chorlied „Durch die Straßen der Städte“ (Braut von Messina Vers 2268) aus dem Buche vorlas; nachdem dann das gesamte Theaterpersonal in Trauerkleidung sich um den Sarg versammelt hatte, verloschen die Lichter mit Carniers Worten „Er ist nicht mehr!“, worauf sofort leuchtende Flammen aus allen Urnen aufstiegen und Carnier mit den Worten „Er ist!“ eine Schlußansprache über Schillers Unvergänglichkeit im Reiche der Kunst eröffnete. Eine ganz ähnliche Feier, bei der der Sarg durch eine Urne mit Schillers transparentem Namen vertreten war und Frau Kühne Erinnerungsstanzen deklamierte, fand am 9. Mai 1807 statt (S. 43). Es folgen dann noch kurze Theaterberichte über Turandot, die Braut von Messina, die Räuber und den Tell aus den Jahren 1807 und 1810. Es sind keine weltbewegenden Dinge, die wir hier aus Königsberg erfahren, aber sie zeigen uns an einem schönen Beispiel die ungeheure Wirkung Schillers und seiner Dichtungen auf die gebildete Gesellschaft einer Stadt, die, fern im Osten deutscher Kultur entlegen, den Dichter nie in ihren Mauern gesehen hatte. Es wäre zu wünschen, daß ähnlich seine Wirkungen auf andre deutsche Landschaften und Städte aus der Lokalliteratur heraus uns anschaulich dargestellt würden. —

Ich versage es mir, an dieser Stelle auf ein bewährtes und längst nach Gebühr geschätztes Werk genauer einzugehen, das zum Jubiläum in dritter, durchgängig verbesserter und um ein längeres Kapitel über Schillers dramatischen Nachlaß erweiterter Auflage erschienen ist, Ludwig Bellermanns Versuch, den gesamten Kreis der Schillerschen Bühnenwerke in historischer Folge würdigend und erklärend zu durchmessen (Schillers Dramen, Beiträge zu ihrem Verständnis. Drei Teile. Berlin, Weidmann). Es wird sich an einer andern Stelle dieser Berichte Gelegenheit bieten, eine Reihe von Punkten zu erörtern, in denen ich mich von seiner Auffassung oder Erklärung abzuweichen genötigt sehe. Indem ich hier nur auf die inhaltreiche und fast überall das Richtige treffende Besprechung Petersens (Zeitschrift für deutsche Philologie 38, 424) verweise, sei es mir erlaubt, meine Bemerkungen bis dahin vertagen zu dürfen. —

Einen ähnlichen Rundgang durch Schillers dramatische Welt im speziellen Hinblick auf die Grundgesetze seiner tragischen Anschauung stellt Dr. Robert Petsch in einem weitläufigen Buche an (Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen. München, Beck. Goethe- und Schillerstudien 1). Ich habe es mit einem Gefühl starker Enttäuschung aus der Hand gelegt. Formell wirkt es durch die maßlose Breite des Stils, mit der in den philosophischen wie literarischen Partien hie und da auch ein Mangel an Schärfe und Klarheit der gedanklichen Entwicklung Hand in Hand geht, ermüdend. Was die zweifellos richtigen Grundgedanken betrifft, die allerdings in der Schlußübersicht (S. 296) mehrfach einen zu trockenen und abstrakt-schulmäßigen Ausdruck gefunden haben, so habe ich für mein Teil nur geringe Förderung erfahren, da ich immer zu denen gehört habe, die Schillers Dramen als Charakterdramen im strengsten Sinne auffassen, und es mir nie begreiflich gewesen ist, wie man von einem maßgebenden und die Entwicklung der Charaktere zwingenden Schicksal oder Milieu in ihnen ernstlich hat reden können. Für Andersdenkende mag der Wert der Ausführungen Petschs vielleicht erheblich größer sein. Gegen jene meines Erachtens falsche Ansicht ist nun aber schon von Fielitz und Bellermann, um von andern zu schweigen, so erfolgreich opponiert worden, daß man, glaube ich, den unfruchtbaren, den älteren Standpunkt wieder hervorsuchenden Ausführungen Zieglers nicht den Wert beilegen sollte, den Petsch ihnen (S. VII. 295) leider ebenso wie den Behauptungen von Lex beilegt. Ich kann nicht finden, daß Petsch in wesentlichen Punkten über seine Vorgänger hinausgekommen wäre; hie und da sehe ich, wie z. B. in der Darlegung der philosophischen Ideen der Anthologie, auch in der langatmigen Analyse des Wallenstein, fast einen Rückschritt gegen frühere präzisere Darstellungen. Die etwas mageren Anfangskapitel über die Aufklärungsphilosophie und ihre Gegner und über die Hauptrichtungen

der englischen und französischen Philosophie, die das Verständnis für des Dichters eigene Anschauungen eröffnen und deren Entstehungsgeschichte beleuchten sollen, sind in gar keine innere Verbindung zur eigentlichen Abhandlung gebracht. Daß im einzelnen natürlich manches Brauchbare geboten wird, sei dies nun bereits von andern Forschern in anderm Zusammenhange besprochen oder nicht (in diesem Punkte denkt mir der Verfasser S. IX etwas zu gleichgültig), ist selbstverständlich; auf einiges Diskutable einzugehen wird an einer andern Stelle dieser Übersichten gegründetere Veranlassung sein. Warum neben der ausführlichen Analyse der Räuber ‚Fiesko' und ‚Kabale und Liebe' nur so kursorisch behandelt sind, ist mir aus Ökonomie und Technik der sonstigen Abschnitte nicht recht verständlich geworden, eine Erwägung, mit der ich aber die wortreiche Breite jenes wie der meisten Kapitel an sich nicht gerechtfertigt haben will. Während bei der Besprechung des Macbeth jedes Eingehen auf das Shakespearesche Vorbild, das doch belehrend hätte sein können, fast ängstlich vermieden ist, werden in dem Kapitel über die Jungfrau Genovefa, Jon und Alarcos weitläufig charakterisiert, was für die Würdigung von Schillers romantischer Tragödie meines Erachtens nicht das Mindeste austrägt. Des Verfassers Hoffnungen auf eine weitere Wirkung seines Buches in Wissenschaft und Schule (S. VIII) wage ich kaum zu teilen. —

Ich schließe diesen Bericht mit der Besprechung dreier Bücher, in denen Einzelstudien verschiedener Verfasser vereinigt sind. Unter diesen verdient den ersten Platz das Marbacher Schillerbuch (Stuttgart und Berlin, Cottas Nachfolger. Veröffentlichungen des schwäbischen Schillervereins, im Auftrage des Vorstands herausgegeben von Otto Güntter, 1.), mit dem der Verein, der das Andenken des Dichters in seinem engeren Vaterlande pflegt, eine Serie von Publikationen verheißungsvoll eröffnet hat. Ich ordne in der folgenden Übersicht die zweiunddreißig Beiträge in sachliche Gruppen und beginne mit den der Forschung hier neu erschlossenen Quellen (vgl. Euphorion 12, 475 f.).

Schillers Entwürfe zu einem Drama „Das Schiff", von denen ein ausgezeichnetes Faksimile beigegeben ist, behandelt Gustaf Kettner (S. 126). Ihr Wortlaut war bisher nur aus dem ungenauen Abdruck Hoffmeisters bekannt, die Handschrift bis vor kurzem völlig unzugänglich (vgl. Dramatischer Nachlaß 2, 301). Jetzt erkennen wir, daß nicht nur die bisherige Anordnung, sowohl die ältere Hoffmeisters als die neuere Kettners, falsch war und der Überlieferung nicht entspricht, sondern auch im einzelnen der Text an vielen Stellen zu berichtigen ist. Ich erwähne nur die beiden wichtigen Korrekturen zu dem Personenverzeichnis (Nachlaß 2, 248): nicht Parsen sollten auf der einsamen Insel auftreten, sondern der Schiffskapitain den Namen Parsen erhalten; die Tochter des Pflanzers hieß nicht Wally, sondern Molly. Der Entwurf besteht aus

drei einzelnen Bogen, deren Zusammenhang und Folge sich Kettner folgendermaßen zurechtgelegt hat. Er geht von Schillers Brief an Goethe vom 13. Februar 1798 (Briefe 5, 343) aus, in dem der Dichter von seinem Plane einer poetischen Verwertung seiner Eindrücke aus den im letzten Winter gelesenen Reiseschilderungen redet, und läßt demnach den Entwurf mit der auf dem ersten Bogen erhaltenen, etwas abstrakten Betrachtung über ein Schiffsdrama beginnen, also mit einem Hintergrund, auf den die künftig zu erfindende Handlung wie die Staffage auf eine Landschaft erst aufgesetzt werden muß. Im unmittelbaren Anschluß daran läßt er den zweiten Bogen entstehen, auf dem die ersten Grundlinien der Handlung gezogen sein sollen: das Motiv einer Schiffsmeuterei tritt auf, Eduard wird mit seinen Hoffnungen und seinen durch den Pflanzer ihm bereiteten Verlegenheiten eingeführt. Das jüngste Stück ist nach ihm der dritte Bogen, mit dem „bedächtiger die Erfindung von neuem beginnt" (S. 129): die Handlung spielt jetzt in den kultivierteren Verhältnissen der englisch-ostindischen Kaufmannswelt, aber der Dichter beginnt „sich wieder auf seinen Ausgangspunkt zu besinnen" (S. 130) und verlegt sie dann doch wieder auf eine selten besuchte Küste, indem er den Kaufmann nun in einen Pflanzer zurückverwandelt („So rasch wirft Schiller einer Episode zuliebe die Voraussetzungen der Handlung wieder um!" ebenda); den Namen Jenny, den der Held hier zuerst führt, erhält nun seine Geliebte, während für ihn selbst der Name Eduard aus dem zweiten Bogen „wieder hervorgeholt" wird. Ich halte Kettners genetisch-chronologische Darlegungen für völlig unzutreffend und psychologisch unwahrscheinlich. Er warnt selbst davor (S. 128), diese Entwicklung eines Planes etwa als typisch für den Dichter anzusehen, da sie im Gegenteil von dem Gange, den er sonst einschlägt, auf das stärkste abweiche. Es ist mir unbegreiflich, daß diese durchaus richtige Beobachtung ihn nicht zu einer Revision und Korrektur seiner Konstruktionen geführt hat, mit denen sich das urkundliche Material nur höchst gezwungen vereinigen läßt. Von seinem Standpunkte aus ist es natürlich leicht begreiflich, wenn er von einem „Irrwege" spricht, auf den sich Schiller mit diesem Plane verloren habe, „dessen Anfang schon uns verrät, daß er nie zum Ziele führen konnte" (S. 128), wenn er behauptet, der Dichter habe den Plan „mit Recht" fallen lassen (130); „Auf diese Weise aus der Idee heraus ein Drama zu konstruieren und von der Peripherie der Handlung aus diese Handlung selbst zu erfinden, war auch für einen Schiller unmöglich" (S. 131). Abgesehen davon, daß es mir höchst gewagt scheint, aus einem so winzigen Material heraus beurteilen zu wollen, was Schiller aus seinem Stoffe hätte machen können oder nicht können, und damit über ein noch gar nicht geschriebenes Drama eines genialen und routinierten Bühnendichters ein Verdikt auszusprechen, glaube ich, daß wir diese ganze Kritik Kettners schon deshalb ablehnen

müssen, weil ihr jede tatsächliche Unterlage mangelt, gegen die sie sich richten könnte. Ich kann meine abweichende Auffassung, die ich natürlich ebensowenig positiv beweisen kann, als Kettner die seinige, hier nur in Kürze andeuten: die Blätter sind meiner Überzeugung nach gerade umgekehrt anzuordnen und das Stück des Entwurfs, das Kettner für das jüngste hält, ist das älteste, von dem die Konzeption ausging.

Das πρῶτον ψεῦδος in Kettners Konstruktion ist das, daß er unsern Entwurf und besonders die abstrakte Bemerkung auf dem ersten Bogen zu eng mit Schillers oben erwähntem Briefe an Goethe vom 13. Februar 1798 (Briefe 5, 343) verkoppelt. (Der Hinweis auf einen früheren Brief vom 26. Januar (ebenda 5, 333) ist hier überhaupt nicht an der Stelle, weil Schiller dort nur von Arabern und Türken redet, die mit den Plänen zum Schiff gar nichts zu tun haben, und sogar erklärt, es sei unmöglich, eine poetische Handlung unter diese Völkermassen zu verlegen.) Wenn Schiller hier sagt, er habe sich in Erinnerung an die gelesenen Reisebeschreibungen nicht enthalten können zu „versuchen", welcher poetische Gebrauch von einem solchen Stoffe zu machen sei, so meint er nur eine Meditation über diesen Gegenstand, nicht etwa eine schriftliche Konzeption, noch weniger eines Dramas (vielleicht ist „versuchen" überhaupt nur ein Schreibfehler für „untersuchen", denn zwei Zeilen später heißt es „bei dieser Untersuchung"). Den Inhalt dieser Meditation legt er dann in dem Briefe selbst Goethe ausführlich vor, vergleicht die epische und dramatische Brauchbarkeit des Motivs und kommt zu dem Resultat, daß der Stoff wegen seiner sinnlichen Breite für ein Drama nicht gut brauchbar sei, während er des Freundes epische Begabung schon längst hätte reizen sollen. Wie soll er also fast in demselben Atem doch an diese undankbare Aufgabe und noch dazu auf dem abstraktesten Wege wirklich herangetreten sein! Unser Entwurf hat demnach unmittelbar mit dieser Auseinandersetzung gar nichts zu tun und kann überhaupt gar nicht in so frühe Zeit fallen: das lehrt schon aufs Deutlichste seine Stelle in dem großen Dramenverzeichnis, über das ich auch heute noch so denke, wie ich es vor acht Jahren Kettner gegenüber ausgeführt habe (Euphorion 7, 339). Man kann meiner Meinung nach das Schiff, das hier hinter Tell, den Flibustiers und dem Demetrius erscheint, schwerlich früher als 1802 ansetzen, muß vielleicht sogar bis 1803 vorschreiten; in diesen Jahren drängten sich die Entwürfe förmlich in Schillers Phantasie. Ich darf in diesem Zusammenhange wohl daran erinnern, daß die Randbemerkung über England (Nachlaß 2, 246) stark an eine bekannte Strophe aus dem Antritt des neuen Jahrhunderts anklingt. Man beachte für diese Zeitbestimmung, um mich nicht mißzuverstehen, meine früheren Darlegungen über den Termin der Fixierung eines dramatischen Plans im Verzeichnis (Euphorion 7, 340). Trennen wir aber unsre Blätter zeitlich ganz von jenem Briefe aus dem Februar

1798, so besteht auch keine Nötigung, einen so singulären Entwicklungsgang des Stoffes in Schillers Phantasie anzunehmen und dem Dichter ein so unmotiviertes Würfelspiel mit den Grundlinien seiner Handlung oder einen mehrmaligen Namenwechsel so unwahrscheinlicher Art zuzumuten, wie es Kettner tut. Wenn Schiller auf dem zweiten Bogen durchgängig von Eduard redet, auf dem dritten dagegen seinen Helden erst nur als den jungen Europäer ohne Namen einführt, ihn dann Jenny nennt (wie auch der Fischerknabe in dem vielleicht gleichzeitigen Eingang des Tell heißt) und dann diesen Namen, offenbar in Rücksicht auf seine gewöhnliche weibliche Verwendung, auf die Geliebte des Helden überträgt und mit Eduard vertauscht, so ist das Nächstliegende und Wahrscheinlichste, daß die beiden Bogen in umgekehrter Folge entstanden und der dritte vor den zweiten und damit auch vor den eng damit verbundenen ersten zu setzen ist.

Also auch hier beginnt Schillers Konzeption nicht abstrakt mit einer farblosen Idee, sondern konkret mit der Handlung und deren Präliminarien, und zwar auf dem dritten Bogen, der in der zweiten Hälfte zugleich schon die entscheidende Wandlung des Schauplatzes bringt. Während das Stück zuerst in einem der großen englisch-ostindischen Handelsplätze spielen sollte (man denke an Madras oder Bombay, zeitlich etwa an Warren Hastings' äußerlich so glänzende Regierung), unter Kaufleuten und in fast europäischen Kulturverhältnissen, wird es auf der Schlußseite an eine selten besuchte Küste verlegt, unter der offenbar auch Malabar oder Koromandel verstanden ist, wo „nur ruhige Pflanzer, nicht Kaufleute leben". Die Hauptfäden der Intrigue sind angesponnen, sogar einzelne Gespräche schon angedeutet; das Schiff erscheint als Symbol des weltverbindenden Handels; das Gewimmel der fremden Nationen, das der Hafenplatz zeigen sollte, wird dann durch eine Reihe kultivierter und mehr oder weniger halbkultivierter Typen ersetzt, die in ihren Empfindungen dem Lande sehr mannigfaltig gegenüberstehen; zwischen ihnen steht „der Seemann, der überall und nirgends zu Hause ist"; das Motiv der Meuterei ist noch nicht vorhanden. Der zweite Bogen verlegt den Schauplatz auf eine abgelegene Küste wie Surinam oder eine einsame Insel, wie etwa das durch St. Pierre verherrlichte Mauritius oder Timor, und führt so noch weiter aus der Kulturwelt hinaus. Wieviel damit von der ursprünglichen Intrigue und dem früheren Personenbestand fallen sollte, ist nicht ganz deutlich: nur Eduard, der Pflanzer (nicht „ein Pflanzer", wie Kettner S. 129 sagt) und dessen Tochter werden genannt. Das Motiv der Meuterei und des ausgesetzten Kapitäns, wobei wohl in erster Linie Blighs abenteuerliches Schicksal vorschwebte, tritt in den Vordergrund, wodurch zugleich das Schiff eine ungeahnte Bedeutung erhält, indem es das Schicksal der Inselbewohner verkörpert. Damit war die letzte Phase vorbereitet und Gelegenheit zu der breiten Schilderung des marinen und

nautischen Daseins gegeben, die im ersten Bogen als ideeller Hintergrund verlangt wird und bis in kleinste Einzelheiten sich erstrecken sollte. Nun konnte auch der psychologische Kern der früheren Stadien nicht mehr genügen und ein neues punctum saliens war aufzufinden, um das sich der ideelle Gehalt künstlerisch gruppieren ließ, eine Forderung, an der wir den Dichter auch im Seestück (Nachlaß 2, 251) arbeiten sehen, das Motive aus dem Schiff und den Flibustiers aufnahm. Die wirkliche Ausgestaltung dieses wie so manches andern genialen Planes hat uns das Schicksal leider nicht gegönnt.

Auf die Quellenfrage, die Kettner nicht berührt und die noch immer ungelöst ist, will ich hier nicht eingehen. Mir scheint es z. B. sicher, daß die Namen Löhr, Parsen, Riouff nicht von Schiller erfunden sind. Mit einer ohne Beleg hingeworfenen Bemerkung wie „offenbar eine Reminiszenz aus seiner Lektüre" (S. 129) ist natürlich nichts gewonnen. Auch die ganz zufälligen und durchaus nicht überall zu billigenden Bemerkungen Silbermanns (Euphorion 12, 573), der z. B. Kotzebues Einfluß entschieden überschätzt, führen nicht viel weiter. Hier gilt es die systematische und genaue Durchmusterung der sämtlichen damaligen Reisebeschreibungen, die Schiller nachweislich oder wahrscheinlich gelesen hat: seit vielen Jahren sammle ich in dieser Richtung, aber fragmentarische Notizen führen hier nicht zum Ziele und es waren immer nur einzelne Nebenstunden, die ich dieser Frage widmen konnte. Ein Katalog von Knebels Bibliothek, wenn wir ihn hätten, würde uns vielleicht manche Rätsel sehr rasch lösen können: er hat den Dichter lange Jahre hindurch mit Reisebeschreibungen versehen, die seine schlaflosen Nächte verkürzen halfen.

Neue Briefe von und an Schiller teilen Otto Güntter (S. 323) und Julius Hartmann (S. 305) mit. Der Eifer, mit dem im Jubiläumsjahre von verschiedenen Seiten her für die Vervollständigung des Briefkorpus gesorgt worden ist, ist durchaus löblich: wenn uns auch, namentlich in den an den Dichter gerichteten Briefen, inhaltlich nicht immer Dinge von besonderer Wichtigkeit oder hervorragendem Werte geboten werden, so bleibt Schillers Verhältnis zu seinen Zeitgenossen, das sich in diesen Dokumenten in den mannigfachsten Farben abspiegelt, doch stets ein Gegenstand höchsten Interesses, zumal fast alle diese Briefe mehr oder weniger Rückschlüsse auf den Empfänger gestatten, dessen bezügliche Schreiben oft gar nicht erhalten sind. Trotzdem eine nachweislich recht große Zahl Schillerscher Briefe noch immer vermißt wird, ist doch die Ausbeute an solchen sehr gering gewesen. Auch hier finden wir nur drei veröffentlicht: einen an Huber von 1787, einen an Rochlitz von 1801 und den ersten an Cotta gerichteten vom 18. März 1794, diesen allerdings nur in englischer Übersetzung, da sein Original in irgend einer englischen oder amerikanischen Autographensammlung vergraben liegt.

Dagegen werden zweiunddreißig Briefe an Schiller hier zum ersten Male bekannt: acht von Hoven, sechs von Herder, vier von Voß, beide letztere Gruppen aus der Horenzeit, drei von Iffland, je zwei von Conz, Haug, Ludwig Schubart und Wieland, je einer von Reinhart, Schröder und dem Prinzen von Augustenburg nebst Schimmelmann; der letztgenannte ist die Reinschrift des bekannten Briefes, der dem Dichter die dänische Pension ankündigte (ein Faksimile ist beigegeben). Besondere Erwähnung verdienen Herders Urteile über Pegasus im Joche und Das verschleierte Bild zu Sais (S. 333) und Voßens Betrachtungen über neuere Dichter im Anschluß an die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung (S. 337). Sehr ergötzlich schildert Hoven 1804 die Würzburger Universitätsverhältnisse (S. 316): der Umstand, daß die philosophische Fakultät ebenso viele Lehrstühle zählt als die drei andern zusammen, läßt ihn die Universität mit einem rhachitischen Körper vergleichen; er findet überhaupt in allen Fakultäten zu viel Lehrstühle und fürchtet von dieser Zerstückelung der Wissenschaft einen sehr nachteiligen Einfluß auf die Studenten, die immer mehr Fachleute im schlimmsten Sinne werden müßten; endlich malt er die Vergewaltigung der empirischen Medizin und der klinischen Arbeiten durch die absolute Philosophie Schellings sehr drastisch aus, die die jungen Ärzte dazu verführe, sich alles mit hochtönenden Worten zu konstruieren, statt am Krankenbette vorurteilsfrei zu beobachten. Der ohne Datum überlieferte Brief des jüngeren Schubart (S. 321), mit dem er Schiller seine Charakteristik seines Vaters übersandte, läßt sich wohl mit dem im Kalender (S. 66) unter dem 24. September 1798 verzeichneten identifizieren. Endlich finden sich noch ein längerer Brief Humboldts an Ernst Schiller aus dem Herbst 1829, die Redaktion seines Briefwechsels mit Schiller betreffend, das Weimarische Ratsdekret vom Januar 1785 und zwei auf das französische Bürgerdiplom bezügliche Schriftstücke mitgeteilt.

Fünf Briefe Lottens an Cotta aus den Jahren 1805—1810 gibt als Proben einer größeren Reihe, von der bisher nur Auszüge einzelner Stellen durch Vollmer veröffentlicht waren, Julius Petersen (S. 365) heraus: sie tragen denselben Charakter einer innerlich reichen und selbständigen Natur zur Schau, der aus allen bekannten Schreiben der Verwitweten so deutlich und sympathisch uns entgegenklingt. Seinen früheren Veröffentlichungen fragmentarischer Stücke aus Karoline von Wolzogens Nachlaß läßt Ernst Müller (S. 358) zehn weitere Nummern folgen, die leider mehr Rätsel aufgeben als lösen: die Verse unter Nr. 1 dürften samt und sonders Zitate sein; die Nr. 5 gehört sicherlich in den zweiten Aufenthalt in Stein am Rhein bei Schaffhausen, der auf jenen rätselhaften ersten (vgl. oben S. 236) folgte, also in die Mitte der neunziger Jahre, wenn auch die einzelnen Beziehungen dunkel bleiben; die Liebesbriefe an Adlerskron, der nach Nr. 6 doch wohl mit jener

abenteuerlichen Reise und ihrer Veranlassung in engeren Zusammenhang zu bringen ist, lassen uns in Karolinens leidenschaftliche Seele blicken; ein Brief von David Heß an sie spricht eingehend von Magdalene Schweizer und Lotte Geßner-Wieland. Einen wunderbaren Brief Humboldts an Frau von Stael, geschrieben am 25. Mai 1805 unter dem unmittelbaren Eindruck der erschütternden Nachricht von Schillers Tod, hat Erich Schmidt (S. 1) beigesteuert, eine monumentale Charakteristik des dahingegangenen Freundes, des gewaltigen Denkers und Redners, „zugleich einschränkend und ins Weiteste dringend“ (S. 2), die zum schönsten gehört, was je über Schiller gesagt ist, und in Betrachtungen über die ewigen Rätsel des Lebens und Todes tiefsinnig ausklingt.

Zehn Beiträge beschäftigen sich mit Einzelheiten aus Schillers Leben oder mit einzelnen seiner Werke: ich bespreche sie in chronologischer Folge der behandelten Stoffe. Rudolf Krauß (S. 189) revidiert die Daten für Schillers Besuch der drei unteren Klassen der Ludwigsburger Lateinschule und charakterisiert deren Lehrer Elsäßer, Honold, Jahn und Winter: in der ersten Klasse war Schiller wahrscheinlich nicht ganz ein Jahr, in der zweiten zwei, in der dritten fast vier Jahre, während er die neubegründete vierte, unter Schwindrazheims Leitung stehende überhaupt nicht besucht hat; da Winter Mitte Juni 1771 an Jahns Stelle in der dritten Klasse trat, so ist damit ein sicherer terminus a quo für Schillers lateinisches Begrüßungsgedicht gegeben. Schiller in der Karlsschule behandelt in raschem Überblick Berthold Pfeiffer (S. 213), der besonders ausführlich die Haupträumlichkeiten der Akademiegebäude auf der Solitude und in Stuttgart schildert; beiläufig werden hier (S. 230) die Schiller betreffenden Daten aus dem Krankenjournal der Jahre 1778—1780 mitgeteilt. Einen Überblick über des Dichters persönliche und literarische Beziehungen zu Schubart, die teilweise erst noch durch Einzeluntersuchungen geklärt werden müßten, gibt innerhalb einer kurzen Charakteristik Schubarts Adolf Wohlwill (S. 269): die Carlosstelle von der in die Seele geworfenen Feuerflocke, die eine Reminiszenz an Schubarts Nachricht ans Publikum enthält (vgl. Archiv für Literaturgeschichte 15, 34), wird dann weiter wieder von Schillers Schwägerin in ihrem Altersroman Cordelia (1, 132) benutzt. Schiller und Diderot, besonders die Übersetzung einer Episode aus Jacques le fataliste im ersten Hefte der Thalia bespricht Ludwig Geiger (S. 81): mit der hie und da stark mäkelnden Auffassung der Schillerschen Abweichungen von Diderots Original kann ich nicht durchweg übereinstimmen; die Möglichkeit, daß Schiller an manchen Stellen einen etwas andern Wortlaut vor sich gehabt haben kann, als wir ihn heute lesen, die mir recht wahrscheinlich vorkommt und mit der ähnliche Fälle in Goethes Rameauvorlage zu vergleichen sind, wird nur nebenbei gestreift, ihr aber ebenso wenig genauer nachgegangen wie den tieferen Wirkungen des genialen

Franzosen auf Schillers Erzählungsstil, auf die Walzel vor langen Jahren hingewiesen hat. Die Bühnengeschichte des Don Carlos mustert referierend und kritisierend Eugen Kilian (S. 144), indem er schließlich auf seine eigene, für Karlsruhe geschaffene Theatereinrichtung zu sprechen kommt, deren zweifellos zu billigende Grundtendenzen sind, die notwendigen Kürzungen weniger durch Streichung ganzer Szenen, deren Wegfall das Verständnis der Handlung oft so empfindlich stört, als vielmehr durch vorsichtige Beschneidung des rhetorischen Rankenwerks zu erreichen und, so oft es wünschenswert erscheint, auch Stücke der Thalia- und der ältesten Buchausgabe wieder in ihre Rechte zu setzen; ich persönlich möchte indessen doch eine ungekürzte Aufführung mit einer Pause zwischen dem zweiten und dritten Akt nicht so unbedingt verdammen, nur daß sie natürlich nicht auf zwei Abende verteilt werden dürfte, sondern nach dem Vorbild ähnlicher glücklicher Versuche mit Wallenstein auf einen Nachmittag und Abend zusammengelegt werden müßte; das von Minor (Aus dem Schillerarchiv S. 92) veröffentlichte Fragment einer jambischen Theaterbearbeitung möchte Kilian (S. 147 Anm.), was sehr wohl glaublich erscheint, mit Schillers im Winter 1791/92 unternommener Revision seines Dramas für die Weimarer Bühne (vgl. Briefe 3, 158) zusammenbringen. Ein liebevolles Bild von Schillers Schwiegermutter Frau von Lengefeld entwirft Fritz Jonas (S. 351): ein bisher unbekannter Brief von ihr aus Schillers Todesjahr an den Generalsuperintendenten Cellarius gedenkt des Wiedersehens im Jenseits, an das auch der Dichter nach den Widmungsworten ihrer englischen Bibel geglaubt habe; wohl nur versehentlich behauptet der Verfasser (S. 354), Lottens Mutter habe eine Ehe zwischen ihr und dem Vater Dacheröden geplant. Zwei feinsinnige und unsre Erkenntnis fördernde Studien hat Adolf Frey (S. 92) beigesteuert: in der ersten erörtert er, von Schillers Rezension der Gedichte Matthissons ausgehend, deren weitgehende verstehende Milde er treffend aus dem Gefühl einer Dankesschuld für den von ihnen eröffneten schöpferischen Ausblick in das Gebiet der lyrischen Landschaftsmalerei ableitet, die starke stoffliche Förderung und Bereicherung, die der Spaziergang, das Berglied, der Alpenjäger und die Figur des Tell als Gemsjägers aus zwei Gedichten Matthissons, dem Alpenwanderer und der Alpenreise empfangen haben; [1])

[1]) Diesen Beziehungen zu Matthisson hat Daniel Jacoby jüngst in einem dankenswerten Aufsatze über Goethes und Schillers Verhältnis zu diesem Dichter (Goethejahrbuch 28, 173) noch eine weitere Gedankenfiliation zwischen dem Reich der Schatten und Matthissons Elysium hinzugefügt. Das zweite Kapitel dieses Aufsatzes bedarf allerdings einer gründlichen Revision: der Verfasser zeigt hier, daß Matthisson eine Reihe Goethescher Gedichte in seine Lyrische Anthologie aufgenommen hat, deren Texte er oft an einer großen Zahl von Stellen in der Weise Ramlers verschlimmbessert haben soll. Dabei ist Jacoby leider das Mißgeschick begegnet, daß er die ältesten Drucke jener Gedichte, die dem Anthologisten allein vorlagen, nicht nachgesehen und so die früheren, sich dort findenden Goetheschen

die zweite behandelt Motive und dramatischen Aufbau des Tell, wird allerdings dabei der Parricidaszene in keiner Weise gerecht. Friedrich von Westenholz (S. 132) vergleicht Wallenstein und Macbeth, ohne irgend über das hinauszukommen, was bereits Köster (Schiller als Dramaturg S. 77) ausgeführt hat. Eigenartige Tellstudien Berthold Auerbachs, für eine niemals vollendete, obwohl lange geplante Abhandlung bestimmt, von tiefer Begeisterung für das vielverkannte Drama getragen und voll feiner Empfindung für Schillers Intentionen bei einzelnen Szenen, Motiven und Gestalten, teilt Anton Bettelheim (S. 110) aus dem Nachlaß mit. Endlich behandelt Hermann Fischer (S. 201) im Anschluß an eine ältere Arbeit (Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens 2, 217) die den Dichter betreffenden Partien in Kurzens Roman „Schillers Heimatjahre" in Hinsicht auf ihre Quellen.

Unter den acht Abhandlungen, die weiter als die zuletzt besprochene Gruppe ausgreifen, indem sie gewisse Seiten in Schillers Persönlichkeit mehr zusammenfassend historisch oder ästhetisch behandeln, verdient Oskar Walzels Studie über Schiller und die bildende Kunst (S. 42) an erster Stelle genannt zu werden. Es kann fast verwundern, daß dieses reizvolle Thema bisher nicht behandelt worden war, wenn man von ganz ungenügenden Versuchen absieht. Walzel geht von Schillers Charakteristik Klopstocks aus, durch die ein Gesichtspunkt von dauerndem Werte für die Poetik gewonnen wurde, der fundamentale Unterschied plastischer und musikalischer Dichterbegabung. Obwohl nun Schiller in klarer Selbstanalyse seines Schaffens (vgl. auch oben S. 598) seinen eigenen Genius gleichfalls als musikalischen erkannte,[1] ist er doch auch auf dem plastischen Gebiete der Barbar nicht gewesen, als den er sich einmal in übertreibender Bescheidenheit Humboldt gegenüber bezeichnet, sondern hat aus den bildenden Künsten, der Führerschaft Winckelmanns und später Goethes vertrauend, Anschauungen für die Weiterentwicklung seiner ästhetischen und ethischen Ideale und Bilder für seine Phantasie gewonnen, „plastische Ruhepunkte für die Melodie seiner tragischen Muse", wie es Walzel

Lesarten, die in den späteren Fassungen verbessert sind, für Produkte Matthissons gehalten hat. Der Apparat der Weimarischen Ausgabe lehrt, daß nicht nur einzelne von Jacoby zitierte Verse aus Prometheus, Jägers Abendlied und dem Sänger, sondern fast alle Stellen aus den venetianischen Epigrammen und den andern distichischen Dichtungen hier zu streichen sind. Wie weit in den paar übrigbleibenden Fällen Matthisson wirklich eine Schuld trifft und ob nicht vielleicht Loepers Variantenverzeichnis lückenhaft ist, habe ich nicht untersucht.

[1] Bei der Besprechung dieser Bekenntnisse und der ganz richtigen Beobachtung von Kainz über Schillers individuelle Versmelodie (S. 44) hätte an Sievers' sprachmelodische Studien und Sarans allerdings einer Korrektur bedürftige Bemerkungen in seiner Deutschen Verslehre S. 337 angeknüpft werden müssen. Es zeigt sich dann sofort, warum die von Kainz zitierten Verse nicht schillerisch sein können, da sie ganz entgegengesetzten Melodietypus aufweisen.

(S. 57) sehr hübsch nennt. Der Brief eines reisenden Dänen über den Mannheimer Antikensaal im ersten Heft der Thalia mit seinen schwärmerischen Schilderungen antiker Statuen zeigt ihn uns in der ganzen Auffassung und Deutung dieser ihm fremden Welt völlig von Winckelmanns Anschauungen abhängig. Was er von antiken Bildwerken dort sehen und genießen konnte, ist erst neuerdings in einer nützlichen Studie Beringers (Goethejahrbuch 28, 154) restlos zu überblicken. Von Anfang an charakteristisch für ihn ist es, daß er diese Denkmäler weniger im Sinne bildender Kunst als vielmehr im weitesten menschlichen Sinne auffaßte und für seine Ideenwelt fruchtbar machte, daß ihm also das Künstlerisch-Technische hinter dem Gedanklich-Inhaltlichen zurücktrat. Die für den Kallias geplante eingehende Erörterung der Ästhetik der Plastik und Malerei ist, wie bekannt, nicht zur Ausführung gekommen. Aber die von jenen antiken Gestalten ausgegangenen mächtigen Einwirkungen sind in dem Aufsatz über Anmut und Würde und in den Horenarbeiten deutlich zu spüren: Laokoon wird für Schiller dort die Personifikation des Erhabenen; in den alten Göttergestalten sieht er sein Ideal der harmonischen Totalität des Menschen verkörpert; aus Winckelmanns Antithese des ringenden und des verklärten Herkules erwächst ihm hier das Symbol seines eigenen und jedes idealen menschlichen Strebens und Daseins. Auch Reflexe malerischer Eindrücke zeigen sich bei ihm, und zwar in den Dramen der reiferen Zeit: in Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans sehen wir ihn, genau wie die von ihm befehdeten Romantiker, Gemälde in Dichtung umsetzen. Sein Brief an Goethe über die zur Weimarischen Kunstausstellung von 1800 eingegangenen Bilder kommt allerdings über ganz allgemeine, wenn auch recht geistreiche Betrachtungen nicht hinaus und läßt die gute Gelegenheit zu individueller nachschaffender Kritik in vielleicht weiser Zurückhaltung unbenutzt, obwohl der Sinn und das Verständnis für das Charakteristische und Leidenschaftliche in der Kunst bei ihm ständig gewachsen waren und seine allgemeinen ästhetischen Anschauungen seit der Horenzeit ebendadurch sich nicht unwesentlich weitergebildet hatten.

Wenn Walzel (S. 46) behauptet, daß Schiller in Mannheim „zum ersten und wahrscheinlich auch zum letzten Mal“ vor antiken Statuen gestanden habe, so hat er dabei übersehen, daß der Dichter nachweislich auch die in Dresden befindliche Antikensammlung gekannt hat, dieselbe, der auch Winckelmann seine ersten Eindrücke vom griechischen Stil verdankte, die die Mannheimer bei weitem übertraf und die gerade 1785 aus den Pavillons und Schuppen des Großen Gartens in lichtere Räume übersiedelte (genaueres bei Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen[2] 1, 252). Aus den Jahren 1786 und 1787, die Schiller in Dresden verlebte, ist uns allerdings, wie schon Minor (Schiller 2, 428) hervorhebt, kein direktes Zeugnis für sein plastisches Interesse überliefert: aber es scheint mir ausgeschlossen, daß er die berühmte Antikensammlung und

die nicht minder berühmte Gemäldegalerie während dieser langen Zeit niemals sollte besucht haben. Während nun auch über den Dresdener Aufenthalt vom April 1792 nichts genaueres bekannt ist, berichtet uns Karoline von Wolzogen für den vom August und September 1801 folgendes (Schillers Leben 2, 224): „Das Anschauen der Kunstwerke, besonders der plastischen im Saal der Mengsischen Abgüsse, erregte und erfreute ihn sehr. Der Torso des sogenannten Salbers im Antikensaale war die vollkommenste Arbeit in Marmor, die er noch gesehen hatte; er beobachtete sie mit großem Interesse. Die schönen ruhigen Gestalten der sogenannten Vestalinnen beim Fackelschein rührten ihn lebhaft. Durch Goethens und Meyers Kunstansichten neu erweckt, fühlte er sich heimatlicher in dieser Antikenwelt und ihre Anschauung belebte ihn mit neuen Ideen und gab dem schon gefaßten, bestimmten Umriß Gefühl und Worte." Über die zu Portici gefundenen Grabstatuen vornehmer Römerinnen, die der damaligen Zeit durchgängig für Vestalinnen galten, sehe man Justis Bemerkungen (1, 253), denen auch zu entnehmen ist, daß Schiller hier den Kreis ihm bis dahin bekannter antiker Statuen wesentlich vermehren konnte. Dies sind wohl in erster Linie die „schönen Kunstwerke", deren er nach der Rückkehr gedenkt (Briefe 6, 300). Daß er aber auch die Gemäldegalerie besucht hat, wo Körners Schwägerin Dora als Kopistin gut bekannt war (zum Lokal vgl. Luise Seidlers Erinnerungen und Leben S. 44), und also Rafaels Sixtina (vgl. Walzel S. 56) aus eigener Anschauung kannte, dürfen wir annehmen (vgl. z. B. Briefe 1, 332): 1793 hat er seinem Freunde Gleichen das Studium der Dresdener „herrlichen Produkte des Genius" angelegentlich empfohlen (Briefe 3, 309). Noch 1829 schrieb Körner an Karoline von Wolzogen (Literarischer Nachlaß[2] 2, 364): „Über Schillers Kunstansichten in Dresden würde Ihnen der dortige Direktor der Kunstakademie Hartmann, der auch die Feder zu führen versteht, Auskunft geben können. Ich weiß nur, daß Schiller mit Hartmann oft Streit hatte, weil dieser, wie Schiller sagte, immer die alten Lumpen bewunderte." Auch diese Dispute müssen ins Jahr 1801 fallen, da Schiller noch im April dieses Jahres Hartmann nicht kannte (Briefe 6, 271); ob Karoline tatsächlich Körners Rat befolgt und bei Hartmann angefragt hat, kann ich nicht ermitteln. Daß sie auch noch von andern plastischen Lieblingen Schillers wußte und in ihrer Biographie berichten wollte, zeigt auch der jüngst bekannt gewordene Brief Heinrich Meyers an sie aus dem Dezember 1829, worin es heißt (Euphorion 12, 445): „Sie fragen mich, wie die Statue des Redners genannt werde, welcher Schiller seine Neigung zugewendet; so war dieselbe vermutlich der sogenannte Germanicus, denn ich glaube, daß der Abguß (der Marmor ist in Frankreich) unter den Mengsischen Gipsen steht."

Was die von Schiller gesehenen oder ihm bekannten Kunstwerke der antiken Plastik betrifft, so möchte ich zu Walzels Ausführungen noch

folgendes nachtragen. Vom Torso des Herkules berichtet uns noch Lotte 1810, daß Schiller ihn allen andern Kunstwerken vorzog (Charlotte von Schiller 1, 546): es ist also um so charakteristischer, wenn er einmal Goethes Faustfragment damit vergleicht (S. 48). Nicht für jeden ohne weiteres zu identifizieren sind die beiden Bildwerke, die in der Abhandlung über Anmut und Würde neben dem Apollo von Belvedere und der Niobe genannt werden, der „borghesische geflügelte Genius“ und die „Muse des barberinischen Palastes“ (S. 47): jener (Original im Louvre in Paris) wird jetzt allgemein für einen Eros gehalten, diese (Original im Apollosaal der Glyptothek in München) gilt heute für einen Apollo Citharoedus aus der Schule des Phidias; Schillers Bezeichnungen stammen wörtlich aus Winckelmann (Geschichte der Kunst des Altertums S. 116 Lessing; Anmerkungen über die Geschichte der Kunst des Altertums, Kapitel 4 und Anfang von Teil 2). Auch die in der gleichen Abhandlung genannte Juno Ludovisi (S. 50) wird Schiller, ehe er Goethe nahe trat, aus Winckelmann und von Dresden her bekannt gewesen sein: noch 1804 erwähnt er gegen Crusius, daß eine Kopie unter den Mengsischen Abgüssen dort stehe (Briefe 7, 161). Weiterhin kommen bei ihm vor die Venus von Arles, die er bei seinem Schwager Wolzogen sah (ebenda 7, 8), und der Zeus des Phidias (ebenda 1, 180. 2, 266). Daß ihm die Dioskurenköpfe vom Monte Cavallo aus den Rudolstädter Abgüssen bekannt waren (vgl. Goethejahrbuch 27, 74), ist wohl gleichfalls mit Gewißheit anzunehmen. Diese Liste wird sich sicherlich noch hie und da vermehren lassen. Urteile über Gemälde dagegen finden sich in Schillers Briefen fast gar nicht (vgl. nur 3, 57. 70. 7, 231).

Oberflächlich und ganz unzuverlässig sind Otto Harnacks Ausführungen über das Verhältnis von Schiller und Herder (S. 73). Das Tatsachenmaterial zur Beurteilung dieses Verhältnisses ist nicht nur unvollständig und ohne kritische Auswahl gebucht, sondern auch tendenziös im Sinne der vom Verfasser postulierten „Berührungslosigkeit beider Individualitäten“ (S. 76) ausgedeutet; die schematischen Konstruktionen der Schillerschen und Herderschen Ansichten entsprechen nicht den von beiden wirklich ausgesprochenen Anschauungen; die Würdigung von Herders Horenaufsätzen, besonders über Homer und Ossian, leistet nach Hayms glänzender Charakteristik (Herder 2, 596. 605) an Flachheit alles irgend mögliche. Die Auffassung, daß sich Herder und Schiller in den Jahren 1787 und 1788 ohne tieferes gegenseitiges Interesse gegenübergestanden hätten, daß insbesondere Schiller Herders philosophisch historisches Hauptwerk, die Ideen, nicht gekannt und völlig ungenutzt liegen gelassen habe (S. 75), ist, mit den Tatsachen zusammengehalten, unrichtig: nur eine ganz flüchtige[1]) und tendenziöse Auswahl von Stellen aus Schillers

[1]) Nur einen Beleg will ich dafür beibringen, wie flüchtig Harnack arbeitet. Er zitiert (S. 74) Schillers Bericht über seinen ersten Besuch bei Herder mit

Weimarer Berichten an Körner konnte sie hervorrufen (um nicht alles ausschreiben zu müssen, verweise ich nur kurz auf Briefe 1, 358. 384. 408. 425). Der begeisterte Ton dieser Berichte („Ich bin willens Herdern diesen Sommer so zu sagen zu verzehren" ebenda 2, 62) läßt nur die Auffassung zu, daß beide durch die mannigfachen Berührungspunkte ihrer Anschauungen sich damals außerordentlich nahe traten, wie dies auch schon Haym (2, 590) ganz richtig geschildert hat, bis durch Herders italienische Reise eine Unterbrechung des intimen und häufigen Verkehrs eintrat. Zum gleichen Resultate kommt man, wenn man die Themata der Gespräche mustert, die beide damals führten, unter welchen sich auch eines über historische Schriftstellerei (vgl. Briefe 2, 62) befindet. Während nach Harnack Herder kein Interesse für Schillers historische Arbeiten gehabt haben soll, bezeugt uns doch Schiller selbst (ebenda 3, 79), daß Herder die universalhistorische Übersicht im ersten Bande der Mémoires bewundert habe.

Daß Schiller Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit nicht gekannt und für seine historischen Arbeiten und Vorlesungen nicht benutzt habe, ist nicht nur an und für sich bei der Bedeutung und Berühmtheit des Werkes ganz undenkbar, sondern widerspricht gleichfalls den Tatsachen. Eine Einzeluntersuchung über das, was Schiller Herders Werke verdankt, fehlt leider bisher noch, muß aber einmal geführt werden. Kants Einfluß auf Schillers Geschichtsauffassung war zweifellos bedeutender. Daß der Dichter mit Herder nicht durchweg einverstanden war, berichtet uns mit dankenswerter Deutlichkeit seine Schwägerin Karoline aus der letzten Zeit seines Lebens (Schillers Leben 2, 271): „Über Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit waren wir früher oft in Zwiespalt. Er achtete das Buch, aber meinen lebendigen Sinn dafür erkannte er nicht ganz. Ich weiß nicht, wie es mir ist, sagte er, als der letzte Frühling für ihn begann, dies Buch spricht mich jetzt auf eine ganz neue Weise an und wird mir sehr lieb." Wenn er den damals noch nicht gedruckten vierten Teil im Manuskript zu erhalten hofft (Briefe 2, 62), wenn er es an Forsters Aufsatz über die Kunst und das Zeitalter tadelt, daß er sich von Herders Ideen zu sehr habe hinreißen lassen, die Antike zu verherrlichen (ebenda 3, 19), so wird er ja wohl das Werk gut gekannt haben, von dem wir wissen, daß es für

dem Schlußsatz: „Ich glaube, er hat selbst nichts von mir gelesen" (Briefe 1, 358) und fährt dann fort: „Wir dürfen unbedenklich daraus schließen, er habe nichts von ihnen gelesen." Wenige Seiten später schreibt Schiller nun selbst (ebenda 1, 374): „Er hat von mir nichts gelesen"; ein „Schluß", ob bedenklich oder unbedenklich, war also ganz überflüssig. Aus diesem und andrem geht klar hervor, daß Harnack nicht einmal die im Register zu Jonas' Briefsammlung bequem vereinigten Stellen genau angesehen hat; um so weniger darf man sich wundern, daß ihm andre Briefstellen entgangen sind, wo kein Register zur Verfügung steht.

die Schwestern Lengefeld schon vor ihrer Bekanntschaft mit Schiller ein Erbauungsbuch ersten Ranges war (vgl. Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 419; Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlaß[2] 2, 129. 173; Schillers Leben 1, 266). So finden sich denn auch Herders Ideen unter den notwendigen Büchern, die sich der junge Professor vor seinem ersten Semester bei Crusius als Handwerkszeug bestellt, neben Gibbon, Spittler, Beck und Millot (Briefe 2, 246; vgl. auch den Katalog seiner Bibliothek Zum 9. Mai 1905 S. 79).

Es verlohnt sich nicht, auf die schiefen Formulierungen von Schillers und Herders Ansichten näher einzugehen, die sich bei Harnack (S. 76) finden: Herder sei Kulturhistoriker, Schiller politischer Historiker gewesen; Herder habe den Staat für nur eine der Erscheinungsformen der Kultur, Schiller aber für den eigentlichen Gegenstand der historischen Forschung angesehen; für jenen sei die Menschheit, für diesen die Persönlichkeit das Höchste gewesen usw. Diese in sich selbst widerspruchsvollen Formeln können die postulierte tiefe innere Verschiedenheit beider Männer nicht begründen, weil sie wiederum, mindestens in dieser schroffen Form, unrichtig sind. Ich darf hier kurz auf das vierte Kapitel in Festers Buch über Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie und auf die Ausführungen Schaumkells (Geschichte der deutschen Kulturgeschichtschreibung S. 179) sowie die reichen bei beiden verwerteten Zitate aus Schillers Schriften und Briefen verweisen. So erscheinen mir denn Harnacks Ausführungen durchweg mehr verwirrend als klärend.

Bei sechs weiteren Aufsätzen ist die wissenschaftliche Ausbeute wegen allzu großer Geläufigkeit oder im Gegenteil allzu großer Subjektivität des Inhalts oder der Behandlung gering. Über Schiller als Kriegsmann handelt sehr dithyrambisch Albert Pfister (S. 61): wie fern ihm jede literarhistorische Betrachtung liegt, zeigt die Behauptung (S. 67), Schiller habe sich die militärische Welt seines Wallenstein selbständig von innen heraus aufgebaut, während wir doch wissen, wie er sich von Ludwig von Wolzogen über die möglichen Formen einer Reiterattacke unterrichten ließ und mit ihm Max Piccolominis Todesart erwog (Memoiren S. 14); weder Schillers Ansichten vom Kriege noch seine Berührungen mit dem Heerwesen seiner Zeit sind erschöpfend behandelt. Mehr wortreich als klar bespricht Adolf Baumeister Schillers Idee von seinem Dichterberuf (S. 15). Daß ich Theobald Zieglers Ausführungen über Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen (S. 32), der, ganz auf Hettners längst verlassenen Wegen wandelnd, in Schillers Meisterdramen wieder eine Reihe von Experimenten mit dem Schicksalsbegriff sehen will, für unfruchtbar und irrig halte, habe ich schon oben (S. 770) bemerkt. In teils trivialer, teils subjektiver Weise ergehen sich dann noch, ohne daß unsre wissenschaftliche Erkenntnis von Schillers Wesen oder Dichten irgendwie gefördert würde, Adolf Bartels über seinen „Theatralismus oder

Theatrialität, wie man auch sagt" (S. 158), Heinrich Bulthaupt über seine Balladentechnik (S. 166) und Berthold Litzmann über seine Balladendichtung (S. 181).

Eine kleine Probe seiner seit lange versprochenen Schillerikonographie gibt Paul Weizsäcker (S. 236), indem er die sieben von Christophinens Hand erhaltenen gezeichneten Porträts des Dichters eingehend würdigt und eine liebevolle Besprechung ihrer künstlerischen Betätigung überhaupt beifügt: während sechs dieser Zeichnungen mehr oder weniger voneinander abweichende, aus der eigenen Kenntnis des Bruders modifizierte Kopien des 1807 erschienenen Stichs nach Ludovika von Simanowizens bekanntem Gemälde sind, ist das interessanteste (S. 241) eine offenbar nach dem Leben gefertigte Tuschzeichnung, die den Dichter in den Jahren 1780—1782 in den charakteristischen Eigenheiten seiner Erscheinung, wenn auch im Gesamteindruck steif und unbeholfen vor Augen führt. Alexander von Gleichen-Rußwurm schildert das Schillermuseum im Schlosse Greifenstein (S. 5). Drei Beiträge behandeln Schillers Wirkung auf Amerika: Marion Dexter Learned (S. 247) und Otto E. Schneider (S. 256) skizzieren die Geschichte der Aufnahme und Verbreitung des Dichters in den Vereinigten Staaten in Übersetzungen und auf der Bühne; Fernande Richter (S. 264) berichtet von der Gründung und Tätigkeit des 1896 ins Leben gerufenen Schillervereins in St. Louis; es erfüllt mit Freude, aus diesen Kundgebungen von jenseits des Ozeans die tiefe und warme Begeisterung der Deutschamerikaner für den Dichter erklingen zu hören, der ihnen der „Bannerträger des deutschen Gedankens" und die vertrauteste Gestalt unsres geistigen Daseins geworden und geblieben ist.

Die letzten drei Beiträge haben mit Schiller nichts zu tun. Bernhard Seuffert veröffentlicht und erläutert (S. 293) sechs Briefe Wielands aus den Jahren 1762—1793 an die Firma Orell und Geßner, einen unbekannten preußischen Gönner des Merkur, Goethe, Bertuch, Gleim und Emilie von Haller. Aus seines Vaters Friedrich Vischer noch ungedruckten Vorträgen über neuere deutsche Poesie teilt Robert Vischer (S. 283) eine feinsinnige Charakteristik Hölderlins mit. Kuno Francke endlich (S. 58) handelt etwas abgerissen von der inneren Verwandtschaft von Naturalismus und Symbolismus.

Gedenken muß ich schließlich auch der reichen künstlerischen Beigaben, die dies erste Marbacher Schillerbuch enthält, einer Fülle von Porträts, Ansichten und Faksimiles in vortrefflichen Reproduktionen, die, ohne überall in nahem Bezug zu den entsprechenden Texten zu stehen, durch das Ganze hin verstreut sind. Zu manchen unbekannten Schillerporträts und -zeichnungen gesellen sich schon bekannte in besserer Wiedergabe, als wir sie bisher besaßen, und bisher unveröffentlichte Bilder von Christian Gottfried und Minna Körner, Schwan, Matthisson, Schubart, Hölderlin.

Zu den früher schon erwähnten Faksimiles kommt noch (S. 88) das eines Briefes Schillers an Ludovike von Simanowiz, der bei Jonas (Schillers Briefe 3, 464) nicht nach der Urschrift gegeben werden konnte. —

Ein schönes und charakteristisches Denkmal für das Verständnis Schillers und seiner Werke unter unsern überrheinischen Nachbarn hat eine Reihe französischer Germanisten und Historiker aufgestellt (**Études sur Schiller, publiées pour le centenaire de la mort du poète par la société pour l'étude des langues et des litératures modernes et la société d'histoire moderne.** Paris, Alcan). In der Vorrede (S. VI) betonen sie nicht ohne Stolz, daß das revolutionäre Frankreich, dessen geistigen Tendenzen Schiller zugetan und verwandt gewesen sei, weshalb auch beim Jubiläum „**de certaines sympathies très hautes lui ont manqué**", ihn seinerzeit unter die Reihe seiner Bürger aufgenommen habe und daß er noch heute zu der kleinen Zahl Deutscher gehöre, die die französische Nation gern aus Frankreich ein zweites moralisches Vaterland machen sehe. Naturgemäß sind es nicht in erster Linie Bereicherungen des urkundlichen Materials oder philologische Untersuchungen im engeren Sinne, die uns hier geboten werden. Die Sammlung enthält hauptsächlich Beiträge zur Kenntnis des Einflusses, den der Dichter, Zustimmung oder Widerspruch erweckend, auf bedeutende Geister der Mit- und Nachwelt ausgeübt hat. Die Lebenskraft seiner Gedankenwelt ist nach den Verfassern heute ebenso wenig an das Ende ihrer Wirkungen gelangt, als ihre Interpretation für erschöpft gelten darf.

Charles Schmidt (S. 1) behandelt Schillers Wahl zum französischen Bürger und gibt aus dem in den Staatsarchiven befindlichen Material von Protokollen allerhand Nachträge zu der letzten Erörterung über diese Angelegenheit (Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit S. 357): der bisher dem Namen nach nicht bekannte Abgeordnete des Konvents, auf dessen Veranlassung „**sieur Giller**" der Bürgerliste der auswärtigen Philosophen und Philanthropen noch nachträglich hinzugefügt wurde, war der Elsässer Philipp Rühl, der kürzlich in Maurer (Straßburg 1905) einen Biographen gefunden hat; wie er seinen Antrag begründete, ist leider nicht bekannt. André Fauconnet (S. 7) führt aus, wie Schiller, der in der Jugend sich zu Rousseaus unzufriedenem Optimismus bekannte, durch die Kantische Philosophie der verzichtende Pessimist wurde, als den wir ihn auf der Höhe seines Schaffens in der Idealwelt der künstlerischen Illusion für die vom wirklichen Leben erbarmungslos zerstörten Träume und Hoffnungen den einzigen Trost finden sehen: merkwürdigerweise wird in diesem Zusammenhange gerade das Gedicht nicht zitiert, in dem diese resignierte Stimmung den vollendetsten Ausdruck gefunden hat, „Der Pilgrim" aus dem Jahre 1803.

Charles Andler (S. 25) versucht, für den ersten Eindruck sehr ansprechend, nachzuweisen, daß für das eigenartige Lokalkolorit in der

Braut von Messina einzelne Reminiszenzen Schillers aus seinem früheren Studium der Anna Komnena und Ottos von Freising verwertet worden seien, mit denen er seinerzeit die Sammlung der Mémoires eröffnet hatte. Bei näherer Ansicht stellt sich jedoch heraus, daß seine Annahme, die ganz im allgemeinen genommen zugegeben werden kann, in bezug auf die einzelnen, von ihm angeführten Gedankenparallelen in unlösbare Schwierigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten führt. Andler bemerkt selbst (S. 29 Anm. 1), daß ihm Schillers Memoirensammlung nicht zugänglich war und er daher des Dichters „traduction" nicht habe heranziehen können; auch könne er den Text, nach dem Schiller übersetzt habe, nicht bestimmen. Über Schillers Vorlagen und ihr Verhältnis zu seinem gewaltig kürzenden Auszuge, denn von einer „Übersetzung" kann gar nicht die Rede sein, hätte ihn ein Blick in eine Anmerkung Goedekes (Sämtliche Schriften 9, 187) sofort belehren können. Daß Schiller des byzantinischen Griechisch so mächtig gewesen sein sollte, daß er die Alexias in der Ursprache lesen konnte, ist von vornherein natürlich ausgeschlossen: es ist daher unmethodisch, den griechischen Urtext überhaupt zur Einzelvergleichung heranzuziehen. Nun hat Schiller den Auszug aus der Alexias nur zum geringsten Teil (nur den Anfang des ersten Buches, in dem auch die später in den Sämtlichen Schriften 10, 420 von ihm zitierte Anekdote vorkommt) und den aus Otto von Freising gar nicht selbst verfaßt (vgl. ebenda 9, XIV); ob er überhaupt den Urtext beider Werke ganz gelesen oder sich mit den deutschen Auszügen begnügt hat, läßt sich nicht ausmachen. Ging er bei den Vorstudien zur Braut von Messina auf jene mittelalterlichen Quellen überhaupt zurück, so wird er sicher zu den beiden Bänden der Mémoires, die er in seiner Bibliothek besaß, gegriffen und aus ihnen seine Erinnerungen aufgefrischt, die vollständigen Originale aber beiseite gelassen haben. Da nun alle Stellen, die Andler zu einzelnen Versen Schillers in nähere Berührung bringen will, insbesondere z. B. die Beschreibung der Wittwentrauer Irenens, der Preis ihrer Schönheit, die Stelle vom Mönchwerden, in den Mémoires übergangen sind, so kann ich seinen Parallelen keinen Glauben beimessen. Daß das Lokalkolorit des Dramas im allgemeinen und besonders die eigenartige Vermischung der religiösen Vorstellungen und Gebräuche in dem Messina Schillers durch mittelalterliche Quellenschriftsteller beeinflußt und verlebendigt sein wird, wird niemand bestreiten wollen. Ich glaube aber nicht, daß der Dichter hierfür so eingehende Milieustudien angestellt hat wie etwa beim Demetrius.

Xavier Léon (S. 41) erörtert eingehend Schillers Beziehungen zu Fichte, Verwandtschaft und Differenz ihrer philosophischen Anschauungen in der Horenzeit, die berühmte Abrechnung aus dem Sommer 1795, die mehr periphere Einwirkung des Philosophen auf den Dichter, die mehr zentrale des Dichters auf den Philosophen: im wesentlichen vermag ich

keinen Fortschritt über Tomaschels Darlegungen hinaus (Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft S. 403) zu erkennen. E. Spenlé (S. 94) charakterisiert Schillers Einfluß auf Novalis: in den Hymnen an die Nacht findet er Reflexe der theosophisch-eschatologischen Liebestheorie und der Reminiszenzlehre aus Schillers Jugendgedichten, wobei er doch mehr die äußeren Ähnlichkeiten als die tiefer liegenden Verschiedenheiten betont, die schließlich des Romantikers mystischen Eudämonismus so scharf von Schillers tragischem Heroentum trennen. Fernand Baldensperger (S. 116) handelt über Schiller und Camille Jordan, den Freund der Frau von Stael und Verehrer Klopstocks, der im Herbst 1799 den Größen von Weimar persönlich nahe trat: aus ungedruckten Briefen an ihn von Weimarer Freundinnen werden interessante Stellen mitgeteilt (S. 121 Sophie von Schardt über Schillers Ideen von Gott und Unsterblichkeit; S. 122 Amalie von Imhoff über die Jungfrau von Orleans, über die man Voltaires satirisches Epos ganz vergesse, und eine Aufführung einiger Szenen daraus bei Kotzebue in Gegenwart von Gentz; nach dessen Tagebüchern 1, S. 11 fand diese am 19. oder 26. November 1801 statt), auch des jüngeren Jordan matte und konventionelle Übersetzung Schillerscher Gedichte von 1822 charakterisiert.

Die andre Hälfte der Aufsätze gibt Ausschnitte aus der Geschichte der Wirkungen Schillers im neunzehnten Jahrhundert, übersichtlich geordnetes Material, das nicht ängstlich nach Vollständigkeit strebt, und den Versuch, den einzelnen Standpunkten gerecht zu werden und sie psychologisch zu begreifen. J. Dresch (S. 131) überblickt, von Edward Schröders glänzender Säkularrede ausgehend, Menzel, Börne, Heine, Wienbarg, Gutzkow, Laube, Mundt in ihrer verschiedenen Stellung zu unserm Dichter. A. Tibal (S. 152) stellt Hebbels Äußerungen über Schiller zusammen, wobei auch auf Ludwigs kampflustige Kritik Seitenblicke fallen. Sehr kursorisch handelt August Ehrhard (S. 170) über Schiller und Österreich: er spricht von der historischen Rolle, die Österreich in Schillers Dreißigjährigem Krieg, im Wallenstein und Tell zu spielen hat (direkte Äußerungen über die Monarchie Josefs II. sind bei ihm fast nicht vorhanden), von den Aufführungen seiner Dramen in Wien, von den Nachdrucken seiner Schriften, von den Kompositionen seiner Gedichte durch österreichische Musiker, endlich von seinen Wirkungen auf Grillparzer und die übrige österreichische Literatur. Frau J. Talayrach d'Eckardt (S. 185) behandelt Schillers Einfluß auf die philosophischen Anschauungen Friedrich Albert Langes, des Verfassers der Geschichte des Materialismus: leider ist ihr die Hauptquelle entgangen, die das Fundament der ganzen Studie hätte bilden müssen, Einleitung und Kommentar Langes zu seiner projektierten Ausgabe von Schillers philosophischen Gedichten, die sie (S. 186) für verloren hält, die aber (Bielefeld und Leipzig 1897) durch Ellissen aus Langes Nachlaß veröffentlicht worden

sind. Henri Lichtenberger (S. 198) sammelt Richard Wagners Urteile über Schiller, die in Verkennung und Mißverstehen seiner Individualität das Denkbare leisten: der Gedanke, daß Wagners Musikdrama ein Schillersches Ideal verwirkliche, ist für mich undiskutierbar (vgl. schon oben S. 598). Albert Lévy (S. 213) macht mit einem Aufsatze über Schiller und Heinrich von Stein, den frühverstorbenen Wagnerianer, den Schluß. —

Mit dem wertvollen, ganz Schiller gewidmeten Doppelheft der Zeitschrift für Bücherfreunde (Mai—Juni 1905, Heft 2, 3 des neunten Jahrgangs. Bielefeld und Leipzig; Euphorion 13, 342) sei meine Übersicht für diesmal geschlossen. Paul Schwenke (S. 49) teilt aus dem in seinem Besitz befindlichen, im ganzen noch nicht systematisch verwerteten Teile des Nachlasses Karolinens von Wolzogen eine Reihe interessanter Stücke in Prosa und Versen mit. Alles neue, was wir von und über Schillers Schwägerin erfahren und kennen lernen (vgl. auch oben S. 776), macht den Wunsch rege, es möchte uns endlich eine monographische Würdigung dieser merkwürdigen Frau nach der menschlichen wie nach der schriftstellerischen Seite hin gegeben werden, eine Aufgabe, die freilich in der zuerst genannten Beziehung ihre eigenartigen großen Schwierigkeiten haben dürfte. Von besonderem psychologischen Werte sind die reflektierenden, die eigene Persönlichkeit zergliedernden tagebuchartigen Aufzeichnungen aus der Mitte der achtziger Jahre, die uns über gewisse Charaktereigentümlichkeiten der Schreiberin aufklären und von der epochemachenden Wirkung erzählen, die Plutarch und Rousseaus Heloise auf ihr seelisches Leben ausübten: Rousseaus, dessen Spuren die Lengefelds kurz vorher in Clarens am Genfer See nachgegangen waren, gedenkt Karoline sonst, soviel ich sehe, nicht; in der Begeisterung für Plutarch fanden sich beide Schwestern mit Schiller einig (vgl. auch Literarischer Nachlaß[2] 1, 48. 149). Aus Karolinens Frühzeit werden noch zwei Gedichte mitgeteilt, eins davon in reimlosen Jamben, um deren Leichtigkeit Frau von Stein die Verfasserin einmal beneidete (Charlotte von Schiller 2, 314); ferner ein Stück aus Ovids Metamorphosen in demselben Versmaß. Am interessantesten, weil von Schiller eigenhändig durchkorrigiert und ausgefeilt, sind zwei Bruchstücke einer Ariostübersetzung aus dem Jahre 1792 (vgl. auch den in dieses Jahr zu setzenden Brief im Literarischen Nachlaß[2] 2, 144), von der der Anfang Schiller für die Thalia übergeben wurde und dort im ersten Stück des Jahrgangs 1793 erschien: sie zeigen uns, welchen fördernden Anteil der Dichter an der literarischen Tätigkeit seiner Schwägerin nahm, die auch in der Behandlung der freigebauten Stanze unter dem Einfluß seiner Vergilübersetzungen steht. Ein Blatt aus den Vorarbeiten zur Biographie Schillers über den „Ätherschimmer innerer Hoheit“ in seinen poetischen Gestalten ist unbedeutender. Zum Schluß berichtet Schwenke, wie seine gleichnamige

Großtante, Karolinens treue Dienerin durch ein halbes Jahrhundert, zur Erbin ihres gesamten literarischen Nachlasses bestimmt wurde, soweit derselbe nicht nach letztwilliger Verfügung vernichtet werden mußte; das Wichtigste davon liegt in den zwei bekannten, von Hase und Abeken bearbeiteten Bänden gedruckt vor. Über dem Schicksal der Originalhandschriften schwebt ein Dunkel: vernichtet sind sie jedoch nicht oder wenigstens nicht alle, denn ich selbst habe z. B. eine Reihe von Briefen Humboldts von Autographenhändlern erworben, deren Abdruck sich als sehr ungenau erweist und damit auch die Zuverlässigkeit des übrigen gedruckten Materials zweifelhaft erscheinen läßt. Aus Karolinens nach ihrem Tode versteigerter Bibliothek besitze ich das Dedikationsexemplar von Humboldts dreibändiger Kawisprache, das sie von seinem Bruder Alexander[1]) als Andenken erhielt, mit ihrem eigenhändigen Namenszug (in dem von Schwenke zitierten Auktionskatalog S. 14 als Nr. 165 verzeichnet). Das kleine Jenaer Haus vor dem Zwätzentor, nicht weit von Schillers erster Gartenwohnung, in dem sie die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens gewohnt hat, stand noch bis in die Mitte der neunziger Jahre unverändert, hat aber seitdem einem Gasthofsbau weichen müssen, an dem die alte Gedächtnistafel nach hiesiger schlechter Sitte ohne Bemerkung wieder angebracht worden ist.

Den Hamburger Teil von Schillers Bibliothek, für den wir Stargardts sorgsamen Katalog besitzen, und ein Bücherverzeichnis von des Dichters Hand, dessen kleinere Hälfte schon bei Stargardt faksimiliert war, behandelt Albert Köster (S. 62). Wie dieses Verzeichnis, das mit wenigen Ausnahmen nur französische Memoirenliteratur neuerer Zeit enthält, eigentlich aufzufassen ist, ist ihm nicht gelungen festzustellen. Er weist nach, daß wir es weder mit einem Zuwachskatalog noch mit einer Desideratenliste zu tun haben, stellt den Ausweg, es könne eine Liste zu veräußernder Werke vorliegen, eben nur als Möglichkeit hin und vermutet schließlich, es möchte sich um eine Teilung der Bibliothek zwischen Jena und Weimar bei Gelegenheit der Übersiedlung in die Residenz handeln. Als Zeit der Niederschrift ergibt sich ihm frühestens 1799 wegen der in diesem Jahre erschienenen Korrespondenz Voltaire-Bernis (Nr. 69): das ist noch zu niedrig gegriffen, da Delessarts **Siècles littéraires de la France** (Nr. 72 = Stargardt Nr. 96—101) erst 1800 erschienen sind; wir kommen also in Schillers letzte Lebensjahre. Auf den eigentlichen Zweck der Bücherliste scheint mir folgender, von Köster nicht erwogener Umstand Licht zu werfen. Zwei der Bücher, Bellievre (Nr. 17

---

[1]) Schöne Briefe von ihm an Karoline aus den Jahren 1806—1841, zwölf an der Zahl, hat Löwenberg in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1881 Nr. 42, 44, 45 drucken lassen, auf die hier hingewiesen sei, da sie in Goedekes Grundriß [2] 5, 467 nicht aufgeführt sind; auch sie müssen wohl jener Nachlaßmasse entstammen.

= Stargardt Nr. 92) und Bassompierre (Nr. 39 = Stargardt Nr. 79—80), sind nach Stargardts Notizen mit dem Besitzernamen Paulus versehen, ein drittes, Anquetil (Nr. 18 = Stargardt Nr. 94—95), zeigt den Eintrag „Für D. Paulus, d. 7. Sept. 1799. Sr." Nun spricht Schiller in seinem letzten Brief an Paulus vom 2. April 1805 (Briefe 7, 225) von einer alten, noch nicht abgetragenen Bücherschuld an diesen im Gesamtbetrage von 223 Talern (vgl. zu dieser Angelegenheit noch Briefe 7, 174. 181. 184. 232; Kalender S. 187; Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 525. 555). Schiller hatte seinerzeit Paulus die Redaktion der zweiten, die neuere französische Geschichte behandelnden Abteilung seiner Mémoires abgetreten: damit muß die Bücherliste irgendwie zusammenhängen. Ich möchte folgendes vermuten: zugleich mit der Redaktion übernahm Paulus die von Schiller für die zweite Abteilung bereits zusammengebrachten Bücher, vermehrte sie während seiner redaktionellen Tätigkeit und gab sie, vielleicht bei seinem Weggange nach Würzburg 1803, an Schiller zurück, der bei dieser Gelegenheit den Zuwachs käuflich an sich brachte, sei es nun, daß dies auf einer früher übernommenen Verpflichtung beruhte, sei es, daß es ihm aus einem andern Grunde zweckmäßig erschien, und das Verzeichnis aufstellte. Lückings versprochene Darstellung von Paulus' Redaktion und seinem Verhältnis zu Schiller ist noch nicht erschienen; Paulus' Biograph Reichlin-Meldegg gibt keine Auskunft. Ich bemerke noch, daß sich drei von den in diesem Verzeichnis aufgeführten Büchern jetzt im Weimarer Schillerarchiv befinden: Louvois' Lebensbeschreibung (Nr. 13 = Schüddekopf Nr. 2; Kösters bibliographische Angabe ist danach unrichtig), Byler (Nr. 36 = Schüddekopf Nr. 32) und Schärtlin (Nr. 68 = Schüddekopf Nr. 174). Das Fragezeichen, das Köster zu seiner Nr. 2 gesetzt hat, erledigt sich durch Vergleichung der Angaben bei Stargardt Nr. 7—10 und Schüddekopf Nr. 3: es handelt sich um zwei verschiedene Werke über den Frieden von Ryswyk.

L. Gerhardt (S. 68) gibt Auszüge aus der Schillerbiographie von Duvau, der eine Zeitlang an Mouniers Institut in Belvedere als Professor beschäftigt war: seine Urteile über Schillers Dramen zeigen den gebildeten Durchschnittsfranzosen und sind nirgends individuell; eine kurze Stelle schildert Schiller im Gespräch und in der Gesellschaft auf Grund persönlicher Eindrücke. Alexander von Gleichen-Rußwurm (S. 75) plaudert über Schillerausgaben im Wandel der Zeit. Seine ältere Vermutung (vgl. Briefe 5, 498), daß die Neujahrsverse, die Spener für 1799 mit Bolts Guckkastenmann drucken ließ, von Schiller stammen, sucht Fritz Jonas (S. 81) aufs neue zu stützen, ohne daß er urkundliche Beweise beibringen kann: seine Darlegungen haben mich jetzt so wenig wie damals überzeugt; ich vermag die Verse aus inneren Gründen nicht für Schillerisch zu halten. Ernst Müller (S. 84) erzählt vom

Schillerhaus und Schillerdenkmal in Marbach. Gotthilf Weisstein (S. 89) reproduziert und bespricht den Urdruck von Schillers Elegie auf den Tod Weckherlins, der noch die vom Zensor Volz beanstandeten Wendungen aufweist und über den selbst Goedeke erst in einem Nachtrag berichten konnte (Sämtliche Schriften 1, 368), während er als Text die durch die Zensur gegangene Fassung bringt. Erich Ebstein (S. 94) behandelt, ohne neues zu bringen, Schillers und Bürgers gegenseitiges Verhältnis: ich gestehe nicht recht begreifen zu können, wie man sich über Schillers bekannte Rezension moralisch hat entrüsten können, die doch in den allgemeinen Partien, wo sie nicht Bürgers Schwächen schonungslos, aber gerecht beurteilt, nichts ist als eine psychologische Urkunde ersten Ranges für Schiller selbst und eine Abrechnung mit seiner eigenen Vergangenheit. Leopold Hirschberg (S. 103) charakterisiert eine Anzahl jetzt vergessener Illustrationen und Karikaturen zu Schillerschen Werken. Paul Trommsdorff (S. 118) teilt einen Brief von Conz aus dem Jahre 1785, Jakob Minor (S. 120) ein Billett Hendrichs, des späteren Kommandanten von Jena, über den „Spaziergang" an Schiller mit: in dem letzteren werden sehr geistvoll und mit feinem poetischen Verständnis Schiller und Matthisson verglichen und man begreift, wie Hendrich dazu kam, Tischgenosse eines Goethe, Schiller, Humboldt, Fichte zu sein. Gotthilf Weissteins Vermutung (S. 122), der berühmte springende Löwe auf dem Titelblatt der Räuber möchte einer heraldisch stilisierten Löwenfigur auf einer dem Karlsschüler Schiller gehörigen Weinflasche, die sich im Nachlaß Schlotterbecks befand, nachgebildet und von diesem gezeichnet sein, scheint mir angesichts beider Figuren nicht recht glaublich. Zum Schluß gibt Hugo Oswald (S. 124) eine bibliographische Übersicht der Gelegenheitsliteratur zur Schillerfeier von 1859.

Auch das Beiblatt bringt nur Referate über neuere Schillerliteratur, die allerdings leider mehrfach recht kritiklos sind. Eine Fülle von gutgelungenen Illustrationen und vorzügliche Faksimiles (zwei Blätter von Karolinens Ariostübersetzung, Schillers Bücherliste, der Guckkastenmann für 1799, die Elegie auf den Tod Weckherlins) gereichen dem Heft zu besonderer Zierde.

Jena. Albert Leitzmann.

Simon Heinrich, Der magische Idealismus. Studien zur Philosophie des Novalis. Heidelberg 1906, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Spenlé E., Novalis. Essai sur l'idéalisme romantique en Allemagne. Paris 1904, Hachette & Cie.

Schlaf Johannes, Novalis und Sophie von Kühn. Eine psychophysiologische Studie. München-Schwabing 1906, E. W. Bonsels.[1] (Schluß.)

---

[1]) Vgl. oben S. 609 ff., wo S. 626 Zeile 3 v. u. zu lesen ist: das magische Formen (für: die magischen Formen) und S. 629 Zeile 7 v. u.: 628 (für 49).

Und so steht es auch mit den Problemen, die Simons Schlußkapitel „Der magische Glaube" (S. 138 ff.) berührt. Auch in seinen religiösen Fragmenten ist Einfluß Fichtes und Schleiermachers festzustellen; aber nicht ein aufgegriffenes Wort, sondern ein eigenstarker, nach vorwärts drängender Geist treibt ihn.

Drei Formen des Gottesbegriffes scheidet Simon bei Novalis: den magischen, den moralischen, den Gott der Liebe. Gott ist erstlich der magische Ursprung der Welt, die unendliche Tätigkeit, das schaffende Prinzip. Dieser magische Gott ist Natur und Geist. Faßt man indes Natur als das reale Leben in Raum und Zeit, so trennt sich Natur und Gott. Gott ist dann „das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem sie einst harmonisieren soll"; dieser „moralische" Gott ist etwas höheres als der magische. Neben beiden offenbart sich der Gott der Liebe als der eigentliche Gegenstand des unmittelbaren Gottbewußtseins. „Nur durch die Liebe, diese höchste Steigerung unseres Gefühls, erhalten wir die Kraft ... zum tiefsten Geheimnis unserer Persönlichkeit zu gelangen, den höheren Menschen in uns zu erwecken und so das Geisterreich schon auf Erden zu gründen. ... Die Liebe wird so der letzte metaphysische Urgrund der Welt, das „höchste Reale", das „Amen des Universums", das alles umschlingende Band" (S. 140 f.). Diese religiöse Liebe ist identisch mit Schleiermachers „schlechthinniger Abhängigkeit"; ist reinstes Empfinden und zugleich die Voraussetzung aller lebendigen Tat.

In der Idee des reinen Christentums findet Novalis den entsprechenden Inhalt für seinen religiösen Sinn. Das Christentum erfüllt die drei Bedingungen, die Novalis von einer Religion fordern mußte: die religiöse, philosophische und künstlerisch-symbolische. Es schafft „Freude an der Religion", es ist das Symbol all unserer Möglichkeiten, das Irdische zum Symbol des Geistes zu erheben, es gibt in Christus, in seiner Mutter und in den Heiligen Symbole künstlerischer Formung philosophischer Erkenntnis: Christus, der Gott gewordene Mensch, ist eine absolute Synthese des Unendlichen und Endlichen, Maria wird zur Idee des reinen Weibes überhaupt. Wie in seiner Dichtung ist auch in seiner Religion Novalis von solcher Spekulation ins Leben weitergegangen. Auch hier erstehen „reale" Bestrebungen.

Simon möchte aus all dem geistigen Ringen Hardenbergs eine Maxime sich herausholen; sie lautet: „Rein erleben, nur dem Rhythmus des innersten eigensten Selbst lauschen und ihm gehorchen. Nicht in der Welt draußen, in irgend einem Inhalt des Lebens ruht die Bestimmung unserer Seele, sondern nur in uns selbst rauscht die Quelle der Ewigkeit, und nur im Einmaligen, Ureigensten liegt der letzte Wert beschlossen." (S. 147.) Zu dieser Lösung ist Novalis und die ganze Romantik mit ihm nicht gelangt. Sie sind im Dualismus des Eigenen und des Fremden befangen geblieben. „Aber ihr Ringen ... nach Überwindung der ‚Zwei'

ist die Folge des höchsten Strebens, und wenn ihren Werken und ihrem Leben auch gegenüber den großen, naiv gestaltenden Geistern, die frühzeitig durch die Natur oder die Stärke ihres Willens in die ‚Eins‘ getrieben wurden, immer ein Zug von Unvollkommenheit anhaftet, so werden wir dieses Letzte, Nichtgelöste aller romantischen Kunst und alles romantischen Lebens gerade darum lieben, weil es das Kind einer Sehnsucht nach dem Unendlichen ist.“ — So schließt Simons Monographie.

Mit den Äußerungen über den magischen Gott und den moralischen Gott, auf die ich oben (S. 627 f.) hingewiesen habe, sucht Simon sich hier auseinanderzusetzen. Die Tatsache, daß der magische Gott nicht als höchste Stufe erscheint, wie es doch in einem System zu erwarten wäre, das „magischer Idealismus“ heißt, glaubt Simon durch folgende Wendung begreiflich machen zu können: „Die Einheit des Seienden in der magischen Kraft der Weltseele ist gleichsam nur die mögliche Einheit, die Fähigkeit zur Einheit, aber nicht die absolute Einheit, diese ist erst im ‚sittlichen Wesen par excellence‘, also erst in der Idee denkbar . . . Aber es ist dann doch wieder der ‚Magier‘, der das Werkzeug des moralischen Gottes ist, denn ‚wir müssen Magier zu werden suchen, um recht moralisch sein zu können‘. Wir müssen die aktiven Kräfte unserer Seele stärken, die Sinnenwelt durch den Geist beherrschen, wir müssen ‚Dichter‘ sein“ (S. 139 f.). Ist hier nicht Novalis Behauptung, daß der Magier lediglich eine Vorstufe zur Erkenntnis des „moralischen Gottes“ bedeute, unnötig zu einem Ruhmestitel des Magiers gemacht? Er bleibt eben doch nur eine Vorstufe.

Abermals trennt sich Simon von Hardenbergs Sprachgebrauch, wenn er den „Gott der Liebe“ als höchste Stufe proklamiert. Der Ausdruck erscheint bei Novalis meines Wissens niemals. Und so bleibt denn auch fraglich, ob der Klimax: magischer, moralischer Gott, Gott der Liebe der Anschauung Hardenbergs entspricht. Für Simon indes wird der von ihm geschaffene Gott der Liebe ein bequemes Mittel, den Begriff „Liebe“, der in Hardenbergs Denken eine große Rolle spielt, nun endlich auch zur Behandlung gelangen zu lassen; daß Liebe und Religion bei Novalis Hand in Hand gehen, ist ja sicher. Und ganz zuletzt, in dem zitierten Schlußpassus der Monographie meldet sich auch noch die „Sehnsucht“ nach dem Unendlichen — abermals ein Hardenbergscher Begriff, den ich nicht an das Ende, sondern an den Anfang gestellt hätte.

Ehe ich jedoch über „Liebe“ und „Sehnsucht“ weiteres vorbringe, sei ein zusammenfassendes Wort über Simons Buch gesagt. Die kritischen Zwischenbemerkungen, die ich einzufügen hatte, treffen samt und sonders in einem Punkte zusammen: Die philologische Seite der Arbeit, die Erörterung der Terminologie, ist die Schwäche des Buches. Man gestatte mir ein Bekenntnis: ich bin bei der Abfassung von Untersuchungen, die vom literarhistorischen Standpunkte und für den Literar-

historiker philosophische Gedankenentwicklung verdeutlichen sollten, mehr und mehr zur Überzeugung gelangt, daß nur strengste Sauberkeit der Terminologie tatsächlich weiterhelfe. Der Historiker der Philosophie muß zum Philologen werden, wenn er die Geschichte eines Begriffes schreibt. Freilich wird er nie bloß Philologe sein dürfen. Ihm ist vor allem wichtig, die Entstehung und Ausgestaltung eines philosophischen Begriffes zu erfassen; und wenn dieser Begriff in seinem Werden den Namen wechselt, darf man sich durch die terminologische Wandlung nicht beirren lassen. Wer mithin bloß von dem Worte philologisch sich leiten ließe, der würde dem philosophischen Problem niemals gerecht.

Ich gebe ein Beispiel: schreibe ich die Geschichte des ästhetischen Organismusbegriffes, so habe ich selbstverständlich nicht nur die Werke, Aufsätze, Stellen zu vergleichen, in denen die Wörter „Organismus", „organisch" usw. im ästhetischen Sinne benutzt sind. Solche rein philologische oder lexikalische Betrachtung gäbe nur ein unvollständiges Bild. Vielmehr sind alle Äußerungen zu erkunden und in Verbindung zu setzen, die einen Parallelismus des ästhetischen Werdens und der Entwicklung eines Organismus der Natur behaupten oder leugnen. Ob dabei das Wort Organismus oder organisch erscheint, ist gleichgiltig. Das ist wohl ganz selbstverständlich.

Allein die Darlegung des ganzen Ideenkomplexes muß unbedingt die Terminologie aufs sorgfältigste beachten, muß ganz genau erkennen lassen, wo für den Begriff das Wort „Organismus" oder „organisch", wo ein anderes gebraucht wird und welches Wort sich einstellt. Vor allem liefere ich nur auf diesem Wege eine wissenschaftlich brauchbare, d. h. nachprüfbare Leistung. Wie soll sonst erhellen, ob an dieser oder jener Stelle wirklich ein Ausdruck erscheint, oder ob ich, lediglich interpretierend und damit natürlich hypothetisch Eignes hinzutragend, nicht etwa eine anfechtbare Kombination biete? Sobald das philologische Band, die Einheit des Terminus fehlt, bleibt jede rein ideelle Verknüpfung verwandter Begriffe eine Vermutung. Ich verhülle das Hypothetische der Verknüpfung, wenn ich verschweige, daß terminologische Zusammenhänge der Verknüpfung nicht zugrunde liegen. Man gerät dann in dieselbe Unsicherheit hinein, die bei Übersetzungen philosophischer und ästhetischer Werke sich so leicht einstellt.

Im 23. Kapitel der Poetik des Aristoteles wird die ganze und in sich abgeschlossene, Anfang, Mitte und Ende besitzende Handlung eines Epos oder einer Tragödie mit einem ζῷον ἓν ὅλον verglichen. Wer diese Wendung mit „einheitlicher und ganzer Organismus" übersetzt, trifft sicher den Nagel auf den Kopf. Dennoch wäre es verfehlt, den modernen ästhetischen Organismusbegriff, an dessen Ausgestaltung das ganze 18. Jahrhundert gearbeitet hat, Aristoteles zuzuschreiben, insbesondere aber die Leistung neuerer Denker, die dem Begriffe endlich den Namen „Organis-

mus" gaben, durch eine Interpretation zu entwerten, die das Wort „Organismus" schon Aristoteles zuzuschreiben nahelegt.

Daß in diesen Erwägungen nicht philologische Neigungen gegen philosophischen Brauch ausgespielt werden, der das Wort so hoch unmöglich schätzen kann, daß auch der Philosoph philologische Exaktheit in Sachen der Terminologie mehr und mehr achten lernt, beweist neben anderem (etwa neben neueren Versuchen, terminologische Lexika und Glossare zu zu schaffen) klar genug der oben (S. 614) zitierte Einwand Diltheys Er hält sich an die Wendung „magischer Idealismus" und stellt fest. daß sie nicht eindeutig von Novalis gebraucht wird. Dilthey legt mithin auf die sprachliche, terminologische Formung des Begriffes ganz denselben Wert, den der Philologe ihr zuschreibt.

Wie nun aber gleichfalls oben schon gesagt ist, hat Simon die nächste Aufgabe, eine Deutung der schwer faßbaren, schwer unter sich in Einklang zu setzenden Äußerungen Hardenbergs über den „magischen Idealismus" nicht an den Anfang seiner Arbeit gesetzt, ja nicht einmal im Laufe der Arbeit geleistet. Die Folge war, daß ich bei der Analyse der Monographie auf Schritt und Tritt gegen Anwendungen des Terminus mich wehren mußte, die dem Wortlaut und dem Sinn der Aussprüche Hardenbergs widersprechen.

Hätte jedoch Simon von Anfang an eine Interpretation des Terminus versucht, dann wäre er notwendig auch dazu gelangt, den Begriff „Magie" bei Novalis zu umschreiben. Jetzt konstruiert er — gegen Hardenbergs Sprachgebrauch — ein magisches Ich, ein magisches Erleben, magisches Formen usw.; und dabei erfahren wir aus seinem Buche nicht, was alles für Novalis in dem Worte Magie enthalten war.

Simon verwertet „Magie" durchaus in dem Sinne „jener ewigen Substanz, jenes unerschöpflichen ideellen Stoffes, aus dem jeder Wert im Menschen stammt" (S. 3); daß „Magie" von Novalis auch noch in anderem Sinne gebraucht wird, ist uns auf unserem Wege mehrfach aufgefallen. Schon die seltsamen und widerspruchsvollen Elemente, die das Fragment 936 (Bd. 3, 335: „Lassen sich Krankheiten nach Belieben machen ... Ist ein Genie möglich ... Ist Magie möglich?") verbindet, geben zu neuen Erwägungen Anlaß, ganz wie das Fragment 440 (Bd. 3, 97), das Dilthey den Interpreten des „magischen Idealismus" entgegen hält.

Aus dem Fragment 53 (Bd. 2, 192 f.) über „intellektuale Anschauung" hat sich aber vollends ableiten lassen, daß Novalis dem Denkorgan die Kraft zumißt, nicht nur geistig, sondern auch physisch zu wirken. Ich füge sofort das Fragment 82 (Bd. 2, 202) an: „Der tätige Gebrauch der Organe ist nichts als magisches, wundertätiges Denken, oder willkürlicher Gebrauch der Körperwelt; denn Wille ist nichts, als magisches, kräftiges Denkvermögen." Dann das Fragment 84 (ebenda):

„Der physische Magus weiß die Natur zu beleben und willkürlich, wie seinen Leib, zu behandeln“; das Fragment 87: „Über sogenannte gefährliche Gedanken, Nähern sich etwa manche Gedanken der magischen Grenze? Werden manche ipso facto wahr?“; das Fragment 88: „Der größeste Zauberer würde der sein, der sich zugleich so bezaubern könnte, daß ihm seine Zaubereien wie fremde, selbstmächtige Erscheinungen vorkämen. Könnte das nicht mit uns der Fall sein?“

Ich stelle fest: Durch das Fragment 82 wird die Bemerkung des Fragmentes 53 über Fichtes „intellektuale Anschauung“ ausdrücklich mit „magischem“ Denken verknüpft. Da wie dort ist von den Wirkungen des „Denkorgans“, des „Denkvermögens“ die Rede. Beidemal erscheint Wille und „magisches“ Denkvermögen als identisch. Das Fragment 53 behauptet ebenso wie 82 und 84, daß der menschliche Wille die Natur zu beeinflussen vermöge: vom „willkürlichen Gebrauch der Körperwelt“ spricht Novalis; dem „physischen Magus“ wird zugestanden, daß er die Natur ebenso willkürlich zu behandeln vermöge wie seinen Leib. Noch unzweideutiger behauptet das Fragment 53, man habe genugsam Beispiele von Menschen, die eine willkürliche Herrschaft über einzelne, gewöhnlich der Willkür entzogene Teile ihres Körpers erlangt hätten. Es hofft, daß der Mensch einst imstande sein werde, verlorene Glieder zu restaurieren, sich bloß durch seinen Willen zu töten. „Es wird vielleicht nur von ihm dann abhängen, einen Stoff zu beseelen. Er wird seine Sinne zwingen, ihm die Gestalt zu produzieren, die er verlangt.“ Die Fragmente 87 und 88 stehen in engstem Zusammenhang mit diesen Vermutungen.

Die Fragmente 51 und 52 (Bd. 2, 191 f.) gehören gleichfalls hierher; es hängt nur von uns ab, „uns einen Körper zu geben, welchen wir wollen“. „In der Periode der Magie dient der Körper der Seele, oder der Geisterwelt.“

Kann noch ein Zweifel bestehen, daß hier eine ganz andere „Magie“ gemeint ist als die von Simon umschriebene? Diese Magie steht dem landläufigen Begriffe weit näher; es ist die Magie, wie sie etwa Carl v. Eckartshausen (1752 bis 1803) vertritt, der in Novalis Bibliothek mit zwei Büchern vertreten ist (vgl. E. Heilborn, Novalis der Romantiker. Berlin 1901, S. 221). Eckartshausen bewegt sich ja wirklich in Gedankengängen, die Novalis naheliegen konnten, wenn dieser Fichtes Lehre der Selbstbestimmung und Hemsterhuis' Anschauungen von einer künftigen weiteren und tieferen Erkenntnisfähigkeit des moralischen Organs weiter verfolgte. „Der Mensch, der das Geheimnis weiß, sich so sehr vom Sinnlichen zu trennen, als es seiner Natur nach möglich ist, sieht deutlicher und klarer, denn er sieht durch das Licht seiner Seele, unabhängend von der gröberen Organisation“, so heißt es bei Eckartshausen (vgl. dessen „Aufschlüsse zur Magie“, München 1791 f. Bd. 1, 28). Wie nah der transzendentale Idealismus Fichtes mit der Magie Eckartshausens sich

berührt, erkennt man aus solchen Wendungen. Und Hemsterhuis' Annahme der Steigerungsfähigkeit unserer erkennenden Organe begegnet sich gleichfalls mit Anschauungen Eckhartshausens: „Du hast Auge, Ohr, Nase, Körper; es steht in deiner Macht, mit deinem Auge zu sehen, was andere nicht sehen, mit deinem Ohr zu hören, was andere nicht hören, mit deinem Körper zu fühlen, was andere nicht fühlen. In jedem Menschen liegt die Fähigkeit mehr oder weniger. Weißt du dieses, so werden dir Ahnungen und Visionen erklärbar werden; sie gründen sich nicht in der Einbildung, sondern wirklich in der Natur" (a. a. o. S. 14). Wenn vollends Novalis von der Allmacht des Magiers spricht, so heißt es bei Eckartshausen: „Nichts gleicht der Kraft des menschlichen Geistes, unumschränkt ist seine Wirkung" (a. a. O. S. 18).

An diese magische Kraft denkt wohl auch Hardenberg, wenn er — den Entschluß, Sophien nachzusterben, im Auge — an Just am 29. März 1797 schreibt: „Ich weiß, daß eine Kraft im Menschen ist, die unter sorgsamer Pflege sich zu einer sonderbaren Energie entwickeln kann." Ich zögere nicht, jetzt schon den magischen Zustand, den Novalis meint, mit dem technischen Worte „Trance" zu benennen. „Das englische Wort," sagt Alfred Lehmann („Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis zur Gegenwart. Deutsche autorisierte Ausgabe von Dr. Petersen". Stuttgart 1898, S. 590), „bezeichnet einen Zustand, in dem die Seele gleichsam dem Körper entrückt ist, in inneres Schauen verloren und unempfänglich für die Reize der Außenwelt". Er fügt hinzu, daß das griechische Wort Ekstase genau dasselbe bedeute. Der Ekstase aber sind wir in Novalis' Fragmenten schon begegnet; und zwar stand sie da mit Fichtes „intellektueller Anschauung" zusammen (N. 120, Bd. 3, 186).[1] Es handelt sich um einen Zustand der Autohypnose. Swedenborg bezeichnet ihn als einen Zwischenzustand zwischen Wachen und Schlafen, in dem man nichts anderes wisse, als daß man völlig wach sei (vgl. Lehmann S. 501). Kurzum: Novalis' „physische Magie" gehört in den Kreis der Erscheinungen, die wir heute Autohypnose nennen. Autohypnose ist für ihn ein Werk der Willenskraft, die wiederum von ihm mit dem Denkvermögen in eins gesetzt wird. Wenn irgendwo, so wird an diesem Punkte Erkenntnis ins Gebiet des Willens hineingetragen, unser Erkennen von einem moralischen Akt abhängig gemacht.

---

[1]) Vgl. auch Friedrich Schlegel an Schleiermacher, Frühjahr 1798 (Bd. 3, 76 f.): „Hardenberg hat sich merklich geändert, sein Gesicht selbst ist länger geworden und windet sich gleichsam von dem Lager des Irdischen empor wie die Braut zu Korinth. Dabei hat er ganz die Augen eines Geistersehers, die farblos geradeaus leuchten. Er sucht auf dem chemischen Wege ein Medikament gegen die Körperlichkeit (mittels der Ekstase), die er denn doch für eine Sommersprosse in dem schönen Geheimnis der geistigen Berührung hält." Über verwandte Vorstellungen bei Boehme vgl. Edgar Ederheimer, Jakob Boehme und die Romantiker. Heidelberg 1904, S. 21 f., 87 ff.

Selbstverständlich möchte ich nicht wagen, alle Äußerungen von Novalis, die das Wort „Magie“ benutzen, also auch die sämtlichen Stellen über den magischen Idealismus ins Okkultistische hinüberzuspielen. Vorläufig kann nur behauptet werden, daß Novalis bei dem Worte Magie auch an Okkultistisches denkt, an eine Steigerung der Willenskraft, die in die Körperwelt einzugreifen und sie willkürlich zu bestimmen gestattet. Das ist der Novalis, der nach dem Tode Sophiens von Kühn sein eigenes Ableben durch die Kraft seines Geistes, d. h. autohypnotisch erzielen will; der dabei seine seelischen und körperlichen Zustände so genau verfolgt, daß er zum Hypochonder und Neurastheniker hat werden, seinem Empfindungs- und Gefühlsleben einen Stich in Perverse hat einimpfen müssen. Das Interessante an der Sache ist, daß all dieses Streben aus Hemsterhuis' und Fichtes Anschauungen, aus ihrer starken Bewertung der menschlichen Willenskraft, erwächst.

Daß in solcher Magie eine Einseitigkeit vorliege, hat Novalis erkannt und ausgesprochen. Darum redet er im Fragment 51 von der „Periode“ der Magie, in der der Körper der Seele dient, verlangt im Gegensatz dazu „Harmonie“ von Körper und Seele und hält mithin diese „Periode“ für etwas vorübergehendes. Oder er behauptet (Nr. 1109 Bd. 3, 373), aus Trägheit verlange der Mensch entweder „bloßen Mechanismus“ oder „bloße Magie“. Hier wurzelt wohl auch das Fragment 440, das Dilthey herausgehoben hat, die Äußerung über magische Idealisten und magische Realisten, die beide zu „wahrhaften Propheten“, zu „heiligen, isolierten Wesen“ gestempelt werden, „die das höhere Licht wunderbar brechen“, aber nicht zu Vertretern höchster menschlicher Entwicklung.

Zugleich aber zieht eben dieses Fragment die Grenze zwischen der Magie des Idealismus und der Magie des Okkultismus. „Jener sucht eine Wunderbewegung, ein Wundersubjekt — dieser ein Wunderobjekt, eine Wundergestalt.“ Ebenso dient zur Grenzbestimmung das oben (S. 628 f.) erwähnte, von Simon benutzte Fragment 233 (Bd. 3, 46) über die „wahrhaften Schwärmer und Mystiker“, „diese wunderliche, groteske Masse“, die „künftige Historiker der Magie“ „zu säubern, zu läutern und zu erklären“ haben werden. Die „wahrhaften Schwärmer und Mystiker“ sind die magischen Realisten, die Okkultisten.

An „Synthese der Geister- und Sinnenwelt“ im Sinne einer gleichmäßigen Bewertung und Betätigung beider Welten aber denkt Novalis nicht, wenn er von Magie spricht. Vielmehr herrscht in der Magie die Geisterwelt über die Sinnenwelt, genau so wie bei Kant und wie bei Fichte. Darum kann das Fragment 58 (oben S. 629 f.) den „magischen Idealismus“ der Reihe: „Schwärmer oder transzendente Dogmatiker, Kant, Fichte“ anfügen. Wirklich haben wir ja gesehen, daß Simon überall da, wo er den Begriff der Harmonie von Geister- und Sinnenwelt erörtert,

im Gegensatz zu dem Wortlaut von Novalis' Äußerungen das Wort „magisch" einführt.

Ich bestreite deshalb die Richtigkeit der Konstruktionen Simons nicht; aber ich streiche ruhig fast alle Stellen, in denen er von „magisch" und von „magischem Idealismus" spricht; und so streiche ich auch den Titel der Arbeit. Was Novalis „magisch" und „magischen Idealismus" nennt, finde ich bei Simon nicht vor; und was bei Simon so heißt, das kann ich in Novalis' Schriften nicht entdecken.

Nur an einer Stelle berührt sich die Hardenbergsche Verwertung des Begriffes mit Simons Terminologie. Innerhalb der Kunst ist die Fähigkeit, die Sinnenwelt magisch, d. h. nach Willen zu bestimmen, an ihrem richtigen Platze. Darum kann das Fragment N. 1165 (Bd. 3, 384) die Phantasie als „eine solche außermechanische Kraft" bezeichnen, die „einen reinen Gedanken, ein reines Bild, eine reine Empfindung" erwecken kann, d. h. „Gedanken, Bilder, Empfindungen, die nicht durch ein korrespondierendes Objekt erweckt usw., sondern außerhalb der sogenannten mechanischen Gesetze, der Sphäre des Mechanism, entstanden sind". Das nennt Novalis „Magism oder Synthetism der Phantasie"; und er setzt hinzu: „Philosophie erscheint hier ganz als magischer Idealism", ich aber interpretiere: ein solcher Prozeß des Dichtens, des Schaffens der Phantasie, ins Philosophische übertragen und erkenntnis-theoretisch gefaßt, heißt „magischer Idealismus". Er ist nicht die höchste Stufe erkennender, sondern eine Form künstlerischer Tätigkeit. Das stimmt mit meiner Interpretation des Fragments 73 (Bd. 2, 199 f. oben S. 615). Wenn indes der Künstler zu voller Harmonie von Sinnen- und Geisterwelt emporsteigen will, muß er diese Stufe überwinden, auf der die Sinnenwelt zu kurz kommt. Und aus demselben Grunde ist ein magischer Gott noch lange nicht die höchste Stufe der Gottheit.

In seiner etwas verschwommenen und den Sachverhalt verundeutlichenden Weise hat A. W. Schlegel in den Berliner Vorlesungen (Bd. 2, 62, 12 bis 24) Gedanken wiedergegeben, um die es sich hier handelt: Die Poesie fordere von der Physik die Magie. „Was verstehen wir unter diesem Worte? Unmittelbare Herrschaft des Geistes über die Materie zu wunderbaren unbegreiflichen Wirkungen." Das stimmt völlig mit den oben angedeuteten Ansichten von Hardenberg. Und Hardenbergisch ist es auch, wenn Schlegel fortsetzt: „Die Magie ist ebenfalls durch schlechte Zauberer in Mißkredit gekommen." Dann aber bestimmt er die poetische Magie nicht gerade sehr eindeutig: „Die Natur soll uns wieder magisch werden, d. h. wir sollen in allen körperlichen Dingen nur Zeichen, Chiffern geistiger Intentionen erblicken, alle Naturwirkungen müssen uns wie durch höheres Geisterwort, durch geheimnisvolle Zaubersprüche hervorgerufen erscheinen, nur so werden wir in die Mysterien eingeweiht, so weit unsere Beschränktheit es erlaubt, und lernen die un-

aufhörlich sich erneuernde Schöpfung des Universums aus Nichts wenigstens ahnen."

Ich hoffe wohl mit Recht, daß Simon meine Einwände anerkennen werde; sagt doch seine „Einführung" (S. 6 f.): „Der geheimnisvolle Akt künstlerischen Zeugens ist jene freie Handlung, in der das ‚Unwirkliche' wahrhaft über das ‚Wirkliche' herrscht ... Und haben wir nicht in der Kunst den stoffbefreitesten, übersinnlichsten Ausdruck, das ewige Symbol der Freiheit, des Sieges über die Materie?" Nur daß Kunst, von dieser Seite allein gesehen, eine Einseitigkeit wäre. Sie will bei Novalis — ganz wie bei den Klassikern — eben nicht nur „Sieg über die Materie", sondern Harmonie von Materie und Form erzielen. Das hat Simon selbst dargetan.

Hätte Simon die „Magie" Hardenbergs terminologisch exakt bestimmt, dann wäre ihm klar geworden, daß für Novalis „Magie" und vor allem „magischer Idealismus" nur einen „Sieg über die Materie", nicht Harmonie bedeute. Diesen Sieg strebt auch der Okkultist, der magische Realist, der Mystiker an. Novalis aber wollte mehr. Und diesen Wunsch Hardenbergs erkennt am besten, wer ihm die Wege ins Okkultistische nachschreitet.[1])

Dabei zweifle ich nicht, daß Simon die okkultistische Richtung in Hardenbergs Äußerungen über Magie wohl erkannt hat. Aber er wollte nur die Form von Novalis' Denken ergründen, nicht die Inhalte dieser Form. Dem Erkenntnistheoretiker mag solche Selbstbeschränkung richtig erscheinen: der Literarhistoriker kann sie nicht schätzen. Denn — wie wir gesehen haben — legt sie nahe, mit Begriffen zu arbeiten, deren Erklärung sie sich erspart. Mir wenigstens ergibt sich kein deutliches Bild, wenn ich den Philosophen rein formal mit Worten hantieren sehe, deren Sinn weit über den formalen Rahmen hinausdeutet. Simon hat durch seine willkürliche Verwertung der Terminologie den Einwänden Diltheys Tür und Tor offen gelassen. Er läßt indes auch zugleich der Forschung freie Hand, sich auf die Hardenbergschen Äußerungen über Magie allein zu berufen und Novalis völlig zum Okkultisten zu stempeln.

Diese Annahme ist nicht gegenstandslos. Denn schon vor Simon ist ein Interpret Hardenbergs aufgetreten, der ihn ganz ins Okkultistische hineinschiebt.

Spenlés Buch über Novalis ist zwei Jahre vor Simons Monographie erschienen. Ich hatte ihm längst eine längere Besprechung zugedacht; mit vielen anderen ist auch diese Absicht bisher unausgeführt geblieben. Jetzt könnte ich mich begnügen, auf die ausgezeichnete

[1]) Dies tut auch Olshausen (S. 64 ff.); und ich freue mich, daß er im wesentlichen die Auffassung teilt, die ich oben entwickelt habe. Auch darin sind wir einig, daß Novalis die Entwicklungsphase, auf der er seinen magischen Idealismus erdacht hat, später überwindet (S. 71 ff.).

Charakteristik zu verweisen, die Marie Joachimi-Dege (Deutsche Literaturzeitung 1906, Sp. 3085 ff.) geliefert hat und der ich fast durchaus zustimme. Doch scheint es mir auch heute noch nicht vergebliche Arbeit, einzelne der von Spenlé aufgeworfenen Probleme noch etwas näher zu betrachten.

Auch Spenlé ist mit philosophischer Schulung an Novalis herangetreten. In keiner Weise kann man ihm den Vorwurf machen, daß er nur mit philologischem Handwerkzeug das Wesen eines Dichters ergründen will, der philosophische Gedankengänge so gern begeht wie Novalis. Vielmehr ergänzt sich philologischer Scharfblick und philosophische Schulung sehr gut bei Spenlé. Nur bewegt er sich nicht in so schnurgerader Linie auf das Ziel los wie Simon. Will er doch den ganzen Novalis begreiflich machen, nicht nur dessen Weltanschauung auf eine Wurzel zurückleiten.

Ich bekenne, daß mich Spenlés Buch freudig überrascht hat, je tiefer ich eindrang. Freilich war der erste Eindruck wenig günstig. Gewitzigt durch üble Erfahrungen, die bei vielen der zahllosen neueren Schriften über Novalis sich mir ergeben hatten, bin ich mit Mißtrauen an Spenlés Arbeit herangetreten. Und wirklich erregten einzelne Thesen seines Vorworts meinen Widerspruch.

Novalis wird da gleich anfangs der Schlüssel der deutschen Romantik genannt. Das Urteil geht in letzter Linie auf Eichendorff zurück. Allein wir erkennen mehr und mehr, daß neben, ja vor Novalis der Name Fr. Schlegels zu nennen ist, wenn von den Schöpfern der Romantik Deutschlands die Rede ist. Als dritter rückt Wackenroder in den Vordergrund, während W. Schlegel und doch auch Tieck etwas von der Rolle romantischer Gedankenschöpfer an jene abzugeben beginnen. Da verrät es schon einige Unkenntnis dieser neuesten Evolutionen der Forschung auf romantischem Felde, wenn Spenlé die Brüder Schlegel und Tieck ohne weitere Differenzierung vereint zu Novalis in Gegensatz stellt und ihnen zwar zuerkennt, daß sie im Gebiet der Romantik eine breitere Stelle einnehmen, nicht indes so weit wie Novalis in die Tiefe gedrungen sind. Er nennt sie „assimilateurs géniaux, explorateurs infatigables" und meint, sie hätten sich vor allem bemüht, ihr Reich möglichst auszudehnen und erobernd bis in die fernsten Epochen und Kulturen vorzudringen. Das träfe noch am besten für W. Schlegel zu, weniger für Tieck. Fr. Schlegel aber findet in diesen Prädikaten sicher nicht eine gerechte Würdigung; und Wackenroders ist überhaupt nicht gedacht.

Befremdend ist ferner das Hauptziel, das Spenlé seiner Darstellung im Vorwort gibt. Er meint zunächst mit Recht, nach einer Seite könne er die Erforschung der Romantik erweitern und vertiefen: ihre Beziehungen zum religiösen Mystizismus und noch mehr zum wissenschaftlichen und sozialen Okkultismus des ausgehenden 18. Jahrhunderts will er aufdecken. Wie notwendig dies ist, hat die Analyse von Simons Schrift

ergeben. Zu weit geht jedoch Spenlé, wenn er seiner Behauptung folgende Stützen leiht: die Frühromantik wollte weniger eine literarische Schule oder Doktrin sein, als eine philosophische Sekte von freimaurerischem Charakter, die neben ihrer literarischen Tätigkeit ihre „esoterischen", nur für die Eingeweihten bestimmten Glaubenssätze besaß. Hier wurzle der enzyklopädische Charakter ihre Bemühungen. Die Frühromantik dürfte denn doch die Grundlagen ihrer Weltanschauung zunächst anderen und geistig bedeutenderen Mächten danken. Dabei bleibt noch immer die Möglichkeit, daß sie in den Formen ihrer Bekenntnisse, Wünsche, Postulate und Programme sich mit den Formen des Freimaurertums berühre. Wenn Spenlé von seiner Arbeit von vornherein sagt, sie werfe durch die enge Verknüpfung von Maurertum und Romantik ein ganz neues Licht auf die allgemeine Bewegung der Ideen zu jener Zeit, droht er da nicht von neuem in jetzt glücklich verlassene Pfade einzulenken? In das mysteriöse Dunkel der Logen soll die Romantik geführt werden, dieselbe Romantik, von der wir mit jedem Tag mehr begreifen, daß sie helles Tageslicht nicht scheue, ja daß sie es geradezu aufgesucht hat?

Auffallend ist doch wohl auch, daß Spenlé heute noch in der deutschen Literatur über Novalis starke konfessionelle Gegensätze entdecken will. Er macht der großen Mehrzahl der Schriftsteller, die über Novalis geschrieben haben, den Vorwurf, sie hätten die Frage, ob er dem Katholizismus oder dem Protestantismus zuneige, auf Unkosten wichtigerer Elemente seines Schaffens einseitig immer wieder zu beantworten versucht. Ist denn nicht die neuere Forschung längst über diesen Vorwurf hinausgewachsen? Liegen diese Dinge nicht hinter uns? Oder wenigstens: spielen sie bei Bing, Heilborn, Ricarda Huch oder auch nur bei Busse noch eine wichtige Rolle?

Und endlich erklärt Spenlé am Ende der Vorrede, die einzige Ausgabe, die Autorität besitze, sei fortan die Edition Heilborns. Hat die wissenschaftliche Kritik umsonst die großen, ja unverzeihlichen Schwächen dieser dilettantischen Leistung nachgewiesen?

Die letzte der Fragen, die ich gestellt habe, erledigt sich durch einen Blick in den umfänglichen Anhang, den Spenlé seinem Buche beigibt und der „Novalis devant la critique" betitelt ist. Spenlé schreibt da eine ausführliche Rezension der Literatur über Novalis, setzt bei den ersten Nachrichten ein, die noch von Romantikern über ihn verbreitet worden sind, und schreitet bis zu Heilborn, Ricarda Huch und Bartels vor. Charakterisierend, oft wörtlich referierend und kritisierend zeigt er die Evolution der Auffassung, die Novalis während eines Jahrhunderts in Deutschland und außerhalb gefunden hat, stellt die romantische Legende fest, die sich kurz vor Novalis Tode herauszubilden beginnt, zeigt wie der Liberalismus und Nationalliberalismus über ihn abspricht und wie eine Renaissance der Romantik ihn wieder zu Ehren bringt. Dann ordnet er die Äußerungen über einzelne Probleme der Forschung in drei

Gruppen: die Datierung der „Hymnen an die Nacht", die psychologische Kontroverse, die religiöse und philosophische Bedeutung. Diese ganze Diskussion ist ungewöhnlich, aber nicht ohne Nutzen. Vielleicht ist Spenlé, ein Schüler Heinrich Lichtenbergers, durch Ernst Lichtenberger angeregt worden, der vor kurzem eine Zusammenstellung der über einen Dichter oder eine literarhistorische Frage veröffentlichten Urteile und Anschauungen prinzipiell zum Ausgangspunkt jeder kritischen Arbeit auf unserem Felde hat machen wollen.[1] Wenigstens sagt Spenlé (S. 3) ganz im Sinne Ernst Lichtenbergers: „Quels sont les jugements portés par la postérité sur Novalis? Quels problèmes cette personnalité et cette œuvre littéraires soulèvent-elles encore? Une revue générale de la critique peut seule fournir les éléments de cette enquête en même temps qu'elle constitue un chapitre particulier de l'histoire de l'opinion publique en Allemagne." Der zweite Gesichtspunkt ist noch wichtiger als der erste. Jedenfalls schätze auch ich den Wert solcher Zusammenstellungen. Leider aber erkennt der Leser auch in diesem kritischen Anhang von 100 Seiten, daß Spenlé wohl die verstecktesten und oft auch die unbedeutendsten älteren Arbeiten berücksichtigt, dagegen die sehr wichtigen wissenschaftlichen Rezensionen der neueren Veröffentlichungen einfach ignoriert. In die „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte" scheint er überhaupt keinen Blick getan zu haben. Sie hätten ihn auf manches nicht Unwichtige aufmerksam gemacht. Allerdings weiß er auch nichts von anderen, sehr beachtenswerten Erscheinungen der neueren Zeitschriftliteratur. Nach Karl Joëls Studie über Nietzsche und die Romantik (Neue deutsche Rundschau 1903, Bd. 14, 458 bis 501; Joëls Buch ist 1904 erschienen, war Spenlé mithin noch nicht zugänglich) sucht man vergeblich.

Bei Mängeln von Spenlés Buch, die aus der angegebenen unzureichenden Kenntnis der Literatur über Novalis stammen, sei hier nicht länger verweilt. Ich möchte lieber auch diesmal die positive Leistung würdigen.

Die Neigung, Novalis ins Freimaurerische hinüberzuspielen, ist oben als besondere Eigentümlichkeit des Buches schon festgestellt worden. Marie Joachimi-Dege hat sich mit dieser Frage auseinandergesetzt ebenso wie Franz Schultz in seiner einsichtigen Anzeige (Literarisches Echo Bd. 7, 1329 ff.).

Lavaters Wirkungen und Hardenbergs Interesse für die „Aussichten in die Ewigkeit" haben sich auch andere Biographen selbstverständlich nicht entgehen lassen, so etwa Just Bing (S. 34, 171). Spenlé notiert denn auch nur die Tatsache (S. 60 f.) und streift noch einmal den Züricher Geisterseher (S. 208), da er von Mesmer und dessen Verwandtschaft mit J. W. Ritter spricht. Denn Spenlé arbeitet sofort mit der

---

[1]) Vgl. Revue germanique Bd. 1, 1 ff.

Gleichung, somnambulisme ou galvanisme de l'esprit (pag. 152). Er identifiziert aber nicht bloß Novalis' eigene Konzeption, eben den „Galvanismus des Geistes", sondern auch Ritters „Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensprozeß in dem Tierreich begleitet" (1798) mit der Auffassung, die der Somnambulismus bei Mesmer findet. Er ist ferner nicht nur überzeugt, daß Mesmer einen guten Teil der Fragmente Ritters angeregt und auch die Gedankenarbeit Hardenbergs beeinflußt habe. Er möchte vielmehr auch noch aus der Vorrede zu Ritters Fragmenten herauslesen: „que nous sommes en présence d'un de ces petits groupes occultistes, si fréquents en Allemagne à la fin du 18me siècle" (pag. 210). Und das findet er sehr begreiflich: Gelehrte wie Sömmerring und Klaproth, Literaten wie Forster und Johannes v. Müller seien lange Mitglieder geheimer Verbindungen gewesen, die mit dem Orden der Rosenkreuzer verbunden waren. „Il n'était guère d'Allemand cultivé, qui ne fît partie au moins d'un Ordre secret, maçonnique ou autre. Lessing, Herder, Fichte, Goethe appartenaient à la Franc-Maçonnerie. Goethe, Herder et Pestalozzi avaient aussi été initiés, ainsi que la cour de Weimar, à l'Ordre des Illuminés de Weishaupt" (pag. 211). Eine mystische und theosophische Bewegung habe sich mehr und mehr im Maurertum herausgebildet. Ziel sei die Stiftung einer religiösen, symbolistischen und magischen Philosophie der Natur gewesen.

Doch Spenlé ist nicht in der Lage, irgend einen äußeren Zusammenhang zwischen Novalis und dem Maurertum nachzuweisen. Auch mir ist keine Äußerung Hardenbergs bekannt, die diesen Znsammenhang wahrscheinlich macht. Daß Novalis wie Goethe gelegentlich ein Symbol des Maurertums zu künstlerischen Zwecken benutzt, ist nicht ausgeschlossen. Goethes Märchen von der grünen Schlange läßt sich die reiche Quelle mystischer Gebräuche, die in der Freimaurerei strömt, nicht entgehen. Welche künstlerische Bedeutung Goethes Märchen für Hardenberg hatte, braucht hier nicht betont zu werden. So lag ihm denn nahe, freimaurerische Symbole auch in seine Dichtung zu versetzen, zunächst in die „Lehrlinge zu Sais", dann in Klingsohrs Märchen. Spenlé versäumt nicht zu betonen, welche Wichtigkeit für das Maurertum der Tempel von Sais und das verschleierte Bild der Isis gehabt habe (S. 179), und er verweist auf das Buch „Ketmia Vere, Compaß der Weisen" (Berlin und Leipzig 1779, S. 30 ff.). Er erinnert ferner (S. 220 f.) bei dem Tranke, den die Lehrlinge zu Sais schlürfen, ebenso wie bei der „Schale mit klarem Wasser", die von Sophie im Märchen gehalten wird, an die Schale der Rosenkreuzer, die mit feurigem Wasser gefüllt ist (vgl. Compaß der Weisen S. 52, 59, 278). Auch die Liebe von Eros und Freya wird (S. 232) mit alchimistisch-rosenkreuzerischen Anschauungen zusammengehalten (vgl. Compaß S. 360). Allein Spenlé muß selbst zugeben, daß die Legende

von dem verschleierten Bilde der Isis eine außerordentliche Verbreitung in der Literatur jener Zeit genießt, nicht nur bei Schiller, auch in Jung-Stillings „Heimweh", bei Z. Werner und in der „Zauberflöte" erscheint; und damit fällt eine Stütze seiner Annahme, daß Novalis besondere Beziehungen zum Maurertum besessen habe. Wirklich scheint die Romantik nur nach Hardenbergs Tode mit dem Maurertum Fühlung gesucht zu haben. Z. Werners Verhältnis zur Loge darf als bekannt vorausgesetzt werden (vgl. F. Poppenberg, Zacharias Werner, Mystik und Romantik in den „Söhnen des Thals". Berlin 1893, S. 15 f., 22 ff.). Friedrich Schlegel aber hat 1804 im dritten Band des Werkes „Lessings Gedanken und Meinungen" nicht nur dessen Freimaurergespräche abgedruckt, sondern auch noch durch das „Bruchstück eines dritten Gesprächs" (S. 407 ff.) ergänzt. Von äußeren Beziehungen Schlegels zur Loge ist mir indes auch aus dieser Zeit nichts bekannt.

In größerem Zusammenhang greift Spenlé das Problem einer Verknüpfung Hardenbergs und des Maurertums noch einmal S. 247 ff. auf, wenn er von dem „Catholicisme politique" spricht. Er weist auf die pietistische Reaktion hin, die sich im Gegensatz zur französischen Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland vollzieht. Berlin ist das Zentrum der Bewegung, das Freimaurertum ihre beste Stütze. Die mystischen oder theosophischen Illuminaten denken an eine religiöse und theokratische Restauration; sie paktieren mit den extremen religiösen Parteien, mit den pietistischen Sekten und mit den Jesuiten.

S. 249 Anm. 1 verzeichnet Spenlé seine Quellen: die „Berliner Monatsschrift", den „Neuen teutschen Merkur", Herders „Adrastea" und Fr. v. Staëls Buch „De l'Allemagne" (Teil 4, Kap. 7 und 8) stehen in erster Linie. Wirklich rücken bei Frau v. Staël diese Erscheinungen mit Jakob Böhme, Novalis und Schubert ziemlich nahe zusammen.

In Berlin sucht Woellner die Bewegung politisch auszumünzen. Ein Freimaurer aber von alter, aufklärerischer Observanz wie Nicolai schnopert Jesuiten und muß vor der stärkeren Macht zurückweichen. Er sieht sich genötigt, die Leitung der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" aufzugeben (vgl. das Vorwort zum 56. Bande der „Neuen allg. deutschen Bibliothek" von 1801).

Spenlé findet nun in dem politischen und religiösen Wirken der Romantik und vor allem Hardenbergs dieselbe theokratische Auffassung des Staates und auch den Traum einer allgemeinen Wiederherstellung der Religion im Sinne eines idealen Katholizismus. Freilich gesteht Spenlé zu, daß er kein sicheres Zeugnis für den tatsächlichen äußeren Zusammenhang zwischen Novalis und der genannten politischen Partei gefunden habe (S. 250 f.). Er kann nur nochmals die Argumente vorbringen, die er oben für das geistige Band vorgelegt hat, das Hardenberg und die Seinen mit dem Maurertum verknüpfe: „Le cercle des

physiciens romantiques qui entouraient Ritter rappelle, à s'y méprendre, par les préoccupations qui s'y faisaient jour et par les méthodes qu'on y préconisait, certains groupements secrets, se rattachant à l'ordre plus ou moins imaginaire de la Rose-Croix."

In diesem Sinne möchte Spenlé den Eingang von „Glauben und Liebe" (Bd. 2, 146 f.) deuten, wo Novalis sich nur an die „Eingeweihten" wendet, „in der gewöhnlichen Landessprache so sprechen" möchte, „daß es nur der verstehn könnte, der es verstehn sollte".

Und noch einmal (S. 278 ff.) kommt der Zusammenhang zur Sprache, wenn Spenlé von dem Aufsatz „Die Christenheit oder Europa" spricht. Hier verfolgt er die tiefe Krisis, die das Luthertum im 18. Jahrhundert durchlebt. Er verweilt des längeren bei Zinzendorf, dessen Einwirkung auf Novalis von keinem bezweifelt wird. Dann gedenkt er nochmals der pietistischen und reaktionären Propaganda einzelner mystischer Verzweigungen der Freimaurerei. Er hebt hervor, daß im pietistischen Lager die Vertreibung der Jesuiten bedauert wurde; er zitiert als Beleg Jung-Stillings „Heimweh" und kann natürlich ganz ähnliche Wendungen von Novalis' Hand danebenstellen (Bd. 2, 30 ff.).

Spenlé kann aber noch weiteres vorlegen. Eine der Grundanschauungen der Mystiker und Theosophen erkennt er in der Annahme, daß die Wahrheiten, die Gott der primitiven Menschheit auf dem Felde der Natur und der Moral unmittelbar geoffenbart hat, durch die Jahrhunderte dank einer geheimnisvollen Tradition sich erhalten hätten, in die alle großen Religionsstifter eingeweiht waren. Spenlé findet diese Anschauung in den „Lehrlingen", in den „Hymnen" und in dem Aufsatz „Die Christenheit" wieder (S. 282).[1]) Eng verknüpft ist damit der Gedanke der „neuen, dauerhafteren Kirche" (Bd. 2, 44), den der letztgenannte Aufsatz vertritt. Und diesen Gedanken zeigt Spenlé bei den Pietisten, bei Bengel und bei Jung-Stilling auf. Die Wege zu dieser neuen Kirche weist in freimaurerischen Formen Jung-Stillings „Heimweh". Hölderlins „Hyperion", Görres, Z. Werners „Söhne des Thals" huldigen ähnlichen Ansichten; der junge Theolog Rothe, begeisterter Bewunderer Hardenbergs, schließt sich ihnen an.

Mehrfach bezieht sich Spenlé — wie wir sahen — auf Jung-Stillings „Heimweh" (1794). Novalis hat das seltsame, abstruse Buch gelesen und geschätzt (vgl. Bd. 3, 11 Nr. 30). Doch gerade das „Heimweh" hätte ihn nicht auf die Wege der Rosenkreuzer bringen können. Stilling bedient sich wohl auch für seine Allegorie freimaurerischer Symbole. Aber er wendet sich ausdrücklich gegen die Art und Weise, in der „die Rosen-

[1]) Denselben Gedanken vertritt die Schrift Eckartshausens „Die neuesten Entdeckungen über Licht, Wärme und Feuer, für Liebhaber der Physik und Chemie" Bd. 1, Heft 3 (1801) S. 47 ff. Mindestens das erste Heft befand sich in Hardenbergs Bibliothek.

kreuzer und andere geheime Ordensbrüder" die Magie verwerten wollen (Sämtliche Schriften Bd. 4, 219). Die ganze Episode von Saphienta, in der Stilling jene Polemik gegen die Rosenkreuzer einwebt, offenbart, wie wenig er sich mit diesen Geheimbünden einig fühlte.

Einschränkend gesteht indes Spenlé selber zu, daß Novalis weniger von einer bestimmten historischen religiösen Doktrin als von einer mystischen Anschauung der Natur seinen idealen Katholizismus entlehnt. Doch auch den Gedanken einer Wiederherstellung des Katholizismus, die auf einer neuen magischen und symbolischen Physik beruhe, findet Spenlé bei den Schülern Saint-Martins in Frankreich, bei den Anhängern Weigels, Boehmes, Arnolds in Deutschland, bei den Rosenkreuzern. Und hier entdeckt er die Wurzel des Begriffes eines „Messias der Natur" (S. 287 f.).

Dieses Hardenbergschen Begriffs gedenkt Spenlé schon (S. 197) bei der Analyse der „Lehrlinge". Schon dort weist er auf Jung-Stillings „Heimweh" und auf Z. Werner. Diesmal sucht er denselben Begriff in der 9. Hymne und in dem Aufsatz „Die Christenheit". Eine so klare Deutung leiht er dem Begriffe allerdings nicht wie Minor (Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur Bd. 28, 120).

Auch Minors Deutung ließe für die Form — nicht für den Inhalt — des Begriffes die Voraussetzungen zu, aus denen Spenlé Hardenbergs mystische Naturreligion ableitet. Und in gleichem Sinne darf wohl alles genommen werden, was Spenlé über Novalis' Beziehungen zu den Freimaurern vorbringt. Durchaus sind es Symbole, die auf Ideen deuten, deren Ursprung an anderer Stelle liegt, nämlich in Hardenbergs Philosophie und Naturbetrachtung.

Trotzdem bleibt die Frage bestehen, warum Novalis seinen Gedanken ein symbolisches Gewand geliehen hat, das ihn den Freimaurern, Mystikern, Theosophen seiner Zeit nahe bringt. Die Frage ist, wenn man den Mangel äußerer Zeugnisse eines Zusammenhangs nicht allein schon als Beweis gegen die Annahme ausspielt, um so schwerer zu beantworten, da Freimaurertum Versteckspiel liebt. Doch auch über diese Erwägung käme ich leicht weg. Dagegen wage ich nicht zu entscheiden, ob Novalis der Übereinstimmung mit den von Spenlé verzeichneten Anschauungen der preußischen religiösen Reaktion sich bewußt war oder nicht; denn eine absichtliche Verwertung der Formen dieser Bewegung könnte ja auch dann noch angenommen werden, wenn Novalis sich im Innersten mit ihr nicht einig fühlte. Gerade einem Künstler liegt es nahe, seine Ideenwelt in eine Sprache zu bringen, die als etwas Neues und doch schon vom Zeitgeist Anerkanntes in der Luft liegt, die ihn umgibt.

Endlich bleibt von Spenlés Auseinandersetzung noch bestehen, daß Novalis' Gedanken und ihre Form in eine neue Beleuchtung treten, wenn der von Spenlé gezeichnete Hintergrund in Betracht fällt. Es ist schon ein Gewinn, in Sprache und Bilderschatz Hardenbergs eine Fülle von

Elementen gleichzeitigen Denkens und Träumens zu finden. Obwohl mithin der Zusammenhang im einzelnen zu bestreiten ist, so offenbart sich Novalis doch als einzelne Figur (freilich ganz eigener Art und aus ganz anderen Voraussetzungen erwachsend) in einem großen Zeitgemälde. Wenn ich recht verstehe, möchte auch Spenlé nicht wesentlich mehr aus seinen Aufstellungen ableiten; zustimmen aber darf ich seinen abschließenden Worten über den esoterischen Sinn von Novalis' Religion: „C'est la philosophie de la nature, régénérée par l'idealisme allemand, qui donnera à la foi nouvelle sa substance intime et résistante; le catholicisme lui fournira sa conception politique, monarchique et théocratique, son rêve d'universelle et d'indissoluble communion religieuse. Par une sorte de Franc-Maçonnerie, invisible d'abord, s'opérera l'alliance entre tous les esprits, orientés vers le même idéal, — philosophes, théologiens, physiciens, artistes" (pag. 294).

Weit weniger skeptisch als den Vermutungen Spenlés über Hardenbergs Beziehungen zu den geheimen Gesellschaften stehe ich allem dem gegenüber, was er über die „Magie" sagt und über ihre historischen Voraussetzungen.

Spenlé umschreibt die magische Erfassung der Welt (S. 214): Die wahre Natur wird nicht unmittelbar durch die Sinne erfaßt; sie geben uns nur die äußere Schale, den hieroglyphischen Text. Um die innere Bedeutung der Natur zu erfassen, muß man sich in eine besondere psychologische und moralische Disposition versetzen. Ein Mittelzustand zwischen dem Bewußtsein des eigenen Selbst und dem „Sinn" für die Außenwelt ist durch eine Halbekstase oder durch einen divinatorischen Halbsomnambulismus zu erzeugen. In diesem Zustand der „Suspension" zwischen den zwei Welten offenbart sich der innerste Sinn der Natur. Dann ist der Mensch zum allmächtigen Magier geworden, der gleichsam die unsichtbaren Geister zwingt, ihm zu erscheinen.

Die Wurzel dieser Anschauung von Magie sucht Spenlé (S. 187) nicht in Hemsterhuis, sondern in Plotin, zu dessen Anschauungen Novalis sich 1798 (Raich S. 95. 102) ausdrücklich bekannte. Spenlé legt den Finger wohl an die rechte Stelle, denn der Neuplatonismus ist ja die Quelle aller neueren Mystik. Bei Plotin entdeckt Novalis (S. 188) die Theorie der Ekstase, die er vergeblich bei Fichte gesucht hatte. Jede Menschenseele ist nach Plotin mit der Seele der Welt in engem Zusammenhang. Durch eine ununterbrochene magische Divination findet darum jede Seele in sich das Bild des Universums. Dieses Bild muß immer wieder durch die irdische Betrachtung erweckt werden. Liebe, Musik, Gebet, Magie erwecken es in uns.

Die „Physik", die sich auf diesem Wege ergibt, ist durchaus symbolisch; sie stützt sich auf die Analogie des Moralischen und Physischen. Die alten Vorstellungen von Makrokosmus und Mikrokosmus machen sich geltend.

Neben Plotin tritt J. W. Ritter (S. 200 ff.). Ritters Verhältnis zu Novalis wird von Spenlé in engem Anschluß an die Einleitung der „Fragmente aus dem Nachlaß eines jungen Physikers“ (Heidelberg 1810) dargelegt.[1] Ritter habe geglaubt, im Galvanismus die experimentelle Bestätigung der magischen Weltseele zu finden (S. 206). Aber der Galvanismus offenbare die Weltseele nur in ihren niedrigen Kundgebungen. Weiter gehe der tierische Magnetismus, Mesmers Entdeckung (S. 207 ff.).

Spenlé zitiert aus Ritters „Fragmenten“ (a. a. O. Bd. 2, 81): „Im tierischen Magnetismus kommt man aus dem Gebiete der Willkür heraus und ganz herüber in das der Unwillkür, oder dem [so!], wo der organische Körper sich wieder als anorgischer verhält, doch aber so beider Geheimnisse veroffenbart.“

Spenlé folgert: es muß ein Zwischenzustand zwischen Wachen und Traum gesucht werden, ein Zustand hellen Nachtwandelns, der divinatorische Zustand im höchsten Sinne. In den „Lehrlingen“ findet er das Rezept (Bd. 4, 26 f.): Spenlé meint, daß an dieser Stelle die braidsche Methode der Hypnose vorweggenommen werde. Der Hinweis auf Braid ist interessant; denn bekanntlich stellte sich Braid im Gegensatz zu Mesmer, indem er festsetzte, daß Hypnose nur durch Einwirkung auf die peripherischen Nerven entstehe, etwa durch Fixieren einer Nadelspitze oder eines glänzenden Knopfes. Mesmers tierischer Magnetismus war durch Braids Annahme erledigt. Wenn nun aber Novalis selber mit Braids Mitteln Hypnose wachrufen will, so verläßt auch er das Feld des tierischen Magnetismus, also auch die Annahme Ritters, daß auf galvanischem Wege jener „Zwischenzustand“ erbracht werden könne. Novalis Worte, auf die Spenlé seine Vermutung stützt, lauten: „Auf alles, was der Mensch vornimmt, muß er seine ungeteilte Aufmerksamkeit oder sein Ich richten, . . . und wenn er dieses getan hat, so entstehn bald Gedanken, oder eine neue Art von Wahrnehmungen, die nichts als zarte Bewegungen eines färbenden oder klappernden Stifts, oder wunderliche Zusammenziehungen und Figurationen einer elastischen Flüssigkeit zu sein scheinen, auf eine wunderbare Weise in ihm. Sie verbreiten sich von dem Punkte, wo er den Eindruck feststach, nach allen Seiten mit lebendiger Beweglichkeit, und nehmen sein Ich mit fort. Er kann dies Spiel oft gleich wieder

[1]) Spenlé zitiert S. 202 (Anm. 1) die Ausführungen über die Freundschaft Ritters und Hardenbergs (S. XX); er vermutet S. 210 wie Heilborn, daß Novalis an den Fragmenten Ritters mitgearbeitet habe; er meint S. 211: „Il se trouve du reste parmi les fragments publiés par Ritter un fragment d'Hymne à la Nuit, qui pourrait bien être de la main même de Novalis.“ Tatsächlich steht dieses Fragment Bd. 1, S. XIII f. All das bleibt vorläufig ganz hypothetisch. Wir erwarten nähere Auskunft von Minors Apparat. Die Einleitung zu den Fragmenten ist jedoch sicher eine sehr bedenkliche Quelle. In ihr ist Dichtung und Wahrheit äußerst romantisch verknüpft.

vernichten, indem er seine Aufmerksamkeit wieder teilt oder nach Willkür herumschweifen läßt, denn sie scheinen nichts als Strahlen und Wirkungen, die jenes Ich nach allen Seiten zu in jenem elastischen Medium erregt ... Höchst merkwürdig ist es, daß der Mensch erst in diesem Spiele seine Eigentümlichkeit, seine spezifische Freiheit recht gewahr wird, und daß es ihm vorkommt, als erwache er aus einem tiefen Schlafe, als sei er nun erst in der Welt zu Hause, und verbreite jetzt erst das Licht des Tages sich über seine innere Welt. Er glaubt es am höchsten gebracht zu haben, wenn er, ohne jenes Spiel zu stören, zugleich die gewöhnlichen Geschäfte der Sinne vornehmen, und empfinden und denken zugleich kann. Dadurch gewinnen beide Wahrnehmungen: die Außenwelt wird durchsichtig, und die Innenwelt mannichfaltig und bedeutungsvoll, und so befindet sich der Mensch in einem innig lebendigen Zustande zwischen zwei Welten in der vollkommensten Freiheit und dem freudigsten Machtgefühl."

Wieweit in den auf die zitierte Stelle folgenden Sätzen eine Naturerkenntnis aus diesem Zustande und seinen Erscheinungen abgeleitet werden kann, kommt zunächst hier nicht in Betracht. Es genügt festzustellen:

1. Novalis ist aus eigenem zu einer Ergründung des Zustands der Hypnose gelangt, die über Mesmer hinausschreitet und der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts sich nähert.

2. Hier ist gefunden, was oben (S. 797 f.) von mir gesucht worden ist. Die „Kraft im Menschen", „die unter sorgsamer Pflege sich zu einer sonderbaren Energie entwickeln kann", — von ihr meldet Hardenbergs Brief an Just vom 29. März 1797 — ist in den Sätzen der „Lehrlinge" umschrieben. Es ist die Kraft der Autohypnose; der erweckte Zustand fällt mit der Erscheinung zusammen, die der Spiritist Trance nennt. Sehr zu bemerken aber ist, daß Novalis' Darstellung in den „Lehrlingen" alles Spiritistische beiseite läßt; daß er nicht an das Übernatürliche appelliert, sondern lediglich einen Effekt der Energie, des Willens also, in dem Zustande erblickt. Er sucht wirklich kein „Wunderobjekt" (vgl. S. 799), sondern versenkt sich in das „Wundersubjekt", will nicht zaubern, sondern nur intensiv sich selbst ergründen.

Hält man nun aber fest, daß bei Novalis zuletzt alles im poetischen Schaffen gipfelt, so entpuppt sich der von ihm geschilderte Zustand der Autohypnose als das Stadium künstlerischer Konzeption. Beim künstlerischen Schaffen vor allem „befindet sich der Mensch in einem innig lebendigen Zustande zwischen zwei Welten [der Innen- und der Außenwelt] in der vollkommensten Freiheit und dem freudigsten Machtgefühl".

Aus den dunklen Tiefen der „Magie", aus den nebulosen Ahnungen der Okkultisten erwächst vor Novalis' Künstlerauge eine Anschauung künstlerischen Schaffens, die nichts Übernatürliches an sich hat und die zugleich mit psychiatrischen Begriffen arbeitet, denen die Wissenschaft von heute nahesteht.

Nun könnte man freilich einwenden, daß — im Gegensatz zu allem, was ich oben (S. 799) ausgeführt habe — in dem magischen Zustand dennoch die „Synthese von Geister- und Sinnenwelt“ gefunden sei, die Harmonie „zwischen zwei Welten“. Ich glaube trotzdem an meinen Aufstellungen festhalten zu dürfen. Erstens bezeichnet die Stelle der „Lehrlinge“, in der Novalis den Trancezustand schildert, nicht sein letztes Wort in Sachen der Naturerkenntnis und des poetischen Schaffens; es ist eine Stimme unter den vielen, die in den „Lehrlingen“ ertönen. Zweitens ist die Autohypnose ein Effekt einseitiger Willensbetätigung und damit ein Sieg des Geistes über die Materie; es kann also von voller Harmonie nicht die Rede sein. Endlich bleibt die Möglichkeit offen, daß Novalis zu verschiedenen Zeiten verschieden über das Problem gedacht hat. Dann liegt die Annahme nah, daß er nach der Überwindung der Todesstimmungen, die ihn nach dem Tode Sophiens gepackt hatten, zu einer Überwindung des „magischen Idealismus“ gelangt sei und daß gleichzeitig sich ihm die Erkenntnis ergeben hatte, Magie sei nur eine Vorstufe des höchsten Zieles, eben der Harmonie beider Welten im Sinne der Fragmente 51, 440 und 1109. Hier freilich kann man über Vermutungen nicht hinauskommen. Denn viel zu wenig sind wir über die Chronologie der Fragmente im Klaren.[1]

Durch diese Erwägungen wurde meine Behauptung nicht beeinträchtigt, daß Novalis unter „Magie“ und „magischem Idealismus“ etwas anderes verstanden habe als Simon. Ob er früher oder später zu der Erkenntnis gelangt ist, daß in der Magie eine Einseitigkeit vorliege, das kommt an dieser Stelle neben der Tatsache nicht in Betracht, daß er überhaupt zu dieser Erkenntnis gekommen ist. Simons Verdienst bleibt, daß er die höchste Entwicklungsstufe von Novalis Denken fixiert hat, das Stadium, in dem er zur vollen Harmonie der Geister- und Sinnenwelt sich durchgerungen hatte. Sein Irrtum besteht lediglich in der Annahme, daß für dieses Stadium die magischen Prädikate noch gelten sollen.

Spenlé wiederum interpretiert zwar richtig die Magie Hardenbergs; aber er übersieht, daß Novalis über die Magie hinausgewachsen ist. Hier ist die Grenze zu ziehen; von hier aus ist gegen Spenlé der Vorwurf zu erheben, daß er Novalis zuweit ins Okkultistische hineinverlegt.

Dabei wird die psychische Prädisposition Hardenbergs zu Experimenten und Theorien, die aus hypnotischem Zustande neue Erkenntnis holen wollen, auch von Spenlé (S. 63 ff.) aus den Stimmungen und aus den körperlichen und seelischen Zuständen abgeleitet, die sich bei Novalis nach dem Tode Sophiens v. Kühn einstellten.

Novalis habe damals eine moralische Krankheit durchgemacht, die mit melancholischer Hysterie viel Ähnlichkeit hatte. Dazu sei er organisch

[1] Vgl. Olshausen (S. 71 ff.), der sich positiver äußert. Siehe auch oben S. 801 Anm.

schon vorbereitet gewesen. Allgemein anerkannte Vorläufer solcher Affektion seien physische Degeneration, angeborne Prädisposition zur Tuberkulose, verbunden mit außerordentlicher Frühreife, reizbare Schwäche des Nervensystems, die sich in großer seelischer Erregbarkeit und Unbeständigkeit äußert. Spenlé läßt sich durch Krafft-Ebing (Lehrbuch der Psychiatrie, 1874, Bd. 1, 70 f.) belehren, daß bei solchen Menschen der geschlechtliche Instinkt einen besonders romanhaften, idealen, zuweilen anormalen Charakter annimmt, der in gar keinem Verhältnis zu dem realen Objekt steht. „Idolâtrie mystique" und „Mégalomanie sentimentale" seien die Begleiterscheinungen. „Ein gewisses Kokettieren mit dem Leid und Weh" (a. a. O. Bd. 2, 57 ff. 118) sei die Folge. Sehr richtig erkennt (S. 73 ff.) Spenlé in Jean Pauls Dichtung eine Vorstufe der Stimmungen, die Novalis durchlebt. Auch Minor hat schon (Anzeiger Bd. 28, 118) auf den Emanuel des „Hesperus" hingewiesen, der, wie Hardenberg nach dem Tode Sophiens, den Tod durch seine Willenskraft erreichen will und der Phtisiker wie Novalis ist. Der Typus des „hohen Menschen", den Emanuel im allerhöchsten Sinne verkörpern soll, ist von Jean Paul bereits in der „Unsichtbaren Loge" umschrieben worden. Spenlé verweist auf das große Interesse, das Novalis ebenso wie sein Bruder Erasmus für die „Unsichtbare Loge" kundgegeben hat. Bei G. H. Schubert zeigt er ähnliche Absichten auf.

In den „Hymnen an die Nacht" findet Spenlé den dichterischen Ausdruck des seelischen Prozesses, den Novalis durchlebt hat. Hier schon zeigt sich der Zustand der Ekstase, den Spenlé später genauer analysiert. Diesmal (S. 93 f.) begnügt er sich, auf Binet und du Prel hinzuweisen. Binets „division de la conscience", du Prels „Monoïdeismus" erklären ihm den Sachverhalt. Ja er möchte (S. 95 Anm. 1) sogar die Lehre, daß die Herzgrube im Zustand der Hypnose das Zentrum des sensitiven Lebens bedeute, in den „Hymnen" wiederfinden. Noch mehr: er glaubt (S. 97 ff.), daß Novalis durch Opiumgenuß den gewollten Zustand sich zu verschaffen versucht habe, und verweist auf Browns Interesse für das Mittel.

Wie nun all das mit Fichtes Lehren von Novalis in Zusammenhang gebracht worden ist, versäumt Spenlé nicht darzulegen (S. 105 f.). Auch Young wird von ihm wieder zu den Anregern der „Hymnen" gerechnet (S. 109 f.). Der Zusammenhang macht es nicht unwahrscheinlich. Dagegen ist die Annahme, daß die drei ersten „Hymnen" früher entstanden seien als die übrigen (S. 104), wohl irrig (vgl. Minor, Anzeiger a. a. O. S. 89), wie denn die ganze Datierung der „Hymnen", die Spenlé versucht (S. 84 f.; er möchte wenigstens die ersten ins Jahr 1797 zurückschieben), verfehlt sein dürfte (vgl. ebenda S. 90).

Das Ergebnis dieser seelischen Prozesse erblickt Spenlé in einer künstlichen Desorientierung des Denkens und des Instinkts (S. 145):

„Il a pris conscience de l'arbitraire, parfois redoutable, qui est au fond de la vie, dès qu'on la scrute dans ses profondeurs; il sait que l'arbitraire est de même au fond de tout. Là est la découverte suprême, pressentie par Novalis plus encore que clairement formulée, le fondement spéculatif sur lequel s'appuie toute sa philosophie esthétique et religieuse. Tout procède, selon lui, d'une arbitraire initial. Nous savons ce que nous croyons savoir, — et nous croyons ce que voulons croire." Und darum interessiert Novalis vor allem die Frage nach dem künstlerischen Schaffen (S. 146); denn es bekundet unmittelbar die schöpferische Spontaneität, deren erste Stufe die Natur darstellt.

L'arbitraire — die Willkür! Auch Novalis gebraucht an den Stellen, die Spenlé zu Belegen seiner Darstellung (S. 97, 145 Anm. 1) macht, den Ausdruck „Willkür". Er ist indes ebenso zweideutig wie der französische, den Spenlé bringt. Ich möchte lieber „Wille" oder „Selbstbestimmung" sagen. Denn der Terminus „Wille" kommt in jenen Zitaten noch häufiger vor. Der Fichteschen Grundlage der ganzen Anschauung aber werden wir gerechter, wenn nicht ziellose und ungeregelte „Willkür", sondern freies Wollen, Selbstbestimmung, zum Ausgangspunkt aller Erkenntnis und aller künstlerischen Tätigkeit wird. — Wir stehen wieder an dem Punkte, von dem Simon ausgegangen war, und beobachten mit ihm ein Übertragen ethischer Prinzipien auf die Erkenntnis.

In diesem Sinne möchte ich Spenlés Resumé einschränken. „Toute la philosophie de Novalis", sagt er (S. 365), „. . . n'a été en somme qu'un plaidoyer brillant en faveur d'un arbitraire illimité. Fort de cet arbitraire, qu'il croyait découvrir à l'origine de toute activité humaine, il a passionément revendiqué le droit absolu à l'illusion poétique et il a proclamé cette illusion artistique préférable à toute vérité et à toute réalité." Nicht grenzenlose Willkür, sondern einen Willensakt erblickt Novalis am Anfang des künstlerischen Schaffens und des Erkennens. Und weil das sich selbst bestimmende Ich Fichtes ebenso alles Erkennen wie alles künstlerische Schaffen bedingt, hat er der Poesie ein gleiches Anrecht auf die Erkenntnis des Absoluten zugemessen wie der Philosophie. Da wie dort überträgt das Ich seine Gesetze und seine Anschauungsformen auf das Nicht-Ich. Eine Theorie, die zugleich sehr anspruchsvoll und sehr bescheiden ist!

Spenlés Studien über die „Nachtseite" von Novalis' Denken bieten endlich noch interessante Aufklärungen über die Bedeutung des Traumes für Hardenbergs Denken. Im Traume wurzelt eine Kraft der Offenbarung, eine intuitive Spontaneität. Diese Art Traum erkennt Spenlé wieder in dem somnambulen Traum, wie Maine de Biran ihn beschreibt (S. 155, 313 f.). Verwertet hat Novalis den Traum in solchem Sinn in „Ofterdingen". Und wiederum berührt er sich mit Jean Pauls „Un-

sichtbare Loge"; kann doch Spenlé (S. 215 f.) sogar das Symbol der blauen Blume in Jean Pauls Dichtung nachweisen.

Wiesehr indes all dies mit Fichtes Wissenschaftslehre verknüpft ist, erhellt aus Spenlés Beobachtung, daß der ganze Traum von der blauen Blume nur allegorische Umdeutung eines Fichteschen Gedankens ist (S. 316). Der Begriff der Sehnsucht, dessen symbolische Darstellung jener Traum ist, der aber auch schon im Märchen von Hyazinth und Rosenblütchen dichterisch verklärt wird, gehört im strengsten Sinn des Wortes als wichtiger Bestandteil in Fichtes Wissenschaftslehre hinein. Spenlé zitiert aus § 10 des 3. Teiles der „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre" (1794; S. 303 f.): Fichte stellt in der menschlichen Seele „ein Sehnen" fest, „einen Trieb nach etwas völlig unbekannten, das sich bloß als ein Bedürfnis, durch ein Mißbehagen, durch eine Leere . . . offenbart". Dieses Sehnen erscheint ihm wichtig für die gesamte Wissenschaftslehre, nicht bloß für die praktische; lediglich durch dieses Sehnen offenbare sich im Ich eine Außenwelt. Ich habe oben (S. 794) gesagt, daß ich bei Simon den Begriff der Sehnsucht zu wenig berücksichtigt finde. Überhaupt hat er sich in neuerer Zeit aus der Betrachtung der Romantik allmählich hinausgeschlichen, nachdem lange Zeit nur von Sehnsucht die Rede gewesen war, wenn man von Romantik sprach. Ich freue mich, daß Spenlé der Sehnsucht wieder ihren Platz in der Romantik gesichert hat.

Selbstverständlich soll hier nicht der ganze Inhalt von Spenlés Buch ausgeschöpft werden. Nur andeuten will ich noch, wie weit zur Erklärung des Einzelnen die Eröffnung der magischen Welt und ihrer Vorbedingungen verwertet wird. Schon angeführt, habe ich zum größten Teile, was über die „Hymnen" (S. 83 ff.) und über das Märchen des „Ofterdingen" (S. 217 ff.) gesagt wird. S. 218 f. erscheint Ritter als Voraussetzung von Vorstellungen des Märcheneingangs: Etwas gezwungen wird ein (übrigens mit falscher Seitenzahl belegtes) Wort Ritters, verbunden mit einer Wendung Jakob Böhmes, zur Deutung des eisigen Reiches Arcturs verwertet. A. G. Werner wäre zu nennen gewesen; sagt doch Spenlé selber, die Schilderung von Arcturs Reich sei eine Allegorie der neptunistischen Theorie. Zweifelhaft scheint mir auch, ob Ritters Anschauung vom Eisen (a. a. O. Bd. 1, 34 f.) zur Deutung des alten Helden und seines Schwerts nötig ist.

Zur Erklärung einzelner Züge des „Ofterdingen" wird Böhme und Jung-Stilling benützt. Die drei Reiche Böhmes (S. 338) hat schon A. Huber (Euphorion, Ergänzungsheft 4, 123) mit der geplanten Fortsetzung des Romans verbunden. Die Vision am Eingang des zweiten Teils wird (S. 339) mit der 3. Hymne, dem Gesicht am Grabe, zusammengehalten; Spenlé weist noch auf Swedenborgs Gesichte und auf ein Bekenntnis Jung-Stillings (Lebensgeschichte, Reclam S. 264) hin. Das Bergmannsgedicht (Bd. 4, 124 ff.) zu interpretieren, erscheinen (S. 326 f.) An-

schauungen A. G. Werners und — wohl wieder nicht unbedingt notwendig — ein Verweis auf das Buch „Phoebron. Der im Lichte der Wahrheit erstrahlende Rosenkreuzer“ (Leipzig 1782 S. 252 f.).

Hervorgehoben sei noch die Verknüpfung, die (S. 293 Anm. 2) zwischen der Abendmahlshymne und dem Fragment 327 (Bd. 3, 65 ff.) vorgenommen wird.

Boehme wird nicht sehr oft von Spenlé verwertet. Ist Ederheimer (vgl. Literarisches Echo Bd. 8, 570 f.) auch kein einwandfreier Zeuge für den Einfluß, den Boehme auf Novalis ausgeübt hat, und protestiert darum auch Olshausen mit Recht gegen ihn (S. 23), so wäre mindestens einmal (S. 160) nicht bloß Hamann, sondern auch Boehme als Vertreter der Ansicht zu nennen gewesen, daß die Sprache Symbol der unaussprechlichen Wahrheit sei.

Von den Lehrern, die Novalis teils nach eigenem Bekenntnis, teils nach den Nachweisen anderer Forscher gehabt hat, kommt auch Hemsterhuis bei Spenlé zu kurz. Brown wird etwas rasch abgetan (vgl. besonders S. 122 f. und S. 153 Anm. 2). Schelling wird von Novalis wieder weiter weg gerückt (S. 238 ff.); in zwei Punkten stellt Spenlé eine starke Abweichung fest: Novalis ist viel empirischer in seinen Naturforschungen und er ist viel religiöser. Auch Simon (S. IX f.) und Olshausen (S. 16 f.) machen Novalis unabhängiger von Schelling, als wir zuletzt nach A. Hubers Darlegungen anzunehmen gewohnt waren. Wenn Spenlé übrigens, auf Kosten der Genannten, Ritter in den Vordergrund schiebt, so begegnet er sich gleichfalls mit Olshausen, der anderseits als Ergänzung und Korrektur fortan neben Spenlés Thesen zu stellen ist

Freilich verzichtet Olshausen, von der Magie Hardenbergs, deren naturwissenschaftliche Bedeutung er allein abschätzt, zu seiner Weltanschauung weiter zu schreiten, ebenso wie Simon die Weltanschauung Hardenbergs entwickelt hat, ohne die Magie zu würdigen. So erscheint Spenlés Buch — trotz aller Einwendungen — als reicher und erschöpfender.

Um so mehr muß ich bedauern, daß Olshausen und Simon sich nicht um Spenlés Buch gekümmert haben. Sollte es ihnen wirklich zu spät in die Hände gelangt sein, so liegt die Ursache wohl an der Überproduktion auf dem Felde der Romantik, die augenblicklich herrscht. Diese Überproduktion hindert alles Ausreifen. Eine Monographie erscheint nach, ja unmittelbar neben der anderen. Die schöne Sitte, die jede andere Wissenschaft pflegt, die Ergebnisse der Vorarbeiter zu berücksichtigen, kommt ganz ab. Jeder geht seinen Weg; vor allem aber kümmern sich die Philosophen wenig um die Arbeit der Philologen. Wenn da nicht ziel- und zwecklos weitergebaut werden soll, muß mindestens der Versuch gemacht werden, die weit auseinanderlaufenden Studien zusammenzustellen, zu vergleichen und zu prüfen. Darum habe ich hier den neueren wissen-

schaftlichen Arbeiten über Novalis eine so ausführliche Kritik gewidmet, überzeugt, daß nicht viele gleiche Mühe an die Feststellung der Resultate wenden werden, die sich aus diesen Arbeiten ergeben und ableiten lassen. Jetzt sei noch ein Wort über eine nichtwissenschaftliche Novalisstudie gesagt.

Die Probleme, mit denen Simon und Spenlé ebenso wie Olshausen sich beschäftigen, stehen augenblicklich im Mittelpunkt der Novalisforschung. Neben ihr nimmt aber heute auch das Interesse moderner Dichter und Dilettanten einen breiten Raum in der Novalisliteratur ein. Und auf diesem Felde spielt seit Heilborns Aufschlüssen Sophie von Kühn und Hardenbergs Liebe zu ihr die erste Rolle. Die Arbeiten von Simon und Spenlé gehen an dem Problem nicht vorbei, beantworten es aber in ihrer Weise von dem Standpunkte aus, auf den ihre Auffassung von Novalis' geistigem Leben sie stellte. Johannes Schlaf hat gegen solche Arbeitsweise einen Vorwurf auf dem Herzen: „Man weiß vom Trubel der „Zeitprobleme" her wohl gar manches von Novalis als einen der ersten Anreger und Seher unserer neueren europäischen Kulturzustände beizubringen, aber dem wichtigsten ist man nicht gewachsen: man zeigt sich unfähig, den Menschen Novalis zu verstehen; man versteht sich nicht auf seine Psychophysis" (S. 5). So will er denn selber ein „Scherflein für eine wahrhaft moderne und vollkommene Novalis-Biographie" beibringen. „Und möchte diese Arbeit zugleich zu einem bescheidenen Teil wissenschaftliche Methoden anregen, die uns in solchen Fällen, wie der vorliegende, zwar unumgänglich sind, die aber einerseits noch sehr im argen liegen, und anderseits, soweit sie ausgebaut wären, noch lange nicht in der gehörigen Weise berücksichtigt zu werden pflegen" (S. 6).

Ich will gleich zugestehen, daß Schlaf psychologisch richtig zu sehen scheint. Das Resultat seiner Arbeit bleibe darum unbestritten. In seinen Augen ist Sophie „die Aufrichtigkeit, die Unverlogenheit, die Wahrheit, sie ist die Natur, die Naivität in Person" (S. 54). Und sie lebt in einem Milieu, das freien Ton liebt, in einer Atmosphäre, die „beständig auf einen pausbäckigen Sensualismus" gestimmt war (S. 57). „Die Naivität, die Reinheit in der Atmosphäre der Zoten! — Es ist über jeden Zweifel, daß darin zwar nicht gerade eine offenbare, aber doch eine latente, unterbewußte Tragik liegt."

„Der Fall kompliziert sich nun aber erst dadurch, daß dieses dreizehnjährige Kind in all seiner Anlage sehr markant Weib war" (S. 58). Schlaf findet, daß Sophie ungleich mehr und markanter Weib und Eva war als die ungleich entwickeltere Julie v. Charpentier. „Sophie war pure Eva. Julie v. Charpentier dagegen war junge Dame." Um nicht mißverstanden zu werden, wehrt sich Schlaf gegen die Annahme, er denke an pronouzierte Sexualität: „Eva ist naiv und unschuldig. Sie ist dumm, aber völlig Weib. Sie reizt den Mann nie direkt und bewußt: sie reizt ihn indirekt und unbewußt. Sie reizt ihn durch unbewußte, latente

Sexualität. Sie reizt ihn durch Unschuld. Und einzig so zieht sie ihn zur Vereinigung." Aus Hardenbergs Äußerungen über Sophie und aus ihrem Porträt holt Schlaf sich Beweise für seine Behauptung.

Nun aber ist Sophie auch morbid! Schlaf rekonstruiert, was in Novalis' Seele sich abgespielt hat; Novalis habe sich gefragt: „Wie kommt das? Warum muß das sein? Wie nur kann es möglich sein? Und was bedeutet es in all seinem Sinn und Inhalt? — Nur dies: daß sich Mann und Weib in diesem Falle nicht hier zusammenfinden sollen, sondern in anderen tieferen oder höheren Zusammenhängen und Zuständen" (S. 68).

Ich bekenne, daß mir die Charakteristik Sophiens durchaus einleuchtend erscheint und im wesentlichen mit meiner eigenen Ansicht übereinstimmt. Fraglich bleibt mir, ob die Wirkung von Sophiens Krankheit und Sterben richtig gesehen ist. Schlaf nennt Novalis einen „Mann, der in seinen männlichen Instinkten uns durchaus kein Merkmal einer Abnormität zeigt" (S. 68). Das möchte ich nicht unterschreiben. So nützt mir denn auch die umständliche Analyse von Hardenbergs Tagebuch, die Schlaf (S. 20—41) liefert, gar nichts. Ja ich finde, daß Schlaf hier eine recht unvollständige und obendrein unsichere Interpretation gibt. Da haben wir wirklich nicht viel von Schlaf zu lernen, mag Schlaf immerhin viel mit dem auch von mir gebrauchten Ausdruck Trance operieren. Noch weniger aber ist aus den Vergleichen, die Schlaf zwischen Novalis und seinen romantischen Genossen anstellt, zu gewinnen; da heißt es etwa: „Goethe hat von Novalis gesagt: ‚Novalis war noch kein Imperator, aber mit der Zeit hätte er auch einer werden können.' Sicher [?] hat Goethe das nicht im Hinblick auf Novalis, den Romantiker gesagt; mochte er immer auch eine Zeitlang für die Romantik etwas übrig haben.[1]) Sondern sicher [?] hat er es gesagt mit Hinblick auf die positive, wissenschaftliche Seite von Novalis' Wesen, und mit Hinblick auf jenen Wahrheitstrieb und jene tiefe Wahrhaftigkeit, die das vornehmste Kennzeichen jedes wahrhaft genialen und jedes Höhenmenschen sind, und die Novalis im hohen Maße eigen waren; während sie bei den eigentlichen Romantikern immer wieder in Pose und in alles mögliche Narzissen- und Haselantentum verdunsteten" (S. 11 f.). Das heißt: Schlaf hofft, daß Hardenbergs „bisherige literarhistorische Schätzung nachträglich noch eine gründliche Revision und bedeutende Umwertung erfahren muß. Es läßt sich in neuerer Zeit sehr danach an". Noch ein zweites Mal werden „die Romantiker" zu Novalis in Gegensatz gebracht: „Gewiß trieben die Romantiker mit jener Selbstbeobachtung gar vielen Unfug; auch besaßen sie kaum den nötigen Ernst, die nötige stete Energie und

[1]) Wenn er es überhaupt gesagt hat; vgl. Tieck in Minors Ausgabe von Novalis Schriften Bd. 1, S. XXVIII.

wissenschaftliche Akribie, auf die es eigentlich, wie die spätere Entwicklung gezeigt hat, gerade ankam und hinauswollte. Sie bemühten sich nicht, einen guten Fond von neuen Resultaten solcher Geistesrichtung zu sammeln und auf eine neue Formel zu bringen. Aber gerade darin ragte ja Novalis so mächtig über sie hinaus" (S. 19). Ich kann in diesen Mißurteilen nur Unkenntnis erblicken. Schlaf kennt zufälligerweise neuere Arbeiten, die Novalis gerecht zu werden suchen; er kennt nicht die neueren Versuche, all das, was er an Novalis rühmt, auch bei anderen Romantikern zu entdecken. Und so möchte er Novalis zu der Romantik in Gegensatz bringen, weiß aber selber nicht, was Romantik ist und bedeutet. Wenn er das gelernt haben wird, ist es an der Zeit, mit ihm über diese Probleme zu diskutieren. Vorläufig wäre es Zeitversäumnis. So sei lediglich dem feinen Menschenkenner für die Charakteristik Sophiens bestens gedankt.

Man pflegt umfangreiche Rezensionen nicht zu schließen, ohne einen Wunsch zu äußern. Wenn ich hier von der künftigen Novalisforschung etwas erbitten darf, so wäre es dies: vorläufig große Konstruktionen liegen zu lassen. Die Fragmente verlangen vor allem ausführliche Interpretation und chronologische Bestimmung. Sie liegen in übersichtlicher Anordnung nunmehr in Minors Ausgabe vor. Er selbst scheint geneigt, ihrer Deutung seine Kräfte widmen zu wollen und besonders das Problem zu lösen, an welchen Stellen der Fragmente nur Ergebnisse von Hardenbergs Lektüre sich finden. Soweit der noch immer viel zu sehr vernachlässigte Hemsterhuis da zu beachten sein wird, will ich gerne mithelfen und längst Begonnenes fertigstellen. Erwin Kircher hatte sich die Aufgabe gestellt, Hemsterhuis' Bedeutung für die Romantik zu ergründen. Leider ist indes innerhalb der Studien des Frühverstorbenen Novalis am allerwenigsten zur Geltung gekommen. Daß dies so geworden ist, begreift jeder, der in Kirchers Nachlaßwerke „Philosophie der Romantik" (Jena 1906, S. 180) die Stelle von den „Regungen der furchtbaren Krankheit" liest, „die die Seele so still macht, so namenlos, so wunschlos". An dieser Krankheit ist Novalis hingegangen wie Kircher selber. Hätte er, der dem Tode verfallene Phtisiker, am eigenen kranken Leibe die Stimmungen Hardenbergs studieren und das Resultat der wissenschaftlichen Welt vorlegen sollen? Ein Übermaß von Selbstverleugnung wäre es gewesen. „Er fühlt, daß es so seine Bestimmung ist: Ich soll hier nicht vollendet werden, alle Anlagen sollen nur berührt und rege sein, ich soll hier nichts erreichen, ich soll mich in der Blüte von allem trennen", so deutet Kircher aus innerstem Verständnis Novalis' Wesen, bewußt, daß auch ihm selbst dieses Los gefallen sei. . . .

Dresden. Oskar Walzel.

Zu Euphorion XV, S. 34 ff.

Der Brief Hippels an Jacobi ist übrigens nicht bisher im Druck unbekannt, sondern fast vollständig abgedruckt in Jacobis Auserlesenem Briefwechsel Band I, S. 353 ff. Dieser Abdruck weist die Unterschrift „Tr." auf. Ob diese Lesart oder die Lesart Hamanns in seiner Abschrift „Hr." die richtige ist, wird sich ohne Einsicht des Originals nicht entscheiden lassen. Die Deutung der Buchstaben Hr. durch Hamann hat viel für sich, indessen spricht doch ein anderer Umstand mehr zugunsten der Lesart Tr. Goldbeck hatte nämlich auf Hippels indirekte Veranlassung in seinen Literarischen Nachrichten von Preußen (1783, Band II, S. 36) bei Hippels Namen folgende Notiz gebracht: „Auch gehören die S. 237 ihm zugeschriebenen Lebensläufe in aufsteigender Linie ihm nicht zu. Laut sichern Nachrichten ist Dubislav Friedr. v. T. ein Curländer von Geburt, ... Verf. derselben." Hierdurch sollte der Anschein erweckt werden, als ob ein Herr von Treyden Verfasser der Lebensläufe sei. Hippel hatte schon in den Lebensläufen selbst (Teil III, Band 2, S. 602) in einer Anmerkung zu der Unterschrift von Tr — — bemerkt: „Daß dies die Anfangs-Buchstaben meines Namens sind, bekräftige ich hiemit mit Ja und Amen! —" Auch später noch, 1784 hatte Hippel an Rud. Zach. Becker geschrieben: „Mit den Lebensläufen hat mich ein hiesiger Anekdotenjäger öffentlich proclamirt; ohnfehlbar ist der Schall davon auch zu Ihren Ohren gedrungen. Indessen hat dieser Ehrenmann sein Wort zurück genommen und den Herrn von Treyden als Verfasser gedruckt angegeben. etc." Es läßt sich daher sehr wohl die Annahme aufrecht erhalten, daß Hippel auch Jacobi gegenüber als von Treyden auftreten wollte, so daß die Lesart Tr. als die richtigere erscheinen dürfte. (Vgl. Kurz, Deutsche Dichter und Prosaisten. Leipzig 1867, Band II, 3, S. 413 Anm.)

Königsberg i. P. Arthur Warda.

Nachrichten.

Dem Goethe-Nationalmuseum in Weimar ist aus dem Nachlaß der Frau Regierungsrat Wenzel, geb. Gräfin Hülsen, in Dresden die eigenhändige erste Niederschrift von Goethes „Die Mitschuldigen" letztwillig übereignet worden.

Dr. H. Wütschke in Ballenstedt a/Harz, Allee 10, ist mit der Sammlung zeitgenössischer Aufsätze, Mitteilungen, Kritiken und Besprechungen, Notizen usw. über Hebbel und seine Werke beschäftigt und wäre für jede Mitteilung dankbar, die ihn auf derartige Aufsätze und Notizen hinwiese, namentlich auf solche, die in nur kurze Zeit bestehenden Tageszeitungen oder sonst an etwas abgelegenen Stellen erschienen sind.

Der Verein für bayrische Volkskunde erneuert das im Jahre 1906 ausgegangene Preisausschreiben:

Die Besiedelung eines kleineren Gebietes innerhalb Bayerns ist geschichtlich und volkskundlich darzustellen. Die beste Lösung der Aufgabe wird mit einem Preis von 300 M. ausgezeichnet. Die Bearbeitungen sind bis längstens 1. Juli 1911 an den Vorsitzenden des Vereins in Würzburg einzusenden. Die Arbeiten sind mit einem Kennwort zu versehen, der Name des Bearbeiters ist in verschlossenem Umschlag, der außen dasselbe Kennwort trägt, einzureichen.

Würzburg, den 15. Dezember 1908.

Prof. Dr. O. Brenner.

Die historische Kommission des Sächsischen Gymnasiallehrervereins stellt folgende Preisaufgabe: „Geschichte der sächsischen Schulkomödie von ihren Anfängen an bis 1800". Termin 1. Januar 1911. Preis 500 M.

Dr. Leopold Anton und Marie Dierlsche Preisaufgabenstiftung. Mit Rücksicht darauf, daß zu der mit Kundmachung vom 6. Juni 1905 ausgeschriebenen sechsten philologischen Preisaufgabe innerhalb der am 31. Dezember 1906 abgelaufenen Einreichungsfrist keine Arbeit eingelangt ist, ist im Sinne des Stiftbriefes über die Dr. Leopold Anton und Marie Dierlsche Preisaufgaben-Stiftung von Seite des Professoren-Kollegiums der philosophischen Fakultät an der k. k. Universität in Wien nunmehr nachstehendes Thema für die sechste philologische Preisaufgabe gewählt worden: „Die zeitgeschichtliche Dichtung der Deutschen in Österreich vor den Revolutionskriegen bis vor dem Jahre 1848".

Für die beste Lösung dieser Aufgabe wird durch den gefertigten Ausschuß als Stiftungs-Kuratorium hiermit ein Preis von fünfzig k. k. Dukaten ausgeschrieben.

Bewerbungs-Bedingnisse. Zur Bewerbung werden gemäß dem Stiftbriefe nur Personen zugelassen, welche das Staatsbürgerrecht in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern besitzen.

Die Arbeiten, welche noch nicht veröffentlicht sein dürfen und in deutscher Sprache abgefaßt sein müssen, sind in Reinschrift bis längstens **1. Juli 1910** gegen Bestätigung bei dem Dekanate der philosophischen Fakultät der k. k. Universität in Wien einzureichen.

Jede Arbeit ist mit einem Motto zu versehen und derselben ein versiegeltes, mit dem gleichen Motto versehenes Kuvert beizulegen, in welchem ein Blatt mit der Angabe des Vor- und Zunamens, des Standes und der genauen Adresse des Autors und, falls nicht schon aus der Stellung des Preisbewerbers seine österreichische Staatsbürgerschaft hervorgeht, ein Beleg über die letztere enthalten sein muß. Auf der Arbeit selbst darf sich keine Hindeutung auf die Person des Autors vorfinden.

Die Prüfung der Arbeiten und die Entscheidung über die Preisbewerbung, welche dem Professoren-Kollegium der philosophischen Fakultät der k. k. Universität in Wien zusteht, wird mit tunlichster Beschleunigung stattfinden.

Das Autorrecht an der prämiierten Arbeit verbleibt dem Verfasser.

Die Zuerkennung des Preises kann unterlassen werden, wenn keine der eingereichten Arbeiten des Preises würdig erachtet werden sollte.

Nach erfolgter Entscheidung, welche kundgemacht wird, werden die eingelangten Arbeiten gegen Rückgabe der Empfangsbestätigung zurückgestellt.

Wien, am 15. Dezember 1908.

Vom Ausschusse der n. ö. Advokatenkammer
als
Kuratorium der Dr. Leopold Anton und Marie Dierlschen
Preisaufgabenstiftung.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. Dez. 1908, im Satze am 15. Februar 1909.

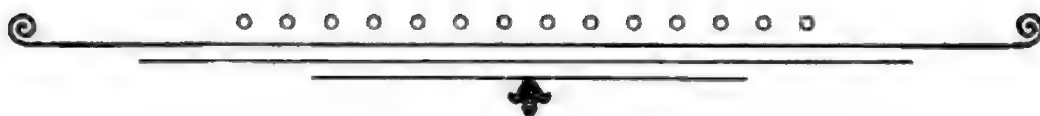
Register.[1])

Von Alfred Rosenbaum in Prag.

[1]) Sämtliche Abteilungen wurden einbezogen, Vollständigkeit ausgeschlossen. Regenten unter den Ländernamen. Anfänge vollständig mitgeteilter Gedichte unter ‚Lyrik'. Heine 660 (2) bedeutet: auf Seite 660 stehen zwei Aufsätze über Heine.

Werke.

Lyrik.



∘ ∘ Förderer. ∘ ∘

Die Zeitschrift für Literaturgeschichte

„Euphorion"

wird in hochherziger Weise unterstützt durch:

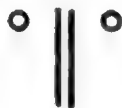
Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien

Die Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin

Herrenhaus-Mitglied Anton Dreher in Wien

Exzellenz Markgraf Alexander von Pallavicini in Wien

Herrenhaus-Mitglied Philipp Ritter von Schoeller in Wien



Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Siebentes Ergänzungsheft

Leipzig und Wien

k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung

Carl Fromme

1908

Neue Fischart-Studien

Von

Adolf Hauffen

Mit Unterstützung der Gesellschaft
zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur
in Böhmen

Leipzig und Wien
K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1908

Verlags-Archiv Nr. 2048

Vorwort.

Die nachfolgenden Studien, welche ihres größeren Umfangs wegen in Buchform erscheinen, bilden die Fortsetzung und den Abschluß der in den laufenden Jahrgängen des Euphorion veröffentlichten Studien. Sie sind auch die letzte Vorarbeit zu meiner seit vielen Jahren vorbereiteten Monographie über Fischart, deren Fortführung durch verschiedene Hindernisse immer wieder gehemmt worden ist. Ich wage es darum nicht, für die Vollendung dieses Werkes eine bestimmte Frist anzugeben, ich habe aber nicht den Mut verloren, es doch zum Abschluß zu bringen.

Ich fühle mich hier verpflichtet, Allen, die mich bei der Abfassung der vorliegenden Arbeit unterstützt haben, aufrichtig zu danken: der auf dem Titelblatt genannten Gesellschaft für einen namhaften Druckbeitrag, den Vorständen und Beamten zahlreicher Bibliotheken, deren Schätze ich in Prag verwerten konnte, insbesonders den Direktoren der Abteilungen für Handschriften, sowie für Bildwerke und Karten Prof. Dr. Ludwig Stern und Prof. Dr. Heinrich Meisner an der Kgl. Bibliothek in Berlin, dem Hofbibliothekar Dr. Adolf Fischer an der Großherzoglichen Bibliothek in Darmstadt, dem Bibliothekar Dr. Theodor Hampe am Germanischen Museum in Nürnberg und dem Kustos Dr. Hugo Glaeser an der Öffentlichen und Universitäts-Bibliothek in Prag. Ferner Prof. Anton Englert in München, der wegen gütiger Überlassung wertvollen Materials an mehreren Stellen dieses Buches genannt ist und der überdies die

Korrektur der Studien XI und XII mitgelesen hat, ebenso Prof. Dr. Johannes Bolte in Berlin und Alfred Rosenbaum für die freundliche Durchsicht der Studie XIII, beziehungsweise sämtlicher Bogen. Zuletzt, doch zumeist gebührt herzlichster Dank dem Herausgeber dieser Zeitschrift, der meine Arbeit in jeder Weise gefördert hat.

Prag, 30. August 1908.

Adolf Hauffen.

Inhalt.

Verzeichnis der früheren Fischart-Studien des Verfassers.

Euphorion: Fischart-Studien. I. Zur Familien- und Lebensgeschichte (3, 363—375). — II. Beschreibung des astronomischen Uhrwerks (705—710). — III. Der Malleus maleficarum und Bodius Démonomanie (4, 1—16; 251—261). — IV. Aller Praktik Großmutter (5, 25—47; 226—256). — V. Der Anti-Machiavell (6, 663—679). — VI. Die Verdeutschungen politischer Flugschriften aus Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz (8, 529—571; 9, 637—656; 10, 1—21). — VII. Geistliche Lieder und Psalmen (11, 22—65 und 371). — VIII. Anmahnung zu christlicher Kinderzucht (13, 52—57).

Eulenspiegel Reimensweiß (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 3, 381—394). — Ehezuchtbüchlein, Plutarch und Erasmus Roterodamus (Symbolae Pragenses, Prag 1893, S. 24—41). — Fischarts Bibliothek (Zeitschrift für Bücherfreunde 2, 21—32). — Die Quellen von Fischarts Ehezuchtbüchlein (Zeitschrift für deutsche Philologie 27, 308—350).

Ebenda sind erschienen: Zu den Reimdichtungen des Johannes Nas. I. Die Centurien und das Bildergedicht Anatomia Lutheranismi. II. Umdichtungen evangelischer geistlicher Lieder und das Bildergedicht Ecclesia militans (36, 154—172; 445—472).

Diese Studien werden im nachfolgenden nur mit den Namen der Zeitschrift, Band und Seite zitiert werden.

Verzeichnis der Abkürzungen.

Ausgaben:

Kurz. Fischarts sämtliche Dichtungen herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Heinr. Kurz. Leipzig 1866 und 1867 (Deutsche Bibliothek 8—10).

Goedeke. Dichtungen von Fischart herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig 1880 (Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts 15).

Hauffen. Fischarts Werke. Eine Auswahl herausgegeben von Adolf Hauffen. Stuttgart o. J. (Deutsche National-Literatur 18, I—III).

Schriften:

ADB. Allgemeine Deutsche Biographie herausgegeben von Rochus Freiherrn von Liliencron. Leipzig 1875 ff.

Kirchen-Lexikon herausgegeben von Wetzer und Welte, 2. Auflage von Hergenröther und Kaulen. Freiburg 1882 ff.

Real-Enzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche herausgegeben von Herzog, 3. Auflage von Hauck. Leipzig 1896 ff.

Andresen vgl. S. 178.

Janssen vgl. S. 42 Anm. 1.

Vilmar vgl. S. 42 Anm. 1.

Wendeler, Meusebach vgl. S. 273 Anm. 1.

Wackernagel Wilhelm, Johann Fischart von Straßburg und Basels Anteil an ihm. Basel 1870.

IX.

Catalogus Catalogorum.

1. Vorgeschichte.

Zu seiner letzten Schrift Catalogus Catalogorum 1590 hat Fischart die Anregung durch Rabelais erhalten, der in seinem Gargantua, im 7. Kapitel des zweiten Buches einen satirischen Katalog der Bibliothek zu St. Viktor in Paris zusammengestellt hatte. Fischart hat selbst in seiner Vorrede auf diese Quelle kurz verwiesen, die ja aus seiner erweiternden Umarbeitung noch ganz deutlich zu erkennen ist. Lange vorher aber, ehe er am Schlusse seines Lebens diesen Plan eines satirischen Kataloges zu einem selbständigen Buch erweitert und zu Ende geführt hat, finden wir in seinen verschiedenen Dichtungen aus verschiedenen Gründen kleinere oder größere Listen wirklicher und fingierter Büchertitel. Von diesen Listen müssen hier jene erwähnt werden, welche wegen ihrer deutlichen Beziehungen zum Catalogus als eine Art Vorarbeiten zu betrachten sind. So der Epilog zum Flöhhaz, wo Fischart, um seine absonderliche Dichtung zu verteidigen, auf andere Beispiele von modernen und antiken (aber dazumal in Deutschland verbreiteten) ironischen Enkomien und Tierdichtungen verweist, die zum Teil später auch im Catalogus wieder erscheinen.[1]) Ferner im Bienenkorb drei kürzere Listen von Gebetbüchern (E 29 ^{a} f.), Legendensammlungen und scholastischen Werken (E 30 ^{a}, 60 ^{b} f.), welche Titelanführungen von Marnix ergänzen.

Dann zwei Listen in der Geschichtklitterung. Die erste steht gleich im Vorwort. Rabelais ermahnt seine lieben Schüler: „que vous . . . lisants les joieux titres d'aucuns livres de nostre invention, comme Gargantua, Pantagruel, Fessepinte, La dignité

---

[1]) Die bibliographischen Nachweise für diese Liste in: Fischarts Werken herausgegeben von Hauffen 1, S. XX. Weitere Listen ohne Beziehungen zum Catalogus finden noch im Prolog zum Stauffenberg und im Podagrammischen Trostbüchlein, wo zumeist beliebte Volksbücher der Zeit erwähnt werden. Vgl. Hauffen a. a. O. 1, S. LII und 3, S. XXXIX.

des braguettes, Des pois au lard cum commento etc.," urteilt nicht leichtfertig, daß diese Bücher nur Narrheit und Lüge enthalten. — Fischart gibt (S. 20) nun zunächst diese fünf Büchertitel zum Teil scherzhaft und mit Erweiterungen wieder und fügt eine (in der zweiten Ausgabe stark vermehrte) Reihe von über 30 Büchertiteln hinzu, die vielfach auf seine eigenen bereits erschienenen Schriften, auf Kapitel der späteren Bücher von Rabelais' Gargantua, auf bekannte Büchertitel jener Zeit anspielen oder als bloße Scherze aufzufassen sind.[1]) Es liegt uns hier bereits der spätere Catalogus in nuce vor. Nach dem Vorbild Rabelais' macht sich Fischart auch hier, wie später im Catalogus über seine eigenen grotesken und langstieligen Büchertitel lustig, wenn er sie ausdrücklich in dieser Reihe „vnsers gespunst Büchertitel, die euch wunderlich Krabatisch[2]) inn den Ohren lauten" in langer Folge aufzählt. Und auch der Beweggrund zu seinem späteren umfänglichen satirischen Katalog auf die Bücher seiner Zeit ist in einem der hier vorkommenden Titel ausgedrückt: „Von blinder hundsgeburt heutiges bücher schreibens."[3]) Die Vielschreiberei, die Unzahl wertloser unreifer Schriften, die

---

[1]) Goedeke im Grundriß[2] 2, 504 f. Nr. 68—77 hat diese Stelle aus dem Vorwort Fischarts abgedruckt, hierbei mehrere Titel erklärt oder auf weitere Literatur hingewiesen. Zur Ergänzung sei noch folgendes hinzugefügt: „Erbisen zum Speck mit der außlegung: dz Speckgewicht cum commento." Fischart übersetzt hier den Titel Rabelais' doppelt, wie das in seiner Gewohnheit lag. Der erste Teil ist die richtige Übersetzung von Des pois au lard cum commento. Im zweiten Teil aber faßt er pois als poids auf, darum Speckgewicht und behält den lateinischen Ausdruck bei (vgl. Frantzen, Kritische Bemerkungen zu Fischarts Übersetzung von Rabelais' Gargantua S. 29). Die Bezeichnung cum commento stammt aus Titeln scholastischer Lehrbücher vgl. Rabelais Gargantua I, 14. — „Ratschlag von erweiterung der hellen" ist wohl eine Anspielung auf den Schwank von Hans Sachs: „Der dewfel wil die hel weitter machen" 1640. (Sämtliche Fabeln und Schwänke. Herausgegeben von Goetze 2, Nr. 384.) Vgl. auch Geschichtklitterung S. 319, Z. 16 und Wendeler, Meusebach S. 267. — „Halb dachisch volle feuordnung" nach Wendelers Vermutung (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1, 97) eine von Fischart etwa beabsichtigte Schilderung des wüsten Treibens in einem (Speierer) Frauenhause. Es kann aber auch der Abschnitt „Daß halb dach in Venusberg" in Fischarts „Praktik" (1574, Scheible S. 614 f.) gemeint sein, wo die Frauenhäuser beschrieben werden. (Vgl. „Geschichtklitterung" S. 90 „halbe Thächer" in einer Aufzählung von Frauenhäusern.) — Dann nennt Fischart das „Muckenlob" (Lukians Lobrede auf die Fliege), das er auch im Epilog zum Flöhhaz Vers 31 erwähnt, also ein ironisches Enkomion, ferner Streitgedichte und eine Dichtung in der Einkleidung eines Gerichtsprozesses, alles literarische Formen, die damals sehr üblich waren und auch im Catalogus in größerer Anzahl angeführt werden.

[2]) Fischart gebraucht den gleichen Ausdruck auch im „Bienenkorb" (E 251[a]) bei Erwähnung des schlechten mittelalterlichen Lateins „gar Crabatisch verzwickt". (Zusatz zu Marnix.)

[3]) Vgl. Archiv für Literaturgeschichte 6, 501.

damals auf den Markt geworfen wurden, hat ihm in der Durchführung der von Rabelais gegebenen Anregung bestärkt.

Eine zweite viel größere Bücherliste findet sich im 17. Kapitel der Geschichtklitterung S. 221—223. Auch sie ist von Rabelais angeregt. In dem entsprechenden 14. Kapitel des 1. Buches eröffnet Rabelais im Namen des Humanismus seinen durch zehn Abschnitte fortgeführten Kampf gegen die zu seiner Zeit noch übermächtige mittelalterlich-scholastische Weltanschauung auf dem Gebiete der Erziehung, des Unterrichtsbetriebes und der Lebensführung. Zunächst erzählt er, wie Grandgousier seinem Sohne Gargantua aus Freude über die Begabung und Klugheit, die dieser bei seinen Fehlern und Torheiten bewiesen hat, einen Sophisten Tubal Holofernes zum Lehrer gibt, dem später ein geistesverwandter Mentor Jobelin Bridé folgt. In der Schilderung ihres Vorgehens verhöhnt Rabelais die geistlose, mechanische, von unwissenden Lehrern gänzlich unfruchtbar geführte scholastische Unterrichtsmethode des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts. Er nennt hierbei auch eine große Zahl der in den Schulen der Scholastiker allgemein üblichen, aber veralteten, nur auf das Formelle hinauslaufenden, wertlos gewordenen Lehrbücher, auf die der Königssohn ein zweckloses Studium von vielen Jahren verwenden mußte, den Donat, den Facetus, Theodul, Alanus, das Doctrinale und viele Andere, alles wirkliche Titel gangbarer Anleitungen, Grammatiken, Eselsbrücken und Kommentare mit wenigen Namensverdrehungen und sparsamer Hinzufügung komischer Verfassernamen.[1])

Fischart hat nun alle diese Angaben der Vorlage im wesentlichen beibehalten, aber die Satire verschärft durch stärkere Ausdrücke (so schon in seiner Kapitel-Überschrift) durch allerlei scherzhafte Anspielungen und Vergleiche. Die von Rabelais erwähnten Titel gibt er (S. 218 ff.) alle richtig wieder. Er hat aber in das 17. Kapitel drei Einschübe gemacht, die in ironischen Beispielen Unterricht und Wissenschaft der Scholastiker und namentlich die verderblichen Folgen der noch dazu von Ungelehrten angewendeten üblichen lateinischen Unterrichtssprache grell beleuchten sollen. Zunächst S. 219 Z. 3 bis S. 220 Z. 28 eine Nomenklatur, eine Blütenlese kühner und lustiger Wortbildungen und arger Sprachmengerei, mit Beispielen von komischen Übersetzungen,[2]) ferner S. 221 Z. 1—19 eine ergötzliche Schüler-

[1]) Vgl. die Nachweise und Erläuterungen bei Regis, Rabelais' Gargantua II, 1 S. 70 ff. und Arnstädt, Rabelais und seine Traité d'éducation S. 129 ff.

[2]) Eine ganz ähnliche Sammlung von Beispielen schiebt Fischart in das 30. Kapitel ein (S. 321 Z. 7—27), um das schlechte Latein des Mönches von Sewiler zu illustrieren. Auch hier sind die Epistolae obscurorum virorum (Eov) verwertet. (Accursius Z. 25 aus Eov 274, 25.)

szene, eine Parodie einer damaligen Lektion und endlich das Bücherverzeichnis in zwei Gruppen S. 221 Z. 21—83, wo Fischart dem Computus der Vorlage (Fischart sagt: „Compost")[1]) sechs lange Titel hinzufügt[2]) und S. 222 Z. 11 bis S. 223 Z. 27, wo er zwischen: Seneca de quatuor virtutibus cardinalibus (ein Pseudo-Seneca, dem Fischart in der zweiten Ausgabe „vierfüßige" Tugenden zuschreibt) und zwischen Passavantus ein „gantz Register" von 20 (1590 um drei vermehrten) neuen fingierten Titeln angeblich scholastischer Lehrbücher einreiht, die derb und komisch in barbarischem Deutsch-Latein und zum Teil maccaronisch abgefaßt sind.[3])

Die Quelle, aus der Fischart für dieses Register geschöpft hat, ist durch A. Goetze nachgewiesen worden. Es sind die Epistolae obscurorum virorum, die Fischart in der zweiten Ausgabe der Geschichtklitterung (S. 12 Z. 11 f. von unten) zitiert, aber bereits für die erste Ausgabe für komische Namen, scherzhafte Redewendungen und Anspielungen an verschiedenen Stellen, hauptsächlich aber für seine Bücherlisten des 17. Kapitels benutzt hat.[4]) Indem

---

[1]) Computus bezieht Regis II 1, S. 71 f. auf Liber Aviani, qui Computus nuncupatur cum commento. Fischart fügt „Compost" in der 2. Auflage hinzu: „vnnd das Postkomm: das Brodium Lovaniense per Petrum de Broda." Diese Bemerkung stammt aus dem Biencorf von Marnix (Schluß von I 10, wo von Peter de Broda und von Legendensammlungen, wie Dormi secure die Rede ist): „ende maecken u daer van een Compost oft so men het te Loven noemt een Brodium" (für die Ketzer), was Fischart in seinem Bienenkorb E S. 61ᵃ wörtlich übersetzt hat.

[2]) Die spätere Ausgabe der Geschichtklitterung h 1617 fügt einen Titel hinzu: „Dann deß Thomae Murners Cartiludium Logice: Item Cartiludium Juris waren noch nicht erfunnen, noch gespunnen." — Gemeint sind natürlich das Chartiludium Logicae 1507 und das Chartiludium Institute summarie 1518 von Murner. (Vgl. unten S. 38.)

[3]) In den Übertragungen der Rabelaisschen Titel begeht Fischart Versehen. So besonders 222, 5 f. „den Flebard, Grecismum Doktrinale". „Flebard" ist verschrieben für Rabelais: Hébrardi, nämlich Everardus von Bethune, dem Verfasser des Graecismus 124, 2. Grecismum gehört also nicht, wie Fischart es setzt, zu „Doktrinale", das die bekannte lateinische Versgrammatik des Alexander de Villa Dei (um 1240) ist. Zu den weiteren Titeln aus Rabelais vgl. Regis II 1, S. 69—74.

[4]) „Eine Quelle Fischarts" in den „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur" 29, 363—367. Für die obigen Beispiele sind die Nachweise Goetzes verwertet. Ich zitiere nach der Ausgabe: Böcking, Hutteni operum supplementum, Tomus 1. Zu dieser Studie seien noch einige Einzelheiten hinzugefügt. Fischart bezeichnet 221, 21 den Magister Langschneider als Ortwinista. Langschneyderius ist in Eov der Schreiber des ersten Briefes an Ortwinus Gratius. Die Form „Ortwinista" aber bildet Fischart nach ähnlichen, in den Eov häufigen Formen wie Scotista, Reuchlinista für Anhänger von Duns Scotus und Reuchlin. — Fischart 222, 24 Gemma Gemmarum nach Eov 4, 22 und 298, 12 (ein sehr verbreitetes Vokabular seit 1484 in zahlreichen Ausgaben vorliegend, vgl. Panzer 1, 182 f.). — Goetze meint, die Eov seien

er Titel wirklicher scholastischer Lehrbücher nachahmt, verwendet er Verfassernamen und ironische Titel der Epistolae obscurorum virorum für den größten Teil seiner Liste. Ihren Grundstock bilden gewöhnliche, auch zum Teil in der Epistolis wiederkehrende Buchbezeichnungen, wie Grammatica, Vademecum, Tabulare, Lectionarius, Summa, Vocabularius, Gemma gemmarum usw. Außerdem nimmt sich Fischart komische lateinische Buchtitel aus der ebengenannten Quelle, indem er Titel oder beliebige Redewendungen aus den Eov verwertet, frei verbindet, meist sehr erweitert mit deutschen Ausdrücken, mit Witzen und Spottnamen, mit etymologisierenden Scherzen, mit erfundenen (auch maccaronischen) oder aus anderen Stellen der Epistolae genommenen Verfassernamen versieht.[1]) Also z. B. „Die Formalitates Scoti mit Supplementis Bruliferi vnd Magistri Langschneiderij Ortwiniste" stammen aus Eov 37, 22 formalitates et distinctiones Scoti, quas composuit Brulifer

---

Fischart bei den späteren Bearbeitungen der Geschichtklitterung „nicht mehr so deutlich gegenwärtig gewesen". Fischart hat aber 1590 neuerdings die Eov für seinen Catalogus verwertet, wie ich unten S. 25 ff. noch zeigen werde, sie waren ihm also damals gegenwärtig. Für die Geschichtklitterung scheint er sie allerdings nicht neuerdings verwertet zu haben. Die drei neuen Büchertitel (223, 20—25), die 1590 hinzukommen, zeigen zwar leise Beziehungen zu den Eov (Vocabularius ex poetria: Eov 4, 21 in vocabulario Ex quo, der Verfassername Stephanus Fliscus wie in Eov 296, 29). Die genannten Vokabularientitel kann aber Fischart auch wirklichen Titeln der Scholastiker entlehnt haben. Fliscus ist ein wirklicher Autor aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, der unter anderen Schriften ein Werk Synonima verborum geschrieben hat (Panzer 5, 204; 11, 342). — Fischarts Vocabularius rerum etymologisatus stimmt mit Vocabularius rerum auctore Wenzel Brack. Augustae. 1478 (Hain 3797 ff.). Fischart hat aber dieses Werk seinem alten Gegner Joh. Nab zugewiesen. — Papiae Sucui Vocabularius ex poetria ist eine Anspielung Fischarts auf eines der ältesten Lexika, Papias, Vocabularium. Erster Druck Mediolani 1476, Hain Nr. 12378 ff. Der dritte Titel: „Jodoci de Calve Praedicatoris in Heidelberga Expositor Vocabulorum" entspricht dem Buche: Vocabularius Jodoci doctoris et predicatoris sacrae scripturae (nach Vorträgen des Heidelberger Predigers und Professors Jodocus de Calve von Joh. Melber aufgezeichnet). In der Prager Universitäts-Bibliothek zusammengebunden (8973) mit dem Vocabularius ex quo, beides undatierte Inkunabeln. Sonst auch unter dem Titel Calves Vocabularius predicantium sive variloquus (Hain 11025—11044). (Geßners Catalogus 1583, S. 514. Jodocus de Calve, Vocabularium praedicantium.)

[1]) Etymologisierende Scherze Fischarts in diesen Titeln: z. B. 222, 4 von unten Philomulus wahrscheinlich Anspielung auf den lateinischen Beinamen Jakob Lochers Philomusus. Das Wort „Rhetorica" in dem betreffenden Titel spricht dafür, weil Locher eine Epithome Rhetorices 1496 verfaßt hat. Der Humanist käme dann hier unter die Scholastiker, wie Pilatus ins Credo. Wimpheling bezeichnet übrigens auch Locher als Vilomusus und Mulopoeta. (Boecking, Supplementum 2, 436.) — Theologicum Sauerbonicum Sorbonen und saure Bohnen, sowie seit 1580 (B) im Titel des Bienenkorbs „der Saurbonischen Säubonen" und seit B (215ᵃ) „Bonsauristen" (für Sorbonisten" in A).

und 277, 31 Magister Langschneyder. — „Die Casus longos oder Institutis durch den H. Conrad Vnckebunck Fumistam“ aus Eov 214, 21 Casi longi super Institutis und 219, 2 u. o. Cunradus Unckebunck.“ — „Die Reparationes aller bursarum: M. Fenestrifici“ aus Eov 17, 28 reparationes omnium bursarum (Verfasser dieses Briefes: Cornelius Fenestrificis). — Zu dem aus Eov 31, 20 überlieferten Titel Parvulus Philosophiae moralis fügt er den erfundenen Namen M. Schindengulij hinzu. Auch setzt Fischart aus mehreren überlieferten Titeln einen Titel zusammen: „Parua logicalia mit dem Vademecum vnnd opere minore außgelegt durch den Censor inn Grammatica D. Daubengigelium“ aus Eov 258, 18 ff. Parva logicalia. Vade mecum. Opus minus. Der Name Eov 36, 23 Paulus Daubengigelius. — Auch verwendet er einen überlieferten Namen als sehr treffenden Titel, so Eov 223, 5 Bertholdus Hackstro als: „das Hackstro des Hugitionis novi Grecište.“ Auch Ortsnamen entnimmt er der Quelle, so in Bursakneck aus Eov 29, 31 in bursa Kneck.[1])

Einige Titel, die nicht aus den Eov stammen, entnimmt Fischart unmittelbar scholastischen Werken. So 223, 15 f. „Das Quadrat Sapientiae vnd Vulgaria puerorum. Foenificae (a b richtiger Foenisicae) nach dem Werke: Opera Joannis Foenisecae haec in se habent. — Quadratum sapientiae: continens in se septem artes liberales veterum. Augustae Vindelicorum 1515 (Panzer 6, 143, Geßner 436) und 223, 25 Horlogium Sapientiae nach Horologium aeternae sapientiae. Coloniae 1501.

Trotzdem also Fischart hier bereits ein Register von ironischen Büchertiteln gibt, hatte er doch noch die Absicht, auch den Katalog der Bibliothek zu St. Viktor zu übertragen und zu bearbeiten. Das heißt, er trug sich ja von vornherein mit der Absicht, überhaupt seine Bearbeitung des Gargantua und Pantagruel von Rabelais fortzusetzen, wobei ja dieser Katalog gleich im Anfang an die Reihe gekommen wäre. Er gab ja auch darum seiner Geschichtklitterung, die nur das erste Buch des Rabelaisschen Romans wiedergibt, den Titel „Gargantua und Partagruel“, obwohl Pantagruels Geburt

[1]) Diese Titel, die sich Fischart aus verschiedenen Stellen der Eov zusammengefügt hat, rühren fast durchaus ursprünglich aus wirklichen scholastischen Titeln her. Die Belege hierfür Supplementum 2, S. 319. Brulifer. S. 394 P. Hispanus. S. 340 Casus longi. S. 431 Parvulus philosophiae. S. 289 f. Alexander de Villa Dei. S. 348 Combibilationes. Nur zum geringen Teil hat auf diese Liste auch bereits Rabelais' Katalog der Bibliothek von S. Viktor eingewirkt. Von Einzelbeziehungen finde ich nur bei Fischart S. 222 Z. 25, mit der Biga salutis (1590 gestrichen) aus Rabelais Nr. 1 Biga salutis. — Fischart S. 222 Z. 25 honestè comedere nach Rabelais Nr. 12 honneste pettandi. — Fischart S. 222 Z. 18 per Gingolfum nach Rabelais Nr. 121 per Guingolfum.

erst in den Beginn des zweiten Buches fällt. Er vertröstet seine Leser, entschiedener als Rabelais, gleich im Anfang (S. 29) auf das zweite Buch, auf den Stammbaum im ersten Kapitel. Er erwähnt gelegentlich Einzelheiten aus den späteren Büchern des Rabelaisschen Romans, er benutzt bereits im voraus einzelne Motive aus dem zweiten Buche und er verspricht noch in Zusätzen zur zweiten Auflage der Geschichtklitterung, direkt eine Bearbeitung des zweiten Buches oder doch einzelner Abschnitte daraus folgen zu lassen.[1])

Und zwar zunächst S. 273, wo er im 26. Kapitel die neue Erziehungsmethode Dr. Lobkundi bespricht und der Morgenandacht des jungen Gargantua gedenkt. Hier erwähnt Fischart die „Gebettformular, die heut ein jeder Cantzelstand vnd Predigstülbeschreiter zusamm klittert, damit er auch wie ein Schwalbennest am Haus an Doctor Geßners Bibliotheck oder ins Suppliment zugeflickt werde: aber sie werden mir im anderen theyl zur Liberi noch wol bekommen". (Vgl. unten S. 11 f. und 30.) Also Fischart denkt 1582 noch daran, das zweite Buch des Gargantua zu bearbeiten und will bei dem Katalog der librairie auch die zusammengeschusterten Gebetformulare seiner Zeit aufnehmen, den Katalog Rabelais' also mit Titeln erweitern, welche neuere deutsche Veröffentlichungen ironisieren sollen.

Diese hier angekündigte ironische Liste von Gebetbüchern der Zeit hat Fischart zwar tatsächlich ausgeführt, aber nicht, wie geplant, für den Catalogus aufgehoben und verwertet, sondern bei einer früheren Gelegenheit veröffentlicht, nämlich in seiner Vorrede zu einer Verdeutschung lateinischer Schriften von Johann Rivius: „Wolsicherent Auffmunterung" 1588. An zwei Stellen dieser bestimmt von Fischart verfaßten Vorrede erscheinen lange Titel: Reihen von Gebet- und Erbauungsbüchern der Zeit, welche zum großen Teil wirkliche „kramlobende vnd Kaufflockende Tituln" genau wiedergeben, zum Teil in Fischarts bekannter Weise abgeändert und erweitert, mit Witzen

[1]) Geschichtklitterung S. 21 in der oben erwähnten Bücherliste spielt Fischart mit den Titeln: „Bacbuc", „Die Schiffart zum Beutellegele", „Anatomi der knackwürst" auf Rabelais Gargantua Buch 4, 1; 5, 42; 3, 46; 5, 34; 4, 25 an. Der Satz S. 175 „Aber ich gedenck es euch besser außzulegen inn eim besondern büchlin, das ich von der Würdigkeit der Lätz hab zugerichtet", den Goedeke Grundriß 2 S. 505 Nr. 75 unter den Fischartischen Plänen aufzählt, ist nur die wörtliche Übersetzung des Rabelaisschen Ausspruches: Mais je vous eu exposerai bien davantage au livre, que j'ai fait de la dignité des braguettes. Abgesehen von den oben herangezogenen Beziehungen zur Bücherliste aus Rabelais II, 7 ist Fischarts Schilderung der Mutter Gargantuas S. 112 beeinflußt durch II 3, die Schilderung der Frau Gargantuas „car elle avait visage de rebec, corps d'Espaignole et ventre de Souice". Und das Einleitungsgedicht Fischarts S. 2 schließt sich Vers 19—36 an den Zehnzeiler von Hugo Salel an, der dem zweiten Buche von Rabelais Gargantua vorangestellt ist.

und Wortspielen versehen sind.[1]) Hier erklingt auch schon der im Catalogus kräftiger betonte Widerwille Fischarts gegen die wahllose literarische Überproduktion, die „vnendtlichkeit des Büchermachens“ und „das vnauffhörlichs hin vnd wider publicieren“.

Und schließlich! In dem erst 1582 angefügten Schlußabsatz der Geschichtklitterung, wo Fischart den Lesern eine Fortsetzung in Aussicht stellt, sagt er (S. 459): „Es wird mir die Liberey zu S. Victor wol dienen inn die Kuchen: Auch Panurgi weiß vnd wider die Dipsodischen dürre dürstige Riesen die Reiß, sampt den Zwerchen, welche kamen auß Pantagruels Fürtzen vnd den Frewlin Zwerchinnen, welche auß seim Wasser theten rinnen: Auch werden mir sehr wol stehn zuhanden, die new Zeitung von Teuffeln vnd den Verdampten, sampt der Zung, darmit Pantagruel ein gantz Hör deckt vnnd was wunderlichs jhm inn dem Maul steckt.“ Das sind Alles ganz deutliche Anspielungen auf die Kapitel 7, 27, 28, 29, 30 und 32 des zweiten Buches von Rabelais Gargantua. Fischart führte diesen Plan der Fortsetzung nicht aus. Im Jahre 1590 muß er ihn schon völlig aufgegeben haben, denn das einzige Stück davon, das fertig geworden ist, den Bücherkatalog veröffentlicht er in diesem Jahre als selbständige Schrift.

Es ist dies sein Catalogus Catalogorum, der 1590 erschienen ist und der in sechs Exemplaren vorliegt. Diese Exemplare sind einander im Titelblatt, Vorrede, Text, auch in den Druckfehlern völlig gleich. Nur auf den letzten zwei Seiten (33. Blatt E) finden sich

[1]) Im Euphorion 3, 23—32 hat Englert die oben genannte Vorrede Fischarts abgedruckt und aus stilistischen Gründen Fischart zugewiesen. Sollte es noch einer Verstärkung des Beweises bedürfen, so ist es die oben angeführte Beziehung der Geschichtklitterung zu den Titel-Verzeichnissen dieser Vorrede. — Die Verzeichnisse selbst stehen a. a. O. S. 28 und S. 30 f. „Wegweiser der Fremden, Zeitglöcklein zur Andacht, der Ewig Heyl vnd Gesundbrunnen, Geistliche Rüstkammern, Lauff vnd Pilgerfart der Hoffnunglebenden Wallbrüder, Paradiesrößlein, guldenes Himmelswäglein vnd Leyterlin“ und viele andere ähnliche „Vberschriften“, deren eine große Anzahl Englert in der Bibliotheca Draudii wiedergefunden hat. — Beispiel für eine echt Fischartische Ausgestaltung eines Titels: „Die Sterbschul Disce moris vnd mortis mores Lehrung, das Bedencks End vnd die Endbedenckung, den Abdanck der Welt vnnd der Welt Halbdanck vnd Grabdanck.“ — Ähnliche, auch fast wörtlich übereinstimmende Titel katholischer und protestantischer Bücher finden sich auch in den Frankfurter Meßkatalogen der Achtzigerjahre, die Fischart vorlagen, so Willers Meßkatalog Herbstmesse 1585 D 1ᵇ „Schatzkammer göttlicher Schrift. Wetterglöcklein“. Fastenmesse 1586. E 4ᵃ f. „Schöpfbrunnen geistlicher Andacht. Herzensmahner. Heilbrunnen und Gnadenstuhl des neuen Testamentes“. Immer mit sehr langen Nebentiteln. Zu Fischart: „Guldenkleinot“. — „Guldenen Himmelswäglein“. — „Honigsaum aus Göttlichem Immengarten“. Vgl. Willer, Fastenmesse 83 (D 1ᵇ) „Güldenes kleinot Christlicher Wallbrüder“. Portenbach, Herbstmesse 1584 (C 8ᵃ) „Güldenes Himmelwäglein“. — Willer, Herbstmesse 1583 (D 1ᵇ) „Honigseim aus dem großen Wald vnd Bienengarten“.

mehrere kleine orthographische Satzverschiedenheiten und voneinander abweichende Druckfehler, welche die Exemplare in zwei Gruppen scheiden in (sagen wir) A Berlin Kgl. Bibliothek (Bibl. Dieziana Nr. 9186^{a}), Darmstadt, Wien (Hofbibliothek, 23.235 A), und B Berlin (Kgl. Bibliothek Yh 4123^{a}), Bremen (Stadtbibliothek, VII. 6° 82) und Nürnberg (Germanisches Museum. Sammlung G. Schad).[1])

Ich gebe im nachstehenden das Titelblatt, das, wie gesagt, in allen Exemplaren ganz gleich ist, mit möglichster Treue wieder:

---

[1]) Th. Kessemeier, Der Bienenkorb, Catalogus catalogorum und kleinere Zugaben (Programm der Realschule von Debbe in Bremen. 1877) S. 19 ff. hat das Bremer Exemplar beschrieben, Titel und Vorrede abgedruckt und nach vorgenommenem Vergleich mit dem Berliner Exemplar der Gruppe A die Satzverschiedenheiten durch Abdruck des letzten Blattes beider Exemplare festgestellt. Ebenso verhält es sich auch mit den übrigen Exemplaren der beiden Gruppen; sie weichen nur auf dem letzten Blatte an wenigen Stellen voneinander ab. Im übrigen sind A und B ganz gleich, auch die Druckfehler stimmen überein: so die falsche Seitensignierung E 4 statt D 4 auf Blatt 28, so A 6^{a} Z. 6 von unten: „vergemanisiert“, B 5^{b} Z. 7 von unten Maneria für Maniera, A 6^{a} Z. 10 „Beichspiegel“, A 6^{b} Z. 9 qnod für quod, D 5^{b} Z. 12 von unten „Villanesten“, C 2^{b} Z. 1 „Handbüschlein“, ferner verstellte Buchstaben und anderes. Die Varianten, die Adolf Schmidt (Centralblatt für Bibliothekswesen 10 S. 455) für das Darmstädter Exemplar (A) gegenüber dem Bremer in Titel und Vorrede zusammengestellt, erledigen sich dadurch, daß sie nur Berichtigungen des zum Teil fehlerhaften Abdruckes von Kessemeier darstellen. Ich habe inzwischen das Bremer Exemplar mit den beiden Berliner Exemplaren, dem Wiener Exemplar, den Darmstädter Varianten und der genauen Beschreibung des Schadschen Exemplars, die ich der Güte des Herrn Prof. Anton Englert (München) verdanke, verglichen und sehe, daß alle diese Exemplare einander außer auf dem letzten Blatte völlig gleich sind. Ich gebe oben das gegenüber Kessemeier berichtigte Titelblatt nach den Originalen. Im Abdruck der Vorrede zeigt Kessemeier neben unwichtigen einige wichtige Lese- oder Druckfehler S. 20 Z. 6 von unten Tongerio für das richtige Tongerlo und S. 21 Z. 8 laufen für lausen. (Die übrigen Versehen bei A. Schmidt.) Auch S. 22 f. zeigt der Abdruck des letzten Blattes mehrere Druckfehler für beide Exemplare. Bremen B S. 22 Z. 1 Nach durabilis fehlt der Punkt. — Z. 9 R.] N. — Z. 11 Westfalen] Westphalen. — Z. 17 Questiones] Qęstiones. — S. 23 Z. 15 nach gewesen ein Komma. — Z. 25 Dan es] Dañ es. — Z. 26 je] ie. — Z. 28 beizeiten] bezeiten. — Z. 33 Bauern] Bauren. — Für die Gruppe A bringt schon Adolf Schmidt nach dem Darmstädter Exemplar die nötigen Berichtigungen, die auch, wie ich bestätigen kann, für das betreffende Berliner und das Wiener Exemplar ihre Giltigkeit haben. Der von Kessemeier S. 33 Z. 26 mitgeteilte Druckfehler je hesser statt je besser, steht tatsächlich in der Gruppe A und zwar nur hier. — Zu bemerken ist endlich, daß das Darmstädter Exemplar aus der Gruppe A allein als letztes Wort auf Blatt 33^{a} Diese hat, statt Dieser und das Wiener Exemplar Blatt 33^{a} Z. 11 von unten = ncio statt = neio. Ich möchte deshalb nicht einen besonderen dritten oder vierten Satz annehmen, wie A. Schmidt, sondern ich glaube, daß an den betreffenden Stellen bei einzelnen Exemplaren die Druckerschwärze nicht ganz ausgereicht hat. — Das Wort Artwisum im Titel hat ein deutsches w.

Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis.
Das ist.
Ein Ewigwerende / Gordiani-
scher / Pergamenischer vnd Tirranino-
nischer Bibliothecken gleichwichtige vnd rich-
tige verzeichnuß vnd registratur /
Aller Fürnemer außbündiger / fürtreff-
licher nützlicher / ergetzlicher schöner nicht jeder-
man gemeiner / getruckter vnd vngetruckter Bücher vnd
Schrifften / Operum, Tomorum, Tractatuum,
Voluminum, Partium viler mancher Herr-
licher Auctorn und Scribenten.
Allen Lustgirigen rhum vnd klugheit nachstellen-
den Gesellen / zu Dollen Polemischer Tractätlin / vnge-
treümter / vnerrahtener Namentäuffung / vnd Tit-
tulzierung / dienstlich / nutzlich / hilflich
vnd entwürfflich.
Vormals nie außkomen / sondern vor den Sinnarmen
vnd Buchschreibreichen / an starcke Ketten bißher ver-
wart gelegen / Newlich aber durch Artwisum
von Fischmentzweiler / erditricht / ab-
gelöst / vnd an Tag gebracht.
Gott lob / durch vnser fleiß vnd groß müh /
Ists Catalogi erst theil allhie /
Drumb laßt euch nit so fast verlangen /
Der ander kompt hernach mit brangen.
Getruckt zu Nienendorff / bei Nirgendsheim /
im Mentzergrund.
M. D. XC.

Der Titel ist durchaus schwarz. Signierung A 2 — E 33 Bl. Der Druck sicherlich von Jobin, was schon die Eichel am Schluß der Vorrede erweist.

Schon dieser lange scherzhafte Titel gibt ironisch Bericht über die Absichten des Verfassers. Der für ewige Dauer bestimmte Catalogus Catalogorum gebe ein den berühmtesten größten Bibliotheken ebenbürtiges Verzeichnis aller guten, nützlichen, ergötzlichen, gedruckten und ungedruckten Bücher verschiedenster herrlicher Schriftsteller, das den nach Ruhm strebenden nützlich zur Namengebung und Titelzierung toller Bücher werden könne, das bisher unzugänglich (an Ketten gebunden, wie die kostbaren Bücher mittelalterlicher Bibliotheken) gewesen und von Artwisum (Umstellung aus Fischart) von Fischmentzweiler (Anspielung an Namen und Beinamen: Fischer genannt Mentzer) befreit worden sei und nun veröffentlicht werde.

Die ebenfalls sehr ironisch und scherzhaft gehaltene Vorrede wiederholt diese hier vorgeführten Gedanken und gibt auch verstreut fast den ganzen Wortlaut des Titels[1]) wieder. Im Tone von Rabelais'

[1]) Wortlaut des Titels in der Vorrede: A 2ᵇ „nutzliche vnnd ergetzliche Bücher". — „von den Ketten, daran sie vor den Sinnarmen vnd Buchschreib-

Vorreden spricht hier Fischart seine „Bibliotheken erlustrirende“[1]) Leser an, mit allerlei Abschweifungen, drastischen Redensarten, eingestreuter Reimprosa, knapp erzählten Schwänken und komischen Erlebnissen. Er erklärt, daß er die Neugierigen, Schriftgierigen Leser und die Buchdrucker nicht länger hinhalten wollte, und da Alles vor der Welt Ende an den Tag kommen müsse, so trete auch er mit seiner „Pantagruelinischen Bibliothec“ — nur mit diesem Worte deutet er seine Vorlage an — vor die Öffentlichkeit. Wie in der Geschichtklitterung (S. 273), so erwähnt er auch hier Geßners Bibliothek und wundert sich, daß sein Repertorium in das Supplement zu Geßner nicht aufgenommen worden sei, obwohl es einen so rühmlichen Vorrat enthalte, wie kaum die Büchersammlungen zu München, Wien, bei den Pfalzgrafen (also in Heidelberg), bei den Fuggern (in Augsburg), „ja ober die zu Tongerlo, wie sehr sie Frater Hettenius lobt oder auch des von Rantzaw.“[2]) (Also ganz ähnliche Ausführungen wie in der Geschichtklitterung im 55. Kapitel beim Preise auf die Bibliothek von Theleme.) Aus den Titeln könnt Ihr den Inhalt der Bücher abnehmen und wenn Ihr nach einem oder dem

---

reichen verwartlichen“. — A 3ᵃ „hiegemelter, Operum, Tomorum, Tractatum, Voluminum, partium“. — A 3ᵃ f. „Gesellen ..., wenn sie etwann ein dollen Polemisch Tractetlin sollen mit eim vngetreumten vnnd vnerrhatenem Namen teuffen“. — Ferner die oben wiedergegebene Erwähnung der berühmten Bibliotheken des Altertums und der Hinweis auf eine Fortsetzung des Werkes.

[1]) Bei Fischart kommt auch die Form erlusten: erfreuen „Flöhhaz“, Ausgabe A Vers 804 vor. Bei anderen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts erlusten und erlustieren tr. und mit sich refl. delectare (vgl. Deutsches Wörterbuch 3, 908). Die Form erlustrieren muß hier auch reflexiv aufgefaßt werden: die sich an Bibliotheken ergötzenden.

[2]) „Geschichtklitterung“ S. 440 f. werden auch fast alle diese Büchersammlungen erwähnt. Zunächst die in der Catalogus-Vorrede erst am Schluß erwähnte Pergamenische Bibliothek, dann die des Königs Philadelphi, die Büchersammlungen in München und Wien mit der Bemerkung „der Strada in der Vorred in Julium Caesarem gedenkt“ (gemeint ist Jak. Strada de Roßbach, Imperatorum romanorum imagines 1559), ferner „der Fuglar Büchermarkt“, die Schätze der Mediceer und endlich „des Jovij vnd der Rantzau Museum.“ — Die drei Letztgenannten sind auch in der Vorrede Fischarts zu den Accuratae effigies (J. Wackernagel, Fischart S. 158), Jovius überdies in der Vorrede zu den Emblematum Tyrocinia (ebenda S. 189) erwähnt. Neben den „Elogiis des Bischofs Pauli Jovii“ (gemeint ist der italienische Geschichtsschreiber Paolo Giovio (1483—1552) und dessen Werk Elogia virorum bellica virtute illustrium) werden besonders die von „der Edelen Holsteinischen Rittern Johan vnd Heinrichen von Rantzow gesamleten Contrafacturen ... in jhrem Schloß Bredenberg“ gerühmt. Johann Rantzau (1492—1565) und dessen Sohn Heinrich (1526—1598), einem alten holsteinischen Adelsgeschlechte entstammend, sind Beide bekannte Erscheinungen, der Sohn insbesonders als dänischer Geschichtsschreiber berühmt, Beide eifrig bemüht, Bücher und Kunstschätze zu sammeln. Das „hievon außgegangen Buch“, auf das Fischart nur mit diesen Worten hinweist, ist bei Jobin verlegt unter folgendem Titel: Descriptio Bredenbergae, quae est arx in Holsatia

anderen Verlangen traget, sollt ihr deren gewährt werden. Auch die Buchdrucker, welche eins von den gemeldeten Büchern verlegen wollen, brauchen nur einen Zettel mit Nennung des gewünschten Stoffes zur Frankfurter Messe an den Römer zu schlagen, so wird ihr Wunsch erfüllt werden. „Ich weiß wol einen Trucker, einen guten Freund, dem solchs anerbieten vor der zeit ein groster dienst wer gewesen, da er ein mall auff erinnerung eines Gasts, welcher uns in die Karten geguckt, vorgehabt eins oder zwey dieser Juristischer hie benannter Bücher zu trucken. Aber als er kein gelegenheit gewißt, wie er darhinder kommen sollen, ist es jhm verbliben, steht jhm aber nun auffs new offen, solchs auff vorgemelte weiß zubegeren." — Gesellen, die ein tolles Buch mit einem seltsamen Namen taufen wollen, finden hier ihren Vorteil, damit ihr Buch „des frembden Namens halb dem Trucker desto ehr abgang". Der Verfasser werde zwar keinen Dank davon haben „Das weiß ich dannoch, daß dieser gegenwertigen Bücher Catalogen mehr werden auffs Jahr verkaufft werden, dann des willers vnd Portenbachs in dreien, wann sie schon Herpst vnd Fasten new seind". Wenn diese Registratur der Leserschaft („ewerer Mäusitet") gefalle, werde der Verfasser „noch einen anderen Nachtrab schicken, daran ihr viel hetten zu schlicken", weil er inzwischen die großen Bibliotheken des Altertums: die des Kaisers Gordiani, die Pergamenische und die „des Grammatici Tirannionis" mit zusammen 265.000 Bänden geerbt habe.

---

sive Cimbrica Chersoneso sita, condita primum a D. Joanne Rantzovio et nunc ab eius filio D. Henrico novis aedificiis eleganter exornataque: in qua ... etiam praeclara elogia, illustrium bellica virtute heroum versibus explicata visuntur. Autore M. G. Georgio Crusio. Argentorati 1573. (Berlin, Kgl. Bibliothek So 8186.)

7. Georg Willer, ein Augsburger Buchführer, das heißt Verkäufer von Büchern fremden Verlags, war der erste, der seit Herbst 1564 zur Frankfurter Messe Kataloge mit den Titeln neuer und zum Teil auch alter Bücher seines Lagers drucken ließ. Früh erwuchsen ihm in Frankfurt selbst Konkurrenten, so unter Anderen seit 1577 die Augsburger Firma Johann Portenbachs Erben. Seit 1598 gab der Rat von Frankfurt selbst offizielle Meßkataloge heraus. Aus dem Leipzig Meßkatalog von Henning Große seit 1595 erwuchs dann das offizielle Organ des deutschen Verlagsbuchhandels. (Vgl. F. Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels 1, 479 ff. und Codex nundinarius. Meßjahrbücher des deutschen Buchhandels (1564—1864). Mit einer Einleitung von G. Schwetschke. Halle 1850—1877, 2 Bände.)

8. Marcus Antonius Gordianus, der in hohem Alter 238 n. Chr. zum Kaiser (Gordianus I.) ausgerufen war, berühmt durch seine Kunstliebe, literarische Bildung und seine großen Sammlungen. — Pergamon, die Hauptstadt des im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. blühenden pergamenisches Reiches in Kleinasien, besaß eine große im Alter sprichwörtliche Bibliothek. — Marcus Tullius Tiro, ein Freigelassener des Cicero, der auf älteren Vorbildern die lateinische Kurzschrift ausgestaltete. Diese Kürzungen, Tironiana, wurden später in großen lexikalischen Sammlungen von vielen tausend Zeichen zusammengestellt.

Der Vorrede folgt nun das Bücherverzeichnis, das mit den Worten eröffnet wird: „So seynd nun diß die offgerümbte Bücher."

Da ein großer Teil dieses Verzeichnisses aus Rabelais' Gargantua und Pantagruel genommen ist, so müssen wir uns zunächst dieser Vorlage zuwenden.

2. Rabelais' Katalog und Fischarts Bearbeitung dieser Titel.

Rabelais erzählt im 7. Kapitel des zweiten Buches, wie der junge Pantagruel mit seinen Begleitern verschiedene französische Universitäten besucht und schließlich nach Paris kommt, wo ihm die Bibliothek von St. Viktor besonders gut gefällt. Der Autor entwirft darum ein satirisches Verzeichnis (repertoire) ihrer Bücher. Die alte Abtei St. Viktor in Paris besaß zu Rabelais' Zeit eine große Bibliothek, die aber wegen der Fülle alter scholastischer Schriften und wegen des Mangels an neueren humanistischen Büchern übel beleumundet war. Rabelais konnte darum (zumal er aus Klugheitsgründen nicht die ähnlich geartete Königliche Bibliothek angreifen mochte) am besten gerade der Bibliothek St. Viktor sein zum großen Teil erfundenes Verzeichnis zuweisen. Rabelais' Titel sind entweder französisch oder lateinisch abgefaßt, und zwar im schlechten Mönchslatein des ausgehenden Mittelalters und durchsetzt von maccaronischen Mischformen (französische Stämme mit lateinischen Endungen). Es werden wirkliche scholastische Schriften aus dem Bestande der Bibliothek wiedergegeben, vielfach durch Änderungen ins Komische verdreht und mit lächerlichen erfundenen Autornamen versehen oder in Parodien nachgeahmt. Auch die hochbegabten und würdigen älteren Scholastiker, wie Duns Scotus, Wilhelm Occam, der Alchemyst Raimund Lullus, werden mit Namen genannt und durch Verbindung mit lächerlichen Titeln verspottet. Um so mehr die jüngeren Scholastiker der Verfallszeit, Franziskaner und Dominikaner, besonders auch die Vertreter der Sorbonne, viele Professoren und Doktoren (die sogenannten magistri nostri) dieser leidenschaftlich auf Seite der alten Richtung stehenden Pariser Universität, dann auch deutsche Schriftsteller, wie die bekannten in den Epistolae obscurorum virorum bekämpften Kölner Obskuranten Ortwin Gratius und Jakob von Hochstraten, aber auch der Gegner Luthers Dr. Joh. Eck und der Straßburger Prediger Joh. Geiler von Kaisersberg. Auch damalige in Frankreich übliche Bücher, wie Kalenderweissagungen und moderne lächerliche französische Modetitel werden verspottet.

Im Sinne und Geschmacke der genannten Vorbilder verfaßt nun Rabelais eine Menge neuer Titel, die komische Übertreibungen,

derbe Spottworte, zuweilen auch nur boshafte Scherze und arge Obscönitäten vorführen. Nicht nur die Titel und der durch sie sehr deutlich bezeichnete Inhalt der Bücher älterer Richtung sollen durch dieses Register verspottet werden, auch die Gebrechen und Unsitten des Zeitalters in Staat, Kirche, Wissenschaft, Rechtsbrauch und Lebensführung. Ferner werden Alchemie und Astrologie, Mißbräuche verschiedenster Stände, der Geistlichen und Gelehrten, Advokaten und Amtleute durch Seitenhiebe getroffen und auch Bischöfe, Kardinäle und Päpste nicht verschont.

Rabelais stellt 140, beziehungsweise 139 Titel zusammen. Denn in mehreren älteren Ausgaben fehlt der 52. Titel Jabolenus de cosmographia purgatorii. Fischart hat vielleicht auch eine solche Ausgabe benutzt und dann aus einem anderen Drucke diesen Titel übernommen, weil er ihn nicht in der Reihenfolge der Rabelaisschen Liste, sondern erst am Schlusse seiner Übertragungen mit scherzhafter Namensverdrehung als Nr. 300 Gabelinus de Cosmographia Purgatorii übersetzt.[1]) Rabelais hat von den in seinem 14. Kapitel genannten mittelalterlichen Lehrbüchern keines in dem Katalog wiederholt, von der kleinen Liste im Vorwort nur einen der lustigen Titel für Nr. 43 Des poids au lart cum commento. Fischart hat in seinem Katalog diesen Titel weggelassen, wahrscheinlich um die Wiederholung zu vermeiden. Ohne ersichtlichen Grund hat er ferner Nr. 102 Les grezillons (Daumschrauben) de devotion weggelassen.

Mit Ausnahme dieser zwei Nummern hat Fischart alle übrigen 138 Titel Rabelais' in seinen Catalogus aufgenommen, und zwar in der gleichen Reihenfolge, aber nur selten knapp hintereinander, sondern er schiebt zwischen zwei Titel Rabelais' gewöhnlich ein bis zwei, zuweilen auch mehr eigene Titel ein, zweimal zieht er je zwei Titel zu einem zusammen.[2]) So reicht Fischart mit Rabelais' Liste

---

[1]) Dieser Titel kam Fischart sehr gelegen, weil er als Protestant das Fegefeuer leugnete und es hier wie anderwärts (namentlich in vielen Zusätzen zum Bienenkorbe vgl. unten) verhöhnen konnte. Sein Catalogus bringt auch noch zwei Zusatztitel über das Fegefeuer: A 7ª „Jacobus Märrenbull: De animabus incolentibus purgatorium an possint per Papam dispensari." — D 2ᵇ „Guilh. Tyndale, De Parrocho Purgatorij cum eiusdem Purgatorij Repurgatorio." (Vgl. Konrad Geßners Bibliotheca S. 314: Guilhelmo Tyndale, De purgatorii parocho lib. 1.) — Der Engländer Joh. Frith schrieb eine Schrift Contra purgatorium; darauf antwortet Thomas Morus mit der Schrift De purgatorio contra Fryt und schreibt außerdem eine Apologia ad Tyndale, vgl. Geßner S. 797.

[2]) Aus Rabelais Nr. 22 und 23: L'aguillon de vin und L'esperon de fromage macht Fischart A 7ª: „Ausspornung deß weintrinckens sampt dem Stachel der Käßräßigkeit durch Martin Weinwunderle." Regis 2, 223 meint auch, daß diese Titel zwei Teile eines Werkes darstellen. — Aus Nr. 32 und 33 Lebanicrochements des confesseurs und La croquignolle des curez Fischart

bis zu seinem Titel Nr. 300. Er fügt aber dann noch 230 Titel hinzu, so daß seine ganze Liste weit über 500 Nummern enthält. Da Rabelais' 140 Titel meist sehr kurz sind, vielfach nur aus zwei bis vier Worten bestehen, hingegen bei Fischart die überarbeiteten, sowie die selbständigen Titel fast alle sehr umfänglich sind, wird es begreiflich, daß Rabelais' Verzeichnis von wenigen Seiten unter Fischarts Händen zu einem selbständigen Buche geworden ist.

Zunächst bespreche ich also die Art der Bearbeitung und Erweiterung der Titel Rabelais' durch Fischart. In der Regel gibt Fischart eine sehr erweiternde Übersetzung der überlieferten Titel. Diese Erweiterung geschieht gewöhnlich durch zwei- oder mehrfache Wiedergabe einzelner Ausdrücke des Originals, durch Hinzufügung von Beiwörtern, Scherzen, Redensarten und komischen Verfassernamen. Diese Zusätze sind meist deutsch, zuweilen auch lateinisch. Die Verdeutschungen sind sehr verschiedenartig. Neben guten, richtigen, neben wirksamen humoristischen finden wir auch teilweise oder ganz falsche Übertragungen oder ganz willkürliche Abänderungen des Sinnes im Titel der Vorlage. Gewöhnlich übersetzt Fischart die französischen Ausdrücke der Titel ins Deutsche, nimmt hingegen die lateinischen meist wörtlich herüber. Die französisch-lateinischen Mischformen Rabelais' gibt er mit entsprechenden, zuweilen sehr glücklich gebildeten deutsch-lateinischen Worten wieder. Er „vergermanisiert" (A 6ᵃ) die fremden Ausdrücke. Wo er aber schwierigere mundartliche oder maccaronische Wörter nicht versteht, nimmt er sie wörtlich herüber, versieht sie höchstens mit deutschen Endungen oder bildet nach dem Wortklang ähnliche deutsche Wörter, die dann natürlich dem Sinne des Originals nicht entsprechen und überhaupt sinnlos sind. Vielfach macht ihm die Verdeutschung kein Kopfzerbrechen. Er setzt sich mit Scherzen 2c., Wortspielen und Wortverrenkungen über Schwierigkeiten hinweg. Auf Ausdeutungen der versteckten Anspielungen Rabelais' geht er überhaupt nicht ein.

Ich gebe im nachstehenden Einzelheiten aus der Reihe der übersetzten Titel, wobei ich auf den Kommentar von Regis 2, S. 219 bis 246[1]) nur gelegentlich und nur soweit eingehe, als dieser für Fischart wichtig ist. Eine Erklärung der französischen Titel ist hier

---

A 8ᵃ: „Haacken anlegung der Beichtvätter sampt den Knackenpeinlein vnd Gribelmüßlin der Pfarherr: durch Frat. Theodoricum de Gauda, Universitatis Coloniensis Legatum." (Über diese Persönlichkeit unten S. 28.)

[1]) G. Regis, Rabelais' Gargantua und Pantagruel aus dem Französischen verdeutscht. 3 Bände (Leipzig 1832—1841). — Hier seien auch die zwei neueren Verdeutschungen genannt, von denen gelegentlich auf den nächsten Seiten die Rede sein wird. A. Gelbcke, Rabelais usw. 2 Bände, ebenda 1880. — Hegaur und Owlglaß, bisher 2 Bände, München 1905 ff.

nicht nötig, da sie bereits von Regis und den von ihm benutzten und genannten französischen Vorgängern Le Duchat[1]) und Esmangart besorgt worden ist.

Zunächst bleiben einige wenige lateinisch-maccaronische Titel Rabelais' (Nr. 35. 47. 109. 120. 121. 140) bei Fischart ganz unverändert oder werden nur mit kleinen Abweichungen und Ergänzungen (Nr. 38. 48. 57. 60. 73. 74. 79. 118) oder mit einem Autornamen (Nr. 25. 53. 112. 133) versehen. So z. B. Nr. 48. R. De usu et utilitate escorchandi equos et equas autore M. nostro de Quebecu. F. A 8ª ebenso, nur für das maccaronische escorchandi (abdecken) gibt er den entsprechenden lateinischen Ausdruck excoriandi, das M. (= magister) läßt er weg und setzt vor de noch ein vorsichtiges Quippe ein. — Nr. 118. R. Gerson de auferibilitate papae ab ecclesia. Damit ist ein wirklicher, für das Konstanzer Konzil bestimmter Traktat des Kanzlers der Pariser Universität Johann Gerson 1414 gemeint, worin der Verfasser behauptet, das Konzil habe das Recht, die damaligen Gegenpäpste abzusetzen. Fischart, dem die Stellung Gersons bekannt war, fügt nur den Namen hinzu C 1ª Cancellarius Parisiensis. Mehrere dieser Titel dürfte Fischart wohl nur deshalb unübersetzt und unverändert gelassen haben, weil er sie nicht verstanden hat. Den freilich kaum übersetzbaren Titel R. Nr. 93 Antipericatametanaparbeugedamphicribrationes mendicantium (die gehäuften griechischen Präpositionen sollen die barbarischen Terminologien der älteren Medizin verspotten) läßt Fischart auch unübersetzt und fügt nur unverbindliche Scherze hinzu.[2]) Vor Selbstironie scheut er in ähnlichen Fällen nicht zurück. Den langen und dunklen lateinisch-maccaronischen Titel R. Nr. 45 gibt er B 1ª (abgesehen von dem Einschub Comitis S. Palatii Bonaccursii) wörtlich wieder ohne Versuch einer Verdeutschung, fügt aber doch im Scherz hinzu „oder wie es der Author verdeutscht hat".

Auch in anderer Weise hilft er sich bei ihm unverständlichen Titeln. Er setzt die betreffenden französischen oder maccaronischen Ausdrücke einfach äußerlich ins Lateinische oder Deutsche um, indem er sie mit neuen Endsilben versieht und so natürlich ganz unmögliche Worte gewinnt, aber mit einigen Scherzen darüber hinweggeht. Zu Nr. 21 macht er Les fariboles (Possen) de droit zu A 7ª Faricobolia Juris und verdeutscht dieses Ungetüm dann nach dem Wort-

[1]) Wo es wichtig, weise ich auch auf den folgenden Seiten auf Le Duchats Kommentar hin: Rabelais, Oeuvres. 2. Auflage, 1, S. 222—244.

[2]) Diesen Titel verwendet mit kleinen Abweichungen J. B. Schuppius, Morgen- und Abendlieder. Schriften. Hamburg 1701. 1, 896 f.: „Antipericatametaparbeugedamphicribificationes poeticas sive ... non sine risu prudentiorum Satiricorum productas. (Vgl. Goedeke, Grundriß 3, 235.)

klang in „Fahrlicht im Hochmör des Rechtens". — R. Nr. 98 La raquette des brimbaleurs übersetzt Fischart (B 7[a]) „Das Racketnetzle der Brümballer: beschrieben von N. Ramelbock". Raquette = Schlagnetz, Pritsche gibt er in einer Doppelform wieder; den unverständlichen, von Regis als Glockenläuter gedeuteten Ausdruck brimbaleurs überträgt er einfach in eine deutsche Sprachform. — Ähnlich Nr. 64, wo Fischart das Wort Chiabrena einfach als „Schiabrenisch Schiterkisch Schüßbrett" (B 3[b]) wiedergibt. (Le Duchat, S. 233 erklärt diesen Ausdruck als das Verweigern und Sprödetun der Jungfrauen bei der ersten Umarmung eines Mannes. Regis setzt dafür „Scherwenzel", Gelbcke besser „Sperrenzchen".) — R. Nr. 107 Les trictrac des frêres frapars. (Anspielung auf die Prügelstrafen ausübenden strengen Ordensobern der Franziskaner, die von den Novizen frapars „Klopfbrüder" genannt wurden.) Fischart übersetzt B 8[a] richtig, aber mit Beibehaltung des betreffenden französischen Fachausdrucks „Der Frapartsbrüder Brettspill: durch Michael Goßwein".

Zahlreich sind die Fälle, wo Fischart den Titel Rabelais' unrichtig auffaßt und falsch wiedergibt oder überhaupt nicht versteht und ganz willkürlich verdeutscht. So bei R. Nr. 19 Le pacquet de mariage (das Ehepäckchen, nach Regis mit obscöner Bedeutung = scrotum) hat Fischart nur wortspielend als A 6[b] „Sackgepäck der Becken" wiedergegeben und mit einem langen, nicht eng dazugehörigen Zusatz versehen. — Bei Nr. 20 R. Le creziou de contemplation „Der Schmelztiegel der Beschaulichkeit" denkt Fischart wohl an creuser = aushöhlen, graben, ergründen mit seiner Übertragung (A 6[b]) „Die Grubenhaimerei und Alraundelbung[1]) der Contemplation". — Nicht ganz richtig übersetzt Fischart auch R. Nr. 94 Le limaçon des rimalleurs (= Die Schnecke der Reimschmiede) mit B 6[b] „Schneckenheißlinmuster der Baw vnnd Zimmerleut: erfunden von Noa Nestwarm". (Le Duchat, S. 237 meint, der Titel bedeute den Schleim, beziehungsweise das eitle Geschwätz der schlechten Reimer.) — Ebenso R. Nr. 116 Les bobelins de franc courage (= Die frohgemuten Schuhflicker) mit C 1[a] „Zuschneidung vnd Verpremung aines sammeten freien Muets: durch Gernlach Angerweit". Schließlich R. Nr. 131 Le vietdazouer des abbez (= Der Eselskopf der Äbte), wo Fischart den ihm unverständlichen maccaronischen Ausdruck übernimmt und wahrscheinlich als etwas Obscönes

[1]) Diese seltsame Wortbildung mit Alraun ist nur für Fischart belegt. Er verwendet sie auch in der Geschichtklitterung (S. 156) als Übersetzung für Rabelais „grande Medecine": „grosse Kühärztin vnd Alraundelberin", Bezeichnungen zauberkundiger Hebammen. Da man mit der menschlich gedachten Alraunwurzel zaubern und weissagen kann (Grimm, Mythologie 1005 f.), so bedeutet das Wort hier auch Zauberei, Ergründung der Zukunft.

auffaßt: C 2[b] „Der Aept Vietdazouerisch verrosteter Farrenschwantz durch Gümpolt Haarkrebs". — Zuweilen gibt aber auch das in Umgestaltung herübergenommene Fremdwort im Deutschen den richtigen Sinn. Z. B. R. Nr. 68 Le barrage (= Schlagbaum, Zoll). F. B 4[a] „Der Barrenzoll vnd Futtersteuer".

Viele Titel Fischarts sind hingegen einfache schlichte Übersetzungen mit kleinen Erweiterungen, namentlich mit Autornamen versehen. Z. B. R. Nr. 59 L'entree d'Antoine de Leve es terres du Bresil. F. B 2[b] „Antonij von Leua Einzug in das Bresilgenland".[1]) — R. Nr. 42 Le chatfourée des procureurs. F. B 1[a] „Das Katzenfutter der Procuratoren per Doct. Longolium de Campolongo". — Vielfach ist die Übersetzung sehr gut und humoristisch, so z. B. R. Nr. 99 L'acoudoir de vieillesse (Ellbogenstütze für das Alter) übersetzt F. B 7[a] „Deß Alters Elenbogensteurung: durch Ludolff Achsselbold vndergelegt". — Oder R. Nr. 113 Les cymbales des dames. F. B 8[b] „Klapperschlätterle[2]) der sorgfeltigen Frauen". (Regis: „Der Damen Schellenspiel", Gelbcke „Cymbolum", Hegaur „Glöckelspiel".)

Maccaronische Ausdrücke der Vorlage gibt Fischart oft sehr gut mit halber Verdeutschung wieder. Z. B. für R. Nr. 34 Croquendis aus croquer krachen, knabern, gierig essen, daß die Kinnbacken knacken, sagt F. A 8[a] Kracheknakendis (Regis: „schnappandis", Gelbcke „fressendis", Hegaur „stibitzendis"), für R. Nr. 74 Cullebutatorium B 4[b] „Gaukelburzlimus", für R. Nr. 84 Manieres ramonandi fournellos per M. Eccium — dem Gegner Luthers Joh. Eck wird hier eine Kaminfeger-Manier zugeschrieben — sagt B 5[b] Maniera spatzocaminandi & rusescharrandi furnellos atque pyrroschornstios, per Mag. Eccium (mit italienischen Bildungen, die auch sonst wiederkehren vgl. unten S. 24), für R. Nr. 81 Chautcouillonis F. B 5[b] „Warmchodij", ebenda für galantissimi F. gaillantissimi.

Wie in anderen Übersetzungen, so liebt es Fischart auch hier, Ausdrücke des Originals wiederzugeben, und zwar entweder zwei deutsche Übertragungen oder eine etwas umgestaltete Form des herübergenommenen fremden Wortes nebst einer Verdeutschung. Fälle dieser Art zeigten sich schon in den obigen Beispielen. Weitere seien noch angefügt. R. Nr. 16 De brodiorum usu honnestate chopinandi . . . F. A 6[b] De Brodiorum & Brübrockorum usu, honestate schopinandi et vinschöpfindi. — R. Nr. 29 La savate (alter Schuh)

---

1) Wichtig als Kriterium der Ausgabengruppe, die Fischart benutzt hat. Ältere Drucke des Gargantua haben die Lesart für du Bresil] des Grees. Fischart hat wahrscheinlich die Ausgabe: Antwerpen 1573 benutzt, was ich im Anzeiger für deutsches Altertum 23, 77 gezeigt habe.

2) Im „Bienenkorb" A (O 4[b]) übersetzt Fischart das holländische kleuterspaenken (Kinderklapper) mit „Schletterle".

d'humilité. F. A 7[b] „Die Lümmelsoln der Demut vnd Niederträchtigkeit ..." — R. Nr. 31 Le chaulderon de magnanimite. F. B 8[a] „Der Brutkessel der Hertzafftigkeit vnd Muthafftigkeit ..." — R. Nr. 39 La cornemuse ... des prelats. F. A 8[b] „Die Cornemusisch geistlich Sackpfeiff der Prelaten durch Quirinum de Penna forti.[1])" (Regis und Gelbcke „Der Dudelsack".) — R. Nr. 46 Stratagemata Francarchieri de Baignolet. F. B 1[b] „Stratagemata oder Kriegsdück, Herren Francarchieri Freyschützen von Baignolecht im Finsterbaderthal". Also Doppelung bei allen drei Nominis dieses Titels. (Regis für Francarchieri „Freischützii", Gelbcke läßt es unübersetzt.) — R. Nr. 106 La barbute des penitenciers. F. B 8[a] „Das Helmvisier vnd Nasengesperr der Penitentzirer, Osterbüser vnd Bußgaißler ..." (Barbute ist nach Le Duchat, S. 238 eine Kopfbedeckung in der Art eines Domino für Beichtväter. Regis verdeutscht es mit „Käppel", Gelbcke unrichtig mit „Chorpelz". Fischarts Wiedergabe ist humorvoll und sinnentsprechend.) — Selbst in einem einzelnen Worte gibt Fischart solche Doppelungen: Fremdwort samt Übersetzung z. B. R. Nr. 51 Le couillage (von couille = Hoden gebildet). F. B 2[a] „Kullenhoderey". (Regis „Hodagium", Gelbcke „Klingebeutel", Hegaur „Schwanzsteuer".)

Ich lasse noch einige Proben der Fischartschen Übersetzungen folgen, die als Beispiele für viele andere Titel gelten können. Nr. 1 R. Biga salutis. F. A 5[a] „Biga salutis Hungari, das ist, die Heilwog vnd gesundheit feig". Bemerkenswert ist hier, daß es wirklich ein Buch dieses Titels von Hungarus 1502 gibt und daß also Fischart dieses Buch gekannt haben muß, weil er unabhängig von Rabelais den richtigen Verfassernamen hinzufügt. Merkwürdigerweise gibt er für biga = zweirädriger Wagen die rein nach dem äußerlichen Wortanklang gebildeten Scheinübertragungen Wiege (wäg, allemannisch wog) und Feige. — Nr. 4. R. Malogranatum vitiorum. F. A 5[a] „Malogranatum vitiorum: das ist: der Granatapffel außbündiger Bubenstück cum Lucernulis: per R. P. F. Eberhardum Stockstill". Fischart hat augenscheinlich nicht erkannt, daß es sich hier um den Titel eines wirklichen Buches von Joh. Geiler von Kaisersberg handelt, das 1510 deutsch („Granatapfel") und lateinisch (Malogranatus) herausgekommen ist (vgl. Regis II 1, 220 f., Goedeke Grundriß[2] 1, S. 400), sonst hätte er nicht dem lateinischen und (von ihm gut übersetzten) deutschen Titel einen erfundenen Verfassernamen hinzugefügt. — Nr. 5. R. Le peloton de theologie. F. A 5[a]: „Das klingel der Thoologi (!) durch herrn Leonhart Lyonprendum

[1]) Der Autorname bei Fischart gibt eine Anspielung auf den bekannten Scholastiker Raymundus de Penna forti. Vielleicht mit Rücksicht auf dessen Schrift summa de casibus bei Geßner S. 718.

zusammen oder ein Nüßlin gewunden." Bietet keine Schwierigkeiten und ist ein typisches Beispiel für die Art, wie Fischart den Titel Rabelais' übersetzt und durch Scherze und erfundene Verfassernamen erweitert. Klingel (Klüngel, Klungel) ist die oberdeutsche Form für Knäuel = peloton. (Vgl. Martin und Lienhart, Elsässisches Wörterbuch 1, 493.) (Regis „Garnknäul", Gelbcke „Zwirnknaul", Hegaur „Wirrknaul".) — Nr. 8. R. Les hanebanes des evesques. F. A 5 [b] „Der Bischoff Hännenbane oder Hennengifft vnd Schlafkraut durch Foelicem Disturbium, Mag. in artib. secularib." Fischart will zunächst das französische Wort hanebane (= Bilsenkraut, Schlafkraut, Hennengift Hyoscyamus) im Deutschen nachbilden, also „Hännenbane", dann gibt er erst zwei richtige Übertragungen. Gemeint ist hier nicht ein bestimmter Titel, sondern eine allgemeine Anspielung auf die Schwindel und Schlaf erregende Wirkung bischöflicher Hirtenbriefe. Der von Fischart hinzugefügte Verfassername Disturbium (Verwirrung) paßt also dazu. — Nr. 10. R. Decretum Universitatis Parisiensis super gorgiasitate muliercularum ad placitum. F. A 5 [b] Decretum Universitatis Parisiensis super gorgiositate et Tuttentruolitudine Muliercularum ad Placitum conformitatum per breve Apostolicum olim Excusum ab Erhardo Truckezuckenbengelo. Wieder ein Beispiel für viele, wie Fischart lateinisch-maccaronische Titel nicht im ganzen verdeutscht, sondern nur die französisch-lateinischen mit deutsch-lateinischen Mischformen gut wiedergibt. Rabelais' Titel meint einen Freibrief der Pariser Universität für Damen, ihren Busen nach Belieben bloß zu tragen. Das wichtigste Wort ist die maccaronische Bildung gorgiasitas aus gorge = Busen, das man also etwa als Busität (Regis „bietzisiositate", Gelbcke läßt sie unübersetzt, Hegaur „Freibusigkeit") verdeutschen könnte, Fischart wählt dafür den derben Ausdruck tuttentruolitudo, versetzt dann dem Papsttum einen Seitenhieb, indem er den Freibrief durch ein Breve bestätigt sein läßt und fügt endlich einen derben maccaronischen Verfassernamen hinzu. — Nr. 13. R. Le moustardier[1]) de penitence. F. A 6 [a] „Senffhardus oder der Mostartkrug der rauchen Poenitentz: Sampt dem Beichspiegel (!): durch Bußhard Böserfeld auß Stanislai Maioris Poenitentiarij opere maiore gezogen". Ein Beispiel hierfür, wie zwei Ausdrücke der Vorlage den Bearbeiter zu einer langen Wortreihe anregen, in der nichts Neues hinzukommt. — Nr. 15. R. Formicarium artium. F. A 6 [a] „Formicarium Artium: vergemanisiert (!) ins Aumeißnest der kunstwibelung durch Conrad Messerstumpff". Rabelais spielt hier

---

[1]) Le Duchat, S. 224 meint moustardier, klänge auch an multum tardare an, darum gibt es Regis mit „Langschuh" wieder, Gelbcke „Senfbüchslein".

an auf das Werk über Zauberei, Hexenwesen, Gespenster usw. des Dominikaners Johann Nider Formicarii libri quinque. Coloniae 1477. Fischart hatte sich mit diesem Werke 1582 gelegentlich seiner Ausgabe des Malleus maleficarum (in dessen ersten Teil der 5. Band des Niderschen Buches aufgenommen war) beschäftigt. Diese Beziehung muß ihm aber hier nicht gegenwärtig gewesen sein, sonst hätte er wohl Nider als Verfasser genannt.[1] — Nr. 55. R. Barbouillamenta Scoti. F. B 2ᵇ „Barbouillamenta & Sudelkochia Scoti: Authore R. P. C. De Capite Fontium, totius ordinis Minorum ministro generali". Gelbcke übersetzt Barbouillamenta mit „Schmieralia", Fischart auch ganz entsprechend mit „Sudelkochia". (Regis „Schmartamenta".) Gemeint sind überhaupt die Werke von Duns Scotus. Da dieser ein Franziskaner war, bezeichnet Fischart als Herausgeber einen mit dem sprechenden Namen Caput Fontium versehenen General des Franziskanerordens. — Nr. 66. R. La coqueluche des Moynes. F. B 3ᵇ „Von den Aierschalentritten vnd der Knackwürstigkeit der Bettelmönch: beschrieben von Fratre Huberto Schüttepott". Coqueluche bedeutet die Kapuze. Fischart aber denkt augenscheinlich an den Bettelsack der Mönche. Vielleicht hat er mit Absicht diese Änderung vorgenommen. — Nr. 128. R. La pelleterie des Tyrelupins, extraite de la botte fauve incornifistibulée en la somme angelique. F. C 2ᵃ f. „Die Pelleterisch Beltzklopfferey der von Wolffsbonen gemesteter Haffenkäßbäuch vnd Tyrelupin aus dem Handbüschlein (!), so in der Summa Angelica incornifistibuliert und verstopffteint ist". Es handelt sich hier um die Tirlepins, einer zynischen Ketzersekte, die nackt herumliefen. Ihr Name stammt vielleicht daher, daß sie gleich wilden Tieren sich nährten, indem sie Lupinen (Wolfsbohnen) aus der Erde rissen (tirer). Der botte fauve ist ein rotbrauner Stiefel, der auch als Marterstiefel gegen Ketzer verwendet wurde.[2] Summa angelica bedeutet die Summa totius Theologiae des Doktors angelicus, nämlich Thomas von Aquin, welche sichere Handhaben gegen die Ketzer darbot. Fischart hat diese Beziehungen gewiß nicht genau gekannt. Doch gibt er den fremden Titel dem Sinne nach in seiner Erweiterung zum Teil richtig wieder. Die pelleterie (Pelzwerk) faßt er als das Fell des Tirlepins auf, das geklopft wird, diese selbst deutet er nach ihrem Namen als Wolfsbohnenfresser. Die botte fauve hat er nicht verstanden, den von Regis, Gelbcke und Hegaur unübersetzt gelassenen maccaronischen Ausdruck „incornifistibulée" hingegen sehr gut mit „verstopffteint" wiedergegeben.

---

[1] Vgl. Euphorion 4, 256 f. Ein Exemplar befindet sich auf der Prager Bibliothek. Fischart nennt dieses Werk Niders auch im Bienenkorb (E 61ᵃ Zusatz).

[2] Vgl. Regis 12 f., 243 f.

Es ist nach diesen Ausführungen selbstverständlich, daß Fischarts Bearbeitungen der Titel Rabelais' ganz anders geartet sind als die Übertragungen von Regis, Gelbcke und Hegaur-Owlglaß, daß ferner diese Übersetzer von Fischart ganz unbeeinflußt geblieben sind, dessen Catalogus sie gewiß nicht gekannt haben.

Regis und Gelbcke geben die lateinischen Titel Rabelais' unübersetzt wieder, übersetzen die französischen Titel möglichst genau ins Deutsche und geben für die maccaronischen (französisch-lateinischen) Worte deutsch-lateinische Mischbildungen. Gelbcke läßt allerdings manche maccaronische Zusammensetzungen unübersetzt, z. B. Nr. 78 Poltronismus (Regis setzt dafür Hasifusicitas), Nr. 10 (oben S. 20), Nr. 46 (oben S. 19), Nr. 128 (oben S. 21). Einmal gibt Gelbcke auffälligerweise einen französischen Titel Nr. 98: La raquette des brimbaleurs, und zwar unrichtig lateinisch wieder: Brimbalorium poenitentiae. Wie er auch sonst bei Übersetzungen Versehen begeht, z. B. Nr. 103 La Marmite des Quatre Temps: „Küchentopf fürs ganze Jahr" (Regis „Der Quartanfast Klostopf). Nr. 60 für Mascarandis: „sattelandis" (Regis „immummulandis").

Ungenau ist Gelbcke auch im Gegensatz zu Regis dadurch, daß er ein Wort mit einem ganzen Satz wiedergibt, z. B. Nr. 37 Romipetes: „so nach Rom wandern" (Regis „Romfahrer"), oder er gibt für eine Überschrift Titel und Nebentitel z. B. Nr. 17 Le Beliné en Court: „Der Lackierte. Eine Hofgeschichte" (Regis „Der Gefoppte am Hof"). Ganz frei übersetzt Gelbcke Nr. 69 Le claquedent des Marroufles: „Das arme Luderchen" (Regis genau „Der Schliffel Zähnknapper").

Regis hält sich überhaupt genauer an den Wortlaut der Vorlage, verwendet in seiner Übertragung absichtlich dem Original entsprechende altertümliche, derbkomische, mundartliche Bezeichnungen, auch drastische Neubildungen, während Gelbcke Ausdrücke verwendet, die dem heutigen Leser leicht verständlich sind. Nur wenige Beispiele Nr. 45 für Pilloti Raquedenari gibt Regis Plackarti Batzigrafii für bobelinandis: fetzi pletzendis, für baguenandis: Lappalibus (Gelbcke dafür Raffelis Gierhalsii — flickandis — bagatellis). Nr. 47 für Franctopinus, Regis Freymauserius (Gelbcke Landsturmius). Nr. 49 La rustrie des prestolants, Regis „Das Bauerngrob der Dorfschölze" (Gelbcke „Über die Flegelei der Amtsleute"). Nr. 91 La bauduffe des thresoriers, Regis „Der Cassierer Driesel" (Gelbcke „Der Brummkreisel der Schatzmeister").

Gelbcke betont ausdrücklich 1, 21, daß er des Regis treffliche Übersetzung erst nach vollständiger Beendigung der seinigen kennen gelernt hat. Was insbesonders die Übertragung des Kataloges betrifft, so zeigt es sich deutlich auch schon aus den oben gegebenen Beispielen,

daß er Regis nicht benutzt hat. Selbst bei ganz einfachen französischen Titeln, wo die gleiche Übersetzung möglich wäre, weichen sie doch voneinander ab, z. B. Nr. 5 Le peloton de theologie, Regis „Der theologisch Garnknäul“, Gelbcke „Der Gottesgelahrtheit Zwirnknaul“. — Nr. 8 Les hanebanes des evesques, Regis „Das Bilsenkraut der Bischöf“, Gelbcke „Bischöfliches Tollkraut“. Dagegen spricht nicht, wenn einige wenige Übersetzungen kurzer Titel zufällig gleich sind.

Beide nennen in ihren Einleitungen Fischarts Übersetzung, beide bezeichnen sie als „geschmacklos“, aber Regis (S. 169) fügt hinzu: „und so bekennt denn auch der neueste Übersetzer sich für mehrere solcher glücklicher Einzelnheiten, die zu erhalten sogar Pflicht war mit Freuden als Johann Mentzers Schuldner.“ Das gilt natürlich nur für das erste Buch von Rabelais' Roman, nicht für den Catalogus. Die neuesten Übersetzer von Rabelais, Hegaur und Owlglaß, die auch Fischarts Catalogus nicht kennen, kürzen die Bücherliste Rabelais' von 140 auf 43 Titel ab (Pantagruels erstes Buch S. 30 f.). Sie gehen auch in den Übertragungen nicht so vor wie Regis und Gelbcke. Sie übersetzen nicht nur die französischen, sondern auch die meisten lateinischen Titel ins Deutsche. Nur neun Titel belassen sie lateinisch und nur in sieben davon geben sie deutschlateinische, also maccaronische, und zwar treffende Übertragungen, z. B. sufendi für chopinandi, stibitzendis schinkibus für croquendis lardonibus, trugonotarem für fripponatorem, hosilatzium für peniculus. Viele Titel kürzen sie sehr stark, andere übersetzen sie ganz ungenau, z. B. Nr. 52 Jabolenus de cosmographia purgatorii: „Geographie der Hölle“.

Hegaur und Owlglaß geben manche Begriffe nicht dem Wortlaut nach wieder, aber dem eigentlichen Sinne dieser Bezeichnung entsprechend, z. B. für Nr. 5 peloton „Wirrknaul“, Nr. 8 für hanebanes „Giftkraut“, Nr. 26 fanfares de Rome „Römische Bannposaun“. Wie die oben gegebenen Beispiele zeigen, sind auch diese Übersetzer von Regis und Gelbcke unabhängig.

3. Fischarts Zusatz-Titel.

Nun müssen wir noch die Titel betrachten, die Fischart in das Verzeichnis Rabelais' einfügt und ihm folgen läßt, frei erfundene Titel, deren Anzahl ungefähr 400 beträgt und so die Liste Rabelais' weit hinter sich läßt. Ungefähr 100 davon sind ganz deutsch, ungefähr 50 ganz lateinisch abgefaßt, je ein Titel zeigt im Latein griechische und spanische Worte, je ein Titel ist italienisch und fran-

zösisch,[1]) alle übrigen, die überwiegende Mehrzahl, sind gemengt lateinisch-deutsch meist mit maccaronischen Mischformen versehen oder deutsch mit lateinischen Autornamen.

Fischart ist im allgemeinen auch für seine eigenen Titel von Rabelais angeregt worden, sowohl in der Form der Sprachmischung, als auch in der Verfolgung satirischer Zwecke, ist aber in vielen Punkten weit über ihn hinausgeschritten. Auch Fischart gibt wirkliche Büchertitel genau oder mit kleinen Abänderungen, Scherzen, komischen Autornamen oder in parodistischen Wendungen wieder. Oder er verbindet bekannte Autoren mit komischen Titeln, um sie zu verhöhnen. Er kämpft wie Rabelais weiter gegen die Scholastiker, deren Schulbücher, Lehrmethoden und barbarisches Latein. Er kämpft auch — nur in bedeutend verstärktem Maße — gegen Mönchstum und Papsttum. Er geißelt mit seinen Titeln Gebrechen und Unsitten der Zeit, Mißbräuche verschiedener Stände und persifliert verbreitete literarische Modegattungen. Aber in der Berücksichtigung der zeitgenössischen Literatur ist sein Katalog viel reichhaltiger und vielseitiger als der Rabelais'. Auf diesem Gebiete liegt der Hauptwert der Neubearbeitung Fischarts.

Wenn ich nun zu einer Würdigung der Fischartschen Zusatz-Titel schreite, so bemerke ich, daß ich nicht alle vorführen und in jeder Einzelheit erläutern kann. Das müßte einer kommentierten Ausgabe des Catalogus überlassen bleiben, deren Herausgeber auch bei der größten Mühe schwerlich zu einer völlig befriedigenden und überzeugenden restlosen Deutung gelangen würde. Denn Fischart liebt solch versteckte Anspielungen, solch seltsames Durcheinandermischen seiner Vorlagen, das oft nur ein Zufall die Lösung herbeiführen kann. Er bringt oft nur augenblickliche Einfälle, tolle Wortverdrehungen und wortspielende Scherze oder geradezu baren Unsinn, der sich jeder Deutung verschließt. Ich gehe hier einen anderen Weg, indem ich die Titel zu ziemlich deutlich sich abhebenden stofflichen Gruppen zusammenfasse, die je besonderen Zwecken der Satire dienen und dann innerhalb ihrer engeren Zusammengehörigkeit eine Art gegenseitiger Beleuchtung der Titel bewirken. Auf diesem Wege und mit Hilfe der Quellen, die Fischart in der Vorrede teils

---

[1]) D 5ª Bullarium Bullarum & motu propriorum summorum P. P. & collectum: per Rever: τοῦ ἐν ἁγίοις Patris D. D. Anton: Boesebinum. — D 2ᵇ Mameranus de Beisse los manus Hispanorum. — D 8ª Mascarata del Mondo a la riuersa Con Ghiribizzi di Calmo: Et Branata di Nicolo Amazzacento. — Auch italienisch-maccaronische Namen: B 3ª Arrivabonum, D 7ª Arrivabenum, B 7ᵇ Bapt. Caccialupi. Dazu auch oben S. 18 in einem übersetzten Titel. — D 4ª P. Vireti, Le monde à l'empire & le monde Demoniacle. (Der genaue Titel eines 1550 erschienenen Buches von dem Calvinisten Petrus Viretus. Vgl. Biographie universelle 16, 536 f.)

erwähnt und teils verschweigt, ist es mir doch einigermaßen geglückt, Tendenz und Einzelanspielungen mehrerer Titel zu deuten.

Zunächst setzt Fischart nach dem Vorbilde Rabelais' in seinen Zusatz-Titeln den Kampf gegen die Scholastik, gegen das Mönchstum, gegen die Kirche des Mittelalters überhaupt fort. Wie er in dem oben (S. 4 f.) gewürdigten 17. Kapitel der Geschichtklitterung (S. 221—223) den von Rabelais genannten scholastischen Lehrbüchern eine Liste ähnlicher parodistischer Titel, und zwar mit Benutzung der Epistolae obscurorum virorum anfügt, so gibt er im Catalogus neuerdings eine große Gruppe von Titeln scholastischer Bücher und Parodien davon, die wiederum von Auffassung und Wortlaut der Epistolae obscurorum vivorum beeinflußt sind. Diese Gruppe bildet also zur älteren Bücherliste eine ihr innerlich und äußerlich verwandte Fortsetzung. Wie wir in der Geschichtklitterung „Der Dialecticorum Eselbsbruck" finden, so im Catalogus einen (C 8 ᵇ) Pontem Asininum Grammaticorum, wie dort die Gemma gemmarum, so hier die (B 7 ᵇ) Commentaria commentariorum, dort Virsificator, hier (A 7 ᵇ) Vitrificatoria, dort „die Praxis numerandi mit der arte punctandi", hier (D 8 ᵃ) De Legibus dansandi, wie dort Wortspiele mit der Sorbonne, so hier (B 5 ᵇ) Sorbonosorbillosis (mit sorbillo = schlürfe), wie dort wirkliche scholastische Lehrbücher und Werke mittelalterlicher Wissenschaft parodistisch erwähnt werden, so auch hier: C 3 ᵃ „Viniversorium oder Eintrechterung in Logica Pet. Hispani" (Anspielung auf des Petrus Hispanus Summulae logicae, siehe Böckings Supplementum 2, S. 393 f.); C 4 ᵇ Arnoldi de Villa nova Mysterium Cymbalorum. Ecclesiae ad Monachos de Schala Dei et Catena aurea, C 5 ᵇ Villanovani Lumen novum: cum Articella et Testamento philosophico;[1]) C 4 ᵇ Quinta Essentia Subtilitatum Scoti.[2]) Wie er dort den „Donat", die so oft von den Scholastikern kommentierte ars grammatica des im 4. Jahrhundert lebenden römischen Älius Donatus anführt, so nennt er hier einen der jüngeren sehr beliebten Donat-Kommentare B 5 ᵇ „Klainhundij Expositio in Donatum secundum Viam Doctoris sancti.[3])

---

[1]) Geßner, 58 f. Arnoldus de Villa Nova: De mysterio cymbalorum ecclesiae ad priorem et monachos Scalae dei . . . lumen novum de sigillis in articella medicorum barbarorum. Die Cathena aurea von Thomas von Aquin.

[2]) Anspielung auf Duns Scotus (Joh. Erigena). Vielleicht ist dessen Hauptwerk De divisione naturae libri quinque gemeint. Vgl. Fischart B 1ᵃ per Dom. Doctorem subtilitatum und B 2ᵃ in einem Zusatz zu Rabelais: per Doctorem seraphinum de Seraphinis. (Anspielung auf den Doctor seraphicus, den Franziskaner Bonaventura.)

[3]) Damit ist eigentlich ganz der Titel dieses auch in den Epistolae obscurorum virorum S. 289, 26 erwähnten Kommentars wiedergegeben: Expositio

Auf die Ausdrucksweise und die Wortbildungen dieser Gruppe der Zusatz-Titel haben die Epistolae obscurorum virorum eingewirkt. Nach dem Muster der früher (in der Geschichtklitterung) aus den Epistolae übernommenen Verfassernamen, wie Mistladerius und Scherschleiferius, bildet er für den Catalogus neue Verfassernamen, wie B 3 ᵇ Aierbacherus, C 6 ᵇ Cochleffelius. Er gebraucht Lieblingsausdrücke der Epistolae wie quaestiones, subtilis, quodlibetum, cuculla, berührt sich mit ihnen in Ausdrücken wie A 5 ᵇ disturbium = Eov 15, 36; C 3 ᵃ f. Zizaniorum, Zizaniora, vgl. Eov Zizania 282, 20 und 297, 18; A 7 ᵇ Asininio, vgl. Eov asinino 299, 19. Er ist zweifellos durch die Epistolae zu seinem Titel B 1 ᵃ „Opera Pepercornica & Hochstratica quoad die Sturmglock vnd das Greuselhorn contra Reuchlin" angeregt worden. Zwar erwähnt schon Rabelais in seinem Buchkatalog Nr. 80 und 112 Hochstraten und den Streit der Kölner gegen Reuchlin, aber Pfefferkorn (auch mit dem lateinischen Namen Pepercornus) und seine gegen Reuchlin gerichtete Schrift „Sturmglock" 1514 werden nur in den Eov (vgl. besonders 44, 22; 56, 8; „die sturmglock" contra Reuchlin) erwähnt.[1])

Endlich hat Fischart Teile und Verfassernamen seiner Titel unmittelbar den Epistolis entnommen. So F. A 6 ᵇ Clypeus Thomistarum & quod Thomistae ac Albertistae non multum differant: per M. Johan Crabacium Noribergensem. Aus Eov 37, 23 Mittatis mihi ... et Clipeum Thomistarum und 256, 33 non est magna differentia inter Thomistas et Albertistas. Der Clipeus ist eine Streitschrift in Angelegenheit der unbefleckten Empfängnis Mariä von dem Dominikaner D. Georgius Orter 1484 (vgl. Böcking, Supplementum 2, 347). Fischart hat sie mit der Frage nach den geringen Unterschieden zwischen den Thomisten und Albertisten (Anhängern des Thomas von Aquin und des Albertus Magnus) zusammengebracht, denen die Scotisten (Anhänger des Duns Scotus) als Verteidiger der unbefleckten Empfängnis Mariä gegenüberstanden und mit einem erfundenen, an die Bezeichnung „krabatisch" (Geschichtklitterung 20) anklingenden Autornamen versehen. Auch der Titel

---

Donati secundum viam Doctoris sancti (das ist Thomas von Aquin) Coloniae 1497. Nicht richtig ist nur der Verfassername. Es gibt zwei Schriftsteller Hundt (wahrscheinlich Vater und Sohn), die als Canis magnus et minor bezeichnet werden, die sich aber beide auf ihren Schriften Magnus Hundt nennen, weshalb sich Fischart leicht irren und die Expositio Donati, die von dem großen Hundt herrührt, dem Kleinhund zuschreiben konnte. (Über Hundt vgl. Böcking, Supplementum 2, S. 327.)

[1]) Ein „Greuselhorn" hat Hochstraten nicht geschrieben. Es kann aber unter dieser dem Jesuiterhütlein Vers 27 entlehnten Fischartschen Bezeichnung gut eine der Schriften Hochstratens (eine der beiden Apologien 1518 f. oder die Destructio Cabale 1519) gemeint sein.

A 6[b] „D. Joan. Wick Procuratoris Reuchlini Romae Epistola de Puncto Coloniensi" stammt aus den Eov Brief II, Nr. 49 und 53, wo berichtet wird, mit welchem Geschick und Erfolg Johannes Wick Procurator Johannis Reuchlini zu Rom die Sache Reuchlins gegen die Kölner geführt habe.[1])

Ferner der Titel A 6[b] Epistolae Amatoriae factae imitative ad cantica Canticorum, per M. Joh. Lucibularium ex Svvollis. Nach Eov I, Brief 20, dessen Schreiber Joannes Lucibularius heißt, ex Suollis datiert (das ist Zwolle im damaligen Fürstbistum Münster, jetzt im Königreich Niederlande, Aufenthalts- und Sterbeort des Heiligen Thomas von Kempen). L. nennt hier viele Lehrbücher, die Fischart verzeichnet, so auch die Tractate des Petrus Hispanus. Der Titel Fischarts aber (Liebesbriefe, nachgeahmt dem Hohen Liede) ist zweifellos durch den Brief I, 13 angeregt, wo Magister Conradus de Zuiccavia sich zur Entschuldigung wegen seiner concubina auf Salomo beruft und auch eingesteht, daß er mit Benutzung des Canticus canticorum IV, 9, 10 seine Geliebte besingt. — F. C 4[a] Aristotelis libri novem, de modo dicendi Horas Canonicas: promulgati per Petrum Lapp de Halberstat Sacrae Paginae Licentiatum, qui damnavit Oculare Speculum ad Patibulum. Dieser Titel ist aus verschiedenen Lappen zusammengeflickt. Der Verfasser mit Stellung und Aufenthaltsort ist der Schreiber des 33. Briefes in Eov II, Petrus Lapp sacrae paginae Licentiatus, aus Halberstat. Genannt werden ferner Aristoteles als das gefeierte Vorbild der Scholastiker. Modus dicendi nach den bekannten, auch in Eov genannten Büchertiteln: modus dictandi (60, 30), epistolandi (19, 6), significandi (38, 7) (vgl. auch Supplementum 2, S. 417 ff.). Dann das Oculare speculum, das ist Reuchlins Augenspiegel, von dem in den Eov I, Brief 35 die Rede ist, sowie im Eov II, Brief 30, wo Petrus Meyer (ein Frankfurter Obskurant) über das Speculum Oculare ausruft „Ad patibulum, ad patibulum cum tali libro!" (237, 9 f.), es also zum Marterholze verdammt, was Fischart in seinem oben genannten Titel dem P. Lapp zuschreibt.

Bei anderen Titeln verwendet Fischart Verfassernamen aus den Epistolis. So fügt er A 6[a] zu einem aus Rabelais Nr. 12 entnommenen (dem M. Ortwin zugeschriebenen) Titel den Autor: M. Hen. Cribelinioniacotij nach dem gleichnamigen Absender des (an Ortwin gerichteten) Briefes Eov II, 32 und A 8[a] (= Rabelais Nr. 32 und 33. Vgl. oben S. 14) den Verfasser: Frat. Theodoricum

[1]) Wick ist ein als Freund Reuchlins bekannter humanistischer Schriftsteller, später Syndikus der Städte Bremen und Münster, † 1533.

de Gauda, Universitatis Coloniensis Legatum nach einer wirklichen Persönlichkeit einem fruchtbaren theologischen Schriftsteller, der als Legat der Kölner Universität an die Pariser Universität in Angelegenheit des Augenspiegels von Reuchlin abgesandt wurde und in den Eov 3, 32 und 34, 11 sehr gerühmt wird. Eov schreiben richtig Ganda. (Vgl. Supplementum 2, S. 375 f.) — A 7 b Hafemusius stammt vom Schreiber des Briefes I, 7 Hafenmusius ab und wenn Fischart A 7 b zu Rabelais' Autornamen Bricot (Nr. 27) erweiternd sagt Wilh. Bricot de Vormatia, so hat er diese Kenntnis auch aus dem Briefe Eov II, 54. Endlich fügt Fischart C 8 a dem Autornamen eines eigenen Titels Wolwarti die Apposition bei: Presbyteri perpetui Pauperis Collegij Montis-acuti. Das Collegium montis ist eine in den Eov S. 242, 14 erwähnte Bursa der Pariser Universität auf dem Montmartre.[1])

Mit der bisher besprochenen Gruppe hängen auch jene Büchertitel zusammen, in denen Fischart das Mönchswesen und insbesonders die Franziskaner verspottet. So also z. B. der allgemein gehaltene alliterierende Titel C 7 b: „Der Mönch Muß, Messen, Mesten, Misten, Mosten vnd Müssigburg: durch Bruder Jost Eselstod." Dann die besonderen Satiren. A 7 b Disputatio subfemoralis de Bracha Francisci per Nic. de Collo Asinio Baccalaureum formatum. — C 3 a Eclescon de sailknopefaustica & ligneopedastri, pugna Fratrum Minimissimorum contra Fratres Dominica praedicatores. — C 4 a „Die Brosämlein von S. Francisc. Disch nach dem Spruch Colligite fragmenta ne quid pereat durch M. Irum Perlirum von Leipzig." — D 1 a S. Francisci Angelgert, darmit er die gesängte, geröstete, gebratene vnd gebachene Seelen alle Freitag erfischt durch Fratrem Theop. Deo sine. — D 3 b Der Geistlich Dorngarten, darin nach S. Franciscus Regel neben dem schnee das gail Flaisch spatzieren zu füren vnnd drein einzusalzen durch Fr. Jacobum de Carnibus.[2]) — B 8 a Decisio Rotae vber der Rechtfertigung zwischen den Capuzinern vnnd Plochlern wegen anzahl der Strickknöpf vnd welche zum ersten zur Metten leuten mögen. — C 6 a Discordia Concordatorum Fratellorum super Regula canonisanda: publicata per Panthaleonem Tausendknöpff.[3]) — Weiters Titel gegen Domherren: B 4 a „Die Futerstichigkeit der Canonicken: durch Adalbracht Stoltzgeiß". — Gegen das Papsttum:

[1]) In der Geschichtklitterung 374 hat Fischart die Lesart „die Sperber aus Montagu" 1582 in die Fassung „die Sperber auß dem Collegio Montis acuti" umgewandelt.

[2]) Die letzten fünf Titel Anspielungen auf die Franziskus-Legende. Vgl. Fischarts Dominici Leben Vers 101 ff., 1035 ff. 2033 ff. und Randbemerkung

[3]) Vgl. Anspielungen Fischarts „Barfüßer Selten- und Kuttenstreit".

D 4ª Joha. Steuani Valentini, De Paparum pedum exosculatione & eleuatione. — B 7ᵇ Raimundus Cardinalis de dignitate Sacerdotali super omnes Reges terrae: Cui additus liber Petri Caesaris de proportione Papae ad consilium Bapt. Caccialupi de dignitate et praerogativa Monachorum. — Gegen die Inquisition: C 7ª Vlpiani I, C. Libri VII De Torquendis Christianis, ain Feuerneuw Buch zu Seuilien in Hispanien, auß eins alten Inquisitoris Librerey an tag gebracht. — C 7ᵇ Lucerna Inquisitorum à R. P. F. Feurardentio accensa: Cum Repertorio Heraeticae prauitatis D. D. Candelarij. Et Casibus Papalibus & Episcopalibus und andere. — Gegen abergläubische Heiligenverehrung: C 3ᵇ M. N. Wipertus de Virtutibus Sanctorum sanctarumque, cui morbo quisque quaeque medeatur et qui Sancti ludo lucroque praesint.[1]) — Im Hinblick auf die zahlreichen antikatholischen Prognostikationen der Zeit D 3ª „Die 7 Todenflecken deß Rom. Reichs daran sein unversehen plötzlich End zu erkennen durch Bona fidium Windnot".[2])

Eine weitere große Gruppe bilden die (rein literarische Anspielungen enthaltenden) Büchertitel, mit denen Fischart weit über Rabelais hinausgeht. Er gibt hier viele, meist mit kleinen Änderungen, Scherzen, Verspottungen versehene oder in einen weiteren Zusammenhang gerückte Titel wirklicher, bekannter und verbreiteter deutscher und lateinischer Dichtungen und Schriften seines Jahrhunderts. Aus fremden Literaturen nur das, was im damaligen Deutschland bekannt oder beliebt war.

Seine Titel aus der zeitgenössischen Literatur hat er zum Teil bestimmten Bücherverzeichnissen entnommen. Er erwähnt in der Vorrede zum Catalogus die Frankfurter Meßkataloge von Georg Willer und Johann Portenbach (vgl. oben S. 12 und Anmerkung). Doch, wie ich sehe, hat er sie hier so gut wie gar nicht benutzt. Aus dem (während der Arbeit Fischarts am Catalogus erschienenen) Catalogus novus nundinarum Willeri (Fastenmesse) 1588 entnimmt er nur einen Titel, aus den übrigen Meßkatalogen von 1580 herauf nur zwei Titel von Gesangsbüchern.[3]) Doch im allgemeinen hat die ganze Art der Meßkataloge gewiß auf Fischarts Parodie eingewirkt. Die

---

[1]) Vgl. „Geschichtklitterung" S. 412 f.

[2]) Anspielung auf das Prognosticon Theologicum 1588 (Euphorion 5, 36). Einen gegen die Spanier gerichteten Titel des Catalogus habe ich ebenda 9, 650 Anmerkung 2 zitiert.

[3]) Ich habe die mir von der Leipziger Stadtbibliothek freundlichst übersandten Frankfurter Meßkataloge von Willer und von Joh. Portenbachs Erben (Fasten- und Herbstmesse) von 1580—1589 eingesehen und nur vier Titel gefunden, die Fischart übernommen haben konnte.

vielen langatmigen, sonderbar klingenden lateinischen und deutschen Titel theologischer, juridischer, medizinischer Bücher, die Einmengung französischer und italienischer Titel, deutsche, halb latinisierte Verfassernamen, oft wiederkehrende Lieblingstitel wie Speculum, Farrago, Tabula, Fasciculus. Das Alles hat er nachgeahmt.

Viel reichlicher aber hat Fischart das Verzeichnis von Konrad Geßner benutzt, das er auch ausdrücklich in der Vorrede zum Catalogus erwähnt mit der scherzhaften Bemerkung: „wiewol michs sehr wunder genommen, wie Wignerius solches unser Repertorium inn supplemento an Geßners Bibliothec anzuhencken vergessen hat." (Vgl. oben S. 7 und 11 f.) Das umfängliche Bücherverzeichnis von Geßner liegt in mehreren Ausgaben vor, zunächst das Original Gesneri Bibliotheca universalis sive Catalogus. Tiguri 1545, dann ein Appendix und eine vermehrte Ausgabe von Jos. Simler, Zürich 1555 und 1574, und endlich: Bibliotheca instituta . . . amplificata per Johannem Jacobum Frisium. Tiguri 1583. Auf diese Fassung spielt Fischart an, denn während er in den früheren Ausgaben gar nicht genannt ist, hat Frisius im Appendix auf einer der letzten Seiten (S. 834) einen kurzen bibliographischen Artikel über Fischart „wie ein Schwalbennest angeflickt" (Geschichtklitterung S. 273). Da dieser Artikel neben den wenigen gleichzeitigen Aussprüchen über Fischart wichtig und bisher nicht neu gedruckt worden ist, gebe ich hier den Wortlaut:[1])

Joannes Fischartus dictus Menzer J. U. D. Et antiquitatum diligentissimus indagator: Genealogias omnium fere principum Germaniae conscripsit nondum quod sciam editas. Scribit etiam venustissimum carmen germanica lingua. Eius sunt versus Germanici de laudibus vitae Rusticae: quibus odam 2 Quinti Horatii ex epodon libro, eleganter transtulit, excusi Argentinae apud Jobinum in fol. anno Domini 1579. Et libris VII de agricultura a Melchiore Sebizio D. translatis praefixi. Scripsit item alia plura, quae aut suppresso suo nomine aut permutato, edita sunt.

Daß Fischart Geßners Bibliotheca (1583) in reichem Maße benutzt hat, ergibt sich aus den zahlreichen Titeln des Catalogus, die unmittelbar wörtlich oder mit Verdeutschungen und kleinen vielfach scherzhaften Änderungen dem genannten Verzeichnis entnommen sind. Die Belege hierfür geben die Anmerkungen zu den nachstehenden, in Gruppen angeführten Titeln (vgl. auch oben S. 5,

[1]) Wendeler, Meusebach weist S. 304 ganz kurz auf Frisius hin in einer wertvollen Liste von meist späteren Aussprüchen über Fischart. — Über das oben erwähnte nicht veröffentlichte Werk von Fischart Genealogias usw. werde ich an anderer Stelle handeln. — Wenn Fischart oben Wignerius statt Frisius sagt, kann ich es nur als Irrtum auffassen. — Auf S. 460 der gleichen Ausgabe in dem Artikel Joh. Jak. Rabe ist der Nycticorax, also der „Nachtrab" von Fischart mit kurzer Inhaltsangabe als das Werk eines Anonymus erwähnt.

14, 19). Unbedingt beweisend für die Abhängigkeit sind Titel, die Fischart nicht genau nach dem betreffenden Buch, sondern abweichend davon nach Geßner zitiert und lange Listen von Titeln desselben Verfassers, die in gleicher Reihenfolge bei Geßner und Fischart wiederkehren, z. B.:

Catalogus D 8[b]. Doctor Felix Hemmerlin von Zürich wider die starcken Bettler, Lollarden, Begarten vnnd Beginen. Item de Credulitate Daemonibus exhibenda: Vom Trodbaum am Festag zu füren: vom Diebstal deß Hailigthumbs Anno 1450 begangen. Vom Doctoratu in stulticia. Von Nobilitate vnd Rusticitate. De Suitensium ortu. Von Vergifftung deß Luffts der vnrecht begrabenen Cörper halber ꝛc.

Nach Geßner S. 230.

Felix Malleolus vulgo Hemmerlin Tigurinus. liber contra validos mendicantes. Contra Beghardos Beginasque sylvetres, Lollhardorum descriptio. — — de credulitate daemonibus exhibenda de arbore torculari ducendo in die festo — — de furto reliquiarum — — Doctoratus in stultitia — — Liber de nobilitate. Processus inter nobiles cives Thuricenses ex una et Suitenses ex altera parte. De aeris distemperatione propter quorundam hominum cadavera non rite sepulta. (Vgl. Böcking, Hutten, Supplement 2, 409—411.)

Den größten Raum in den Titeln aus der deutschen Literatur der Zeit nehmen Dichtungen von Hans Sachs ein. Sie erscheinen im Catalogus C 4[a] bis D 7[b] unter anderen Titeln verstreut. Meist sind mehrere Dichtungen von Hans Sachs „zusammen in ein Handbuch geordnet". Fischart treibt auch allerlei Scherze mit dem Namen des biederen Meisters. Diese Titel stammen nicht aus Geßner, der (1583 S. 493) die Schriften des Joannes Sachsius in einem ganz kurzen Artikel[1]) nur im allgemeinen erwähnt, sondern jedenfalls aus Fischart vorliegenden Einzeldrucken. Alle Titel Fischarts stimmen mit Überschriften Sachsischer Schwänke und Fastnachtspiele wörtlich überein. C 4[a] „Der vollen Brüder Christoffel: vnd jr wappen. Sampt dem Sturm deß vollen Bergs. Vnd dem Bierthurnier, Gesellenstechen, vnd den vier Aigentschafften deß Weins durch den Reymer von Nüerenberg." — C 4[b] „Der Mägt Kehrab, Inhaltent, die vernaschte Köchin, die vnsichtbarn Haußmagd, drey klagender Haußmägd vnd hingegen dreyer frauen klagen vber jre Mägd, kampff der Magd mit

---

[1]) Joannes Sachsius Germanicis rhythmis, descripsit omnes status et conditiones hominum liber impressus Francofurti cum figuris 1568. Idem multa alia eleganter Germanicis rhythmis poetico more scripsit. Veluti sunt, Narratio poetica de admirandis quatuor proprietatibus et effectis vini, de insula Bachia et alia mihi ignota. Norimbergae excusa 1553 et alias. Auch in der Ausgabe 1574, S. 412 findet sich die Notiz, aber nur bis scripsit. (Diese Mitteilung gelte auch als Nachtrag zu Eichlers trefflichem Buche „Das Nachleben von Hans Sachs", Leipzig 1904, S. 118 bei der Erwähnung von Draudius' Bibliotheca 1625.)

der Kindtbettkellerin, alles durch Johan de Saxo." — C 5ª „Die willigen Armen, die Armuth mit jhrem langen Schwantz, die neunellende Wanderer. Das Narrenschneiden. Die Eulenpaiß. Der Nasendantz: zusammen in ein Handbuch geordnet durch N. Girlatz." — C 7ᵇ „Wider die Eheketzerei Hans Sachsen, so mit seinen 300 stucken Haußrhats viel vom Sacrament der Ehe abschrecket, da mans doch auff Diogenisch viel näher begreiffen kan; durch Matern Haußgesperr." — D 3ª „Die Sieben klagendn Man vber jre Weiber, vnd e contra. Item von 18 Stücken, deren sich ein Mensch schämen soll vnd von 18, deren er sich nicht soll schämen. Durch Frantz Kuppelich." — D 4ᵇ „Hanß Sächsische Schwänck von den 5 Vnholden vnd vom Vnhulden Bannen, Item wie der Teuffel ain alt Weib zur Ehe nam: vnd einer Bulerin hütet. Wie der Man sein böß weib biß in die höll floh. Der alten Weiber Roßmarckt. Drey Kläger ob eim alten bösen verstorbenen Weib. Der böß Rauch zwölff eygentschafften eins bösen Weibs. Die Kupplerschul. Die Neun heut ains bösen Weibs. Der Jungbrunn alter Weiber. Alles in ain gethail bracht." — D 6ª „Joannis Saxonis: Gemartert Theology: Angleichung eines Krebs vnd eines Landsknechts. Vnd der Münch mit dem Hasenkopff. Die Feindtschafft der Schneider mit der Gaiß: vnd daß der Teuffel die Gaiß erschaffen hab: S. Peter mit der Gaiß, Wolffs vnd Hasenklag. Die neun Geschmäck vnd neun Verwandlung im Ehestand. Der Wilden Holtzleut Klag." — D 7ᵇ „Der schönen Frauen Kegelplatz. Sampt den 18. Schönen ainer Jungfrawen: Auch das Ay mit den 18. Schanden. Vnd das Vntreuspiel der Bulerin: durch Johannem Von Sachsenhausen." — D 7ᵇ „Von den drey frölichen vnd drey langweiligen Töden. Sampt der Vergleichung eins kargen mit eyner Saw: durch Joã: Gatwol." [1])

---

[1]) Man vergleiche die Titel in Goetzes Verzeichnis sämtlicher Dichtungen von Hans Sachs (Gesamtausgabe 25. Band) Nr. 5268. 629. 704. 2268. 823. 267. — 5333. 4215. 587. 3124. 421. — 4538. 635. 748 f. 747. 546. 654. — 1562. — 432 f. 5355 f. — 3363. 5083. 5533. 3539. 614. 4442. 4283. 411. 488. 900. 3019. 4851. — 889. 4318ª. 2148. 4990 f. 2092. 1258. 4843. 904. 3407. 405. — 4911. 137. 1255. 424. 3227. (Goetze, Schwänke 1, Nr. 127; 2, Nr. 212. „Die drey frölichen döt," wo auch der Gegensatz dazu, die „langweiligen Tode" ausgeführt wird. Zu dem Nebentitel „Sampt der Vergleichung eins kargen mit eyner Saw". Vgl. Kirchhoffs „Wendunmut" 1, Nr. 181. „Mit ganzer Wahrheit wird das Sprichwort gesagt, daß kein fröhlicher Tod, denn einer sauw vnd eines kargen Reichen Tod sei." Geschichtklitterung S. 68. „Dann Schwein töden ist der frölichen töd einer, neben der erbreichen Pfaffen vnd vergulten alten Weibs ars tod" (Kurzer Inhalt des Schwankes von Sachs.) Scheidts Grobianus 4391 f. „Man spricht, ein färlin jung gebroten". „Vnd gsotten krebs sind frölich todten".) — Die „Wolfsklag" und „der Schneider mit der Geiß" im Epilog zum „Flöhhaz" A Vers 78, 96 ff. — Auf die verschiedenen Häute eines Weibs Anspielungen in der Geschichtklitterung S. 104 Z. 3 ff.

Außer den Dichtungen von Hans Sachs erwähnt Fischart wieder mit Abänderungen und willkürlichen Zusammenstellungen eine größere Reihe von damals besonders beliebten Dichtungen, neueren deutschen und lateinischen Schriften, sowie Neuausgaben und Übersetzungen von Werken des Altertums, darunter Narrenliteratur (Brant, Murner), ironische Enkomien, Tierdichtungen, Gespräche bekannter Verfasser, sowie manche erfundene parodistische Titel ähnlicher Art. Einige dieser Schriften sind schon im Epilog zum Flöhhaz und in der ersten kurzen Bücherliste der Geschichtklitterung (oben S. 2) erwähnt; viele davon sind Geßners Bibliothek entnommen.

Zunächst seien die Schriften der Elsässer Satiriker genannt, die auch zum Teil von Fischart zu einem großen Sammeltitel verbunden worden sind.

A 5 ᵃ „Scapha Fatuarum durch Magistrum Iucundum Narrenbaderum: das ist: der Narren Leichschiff an D. Branden vnd Alex Barckeleins Narren Naue, darin sich Gersonis ludus stultorum spilt angehenckt durch Magister Lustman weißzwager: darzu auch vom Trucker wegen gleicher Materi D. Gailers Thornpredigen vnd D. Murnars narrenbeschwerungen gethan worden". — A 7 ᵇ „Dr. Murnarri opera Cuculomatica, Latino Rhitmo reddita per Stechardum Stichlingum." — A 5 ᵇ „Die Geistlich Spinnerin D. Gaiserspergers gespunsts." — C 6 ᵇ „Der Hasenklag sampt Gaistlicher deutung deß Häßleins durch D. Johann von Kaisersperg." [1])

Nun weitere ironische Schriften, Gespräche und Tierdichtungen. D 6 ᵇ „Die Lycurgisch Gesatzgebung der Faulen Schelmenzunfft Durch Abel Gängmaul." — D 6 ᵇ „Collenütij Huts vnd Kopffs Gesprech [2]) sampt dem Lob deß Ritterlichen Flohes Coelij Calca-

---

[1]) Hier Anspielungen auf die lateinische Ausgabe der Predigten Geilers über Brants Narrenschiff, Speculum fatuorum (Goedeke, Grundriß ² 1, 400, Nr. 16) auf die englische Übersetzung der lateinischen Fassung des Narrenschiffes (vgl. Geßner S. 26: Alexander Barkeley convertit navim stultiferam. British Museum Catalogue 5, 92 The ship of fooles translated out of Latin by Barclay. 1570). Frühere Ausgaben 1508, 1522, 1530. — Brants Narrenschiff wird auch Flöhhaz B Epilog, Vers 51 ff. erwähnt. — Zu Gerson vgl. Geßner S. 445: Joh. de Gerson cancellarius Paris. De ludo stultorum. Geiler hat Gersons Werke herausgegeben (Goedeke 1, 398, Nr. 3). — Cuculomatica ist Murners Gäuchmatt. — Die Predigten von Geiler: „Die gaistliche Spinnerin" und „vom heßlin" sind in dem Buch „Granatapfel" erschienen, das schon Rabelais in sein Verzeichnis aufgenommen hatte (vgl. oben S. 19).

[2]) Pandolfo Collenuccio, La beretta et la testa (vor 1500 verfaßt). In der ersten Hälfte Vorlage für Niklaus Prauns „Gespräch Das piret vnd der Kopff" (von V. Michels herausgegeben in A. L. Stiefels „Hans Sachs Forschungen". Nürnberg 1894, S. 13—32). Vgl. Stiefel, Eine Quelle Prauns. Zeitschrift für deutsche Philologie 32, 473—484. Aus dem deutschen Titel ist nicht zu schließen, daß Fischart eine deutsche Übersetzung meint. Er zitiert ja

gnini." [1]) — C 6 [b] „Synesii Kaales Lob der Kaalheit,[2]) sampt dem schmutzigen Lob der Schmorotzerey verdeutscht von Liberali dauß eß." — D 7 [a] „Lucianus de Arte Parasitica oder Schmorotzerey Kunst." [3]) B 1 [a] „Cognati Ludicra chorea vnd Pugna Porcorum. Mit des Calentij Mäuß vnd Fröschkrieg, vnd Quintiniani Aumeisen vnd Fliegenschlacht." [4]) — A 5 [b] „Pontani Asinus contra Ingratitudinem gesprächsweiß: vnnd Johann. Maioris Asinus Noe. Auch Apuleij Guldener Esel vnnd Leuconis Asinus Utrifer: zusamen die Eselmat genant." [5]) — In einem langen Mischtitel C 3 [b] nennt Fischart des Erasmus Laus Stultitiae und des Thomas Morus Utopia.[6]) — D 6 [a] „Der hefftig Zanck deß Academischen Säwsacks mit dem Stoicischen Stockfisch vnd der Faßnacht mit der Fasten. Durch Claus Sewkäl." [7])

Auch zu der damals sehr beliebten Trink- und Teufelliteratur bringt Fischart mehrere wirkliche und fingierte Titel, z. B. D 7 [b] „Beroaldi Declamatio ains Trunckenboltzes wider den Hurer vnd Spieler." [8]) — D 8 [a] „Johann Streicharts Teudscher Schlemmer

---

auch andere fremdsprachige Titel in deutscher Übertragung. Prauns Verdeutschung, die damals nicht veröffentlicht war, konnte er nicht kennen. Collenuccios Gespräch hat er jedenfalls nur dem Titel nach gekannt.

[1]) Das lateinische Floh-Enkomion von C. Calcagninus 1519. (Geßner S. 127 Calcagnini Encomium Pulicis. Basileae 1544.)

[2]) Über die ironischen Enkomien von Synesios, Lukian und anderen vgl. meine Studie in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 6, 161 ff. und 177 ff. Vgl. Epilog zu Fischarts Flöhhaz Vers 26 f. (Lukian) und Vers 33 f. (Synesios). Synesios' Enkomion wird noch erwähnt im „Podagramisch Trostbüchlein" S. 53 und in der „Praktik" 1574, S. 610.

[3]) Geßner, Synesius de laudibus Calvitii cum scholiis Beati Rhenani. Basileae 1515. — Geßner S. 550 Lucianus, De parasito sive quod ars sit parasitica.

[4]) Goedeke 2, 96, Nr. 34. Fischarts Flöhhaz B Epilog, Vers 39. Ebenda, Vers 41. Erasmus, Lob der Torheit. — Geßner 213, Elisius Calentius, De bello ranarum et murium lib. 3.

[5]) Geßner 461, Joh. Jov. Pontanus, colloquia undecim inscriptione Asini, quibus autor in cuisdam ingratitudinem invehitur. — Geßner 469, Joh. Major, Asinus Noe 1552. — Geßner 551, Lucius Apulejus, Opera Basileae 1533 (metamorphoseos sive de asino aureo). — Geßner 544, Leucon, Fabulae eius sunt Asinus utrifer et Phratores.

[6]) Neuausgabe: Lateinische Literaturdenkmäler Nr. 11.

[7]) Erwähnt im Flöhhaz A Epilog, Vers 103 ff. Vgl. Goedeke 2, 257 und Frankfurter (Ambraser) Liederbuch Nr. 42 (Literarischer Verein, Band 12).

[8]) Anspielung auf die Declamatio Philippi Beroaldi de tribus fratribus ebrioso, scortatore et lusore; ed. Wimpheling. Straßburg 1501. (Vgl. Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 2, 90 ff.) Verdeutschung durch Seb. Franck: „Ein Künstlich höflich Declamation . . . dreyer brüder . . . eins Säuffers, Hurers vnd Spielers" 1531. — Geßner 689, Declamatio Ebriosi contra scortatorem et aleatorem. Aus einer Vergleichung der Titel sieht man deutlich, daß Fischart seinen Titel nicht nach Wimpheling oder Franck, sondern nach Geßner

Geistliches Spilsweiß." [1]) — D 4 ᵇ „Wider den rauschenden Praußstraußkraußkrösentheuffel vnd seine Junge Pluder Kleiderbutzen, durch L. Hosenmänlein." [2]) — C 8 ª „Der Stoltz Ehrgeitzig Pfaffen Teuffel: beschriben durch herrn Wollfart Gitzart General Superintendenten zu Newrümlingen."

Ebenso parodistisch wie die Scherzdichtungen behandelt Fischart mit seinen Titeln auch viele bekannte scholastische, humanistische und neulateinische Werke, wissenschaftliche Hand- und Lehrbücher, theologische Streitliteratur, italienische und französische Dichtungen. Z. B. B 7 ᵇ Summula de summa Raimundi prodijt ista, Zu Venedig ganz Aldisch Correct (wie jr Brauch) nachgetruckt." [3]) — B 5 ᵇ „Von den Gelehrtesten Nichtswissenden vngeschickten gelehrten per Cardinalem von Chussa sampt seiner gehaimnuß Erklärung deß Kegelens." [4]) — C 7 ᵇ „Trithemius von den Laternen deß Teutschlands." [5]) — A 6 ª „Lilii Gyraldi vorbereitung wider die Literas vnnd Literatos. Cum Virmij Carmine, de Miseria Literarum." [6]) — A 6 ᵇ Hormanni Apotheca Carminum iucundiorum. [7]) — B 5 ª Olearij et Gallinarij in sapientia Haidelbergensi Magistrorum, Quaestio accessoria & solatiosa ad Quodlibetum De Fide Concubinarum in sacerdotes: praesidente Ludovico Hohewang, disputatore de

---

zitiert. Zur Literatur dieses Stoffes wäre noch zu erwähnen Hans Sachsens Werke, Band 25, S. 73, Nr. 667.

[1]) Die hochdeutsche Ausgabe des niederdeutschen Schauspiels „De düdesche Schlömer". Ihr Titel lautet: „Der deutsch Schlemmer. Das ist, Ein Geistlich Spiel .. durch Joannem Stricerium. Magdeburg 1588", den Fischart aus dem Frankfurter Ostermeßkatalog 1588 G 2 ᵇ entnommen haben konnte. Vgl. „De düdesche Schlömer" ed. Bolte. Norden und Leipzig 1889, S. 56. (Goedeke, Grundriß ² 2, Nr. 42 f.)

[2]) Vgl. Joh. Strauß, Wider den Pluderpauß- vnd Krauß Teuffl. Görlitz 1581. Vgl. Osborn, Die Teufelliteratur des 16. Jahrhunderts (Acta Germanica III, 3).

[3]) Summula — ista ist wörtlich der erste Vers des aus barbarischen Hexametern bestehenden kurzen Handbuches Raymundi summula (Köln 1502). (Geßner 718.) Unter Aldisch meint Fischart Klassikerausgaben, so korrekt herausgegeben, wie die des Italieners Manutius Aldus des Älteren (1450—1515), die unter dem Namen „Aldinen" geschätzt waren.

[4]) Anspielungen auf die Werke De docta ignorantia und De ludo globi mystice des Kardinals Nikolaus von Cusa (1401—1464). (Geßner 623.)

[5]) Des Sponheimer Abtes Joh. Trithemius (1461—1516) Werk De luminaribus Germaniae (Geßner S. 504) wird in Fischarts Verdeutschung parodiert.

[6]) Lil. Greg. Gyraldus, Progymnasma adversus litteras et litteratos (Florenz 1551 und in einer Gesamtausgabe dieses italienischen Humanisten Basel 1580). Vgl. Wotke in den „Lateinischen Literaturdenkmälern" 10, VII und XVIII f. Geßner nennt Gyraldus Werk S. 546 und Pontius Virmius, De miseria literarum S. 704.

[7]) Wörtlich so bei Geßner 304.

quolibet acutissimo ad spindelspitz usque.[1]) — C 5ᵃ Steph. Fortaculi Aviarium Juris: darzu auch die baider Rechten Kinds-wieg kommen: vnnd Berberij Viatorium Juris.[2]) — D 4ᵃ Boerius de Custodia clavium portarum Civitatis.[3]) — C 8ᵇ „Beschirmung des Kirchhoffs wider den Gottsacker durch G. Witzel.“[4]) — D 8ᵃ „Scherer Georgen Gespräch mit einer ketzerischen Hebammen.“[5]) — D 3ᵃ Hippocratis sententia de Mulieribus castigandis.[6]) — B 7ᵃ „Wüsteneſe & Lisenese Praesepe de varijs concubitus generibus auctum per Sp. Aretinum: & commentatum per Philonem Elephantem.“[7]) — D 8ᵇ „Von Bringenarrilles Schiffart in die Lägel Insel: durch Beltin Latzglock.“[8]) — D 7ᵇ „Guilh. Coquillart vom Fegfeuer der bösen Ehmänner, vnd bericht, was Matheolus daselbst, wegen deß Buchs, wider die Weiber geschrieben, leiden muß.“[9]) —

---

[1]) Geßner 658, Pauli Olearij Heidelbergensis de fide concubinarum in sacerdotes, quaestio accessoria causa ioci et urbanitatis in Quodlibeto Heidelbergensi determinata. Vgl. Zarncke, Die deutschen Universitäten des Mittelalters S. 88 ff., 249 f.

[2]) Geßner S. 765, Steph. Fortaculus scrip. penum iuris civilis. — S. 410 Berberius, Aurea practica Viatorium utriusque Juris.

[3]) Geßner S. 621, Nic. Boerius, De custodia clavium portarum et castrorum consilium.

[4]) Wie schon Dederding, Zur Charakteristik Fischarts (Programm der Luisenstädtischen Gewerbeschule. Berlin 1876), gezeigt hat, ist hier: „Georgii Wicelii, De sepultura ecclesiastica. Bericht von den Begräbnussen der Christglaubigen auf den Kirchhoff wider den neuwen vnd Jüdischen Gebrauch des Feldbegräbnus, welches man den Gottesacker nennet.“ Mainz 1577 gemeint.

[5]) Eine Anspielung auf des Jesuiten Georg Scherers Buch: „Obs war sey, daß auff ein Zeit ein Bapst zu Rom schwanger gewesen, vnd ein Kind geboren habe.“ 1584.

[6]) Geßner S. 358, Hippocratis ... castigandis apud Joannem Stobaeum de Praeceptis nuptialibus.

[7]) Gemeint sind die Sonette lussuriose (zwischen 1517—1524) des Pietro Aretino, die nach Zeichnungen von Giulio Romano die verschiedenen Arten von concubitus wiedergeben (Geschichtklitterung S. 90 Z. 12 „mit jhrem Aretinischen Welschen Passion“ Zusatz 1582). Fischart ist auf dieses Werk des Aretino zweifellos durch eine Randbemerkung von Marnix, Bienkorf VI, 6 aufmerksam gemacht worden, die er wörtlich für seinen Bienenkorb übersetzt hat E 254ᵇ f. „Aretinus ... hat ein sehr schendlich gemält von vnterschiedenen arten des beischlafs lassen zu Venedig trucken: auch ein büchlin vnd außlegung darüber gemacht.“

[8]) Navigation de Bringuenarille, cousin-germain de fesse-pinte. Rouen 1544. (Vgl. Geschichtklitterung S. 20 Z. 7 und 13 von unten, S. 21 Z. 5 und Goedeke 2, 505, Nr. 69.)

[9]) Guillaume Coquillart, Priester in Reims, ist vielleicht der Verfasser der ihm zugeschriebenen Schrift Le purgatoire des mauvaises femmes (Biographie universelle 9, 166.) — Matheolus, siehe ebenda 27, 290, doch ohne Erwähnung eines Buches gegen die Weiber.

C 7 b „Goldgewichtige Tischreden Bruders Cornelijs zu Gend vom Probst Fuchsbraten von Filtzhausen auffgehaben.“ [1])

Eine weitere große Gruppe bilden Nachahmungen von marktschreierischen oder gewissermaßen modern gewordenen und bis zum Überdruß oft wiederholten Titeln, ferner Persiflierungen bestimmter, stark verbreiteter, aber verwerflicher Gattungen von Büchern. Durch solche Titel werden nicht nur Bücher getroffen, sondern auch im allgemeinen Unsitte und Aberglauben der Zeit, Mißbräuche einzelner Berufe, Kleiderluxus, Schlemmerei, Astrologie, Alchymisten, Ärzte, Apotheker, Advokaten, Hofleute, Wirte und anderes mehr. Hierher gehören z. B. die Prognostikationen, Planeten- und Traumbücher. So z. B. B 2 b „Planetenbüchlein aller Nationen was jeder Löblichs oder Spöttlichs nachgeschrieben oder geredt würd: durch Jo. Odeschalck“. Alchemystische Titel mit Anspielungen auf bekannte Schriften von Theophrastus Paracelsus und anderer.[2]) Oder Zeitungen D 8 a „Alt erneuwerte Zeitung vor vrlängst Zeiten sich begebenen Fällen so sich zu unserer Zeit wider eraigt haben, oder noch täglich eraigen thun durch Jochim walgreiß.“ — Lieder- und Melodiensammlungen mit buntem Gemisch von Fremdwörtern D 5 b „Die grün Musick Wiesen, mit der Englischen Symphony vnderschiedner Musicorum in Muteti, Madrigalen, Neapolitanen, Villanellen Tricinien, durch Pontium (nicht Pilatum), Clementem (non Papam) vnd Ivo de Vento zusammen mit Eilff stimmen gestimpt.“ [3]) — D 5 b „Tabulatur aller Musicischen Instrument biß zur sackpfeiffen durch Michel

---

[1]) Wahrscheinlich eine Anspielung auf das Buch: Historie van B. Cornelis Adriaensen van Dordrecht Minnebroeder. Delft 1569. (Hier sind seine derbanstößigen Predigten mitgeteilt. Auch im Bienenkorb E 175 b f. und 213 b wird dieses Buch erwähnt. Vgl. Goedeke 2, 504, Nr. 63. Wendeler, Meusebach S. 265.)

[2]) Solche Titel aus dem Catalogus verzeichnet Wendeler im Archiv für Literaturgeschichte 6, 487.

[3]) Ivo de Vento, ein Spanier, seit 1568 Hoforganist und dann Kapellmeister in München, gab von 1569 an mehrere deutsche Liedersammlungen mit mehr- (bis 6)stimmigen Melodien heraus. Ventos Titel zeigen aber noch nicht die fremden Liedbezeichnungen. Erst in den Sammlungen der 70ger und 80ger Jahre von J. Regnart, L. Lechner, H. Dedekind und anderen finden wir Neapolitanen, Villanellen, Tricinien, Motetten und andere (Vgl. Goedeke 2, S. 47 ff.) Der Fischartische Doppeltitel am Anfang ist zusammengezogen aus zwei nebeneinander stehenden Titeln des Willerschen Meßkataloges, Herbst 1585, C 3 a Pratum musicum, varia simul et nova omnis generis tripudia, tum etiam Carmina Italica et Gallica complectens . . . und Symphonia Angelica di diversi excellenti Musici a 4 5. 6. 7. & 8. voci . . . Vgl. Meßkatalog, Fastenmesse 1586 D 3 b Tabulatura nova continens . . . Cantiones, ut sunt Madrigalia, Mutetae, Paduanae et Vilanellae . . . — Willer, Herbstmesse 1582 C 4 a, bringt den Titel einer Liedersammlung von Ivo de Vento, die aber mit dem obigen Titel Fischarts nicht übereinstimmt.

Bogendantz vnd J. Altzenfidler." [1]) — Ein Beispiel der marktschreierischen Titel B 2[b] „Zänartznen vnd Augendienst (doch nicht zu Hoff, sondern in einer Finstern Stuben) durch ein erfahrnen Dentisten, Oculisten vnd Schnitartzt: Sebald hailgifft." — Auch im Catalogus eine Verspottung süßlicher Titel von Gebetbüchern der Zeit, wie solche Fischart in größerer Zahl in seiner Vorrede zu Rivius' „Aufmunterung" gegeben hat. B 1[b] „Spaziergärtlein der Seele: durch Modestum Fridstill." [2]) — Über Spiele D 5[a] „New Gamenspiel von Hans Schrammen vnd seim Son Schrammhänßlein durch Superantium Rauschlaub." [3]) — Gegen die pornographische Literatur C 4[b] „Venusgärtlein aller Wollustbarkeit: durch J. Eselmut vom Faulbet." — Allgemeine Verurteilung der Zeit C 6[b] „Conformitet oder Gegenhaltung der Teutschen Alten Sitten gegen den heutigen gebräuchlichen. Durch Gäntzrich Heldenstam."

Weiters eine kleinere Gruppe von Titeln, die lediglich als Scherze aufgefaßt werden können und nicht als Verspottungen wirklicher Buchgattungen. So z. B. B 7[a] „Die doppelkreid der Jacobswürt vnd Weinverschläcker durch Kaltbärt Schewgast, sonst Gastschauder." — B 6[a] f. „Gegensatz des Judenringleins vnnd Schwebelrings von M. Achatio Reichwild." [4])

Endlich finden wir eine kleine Reihe von Titeln, von denen Fischart in bekannter Selbstironie, auf seine eigenen Schriften anspielt, wie er es ja auch schon in der komischen Bücherliste der „Geschichtklitterung" S. 20 f. gemacht hat, oder doch auf verschiedene, auch von ihm behandelte oder geplante Stoffgebiete hinweist. Einige endlos lange Titel des Catalogus verspotten ja implicite auch Fischarts eigenen Brauch, überlange „krabatisch" klingende Titel zu bauen. Nur äußerliche Beziehungen zum Stoff oder zu den Benennungen Fischartscher Schriften stellen neben den schon oben S. 28 erwähnten Anspielungen auf das „Dominici Leben" und den „Barfüßer Streit" die folgenden Titel dar: A 8[b] „Anatomy der Flöh vnd von der Milwenzän außbrechung: Mit einem kunstücklein, wie die Flöh inn Wachs seind abzutrucken: Durch Fridle vom Läußhügel." (Zum „Flöhhaz".) — B 1[b] „Bauren compaß sampt der Practic vber alerley Wetter vnd loßtag durch Bubulcum Luginsland, so auff den höchsten Schulen im Schwartzwäldischen Gebürg gestanden." (Sowie der oben S. 37 erwähnte Titel „Planetenbüchlin" usw. zu „Aller Praktik

[1]) Anspielung auf Volker von Alzeie der videler. Über den „Altzenfidler" auch Prolog zum Stauffenberg. Vers 217—222.

[2]) Vgl. oben S. 8. Euphorion 3, S. 28 Z. 16 „Seelengärtlin".

[3]) Schrammhänßlin auch in der Geschichtklitterung 111. Gamenspiel, mittelhochdeutsch gamen = Spiel, Lust, Spaß, also ein lustiges Spiel.

[4]) Den gelben Ring erwähnt Fischart auch „Dominicileben", Vers 826.

Großmutter.") — C 2ᵃ „Theon vnd Eresius, von der Rappenstimm vnnd Erkäntnuß alles Vogelgesangs vnnd Eselsgeschraies: Cum Animalium Prudentia: vnd Marij Augurischer Nachteul." — Und E 1ᵃ „Der Gugkgauchliedlein geiger oder Coccysmus iteratus. (Zum Bildergedicht Definitiva ... Außspruch deß Esels" mit dem Worte Coccysmus in der Überschrift.) — C 5ᵇ „Repositorium oder Anlänkussen der Sichern verschlafenen Welt: Sampt dem Gaistlichen Fuchsschwantz: durch M. Clement Sidelläner vom Länesidel." (Zu „Wolsicherent Aufmunterung".) — D 2ᵃ „Die Hirtenpfeiff deß Maierslusts in Vergleichung der Thurnblasung deß Bürgerlusts durch Landwirt Treubamer von Gnadenfeld." (Zu dem Gedicht „Lob deß Landlustes, Mayersmutes ..". Vers 136 „Hirt .. ein Sackpfeiffmütlein". Vers 220 „Mayerslust".) — A 6ᵃ „Zwen Tomi Nagelneuwer Räthersfragen vnd kunckel stubenmärlin, zwen rechte Augen außbeisser deß Amadis von Gailungen, darzu alzeit zuerrhaten ein Mann vnd sieben Frawen gehören: zusammen geordnet durch den Erw. safftigen Herrn Crispin Dummelich." — Dieser Titel spielt nicht nur auf den Amadis de Gaule an, dessen 6. Buch Fischart übersetzt[1]) und mit einem Einleitungsgedichte versehen hat, sondern auch auf die schon in der kleinen Bücherliste der Geschichtklitterung (S. 21) erwähnte „Kunckel oder Rockenstub", ein vielleicht von Fischart stammendes Bildergedicht.[2]) — Ein anderer langer Büchertitel D 3ᵇ f. „Hernen Severi Majoris zu Teudsch Ernst Maiers Griechischer vnd Lateinischer Eiffer, wider Vlrich Ruckenharts New auffgebrachte Teudsch Schulketzerey, da er Kurtzumb bestreit, man soll den pracht guter Künst nit mehr den Frembden Sprachen allein lassen, sondern nun täglich in Teudscher Sprach dieselbige menniglich offenbaren vnd gemein machen, auch in sondern hiezu angesehenen Lehr gestifften mit solcher Vatterländischer verständlicher sprach offentlich lesen, lehren vnd vnterweisen."[3]) — C 8ᵇ „Prophezey von der Japetischen Sprach gegen Nord, daß dieselb kurtz vor dem End der Welt der gantzen Welt werde Gesatz vnd Maß geben vnd vorschreiben: Auch daß die Monarcheien allzeit von Sud gegen Mitternacht gewandert haben: erklärt durch D. Wickartum de Mognutiaco"[4]) und D 2ᵇ „Abschnützling allerhant Chroniken von Kurtzweiligen vnd Lächerlichen sachen. Durch J. Friderich

---

[1]) Vgl. meine betreffenden Ausführungen in der Zeitschrift für deutsche Philologie 35, S. 555 f.

[2]) Alles weitere über die „Rockenstube" bei Wendeler im Archiv für Literaturgeschichte 7, S. 332—360.

[3]) Vgl. Wendeler, Meusebach S. 304. Dederding S. 8.

[4]) Vgl. Wackernagel, Fischart S. 84. Meusebach S. 285 f. und 262. Dederding S. 8.

Manätzer."[1]) — Dieser Titel ist darum nicht ohne Bedeutung, weil er neben der Namensbildung in der Randbemerkung zum Bienenkorbe 1581, Blatt 64^{b}: „von J. Frid. Guicciard Moguntinum" als Zeugnis dafür gelten kann, daß Johann Fischarts zweiter Vorname „Friedrich" gelautet habe.

Betrachten wir noch einmal in Kürze den Weg, auf dem wir uns, um mit Fischart zu sprechen, durch „den wilden Wald der Bücher"[2]) schlagen mußten. Wir haben gefunden, daß Fischarts Catalogus ein ausgesprochen satirisches Werk ist, das alle Seiten der von diesem Schriftsteller zeitlebens ausgeübten Satire von neuem darlegt. Ebenso die Kunst komischer Namen- und Wortbildungen, Sprachmischungen und anderes. Die äußerliche Anregung gab ihm das Vorbild Rabelais, die innere Anregung bot ihm der Unmut über die „vnendlichkeit des Büchermachens" jener Zeit und über die „blinde Hundsgeburt heutiges bücherschreibens". So nahm er den Kampf auf gegen die vielen, den Büchermarkt überschwemmenden, zweck- und wertlosen, schädlichen und schmählichen Bücher, über Werke, die aus Dutzend anderen zusammengestoppelt waren (E 1^{a} Thesaurus Thesaurorum thesaurizatus ex multis thesauris per R. P. F. de Funibus), über Schriften, die Mißbräuche, Unsitten, falsche Lehren verbreitet haben. Hat auch Fischart einen großen Teil seiner Zusatz-Titel aus Geßners Bibliothek geschöpft, so hat er doch, aus der Art seiner Satire zu schließen, mehr als die Titel von den Werken gekannt. Viele Titel gibt er überhaupt nicht nach Katalogen, sondern unmittelbar nach den ihm vorliegenden Büchern. Und seine Belesenheit und ausgebreitete Literaturkenntnis ist um so erstaunlicher, als er den Katalog fern von literarischen Hilfsquellen in seiner Amtskanzlei zu Forbach fertiggestellt hat, wie es sich aus seiner Schlußbemerkung ergibt „Geben zu Nullenburg, im Ninenreich in vnserer Kammer bücherlichen Ingeweidts vnd Esse, darin man der Bawren das in expensis Recept schmidt".[3])

Fischart hat sich mit diesem Katalog noch nicht genug getan. Er hatte augenscheinlich noch viel Stoff in Vorrat, weil er im Titel, wie am Schluß der Vorrede einen „anderen Teil", einen viel größeren „Nachtrab" verspricht. Der kam freilich nicht zustande, weil Fischart bald nach dem Abschluß seines Kataloges gestorben ist. Auch von einer weiteren Auflage hören wir nichts. Und ebenso scheint

1) Vgl. Wendeler, Meusebach S. 285.

2) Cat. E 1^{a} „Der wild Walt der Bücher".

3) Ein selbstironisierender Satz der Vorrede scheint auch auf Fischarts Tätigkeit als Ammann anzuspielen: A 3^{b} „Dann ich bin also geartet, das ich die Bauren vmb lohn trag vnd die Edelleut vmb sonst."

jede Nachwirkung zu fehlen.[1]) Vielleicht gehört es aber zur Nachwirkung, daß wenige Jahre nach dem Catalogus ein Buch mit einem maccaronischen Titel, der Fischarts erfundenen Büchertiteln in der Form sehr nahe steht, erschienen ist: „Rennplatz der Haasen mit der Leimstangen vel Stadium Disputando percurrendum fortiter. Omnibus Qui pro Hasenpaniro et Leimstangio egregiam operam posituri sunt, cui adjuncta est tractatio de Hasilitate, Kautzitragitate, Streichnetzitate, Tragifaritate et Stockfischitate, Speciebus, Victore Disputabitur Praeside Doctore Narnolffe Schweinsohria: Cursore autem Primario, Schnadragio Affenschwantzio, Gedruckt zu Erffordt, durch Martin Wittel 1594." (Weller, Annalen 1, S. 350.) Und schließlich, daß der pseudonyme Verfasser der 1611 erschienenen Schwänke-Sammlung „Maynhincklers Sack" (Näheres darüber in der Studie Bienenkorb 7. Abschnitt) die fingierten Ortsangaben vom Catalogus am Schluß des Titels und der Vorrede fast wörtlich nachgebildet hat: „Gedruckt zu Niergendheim bey Nichilburg ..." — „Geben vff vnserm Schloß Nirgendheim, zu Nichelburg."

---

[1]) In der Berliner Königl. Bibliothek befindet sich ein späteres satirisches Bücherverzeichnis: „Catalogus | von den raresten | Büchern | vnd | **Manuscriptis** | welche | ... nun aber ... an die meist-bietende verkaufft wer- | den sollen | Franckfurth und Leipzig Anno 1720. (Yz 2801. Neudruck, o. J. München, Bibliographisch-artistisches Institut). Es besteht aus drei Teilen. 1. „Gebundene Bücher." Zweihundert numerierte umfängliche deutsche Büchertitel, die gelegentlich mit lateinischen Verfassernamen, Ortsbezeichnungen und dergleichen versehen sind. 2. **Manuscripta.** Eine Beschreibung von 50 seltsamen Handschriften. 3. „Ein Verzeichniß verschiedener unerhörter Antiquitäten." Die Satire ist im ganzen sehr unbedeutend, literarische Satire nur in geringem Maße vorhanden. (Vgl. Eichler a. a. O. S. 70 Verspottung von Hans Sachs.) Beziehungen zu Fischart durchaus nicht zu bemerken. Ein zweites Buch „Curieuser Mischmasch, | Von allerhand, raren, lusti- | gen ... Tractaten vnd Schrifften | ... Getruckt zu Cappadocia im Voigtlande, 1733 (Berlin, Kgl. Bibliothek Yz 2811) ist lediglich ein durch Kürzungen und kleine Änderungen sich unterscheidender Neudruck des erstgenannten Buches.

X.

Der Bienenkorb.

Vorbemerkung.

Mit Fischarts Bienenkorb haben sich mehrere Forscher beschäftigt (Meusebach, Valette, Keſſemeier, Janſſen und andere). Vor allem hat Vilmar[1]) sehr Verdienstliches geleistet durch seine umfängliche Bibliographie, worin er alle (mit großer Mühe zustande gebrachten) Ausgaben und Nachdrucke des Bienenkorbs ausführlich beschrieben, deren Titel auf das Genaueste wiedergegeben und zuerst die Zusammenhänge der verschiedenen Fassungen, sowie die Chronologie der undatierten Drucke klargestellt hat. Diese Beschreibung ist inzwischen in Einzelheiten ergänzt und berichtigt worden. Vilmar hat aber den Vergleich zwischen dem niederländischen Original und Fischarts Bearbeitung, sowie den Vergleich zwischen den Zusätzen der verschiedenen Fassungen nur obenhin behandelt und die Liste der Zusätze von einem unrichtigen Standpunkte aus angelegt.

Valette hat zur Vor- und Nachgeschichte des Bienenkorbs manches wertvolle neue Material beigebracht. Er hat sich auch vorgenommen, Vilmars Vergleichung zwischen Original und Bearbeitung zu ergänzen, gibt aber eigentlich nur eine Gegenüberstellung weniger Proben aus beiden Werken.

Nach diesen Ergebnissen ist noch reichliche Arbeit übrig geblieben: Eine eingehende Klarlegung der Beziehungen von Hervets

---

1) Vilmar, Zur Literatur Fischarts. Kleine Beiträge. 2. Auflage. Frankfurt am Main 1865. (S. 1—20.) — Valette, Der Bienenkorb. Ein Beitrag zur Fischart-Literatur. (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 2, 97—117.) — Wendeler, Meusebach S. 187 ff., 231—241, 263, 272 ff., 282, 286, 325. — Keiſſemeier, Der Bienenkorb usw. (Programm der Realschule in Bremen 1877.) — Janſſen, Geschichte des deutschen Volkes. 14. Auflage. 5, 352—359. — Hier sei gleich hinzugefügt, daß Hampel „Fischarts Anteil an dem Gedicht Die Gelehrten die Verkehrten“ (Jahresbericht der Realschule zu Naumburg 1903) S. 64—67 Parallelen mit wörtlicher Übereinstimmung zwischen der behandelten Schrift und dem Bienenkorb mitteilt.

Sendschreiben zu dem Tableau und dem Bienkorf von Marnix; weiter des Verhältnisses zwischen den vor und nach Fischart erschienenen Verdeutschungen des Bienkorf zu Fischarts Bearbeitung, so wie des Verhältnisses zwischen Nas und dem Bienenkorb; ferner eine genaue sprachliche und stilistische Vergleichung des Bienkorf und Fischarts Bearbeitung und eine Gesamtwürdigung dieser Bücher, eine Charakteristik der Zusätze Fischarts, auch der in den verschiedenen Fassungen sehr verschiedenen Art dieser Zusätze; ferner eine von A ausgehende Liste der Zusätze mit Berücksichtigung der späteren Fassungen, dann, wozu keine Vorarbeiten vorliegen, ein Nachweis der Quellen für die umfänglicheren und wichtigeren Zusätze, endlich eine eingehende, die bisherigen verstreuten Mitteilungen ergänzende Darstellung der Nachgeschichte und Nachwirkung des Bienenkorbs.

Alle diese noch ungelösten Aufgaben habe ich in den folgenden Abschnitten durchgeführt. Ich bin mir aber bewußt, daß ich sie nicht vollständig erschöpft habe. Für die Quellen kleinerer Zusätze und für die Nachwirkung dürfte noch manches zu finden sein. Namentlich für die sprachlichen und sachlichen Erläuterungen schwieriger Stellen wäre noch einiges zu leisten. Ich habe gelegentlich bei den mitgeteilten Proben in den Anmerkungen Beiträge dazu geliefert. Aber eine Vollständigkeit kann von einer Studie nicht verlangt werden, sondern nur von einer vielleicht noch zu erwartenden kritischen, mit Erläuterungen versehenen Ausgabe des Bienenkorbs, welche alle Fassungen in den Text verarbeiten (ähnlich der Alslebenschen Ausgabe der Geschichtklitterung), aber darüber hinaus auch im Text das Original von den Zusätzen scheiden müßte.

Da gegenwärtig kein guter Neudruck vorliegt, habe ich aus dem Bienenkorb mehr Proben mitgeteilt, als es sonst in solchen Studien üblich ist, aber nur solche, die für Fischarts Wortschatz und Stil bezeichnend, für den Nachweis der Quellen und der Nachwirkung unumgänglich sind und die literar- und kulturgeschichtlichen Wert besitzen.

1. Tableau und Bienkorf von Philipp van Marnix.

Der gelehrte, konfessionell-polemische Schriftsteller, Dichter und Übersetzer, Soldat, Staatsmann und Redner Philipp van Marnix, Herr von St. Aldegonde wurde in Brüssel 1538 geboren, studierte an der Universität Genf unter Calvin und Beza und erhielt hier die geistige Richtung für seine spätere literarische Tätigkeit und für seine außerordentlich bedeutende Mitwirkung an den politischen und konfessionellen Kämpfen der Niederlande. Als Staatsmann war er lange die rechte Hand Wilhelms von Oranien. Da er nach dessen

Tode als Bürgermeister von Antwerpen die Stadt 1585 dem Belagerer Herzog von Parma übergeben hatte, fiel er bei den niederländischen Generalstaaten in Ungnade. Nun zog er sich auf sein Gut West-Souburg bis 1594 zurück, worauf er nach Leiden übersiedelte, wo er 1598 gestorben ist.[1])

Auch auf dem Gebiete der Literatur war er hervorragend und mit langwährender Nachwirkung tätig. Neben einigen kleineren Gedichten auch Sonetten hat er höchstwahrscheinlich das berühmte, in der Heimat bis heute volkstümlich gebliebene Geusenlied „Wilhelmus van Nassouwe" gedichtet, das auch in deutscher Fassung sehr verbreitet wurde.[2]) Er übersetzte als Erster die Psalmen aus dem Hebräischen in wohllautende niederländische Reimverse, die auch die Neuerung konsequenter Übereinstimmung der metrischen Hebungen mit dem natürlichen Wortton aufweisen. In der Kraft und Frische seiner Prosasprache kommt ihm kein Zeitgenosse in der Heimat gleich. Seine konfessionell-polemischen Schriften erweisen eine gründliche theologische Gelehrsamkeit. Das umfänglichste Werk dieser Richtung ist das schon vor 1566 verfaßte Tableau des différens de la religion, das aber Marnix zunächst nicht herausgegeben hat, sondern erst gegen Ende seines Lebens überarbeitet und sehr erweitert hat. Dieses Werk erschien erst nach Marnix' Tode in zwei Teilen. 1. Teil Leiden 1599 (mehrfach aufgelegt 1600 und 1602, auch eine holländische Übersetzung Tafereel der Religions 1603), der 2. Teil 1605 und in weiteren vier Ausgaben.[3])

---

[1]) Jan te Winkel, Niederländische Literaturgeschichte. (Pauls Grundriß der germanischen Philologie ² 2, S. 503/4. Der neueste Bericht über Marnix mit einem Verzeichnis der älteren Literatur.) — Ferner „Marnix' Geschriften", herausgegeben von J. J. von Toorenenbergen. „Anhangsel". 's Gravenhage. 1882, S. XXVIII—LXXI, gibt eine sorgfältige Bibliographie der oben behandelten Werke von Marnix, berichtigt und ergänzt ältere Schriften, so Quinets Marnix, Paris 1854. — Zu den Literaturangaben wäre noch hinzuzufügen: P. Besson, Fischart S. 216 ff.; Biographie universelle 19, 360 ff.; Th. Alberdingk, Ph. Marnix. (3. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft, Köln 1882.)

[2]) Reiche Literatur bei J. te Winkel. Ich füge hinzu, daß Toorenenbergen den Abdruck einer hochdeutschen Übersetzung 1608 und Erks Liederhort herausgegeben von Böhme 2, Nr. 298, die erste Strophe mit drei Melodien und Quellenangabe wiedergibt. (Wenn hier S. 108 fälschlich gesagt wird, daß Fischart eine Übersetzung dieses Liedes 1579 herausgegeben hat, so liegt zweifellos eine Verwechslung mit dem Bienenkorb vor.)

[3]) Premier tome du tableau des differens de la religion. Traitant de l'Eglise du nom, definition, marques, chef, proprietez, conditions, foy et doctrines d'icelle. Auquel comme en un tableau sont proposez et examinez les argumens, raisons, allegations et disputes, qui aujourd'huy sont en debat, entre ceux, que l'on nomme Catholiques d'une part et ceux que l'on appelle Reformez, ou Evangeliques de l'autre. Receully et composés par Philippe de Marnix, Seigneur du mont St. Aldegonde. Leyden CIↃ . IↃ . CI.

Bald nach seiner Beschäftigung mit dem Tableau hat Marnix dieses ältere, also damals noch nicht veröffentlichte Werk ins Niederländische umgearbeitet und diese neue Fassung unter dem Titel „De Biënkorf Der H. Roomsche Kercke. Welck is een clare ende grondelicke wtlegginghe des Sendbriefs M. Gentiani Heruet, nu corts wtgegaen int Fransoys ende int Duytsch: Gheschreuen aen de afgedwaelde van het Christen gheloone". 1569 (mit deutschen Lettern) mit dem Pseudonym Isaac Rabbotenu van Louen herausgegeben. Dieser ersten Ausgabe folgen in kurzen Pausen viele nach: (1571), 1572 (mit einem Index), 1574 (zuerst mit lateinischen Lettern und Absätzen in kleinerer Schrift, mit dem Holzschnitt des Bienenkorbes auf dem Titel, mit mehreren neuen Randglossen und kleinen Abänderungen im Texte). Die weiteren 23 Ausgaben von 1577—1860 halten sich im wesentlichen an die erweiterte Auflage von 1574. Außerdem gibt es viele Übersetzungen dieses Werkes. Die erste anonyme Verdeutschung des Bienkorf erscheint 1576, dann folgt von 1579 an die lange Reihe der Ausgaben von Fischarts Bearbeitung bis gegen 1620. Im 18. Jahrhundert noch zwei neue deutsche Übersetzungen, außerdem eine englische Übersetzung von Georg Gilpin d. Ä. 1578 und 1623.[1])

Das Tableau und natürlich damit auch der Bienkorf sind durch ein Sendschreiben des Rheimser Domherrn (1499—1584) und Teilnehmers am Trienter Konzil Gentian Hervet veranlaßt worden. Dieser Brief ist 1561 in französischer und in niederländischer Sprache erschienen: „Missyve oft Seyndbrief aende verdoolde van den Christen gheloove deur Gentiaen Heruet van Orleans. Antwerpen, Tronaesius." [2])

Second tome du (wie I) . . . Traitant de l'interpretation des escriture et en particulier des principaux points qui son aujourdhui en different au fait de la Religion . . . Seconde edition. A le Rochelle. MDCV.
(Auf der Rückseite des Titels das Bild von Marnix mit der Unterschrift:)

Talis erat mortale agitans Marnixius aevum
Cui requiem aetheria jam Deus arce dedit.
Ecquis eo Verum asseruit constantius ecquis
Defendit calamo liberiore Fidem?

[1]) Die Ausgaben des Bienkorf: bei Valette 100, bei Toorenenbergen 197 ff., Vilmar 15.

[2]) (Brüssel, Königliche Bibliothek. Mischband V, 10204.) Auf dem Titel die Jahreszahl 1567. 16 Bl. 8°. Die erste Fassung ist aber 1561 erschienen, denn auf der Rückseite ist die Approbation vom 8. Oktober 1561 datiert. — Hervet hat zwei Briefe ausgesendet. Der zweite ist in dem gleichen Jahr erschienen, aber gewiß um mehrere Monate später, weil sich Hervet darin beschwert, daß die Neuerer es noch nicht der Mühe wert gefunden hätten, ihm zu antworten. — Über diese zwei Briefe und deren Beziehungen zum Bienkorf sind bisher unrichtige Angaben vorgebracht worden. Jonckbloet, Geschichte der niederländischen Literatur. (Deutsche Ausgabe 1, 432) sagt ganz allgemein, „Hervet hatte eine

In der Vorrede und dem Beschluß dieser Schrift fordert Hervet die Prädikanten der neuen Kirche auf, ihm die Fragen zu beantworten, die er ihnen in sechs Abschnitten („Puncten") vorlegt. Marnix benutzte diese Aufforderung zu einer wuchtigen Abwehr. Schon im Titel erwähnt er ausdrücklich, daß sein Bienkorf eine erweiternde Auslegung des (im Verhältnis dazu sehr kurzen) Hervetschen Sendschreibens sei und in der Vorrede gibt er den Inhalt der sechs Hauptstücke dieses Briefes genau an, denen er die sechs Bücher seiner ironischen Antwort entgegenstellen will.

Da die ältere Fassung des Tableau, welche die Grundlage zum Bienkorf bildet, verloren gegangen ist, so können wir nur die zweite nach dem Bienkorf im Druck erschienene Fassung mit diesem vergleichen. Die Unterschiede zwischen beiden Fassungen dürften nach vorliegenden Berichten hauptsächlich nur darin bestehen, daß Marnix sein Jugendwerk im Alter bedeutend erweitert hat, und zwar besonders den ersten Teil, der im Tableau viel umfänglicher ist als in der niederländischen Umarbeitung.

Zunächst sei eine möglichst knappe Übersicht über die Anordnung und den Inhalt des Tableau gegeben: In der Vorrede zum ersten

---

Schrift verfaßt, um die katholische Religion wider die Reformierten zu verteidigen." Toorenenbergen (a. a. O. S. XXXIX Anmerkung) gibt die französischen Titel beider Briefe: Epitre envoyée à un quidam fauteur des nouveaux Evangelistes usw. (der zweite Titel wird noch unten angeführt) und meint ferner, man könne nicht wissen, auf welchen Brief Marnix antwortet, weil er den Titel nicht nennt. (Was nicht wahr ist.) S. 233 bezeichnet er auch mit ganz unrichtiger Motivierung den zweiten Brief als den richtigen. — Valette a. a. O. S. 99 gibt nach Toorenenbergen neuerdings die beiden französischen Titel und meint, daß Marnix beide Briefe widerlegt habe. Derselben Meinung ist auch J. te Winkel a. a. O. S. 504, der die Titel der gemeinsam veröffentlichten Sendschreiben anführt: Epistres aux devoyez de la foy. Anvers 1561 — Twee Missiven ofte Sendtbrieven aen de verdolde van christen gheloove. Antwerpen 1561 und 1566. — Es ist sicher, daß die genannten Forscher die beiden Briefe nicht gelesen und daß sie übersehen haben, daß Marnix in seiner Vorrede und weiterhin nur von einem Sendschreiben Hervets spricht und daß er die Überschrift des ersten Briefes in seinem Titel und in der Widmung an den Bischof Sonnius wörtlich zitiert: „Een Missive oft Sendbrief aen de afgedwaelde van het Christen geloove." Nur auf den ersten Brief beziehen sich ferner die richtigen Inhaltsangaben der sechs Abschnitte, die Marnix in seiner Vorrede mitteilt. — Es ist also erwiesen, daß nur der erste Brief der Auslegung von Marnix zugrunde liegt. — Den zweiten Brief kenne ich aus zwei Drucken: Epistre aux ministres, predicans et supposts de la nouvelle eglise de ceux qui s'appellent fideles et croyans à la parolle, par Gentian Hervet. Lyon, Rigaud, 1561. 7 Bl. 8° (Brüssel, Königliche Bibliothek II, 3057) und: Seconde Epistre ... (ebenso) ... Paris 1561. (Berlin, Königl. Bibliothek Dg 5966) Dieser Brief ist nicht in Abschnitte eingeteilt. Hervet beruft sich hier auf den ersten Brief und trägt noch einmal in aller Kürze die wichtigsten neuen Lehren der Calvinisten vor.

Teil sagt Marnix, er habe das Ziel im Auge la difference, qui est entre la vraye eglise chretienne et la faulse synagogue de sathan entre christ et l'antichriste, entre Dieu et le pape zu behandeln.

Auch verteidigt er sich hier, daß er scherzhaft und satirisch über ernste und heilige Dinge handle. Der gesamte erste Teil, der dem ersten Hauptstück des Hervetschen Sendschreibens entspricht, handelt durchaus von den Grundlagen der römischen Kirche und ist in fünf (wieder in mehrere Kapitel zerfallende) Abschnitte geteilt, welche folgende Gegenstände behandeln: 1. Name und Begriff der Kirche und die sicheren Kennzeichen, um die wahre Kirche von der falschen zu unterscheiden; 2. das sichtbare Oberhaupt der katholischen Kirche, der Papst; 3. die Beschaffenheit, Kräfte und Eigenschaften der Kirche; 4. die Grundlagen, der Glaube, die Lehre und die Überlieferung der Kirche sind eingeschlossen in der heiligen Schrift und durch die heilige Schrift zu beweisen; 5. die Grenzen und der Umkreis der Lehre und der Traditionen der Kirche. — Im zweiten Teil entspricht der Abschnitt 1 bis 5 den Hauptstücken 2 bis 6 bei Hervet. Durchwegs erläutert Marnix hier die von Hervet vorgeführten Hauptlehren und Meinungen der katholischen Kirche vom Standpunkte der Ironie aus. Der Inhalt des zweiten Teiles braucht an dieser Stelle nicht mitgeteilt zu werden, weil er den betreffenden Stücken des noch zu besprechenden Bienkorf im wesentlichen gleich ist.

Das Bild vom Bienenkorb wird im ersten Teil des Tableau nur leise angedeutet. Im Vorwort des ersten Teiles heißt es: que ce livre pourrait avec grand raison estre nommé: La Ruche Catholique des abeilles de S[te] Mere Eglise Romaine. Am Schlusse S. 389[b] wird das Bild in mehreren Zeilen breiter ausgeführt.[1]) Im zweiten Teile ist der letzte sechste Abschnitt (wieder mit zahlreichen Unterkapiteln) eine auf die römische Kirche anspielende Beschreibung des Bienenstaates mit der Überschrift: L'exposition et particuliere description de la ruche des mouches à miel.

Die Anregung zu dem Sinnbilde des Bienenkorbes für die römische Kirche gewann Marnix wahrscheinlich aus dem viel ver-

---

[1]) Um ein Beispiel aus dem Tableau zu geben, sei diese Stelle angeführt: Puis que comme les abeilles vont cueillans leur cire et leur miel de toutes sortes des fleures et d'herbes, sans estre astreintes à l'une plus qu'à l'autre, aians seulement pour guide la commodité, profit et emolument de leur ruche. Tout ainsi ceste mirlifique cabale, qu'aveque tant de peines, traveaux et solicitudes allons pieces, cerchans est pareillement composée de toutes sortes de drogues, gogues et senegogues, compositions et drogueries n'aiant autres conduite et guide, que la commodité, les profit et emolument de la ruche. c'est à dire de la digne marmite de sainte Mere Eglise Romaine.

breiteten und bekannten, gewöhnlich kurz Apiarium benannten Werke, das der Dominikanermönch Thomas Cantimpratensis um 1250 verfaßt hat. Bonum universale de Apibus. Omni hominum statui, tam Praelatis, quam subditis utilissimum.

Aus dem Leben der Bienen werden hier Lehren abgezogen für Menschen verschiedenster Stände, und zwar im ersten Buch nach der Beschreibung des Rex apum für Prälaten und im viel umfangreicheren zweiten Buche für subditi (plebs seu inferiores) für Mönche und einfache Weltpriester, dann für Laien mit zahlreichen Beispielen aus Geschichten und Legenden. (Vgl. S. 93.)

Den Titel Bienkorf aber wählt Marnix erst für die niederländische Umarbeitung. Auch hier hat er im Werke selbst diese Allegorie nicht verwertet. Nur der Schlußabschnitt mit zwölf Kapiteln, eine fast wörtliche Übersetzung des Schlußabschnittes im zweiten Teile des Tableau, führt den Bienenstaat vor. Der Bienkorf hat im übrigen nur einige Anspielungen auf dieses Bild, so in der Widmung des Buches und fast wörtlich damit übereinstimmende Ausführungen am Schlusse des Kapitels I, 6. Erst 1574 setzt Marnix eine Abbildung des Bienenkorbs auf das Titelblatt. Fischart hat in seiner Bearbeitung, namentlich in der dritten Fassung (C), wie wir noch sehen werden, diese Symbolik mit dem Bienenkorb in vielen kleinen Zusätzen, aber im ganzen auch nur äußerlich, über das ganze Werk verstreut. Die elf Abschnitte des ersten Teiles des Tableau entsprechen dem ersten Stück des Bienkorf. Die Abschnitte 1 bis 5 des zweiten Teiles entsprechen den Stücken 2 bis 6 des Bienkorfs.

Gegenüber dem Tableau, der zweiten Fassung, erscheint, wie schon erwähnt, der Bienkorf stark gekürzt. Im allgemeinen sind die meisten Abschnitte einander stofflich gleich, vielfach mit wörtlicher Übereinstimmung, aber die Anordnung in den Unterkapiteln sind häufig verändert. Man muß also annehmen, daß der Bienkorf ein verkürzter, volkstümlicher, derber und schärfer gefaßter Auszug des älteren Werkes ist. Stoff, Anlage, Tendenz sind in beiden Werken völlig gleich. Beide sind auf einer außerordentlich ausgebreiteten und gründlichen theologischen Gelehrsamkeit aufgebaut. Mit Benutzung zahlreicher theologischer und historischer Quellen des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts, die alle genau angeführt werden. Im konfessionellen Standpunkt angeregt durch Calvin, in der Geistesart und Weltanschauung von Erasmus Roterodamus, im Stil von Rabelais.

In der blutigsten Zeit der spanischen Tyrannei 1569 sendet Marnix seinen Bienkorf aus. Seit dem Regierungsantritt Philipps II. 1555 wurden die Niederländer immer mehr in ihren alten Rechten eingeschränkt. Durch die neue Einteilung der Bistümer und durch die Einführung einer strengen Inquisition steigerte sich die allgemeine

Unzufriedenheit. Das Eindringen des glaubenseifrigen, streitbaren Calvinismus stärkte den religiösen Widerstand. Im Jahre 1566 entstand der Geusenbund und brach der Bildersturm aus. Die Folge davon war die Entsendung des Herzogs von Alba nach den Niederlanden, mit dessen Einzug, Sommer 1567, die Schreckensherrschaft begann und über dessen Abberufung (Ende 1573) hinaus währen sollte. Ein Schrei der Entrüstung gegen diese grausame Niederdrückung der politischen Rechte und der Glaubensfreiheit seiner Landesgenossen war das Werk von Marnix. Ein Schreckgespenst für die Feinde, fand es im Lager der Freunde lauten Beifall und weite Verbreitung. In seiner Heimat soll es stärker gewirkt haben als die Werke Calvins. Eine Vernichtung der damals im Lande so mächtigen und gefährlichen römischen Kirche war das Ziel der flammenden Kampfschrift. Und ein Wagemut sondergleichen war es, daß Marnix diese Schrift dem Bischof von Herzogenbusch Franz Sonnius gewidmet hat. In der ironischen Anrede dankt er dem Haupt des Ketzergerichtes für die blutige Niederwerfung des Irrglaubens und verspricht ihm in seinen Bemühungen zur Ausrottung der Ketzer mit diesem Werke beizustehen, das durch einen unlängst erschienenen Sendbrief Hervets angeregt worden sei. Da dieser von den Katholiken mit großem Beifall begrüßte Sendbrief die Grundlagen der heiligen römischen Kirche zu knapp und darum zu dunkel darlege, wolle er ihn erweitern und gründlich erklären und die katholischen Lehren mit Aussprüchen aus der heiligen Schrift der Kirchenväter, der Konzilsbeschlüsse, der päpstlichen Dekrete so beweisen und befestigen, daß keine Widerrede mehr dagegen möglich sein werde.

Das erste Stück des Bienkorf behandelt in zwölf Kapiteln die Frage, worin die Macht und Autorität der römischen Kirche bestehe und daß die Ketzer, die an die Lehren der Kirche, besonders an die Transsubstantiation nicht glauben, verbrannt werden müssen. Im einzelnen handelt er dann über den Primat des Papstes, über die ketzerischen Anschauungen des Apostels Paul, ferner über die Freiheit der Kirche, sich nicht in die Schranken des göttlichen Wortes der heiligen Schrift einzuschließen, sondern nach ihrem Gutdünken hinzu- oder wegzutun. Hier ist weiters von den Mönchsorden die Rede, hauptsächlich von dem Aufkommen der Jesuiten mit zahlreichen, über diesen Orden erzählten, aber zum Teil unbeglaubigten Geschichten. Die weiteren Kapitel legen dar, daß die Kirche ihre Autorität behaupte über die Lehren der Kirchenväter, über die Erlässe der Konzilien, des kanonischen Rechtes, der päpstlichen Dekrete und daß sie sich auch helfen könne mit Lehren und Bräuchen der Ketzer in den ersten christlichen Jahrhunderten, der Heiden und Juden. Alles das zusammengerafft ergebe dann die Traditiones Ecclesiae.

Im zweiten Buch wird dargelegt, daß Glaubensartikel der Kirche durch die heilige Schrift nicht eines Beweises bedürfen, daß die Kirche berechtigt ist, diese mit bestimmten gebräuchlichen Schlüsseln nach ihrem Willen und Sinn auszulegen. Von diesem Standpunkt aus wird über die Messe, über die Zeremonien, die guten Werke, das Fegefeuer, über die oberste Gewalt des Papstes gehandelt. Im Kapitel II, 16 sind überdies die Sitten und Bräuche, die Kirchenfeste und Namenstagsfeiern der Katholiken dargestellt.

Im dritten Hauptstück werden die sieben Sakramente, namentlich die von den Evangelischen nicht anerkannten: die Ohrenbeichte, die Firmung, die Priesterweihe, der Ehestand und die letzte Ölung ironisch gerühmt und verteidigt; ebenso im vierten Hauptstück: die Bilderverehrung, die Anbetung des Altarssakramentes, des Agnus Dei, des Kreuzes und der Anbetung der Heiligen; im vierten Kapitel dieses Buches insbesonders die Austeilung der Ämter und Heilswirkungen an verschiedene Heilige, die Schutzpatrone verschiedener Orte und Landschaften, die Wallfahrtsorte mit wundertätigen Bildern und Statuen, alles mit langen, zum Teil auf komische Wirkung berechneten Aufzählungen. Das fünfte Hauptstück will beweisen, daß die Ketzer für nichts anderes sorgen als für die Freiheit des Fleisches, sowie daß sie beten, fasten und Enthaltsamkeit verabscheuen. Das sechste Stück handelt von der Ungelehrtheit und dem Ärgernis erregenden Leben der evangelischen Prediger und im Gegensatz dazu von dem frommen Leben des Papstes und seiner Brüder. Mehrere Kapitel hindurch wird hier das Wohlleben, die fleischliche Üppigkeit der katholischen Bischöfe und Priester, die Simonie, der Geiz, das buhlerische, blutsaugende, blutschänderische und gewalttätige Vorgehen der Päpste, das wilde, sittenlose Leben in Rom geschildert.

Das siebente Hauptstück, wie schon erwähnt, ist nicht eine Erwiderung auf Hervets Sendschreiben, sondern die im Tableau und im Bienkorf fast wörtlich übereinstimmende Beschreibung des Bienenstaates mit durchwegs bildlichen Anspielungen auf die römische Kirche. In zwölf Kapiteln wird hier die Zusammensetzung des Bienenkorbes, der Ursprung der Bienen, deren Art und Gattungen, deren Regiment, deren Ausfahrten, weiters von den Blumen und Kräutern, an denen sie saugen, von ihren Krankheiten, vom Wachs und Honig, von den Mitteln gegen die Bisse der Bienen erzählt. Zum Schlusse wird die Beobachtung antiker Schriftsteller mitgeteilt, wonach die Bienen, wenn sie mit Öl bestrichen werden, zugrunde gehen.

Alles das wird nun mit einer beißenden Satire und vernichtender Ironie vorgetragen. Marnix nimmt die Maske eines überzeugten Katholiken vor. Er will lediglich einen Kommentar zu Hervets Ausführungen schreiben und tritt scheinbar mit Feuereifer für die Lehr-

meinungen und Bräuche der katholischen Kirche ein, er will sie stützen und verteidigen durch zahllose Belege und Anführungen aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern, päpstlicher Dekrete, scholastischer Schriftsteller, durch zahlreiche Geschichten und Ereignisse der mittelalterlichen Kirche, die er mönchischen Legenden und Beispielsammlungen, aber auch protestantischen Geschichtswerken entnimmt. Er wählt aber die Beweisstellen meistens so, daß sie den Gegner entkräften, er löst die Aussprüche aus dem Zusammenhang, so daß er sie für seine besonderen Zwecke beliebig verwenden kann. Er spricht fort von „unserer lieben Mutter, der heiligen römischen Kirche", er verdammt Lutheraner und Hugenotten. Er bekämpft auch scheinbar die Lehrmeinungen der Evangelischen als falsch und ketzerisch und gewinnt auch dadurch die Möglichkeit, die katholische Kirche lächerlich zu machen und seine und seiner Genossen Glaubensmeinungen zu erheben. Im Tone der Zustimmung werden alle Grausamkeit und Tyrannei, alle Unvernunft und aller Stumpfsinn, alle Mißbräuche und Laster, die je der katholischen Kirche von Feinden ins Antlitz geschleudert worden sind, als Tatsachen an den Pranger gestellt. Ohne Kritik, ohne einen Schimmer einer gerechten oder sachlichen Betrachtung des Gegners. Marnix geht in seinem Kampf alle Stufen hindurch, von der stolzen Mißachtung des Gegners bis zur niedrigsten Verleumdung. In den vielen derben Zwischenbemerkungen fällt er aus der Rolle des scheinbaren Katholiken heraus. Marnix verdreht die Lehren der Kirche, mißdeutet absichtlich ihre Vorschriften, verhöhnt ihre Zeremonien, entstellt die Geschehnisse im Bereiche der katholischen Kirche. Im ganzen gibt er hier ein haßerfülltes Zerrbild, eine grausame Satire, welche den Gegner in erbärmlichstem Lichte darstellt und nicht nur widerlegen, sondern vernichten will. Aber mit dieser Kampfesweise war Marnix, der die religiösen Leidenschaften der Masse aufstacheln wollte, seines Erfolges gewiß.

Die Wirksamkeit dieses Werkes wurde noch erhöht durch die Vorzüge seiner inneren und äußeren Form. Es ist im ganzen sehr übersichtlich gegliedert. Dem weitschichtigen Stoffe entsprechend, welcher Dogmatik, Polemik, Kirchengeschichte, Geschichte, Schwänke, Fabeln bringt, zerfällt es in mehrere Hauptstücke und Unterabteilungen, die abgerundete Themen behandeln. Die verhältnismäßige Kürze und Knappheit der Ausführungen machte dieses Werk weiteren Kreisen zugänglich, als das Tableau mit seinen breiten Erörterungen. Trotz der gelehrten Grundlage ist der Bienkorf in der sprachlichen Darstellung verständlich und volkstümlich gehalten. In einem spruch- und bilderreichen kraftstrotzenden, kernigen Stil, in einer reinen niederländischen Sprache, frei von Übertreibungen in der Wortbildung, in einem geistig belebten Fluß der Darstellung. Marnix ist mit diesem

Werke der Mitschöpfer der neuen niederländischen Schriftsprache geworden, die gerade in jener Zeit eine neue Gestalt anzunehmen begonnen hat. Allerdings verfällt Marnix zwischen seinen vornehmen geistreichen Erörterungen der Streitpunkte in einen niedrigen Ton mit Ausdrücken und Wendungen, Schimpfwörtern und Zoten, die der Hefe des Volkes entstammen, so daß sein Stil einen unausgeglichenen bunten Eindruck macht. Der adelige Gelehrte verbündet sich hier mit dem gemeinen Mann. Wenn auch diese Stellen dem heutigen Geschmack abstoßend erscheinen, so lag es gerade im Bestreben des demokratischen Verfassers, durch solche Einschiebsel die Schärfe und Wucht der Satire zu stärken und um so kräftiger auf die Masse des Volkes einzuwirken.

2. Die erste anonyme Verdeutschung des Bienkorf und Johannes Nas.

Der Bienkorf von Marnix ist schon vor Fischart ins Deutsche übertragen worden, und zwar von einem unbekannten niederdeutschen Verfasser, der sich bemüht, hochdeutsch zu schreiben. Der Titel dieses Werkes, das ich mit a bezeichne, lautet: „Bienkorb | Der Heilig Römischer Kirchen | Das ist: (Holzschnitt) Anno MDLXXXVI." (Die gesperrten Worte rot.) Fortsetzung des Titels auf Blatt A 2ª. (Exemplare in Wien, Hofbibliothek 43 Y 21 mit der falschen Bezeichnung auf dem Rücken: Fischart Bienkorb 1576. München, Hof- und Staatsbibliothek [beschrieben von Kessemeier 16]. Berlin, Kgl. Bibliothek [Meusebach 236]. Darmstadt [A. Schmidt im Zentralblatt für Bibliothekswesen 10, 452].)

Diese Übertragung wurde von Kurz und anderen als Fischartisch bezeichnet. Valette (103) hat neuerdings dieses Buch beschrieben und darauf verwiesen, daß der Übersetzer ein Niederdeutscher gewesen ist. Von Fischart kann in der Tat gar nicht die Rede sein. Schreibung und Lautstand erweisen den Niederdeutschen, obwohl eine hochdeutsche Fassung angestrebt ist. a ist eine wortgetreue Übersetzung, die sich fast sklavisch an das niederländische Original anschließt, sehr ungelenk in der Satzbildung und sehr schwankend in der Rechtschreibung und Lautgebung. Es fügt dem Original keine Zusätze hinzu.[1])

Fischart scheint diese Übersetzung nicht gekannt zu haben und es ist nirgends zu erweisen, daß er sie benutzt hat. Er weicht in seinen

[1]) Der Umlaut von o und u fällt meist aus: „fuß, bose, kommen". Reime von „sünden: funden". Hingegen irrtümlich „vör, gütdunken". Schwanken bei den Dentalen: „Hirde, frembte". Niederdeutsche Formen wie: „schepten, of, Pherd, inganzen, gecruutziget, betrog, vberlebert" (für überliefert). Redensarten: „ein kuch von gebaden" und andere.

Ausdrücken und Redensarten gänzlich ab von dieser trockenen Verdeutschung.[1])

Der Franziskaner Joh. Nas aber hat diese älteste Verdeutschung des Bienenkorbes gekannt. Er zitiert sie ausdrücklich und hat auch wahrscheinlich in dieser Fassung den Bienenkorb gelesen, denn das Holländische wäre dem Bayer kaum verständlich gewesen.

Der Bienenkorb hat Nas begreiflicherweise auf das Heftigste erregt. Rasch entschlossen wie immer, war er sehr bald nach dem Erscheinen der deutschen Ausgabe, schon Anfang Dezember 1576 mit der Antwort fertig in seiner Schrift: „Widereinwarnung | An alle frome Teutschē | Ein Vermanung | Auff daß sie | sich . . . vor Abgötte | reyen vnd Mißbräuchen hüten . . . F. Joan. Nass. Jngolstatt 1577.“ (Die gesperrten Worte rot.) (München, Hofbibliothek. 8°. Polem. 1939. Berlin, Kgl. Bibliothek Dg 7748. Schöpf, S. 57 und 77.) Ausdrücklich erklärt er hier in seiner „Brichsen 7. Dezember 1576“ unterzeichneten Vorrede, daß seine Schrift „an den Tag gehetzt“ sei durch drei Werke, durch (A 5a) „eines Ohnnämischen Abdanck“ (gemeint ist des Nigrinus anonymer „Willkom vnd Abdankung der Antigratulation Johann Nasen“ 1570), durch eine (gegen das von Gregor XIII. ausgeschriebene Jubiläum gerichtete) „Warnung“ und durch den „newlich außgangnen Bienkorb voller stinckendes Hönigs voller Rotwelscher Vnteutscher kufistischer[2]) Heyden Lehr“. Wiederholt spricht Nas von dem „gifft Sumpern vnd Faulen Bienkorb“ (Randbemerkung: S. 193 „So wider getruckt 1676 [recte 1576] nit weit von Heydelberg“), er spottet mehrfach darüber, daß dieses Hummel- und Wespennest Lutheraner und Calvinisten trotz aller Spaltungen für ein Ding rechnet und ruft aus: „Da gib Antwort auff du Autor, verteuscher, Verleger, defensor deß Bienkorbs, da allzeit Lutherisch, Hugenotisch oder Calvinisch für eins vnd einerley genennt werden.“

Fischart ist wahrscheinlich durch diese Bemerkungen zu seiner Arbeit angeregt worden, vielleicht erst durch Nas auf den Bienkorf von Marnix aufmerksam geworden. Fischarts Gedicht auf dem Titelblatt seines Bienenkorbs besagt ausdrücklich, daß er diese Bearbeitung für Nas unternommen hat.

Vnlangst hat klagt mein frater Naß
Jnn offnem truck, wie ich selbs laß,
Es sei eyn Römischer Binkorb truckt
(Deß honig er sonst vil het gschluckt).

---

[1]) Ich gebe unten zu den Beispielen der Übersetzung von Fischart Proben aus a. um auf die Unterschiede hinzuweisen. S. 63 ff.

[2]) In der Stadt Kufa war in der Zeit, da die Kalifen hier residierten (im 7. Jahrhundert), eine berühmte hohe Schule. Hier entstand auch die „Kufische“ Schrift.

Aber da ihm dieser „Kuderwelscher prei" nicht verständlich sei,

Will ichs jm zu lieb teutschen thun
Auff gut, prait Fränckisch hoch Teutsch nun.

Fischart meint hier, daß Nas das niederländische Original in der Hand gehabt habe.

Über den ganzen Bienenkorb verstreut finden sich schon in der ersten Ausgabe A eine große Reihe von Hinweisen auf Nas. Fischart erwähnt verschiedene Schriften seines Gegners, bekämpft dessen Aussprüche, spielt mit seinem Namen, ruft ihn an, besonders bei heftiger Polemik, verspottet ihn wegen seiner Zerwürfnisse mit den Jesuiten, widmet ihm Randbemerkungen und Scherze, nennt die Werke, die er schon gegen ihn veröffentlicht hat und die er ihm noch widmen will.[1])

Gleich am Schluß des einleitenden Abschnittes „Kurtzer Inhalt" heißt es (A 8 ^{b}): „Daselbs besehe die Nase die Nassam[2]) oder Fischerreusch darein sie fallen." In dem langen Zusatz über die Wunder der Jesuiten (D 1 ^{a} ff.), „welches doch die schön Nas Frater Naß inn offentlichem truck leugnet, gibt also darmit zu verstehn, das er auch inn der Neuen Ketzer Vnglauben stecket, Dieweil er nit glaubt, das die heylige Gesellschafft von der Dautzbruderschafft Jesu Toden erwecken könne" und (D 2 ^{b}) „dieweil sie (die Jesuiten) wie Nas schreibt, keym hinckenden hund helffen können". Zusatz in der dritten Ausgabe C „wie er den Maidlen in der Beicht". — (B 6 ^{a}): „Lieber sagt her jr Nasweise kunden, welche das Ehebett für hailig halten vnd es doch für keyn Sacrament wolt erkennen, singet jr allezeit Meysterlider inn euern Häusern, ja wann jr den kopf zum Fenster ausstreckt: Das weys Frater Nas inn der 4. und 5. Centurȳ euch wol zu sagen, das jr Ketzer die Meysterlosesten Weiber habt, Dan alle Lutherische Weiber seien Huren vnd alle Catholische Pfaffenkellerin seien fromm." C fügt die Randbemerkung hinzu Frater Nasen spruch: Omnis Lutherana meretrix. Gegen diesen bekannten Ausspruch von Nas[3]) wendet sich Fischart noch wiederholt. In A (E 7 ^{b}). In einem Zusatz über katholische Konkubinen, bei der Erwähnung des Convertiten Staphylus, der in Rom den (ihm sein Weib vorhaltenden) Kardinälen erwiderte: „Bei den Luthe-

[1]) Die Aussprüche über Fischarts Schriften unten S. 87—93. — Über die Reibungen zwischen Nas und den Jesuiten handeln J. B. Schöpf, Joh. Nasus (Gymn. Programm, Bozen 1860) und J. Jung im Archiv für die Geschichte deutscher Sprache 1, S. 49—66.

[2]) nassa, Fischreuse.

[3]) Darüber handeln Kurz (Fischarts Dichtungen 1, LI bis LIV) und ausführlicher Janssen 5, S. 391—398.

rischen wars mein Eheweib, bei euch ists mein Kebsweib!" ruft Fischart aus: „Hie sehe die Nas wie alle Lutherische Weiber können Huren werden. Hie seh er auch die Auslegung deß Lutheri Spruchs: Will keyn Ehe Frau helffen, so helff die Pfaffenmagd." Neuer Hinweis darauf (Bb 2 [a]) „Welchs nach bruders Nasen vrteil in seiner Century erst billich wer, dieweil er vnverholen schreibt, alle Lutherischen weiber seien Huren". Hier und an der früheren Stelle der genannte Ausspruch auch als Randmerkung. (G 1 [a]) „Mit der weis, wan diß gelten solt, müßt wider des Nasen willen des Wittenbergischen" (E irrtümlich „Würtenbergischen") „gemäl war werden, das dem Papst der Stul gezuckt vnd die Schlüssel geprochen wirden".[1]) (H 4 [a] f.) Zu der aus dem Original übersetzten Bemerkung „Dan diß ist eitel lappenwerck" Zusatz: „daraus macht Meyster Nas keyn neue kapp." — Randbemerkung (H 7 [a]) „Nachtruckt ins gesäß", in C eingeschoben „O Naß Trutzsäß" (in E dafür „O Naß trucksgsäß"), „O Nas Truckses". — (N 7 [b]) Zu dem Text von Marnix über die Gesetze der Mönchsorden, die Christi Gesetze umstoßen, die Randbemerkung: „Ist eyn Nasisch Argument." — (T 1 [b]) „Frater Nasus wird eynen sonst bald für eyn Calenderketzer außschreien, wie er dann dem Thurneisen inn offenem truck thut: dieweil er jme seinen fünffwundigen Franciscum außgemustert hat. Ei das man jn nicht für seinen Calendereiferer auff seinen Nigrinischen Schneiderbock setzet ... vnd also gen Rom schicket, daselbs ein (B Naßwichtigen) Calenderbann außzupringen."[2]) — Bb 3 [b] „Auch waren deß F. Nasen Schendhurien jm" (gemeint ist Prediger Curtius zu Brügge) „noch nicht zukommen, darinnen der Catholisch Schalcksnarr (wie er sich selbs nennt) mit den vorigen herlichen Dichtern vmbs Lugenkräntzlein sticht." — Bb 1 [b] „Deßgleichen wann Fr. Naß zu Augspurg vnd Jßpruck seine predigen vom Meßopffer hält vnd der Lutherischen Nachtmal einer versoffenen Schlemmerzech vergleichet."[3]) Randbemerkung „F. Nasen Bußpre-

---

[1]) Nas beschwert sich oft über die antipäpstlichen Bildergedichte vgl. Hauffen in der Zeitschrift für deutsche Philologie 36, 452). Oben handelt es sich nach der Randbemerkung um „Maioris gemäl vnd Carmen vom Pabst" von dem Wittenberger Professor Joh. Major 1533—1600 (Goedekes Grundriß [2] 2, 99).

[2]) Der Nigrinische Schneiderbock ist eine Anspielung auf Titelholzschnitte zweier Schriften von Georg Nigrinus: „Von Bruder Johan Nasen Esel" (o. O. u. J.) und „Affenspiel F. Johan Nasen zu Ingelstad, sampt dem gantzen Affenreich in Schlauraffen Land" 1571. Auf dem ersteren Holzschnitt trägt Nasus, auf einem Esel rücklings reitend, einen Schild mit Ziegenbock und Schneiderbock, auf dem anderen erscheint er als Affe mit der Schneiderschere neben einem Ziegenbock. Auf das letztgenannte Werk von Nigrinus spielt auch die Randglosse an in A (J 2 [b], E (70 [a]) „Im Römischen Simmario (C schiebt ein: „Papaffiario") G. Nigrini". (Vgl. auch in der „Geschichtklitterung" S. 391, Anmerkung 1.)

[3]) Seine Predigten über das Altarssakrament hat Nas gekürzt veröffentlicht in seinem Buch: „De Coena Dominica tractatus, das ist ein Predig von dem

digten". — Randbemerkungen J 1 ᵇ „Seh hier Nas die Festenburgsinger".[1]) — X 8 ᵃ „Von der Sibendenzal ob sie lugerlich laut, find man vil bscheids bei Fr. Nasen in seim büchlein vom Esel."[2]) — Ff 5 ᵇ „Also lauten auch Br. Nasen Centurie." — Ff 3 ᵃ Die lutherische Kirchendiener, „welche die Barfüserspatz bruder Naß Predigkautzen heisset, weil sie den Klosterhummeln das finster handwerck hin vnd wider niderlegen vnd die Kautzen on diß allen Plattenhurnausen, Wespen vnd Blutsaugern aufffetzig sind".

In B kommen noch kleine Zusätze über Nas hinzu: Zusatz am Schluß vom Kapitel I, 10 (H 3 ᵇ) „Der Teuffel holt keyn Barfuser, dan die Plochschuch sind jm zu schwer. Auch wirft er kein Ey nach eym spatzen, das ist Klostersperling wie Naß ist." — V 5 ᵇ Durandus weiß in seinem Buch über die Messe zu Allem einen artigen Spruch „der reimt sich wie eyn Wartz auf des Frater Nasen Naß". — Zusätze über Nas aus A werden in B abgeändert. So A (Hh 1 ᵇ) „Bruder Naß (B fügt hinzu: „des Papsts Oberster Arßwischcredentzer"), wann er on das zu Trent ist, gibt euch gern eyn aut Römisch Paßport darzu." — Ff 8 ᵇ Gentian wird durch sein Buch Bischof oder Kardinal werden, (Zusatz) „gleich wie Naß sein Schenturiae zu eim Probst in Trient vnd Jßpruck gemacht". (In C für „Probst — Jßpruck] Suffraganeo zu Brixen") „Wolan Schälck treffen den weg bald, bringen aber selten gut botschafft". (Inzwischen war Nas tatsächlich am 19. Mai 1580 Suffragan von Brixen geworden.) Endlich kommt in B der (unten S. 59 angeführte) Zusatz zum Schluß der Vorrede hinzu und eine Randbemerkung (B 8 ᵃ) „Wann Nas in Bruder Murnars Schelmenzunft den Kübel rürt, so riecht er kein Weirauch nicht".

Vor dem Erscheinen der dritten Ausgabe (Herbst 1581) gibt Nas ein neues Werk heraus: „Examen Chartaceae Lutheranorum Concordiae. Das ist die Außmusterung vnnd Widerlegung ... deß Buchs Concordia Jacob Andre. F. Joann Nass. Ingolstatt 1581",[3])

Sacrament des Altars ... F. Johann Naß." Ingolstadt. 1567. E 4 ᵃ (Die Selten machen aus dem Sakrament „ein gute trunckene zechbursch vnd fragen nur nach trincken, trincken her".)

[1]) Luthers Lied „Ein feste Burg" ... wird auch E S. 212 ᵇ (unten S. 69) erwähnt.

[2]) „G. Asinus Nasi Battimont Anus. Das ist ain Bericht Von Fratris Joannis Nasen Esel." (Ingolstadt) 1571. S. 80 a—83 a Lange Aufzählung von Beispielen über die Zahl Sieben. S. 82 a „von wegen der H. 7 Sacrament hat der vnflat (Nigrinus) oberzötte Evangelose Gottslösterliche lugen gesagt." An der Stelle, wozu Fischart seine Bemerkung macht, spricht Marnix von den sieben Sakramenten.

[3]) Prag. Universitäts Bibliothek 35, C 45. Berlin, Königl. Bibliothek Dg 8131 ᵃ und zweite Ausgabe Dg 8130 mit einem deutschen Gespräch: Concordilo-

das (in den letzten Monaten des Jahres 1580 verfaßt) hauptsächlich gegen die Konkordienformel gerichtet ist. Diese letzte symbolische Schrift der lutherischen Kirche ist auf Veranlassung des Kurfürsten August von Sachsen, um die nach Luthers Tode zwischen seinen Anhängern entstandenen Zerwürfnisse beizulegen, von Jakob Andreae 1574 in der schwäbisch-sächsischen Concordia unter Mitwirkung mehrerer Theologen Martin Chemnitius, Nikolaus Selnecker und anderer mehrfach umgearbeitet und 1576 im sogenannten Bergischen Buch fertiggestellt und von allen lutherischen Ländern und Reichsstädten anerkannt worden ist. Sie machte aber von nun an jede Annäherung der Lutherischen an die reformierte Kirche unmöglich.[1])

Nas ironisiert die Konkordienformel als ein Kartenspiel, wo die einzelnen Karten einander hinstechen. In vielen Kapiteln legt er je eine Karte protestantischer Glaubenslehren auf, bekämpft sie mit Aussprüchen der Bibel und der Kirchenväter, deckt innere Widersprüche auf und verhöhnt die „papierne Concordia" als Discordia ohne Bestand, als eine Absonderung und Spaltung vom gemeinsamen wahren Glauben, als ein tragikomisches Zeugnis der zahllosen Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen protestantischen Sekten.

Aber nicht nur gegen Andreae und die „Nachbenannten" (das heißt die Unterzeichner der Konkordienformel) richtet sich dieses Werk, sondern, wie die Vor- und Nachrede ausdrücklich betont, gegen „noch mehr andere Streitschriften", und zwar vor allem gegen das Jesuiter-

---

quium (Prosa: Die schwangere Jungfrau von Eßlingen mit ihrem Beschützer Dr. Andreae. — Reimpaare, je ein Vers für die zwei Sprecher. Die Jungfrau gebiert zuletzt die Concordia).

[1]) Ausführlich wird über die Konkordienformel und insbesonders über das Bergische Buch Formula concordiae 1580 in der Real-Encyklopädie[3] 1, 501 gehandelt. — Nigrinus' Entgegnung Vexamen 1582 auf die oben genannte Schrift von Nas veranlaßte diesen zu einem neuen Angriff gegen die „Bergischen Cordeschmidt" in der „Concordia, ... Glaubensstrittiger lehren Beschreibung (München) 1583. (Näheres darüber Schöpf S. 62.) Dazu wäre noch zu erwähnen: „Ananeosis, Vieler wunderbarer Religionshändel beschreibung ..." (München, Berg) 1588. 4°. (Zweite Auflage der Concordia, vermehrt um ein Neujahrsgedicht auf 1588. München, Universitäts Bibliothek.) Wie dieser Titel, so ist auch die folgende Schrift bei Goedeke und Schöpf nicht genannt: Nova novorum, in quibus tum autores, confessio et doctrina libri, quem Patres Bergenses concordiam vocant, tum vero symbola, precationes, epistolae adeoque varia epigrammata, secreta et acta continentur. Ubiquistica nova: Das ist, Allenthalbische Newe zeyttung, von der Bergischen Vätter newangestellten Concordien, darinn derselben Autorn Lehr, Bekandtnuß vnd Wandel neben vil andern sonderbaren Secreten vnnd Agenden kürtzlich begriffen werden. (Ingolstadt) 1581. 28 Bll. (L. Rosenthals Antiquariat. München. Bibliotheca Evangelica-Theologica X, Nr. 16955. Mit lateinischen und deutschen Spottversen auf J. Andreae.) — Auch in der Vorrede zum Praeludium. In centurias hominum 1588 (Titel Schöpf 76) beschimpft Nas die „Bergensisch Vätter" als „Hammel, Hemmel, Hummelmänner".

hütlein und den Bienenkorb. Diese Schriften wurden Nas, wie er selbst erzählt, aus Deutschland zugesendet, beide sind ihm schon auf dem Titelblatt gewidmet worden. So muß er „gröblich herfür gefordert" wieder „vom Leder ziehen". Da er aber den anonymen Verfasser nicht kennt, so nennt er ihn „Nachtrab" (wahrscheinlich deshalb, weil sich Fischart selbst im Bienenkorb [vgl. unten S. 88] als „Scribenten des Nachtraben" bezeichnet) oder „Eselkalb", weil er ihn für einen Jünger seines Gegners Nigrinus, des „schwarzen Battemontanischen Esels" hält. Nach der Charakterisierung des Jesuiterhütleins wendet sich Nas gegen den Bienenkorb (389 f.) „Aber er machets noch besser vnd kompt mit frembder Arbeyt vnd mit seinem Comment daher mit einem dicken Buch kleiner Geschrifft, heysset Binen Korb, welchs voll Bremen vnd Hurneß steckt, die hetzt er all an mich, schreibt mirs zu, läßt mirs auch zuschicken neben obgedachter Concordi Buch mit viereckten Halbnarren, darinnen er mir in der Mitt aufbeut, wil deß Rauschers NachAmer werden, ein Theomachus,[1]) wil die Wunder Zeychen von dem Sacrament deß FronLeichnams verspotten.[2]) (Er wirdt kein Vbiquitist seyn) dann diese fangen an vnd wöllen auch mit Wunder Zeychen jre Dogmata bestättigen." Dazu die Randbemerkung: „Auff dem ersten Bladt ist die Römische Kirchen in Gestalt eines Binenkorbs, darinn Papa presidiert. Laß mir es wolgefallen, darnach stehet Mein Frater Nass." Nas setzt fort, er habe den Lügen des Lästermauls Rauscher seine evangelischen Wahrheiten gleich entgegengesetzt, „wie viel mehr wann dieser Sacramentierer" (das ist Fischart)[3]) „wil zu lästern anfahen, wil ich ... von heyllosen Schelms Stucken des Predig Kanten verlogenen Teuffels Lehr darwider setzen". Er verspricht insbesonders seinen Gegnern ein großes Werk (das allerdings nicht fertig werden sollte), „dem Binenkorb entgegenzusetzen" ein „Theatrum Lutheranorum Dogmatum Adiutore Esel Walds Hummel Nest" oder „Theatrum Evangelicorum fructuum" (S. 390 und 403) oder „Theatra Euangeloser Früchtlein vnd Concordischer Lehren" (zu S. 311).[4])

[1]) Fischart benennt sein „Dominici Leben", als die Legentisch Theomachiam. (Vgl. unten S. 89.)

[2]) Anspielung auf Fischarts Zusatz (A [H 8 b], E S. 67 b) über die Oblatenwunder. (Vgl. unten S. 92 f.)

[3]) Ubiquitist ist der Spottname der Reformierten für die Lutheraner, Sacramentierer umgekehrt für die Reformierten. — Über „Rauschers Legenden" Hauffen in der Zeitschrift für deutsche Philologie 36, 156 ff.

[4]) Nas bringt im Examen noch weitere verwandte Anspielungen auf den Bienenkorb und dessen Verfasser: S. 310 f. „Vnd weyl dann der Nacht Rav so den Binen Korb comendiert, mir drohet, er wöll zu Rauschen anfahen." (Dazu die Randbemerkung: „Adegundus oder Isaac Robotenus deß von Branien Predig Kantz Autor deß Binen Korbs Fol. 63 den Nacht Rappen kenn ich nicht.") ... „er

In C 1581 erwähnt nun Fischart bereits dieses neue Buch von Nas, indem er in den Absatz, der schon 1580 in B an den Schluß der Vorrede hinzugefügt worden war, neue Anspielungen auf das Examen einfügt. Der ganze Absatz, wobei die gesperrten Worte die Zusätze von C bedeuten, lautet wie folgt (S. 3ᵃ): „Nun aber dieweil ich gemerckt, daß vnsere liebe Hoch Teutschen disen Selsamheyligen Rö. Binenkorb, auch in jhrer Sprach gern entworffen möchten sehen, hab ich jn zuförderst dem Vatterland zudienst, der Kirchen zu frommen, vnd den Ohrwürdigen Katterrolligen Karten schwürmer oder Kartenhäußlin stürmer Pater Frater Nasen zu gefallen, vnd menniglich zu nutzlicher ergetzlichkeyt, in folgendes verständlich Teutsch gebracht vnd hin vnd wider gemehret vnd erkläret, vnd mit Mentzer kletten beworffen, Dieweil man doch wol ein alte Geige mit Neuen saiten mag beziehen, vnd ein schimmeligen Götzen mit frischen farben anstreichen vnnd erfrischen, erfrewen vnd verneuwen. Was schads, im schimpf eim die Warheit sagen? Welchen nun dise Waldensische vnd Pickhartische Bienen hart werden picken vnnd stechen, Der mag schreien vnnd sich rechen, so werden sie jn noch mehr stechen, vnd solts dem Nasischen Eselkalb mit seinen Bethelkälbern vnd Crabonen oder Carbonen, wie ers im Kartenbuch nennt, das Naßbein prechen.“ Ferner eine neuerliche Anspielung auf dieses Buch: C 24ᵃ „der Viereckechten halbnarren wie sie Fr. Naß im kartenbuch in der Nachred nent.“ (Examen S. 390 mit dem „viereckteten Halbnarren“ meint hier Nas das „Jesuiterhütlein“.) — Endlich fügt E 208ᵇ (Kapitel-Überschrift V, 1) in Marnix' Liste der „Fabeln Cochlei, Laurentii Surii, Aloisii Lipomanni“ noch „Nasi“ ein.

3. Fischarts Bienenkorb in den verschiedenen Ausgaben.

Zunächst die Bibliographie. Hier verweise ich auf die ausgezeichnete bibliographische Beschreibung aller Fassungen mit der voll-

nennt sich Jesuinwalt, ich nenne jhn Esel Kalp, Pech Haudt, habe wol gegen dem Binen Korb, Mucken, Bremen, vnd ein gantzes Hummel Nest. Ich laß mir den Binnen-Korb pro Typo Ecclesiae Catholicae nur wol gefallen, die ab uno capite Rege gubernert wirdt, die Secten vnnd Rotten seyndt den Bremen, Hurneissen, Hummeln vnd dergleichen Insecten gleich.“ Ähnlich S. 346 „Es trohet mir auch ein Nacht Rapp oder schwartzer Esel er wölle nach dem hundert daher rauschen vnd hummeln mit alten Wunder Zeichen von der Meß.“ Mit der Randbemerkung: „Im Bienenkorb dieses Jar dem F. Nasen mit dem Cordi Buchzugeschickt, Fol. 64 zu Trotze.“ Auf S. 349 „Wie darffe dann des Esels Kalp rübeln vnd lästern, das Pius 5“ u. s. w. mit Hinweis auf Fol. 132. — Die Foliumangaben sind hier richtig. Nas muß also die Ausgabe B in Händen gehabt haben, denn in A sind die Folios noch nicht beziffert.

ständigen Wiedergabe aller Titel, mit der Darstellung der Satzverschiedenheiten der Typen usw. aller Drucke bei Vilmar S. 1—23. Nachträge und Berichtigungen hierzu bei Valette 106 f., Alemannia 6, 127; 22, 48—53, Zentralblatt für Bibliothekswesen 10, 446, Wendeler, Meusebach 237—240 und im nachfolgenden. — Ich gebe nur eine kurze Liste aller Ausgaben mit der Bezeichnung der wichtigsten Unterschiede und der Fundorte, soweit sie mir bekannt sind.

A. „Binenkorb | Des Heyl. Römischen Imen- | schwarms seiner Hummelszellen oder" | . . . (Im Titel Gedicht auf Nas. Holzschnitt.) „Zu Christlingen, Anno 1579." (Hh 6 b. Kein Register. Kolumnen links: „Das Erste (u. s. w.) Stuck." Rechts: „Des H. Römischen Binenkorbs.") (Berlin, Kgl. Bibliothek Ce 871 a, Göttingen, Nürnberg, Germanisches Museum.)

B. „Binenkorb | Des Heyl. Römischen Imen- | schwarms" . . . (In den Titel ist hier nach „Suiter Säudisteln" eingefügt „der Saurbonischen Säubonen") Christlingen 1580. (Kk, 246 bezifferte Blätter, dann folgt als Neuerung ein Register nach Marnix. Kleine und seltene Änderungen im Wortlaute, zahlreiche kürzere und größere Zusätze, namentlich viele neuere Kapitelschlüsse. Trotzdem wegen engeren Druckes die gleiche Seitenbezeichnung wie A. Kolumnen links mit Bezeichnung von „Stuck" und „Kapitel", rechts meist komische Überschriften zu dem behandelten Gegenstande.) (Berlin, Königl. Bibliothek Ce 872, Darmstadt, Dresden, Leipzig, Stadtbibliothek, München, Hofbibliothek, Nürnberg, Germanisches Museum, Straßburg, Wien, Hofbibliothek 3 C 13.)

C. „Binenkorb | Deß Heyl. Römischen Imen- | schwarms" . . . (Im Titel folgt nach „Mentzerkletten durchzirt" die Autorangabe: „Durch Jesuwalt Pickhart, des Canonischen Rech- | tens Canonisirten oder Gewürdigten, etc. Christlingen." (Nur am Schluß des Buches das Jahr: MDLXXXI. Kk, 246 bezifferte Blätter. Die Seiten stimmen mit AB überein. Viele neue Zusätze. Darunter hauptsächlich im Text, in den Kapitel- und Kolumnenüberschriften Änderungen und Zusätze, die sich auf das Bild des Bienenkorbs beziehen.) (Berlin, Königl. Bibliothek Ce 873, Dresden, Hannover, Leipzig, Universitäts-Bibliothek, München, Staatsbibliothek 8° Polem. 991 h, Nürnberg, Germanisches Museum, Straßburg, Zürich, Zwickau und in meinem Besitz.)

C 2. (Nachdruck der vorherigen Ausgabe.) (Exemplare mit Satzverschiedenheiten in Berlin, Königl. Bibliothek und Nürnberg, Germanisches Museum.)

D. (Von Fischart nicht revidierter, fast unveränderter Abdruck von C 2.) Am Schluß: MDLXXXVI. (Berlin, Königl. Bibliothek Ce 875 a, Darmstadt, Göttingen.)

E. „Binenkorb | Des Heil. Röm. | Jmenschwarms ...“ (Auf dem Titelblatt fehlen nun die Reimzeilen auf Nas. Unter dem Holzschnitt MDLXXXVIII. Letzte von Fischart durchgesehene Fassung mit wenigen neuen Zusätzen. Wegen größerer Schrift umfänglicher als ABC, 272 bezifferte Blätter.) (Berlin, Königl. Bibliothek, Dresden, Göttingen, Nürnberg, Germanisches Museum, Leipzig, Universitäts-Bibliothek. Straßburg und in meinem Besitz.) Vilmar, S. 6 hat nachgewiesen, daß diese Fassung von Fischart bereits 1582 nach C veranstaltet, aber erst sechs Jahre später veröffentlicht worden ist.

E 2. (Nachdruck von E. Exemplar mit Satzverschiedenheiten in Berlin, Königl. Bibliothek, Darmstadt, Göttingen, Nürnberg, Germanisches Museum, München, Hofbibliothek 8° Theol. 5648ᵃ.)

Undatierte Ausgaben, alle fünf nach 1600, also lange nach Fischarts Tod in Straßburg erschienen, alle mit Lücken, Druckfehlern und Entstellungen. Alle befinden sich auf der Königl. Bibliothek in Berlin und sind hier mit a bis e bezeichnet.

F 1. „Bienenkorb | Des Heil. Röm. | Jmenschwarms ...“ (In Berlin, Königl. Bibliothek, gefunden und beschrieben von Valette S. 106 f., München, Hofbibliothek und Nürnberg, Germanisches Museum, beschrieben von Englert (Alemannia 22, 48—53), der die Fassung als U a bezeichnet.) Nach einem eigenen Exemplar beschrieben von Rückbeil, Kleine Beiträge zur Literatur Fischarts. Programm Sondershausen 1880, S. 4 f. — F 2 (bei Vilmar S. 8 als F bezeichnet, beschrieben von Kessemeier S. 17 f. Vor 1608.) (Berlin. Bremen.) — G. (Berlin. Prag 35 D 241. Beide zusammengebunden mit dem Heylig Brotkorb 1606.) — H. (vor 1614). (Berlin. Göttingen.) — J. (nach 1618. In Zeile 2 bei Vilmar S. 11 muß es heißen „Brämengeschwürm“. Mehrere Zusätze zum Text, die sich zum Teil auf das Jesuitenstift Molsheim im Elsaß beziehen). (Berlin. Darmstadt.) Alle Ausgaben und undatierten Drucke sind bei B. Jobin in Straßburg, beziehungsweise bei dessen Nachfolgern erschienen.

Aus diesem Verzeichnis ergibt es sich, daß für die folgenden Untersuchungen nur A, B, C und E in Betracht kommen. Im allgemeinen zitiere ich nach E, weil es die letzte umfänglichste Fassung Fischarts ist, wo es sich aber gerade um den Wortlaut von A, B, C handelt, werden die älteren Fassungen zitiert.

Fischart hat den Bienenkorb ohne Benutzung der älteren Verdeutschung (a) aus dem niederländischen Original übersetzt. Und zwar verhält es sich hier, was gleich im vorhinein betont sein mag, ganz so wie bei seiner Bearbeitung von Rabelais' Gargantua. Wie die Geschichtklitterung, stellt der Bienenkorb eine genaue Übertragung dar, ohne Streichungen, fast ohne Abänderungen, aber mit zahlreichen, kleinen und großen (in den späteren Fassungen stark ver-

mehrten) Zusätzen. Darum müssen wir vorerst die Übersetzung und dann die Zusätze betrachten.[1])

Fischart hat sich seit 1575 den politisch-konfessionellen Verhältnissen der Niederlande zugewendet und niederländische Schriften gelesen. Mit dieser Sprache beschäftigt er sich unter anderem gelegentlich einer Durchsicht der Opera (Antwerpen 1580) von J. G. Goropius, dessen niederländische Beispiele er in handschriftlichen Glossen ins Oberdeutsche überträgt. Der Wortlaut des Marnixischen „Nider Teutsch" dürfte ihm also nicht große Schwierigkeiten bereitet haben.[2])

Fischarten hat bei seiner Arbeit (wie Vilmar S. 15 nachweist) die vierte Ausgabe des Bienkorf vorgelegen. Denn erst in dieser Ausgabe finden wir das Titelbild mit dem Bienenkorb, das Fischart nachahmt, erst hier eine ziemliche Reihe von neuen Randglossen und einige Textveränderungen, sowie die Neuerung mehrere Stellen mit kleiner Schrift zu setzen, was Fischart alles wiedergibt. Erst hier das Register, das Fischart allerdings erst für B verwendet hat.

Fischart nennt den Namen Marnix weder im Titel noch sonstwo. Marnix hat sich auch selbst nicht genannt, er setzt nur unter die an Sonnius gerichtete Vorrede das Pseudonym „Isaak Rabbotenu van Louen" (Löwen), welches Fischart in A übernommen, seit B aber wieder hat fallen lassen. Und es wäre nicht unmöglich, daß Fischart den Verfasser gar nicht gekannt hat, weil er ihn auch in anderen Schriften nie erwähnt. War es doch möglich, daß Nas den Namen des von ihm so heftig bekämpften Autors des Jesuiterhütleins und des Bienenkorbes nicht gewußt hat. Fischart nennt auch im Bienenkorbe nicht seinen Namen. Erst in C kommt auf das Titelblatt ein Pseudonym: „Jesuwalt Pickhart". Aber in einigen Randbemerkungen über eigene Schriften weist er mit Verkleidungen auf seinen Namen hin (siehe unten S. 87 ff.) und gleich in A erwähnt er auf dem Titelblatt ausdrücklich seine Zusätze zum Original mit der Bemerkung: „mit Mentzerkletten durchzirt."

Fischart hat in seiner Übertragung den Wortlaut von Marnix vielfach so genau wiedergegeben, daß er niederländische Ausdrücke und Redensarten gelegentlich beibehält, die auch damals im Deutschen nicht üblich waren. Vilmar (S. 16—18) und Valette (117) haben sich schon darüber geäußert, so daß ich mich über dieses Verhältnis kürzer fassen kann. Vilmar zeigt unter anderem, daß Fischart teils

---

[1]) Es ist also nicht richtig, wenn Vilmar S. 15 die Geschichtklitterung als eine „Umarbeitung" bezeichnet und im Gegensatz zu dem Bienenkorb „als Übersetzung mit Zusätzen" stellt.

[2]) Vgl. Hauffen im Euphorion 8, S. 544, 553 und in der Zeitschrift für Bücherkunde 2, S. 27 ff. — „Niederdeutsch" bezeichnet im 16. Jahrhundert auch „Niederländisch".

mit Absicht, teils aus Verlegenheit niederländische Ausdrücke und Redewendungen beibehalten hat wie: „immers“, „werken“, „notsächlich“, „ertonen“ (für: zeigen), „Mossel“ (für: Muschel), „gut rund“, „quit schelten“, „einen Mann trauen“ („trouwen“), das heißt heiraten; komische Verdeutschungen mit derben Wortanklängen: für „paddeblomen“ (Hundskamille): Pfatenblumen, für: „peertsvliege“: „Petersfliege“; Valette verweist auf seltene Versehen: für „meercolven“ (Nußhäher): „Meerkälber“.

Ich füge weitere Beispiele hinzu. An einige reihe ich Proben an aus der vor Fischart erschienenen Verdeutschung (a) und zweien später erschienenen Übertragungen (P und H; weiteres darüber im 6. Abschnitt). — M (Marnix) I 2 „want dat Luytert al.“ A (E 2 b) „Dan diß Lutheret all zu vil.“ (a „aber sulchs luthert sich all“. H 41 „o das riecht vil zu stark nach dem Luthertum“). — M I 4 „bondeloos“ A (F 7 b) „bundloß“ (= bundbrüchig). — M II 7 „mit schellen ende bellen.“ A (N 7 b) „mit schellen vnd bellen“ (= läuten). — M VI 3 „verschalcte“ A (Dd 7 a) „vberschalcket“. — M VI 3 „paust dat niet wel?“ A (Cc 8 b) „Papstet sich das nicht wol?“ — M III 1 „Want al ist sake, dat“ A (X 1 b) „Dann ob schon sach, das . . .“ (a (Y 2 b) „Dan obgleich). — M II 14; VI 3 „oft anders mossel en ware geene visch.“ A (T 2 a) „sonst wer Mossel (= Muschel) kein fisch.“ (Cc 6 a) „oder Mossel ist kein fisch.“ Wegen Beibehaltung des niederländischen Wortes ist diese Redewendung unverständlich und Fischart schreibt dafür an der zweiten Stelle in B „oder Most ist kein Wein“. — Für „sielckens“ schreibt er „Seelcken“, aber auch „Seelmänlin“ oder „Häringsseele“. — M I 1 „die oock al over eenen stock water droegen“ A (B 4 a) „welche alle an einer stangen wasser trugen.“ (a (B 5 a) „welche auch alle auß einem Born wasser schlepten.“) — M I 1 „in eenen gheslagen ende eenen koeck gebacken.“ A (B 8 a) „in eynen schantz geschlagen vnd inn eynen kuchen gebacken.“ (a (B 6 b) „bey einander geflickt vnd eyn kuch von gebacken.“) — M II 1 „Maer daer en passen wy niet op.“ A (J 6 a) „Aber darauf passen wir nit.“ (a (J 6 b) „Aber wir geben nichts drumb.“) — M III 2 „en can oock niet wel hotten.“ A (X 6 a) „das will auch nicht wol hotten.“ (a (Y 8 a) „solch wil sich auch gar nicht schicken“. H. 269 „kann sich nicht wohl hotten.“) — M II 7 „dat het dan niet hotten en wil.“ A (N 5 a) „vnd da es gar nicht hotten soll“ (a „vnd so es dan nicht vort wil.“ H. 159 „vnd es wil dannoch nicht jih wiste har gehen.“ P. 196 „vnd es dennoch nicht glücken will.“)[1] —

[1] Hotten ist übrigens auch ein oberdeutsches Wort, im 16. Jahrhundert sehr verbreitet, auch bei Murner vgl. Martin, Elsässisches Wörterbuch 1, 388 f. Ebenso batten = nützen, das Valette als aus dem Niederländischen übernommen annimmt. Fischart verwendet auch das Wort in Zusätzen zum Bienen-

M. „slechts“ gibt Fischart mit schlechts oder schlecht oder nur wieder (a „nur“). — Zuweilen bleibt das Wort des Originals neben der Verdeutschung stehen, wie es Fischart auch anderwärts liebt: M II 8 „een wonderlicke treckplaester.“ A (P 1 b) „eyn so wunderlich ziechpflaster oder auff Niederländisch Treckplaster“ (gewiß beibehalten wegen des derben Nebensinns im Deutschen). — M IV 3 „seuen Hulefen“ (Lastschiffe): A (Y 7 b) „siben Hauptschiff oder Holländer Hulcken.“ (a „etliche grosse Schiff.“) — M I 12 „verscheppet.“ A (H 7 b) „Vergstaltet (oder vergalstert) vnd also zu reden vergschöpfet werden.“ — Fischart überträgt in der Regel genauer als die übrigen Übersetzer. Zu den obigen Beispielen füge ich noch an: M I 12 „onse L. Moeder ende alle hare ruyters ende knechten.“ A (H 7 a) „vnser L. Mutter sammt jren Rittern vnd Knechten.“ (a (H 6 a) „vnser Liebe Mutter sampt jhrer gantzer Ritterschaft.“ P. 109 „unser L. Mutter samt jhren Ritteren.“ H 86 „sowohl Cavallerie als Infanterie unserer lieben Mutter.“ — M II 1 „zijn Ketters door haren hals.“ A (J 4 b) „die sint Ketzer durch jhrn halß durch.“ (a (J 4 b) „Ketzer off jhren kopf.“ P. 118 „ohne eintzige Genade lauter Ketzer.“ H. 96 „Ketzer, so weit sie warm sind.“) — M II 2 „kasboeuven.“ A (K 4 a) „Kaßbuben“ (also wörtliche Übernahme, das Wort bedeutet aber: Kastenträger) (a (K 5 a) „Kaßbuben.“ P 140 Heiligtumsesel. (H. 112 Kastenbuben.) — M I 1 „het geheele pottagie verdorf.“ A (B 4 a) „das gantze Mus versalzte.“ (H „den ganzen Postweg verdurb.“) — M I 2 „tot spijt ende leedt.“ A (C 3 b) „zu trotz vnd zu leyd.“ (H 18 „zum Schabernack.“)

Fischart konnte sich in seinem Bienenkorb enger an den Wortlaut des Originals anschließen schon deshalb, weil dieses bereits sehr reich an packenden Redensarten, schlagenden Vergleichen, prächtigen Bildern, kräftigen derben Ausdrücken, an Ausrufen, Anreden und Beteuerungen ist, also einen lebendigen volkstümlichen Stil zeigt, wie es Fischarts Geschmack und Art entsprach. So übersetzt Fischart im ganzen das Original geistesverwandt und besser als die übrigen Verdeutscher des Bienenkorbs. Er übersetzt vielfach frei, aber nicht in willkürlichen sachlichen Abweichungen, sondern nur stilistisch durch Verstärkung und Erweiterung des sprachlichen Ausdrucks, durch Belebung des Satzbaus. Auf jeder Seite finden wir Stilmittel aller Art, durch welche die satirische Komik des Originals ausgezeichnet wiedergegeben, ja überboten wird.

korb und in der Geschichtklitterung. Es ist ein im 16. Jahrhundert sehr verbreitetes Wort, dessen oberdeutsche Form mit der Tenuis das ältere niederländische baden verdrängt hat. Vgl. Deutsches Wörterbuch 4, 2. Teil, Sp. 1845; 2, Sp. 1158.

Fischart wählt für gewöhnlichere Ausdrücke stärkere anschaulichere, treffende hochdeutsche Bezeichnungen, auch mit neuen für den Augenblick geschaffenen Wortbildungen. So muß er das im Original so überaus häufige Wort Crackeel „jedesmal durch einen anderen Ausdruck, mitunter einen höchst glücklich gewählten und teilweise den Originalausdruck überbietenden wiedergeben" (Vilmar). Er gibt für eine Bezeichnung zwei- oder mehrgliedrige Verdeutschungen. Er erweitert den Ausdruck durch passende Beiwörter, Appositionen, erklärende Bemerkungen, hierbei womöglich Wortspiele, etymologische Scherze und Reimprosa anbringend.

Wortspiele, Figuren, Reimprosa. M VI 1 „walgelijk" (ekelhaft). A (Cc 3 [b]) „kotzerecht vnd ketzerecht." — Für M „legend" sagt Fischart an mehreren Stellen A (T 1 [b], Y 8 [b] und andere) „Lugend," für M: „Bonifacius" (Cc 6 [b]) „Bonefüchsle" für „Thomas de Aquino" (L 8 [a]) „Thomas Affin Naß," (Y 1 [b]) „von Aquavino." — M VI 3 A (Ee 2 [b]) zu: „Hillebrand" der Zusatz „oder jetzund Hellebrand." — M VI 4 (S. Margareth ist eine Hebamme) Z 8 [a] „darum heyßt sie Mir geräht." — Cochleus wird zum „Kochlöffel" (Randbemerkung A (B 62 [a]). — M II 7 „Caluinisterie" A (O 3 [a]) „Lutherische Caluinisterei vnd Caluinisch Luterwerk." — M IV 1 „Ketters" wird erst in E (186 [b]) „Götzenketzer vnnd Ketzergötzer." — M II 2 „oft hare cost met sueren arbeyt winnen" A (K 3 [a]) „jre kost mit faulem Ruckenbucken gewinnen" (mit der Randbemerkung: „Das Pfaffenschelmbein im Rucken.") — Zu M II 5 „Ergo gluck" fügt Fischart A (L 8 [a]) „das man sich duck oder durch die beyn gepuckt." — M II 14 „regel: wat ons also geliest." A (S 8 [b]) „Regul: „Wir haben recht vnd macht allein, was wir setzen, das gilt gemeyn, vnd trotz der vns das wehre." [1]) — Zu dem Namen „M. Gentian" wird A (K 3 [a]) „Entzian" hinzugefügt.

Beispiele für freiere Verdeutschungen. Zunächst zwei- und mehrgliedrige Formeln für einen Ausdruck der Vorlage: M I 5 „niet buygen." A (F 8 [a]) „nicht pucken noch ducken." — M I 9 „Aristotelis Broeck" A (G 8 [a]) „Aristotelis mit züchten Bruch oder latz." — M I 5 „ouer te brenghen," A (G 2 [a]) „zu enden," C (50 [a]) „vertriefen vnd vertropffen." — M I 10 „Talmudische allegorie ende grille." A (H 2 [b]) „Thalmudische Allegori oder Grille vnd Prille." — M II 1 „de schaue". A (J 4 [a] f.) „das Schabeisen vnd der Hobel." — M II 7 „der Papen trawanten." A (M 8 [b]) „der Pfaffen Blutgwardi vnd Henckerstrabanten." — M I 3 „Transsubstantiation. Predestination." A (B 3 [a]) „Transsubstantiation oder Brotwandelung." „Predestination oder Fürsehung Gottes." — M I 3 „Pauselicke Monarchie" A (E 5 [a])

[1]) M. Luthers Umdichtung des 12. Psalms. Strophe 3, Vers 5—7.

„Päpstliche Monarchei oder Alleinherrschung." — M I 3 „tot Advocaten." A (E 5 b) „zu Mittelern, Fürsprechen vnd Advocaten." — M. (Widmung) „Blespieghel" (für den Pabst) A (A 4 b) „Eulenspigel, Gauckler, Medusischen Zauberkopff, Nachtraben vnd Hansbutz." — M II 11 „hare Cramerie." A (R 8 a) „jr Kremerei vnnd Affenspiegel, gauckelbüchssen, Mumereikleyder, selsamspigelfechten vnd fremde geberden." — M. (Widmung) „gemyterte Hooft." A (A 7 a) „Vemytrirte, bekrönte, geweihete vnd gesalbte häupter."

Kräftigere Wörter, Verstärkung und Erweiterung des Ausdruckes. M II 7 „niet een duyt" (Deut). A (N 4 a) „nicht eyn schnellsätzlin." — M II 7 „ende andere diergelicke." A (N 7 a) „vnd andere dergleichen Katzenwollischen Nötlichkeyten." — M I 12 „ende andere dierghelicke." A „vnd mehr ander dergleichen Nibel- vnd Gribeltates vnd wörter damit man den Teuffel fängt." (a (H 6 a) „vnd anderen dergleichen." H. 86 „und dergleichen greuliche Dinge.) — M I 12 „kicken." A (H 7 b) „mufftzen." (a „herwidersprechen." H „einwenden.") — M II 1 „kouelen." A (J 3 b) „viereckichte Schiltkrothütlin" (C fügt hinzu: „oder Cornut mitzen.") (a (J 2 b) „Hauben." P. 115 „Mützen.") — M VI 3 „schertserije." A (Dd 1 a) „Fatzwerk." (a (Ee 8 b) „schertz.") — M V 2 „prochijpapen ende monicken." A (Bb 6 b) „Pfarrfarren vnd Kuttenhengsten." — M. (Widmung) „het Vagheuyer." A (A 4 b) „das warm Seelfegend Fegfeuer, der probirdigel der verschidenen verdinstlosen Seelchen." — M V 1 „gheen boon." A (Aa 8 b) „keyn faulen Apffel vnd löcherichte Bone." (a (Cc 6 a) „nicht eins drecks meh werdt.") — M I 3 „crackeel." A (E 7 a) „Armadei im Bauren Läger." — M IV 4 „Sinte Dionysius bewaeret de stat van Parijs." A (Z 7 b) „S. Dionyß bewaret von wegen reimens die Statt Pariß." (Ähnlich auch in einer übersetzten Stelle C 5 b „Alsdan bekleyd man die Glock mit eym neuen Rock von wegen des Reimens.") (Vgl. „Eulenspiegel Reimensweiß" Vers 5989 f.)

Kleine Scherze, Ausrufe, Bilder, Vergleiche, Reime und Sprüche werden eingefügt: M. (Widmung) „achter de bancke gheworpen." A (A 4 b) „hinder die Bank nach den Mäusen zu werffen." — M I 2 „wy sullent cort maken." A (B 8 b) „wir wollens kurtz machen, wie eyn kirchweipriester, der inn das wirtshaus eilet." — M I 2 „wat nit te dege en is (was nicht vollkommen ist)." A (C 1 a) „was nicht nach der Petersglocken im Hauptdumen recht klingen will". — M I 4 da vom „Schwanz der Conzilien" die Rede ist, fügt Fischart den Vergleich hinzu (F 7 b) „wie eyn Eychörnlin sein prettlin für eyn Segel zu Wasser regiert." — M IV 1 (Das goldene Kalb und das Agnus Dei sind Kinder einer Mutter) Y 5 b „gleich wie Weichkälber vnd Weinkälber in Weinkellern." — M II 13: (Ein

Altar ohne Heilige ist wie eine Kuh ohne Schwanz usw.) Fischart fügt noch hinzu S 4 [a] „wie ein Plinder on ein stecken oder wie ein Kirchenturn on ein Glock oder wie ein Glock on ein schwengel.“ — Ausrufe an die Leser: R 7 [b] „Seh da, ist diß kein Schrifft, so buck sich einer hinwider.“

Fischart fügt deutsche Redensarten ein oder gibt für niederländische Redensarten oder neben ihnen gut entsprechende deutsche sprichwörtliche Wendungen, die er manchmal rasch hintereinander anhäuft. So wird Fischarts Sprache noch bildkräftiger, belebter als die von Marnix, freilich auch breiter und zuweilen überladen.

Beispiele für Redensarten. M II 5 „wie de papagey heeft afgeschoten.“ A (L 6 [a]) „wer den Hanen erlaufe“ (ein andermal C 1 [a] behält Fischart die Redewendung von Marnix bei: „welche den Papegey alleyn hat können herabschiessen.“ — M II 11 „sy maekt van een koe een windtmülen.“ A (S 2 [a]) „sie macht auß eyner Kue eyn windmülen, auß eym Esel eyn Sackpfeiffen.“ — M II 6 (Heißt das nicht mit der Schrift herumgewischt). A (M 4 [b]) „wie eyn Sau mit eym Chorrock.“ — M II 13 „Copyen coemt wt den hoecken.“ A (S 4 [a]) „Hänlein schlieff auß dem Schälchen: Füchßlein komm auß dem Hölchen.“ — M I 4 (Sie kommt gut an). Zusatz A (E 8 [b]) „mit eym hinckenden pferd auff die hochzeit.“ — M I 3 „dat is al von vercken, de koe is op.“ A (E 7 [a]) „Das ist nur alls von der Sau, die ku ist auffgessen: eyn andere her, vmb die Tochter ist es geschehen.“ — M II 7 „hoort schlechts toe enn merckt, want hier sal enn Ope lammen.“ A (O 3 [b]) „Hört nur zu vnd merkt wol drauf, dan hie wird eyn Kräh eyn Taub machen.“ (a „Sehet vnd höret nur zu, es wird hie eyn groß wunder geschehn.“ P. (214) „merckt nur drauf, den hie wird die Krähe eine Taube machen.“ H. 173 . . . „den hier soll jetzt eine Störchin lammen.“) — M II 1 „dann sy de sake met enne blauwe huycke (Tuch) seer fijn anhangt ende bekleedt.“ A (J 5 [a]) „vnd dadurch eyn blawen dunst macht.“ (a (J 5 [a]) „damit sie jhrer sach gar hupsch ein blawe farb anstreichet.“) — M I 4 „als of sy de locht ontween stoeghen, want wy en achtent doch niet.“ A (F 6 [a]) „was fragen die von Straßburg darnach, was die von Speier inn den Rein pruntzen.“ (Ältere Konzilsbeschlüsse) (F 6 [b]) „Die Römisch Kirch geb nit eyn gelbe Ostersuppe darumb.“ (M 1 [b] f.) (Die Kirche kann Alles zum besten wenden) „wie eyn Bien die stinckende Blumen“ (obwohl ihre Lehrer sich darüber streiten) „vnd vmb Josepho Hosen eynander zersausen“ (daran ist nichts gelegen) „minder als am Judasjagen in der Rumpelmetten.“

Kleine Änderungen ergeben sich dadurch, daß Fischart hier wie anderwärts die Ausführungen des Originals vielfach auf deutsche heimische Verhältnisse überträgt. Z. B. M I 11 „Hollantsche koyen.“

A (H 5 [a]) „Schweitzerkue." — M II 2 „te Mecheln." A (K 5 [a]) „zu Rotweil." — M II 1 „Lueven ende Parijs." A (J 5 [b]) „Löven, Parys, Cölln vnd Jngolstatt." E (73 [b]) fügt nach Cölln ein: „Mönchen, Dillingen." Und so an vielen anderen Stellen. — (Waren der Kaufleute) M II 11 „van Parijs oft van Lions." A (R 8 [b]) „zu Franckfurt vnd Leipzig." — M II 11 „Brugghe — Ghendt." A (S 2 [a]) „Heilgenberg — Hohen Haßloch." — M II 13 „So een plompe Hollander oft een malle Brabander oft ove een botte Vlaminck die lust hadde om alsulcke Herrenkost te smacken." A (S 5 [b]) „Da nun jrgend ein grober Teutscher solche Catholische Herrenbißlin zu kosten lust hette." — M II (Vorrede) „met help ende bystant van de soete L. vrouwe van Halle ende van alle de L. Santen ende Santinnen, welcker Reliquien tot Antwerpen op den hooghen Altaer zijn lighende." A (J 2 [b]) „vnd solchs mit hülff des grosen Gots zu Schafhausen, welcher jetzt den Ketzern daselbs zu schmach zum grosen kreutz gen Stromberg verreyßt ist."

Noch einige Beispiele größerer Abweichungen vom Wortlaute der Vorlage. M I 2 „ick behoefte vorwaer wel hondert tonghen ende een paer hondert pennen met eenem stalen mondt ende yserne stemme". A (D 5 [a]) „Aber ich bedörfft wol stälene federn oder zum minsten eyn feder aus S. Michels flügel." — M II 1 „ten ware datmen daer door vryen orlof ende licentie kreghe om de texten der schrift met sophistische consten te buygen enn te dracyen so men will." A (J 4 [b]) „Dann meynt jhr, daß man sie vergebens weihe, öle, salbe vnd schmiere? Neyn zwar, sonder darumb, das sie auch den geigenden karren der Schrifft (so jhnen wee inn Oren thut) sanft vnd lind schmieren vnd jhn biegen vnd lencken, wie sie wollen."

Ein Beispiel für eine ausnahmsweise mehr nüchterne Ausdrucksweise Fischarts. M I 4 „die doch all daer noch int brouhuys, noch int backhuys ghesien en zijn!" A (F 3 [a]) „welcher man doch inn der Kirchen kaum achtet."

Andere Erweiterungen gehen schon allmählich in die Gruppe der sachlichen Zusätze über, die frei dem Texte der Vorlage hinzugefügt werden. Ein hübsches Beispiel eines solchen Überganges bieten die echt Fischartischen Wortspiele über die Reformatoren, die durch einen kurzen Satz von Marnix angeregt worden sind. Bei M V 1 „Sommwijlen grijpen sy eenen Caluinum by den neck, somwijlen eenen Bezam. Sommwijlen heppen sy het op Marots Psalmen geladen." A (Bb 1 [a]) „Bißweilen erwischen sie ein Lutherum beim halß, welchen sie zu jrem bösen dantz Lautenschläger heyssen, bisweylen den Melanchton, welcher jnen auß Mäl, Ancken vnd thon ein vnverdäulichen Brei gekocht hat, bißweilen wie die Cöllner einen Butzer, der jnen schier das blut auß der Nasen gebutzt hat, bißweilen ein Zwinglin, der sie

inn den Notstall der H. Schrifft hat wöllen zwingen, bißweilen erhaschen sie einen Calvinum beim Nacken, welcher iren zarten Mägen den Wein zu kalt eingeschencket hat, bißweilen ein Bezam, für welchen sie all tag betten, wann sie Erlöß vns vom Bösen betten, zun zeiten kützeln sie des Luthers Psalmenbuch, vnd sonderlich, Eyn feste Burg etc. vnd Erhalt vns Herr etc. Zun zeiten stechen sie Marots Psalmen inn die augen." (Vgl. „Geschichtklitterung" S. 131 Z. 7 „Kaltwinisch", S. 190 Z. 2 von unten „Erlöß vns vom Beza." Zusatz 1582.)

Der Bienenkorb Fischarts enthält 28 eingestreute deutsche Versstücke von je 2 bis 30 Reimversen. Die Reimpaare auf dem Titelblatt, die zwei Gedichte am Ausgang des Kapitels II 17 und das Gedicht über die vier römischen Evangelisten, am Schluß des ganzen Werkes sind Zusätze Fischarts. Die übrigen sind Verdeutschungen lateinischer Verse oder Prosazitate, an zwei Stellen italienischer Versstücke, die schon alle aus Marnix übernommen worden sind und die auch schon das Original in holländischen Versen wiedergibt. Die genannten Gedichte sind abgedruckt bei **Kurz** 3, 300—307 nach der Fassung C. Hier sind fünf Reimpaare übersehen, die Alle lateinische Verse wiedergeben.

A (F 2 ᵇ) „Wir mehren die zal vnd können vns anders nichts vermessen,
Dan das wir das Brot aus den Schimmel helffen essen,
(Seit B (F 2 ᵇ) Brot tapfer auß dem Schimmel fressen".)

A (G 6 ᵇ) „Christi vorhaut vnd Nabelstuck
Sammt sein Solen sint hie zum schmuck".

A (P 6 ᵃ) „Ob tausent nemmen daruon
So thut doch nichts dran abgon".

(B Vers 1 nach „nemmen": schon.
Vers 2 nach „thut": „daruon doch nichts abgon".)

A (Q 4 ᵃ) „Der ware Felß Christ Gottes Son
Begabt Petrum mit diser Kron
Vnd Petrus schickts Rudolph zu lon".

(In C (Q 4 ᵃ) Vers 1 „Christi" — E (134 ᵇ) „Christus Gotts".)

A (Q 5 ᵃ) „Christus hat Rom Sanct Peter geben
So gibt der Pabst die Kron dir eben".

(B (Q 5 ᵃ) und E (135 ᵇ) Vers 1 „S. Petern".)

Fischart geht bei der Verdeutschung aller dieser Versstücke verschieden vor. Bald schließt er sich enger an das Latein an, als an die meist ziemlich freie Übertragung von Marnix, bald läßt er sich vom Wortlaut und Strophenbau des Niederländischen beeinflussen, bald weicht er von beiden Fassungen ab und gibt nur eine dem Sinne im allgemeinen entsprechende Verdeutschung.

Einige Beispiele dafür:

M II, 5.

„Onder verscheyde ghedaenten sijn, Die doch niet anders dan teeckens zijn, Schuylen seer hooghe dinghen: De spijs es vleesch, bloet is de wijn Maer Christus onder beyder schijn Blijft heel sonder verminghen . . .“	Sub diversis speciebus Signis tantum et non rebus Latent res eximiae: Caro cibus, Sanguis potus Manet homo Christus totus Sub utraque specie . . .

Fischart A (L 4^{b}) E (91^{b}).

Bei vnterscheydnen gstalten sein,
Die doch nichts dann nur zeychen sein,
Ligen verborgen grose ding:
Die Speis ist fleysch, Blut ist der Wein,
Doch Christus vnter beyder Schein
Pleibt vnvermengt gantz aller ding . . .

M VI 4.

Braecht ghy waerom Leo tsacrament niet en mocht Ghenieten voor zijn doot? hy had het al vercocht.	Sacra sub extrema, si forte requiritis, hora Cur Leo non potuit sumere? vendiderat.

A (Ff 1^{b}) E (249^{a}).

Villeicht mancher möcht fragen heut,
Warum Leo inn sterbens zeit,
Das Sacrament nicht kont empfangen?
Das macht, es war jm kauff drauff gangen.

M IV 3.

O ghy houdt lieflick ende soet, Die ghy so soete nagelen voedt, Ende soeten last vol van ghenaden, Weest nu van ons vriendelick gegroet, Ghy waert alleene weert end goet, Den Hemelschen Coninck tei laden.	Dulce lignum, dulces clavos, dulcia ferens pondera. Quod solum fuisti dignum, sustinere Regem Coelorum & Dominum.

A (Z 3^{a}) E (197^{a}).

O süßes Holtz, O Nägel süß,
Die den süsesten last tragen.
O Herlichs Holtz sei offt gegrüßt,
Welchs allein thetst behagen,
Das an dich ward geschlagen
Deß Himmels Herr mit plagen.

Fischart hält sich hier enger an den lateinischen Wortlaut, übernimmt aber die sechszeilige Strophe Marnix'.

M II 14.

Schilders met haer pinceel ent Poeten met dichten
Mogen wast allerley vreemde grillen aenrichten.

Pictoribus atque Poëtis | Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.

(Nach Horaz, Epistolarum III, Vers 9 f.)

A (S 8 b) E (157 b).

Malern vnd Dichtern ist erlaubet
Zu malen, offt das man nicht glaubet,
Ir Recht ist vil zu maln vnd Reimen,
Welchs vber Nacht jn thut nur treumen.

Von den Verdeutschungen der zwei italienischen Reimsprüche in VI 3 und VI 6 (E 256 a und b nach Petrarka), wobei sich Fischart mehr an die holländische Fassung hält, sei der erste als Beispiel vorgeführt.

M VI 3.

Vrouwen, Slecken, ende Mangeguerra veelgeacht,	Le donne, lumagi e mangaiguerra,
Hebben my van den Stoel onder d'Aerde ghebraecht.	M'hanno levato dalla sedia, e posto in terra.

A (Dd 5 a) E (235 a).

Schön Frauen vnd Mörschnecken
Vnd Mangegwerr der Wein;
Heben vom Stul im schlecken
Mich inns kalte Grab hinein.

Zum Schluß ist noch das bei Kurz ebenfalls fehlende Versstück „An den Leser", das dem „Vorredlin" folgt und von Fischart aus dem Original übersetzt und um vier Verse erweitert wurde, mitzuteilen.

Marnix auf der Rückseite des Titelblattes

„Tot den Leser.

Leser, Leest dit met vlyt: Hier sult | ghy sien end mercken | De wysheyt end verstant van de Lo | -uensche Klercken."

Fischart. A (A 3 a) Nach dem „Vorredlin"

„An den Leser.

Diß Büchlin leßt jhr liben Christen,
Dann darinn werd jr spüren,
Die witz der Lövischen Sophisten,
Wie sie die Leut verführen.
Wie sie mit honig alls verstreichen
Vnd drunter gifft verstecken,
Drumm sie den Scorpion sich gleichen,
Die vor dem stich eyn lecken."

B Vers 3 für Lövischen] Päpstischen.[1])

---

[1]) Abänderungen erleiden diese Gedichte, die alle schon in A stehen, in den späteren Fassungen nur zum geringsten Teile. Außer den kleinen Änderungen, die in den obigen Nachträgen erwähnt wurden, teile ich noch mit: Kurz Nr. 8 Vers 7 bei A fehlt versehentlich „recht". Vers 9 lautet hier „Den dein Spitze hat verwund." — Kurz Nr. 17. Die Verse 7—10 fehlen noch in A (Ff 6 a) und kommen in B hinzu. — Kurz Nr. 21 Vers 4. A „Schlavin," B „Knechtin." — Die Reime auf dem Titelblatt fallen in E weg. — Die Verdeutschung der Grabschrift auf Lukretia Borgia (Kurz Nr. 13 E 243 a) entnimmt Fischart wörtlich Baleus-Müntzer S. 683 (über diese Schrift unten S. 121), nur Baleus Vers 5 für Wars] „Ihrs" — und Vers 6 „Hicher gelegt hat jhren Leib." Hingegen ist Fischarts Verdeutschung des Spruches über Leo X. (oben S. 70) ganz abweichend von der Müntzers S. 714. „Fragstu warumb doch Bapst Leon" — „Er hat es alls verkaufft vmb geld" (drei Reimpaare).

Und nun zu den eigentlichen sachlichen **Zusätzen**, die nicht nur den sprachlichen Ausdruck erweitern, sondern ausgesprochen stofflich Neues dem überlieferten Texte hinzufügen. Sie zeigen zur früheren Gruppe allmähliche Übergänge. Zuweilen ist es schwer zu entscheiden, ob es sich nur um eine Belebung und Verstärkung des stilistischen Ausdrucks oder schon um einen stofflichen Zusatz handelt. Redensarten, Bilder, Vergleiche, die stärker ausgesponnen, ja zur Mitteilung von Schwänken erweitert werden, sind schon den Zusätzen zuzurechnen. Z. B. A (P 2ª) „dann malet schon der Müller nicht bei tag, so versiehts doch die Müllerin (C mit dem Guardian) bei nacht."

Bedeutsam und von großem Umfang sind die Zusätze Fischarts zu dem niederländischen Bienenkorbe. Fast keine Seite ohne mindestens einen kleinen Zusatz, fast kein Kapitel ohne eine ganze Reihe umfänglicher, oft seitenlanger Zusätze. Der größte Teil dieser Zusätze steht bereits in A. Aber Fischart hat in den späteren Auflagen mehrere meist kleinere Zusätze hinzugefügt und die älteren zum Teil erweitert, in B und C in stärkerem, in E, seiner letzten Revision, in geringerem Ausmaße. Er hat in diesen Zusätzen die antikatholische Satire und die Derbheit der Ausfälle verschärft und außerdem auf neuere literarische Erscheinungen und kirchenpolitische Ereignisse Rücksicht genommen. Im ganzen umfassen dann die Zusätze in E etwa den sechsten Teil des Werkes. Die neuen Zusätze von B und C zeigen eine ganz bestimmte Tendenz, wovon noch später die Rede sein soll.

Unter den Zusätzen befinden sich auch die bereits oben erwähnten vier Gedichte: das gegen Nas gerichtete Gedicht auf dem Titelblatte, zwei gegen die katholische Geistlichkeit gerichtete Versstücke (das erste über uneheliche Kinder, das zweite „Stichreime von Herrn Goldrich"), endlich das Schlußgedicht Signum apostolicum sub Annulo veritatis, die Erläuterung eines Bildes: die Wahrheit gekrönt, aufs Kreuz sich stützend, die heilige Schrift auf den Knien aufgeschlagen, den Tod unter sich, umgeben von vier Tieren mit Mönchischen und priesterlichen Abzeichen, den „vier Römisch Evangelisten".

Die zahllosen Zusätze des Prosatextes fügen sich gut in den Wortlaut des Originals ein. Beide Texte sind einander verwandt in Stoff, Gesinnung und Darstellungsweise. Fischart bringt aber doch durch seine Zusätze ein sich stärker abhebendes fremdes Element hinein. Er nimmt nicht nur mehr Rücksicht auf deutsche Verhältnisse, er verstärkt auch alles in Stil und Temperament, er gestaltet die Satire noch persönlicher und rücksichtsloser, den Ton noch herber und anstößiger und überbietet weit die von Marnix gebotene Fülle des Ausdrucks und der Argumente.

Fischarts Zusätze sind auch durch seinen besonderen Stil erkennbar. Denn auch diese Teile des Bienenkorbs, welche nicht eine Bearbeitung der Vorlage darstellen, sind überaus reich an Sprichwörtern, Bildern, Vergleichen, derben Witzen, echt Fischartischen Wortspielen und Wortschöpfungen. Beispiele dafür geben die zahlreichen, in den folgenden Abschnitten von verschiedenen Gesichtspunkten aus ganz oder zum Teil abgedruckten Zusätze.

Wichtiger ist, daß Fischarts Bearbeitung auch im großen von der Vorlage abweicht. Durch seine Zusätze hat er nicht nur die im Ton einheitliche innere Form, sondern auch die im ganzen geschlossene innere Form des Bienkorf durchbrochen. Abgesehen davon, daß er die bereits sehr umfängliche Vorlage bedeutend erweitert, fügt er auch zum Gegenstande nicht gehörige persönliche Angelegenheiten ein. So seine zahlreichen Ausfälle auf Nas und die Hinweise auf seine eigenen und seines Freundes Nigrinus Schriften. (Vgl. S. 87 ff. und 93 f.)

Vor allem auffällig ist es aber, daß Fischart, während Marnix den beabsichtigten Ton der Ironie mit kleinen Ausnahmen sicher handhabt, in vielen Zusätzen, namentlich der späteren Ausgaben unmittelbar in rohe Schmähung des Gegners verfällt. So bei der Verurteilung der katholischen „Eiferstücklein" in Frankreich, besonders der Pariser Bluthochzeit (E 211), bei den anstößigen Witzen über Mönche und Nonnen, bei der leidenschaftlichen Bekämpfung der Jesuiten (21[a], 211[b] und andere), bei der Verteidigung der protestantischen Bewegung in Deutschland (104[a]). Unerhörte Schimpfwörter schleudert er in dem Kapitel II 10 den Päpsten ins Gesicht: „Gekrönt Trachenhaupt," „babylonische Dirne," „Eschengrütel und Mistfink," „der geile Blutschänder Alexander VI." und der „Sechsdrecketalische Jubiliardichter Bonifacius der Acht" usw. In den antikatholischen Schlußabsätzen der Fassung B wird Gentian Hervet, den Marnix mit feiner Ironie rühmt, von Fischart verhöhnt. M V 2: „Siet daerom ist dan, dat Meester Gentianus seer wel ende aerdighlyck in dit Artückel besloten heeft, dat sy hatten ende gantschelyck wegnemen het Vasten, het bidden, ende alle Abstinentien ende afftervinge des fleesches." Fischart V 3: „Darumb redt M. Gentian auf einer Seiten des mauls war, auff der andern falsch, mitt dem vndern lefftzen warm, mitt dem obern kalt; vnnd ist so ein belesner Man, wann er ihm Paurencalender eyn Narrenkapp sicht, so weiß er gleich, daß Faßnacht ist." In C kommen dann noch die antikatholischen Ausfälle in den Kolumnen hinzu.

Ehe ich zu einem trockenen Verzeichnis sämtlicher Zusätze aller vier in Betracht kommenden Fassungen schreite, will ich erst eine allgemeine Würdigung der Zusätze geben, zunächst jener der ersten

Ausgabe und dann die besondere Art und Richtung der Zusätze von B, C und E charakterisieren.

Die wesentlichsten und allgemeinsten Gegenstände des damaligen konfessionellen Streites werden breit und meist mit beißendem Witz in diesen Zusätzen behandelt. Gleich der erste Zusatz des ersten Kapitels (E S. 4[b]—6[b]) erörtert die der Kirche gefährlichen Episteln S. Pauls an die Römer, welche ketzerischen Anschauungen so sehr entgegenkämen, mit allerlei Zitaten, Geschichten, Beschreibung eines Bildes usw. Der zweite umfängliche Zusatz am Schlusse dieses Kapitels (7[a]—10[a]) gibt unter anderem eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Streitpunkte zwischen den Katholiken und den Neuerern. „Die fünf junge Sakramentlin" der katholischen Kirche, ferner der Ablaß, das Altarssakrament in einer Gestalt, das Fegefeuer, die Fasten, der Zölibat werden mit beißender Ironie gepriesen. Im zweiten Kapitel werden dann zunächst die Zeremonien der Messe verspottet (14[b] f.) und in dem umfänglichsten aller Zusätze (20[a]—23[a]) viele Geschichten von neuesten Wundern und Teufelsaustreibungen der Jesuiten erzählt. Am Schlusse dieses Kapitels findet sich ein Zusatz über die Mißachtung der heil. Schrift durch die römische Kirche, im 3. Kapitel mehrere Zusätze über Nichtbeachtung oder Bekämpfung der Kirchenväter, soweit sie in ihren Aussprüchen dem Papsttum nicht entsprechen.

Mit dem 4. Kapitel des ersten Buches beginnen die Zusätze über katholische Heiligenverehrung, die dann durch das ganze Buch durchgehen bis zu VII 10, einem der letzten Abschnitte. Es sind vielfach nur kurze Einschübe, scherzhafte Anrufungen von Heiligen, boshafte Anspielungen auf abgöttische Verehrung von Reliquien, auf den Aberglauben einer (bestimmten Heiligen zugesprochenen) Heilwirkung, gelegentlich auch anzügliche Scherze, wie z. B. 88[b] (das steht der Kirche keineswegs an) „minder als S. Sebastians Bild die Kleider, wiewol jhm etwann ein erbare Matron ein Kleid anwarff, da jm die Bruch entfallen wollt". „Lugenten" und Schwänke werden von verschiedenen Heiligen erzählt oder in längerer Reihe kurz angedeutet z. B. 209[b] und Heiligenbilder komisch beschrieben z. B. 82[b] „Den Malern aber glaubt man gern, weil sie halb Poeten sind. Dann wem sie ein schein vmb den Kopf mahlen, den muß man warlich für Calenderheylig halten vnd sie mahlen nicht bald vmbsonst dem Joseph in Egypten ein Gaillardisch Welsch gesäß an, dieweil er an Pharaons Hof ein Hofmann war. Hat man jenen Mahler ja gestraft, der dem Euangelisten Johanni ein Bart anmahlet vnd dem geschundenen Bartholomeo keinen." Die Namen der von Marnix IV 4 zusammengestellten Heiligen, die bestimmte Ämter versehen, als Schutzpatrone bestimmter Städte, Länder, Stände,

Zünfte, Haustiere, als Volksärzte bestimmter Krankheiten und Übel verehrt werden, hat Fischart noch vermehrt. Den Höhepunkt dieser Art Zusätze aber bildet die umfängliche Erweiterung der Marnixschen Liste von Heiligen-Reliquien (in I 11 S. 63 [a]—64 [b]). (Vgl. S. 118 ff.)

Ungemein umfänglich sind auch zusammengenommen die vielen kleinen und großen Einfügungen und Beispiele schwachvollen Vorgehens der Päpste in II 10. (Vgl. unten S. 121 ff.) Ebenfalls vom konfessionell-polemischen Standpunkte aus vorgebracht sind in II 16 (163 [b]—167 [b]) die umfänglichen Zusätze zu den betreffenden Ausführungen von Marnix, wo Fischart die im katholischen Süden Deutschlands an kirchlichen Festen altüblichen Volksbräuche schildert. (Vgl. unten S. 135 ff.)

Die Mönche und Nonnen kommen in den Zusätzen sehr schlecht weg. In gelegentlichen kleinen Scherzen, Ausrufen, boshaften Anspielungen oder breiter Vorführung schmählicher Schwänke leistet Fischart hier das Äußerste an Anstößigem. Beispiele wie die folgenden sind lange nicht die ärgsten: (Das hat seinen Bescheid) 97 [b] „wie des Mönchs hand vnter der Priorin tafel.“ — (Die Kirche will es haben) 95 [b] „vnd sollten alle Nonnen keyn Kinder meh haben!“ — (Der Papst soll zwei Schwerter führen) 131 [b] „Hoho jr schlaffende Nonnen hört jr das: diß heißt am Kämmerlein angekloppft, wann man gar hinein fällt“, und im Kapitel II 8 werden den Nonnen im Fegefeuer nicht wieder zu gebende Aufgaben zugewiesen.

Am schlechtesten aber ergeht es in Fischarts Zusätzen den Franziskanern und den Jesuiten. Schon Marnix hat hauptsächlich auf Grund des Liber conformitatum die Legende des heil. Franziskus und dessen Ordensbrüder verhöhnt. Fischart aber greift die Bettelorden, durch das ganze Buch verstreut, an vielen Stellen an. Er wünscht den Barfüßern 24 [a], angeregt durch ein vom schottischen Dichter Georg Buchanan (1506—1582) verfaßtes Schmähgedicht wider die Franziskaner, sie sollten den Lendenstrick um den Hals tragen. Er entwirft (25 [a] und 26 [a]) die langen Reihen ihrer Sekten und Rotten und beschreibt deren verschiedene Kleidungen, Abzeichen und Feldzeichen, beides im Anschluß an seinen „Kutten- und Sektenstreit“, er erzählt (192 [a]) von einem alten Mütterlein, „welches S. Franciscum vnd S. Dominicum, so neben dem Kreutz Christi gemalet stunden, für die zwen Mörder hat angesehen,“ er verhöhnt sie implicite in den vielen gegen Nas gerichteten Ausfällen.

Auch in der Bekämpfung der Jesuiten geht Marnix voran. In I 2 rühmt er ironisch die Jesuiten, weil sie den drei alten Ordensgelübden (Gehorsam, Armut und Keuschheit) das vierte, sie vor allem auszeichnende, Gelübde hinzugefügt haben, auf Befehl des Papstes durch alle Länder bis ans Ende der Welt zu reisen. An diese Aus-

führungen knüpft Fischart an mit seinem (unten eingehend erläuterten) großen Bericht über die Wunder und Teufelsaustreibungen dieses neuen Ordens. (Vgl. S. 110 ff.) An mehreren Stellen des Bienenkorbs spielt Fischart neuerdings auf die hier erwähnten Vorgänge namentlich auf Canisius (103[b] Randbemerkung, 171[a], 194[a], 215[a] 252[b], 260[b]) an, er weist in diesem Zusammenhang auf seine antijesuitische Jugenddichtung, den „Nachtraben" hin (20[a], 215[a] und andere). Fischart erkennt es ferner als die größte Gefahr für die Evangelischen an, daß die Jesuiten sich bei den Fürsten einzuschmeicheln und die Jugend zu gewinnen trachten als Hofprediger, als Lehrer, als Begründer von Kollegien. Wie in einem späteren Zusatz zur „Geschichtklitterung" (S. 227, 268), so weist er auch im Bienenkorb mit gewichtigen Worten auf dieses gefährliche Vorgehen hin: (211[b]) „Wer verhetzt auch heut in Hoch Teutschland etliche fridsame Teutsche Fürsten vnnd Hochmilte Fürstinen mehr zur verfolgung vnd grewlichkeit, dann die Newe Heuchlersect vnd Brandschirer, die genanten Jesuiter, so sich für Hofprediger, für Beichtvätter, für Fürstliche Praeceptores, für Schulmeister der jugend in den Stätten, für der Kirchen Inspectores hin vnd wider dargeben vnd einschleyffen. Vnnd darneben was die Ketzermeister inn Hoch Teutschland mit gewaltsamkeit nicht vermögen, sie durch heimlichs scheinliches verlügen vnnd verhetzen (welchs dann Catholischer Eyfer heißt) verrichten vnnd die Leut gegen ihren Euangelischen verwandten, Nachbarn vnnd Landsleuten dermassen gifftlich verbittern, das wann sie sie nur ansehen, die Zän ober jhnen zusamm beissen." Und wo immer Marnix die Hochburgen katholischer Wissenschaft, die Sorbonne in Paris und die Universität in Löwen nennt, fügt Fischart in seiner verbreiterenden Übertragung neben deutschen katholischen Universitäten auch die neuen Jesuitenkollegien im Reiche hinzu. Für M II 7 und III 2 „onse Doctoren van Louen" sagt er A (N 1[a]) „vnsere Schriftgelehrten zu Pariß, Cölln, Löven, Ingolstatt, Dillingen vnd hin vnd wider in hohen stifften vnd Klöstern vnnd sonderlich vnsere Jesebellitischen Hoffpredigerlin an Fürsten Höfen" (B Predigerlin vnd Professorn"). — (Zu Löwen und Paris) II 5 fügt er hinzu 96[b] „alle Jesebellitische Wundertäter zu Dillingen, Mönchen vnd hin vnd wider in Winckeln vnd an Höfen". (Ebenso 237[b], 252[b] „Louisch vnnd Suistisch Weißheit" und andere.) In den späteren Fassungen werden die Zusätze gegen die Jesuiten noch bedeutend gemehrt.

Keine Glaubenslehre der katholischen Kirche wird hier so oft bekämpft als wie das Fegefeuer.[1]) Wie in anderen Werken, so verhöhnt er im Bienenkorb auf das derbste den Glauben an das Fege-

[1]) Vgl. Catalogus oben S. 14.

feuer und was damit zusammenhängt: Seelenmessen und Ablaß, vielfach in Zusätzen zu Ausführungen von Marnix, aber auch in selbständigen Einschüben durch das ganze Buch hindurch, schon in der Widmung an Sonnius, in dem schon erwähnten großen Zusatz zu I 1, ferner in I 3 nach Bonaventura 37 a „Das Fegfeuer ist weder droben noch drunten, noch in der mitte: so fragt man, wo ist es dan? so antwort man Nusquam, Niendert in Utopia.“ Mit der Randbemerkung: „Das Fegfeuer ist in Pantagruels Nienenreich.“ An mehreren Stellen verstreut, namentlich aber in dem schon von Marnix der Bekämpfung des Fegefeuers gewidmeten Kapitel II 8 boshafte Randbemerkungen und Witze. (In der Widmung A 4 b, ferner S. 50 b, 93 b, 120—124.)

Unter den Ereignissen des konfessionellen Kampfes der Zeit hat die Pariser Bluthochzeit immer von neuem Fischarts Ingrimm aufgestachelt. Er hat ihr ja eigene Publikationen gewidmet[1]) und nun auch im Bienenkorb Kapitel V 1, wo Marnix ironisch die Behauptung versicht, man dürfe Ketzer falsch beschuldigen, als Hauptbeispiel für diß „Catholisch Eifferstücklin“, die Ränke der Katharina von Medici, die endlich das „Bartholomeisch Blutfest“ verschuldeten, (211 a) breit vorgeführt, auch an anderen Stellen (so 140 a) die Bluthochzeit und im Zusammenhang mit einem Hinweis auf den Schmalkaldischen Krieg die Religionskriege der Hugenotten überhaupt kurz erwähnt.

Eine größere Reihe von Zusätzen fällt in die Gruppe der langen Listen, die Fischart in allen seinen Werken liebt und auch im Bienenkorb in selbständigen Zusätzen oder an Stellen, wo Marnix mit Redensarten wie: „ende andere dergehelicke“ oder „noch hondert duysend alsulcke“ abbricht, in reichlichem Grade anbringt. Gleich auf der ersten Seite am Beginn der Vorrede schüttet er dem Leser einen ganzen Haufen zahlloser, für den römischen Bienenkorb bestimmter „Blümlein vnd Kräutlein“ vor die Füße. An späteren Stellen erweitert er Marnixsche Listen, so (55 a) römische Kultgegenstände hebräischer Abstammung, (29 a, 30 a, 60 b) Titel katholischer scholastischer Schriften und Legendensammlungen, (63 ff.) die schon erwähnten Reliquien, Heiligtümer und Wallfahrtsorte, (214) nach Surius schmähliche Schwänke und böse Gerüchte über Luther, Zwingli, Butzer, Melanchthon und Beza. Und endlich die große Liste (212 a) von evangelischen Ländern und Städten jener Zeit.

Wie in der sprachlichen Umarbeitung des Originals, so hat Fischart auch in seinen Zusätzen heimische und überhaupt deutsche Verhältnisse berücksichtigt. Von den großen Zusätzen mit Nennung deutscher Heiliger und deutscher Wallfahrtsorte, mit der Vorführung

---

[1]) Vgl. Euphorion 8, 529 ff.

kirchlicher Volksbräuche im katholischen Süden Deutschlands, sowie von der Erwähnung deutscher Hochschulen war schon die Rede. Einzelnes wäre noch anzufügen. Marnix sagt in VII 9, es könnte geschehen, daß das ganze Geschlecht der „römischen Bienen" verginge, wie es denn in England und Schottland schon der Fall sei. Fischart fügt hier hinzu (268 b) „Sachssen, Hessen, Pfaltz, Denmarck". — In II 8 sagt Marnix, die Seelen im Fegefeuer möchten gerne zurückkommen und wenn sie nur schwarzes Brot essen dürften. Fischart fügt hier ein A (P 3 a) „ich denck inn der Eiffel oder in Westphalen" (C 115 a hiefür: „in freien Bergen"). Ebenda schildert Marnix den Jammer der armen Seelen im Fegefeuer, die leiden wie Schinken, die sieben Jahre in den Rauch gehängt werden. Fischart fügt hinzu 121 b „oder als wen man jm Elsaß inn Kellern den Wein feuret"; in einem Zusatz 70 b wird „der Erdfortischen Glocken klang für allen andern Glocken" erhoben und vieles andere. — Deutsche Lieder und Sprüche werden in Zusätzen zitiert, deutsche Volksbücher, Sagen und Schwanksammlungen wie der Pfaff vom Kahlenberg (90 b), der Finkenritter (200 a Randbemerkung),[1] der Hackelberg, der Poltergeistersee (26 b), Eulenspiegel (191 b) oder der Rollwagen (214 b) werden kurz erwähnt. Von deutschen Schriftstellern werden außer Nas, Nigrinus (vgl. S. 93 f.) und zahllosen Theologen, noch Murner (Schelmenzunft 10 a Randbemerkung, Testament von der Messe 198 a, Gauchmatt 219 a), Spangenberg (Die sieben Bösen in Teufels Carnöffelspiel 179 a) genannt.

Zu den Zusätzen in A gehören auch eine große Reihe von Randbemerkungen. Schon Marnix versieht seinen Text mit zahlreichen Randglossen, die zum größten Teile nur zu dem Texte die Belegstellen aus der heil. Schrift, den Kirchenvätern und anderen benutzten Quellen aus der theologischen Literatur und des 16. Jahrhunderts anführen oder kurze Regesten (Inhaltsangaben oder kurze Erläuterungen) zu den einzelnen Abschnitten hinzufügen. Diese Randbemerkungen hat Fischart großenteils einfach übersetzt (mit Versehen in den Ziffern der Quellenangaben). Einige davon hat er in den Text übernommen, nur wenige weggelassen. Er hat aber außerdem zahlreiche (in den späteren Fassungen auch noch erweiterte) neue Randbemerkungen hinzugefügt, und zwar sowohl zu Marnix' wie zu dem eigenen Text, und zwar auch vielfach Angaben seiner Quellen, Regesten usw., aber auch sehr viel scherzhafte und ironische Randglossen, Ausrufe und spöttische Bemerkungen zum Text. Antikatholische Äußerungen, z. B. 43 a „der Papst ist der kopff vnd der

[1] Über weitere Anführungen des „Fincken Ritter" in Fischarts „Geschichtklitterung" und anderwärts vgl. Goedeke, Grundriß 2 2, S. 557 f.

schwantz." — 202 ª „Die Vieh Heyligen" (zu der Aufzählung der Schutzpatrone von Haustieren). — 56 ᵇ „Der Römisch Acker mit allerlei Dreck gemistet." — Neue Vergleiche, z. B. 209 ᵇ „als wann ein Schütz mit willen des Pferds fählet, das er den Reuter herab schiesse." — Sprüche in Prosa oder in Versen: 213 ᵇ „Die Eyer in die Pfan, so werden kein pfipsende Hüner drauß." — 33 ª „Was eym wol schmackt, das ist sein speis." — 51 ª „Wil die Katz nit mausen, so laßt sie draußen." — Auch mit Wortspielen 50 ᵇ „Eugenius oder Eigennutz ist der butz". — Anspielungen auf derbe Schwänke (42 ᵇ, 88 ª usw.) — Redensarten 42 ª „Hier sind sich die Muschel, sagt der Jacobsbruder fuhl jhm der hut in den Kachel" (seit B „Pruntz-scherben.") — 80 ª „Der Pfaffen schelmbeyn im Rucken."

Vor der Besprechung der Neuerungen in der zweiten Ausgabe B, die sich im ganzen von A viel stärker unterscheidet als die späteren Fassungen, muß zuerst festgestellt werden, daß es sich hier nicht bloß um Zusätze, wie bei den späteren Fassungen, sondern auch um sprachliche Änderungen im Texte handelt. Fischart hat für B seine Arbeit nochmals sorgfältig durchgesehen, Unebenheiten des Stils geglättet, Versehen berichtigt und anderes. Im ganzen sind es nur geringe sprachliche (auch seitenlang überhaupt keine) Änderungen. Beispiele für kleine sprachliche Änderungen: A (H 2 ª) „Dannenher auch die bücher," B 58 ª „Von dannenher auch die bücher." — A (P 4 ᵇ) „Dannoch dieweil," B 116 ᵇ „Jedoch dieweil." — Er hat für diese Bearbeitung abermals das Original zur Hand genommen, das ergibt sich schon daraus, daß erst in B an den Schluß das Register nach Marnix mit wörtlicher Übersetzung der Überschrift angefügt wird. Auch in den textlichen Änderungen ist gelegentlich das Zurückgehen auf Marnix zu erweisen. Z. B. M II 10 „twee aerdighe punten," A (P 8 ª) „zwen schöner puncten." Hingegen B 120 ª mit M übereinstimmend: „zwen artlicher puncten." — M II 9 „en lachen, als of sy den tantsweer hadden," A (P 5 ᵇ) „und lachen, als hetten sie Senff gessen," B 117 ᵇ berichtigt: „lachen, als hetten sie das Zanwee."

Die meisten sprachlichen Änderungen in B entfernen sich aber vom Original. Z. B. M II 14 „ende met volle betalinge oft volle doeninge salich worden," A (S 8 ᵇ) „mit voller Zalung vnd genugthuung selig werden,"] B 144 ᵇ „die seligkeit erlangen." — M IV 6 „sweten en schreyen," A (Aa 4 ᵇ) „schwitzen und schreien,"] B 188 ᵇ „schweyssen." — M VI 3 „met Bastaerden genoech te kennen geven", A (Dd 2 ª) „mit Bastart solches genug zu erkennen geben,"] B 210 ª „genugsam bezeugen." — Beispiele von kleinen sachlichen Änderungen M III 2 „met een Hollandsche hulcke in Nortweghen senden," A (X 3 ᵇ) „mit der Hollandisen Schiffahrt in Nordwegen verschicken," B 163 ᵇ „mit der Spanischen Schiffahrt in die Neuen

Inseln verschicken." — M II 13 „gheene pyne noch weedom in hoft noch in de blase," A (S 5[a]) „kein pein, noch wehetagen im haupt noch Blasen," B 141[a] „weder an der lincken noch rechten zehen mehr vbel geheben."

Bei dieser Besprechung der Veränderungen zwischen A und B muß ich bei einem besonderen Falle länger verweilen, weil daraus weittragende Schlüsse gezogen worden sind, die nicht zustimmen. Vilmar (S. 16) weist auf die folgende Stelle hin: M II 10 „oft men mach oock segghen, gelijck als vele onder de Lutherianen selue bekennen, dat een lichaem wel op twee, jae op meer plaetsen op eenen seluen tijdt wesen can." Hierfür in A (P 7[a]) „man kan auch wol sagen, gleich wie Schwenckfeld von Christi leib lehret, das eyn leib zu eyner Zeit wol an zweyen oder mehr orten sein kan." Vilmar meint dazu, daß „der Angriff, welchen das Original direkt gegen die lutherische Lehre vom Abendmahl richtet, beseitigt wird". In B 119[a] steht: „Oder man kan auch sagen wie Schwenckfeld und etlich Lutherische Allenthalblingerherrn von Christi leib lehren, das" u. s. w. So bleibt die Stelle in C. In E 128[b] kommt dann in der Randglosse noch das äußerliche Parteizeichen hinzu „Vbiquitisten". Vilmar schließt daraus mit Hinweis auf die angeblich von Fischart geschriebene Vorrede zu Fides Jesu et Jesuitarum, daß dieser zwischen der ersten und zweiten Ausgabe, „also vom Sommer 1579 bis dahin 1580 ... eine völlige Wendung gemacht und entschieden Partei gegen Marbach, Pappus und die Konkordienformel ergriffen hat." Vogt in der „Geschichte der deutschen Literatur" 1, 325 sagt, die eben angeführte Aussage Vilmars verallgemeinerend, daß Fischart „die Hauptausfälle des Niederländers gegen die Lutheraner, die er in der ersten Auflage noch unterdrückte, in der späteren unverkürzt aufgenommen hat".

Das ist nicht richtig. Vilmar spricht nur von einer Stelle und es gibt kein zweites dieser Stelle ähnliche Beispiel, das Vilmars Beleg stützen könnte. Fischart hat überhaupt in seiner ersten Bearbeitung des Bienkorf keinen sachlichen Ausspruch weggelassen, kein wichtiges Wort, also auch nicht „Hauptausfälle gegen die Lutheraner" unterdrückt. Wo Fischart bei der zweiten Fassung wieder auf Marnix zurückgreift, handelt es sich lediglich um einen sprachlichen Ausdruck, wie die eben gegebenen Beispiele gezeigt haben. Alle neuen Einschübe zu B sind Fischarts freie Zutaten. Marnix nennt überhaupt die Lutheraner und Hugenotten in einem Atem, behandelt beide gemeinsam wie Glaubensgenossen und stellt sie in Gegensatz zu der römischen Kirche.[1]) Nur in der Lehre vom Altarssakrament greift

[1]) Was schon Nas bemerkt und bespöttelt hat. (Vgl. oben S. 53 ff.)

er die Lutheraner meist indirekt an. Und zwar nicht nur an der von Vilmar angeführten Stelle, sondern auch anderwärts, z. B. M I 2 „een stuck Deechs aenbidden.“ A (C 4 a) E 14 b „eyn stuck Teygs anbetten.“ Ferner verhöhnt Marnix in den Kapiteln II 2, 4 und 5 aufs bitterste die katholische Auffassung von der Transsubstantiation. Diese Auffassung von der durch priesterliche Konsekration bewirkten Stoffverwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi haben zwar die Lutheraner verworfen, halten aber im Gegensatz zu den Reformierten fest an der wirklichen Allgegenwart des Leibes Christi bei der Reichung des Abendmahls (Ubiquität). Diese Ausführungen Marnixens hat Fischart schon in A ohne Widerspruch übersetzt, ja derbe, höhnische Randbemerkungen hinzugefügt, die sich einmal unmittelbar gegen die Lutheraner richten, und zwar auch bereits in A (L 2 b) E 89 a „Sie wollen das fleysch, wo die Lutherischen mit den beinen hinkommen.“

Die Beobachtungen Vilmars (S. 15), daß der Ausdruck „Lutherische“ in E meistens in „Evangelische“ geändert wird, ist richtig. Aber wenn Fischarts völlige Wendung zum Calvinismus bereits vor B erfolgt wäre, so hätte er diese Änderungen in dieser Fassung schon durchführen müssen. Bemerken möchte ich dazu auch, daß schon in der ersten Fassung A (B 3 b) „der heutigen Evangelischen lehr“ für M I 1 „der Lutheriansche ende Hugenoosche lere“ steht.

So ein rascher Umschwung in der konfessionellen Glaubensmeinung, wie Vilmar ihn hier annimmt, ist überhaupt sehr unwahrscheinlich. Übrigens geben ja auch Vilmar und Vogt im allgemeinen zu, was richtig ist, daß Fischart schon vor 1579 sich immer mehr der calvinistischen Richtung zugeneigt hat, daß er überhaupt ein entschiedener Feind aller konfessionellen Streitigkeiten innerhalb der Protestanten und immer ein Feind jedes Glaubenszwanges gewesen ist.

Nun ein Beispiel einer seltenen, stärkeren, auch sachlich abweichenden und mit Einschüben versehenen Abänderung zwischen A und B.

M II 18. „Want onse H. Vader de Paus mach daer over dispenseren alst hem ghelieft. Maer dat heeft zijn bescheydt in des Paus fondament, dat wy hier boven onwederleggelyck bewesen hebben soo sterck te zijn, dat de duyvelen der Hellen daer teghen niets en vermoghen. Op dit pas willen wy alleenlyck bewysen, dat soo wann eer het de H. Kercke ghelieft de seven Ordenen ordentlyck te ghebruycken, die kan sy alle te hoop upt der schrift aerdich ende fijn bevestigen.“

A (V 4 b). „Weil vnser H. Vatter der Babst mag frei drüber dispensiren, wie es jme gefelt. Aber das hat seinen bescheid inn deß Papsts fundament, das wir hie oben so starck sein vnwiderleglich bewisen haben, das auch die Teuffel inn der Höllen nichts darwider vermögen. Auff dißmal haben wir alleine diß beweisen wöllen, das wann es der Heil. Kirchen gelust der siben Orden ordenlich zugebrauchen, das sie die all vber eyn hauffen auß der Schrift artig vnd fein befestigen können.“

B 156ᵃ. „Dan vnser H. Vatter der Papst als aller Official Großmuter, mag frei drüber dispensiren, daß ist, mag den eynen mit Heyligthumb bestreichen, den andern mit Treck bescheissen. Nun diß hat seinen bescheyd, wie Glocken weihen vnd Narren giesen in der Faßnacht, es geht doch beids auf schellen vnd klingeln auß. Gleich wol sind euch nun die 7 Orden eben so schön wie das lesen der 7 Horas bewisen. Nun hin, daß die Corschuler komen, vnd tapffer vm den Parchet singen: dan der Thumbherr hat schon sein Presentz vnd rent daruon, als ob ihn die Kirch an hindern prennt."

Die zweite Fassung B hat außer den oben erwähnten Abweichungen und Neuerungen gegenüber A eine große Reihe von meist kleineren Zusätzen. Wir können sie im wesentlichen in drei Gruppen anordnen. 1. Ganz kleine Einschübe in den älteren, aus Marnix übersetzten Text. Solche Einschübe von einem Worte oder zwei und mehreren Worten finden sich oft seitenlang mehrfach auf je einer Seite. Sie sind zumeist zu neuerlicher Verstärkung des sprachlichen Ausdruckes bestimmt. Vielfach sehr derb. Sie bestehen z. B. aus einem Beiwort: B 187ᵇ „vnd Anckenschmutzige Ketzer," 21ᵃ „mit disen Carthaunenmächtigen worten." Sie verdoppeln den Begriff 21ᵃ „gauckelei vnd Meichelei," 149ᵇ „rauben oder verzucken." Sie fügen nähere Angaben hinzu: 54ᵇ „eine fromme Nonne bei finster nacht." Sie bestehen aus neueingefügten Redensarten, Scherzfragen, Ausrufen, Vergleichen: 182ᵇ „die scherben zeigen an, daß der Hafen gebrochen ist." — 78ᵃ „Heyßt das nicht wol einkehrt? S. Julian bestell vns die Herberig." — 144ᵇ „Aber wo nemmen?" — 163ᵇ „vnnd sie eben zieren wie eyn Esel eyn Roßmarkt." — 151ᵃ „wie ein Saw im Chorrock, vnnd ein Aff in Stiffeln." — 216ᵇ (beschliessen) „wie der best Schellhengst die Kuppel." — Wortspiele und Reimprosa: 218ᵇ „Geitzlichkeit" (für „Geystlichkeit.") — 65ᵃ (also glauben) „vnd ihren glauben darauff schrauben." — 238ᵇ (Meßbienen) „vnd Freßbienen." — 154ᵇ „Das heyßt sint wir schon nit die keuschen, Tringens wirs doch durch mit Teuschen." — Solche Einschübe häufen sich oft auf kleinem Raum, so in II 8, wo (S. 113ᵃ f.) mehrere kurze Absätze mit je einem Vergleich versehen werden. — Anspielung auf Schwänke (142ᵃ und oft in der dritten Gruppe). — Auch in den Randbemerkungen zeigt B ähnliche Zusätze z. B. 154ᵇ in A: „Der Pfaffen Kautzenspiel," B fügt hinzu: „wo nit Reynlich, doch Scheinlich."

In B gibt es auch einige längere Zusätze, so z. B. 152ᵃ ein umfänglicher „gantzer Calender voll Römischer Faultag." Ferner 128ᵇ ein Zusatz zur Pariser Bluthochzeit über das Haupt des Admirals Coligny. Zu dem Zusatz über das Wirken der Jesuiten 192ᵇ kommt eine Bemerkung über deren Förderung durch die Fugger hinzu „derhalb man jnen für solchen Eifer so herrlich Collegia stifftet, also

daß vor eym Jar der Fugker jnen 30. tausend Ducaten zu eym Baw Testamentlich verschafft hat."

Die zweite kleinere Gruppe von Zusätzen in B bilden Erweiterungen der bereits in A befindlichen Zusätze. Einen Überblick darüber gewährt die Zusammenstellung im vierten Abschnitt.

A hat schon gelegentlich neue scherzhafte antikatholische Kapitelschlüsse II 14, 17, 19, VI 5, VII 8, aber in B wird das erst konsequent durchgeführt. Diese dritte weitaus umfänglichste Gruppe der Zusätze gibt der Fassung B ihren besonderen Charakter. Es sind Abschnitte von einer bis zu einem Dutzend Zeilen, die Fischart in B an den Schluß der meisten Kapitel anfügt. Diese mit Redensarten, Bildern, Schwänken, Reimen, anstößigen Scherzen gespickten Kapitelschlüsse zeigen fast durchaus die heftigsten Angriffe auf den Katholizismus. Hier wird Gentian persönlich angesprochen und verhöhnt (Schluß von III 2 und V 3). Hier finden wir die ärgsten Beschimpfungen der Nonnen (III 2, IV 5), der Benediktiner (IV 5), der Franziskaner (IV 6), des Papstes (Schluß der Einführung zu VII), der Jesuiten (VII 7), die als des Papstes „Unterhemd" bezeichnet werden. Ferner der Schluß von IV 3 (180ᵃ): „Dieweil (E demnach) geschriben steht: Man soll die toden lassen Ruhen. Derhalben will ich die sechs vnd vierzig Fuder Bilder, die man zu S. Gallen off dem Prüel verbrannt, vnaufgeweckt lasen: Requiscant in pice, . . . vnd dörfen keins rauchfaß, welches Murnar inn die Betlerstub ins Spital vermacht hat, sammt dem Altarstein für ein Herdblatt." In C kommt die Randbemerkung dazu: „Im Buch vom Testament der Meß." [1])

Erwähnt seien noch einige Zusätze über die Jesuiten. 56ᵃ (Die Theologen in Löwen tragen ein Caputium.) „Welches die Jesuiter jetzt inn kleyne Pauianische Reyßmäntelin verwechsselt haben." [2]) — 199ᵃ (Geyßler) „oder wie die Jesuiter, von denen Christian Franck [3]) schreibt." — Und 164ᵇ „vnser Suiter von Lugola" (E „Lugvola"). — Ferner auch in B ein neuer Ausspruch gegen das Fegefeuer 245ᵃ „Sie" (die römischen Bienen) „würden sonst (E so) verschimmeln vnd verrosten, daß sie kein Teuffel im Fegfeur erpantzerfegen könnt

[1]) Nas, fünfte Centurie S. 500 requiscat in pice. — In Niklas Manuels „Krankheit und Testament der Messe" befiehlt Murner, daß man Palmen herbei schaffe, um gesegneten Rauch zu machen. Von der sterbenden Messe erbt Murner das weiße Altartuch. Gegen diese Stelle richtet Murner seine Reimdichtung: „Des alten Christlichen beeren Testament." Vgl. Bächtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz S. 290 f.

[2]) Vgl. „Geschichtklitterung" 177: „Ha wie schöne Pauianröcklin." — Scheits „Grobianus" Vers 373 f. „kurzes röcklin . . . wie ein Bauian."

[3]) Vgl. S. 94 Anmerkung 1, wo der Titel der oben gemeinten Schrift genannt wird.

vnnd man das (E Rö. Brand-)Malzeychen gar nicht mehr an jhnen kendte."

Die Fassung C zeigt nun auch zunächst zwei Gruppen der Zusätze wie in B. Also 1. Die kleinen Einschübe stilistischer Art, sowie neue Redensarten, Scherze und derbe antikatholische Polemik. Über das ganze Buch verstreut, aber nicht so häufig wie in B. Beispiele: (Für B „im gewicht"), C 105[b] „im wägen vnnd wiegen." — (So bleibt es auch) 166[b] „oder Enten gehn barfüß." — 140[b] „Ey der holtzeligkeit mit dem Seligen holtz." — 141[a] „Secht hie, wo ligt der Büntel jm kram?" — (Petrus de Vinea scholt den Papst so sehr) 12[a] „daß er nit gut in ein schuh wer, geschweig zum fußküssen."

2. Erweiterungen der bereits vorhandenen Zusätze, besonders in denen gegen Nas, gegen Nigrinus und die Jesuiten, dann in den Papstfabeln Kapitel II 10 eine Reihe kurzer Scherze: 128[b] „Secht wie tritt der Röm. Storck mit seinen hohen beinen so hoch vnder den fröschen herein." — 133[a] „Dann haben wir den Vogel nit, so braten wir das Nest."

3. Auch einige neue Kapitelschlüsse kommen in C hinzu. So I 11 für AB „Heyßt jnen das nicht mit Teuffelstreck schön räuchern?" Der Abschluß „Vnangesehen das die guten Catholischen Herrlin der sachen selbst noch nicht zufriden sein vnd der Roffensisch bischoff Johann Fischer gantze Bücher wider den Bischoff Faber zu Wien vnd Clichtoueum geschriben, daß nur ein Magdalena Sancta gewesen sey. Dann es ist genau außgerechnet, wie die 10. tausent Ritter im calender vnd 11. tausent jungfrau zu Cölln."[1]) — II 4 „Dann wan der Wandlungs korb solt fallen, so legen all Meßspindeln im treck." (Mit den Einnahmen der Messe versorgen die Pfaffen ihre natürlichen Kinder.) — „badhembd einer reinigkeit." — VI 5. (Die römische Kirche) „Sie hat jrer Curtisanen art, kan eine so offt als sie will für eyn Jungfrau verkauffen." Weiters II 9, VII 9 und andere.

4. Einige größere und kleinere Zusätze mit besonderen Anspielungen: über Eisengrein und Canisius 156[b], über die römische Kirche 35[b] „sie ist jetz starck, sie hat eine veste Engelburg zu Rom, die sie entgegen setzt der Luterischen vesteburg ist vnser Got." Bei Erwähnung eines kirchlichen Brauches setzt Fischart zu „Löwen". 34[b] für „Löwen": „Dillingen," 151[a] deßgleichen zu Freyburg „im

[1]) John Fisher, Bischof von Rochester, genannt Joannes Roffensis. 1459—1535. — Johann Faber von Leutkirch, Bischof von Wien. 1478—1541. — Jodokus Clichtovaeus, Pariser Theologe. † 1543. Wie Faber, dessen Werke er herausgibt (Opuscula quaedam, Leipzig 1537), Verfasser zahlreicher Schriften gegen Luther und dessen Anhänger. (Kirchen-Lexikon 4, 1520/5; 1171/5; 3, 551 f.)

Prißgau", 69 [b] zu „Löwen Paris" noch „Cölln, (E 73 [b]) München, Dillingen vnd Ingolstatt." — 53 [a] „wie der Probst zu Ehingen in der Disputation zu Tübingen." — 235 [a] „Sonderlich weil auch andere Catholische Vätter vor vns De Apibus oder Affibus geschriben haben, als F. Thomas de Brabantia vnd F. Joannes de Jemenhausen." Hier sei auch die gleich dieser Stelle nachfolgende und mit ihr verwandte, in C erweiterte Überschrift des Sibenden Stuckes erwähnt: „Außlegung vnd Erklärung des Rö. Apiarij oder Papiarij, ... sampt den Conformiteten oder Vergleichungen Apini vnd Affini zu den Rö. Pappienen."

5. Das letztgenannte Beispiel führt uns nun zur letzten und im ganzen umfänglichsten Gruppe der Zusätze in C, welche dieser Fassung ein neues Gepräge verleiht dadurch, daß diese Gruppe in zahlreichen kleineren Zusätzen und Änderungen im Text, hauptsächlich aber in den Kapitelüberschriften des ganzen Werkes das Bild des Bienenkorbes eindringlicher und reichlicher zu verwerten sucht. Wir haben schon erwähnt, daß Marnix nur in dem siebenten Teil seines Werkes den Titel Bienenkorb bewährt; in den übrigen Teilen ist gar nicht davon die Rede. Das ist zweifellos in der künstlerischen Durchführung der Satire ein Mangel, den Fischart gleich empfunden hat, denn schon in A bringt er in Umänderungen des Wortlautes von Marnix, sowie in zahlreichen kleineren Zusätzen Anspielungen auf den Bienenkorb an. So handelt gleich der Titel, sowie die von Fischart frei hinzugefügte Vorrede hauptsächlich vom Bienenkorbe der Kirche, den römischen Bienen und den für sie bestimmten Blumen und Kräutern. In dem Schluß der Widmung an Sonnius bringt A (A 7 [a] f.) die Zusätze an: „nach art eyns Bienenkorbs zu reden außfliegende vnd außstibende Schriften" und (des Papsts) „Treifache kron vnd rechter" (E noch: „treyfach gebienter") „Bienenkorb". Für M: „on Paus te worden," Ee 4 [a] „biß er den trifachen Römischen Bienenkorb auffbekam" (ähnlich Aa 2 [a]). Ferner Zusätze wie: L 1 [a] (Prierias) „wie eyn alter Bienenkörbler." — Q 2 [a] (dreifaches Überreden war nötig) „das keyn Hurnaus keyn Honig mache." F 4 [b] (Einem Stationer in Rom wurden die Federn beschroten) „gleich wie man dem Binenkönig die flügel benimmt." (Auch G 3 [a], Schluß von I 6 und andere.) Eine Randbemerkung K 1 [a] „Zwey wörtlin machen eyn gantzen Bienenkorb mit Pfaffen."

In C wird nun dieses Bestreben konsequent durchgeführt. Zunächst durch Einschub vieler einschlägiger Ausdrücke und Redensarten, Vergleiche und dergleichen. Z. B. 37 [a] „ein Bienenkorbitet" (Zusatz zu „Päpstliche Monarchei" 120 [b] „Blumenkönig" statt des früheren „Papst," 133 [b] „Hummelsart" für „Art." 118 [a] „Die bienen müssen wol zutragen oder der König stoßt sie auß dem Binkorb.")

Mehrere entsprechende Erweiterungen und Änderungen in einem Satz z. B. Anfang von II 12 „Dan daß den Geistlichen Bienen (dafür AB: Pfaffen vnd der Geystlichkeyt) sammt jrem Blumenkönig (AB: Heil. Vatter) dem Papst, vnnd den Rosen Obern den Bischoffen vnd den Blumenvnderbuben den Äpten.“ — Für AB (G 5ᵃ) „auch jhnen nachzufolgen“ sagt C 53ᵃ „auch honig auß jhnen zu schöpfen.“ Ferner erhalten die neuen Kolumnen (die in C hinzugekommen sind) in C auf der rechten Seite entsprechende Einschübe und Änderungen „Von Rö. Bienen Fast vnd Festtagen.“ — „Der Rö. Bienen Rhu oder Faultag.“ — „Der rö. Binen humsende brumsende Ohrenbeicht.“ — „Letst ölung der sterbenden rö. Bienen.“ 121ᵃ „Binenkönigs,“ 122ᵃ „Des hummelkönigs macht binkörb zu weihen“ und ähnlich. Auch die Schlußworte am Ende des Werkes, die Über- und Schlußschrift des Registers erhalten erst in C die auf den Bienenkorb sich beziehenden Äußerungen.

Vor allem aber, wie schon erwähnt, hat C in der überwiegenden Mehrheit der Kapitelüberschriften (die in AB im wesentlichen wörtliche Übertragungen aus Marnix darstellen) durch zahlreiche Änderungen und Einschübe, durch kurze Zusätze Anspielungen auf den Bienenkorb durchgeführt und den Gegenstand des betreffenden Kapitels mit dem Treiben der Bienen in enge bildliche Beziehung gebracht. Gleich in der Überschrift I 1 statt „Kirche“: „Kirchenkorb“, statt „Gläubige“: „Rö. Hummelsschwärmige Kirchgenossen.“ In I 2 (über das willkürliche Vorgehen der Kirche gegen die heil. Schrift) Zusatz im Titel: „Das ist, der Römisch Bienenschwarm, laßt sich nicht vmzaunen, sonder muß seinen freien flug haben.“ In I 3 (Die Kirche hat Macht über die alten Väter) „das ist, mög Musterherr vnder den Bienen sein.“ VI 2 „Von geschicklichkeit vnd Heyligkeit der Meßbienen vnnd Klosterhummeln“ (AB „Pfaffen vnd Mönche.“) — Und so geht das fort durch das ganze Buch. Die Ausdrücke und auch die Gedanken wiederholen sich dabei sehr oft. Man vergleiche zu I 2 den Titelzusatz II 11 „Das ist, diese Geistliche Bienen schwärmen frey durch die gantze Welt vnd trotz der sie auffgang vnd einsperr.“ Reimprosa und Wortspiele ergeben sich auch hier. Z. B. III 1 „Wie die Rö. Bienen vnd Hummeln in jhrem Schwarm einander zumummlen, zuhumsen, brumsen vnd sumsen.“ [1])

In der letzten in Betracht kommenden Fassung E finden wir nur wenige und meist nur kurze Zusätze. Neben Einschüben (Die Teufel fliehen vor diesem Kreuzlein) „vnd wie die Säw vor den

[1]) Ich habe (wie Vilmar) in dem unten folgenden Verzeichnis der Zusätze diese Änderungen und Zusätze der Kapitelüberschriften nicht angeführt, weil sie alle untereinander ähnlich, meist sehr kurz sind und stofflich nichts Neues dem Texte hinzufügen.

Nussen im Kübele", Vermehrung einer Liste katholischer Schriftsteller 22ª „Lentz, Teuwel, Wynick," mehrere kurze Kapitelabschlüsse, meist im Anschluß an Zusätze von A und B, so II 1, II 12, V 1, VII 9 und ein größerer Zusatz S. 258ª: „Vngeacht was der loß Callidisch Carnely loß. Aber was geht vns die Loß oder Mor an, ein Saw soll Rosen riechen, die die Bauren hinder die Zäun setzen."

Ferner einige Randbemerkungen, so 25ª, 212ᵇ und 214ªᵇ kurze Zwischenbemerkungen und neue Bezeichnungen für ältere Ausdrücke, wofür auf den letzten Blättern gelegentlich Beispiele gegeben worden sind. Unter den Einschüben ist besonders beachtenswert 268ᵇ (nach „Bienenschwarm entstehen") „als im Speirischen Bienenwald anzutreffen." Fischart war nämlich bei der Abfassung dieser letzten Ausgabe 1582 in Speier, worauf Vilmar S. 16 aufmerksam macht.

Fischart weist in seinen Zusätzen wiederholt an Stellen, wo die Ausführungen von Marnix irgend eine Veranlassung dazu bieten, auf eigene Schriften hin. Mehrmals auf den Nachtraben, auf das Leben Dominici, den Barfüßer- und Kuttenstreit, Gorgoneum caput, Malchopapa, die Grillekroteftisch Mühle und die Straßburger Tierbilder. Ferner verspricht er zwei neue Werke über den Maidlin Fitzer Cornelius und eine Sammlung mittelalterlicher Wundergeschichten, die ungeschrieben bleiben sollten. Diese Zusätze erscheinen (mit Ausnahme des Cornelius) bereits in A, werden aber zum Teil in den folgenden Fassungen abgeändert und ergänzt. In B kommen Hinweise auf den Brotkorb hinzu und in C auf das inzwischen erschienene Jesuiterhütlein. Mehrere dieser Zusätze wenden sich auch gegen Nas. Bemerkenswert ist an ihnen vor allem, wie Fischart sich über seine eigenen Schriften äußert und in welchen Verkleidungen er seinen Namen andeutet.

A (H 3ª). E 60ᵇ. „Oder pringen herfür, wie im Nachtraben geschriben steht: Wilhelmum Occam Singularem, Richardum de Media Villa Communem, Alexandrum Behaleum Irrefragabilem, Franciscum de Maronis Illuminatum: Petrum de Candia Refulgentem, Franciscum de Marchia Relucentem, Magistrum Varronem Satisfacientem, Vortilum Valde brevem: Eximium de Orbellis, Petrum Aureoli Facundum, Gotfridum de Fontibus Reverendum, Bertrandum Cardinalem Famosum, Astaxanum Morosum, Petrum de Tarantasia: Capreolum Animosum, Vtinam de Vtino. Bustum de Wustis vel Wurstis. Fulbertum de Fulberg. Thomam de Cantiprato: die drei Alexander, vnd Albertos, vnd Bonaventuras, vnd Ansheimos, wie die drei Marien. Niclaus von der Leiren: den Meyster von Spitzen sinnen. Hugo vom Palmesel. Alexander Necam, aber nicht Nequam. Den grosen vnd kleynen Wilhelmum. Niclaus Bonet von der Hauben. Bona-

ventur mit den Seraphin, welchem die Hummeln vnd Wespen vmbs grab flogen. Gwarro von der Spinnwep. Albertum Magnum A vnd Gerson (fällt in B aus) mit dem Sonnenschein vmb den kopf, Petrum von der Pfitzen, vnd sonderlich den H. Doctor Thomam von Aquin, dem allezeit eyn Taub in Or steckt." (BC „inns Ohr will fliegen vnnd ist jr das loch zu eng.") (E „wann jhr das loch nit zu eng wer.")[1]) Dazu die Randglossen: „Nachtrab oder Nebelkrähe. Mönchische Sophisten. — Bonaventurisch Klosterhummeln."

A (C 8[a]). E 19[a] „inn massen darvon schreibt der Lubeckisch Cartheuser zu Cöln Lur: Sur oder Scurra ... inn seinen Commenten vnnd der Scribent des Nachtrabens sehr lustig nach der läng zu end der Nebelkräh: Das der Don Ignatius Loyol, nach dem er inn eym schloß von den Frantzosen zwischen beyde beyn geschossen worden, auß Verzweifflung eyn neuen Orden angefangen habe ..." Dazu die Randbemerkung: „Nacht Rab oder Nebelkräh von Retznem wider geckel Rab geschrieben." (Dazu kommt in C 24[a]) „Besich hievon des Jesuwalti Pickhart legend von Vrsprung der gevierten Suiter quartirten Cornutschlappen."

A (Bb 3[a]). Zu der Erwähnung der Wunder, welche die Jesuiten in Indien ausgeführt haben — ein Zusatz Fischarts —, kommt die Randbemerkung: „Hievon beseh man den Nachtraben."

A (C 8[b]). E 20[a] (Jesuiten reisen nach Indien und Peru) „Daselbs durch die wunderlichsten wunderzeychen, wie deren obgedachter Nachtrab (C 24[b] auß den Lapponischen Episteln) etlich viel beschreibet, die Wilde Leut zubekehren" (C 24[b]) „vnnd den Himmel zu erwerben." Dazu die Randbemerkung E: „Epistolae Lapponicae (!)."[2])

A (D 4[a] f.). E 25[a]. „Es verheyßt doch der J. F. Mentzer dem Frater Nas inn der gereimten beschreibung des Vngereimten Lebens des S. Dominici vnd Francisci, er wolle jme hundert vnd sechtzig vngleiche Orden vnd Rotten vnter dem Papstum nennen vnd beschreiben. Ja er hat daselbs im Dominico, vnd besonders inn eym langen Zedul von der Anatomy Francisci, oder von der Barfüser

---

[1]) Eine kürzere Reihe aus den oben genannten scholastischen Schriftstellern steht im „Nachtrab oder Nebelkräh" Vers 1255 ff.

[2]) Fischart hat für seine ins Lächerliche verzerrte Schilderung des Lebens des heiligen Ignatz von Loyola im „Nachtrab" Vers 2705 ff. des Kartäusers Laurentius Surius Commentarius brevis rerum in orbe gestarum ab 1500—1568. Coloniae 1568 benutzt, und zwar den zum Jahre 1540 vorgeführten Bericht über die Entstehung des Jesuitenordens S. 269 f. Fischart erwähnt diese Schrift auch im Nachtraben, Randbemerkung zu Vers 2420 und im „Bienenkorb" 214[a] und [b]. — Zu Vers 2392 ff. der genannten Schrift führt Fischart die Epistolae Indicae und Japanicae an und benutzt diese auch in dem nachfolgenden Abschnitt. Diese Briefe sind wiederholt gedruckt worden; mir liegt die Ausgabe vor: Rerum a societate Jesu in oriente gestarum volumen. Coloniae. 1574.

Secten vnd Kuttenstreit, alleyn Neuntzehen Vnterschidene Orden, deren jede sich vnter der Regul Francisci verkaufft, mit jren Namen vnd beschreibungen eingeführt: Chiaciner mit dem Bart, Capuciner mit der grossen Gugel, die vom Evangelio: Die Pauperes oder Armen: Die von Portiuncula, oder vom kleynen Pförtlin, oder engen thürlin. Die von Amadeis oder von Gottes Lieb: Die Pauliner oder Fauliner: Die Clarinerbrüder: Die Repentiner oder die von der Penitentz: Die von der Observantz oder die Plochler: die Bosiainer: Die Minores oder Minderbrüder: Die Minimi oder Minstebrüder: Die Collecter mit der Geltpüchs: Die Gaudentes oder Freudenbrüder: Die von Augustinis mit den Schornstainlöchern inn den Schuhen, Die von Reformatis: die Conventuales vnd letzlich die Servienten." [1]) Dazu die Randbemerkungen: (C 28 a „Nasenspiegel von) S. Dominici Leben, dem F. Naß zugeschriben" (C „durch J. F. Mentzer.") — „Anatomia Francisci oder Barfüßer Kuttenstreit." — E „Amadis de Gaule Orden." Randbemerkung: A (Z 5 b). E 199 b „Gleichmäßigen Mönchsstreit vnd bossen beschreibt auch Erasmus in Colloquijs, wie sie bei eym sterbenden vmb die Specksupp zanckten, welches auch im Nasenspiegel von Dominici leben zufinden." [2])

A (Z 8 b). E 202 b „Ja der Mentzer hat auch im Nasenspiegel von S. Dominici leben, die Legentisch Theomachiam, das ist der Heyligen Götterkrieg vnd Aempterzanck in den Lugenten merdlich angerürt, wie nemlichen die Catholische Lugentenschmid offt eyn Aemptlin vnd eyne kunst jrn zwen oder drei Heyligen zugeschriben haben vnd also eyne verwirrung vnd vnordnung vnter sie gebracht, damit nur die andächtige Catholische hertzlein inn fürfallender Not nicht verkürtzt würden, sondern wann der Heylig vileicht nit daheim wer oder mit dem Baal vileicht wer schlaffen (B: oder spatzieren) gangen, sie flugs eynen andern der eben deß vorigen kunst kan, könten zur hand haben vnd zum beistand beruffen." Dazu kommen die Randbemerkungen: „Der Lugentisch Heyligenkrieg vnd Aempterstreit im Nasenspiegel beschriben." — „Vermischen des Neptuni Wasserampt mit des Vulcani Feuerampt." [3])

---

[1]) Die Barfüßerorden werden in der Reihenfolge des „Barfüßer Secten vnd Kuttenstreit" wiedergegeben. Die Servienten fehlen in beiden Fassungen dieser Schrift. Kürzere Aufzählung der „Franciscaner Secten" in „Dominici Leben" Vers 605 ff. Fischart benutzt hier die spätere kürzere Fassung des Kuttenstreites 1577, wo Vers 142 die „Schornstainlöcher" erwähnt werden wie oben, hingegen 1571 Vers 622 „Fensterlöcher".

[2]) Vgl. Dominici Leben Vers 995 ff.

[3]) Randbemerkungen zu Vers 2345 ff. „Theomachia Monachorum der Münch Götterkrieg oder Legenten Krieg" und zu Vers 1825 ff. „Baals Gott" — „Neptun". Vgl. oben S. 58.

A (D 5 a) E 26 a. Ohne diese Schrift zu nennen, gibt Fischart in diesem Zusatze eine Beschreibung der verschiedenen Abzeichen und Kleidungen der Mönchs-

Marnix II 13 berichtet von einem Mönch, der fort vom Teufel gequält wird. Dazu setzt Fischart die Randbemerkung: A (S 7 b) E 156 b „Gehört ins Mentzers Nasenspiegel von Dominici leben, da er wider F. Nasen die Kundschafft der Teuffel zu den Mönchen beweiset.“ [1])

Hinweise auf die Dichtung Gorgoneum caput. In der Widmung an Sonnius sagt Marnix: „De Paus selve was voor eenen Blespieghel aenghesien.“ A (A 4 b) „Der Papst selber ward für eyn Eulenspigel, Gauckler, Medusischen Zauberkopff, Nachtraben vnd hanffbutz angesehen.“ [2]) — Im Kapitel I 4 sagt Fischart innerhalb eines längeren Zusatzes über die Bibelauslegung der römischen Kirche: A (B 6 a) „Sehet da jr Martinisten vnd Calvinisten löset mir disem Schlüsselargument den knopff auf, aber jr werds wol lassen, dan ir secht, das sie im wapen mit Barfüsercorden vnd Ketzermeysterstricken wol verknüpfft sint.“ Dazu fügt C 14 a die Randglosse: „Barfüssercorden vnd Ketzermaisterstrick verknipfen die Schlüssel ins Papsts wapen.“ [3])

A (E 8 b) E 39 a: „Darum machts jener Reimist im gemälde des Malchopapa gar vngereimt, das er setzt, als ob (E auch) Petrus dem Heyl. Papst von wegen der entwendten schlüssel, schlag auff den brüssel, so ers doch im widerspil dem armen Fischer Petro tut, dieweil er sein (C 40 b seiteinmal er ia seine) vnd seiner mitbrüder Schrifften verschlossen hält.“ Randbemerkung: „Malchopapa Anno 78 außgangen“ (C fügt hinzu) „durch J. Piccart.“ [4])

A (E 3 b) E 33 b. „Dan wie inn der Grillekrottestischer Geystloser Mül zur römischen frucht steht, so will die Spreier allzeit oben schweben vnd wan man das bös korn nit bald malet, so fligts doch aus. O wie eyn gut werck thet der Poetisch kornwerffer derselbigen Mül, wan er (wie er daselbs der Nasen verheyßt) den Römischen Beutelsack bald lise ausgehn vnd beschrib die Schiltkrott-

---

orden mit wörtlicher Benutzung des Dominici Leben Vers 778—851 gleich E 26 a Z. 11—26 b, Z. 6.

1) Dominici Leben Vers 1675—1724.

2) Die erste undatierte, aber 1570 erschienene Fassung „Gorgoneum caput. Ein new seltzam Meerwunder“ liegt in zwei etwas abweichenden Drucken vor. A 1 (abgedruckt von Wendeler im Archiv 12, S. 523—526 mit literargeschichtlichen Ausführungen); A 2 (abgedruckt bei Kurz 3, S. 114—116). Die zweite erweiterte Fassung „Der Gorgonisch Meduse Kopf“. 1577 B (abgedruckt bei Kurz 3, S. 117—121 und bei Hauffen 1, S. 417—422 mit Reproduktion des Holzschnittes.)

3) Diese Angaben sind nach dem Holzschnitt gegeben, wo Rücken und Schulter des Papstes ein großes Buch deckt, worauf ein Wappen mit zwei durch Stricke verknüpfte Schlüssel gezeichnet ist. — Über wörtliche Anklänge zwischen drei Stellen dieser Dichtung und dem Bienenkorb vgl. Wendeler, Meusebach S. 224.

4) Malchopapa abgedruckt bei Kurz 3, 243—246 (gemeint sind oben Vers 87—92) und XXXII. — Holzschnitt bei Hauffen 1, S. LXXVI.

hütlin mit den vier Ecken." — In B kommt hinzu: „Aber zu seiner zeit gebären die Nonnen: Nun müsen wir die Alten Väter auch reutern vnd beuteln." — In C 35[b] lautet der ganze Schluß von „lise" angefangen: „außgehn, gleich wie ers jhm mit beschreibung der Esauiter schiltkrotthütlein vnd Viereckechter Cornuthauben hat gehalten. Aber zu seiner Zeit gebären auch . . . beuteln." — Randbemerkungen schon in A: „Die Geystlos krottestisch mül, wie das korn ist so gibts Mäl." (C fügt hinzu): „von Pickhart beschriben." — „Der Römisch Beutelsack. Jesuitisch Schiltkrotthütlein."[1])

A (Hh 2[a]) E 268[a]. „Also das mich wunder nimmt, das der, (C Pickhart) so die Crotestisch Romanistisch Pfafenmül vor kürtzertzer (B kürtzer, E kurtzer) zeit hat außgelegt, deß Röm. Bienenkorbs darbei vergessen hat. Aber gewart, heißt nicht geschenckt." Randbemerkung: „Krotestisch Geißlosmül (!)."

M I 3 (Alles was die Kirchenväter geschrieben) „dat moet sy door haren Teempst sisten, ende de edelste bloeme daer uyt lesen." Frei übertragen in A (E 8[a]) „das beutelt sie (sc. die römische Kirche) vor vnd behalt darvon die schönste Kleien." Dazu als Zusatz die Randglosse: „All schrifft mus durch die Römisch sieb vnd beutelsack."

A (Bb 8[a]) E 220[b]. „Darumb wird zu Straßburg im Mönster an einer Seuln am Chor im Capital der Römisch Abgotsdienst mit Böcken vnd Bockshörnern vnd mit Hirtzen vnd Hirtzgeweihen bildungsweiß wol vor 300 Jaren angedeitet vnd außgehauen." Randbemerkung: „Beseh man die getruckte Abzeichnuß der Straßburgischen Mönsterbilder vom Römischen Abgotsdienst: dem F. Nasen (der sie auch hat plesieren wöllen) zu lieb Reimensweiß außgelegt." (B fügt hinzu): „durch Jesuwalt Pickhart."[2])

Marnix berichtet im Kapitel III 1 über den Bruder Cornelius den Geißler. Die letzten Worte: „ende is seer geacht in de Stadt Brugge, daer de vroukens seer devoot zyn tot alsulcke penitentien" gibt A (X 1[a]) wieder: „Dernhalben er noch auff diese stund Bruder Cornelius der Geißler geheißen vnd in der Stat Bruck hochgeacht ist: da dann die Weiblin zu solcher penitenz sehr andächtig sein." Dieser Satz fällt in der nächsten Fassung aus, dafür steht in B 161[a]: „Dernhalben dann (C mann) eyn gantz Buch von disem Meydlin-

---

[1]) Die erste Fassung dieser Dichtung A „Die Grille Krottestisch Mül" ist Anfang der Siebzigerjahre erschienen. Die zweite erweiterte Fassung B „Die Grille Krottestisch Mül zu Römischer Frucht". 1577. (Beide abgedruckt mit Beschreibung und Kommentar von Wendeler im Archiv 12, S. 485—488 und 7, S. 308—331.) Hinweise auf dieses Gedicht finden sich auch in der „Geschichtklitterung" S. 25 und S. 200.

[2]) Vgl. unten Studie XI „Bildergedichte". 4. Straßburger Tierbilder.

fitzer Frater Cornely sampt (C diser Bruder Cornelischer Neuerfundenen büsung mit Ruten fitzen vnd) seinen Wütigen Nasenschändhurischen Predigen ist außgangen (C hat beschriben): Welches in kürtze Jesuwalt Pickhart (C seim Ordensbruder) dem Hennengreifenden Frater Nasen sampt dem Heyligen Brotkorb der wurdigen Römischen Heylthumbsprocken wird wissen zuuerehren." — Dazu schon in A die Randbemerkungen: „O Adams Rut." — „Dise Weiber zu Bruck büssen wie eyn Rat in einer speißkammer vber dem speck."

Im Kapitel V 1 spricht Marnix neuerdings von den Predigten des Cornelius. Dazu Randbemerkung von Fischart: B 193ᵇ „Bruder Cornely" (das weitere bereits in A) „Der Frawengeißler (seit B Frawenstreicher) will auch den Weibern die Beuch auffschneiden."[1])

Zu dem eben erwähnten Brotkorb finden sich noch weitere Hinweise im Bienenkorb B 54ᵇ. Randbemerkung: „Inn Pickharts Heyligem Brotkorb der Rö. Heiligthumspartickel (C oder Procken)" und B 61ᵃ die Kolumne: „H. Brotkorb der Rö. Heilthumsprocker."[2])

Marnix berichtet nach katholischen Quellen von Hostien, die Blut schwitzen. Fischart erwähnt nun in einem längeren Zusatz zunächst blutende Hostien, die in Italien und 1570 in der Mark Brandenburg von Juden gestochen worden sind. Dann setzt er fort:

A (H 8ᵇ) E 67ᵃ. „Ich hab auch bei dem Kuttenstreitschreiber oder Nasenfischer zu Grubsarts (C Mentzer) eyn alt geschriben Latinisch Mönchsbüchlin gesehen, welchs auß dem Cesario, auß dem Binenbüchlin, genannt Apiarium, auß des Vincentij Speculo vnd andern Catholischen Scribenten colligirt ist vnd mey dann hundert solcher fleyschlichen vnd blutigen wunderzeychen von Sacrament ordenlich mit benennung der ort, der leut vnd anderer vmbständ beschreibt, welchs büchlin jm sehr lieb ist vnd sparts auf die Nasitet seins Lieben Nasen, wann er eynmal wider anfangt zu Schändturiren, das ers jhm zum Neuen Jar inn offnem truck verehre, vnd des Magisters Rauschers Päpstliche Lugenten mehre." Dazu die Randbemerkung: „Neu Rauschers Legend dem Nasen verheysen" (C „von J. Frid. Guicciard Moguntinus). — Römischer Lugenrausch" (C „rauch").

„Gleichwol damit die Naß nicht meyne, man gieß vergebens öl in die Götzenköpf vnd kleib liechter auff die Krebs vnd bestreich die Ostien mit blut so will ich im darauß etliche fäll von Oblatenwundern summarisch hie einpringen: Nämlich fangts an vom Mönch

[1]) Fischart meint oben das von Christian Reuter verfaßte Buch: Historia van B. Cornelis Adriaensen van Dordrecht . . . 1569. (Berlin, Kgl. Bibliothek Cg 10032.) Vgl. Meusebach 264 f. Goedekes Grundriß 2, S. 504, Nr. 63. Catalogus oben S. 37.

[2]) Vgl. unten die Studie XII „Brotkorb".

Gottschald von Vollmund, Canonico zu Cöllen, der in der Meß Christum in gestallt eyns linds zwischen seinen händen sahe" usw. Zusatz bis 67 b Z. 1 von unten. Dazu die Randbemerkung: „Historien auß Nasenfischers Sacramentlichen wundern."

Für „Zu Grubsarts", das heißt Straßburg, setzt Fischart in C „Mentzer" ein, weil er, wie schon Vilmar (S. 16) bemerkt, 1580 nicht mehr in Straßburg war.

Fischart muß eine Auswahl von verschiedenen katholischen Beispielsammlungen in der Hand gehabt haben, die besonders aus den bekannten, im Mittelalter und im 16. Jahrhundert überaus verbreiteten, zu erbaulichen Zwecken angelegten lateinischen Sammlungen von Legenden, Sagen und Schwänken geschöpft hat: dem Dialogus miraculorum von dem Cistercienser Cäsarius von Heisterbach (um 1170—1240), dem Speculum Quadruplex von dem Dominikaner Vincentius von Beauvais (Bellovacensis um 1190—1264) und dem Apiarium von dem Dominikanermönch Thomas Cantimpratensis. Von den zehn Hostienwundern, die Fischart am Schluß des oben teilweise angeführten Zusatzes kurz erwähnt, hat er acht dem Dialogus miraculorum, IX. Buch De eucharistia Kapitel 2, 3, 8, 41, 51, 57, 59, 63 entnommen. Das Apiarium und dessen Verfasser erwähnt Fischart wiederholt und in verschiedenen Formen im Bienenkorb. A (H 3 a) E 60 b und 61 a „Thomas de Cantiprato" und „des Thome Apiarium oder Bienenkorb." E 260 a „De Apibus oder Affibus . . . F. Thomas de Brabantia" und im Register: „Apiarium oder Affiarium oder Bienenkorb Thome Brabantini.[1])

Schließlich führt Fischart in der zweiten Ausgabe noch vor dem ersten Kapitel das ihm fälschlich zugeschriebene Werk „Fides Jesu et Jesuitarum. Christlingen (Straßburg) 1573" an. In A (A 8 b) lautet die betreffende Stelle: „Was aber eyner guter meynung thut, das verdint auch eyn stuck am Himel, wie die zu Dilingen singen." B setzt fort „vnd Donatus Wisart, im Gegensatz deß glaubens Jesu vnd der Jesuiter über die Cölnisch Censur beweißt", womit Fischart auf die zweite Ausgabe der Fides 1578 hinweist, in welcher das Pseudonym: Donatus Wisartus (in der ersten Ausgabe: Donatus Gotvisus) lautet. In C und E heißt es: „Dillingen singen vnd

---

[1]) Thomas de Cantimpré, auch Cantimpratensis oder de Cantimprato entstammt einem brabantischen Adelsgeschlechte, geb. 1200 in Leuß Saint Pierre bei Brüssel, gest. 1263 (Nouvelle Biographie Générale. Band 45, Sp. 219). Der genaue Titel seines Werkes ist: Bonum universale de Apibus. Es liegt in zahlreichen Ausgaben vor: Als Inkunabel zirka 1481 (Berlin, Kgl. Bibliothek D 1265); weitere Drucke: Douai 1597, 1607, 1625; französische Übersetzung: Le bien nouvelle. Brüssel 1650. — Niederländische: „Der bienboeck." Swolle 1488. Leiden 1515 (Berlin, Kgl. Bibliothek D 1276 und 1280).

Huldrich Wischhart sampt G. Nigrino im Gegensatz deß glaubens Jesu vnd der Jesuiter vber die Cölnisch Censur beweißt."

Es ist begreiflich, daß Meusebach (S. 210—214 und 317) Huldrich Wischhart als Hehlname für Johann Fischart annehmen und daß er aus der eben angeführten Stelle zunächst schließen konnte, daß Fischart mit Nigrinus das genannte Werk gemeinsam verfaßt habe. Vilmar (S. 16, 46) hält an Fischarts Verfasserschaft fest, betont aber mit Recht, daß Nigrinus Schrift „Gegensatz, Antithesis vnd vergleichung der Lehr, Glaubens vnd Lebens Jesu vnd der Jesuiter, d. i. Christi vnd Antichristi, Straßburg 1581" nicht eine Übersetzung der Fides sei, sondern ein selbständiges Werk. Fischart meint also in seinem Zitat der letzten Fassung die beiden Schriften von Wischhart und Nigrinus. Goedeke (Grundriß 2, S. 493, Nr. 12) hat nachgewiesen, daß nicht Fischart, sondern Johann Piscator oder Piscatorius (geb. Straßburg 1546, gest. 1626) der Verfasser der Fides gewesen ist. Sehr leicht konnte auch Piscator mit Fischart verwechselt werden.[1])

[1]) Goedeke gibt hier die Titel der Ausgaben der Fides 1573, 1578, 1610 und fügt (S. 494) hinzu: Wieder gedruckt in Doctrinae Jesuitarum praecipua capita. Rupellae 1580, 1584, 1589. Deutsch herausgegeben: Jesuiter Spiegel. Erfurt 1580; o. O. 1596; steht auch in J. C. Ulmers New Jesuitspiegel, Basel 1586; [übersetzt von G. Nigrinus, Straßburg 1581]. — Die in Klammer gesetzte Bemerkung ist ein Versehen, beziehungsweise eine Verwechslung mit der obengenannten Schrift von Nigrinus. — In der Wiener Hofbibliothek befindet sich eine Ausgabe des Jesuiterspiegels (16353 B) unter folgendem Titel: „Jesuiter Spiegel. Darinnen zu sehen, wie ihre Lehre in allen Artickeln der Lehre vnsers Herrn Jesu Christi, nach dem sie doch wöllen genennet sein, stracks zuwidder ist. Dominicus Montanus Northusanus. Anno MDLXXXII." Auf der Rückseite des Titels wird auf die Fides verwiesen. „Daraus dieses Tractetlin nun kurtz gezogen worden." Am Schluß der Vorrede: „1579 10. August D. M. N." Am Schluß dieser Schrift: „Gedruckt zu Mülhausen durch Georgium Hantzsch, wohnhafftig in der Jüdengassen. Anno MDLXXXII." Diese Übersetzung gibt von den neunzehn Kapiteln der Vorlage die ersten achtzehn, und zwar mit starken Kürzungen wieder. Die Aussprüche der Kirchenväter sind ganz weggefallen. Neu kommt hinzu ein kurzer Beschluß.

„Joh. Conrad Vlmerus, Prediger zu Schaffhausen am Rhein." Basel 1586 (Berlin, Kgl. Bibliothek). Diese Schrift enthält Übersetzungen dreier lateinischer Schriften, worin die Lehre der Jesuiten widerlegt wird durch die Lehre der heiligen Schrift und der alten Kirchenväter: 1. Martini Kemnitii (Chemnitz) „Von der Jesuwiten ankunfft vnnd vrsprung, vnd auß was fürhaben dise Sect newlich gestifftet worden sey. 2. Eine Übersetzung der Fides (S. 165—515). 3. Consensus vnd Einhelligkeit der Jesuwiten vnd der Christen in der lehre von der Religion von dem Jesuiten Torrensis und deren Widerlegung durch Wilhelm Bidembach." (Vgl. Meusebach, S. 212 Anmerkung 2.) Endlich: „Ein kurtzes Jesuwitisch Gespräch . . . zwischen Paulus Florenius und dem Jesuiten Christian Franck, gehalten 1578."

Eine spätere Verdeutschung ist: Fides Jesu oder der Glauben Jesu vnd deren Jesuiten (übersetzt) von Carl Gottfried Engelschall. Frankfurt und Leipzig 1722.

4. Übersicht der Zusätze Fischarts zum Bienkorf.

Im nachfolgenden stelle ich ein Verzeichnis aller größeren Zusätze des Bienenkorbes mit Berücksichtigung aller Fassungen zusammen. Zwar hat bereits Vilmar (19—23) ein Verzeichnis der Zusätze veröffentlicht, eine sehr verdienstliche, auch von mir dankbar benutzte Arbeit, die aber gleichwohl neu gemacht werden mußte, denn Vilmar geht von der letzten Ausgabe E aus, berücksichtigt nicht den vielfach abweichenden Wortlaut der Fassung A und gibt nicht an, in welcher Ausgabe die verschiedenen Zusätze neu hinzutreten oder erweitert werden. Man kann auch nur an der ersten Ausgabe die Scheidung zwischen Übersetzung des Originals und Zusatz genau durchführen, später werden diese Grenzen zum Teile verwischt. Ich gehe von A aus und verzeichne die neuen Zusätze und Erweiterungen der späteren Fassungen, die dann bis E unverändert bleiben, wenn nicht ausdrücklich das Gegenteil erwähnt wird. So weit es mir notwendig schien, gebe ich den Gedankengang der dem Zusatz vorausgehenden Stelle und bezeichne mit wenigen Worten den Inhalt besonders umfänglicher Zusätze. Jene umfänglichen Zusätze, die noch im 5. Abschnitt im Vergleich zu den Quellen angeführt werden und die oben im 3. Abschnitt angeführten werden hier nur mit den Anfangs- und Schlußworten und ohne Inhaltsangabe verzeichnet. Die fast auf allen Seiten vorkommenden kurzen, unter einer Zeile bleibenden Zusätze, ebenso die vielen Erweiterungen der Kapitelüberschriften in C verzeichne ich nicht, weil sie ja stofflich nichts Neues beibringen. Die wichtigsten von diesen Zusätzen sind ja in den obigen Darstellungen als Beispiele zitiert oder in besonderen Gruppen charakterisiert worden.[1])

Zusätze sind also:

Der Titel. Nur die ersten Worte des niederländischen Titels „De Bienkorf der H. Roomsche Kercke“ gibt Fischart frei wieder mit seinem Eingang: „Binenkorb des Heyl. Römischen Imenschwarms.“ Alle weiteren Ausführungen, auch die neunzehn gegen Nas gerichteten Reimzeilen, sowie Ort und Datum sind Zusätze Fischarts. Die Unterschiede der späteren Fassungen im umfänglichen Titel Fischarts

[1]) Eine vollständige Darstellung der Zusätze könnte aber nur eine kritische Ausgabe des Bienenkorbs geben, die etwa wie Alslebens Text der „Geschichtklitterung“ den Text der letzten vom Autor revidierten Fassung E abdrucken müßte mit Scheidung der Zusätze von A bis E durch verschiedene Typen. In den Anmerkungen müßten dann die ziemlich zahlreichen sprachlichen Abweichungen des Textes A einerseits, von B und den späteren Fassungen anderseits verzeichnet werden. Sehr unterrichtend und nicht schwierig wäre es, über Alslebens Vorbild hinauszugehen und auch den aus Marnix übersetzten Text durch andere Typen von den Zusätzen Fischarts zu scheiden.

sind gering (vgl. die Beschreibungen Vilmars S. 1 ff. und oben S. 60 f.). Die Reimzeilen fallen in E weg. Der Autorname kommt erst in C dazu.

„Vorredlin an den Leser“ (A 2ª—A 3ª). Der große erste Absatz dieser Vorrede von Anfang an „Zuforderst die vrsach zuerklären.“ — 2ᵇ Z. 5 „Blumenkönig vnd Hummelsfürsten“ ist ein freier Zusatz Fischarts. Die nächsten drei Absätze aber geben den ganzen Text von Marnix' Titelblatt, worin Entstehung und Inhalt des Bienkorf erläutert werden, zum großen Teil in wörtlicher Übersetzung wieder.[1])

Marnix.	Fischart.
„Ende worden hier in verhaelt alle de fondamenten ende grondelicke beuestingen des H. Roomschen ghelooffs: Alle nieuwe Ketterien nedergeleght, de macht, authoriteyt ende weerdicheyt der Kercken veclaert, ende met Schriften beuestight: Alle twistige artikelen geslicht, ende claer aengewesen, waer de rechte Kercke sy. In somma, alle artikelen des H. Catholischen Roomschen geloofs worden hier wt allerley bloemen der schriften oude Vaderen, Concilien, Decreten ende Canones by een geraept ende als in eenen suyveren Bienkorf te hoop gebracht ...“	„Darinnen er kurtzlich vnd Anmütiglich alle Fundament vnd Besten grund des Heyligen Römischen glaubens erholet. Alle Neue ketzerein niderlegt, die Macht, Autoritet vnd Würdigkeyt der Kirchen erklärt vnd mit der Schrifft befestiget. Alle zwispaltige Articulen schlichtet vnd klärlich, wo die rechte Kirche seie, ausweiset. In summa alle Articulen des H. Chatolischen Römischen Glaubens werden allhie auß allerley plumen der Schrifft, der alten Väter, Concilien, Dekreten vnd Canonen zusammen gerafft vnd gleichsam in eynen sauberen Binenkorb zu hauff getragen.“

So gehen die Übereinstimmungen fort bis zum Schluß des Vorredlins: „Sampt eyner Vorred an Seine Ehrwürde.“ In B kommt nun ein großer, hauptsächlich gegen Nas gerichteter Absatz hinzu, der in C neuerdings erweitert wird. (Vgl. den Abdruck oben S. 59) „An den Leser“ A 3ª. Die Verse 5—8 sind Zusatz. (Vgl. oben S. 71.)

Die Widmung an den Bischof Sonnio. (A 3ᵇ—A 7ᵇ). Enthält nur geringe sprachliche Erweiterungen, keine eigentlichen Zusätze. Die in A stehende, aus Marnix stammende Unterschrift „E. E. Gutwilligster Isaac Rabbotenu von Löven“ fällt in B aus, dafür fügt hier Fischart von nun an ein sehr zutreffendes Bibelzitat Psalm 118. „Sie vmbgeben mich allenthalben wie Bienen. Aber im Namen deß Herren will ich sie zerhauen ꝛc.“

„Kurtzer Inhalt.“ (A 8ª f.) Nach Marnix' „Vorrede“, Angabe des Inhaltes des Bienenkorbes und mit einem neuen Absatz C 8ª „Dieses sind die Sieben Eckechts Wabenkällerlein, darinn dise

[1]) Die Behauptung Valettes (S. 110), die Vorrede sei ganz als Zusatz zu betrachten und man könne hier die Worte Marnix' kaum wiederfinden, ist unrichtig.

vnsere Bienen beides erziehen ihre zarte Jmlein vnd verdäuen ihre blümlein." A (A 8 ᵃ und ᵇ) „Dises werden die hecheln sein" — „Fischerreusch darein sie fallen." (C „darinnen sie sich erlaufen.") Dazu kommt in C eine Erweiterung der Überschrift, Einfügung einer Anspielung auf Nigrinus (vgl. S. 93) und ein neuer Schlußabsatz gegen die Jesuiten „Wolan das walt — korb sonst nit halten."

Stuck I, Kapitel 1. A (B 2 ᵃ). (Die Ketzer sollen verbrannt werden) „das man liechter darbei anzinden vnd für freudenfeuer vnd zindfackeln auf der gassen dinen, wie die kertzen für den Altarbildern an hellem tag." — A (B 4 ᵃ). (Das reimt sich zur neuen Lehre) „wie eyn glöcklin an eyns Tönigs färlins halse." (Gemeint ist das Schweinchen des heil. Antonius.) — A (B 5 ᵃ) „Vnd was sollen wir vil von Paulo halten — Goliat nach dem Meßkopf zustürmet" (eine ganze Seite über die ketzerischen Lehren der Episteln Pauli an die Römer. Nach Cyr. Spangenbergs Vorrede zu den Paulinischen Episteln 1561.) — A (B 5 ᵇ—B 8 ᵃ). „Aber es gehet mit jnen, wie der Magister noster Tiletan schreibt" — „O wie gern hilt der Pfarrher zu S. Peter zu Löven den versteynigern den Mantel darzu." (Über vier Seiten ironische Ausführungen gegen die Ketzer, weil sie die Sakramente der katholischen Kirche nicht anerkennen wollen.) — C (S. 16 ᵃ Schluß des Kapitels.) „Diß steht vns nun zu zuerörtern: hie trägt nun zu ihr Meßhurnaussen vnd Klosterhummeln."

Kapitel 2. A (C 1 ᵃ) „wie die beyde Jtaliener Gauricus vnd Cardanus so auch dem Herrn Christo vn Mose jre Nativiteten gestellt inn Ausrechnung der Gestirnwinckel gefunden haben." — A (C 1 ᵃ) „Vnd darum hat seither dem Trentischen Conzily — des Niderlands zusamengeraspelt." C fügt hinzu: „Ergo fehlts nit, die Apotheker verkaufen kain treck." (Über des Joh. Hentenius lateinische Bibelübersetzung. Löwen 1547.) — A (C 4 ᵃ f.) „inn vnverständlicher sprach heulen — eyn Bildlein inn Metall gefaßt küssen." (Spöttische Beschreibung der Zeremonien bei einer Messe. Vgl. S. 146 f.) — A (C 4 ᵇ) „Jn masen solcher Besegnungen vnd beschwerungen vil im Widerruf des Bischoffs Vergerij zu finden." [1]) — A (C 7 ᵇ) „vnd auch im buch von der kraft vnser lieben Frauen Rosenkrantz, welchen Alanus aus Offenbarung gemacht hat, geschriben steht". (Eigentlich nicht Zusatz, sondern aus einer Randbemerkung des Originals in den Text übernommen.) — A (C 8 ᵃ) (Zusätze über Nas und Fischarts antijesuitische Dichtungen. Vgl. S. 88). — A (C 8 ᵇ—D 3 ᵃ) „Da selbs durch die wunder-

---

[1]) Der italienische Bischof Peter Paul Vergerius (1498—1565) ist 1548 zum Protestantismus übergetreten und hat von Tübingen aus in zahlreichen Schriften die katholische Kirche befehdet. (Kirchen-Lexikon 12, Sp. 769—776.)

lichsten wunderzeychen — darmit er lang schwanger gangen, nennen." (Umfänglicher Zusatz über die Wunderzeichen der Jesuiten." Vgl. S. 110 ff.) — A (D 3 b f.) „Es kommt sie viel schwerer an — die hund an die Wurst bindt." — A (D 4 a f.) (Über Fischarts Dominici Leben und Kuttenstreit. (Vgl. den Abdruck S. 88.) — A (D 5 a) „On was vileicht S. Johans inn der Offenbarung vnter seinen selsamen Thieren vnnd Mörwundern mag gesehen haben". — A (D 5 a f.) „Die eynen eyn helle, die anderen eyn trübe kapp antragen" — „so ziehen sie inn Krig gerüst." (Vgl. S. 90 f.) — A (D 5 b) „wiewol er sonst weit gewandert ist gewesen." „ja er wirde meynen, er wer inn des M. Escorche Messes Mappemonde Papistique." Dazu die Randbemerkung: „Die Papistisch Weltmappe durch M. Schind die Meß zu Luce Nouvelle bei Brisault Chassediables getruckt."[1]) — „Christus hüte der Schaaf wie er wölle." — B (D 6 a) (die römische Kirche darf über die Mauer der heil. Schrift treten) „als des Brudermörders Romuli Nachkommen, wie Remus vber die new Römisch Stattmauer". — A (D 6 b f.) „Ich glaub sie habens aus eyns Truckers von Basel Signet" — „Item die Hammerschlägige Ketzer ziehen aus den Hebraischen Episteln." (Antipäpstliche Auslegung eines Signets.) — A (D 8 a) „die Rosenkräntz" (Zusatz C 32 a: „das Benedictinisch Diuinalen S. Peters Gaißhüten.") „S. Brigitten Gebett, den Seelgarten, die vnzalig Collecten, sammt dem Marienpsalter (darinn alle Psalmen so sonst auff Gott vnd seinen Christum gericht, durchaus auff Mariam verwandelt vnd gestellt worden)." Randbemerkung: „Marien Psalter Anno 1554 zu Venedig getruckt." — A (D 8 b) „oder der Barfüser Alcoran" — „das Mariale" (Aufzählung katholischer Legendensammlungen). — A (E 2 b) „Pfui aus mit diesen Allegationen" — „getrunken het." — A (E 3 a f.) „Deßgleichen Chrysostomus" — „mit jrem dörfftigen buchstaben prangen." Einfügung in C S. 35 b: „sie ist jetz starck, sie hat ein veste Engelburg zu Rom, die sie entgegen setzt der Luterischen veste burg ist vnser Got". (Römische Aussprüche gegen den Wert der heil. Schrift.) — A (E 3 b) „Dann wie inn der — vier Ecken." (Fischart und Nas vgl. den Abdruck S. 90 f.)

Kapitel 3. A (E 4 a f.) „Wie dan vor wenig Jaren Johan Clemens — nicht darauß gethan hat". (Beispiele katholischer „Verbesserungen" der Kirchenväter.) — A (E 5 b) „Wan Epiphanius wider die Placentarios — nit auff vnser zeit verstehn." — A (E 5 b f.) „Sonder (wie er wider die Eucratiten schreibt — inn der Christen

[1]) Hier ist gemeint das Werk von Fangidelphe Escorche-Messes (Theodor Beza?) „Histoire de la mappe-monde Papistique ou carte de la mappemonde. Genève 1566." Der weitere Zusatz deutet einiges aus dem Inhalt dieses Werkes an.

Tempeln gewesen seien". (Über katholische Bilderverehrung.) — A (E 6 b) „Wann Theophilactus — dann sie lauten jren sehr ärgerlich." — A (E 7 a — 8 a) „Wann schon Augustinus — vnd sich doch nit darmit vertammt." (Über Nichtbeachtung der Kirchenväter durch die römische Kirche.) — A (E 8 b) „die es vor wol — verschlossen hält." (Über Fischarts Malchopapa vgl. S. 90.)

Kapitel 4. A (F 3 b) „das sie nicht im Harnglas solten sehen können, was der Lutherischen vorhaben were. Darumb haben sie so vil Apotheker vnd Artzet auffs Concili mitgenommen." — A (F 4 b) „vnd wie eynmahl ein Stationirer predigt zu Rom, hat man im die federn beschroten, das er im Römischen Taubhauß pleiben mus, gleich wie man dem Binenkönig die flügel benimmt, wan er zu vil auffschweiffen will". — A (F 5 b) „Ach das nit alle Marienbilder vber dem Jamer blut schwitzen vnd weinen." — A (F 5 b) „das es alle Alleluja ... in der Kirchen erleyden solt". — A (F 6 a) „Solt man S. Francisci bruch nicht malen? trägt mans doch zu Assis für heyligthum an der stangen." — A (F 6 a) „was fragen die von Straßburg darnach, was die von Speier in denn Rein pruntzen". — „Wir achtens so wenig, Als wann den Nonnen die Ehr entfallt, es hebs auff wer da wöll." — A (F 6 b) „Was achts die Sorbon zu Paryß, was die neu Gösenschul zu Leyden inn Holland beschlieset?" — A (F 7 a) „Ei wie treffens dise Romanistenfeind — brot inn wein duncken." (Über die Macht des „römischen Bischofs" über sein Bistum hinaus.) — A (F 7 b) (Die römische Kirche hat die Macht, Alles nach ihrem Gutdünken zu ändern.) „Darmit man jr nit mit dem Bäsen vber das grab fahr vnd die zerstörung zu Jerusalem vnd den Babilonischen Meßfall mit jr spile." — A (F 7 b) „Sie ist der rechte Schrifftgieser — mit der Höllen hat getroffen." (B fügt hinzu): „Der ist vber Großkämmerling — wie folget" (C „wie nun folgen wird.")

Kapitel 5. A (G 1 a) „Mit der weis — alle knackwürst entzwey." (Gegen Nas vgl. S. 55.) — A (G 1 a) „Welches warlich nit wol stimmen — vnd stimmen (B vberstimmen) würde." — A (G 2 a) „Darfür wöllen vns behüten — auff den hals pring." (Anrufung von Heiligen.) — A (G 2 a) „Wer das glaubt, zu dem spricht sie" (scil. die Kirche) „mit zwen auffgehebten gesalbten fingern: Heut wirstu bei mir im Fegfeur sein. Amen."

Kapitel 6. A (G 3 a) (So treffen es die Priester) „eben wie der Gänßheylig S. Gall (C Martin), der die Gänß fraß (C fressen laßt), wan er sie heylen (C schützen) solt (C soll)." — A (G 3 a) (Die gesperrten Worten kommen erst in C dazu) „Sie ist S. Elßbeten Kann, die ist allzeit voll wan sie zu ist, ja ist S. Magdalena scherben voll kostbarer Specerei, die den

ketzern das hertz abstoßt. S. Magnus, der heylig Würmstürmer behüt nur (wöll) den lieben Catholischen imenstock für Jemfrasen, Hummeln vnd Krautwürmen bei diesen heissen Hundstagen itterlich beschirmen."

Kapitel 7. A (G 4[b]) „Der Ketzer Ebion lehrt — der über den Herd ist abgefallen." C fügt hinzu: „werden also gelübdprecher Eheprecher." (Über Meineid und Eidbruch in der Kirche.) — B (am Schluß des Kapitels) „Dan (C wan) der Prior schüttelt die Agen ab vnd der Subprior zettelts." (C abschüttelt — es zettelt.)

Kapitel 8. A (G 6[a] f.) „Weihwädel, krisambüchsen — der Mönch Dormenter." (Über Stücke des römischen Kultus, die den Hebräern entlehnt wurden.) — A (G 7[b]) „Dan der klipfel mus nach der Glocken sein . . . das wamst an die Hosen." (Scherze.) — B (G 7[b]) „trutz Bruder Hansen Nasen. A Dan es geben jr die Frantzosen so vil als die pocken vnd der Hurenzins zu Rom, als der Judenzins zu Magienza."

Kapitel 9. B (G 8[a]) (Pantheon) „Daruon ein Lutherischer Doctor Celestinus ein gantz Buch geschmidet hat."[1]) — B (H 1[b]) „O wie fein reimt sich Esaie spruch: Sie brüten Basiliscen Eyer vnd würcken Spinnewepp. Aber das Gewürck vnd Gewerck taugt nichts zur decke: Dann jhr werck ist Müh."

Kapitel 10. A (H 3[a]) „Oder pringen herfür — eyn Taub im Ohr steckt." (Vgl. oben S. 87 f.) — „vnnd Pomerium de sanctis — der Pfaffen Richtscheit." — B (H 3[b]) „es thäts — Naß ist." (Vgl. S. 56.)

Kapitel 11. A (H 4[a]) „vnd werden auff der Kirchweih den barchet mit lauffen nicht erjagen." — A (H 5[a]) „Item an deß Malchus Latern, die man zu S. Dionyß in Franckreich (C Sant Denys bei Parys) weiset." — „Gleich wie auch ein gantz schifffladung von holtz des kreutzes vorhanden vnd eyn tutzend Spießeisen vnd etlich tonnen Bluts auß Ostien geflossen." — A (H 5[a]—H 6[a]) „Item von S. Anthony Arm — haben will das man ja sagt." (Vgl. unten S. 118 ff.) — A (H 6[a]) „dem S. Steffan zu Halberstadt — S. Damerin zu Dann" (B und C lassen noch mehrere Heilige folgen — „S. Cyriac zu Altorff.") — A (H 6[a]) „dann die Miseremini, welche die Selen durchs jar im Fegfeuer rufen" — „vnd man wünscht jhn nit eyn schimligs Klosterleyblin, sonder schickt sie gleich zu S. Brando." — C (62[b]) „Vnangesehen das die guten Catholischen Herrlin — 11 tausend jungfrau zu Cölln." (Vgl. oben S. 84.)

[1]) Hauffen in der Zeitschrift für deutsche Philologie 36, S. 160.

Kapitel 12. A (H 8 a) (Die Ketzer kümmern sich weniger darum) „als keyn Einsidler der Mäus, wann er weder käs noch brot hat." — A (H 8 b) „So zeygt man inn eyner statt — Wust verschluckt." B fügt hinzu „vnd andere dergleichen Meßmiracel vnnd Ostienwunder (C mehr)." (Über Hostienwunder mit einer Stelle gegen Nas vgl. oben S. 92.) — A (J 1 a) „vnd jhnen als besessenen mit gewalt das Sacrament einstosen." — C (65 b fügt der Liste der katholischen Gelehrten der Gegenwart noch hinzu): „Feuchtius, Valentia, Eisengrein, Sanderus, Bentzius, Leisentrit, Ederus, Looß sampt eim anhang von Mamelukken vnd Quadricornuten auß den Sauiter Collegien." — A (J 1 b) „Alsdann möchten sie singen, ob sie wolten: Auff vns ist so zornig jhr sinn, wo Gott het das zugeben, verschlunden hetten sie vns hin, Mit gantzem Leib vnd Leben, Gott lob vnd danck, der nit zugab, das jhr Schlund vns möcht fangen ꝛc. Vnd was weiter inn dem Ketzerlied folget." [1]) — B (J 2 a) „Darumb laßt vns bei der Meß bleiben — auff eynmal zehen dörffer." (E fügt hinzu: „sagt jener, ders erfahren hat.")

Stuck II. Vorrede. J 2 b „wie den Affen — eyn grossen knalle" (nur Umarbeitung vgl. oben S. 68).

Kapitel 1. A (J 3 a) „sie hat alleyn die stimm — wie ihre lehenfähige Bischoffstäb." (Ironischer Preis der Kirche.) — B (J 8 b) „Dan der h. Geyst fliegt ... Maria den H. Geyst gebe." E (77 a) „So hat sie jhn nun zwifach: von Gott vnd von Gotts Muter."

Kapitel 2. A (K 2 a) „Was auch Gaspar Braunmüller — lassen singen." (Vgl. unten S. 118.) — A (K 4 b) „Es ist so klar bewisen — Jacobi Meß gewesen sein." — A (K 5 a) „vnd den ersten Esel inn Noe kasten suchen wöllen, so sie doch genug Palmesel inn den Kirchen finden" ... (die Kirche nimmt es nicht so genau) „wie der Barfüsser das gelt in Latz (C wan er einen hat) vnter Ves vnd Va ist eyn kleyn differentia." — A (K 5 a f.) „Dann erstlich haben wirs also gemalt gesehen — vnd dem geschundenen Bartholomeo keynen." (Wie man die Heiligen malen soll.)

Kapitel 3. A (K 7 a) „Daher vileicht eyn baur eyn Eyd schwur — die Ostien verlor" (etymologische Scherze über das Wort: Messe). — A (K 7 b) „Vnd bekümmert sich wenig darumb — eingefaßt sahe." (Über die Art des Kreuzholzes.) — B (K 8 b) „Darumb mag man die Pfaffen auch wol auf Machometisch oder Mässometisch Messer heissen vnd jhre Kirchen Meschit oder Messit."

Kapitel 4. A (L 1 a) „inn der Monstranz vnd auff Fronleichnamstag an sein statt gönnen den Vordantz." — A (L 2 b) „minder

[1]) Luthers Bearbeitung des 124. Psalms, 2. Strophe, Vers 1—4; 3. Strophe, Vers 1 f.

als Sanct Sebastians bild — entfallen wolt." — A (L 3ᵃ) „die will doch gar der Meß — vnterm Schwantz fuhr." — A (L 3ᵇ) „Waß hilffts — wann es keyner versucht hat". — B (L 4ᵃ) „vnd die Barfüser am strang" (C setzt fort) „Dann wan der Wandlungs-korb — im badhembd einer reinigkeit."

Kapitel 5. A (L 4ᵇ) „mag wol der Pfaff vom Kalenberg von disen Römischen krautsköpffen sagen" (trotzdem schreien sie) — „wie eyn haufen Zanprecher auff eym Marckt." — A (M 2ᵇ f.) „Die Ketzer krümmen sich darüber, wie sie wollen — Das H. kreutz schlag jnen die Zän ein." (B fügt hinzu): „so geschwirts nit. Nun anders zur sach, das man den Ketzern auch nicht das essen gönn." (Über den Mönch, „von dem Ficelius (!) schreibt," daß er Luthern den Hals abbeissen und mit blutigem Maul das Sakrament empfangen wollte.)[1]

Kapitel 6. A (M 3ᵇ) „Ei das sie im Wein — Greuel kelch besorgen" (Beispiele von Priestern, die im Wein ertrunken sind). — B (M 5ᵇ) „Sind daß nicht hurtige Bandierer im Römischen Katzen-spiel. Nun Rackette."

Kapitel 7. A (M 8ᵃ) „Helff liebe Mergen — vnd du heiliges Blut zu Lemgaw." (Deutsche Heilige werden hinzugefügt.) — A (M 8ᵇ) „Warzu solt man dann im Schmalcaldischen Krieg — vnd die Hugo-notten vberfallen haben?" (Über Kriege zur Ausrottung der Neu-gläubigen.) — A (N 1ᵃ f.) „vnser Plappart muß hie auch trei kreutzer gelten, es wird sonst ein verspilt spil sein." — A (O 4ᵃ) (Küchenlatein) „das heißt Klostrale Latinum oder Culinarium Latinum genannt von Culina der Köchin, nicht vom Culo, welches stinckt". (Randbemerkung) Kloster Latein. Saccum per nackum etc. — B (O 5ᵇ) „Vnd trotz der Pfaffenköchin, die da sagt, das jhr Herr nicht könn genug thun."

Kapitel 8. B (P 1ᵇ) zum Abschnitt X „Dan die geheben sich — am aller wenigsten." — In B kommen hier außerdem zu Abschnitt VII—IX und XI—XIV je ein kurzer Schlußsatz hinzu. — A (P 2ᵃ) „wie die Küe inn eyn Mäußloch — Plaßbälg inns Fegfeur geben?" — A (P 3ᵃ) „vnd verseicht sein — gepisselt hab." — B (P 4ᵇ) „Welchem nun nichts leichts gefallt, der mag Blochschuch anziehen: Aber die frommen Minbrüder ziehens auß, wann sie auff die bulschafft gehn vnd bekommen guten Ablas drumb, wie folgen wird."

Kapitel 9. B (P 6ᵃ) „Vnnd wer wil daran zweifeln, so doch der Papst gut brief drumb auflegt — So doch allzeit die Kuh steht, wo er sie hinbindet." (C fügt hinzu): Die bienen müssen wol zu-tragen oder der König stoßt sie auß dem Binkorb: Was aber ferner

[1] Fischart meint die Schrift von J. Fincelius, Wunderzeichen. Ursel 1557.

die Simonischen Bienen zutragen, das findst drunden am 223. blat (E) hierunden an seinem ort." (Nämlich VI 4. Der ganze Schlußabsatz über päpstlichen Ablaß.)

Kapitel 10. A (Q 1[b]) „Hoho jhr schlaffende Nonnen — bald in die Kuchen." — A (Q 5[a]) „Also muß man auff Römisch — mit dem Papstum nicht vermischet wirde." — A (Q 5[a] f.) „O der Heyligen geweiheten süßküssigen füß — als er in Asien krig führte". (Geschichten vom Hochmut der Päpste.) — A (Q 5[b]) „ja er mußt jm auch — also vnsinnig sein vmbgangen." — A (Q 6[b]—Q 8[a]) „Kan man nicht hierauß genug deß Papsts — das Petershaupt tapffer beschützt vnd gehandhabt." — A (Q 8[b]) „Hat nicht auch Papst Clemens der viert — so ein ansprach ans Reich hatten, außrotten." (C setzt fort): „Secht hie wie tritt — vnder den fröschen herein." — A (Q 8[b]) „Gleich wie der neulichst Bartholomeisch Hochzeitlich Mord zu Pariß die Parisisch Mord Metten genennet wird". (B fügt hinzu): „Allda man auch deß Amirals Haupt dem Papst in eyner Bulgen gen Rom zum Beutpfennig hat schicken müsen." — A (R 1[a]) „Papst Alexander der viert — zerreißt den Sack." — A (R 1[b]—R 3[a]) „Vnnd ward zur Eschen — Dann wer die Häfen macht, der darff sie auch prechen." — A (R 3[a]) „Gleich wie auch Anno 1157 — Irland geschenckt hat." — A (R 3[b]) „Noch ist der Landsknechtisch Papst Julius — an kein Gesatz gebunden". (C fügt hinzu): „Die Aichelsau ist des Stichs frei." — A (R 3[b]) „Vnd het den Türckischen Keyser — vertriben waren." — A (R 4[a]—5[a]) „Deß obgedachten Leonis — vnbetrachtet es koste gut oder blut." — B (R 7[a]) „Derhalben soll er billich nit zu fuß — wie Perlin inn eym Misthauffen."

Kapitel 11. Am Abschluß in B (S 2[a]) „Sie bieg oder brech, so hat sie allzeit recht: Wie sie es wirfft, so kehrt sie allzeyt eyn Narren vbersich."

Kapitel 12. A (S 3[a]) „vnd die schantz hat sich verkert: Es ist nicht mehr vmb die zeit da Gretlin span." (C fügt hinzu: „vnd Hänßlin stecken ritt: Vor haben sie bei dem hunger gewacht, jetz schlaffen sie bei dem vollen Bauch wol.) Die Kirchen seind jetzt gar liecht — nicht mehr Heiligen mayet. (C Der vberfluß an zeitlichem wird mangel bringen an Geystlichem.) Sehet, wie sich das Heyligthumb inn Reichthumb verkeret hat, der Geyst inn Geitz, Gott in Golt, Gottseligkeit inn gutseligkeit." Randbemerkung: „Jacob Klingenhofer, Clericus Argentoratensis in der Straßburgischen Chronic." (Er schreibt hier über die Constantinische Schenkung.) — B (S 3[a]) „vn kan eynen nemmen auß der Mörder schar vnnd jhn setzen auf den Hohen Altar, wie wir daß hievorn gnugsam angezeigt haben." (C hierfür): „wie das hievorn be-

wisen klar." (E 151[b] fügt hinzu): „Auch solches Herr Johan de Vischijs im buch de immunitate Ecclesiarum machet war." [1])

Kapitel 13. A (S 4[b]) „vnd sonderlich alsdann — zerstören solt". — A (S 5[b]) (Es ist von den Jakobsbrüdern die Rede.) „So singen wir alsdann, welcher zu S. Jacob will, der muß ein ꝛc. (C par schwestern) han ꝛc." — Randbemerkung: „Hierher wer das Jacobslied einzupringen." [2]) — B (S 6[a]) „Er solt auch eyn stecken genommen haben — seiner Oritet die Ehr". — A (S 7[b]) „Aber die vollen Krätzen trucken den Esel am aller minsten: darum weiß M. Gentian nit ob Saltz oder Schwammen schwerer seien, biß er ins Wasser kompt." (B als Abschluß fügt hinzu): „Da ligt er (C als dan) inn der Andacht wie der Pfaff vor dem Palmesel."

Kapitel 14. A (T 1[b]) „darin er noch — außzupringen." (Gegen Nas vgl. oben S. 55.) — A (T 2[a]) „Dann man muß die alten Marckstein — das Credo selbs sein."

Kapitel 16. A (T 4[b]) „Vngeacht das die Ketzer — ein Ganß anpfiff." — A (T 5[b]—T 6[a]) „Zu Weihennachten setzen sie eyne Wiegen — mit einer anhangenden Laternen an Halß." (Dieser Zusatz, wie alle folgenden Zusätze dieses Kapitels berichtet über kirchliche Volksbräuche der deutschen Katholiken.) — A (T 6[a]) „verwachens mit — Fladen vnd anders." — „Albann — was er hat." — A (T 6[b]) „So (B Folgends) ziehen sie den andern tag gen Emauß, daran ist fast all andacht auß." (Zusatz in C): „vnd lebt man mit Hammen im sauß." — A (T 6[b]) „Dargegen wirffet man — vnd werden" (E Zusatz „dollen) voll." — B (T 7[a]) „wie eyn Sau im Chorrock vnd ein Aff in Stiffeln." — A (T 7[a] f.) „Dieweil man sie doch — das vns meh durst." — B (T 8[b]) „Anstatt der Juden Kälberfest — siben Schläfertag." Hierauf folgt noch der schon in A stehende Zusatz: „Vnd eyn Calender voll roter vnd schwartzer Heyligen Feiertäg." — A (T 8[b]) „Derhalben tröst dich lieber Esel — auf der wiesen."

Kapitel 17. A (V 1[b] f.) „Es lese eyner von wunderswegen — mit Ruten außgestrichen." (B fügt hinzu): „da es besser gewesen, man het sie zu Feldbischoffen gemacht, daß sie (C den fürgehenden die Benediction mit (den) füssen geben (müßten)." [3]) — A (V 3[b])

---

[1]) Johannes de Vischiis, De immunitate Ecclesiarum et personis ad eas confugientibus. Venetiae 1584. (Nicht von Fischart, vgl. Wendeler, Meusebach S. 282.)

[2]) Vgl. Simrock, Volkslieder Nr. 77 „Wer da will auf Sankt Jakob gohn, | Der muß haben drei Paar Schohn ..." Erk-Böhmes Liederhort 3, S. 780 3 über verschiedene Fassungen dieses Liedes.

[3]) Diese Redensart über den Feldbischof, die Fischart hier in die zweite Ausgabe einfügt, gebraucht er im Bienenkorb schon in der ersten Fassung, aber als

„Vnd daher kompts auch — Erkennen welches Schaaf nicht jrrt." (Zwei antikatholische deutsche Versstücke.

Kapitel 18. C (156^b) „Darum ist sich zuwundern — aufs Canisij Catechismum fallen." — B (V 4^b) „das ist, mag den einen — die Kirch am hindern prent." Dieser Abschluß gibt eigentlich keinen Zusatz, sondern nur eine freie derbe Umschreibung des betreffenden Absatzes bei Marnix, der in A (V 4^b „Aber das hat seinen Bescheid — befestigen könne") wörtlich übersetzt erscheint. (Vgl. oben S. 81 f.)

Kapitel 19. A (V 7^a) „das keyn Aff dem andern so gleich sihet, als diser gebletzte Rock eym Bettlermantel." — A (V 8^a) „darzu wöll vns S. Lienhart — Thaler hinein fallen." (Hierfür der Schluß in B):„ Thaler vnd Ducaten hinein fallen als regnets treck auff S. Merdardus tag."

Stuck III. Kapitel 1. B (X 1^a) „Dernhalben dann eyn gantz Buch — wissen zu verehren." (Vgl. oben S. 91 f.) — A (X 1^b) „Da soll sich vnser liebe Muter die H. Kirch wol für hüten, das sie eyn solche nutze zuträgliche sache (C Zusatz „vnd solchen guten Notstall der leut vnd jhrer gewissen") vmb diser Ketzer willen abstellen solte: Insonderheyt, da sie so fest auß der Schrifft, als jrgent eynigs ander vorgehandelter Stuck kan erwisen werden". (Hierfür seit B): „inn der schrifft bestehet, wie Schneeballen in der heissen Offenkachel." — A (X 1^b) „Sihe lieber leser, hie ist die sach so klar, das es eyn blinder so wol im finstern, als one eyn Liecht sehen solt." — A (X 2^a) „Derhalben kein wunder ist — jre Orenbeicht zubefestigen". (Statt „Papirenfenster" seit B „S. Nichtglas fenster.") Am Schluß dieses Kapitels steht in A folgender, aus M übertragener Satz: „wir wöllen vns mit vorerzelten lassen vernügen, damit wirs nit zu grob machen, das es zum letsten gar nichts mehr tauget." Daraus macht B: „Wir benügen vns an

---

Übersetzung von Marnix VI, 6 „oft men soude hem een Bischop een velt maecken, aldaer hy de benedicite met de voeten soute gheven." = A (Ff 7^b) [E (255^b)]: „oder wird jhm zu eym Feldbischof machen, allda er den segen mit den füssen gebe." Fischart kennt diese Redensart bereits aus Rabelais Pantagrueline Prognostication: un des susdits sera cette année fait evesque de champs, donnant la benediction avec les pieds aux passant. = Aller Praktik Großmutter 1572 S. 11, aber genauer mit Rabelais übereinstimmend: 1574 S. 604 „Auch wird der obgenandten Kunden einer Feldbischoff werden, der den Fürreisenden die benediction mit den Füssen gibt." (Den letzten Beleg bringt auch das „Deutsche Wörterbuch" 3, Sp. 1480; ebenda Sp. 1080 über die gleiche Redensart mit „Erzbischof" und Sp. 1483 über das verwandte Bild mit Feldglocke-Galgenschwengel. Unter anderem wird hier die Geschichtklitterung zitiert 153^b „obs ein solch Feldglock ertragen möcht". Dazu wäre noch anzuführen: Praktik 1574 S. 601 „Schwengel in die Feldtglocken", und J. Nas, Präludium in Centurias hominum 1588 Randbemerkung zu der Vorrede: „Solt wol noch" (scil. Hans Wolfferam) „ein Schwengel in ein Feldglocken geben."

wenigem," und darauf folgt ein längerer Zusatz: „als einer der sein Gebet — Katz auß dem Taubhauß."

Kapitel 2. A (X 3 b) „Auch wirden die Landsknecht — gestärckt werden." — B (X 3 b) „vnnd sie eben zieren, wie eyn Esel eyn Roßmarckt." — A (X 3 b) „oder Gwilhelmus Lindanus — letzlich der lieb." — A (X 4 a) „das Chorhemd — Spangenberg geschriben hat." — B (X 5 a) „als wan man jm auff den Herrgottstag vorleuchtet vnd vorpfeiffet." — B (X 6 a) „vnd so vil — nemlich 77." — A (X 6 b) „so kämen wir hindurch, wie der Fuchs, der den Schwantz dahinden ließ" (für die gesperrten Worte in B): Reinicken Füchßen (C Zusatz „Bruninger") Bär, der die Ohren dahinden ließ." — B (X 8 a) „Ich rieht jm — ob ich Lutherisch sei."

Stuck IV. Kapitel 1. A (Y 1 a) „vnd mit eym runden gelben Schindelteller hinderm Kopff begabt." — A (Y 1 b) „vnd wird gewißlich — also sei verwandelt worden." — B (Y 5 b) „Aber ersticht kein Wildschwein, allweil eyn Bratwurst trei heller gilt."

Kapitel 2. B (Y 6 b) „Dan wer zu Mecha — kein gemäl sicht." (Anspielung auf das Volksbuch vom Eulenspiegel, Hist. 27.)

Kapitel 3. A (Y 7 a) „wie jens lieb Müterlein — hat angesehen." — A (Y 8 b) „Ja neulich zu alten Oeting — halß geschlagen." (Vgl. unten S. 112.) — B (Z 2 b) „Dann damit man nicht meyn, wir reden auß eym holen Hasen". — A (Z 4 a) „vnd sie für ein Dominus vobiscum — Clara ruffen" ... „eben so wenig als der Nonnen Klosterflöh'" ... — (B) „Darumb verzieht jhm die Mucken, vber Jar pringt er Brämen." — B (Z 4 a) „Dieweil (E 198 a Demnach) geschriben steht — für ein Herdblat."

Kapitel 4 A (Z 6 b) „die Bäch branten — herauß loffen" ... „Gott geb euch ein gute Nacht" (B fügt hinzu): „Madonna di Loreto kompt morgen hernach". — A (Z 7 a) „Die Polen S. Laßle — S. Liendel." — A (Z 8 b) „Ja der Mentzer — zum Beistand beruffen." (Fischarts Dominici Leben vgl. oben S. 89.) — B (Aa 2 a) „Vnd warumb nit, so man doch vor augen sicht — sagt das fromb Kind". (Über Kölns Wappen.)

Kapitel 5. A (Aa 2 a) „wie Noa — deß Papsts Binenkorb." — B (Aa 3 b) „die stäts die Naß inn die Bibel stecken — Kemmetfeger zusammen." (Gegen die Benediktiner.)

Kapitel 6. B (Aa 5 b) (Die gesperrten Worte schon bei M und A.) „Das ist so vil geredt, als wann man die Franciscaner laßt die Frantzosen behalten, da sich die andern Brüder mit den Pocken benügen. Vnd also ist diß Fix, wie das H. Kreutz auff der falschen Müntz. Nun auff ein anders."

Stuck V. Kapitel 1. A (Aa 6 b) „von S. Laurentz Glut — von S. Veits Scherben" ... „von der Seraphin vnd Cherubinischen

Engel Haarlocken (B von der Engel Seraphin vnnd Cherubin Haarlocken — von Rom heimbracht." — A (Aa 7 b—Aa 8 b) „Deßgleichen was geschicht inn Franckreich — die zän vber jnen zusammen beissen." (B fügt hinzu): „Derhalb man jnen für solchen Eifer — Testamentlich verschafft hat." (Gegen Katharina von Medici, die Bluthochzeit und die Jesuiten.) — A (Aa 8 b) „Als inn sovil Königreichen — Erdfurt." (Große Aufzählung evangelischer Länder und Städte.) — A (Bb 1 a) „Bißweilen erwischen sie — vnd Erhalt vns Herr." (In E fehlen die letztgenannten Worte. Die ganze Stelle mehr eine Umschreibung als Zusatz; vgl. oben S. 68 f.) — A (Bb 1 b) „Deßgleichen wann Fr. Naß — vnsinnig ist gestorben." — A (Bb 2 a) „Welchs nach bruders Nasen — an statt außbrüten." (Beide Stellen gegen Nas vgl. oben S. 55 f.) — A (Bb 2 b) „dan das er von Luthero — also gar reich worden." (Vgl. unten S. 137.) — A (Bb 3 a) „die man jm mit gepulvertem — möcht bekommen haben" ... „Als von den vberwunderlichsten Miradeln — der lugen keyner nach." — A (Bb 3 b) „gleich wie das groß Buch von Tübingen — gut geschirr zu machen" ... „da sitzt der Pfaff auff der Kelter vnnd geiget den Bauren für die Predigt" ... „So kont er auch nicht — vms Lugenkräntzlein sticht." (Die letzte Stelle gegen Nas vgl. S. 55.) — B (Bb 4 a) „Es dorft doch des Papsts Beichtvatter nit durch Genf reysen, auß sorg der Bibelisch Paulisch vnd Euangelisch lufft daselbsten möcht in ketzerisch machen" (ebenso bald darauf S. 108).[1]) E (216 a Abschluß des Kapitels): „vngefährlich wie ein faul Armprost vnd ein papirener pantzer."

Kapitel 2. B (Bb 6 b) „vnd darumb sie" (die Ketzer) „nur an des Strick Grempen Igelspitz gesteckt." — A (Bb 6 b) „vnd handhabung des Lebens von D. Murnarrs Gauchmatten". — B (Bb 7 a) „oder wie die Jesuiter, von denen Christian Franck schreibt." — Randbemerkung: In Colloquio Jesuitico. — A (Bb 8 a) „Darumb wird zu Straßburg — außgehauen". (Anspielungen auf Schriften von Nas und Fischart. Vgl. S. 91.) — B (Cc 1 a) „Derhalben was darf es vil zeugens — gut Menschen schmaltz."

Kapitel 3. B (Cc 3 a) „Darumb redt M. Gentian — Faßnacht ist."

Stuck VI. Kapitel 3. A (Dd 4 b) „da gieng es, da kam er in das Edel geschlecht vnd macht darnach zu Weihwadeljunckern vil Pfaffenknecht" (seit C stehen diese zwei Worte vor: „zu"). — A (Dd 6 b) „oder diebisch zu entlehnen — Spatzen wirfft" ... „vnd also griff er — das jr antretten." (C fügt hinzu): „wan sie die nächsten Reichserben stranguliren oder sebeln." — A (Dd 7 a) „Vnd die

---

[1]) Ähnlich im „Dominici Leben" Vers 1805 ff. und Randbemerkung.

Sorbonisten (B Bonsauristen) zu Pariß vnd die Wider Jesu zu Dillingen darfür sorgen (Dieweil sie doch zu Dillingen gleichmäßige Grillen Anno 1571 in des Gregorii Magni vier Büchern der Gespräch vonn erscheinung Der welschen Seelen, so vonn dem eiferigen Fabelbuler Adam Wallasser nachverteutscht worden, haben lassen trucken"). Randbemerkung: „Adam Wallassers zu Dillingen löblich werck."[1]) — A (Dd 8 a) „Keyser Nerons schwerd — redlich gepraucht." — A (Ee 4 b) „Lucretia — Leib". (Marnix erwähnt hier nur die Grabschrift des Sannazarius auf Lucretia. Fischart gibt sie in deutschen Versen wieder.) — B (Ee 6 b) „Secht ist das nit eyn schantz, sagt eyn Blinder, wurff er vngfär zwölf vnd gewans."

Kapitel 4. A (Ff 2 b) „Man sagt doch von der Statt Lüttich — nur auß den Klöstern." (B fügt hinzu): „Darumb haben die Gojen nun daselbst solche Colonias abgeschaft." — C (227 a) „Sie hat jrer Curtisanen — Jungfrau verkauffen."

Kapitel 5. A (Ff 3 a) „welche die Barfüserspatz — Predicantische Binenkorbreformirer." (Gegen Nas, vgl. S. 56.) — A (Ff 3 b) „Dann Papst Gregorius — ist Griechisch häu." (B fügt hinzu): „es sint Grecken, man ist jr nit." — A (Ff 4 b f.) „dann sie seind nie ad Ordos examinirt worden." (B fügt hier ein: „sie seind nit mit dem Teuffel in die schul gangen, haben mit bruder Bechtold Schwartzen nie kein Gschütz erfunden: Sie wüßten den Teuffel in kein Glaß zu beschweren, noch jn wie Canisius zu bekeren), sie wüßten nicht zu sagen wo das Färlin am besten wer vnd das man sein Rot Leder für das best Kalbsfell soll essen: Aber wann ich nit zornig wer, ich wünschet, das der Teuffel Duos bolos, das ist zwen bissen von leib vnd Seel auß jn machte: Dann diß ist deß Hugo Carrensis außlegung deß worts Diaboli &c." (Die gesperrten Worte sind seit B weggelassen.)

Kapitel 6. A (Ff 5 a f.) „vnd wie Claus Narren Leppisch reynen Mund halten." — B (Ff 7 a) „Man hat zu Rom — zu lang nit bleib." (Vgl. oben S. 71.) — A (Ff 7 b) „wie der Cardinal, der nicht durch Genff reisen wolt, besorgend der lufft macht in Ketzerisch". (Vgl. oben S. 107.) — A (Ff 8 b) „gleich wie Naß — Jßpruck gemacht." (Vgl. oben S. 56.) — E (258) „Vngeacht was der loß — hinder die Zäun setzen." (Vgl. oben S. 138 f.)

Beschluß. C (235) „Sonderlich weil — Jemenhausen." — B (Gg 3 a) „Da mußt warlich der Wettermacherisch Papst — Der Papst kann allein." (C 235 a fügt hier ein: „das Heyligtum verwüsten, wie

[1]) Gemeint ist das Werk „Dialogi S. Gregorii Magni von dem Leben und den Wunderwercken der italienischen Vätter, auch von vnsterbligkeit der Seelen aus dem Latein verteutscht von Wallasser". Dillingen 1571.

der Pfaff von Kalenberg die Kirch kan) Heylig Vnheylig machen, das Kreutz zu Geitz, den Geyst zu Fleisch. Dann was er scheißt, sicht man gleich für Pfeffer an."

Stuck VII. Kapitel 1. B (Gg 3[b]) (Zu der Liste der Scholastiker werden hinzugefügt): „Eckio, Hosio, Prierio, Cochleo, Holcot, Bricot, Tappardo, Ruardo, (schon in A). Frater Canisio, Pighio, Gabriel Biel." — B (Gg 4[a]) „Da sind wir als dan versehen mit Fürbittern, wie ein Ernd mit faulen Schnittern. Wolan, wol geschmiert vnd vbel gefahren. So ligen wir als dan vnderen Karren."

Kapitel 2. B (Gg 4[b]) „Da hat man auß gleichem thuch — darnach geschnitten."

Kapitel 3. B (Gg 7[a]) „Clerisäuisch bescherung — jene fromme Nonn."

Kapitel 4. B (Gg 7[a]) „Dan ist eyner gut, so seind sie all gut, sagt jener, kaufft er jung Wölff."

Kapitel 5. A (Gg 7[b]) „welchs schier ein Baur für Apen oder Affen verstünd, dieweil sie nur geäffte Bienen oder Affen der Bienen seind" (B fügt hinzu): „Daher sie auch gern Aben oder Abt (E 265[a] Zusatz: „Papa vnd Papen") heyßen." — B (Gg 8[a]) „Wem er aber gehaß wird — an Stegreiffen" ... „Da haben sie allsdann — den andern."

Kapitel 6. B (Gg 8[b]) „Vnd sind sonst allerdings gar kurtzweilig, wie ein Hültzener Lichtbutz."

Kapitel 7. A (Hh 1[b]) „Bruder Naß — wischt." (Vgl. S. 56.)

Kapitel 8. A (Hh 2[a]) „Also das mich — nicht geschenckt." (Über ein Bildergedicht Fischarts vgl. S. 90 f.)

Kapitel 9. B (Hh 2[b]) „Dan wan man sie mit gelt salbet, so werden sie so lind, das man eyn Roßeisen in sie schwetzet" ... „inns Fegfeurloch — wider Räudig herauß." — B (Hh 3[a]) „Das mag sich dan S. Luppo walten, der die Marter frißt, damit sie kein Hüner beissen." (C fügt hinzu): „oder ißt die Hüner, daß sie kein Marter fressen."

Kapitel 10. A (Hh 4[b]) „zu S. Lienhart mit den Ketten, zu S. Niclauß mit den Huffeisen, zu S. Anstett mit den Stricken" ... (E 270[b]) „hinder Indien", (B Hh 4[b]) „zu der Sonnen vnd des Mons Bäumen" ..., B „wie Mutterkraut fürs Hertzgesperr vnnd heise Eschen für Blatrige Füß."

Kapitel 11. B (Hh 4[b]) „Dann wer auff den Herrn hofft, denselben wird die Güte vmbfahen."

Kapitel 12. A (Hh 5[a]) „Sie wirden sonst — an jhnen kennte." — B (Hh 5[b]) „wie eyn andere Beckenmor — inn Rauch auffhenck."

Beschluß. A (Hh 5[b]) „vnd wer manchem Meyersman leyd — Bienen solt haben. Dann dise geweichte Bienen, Maltzen vnd Juden,

die eim dienen, deßgleichen alt Affen vnd junge Pfaffen, Weiber die gern sind Herren vnd demnach die wilden Bären soll keyner inn seyn Hauß begeren." [1])

Das letzte Gedicht. A (Hh 6 [a] f.) „Alhie besecht jr liebe Christen — Vnd inn seim ewigen Liecht stäts leyt" ist Zusatz. In AB mit der Überschrift „Signum Apostolicum sub Annulo veritatis." Seit C sehr erweitert Datum sub signo — S. Peters wart." Über die Schlußworte nach dem Gedicht und seit B nach dem Register vgl. Vilmar S. 2 f. in der Beschreibung der einzelnen Ausgaben.

5. Quellen zu den Zusätzen Fischarts.

Fischart hat nicht für alle seine Zusätze Quellen verwendet, namentlich für die kürzeren nicht, wo er Vergleiche, allgemeine Bemerkungen usw. zum Text der Vorlage hinzufügt. Für die größeren Zusätze hat er meistens Quellen benutzt, die er nicht immer nennt, manchmal nur andeutungsweise in verhüllter oder in nicht ganz richtiger Form. Wiederholt nennt er auch Quellen, die er nicht selbst benutzt hat, sondern die nur in seiner unmittelbaren Vorlage angeführt werden. Er verwertet theologische, geschichtliche, geographische Schriften, Legenden- und Schwanksammlungen, Zeitungen usw. in größerem oder geringerem Umfang. Auf viele Schriften weist er nur mit wenigen Worten hin oder gibt kurz den hauptsächlichen Inhalt wieder. Seine Quellen nimmt er manchmal wörtlich herüber, kürzt oder erweitert sie, versieht sie mit eigenen sachlichen oder öfters nur stilistischen Einschüben; immer setzt er die Vorlage in seine Sprache und seinen Stil um. Für kleinere Zusätze sind im dritten und vierten Abschnitt gelegentlich Quellen genannt worden. Die größeren zusammenhängenden Zusätze lassen sich gut nach Gruppen ordnen. Jesuiten-Wunder, Verhöhnung der Messe, Reliquien-Verehrung, Papst-Geschichten, katholische Festbräuche.

Jesuiten-Wunder.

In Kapitel I, 2 bespricht Marnix unter anderen Orden auch in wenigen Zeilen den neuen Orden der Jesuiten. Hier reiht Fischart einen umfänglichen Zusatz an. E S. 20 [a] Z. 4—23 [a], Z. 17. Er erwähnt zuerst seinen „Nachtrab" (vgl. oben S. 88) und fährt dann fort:

„Aber was sie schon für Wunder auß der newen Welt herauß schreiben, die sie darinnen thun, will man jhnen doch so weit herauß

---

[1]) Erweiterung eines alten verbreiteten Reimspruches: „Alte Affen, junge Pfaffen, wilde Bären | Soll niemand in sein Haus begehren." (Wander, „Deutsches Sprichwörter-Lexikon" 1, 34.) Vgl. „Geschichtklitterung" S. 33.

nit glauben, dieweil sie solche Wunder hie aussen bei vns nicht auch beweisen. Dann alle, die sie noch vnterstanden, sind den Krebsgang gangen."

Nach dieser allgemeinen Einleitung folgt eine größere Reihe einzelner Wunder. Zunächst:

„Als mit dem Jesuiter zu Augspurg, der in Teuffelsgestalt des Fuckers Magd wolt bekehren vnnd vom Knecht für ein Teuffel ist erstochen worden. Item mit dem Todten erwecken zu Wien."

Die Kenntnis dieser, wie später erwähnter Wunder verdankt Fischart zweifellos Zeitungen, die einige Jahre vor dem Bienenkorb erschienen sind. Die eben erwähnten Ereignisse sind in zwei umfänglichen Reimpaar-Dichtungen beschrieben, die beisammen in einem Flugblatt herausgegeben worden sind:

„Nawe (!) Zeitung, Wie ein Jesuwider in Teuffels gestalt eim Euangelisch Mensch von ihrem Glauben wollen abschrecken vnd darüber erstochen worden. Geschehen in Augspurg. Anno 1569." — „Andere Zeitunge. Auch von einem Jesuwider, Wie der zu Wienn inn Oesterreich sich vnterstanden, die Todten lebendig zu machen, darüber einen armen Mann vmbs leben bracht vnd entlauffen müssen. Anno 69." Darunter ein Holzschnitt, der links das erste, rechts das andere Gedicht illustriert. (Berlin, Kgl. Bibliothek Yh 3886.)

Walasser[1]) sagt über die beiden obengenannten Bildergedichte folgendes: (C 2[b]) „Man hat bey einem Jar her im Truck lassen außgehen etlich Brieff mit Figuren vnd Reimen, von einem Jesuiter, der zu Augspurg in einem Fuggerischen Hauß soll erstochen sein, nachdem er sich hab in eines Teufels gestalt verkert vnd ein Weibsbild erschrecken wöllen. Von disem wirdt nit allein ein Figur vnnd Bildnuß für die augen gemalet, sonder auch ein langes geschwetz in Reimen gefaßt, darbey weitleuffig beschriben von allerley vmbstend, welche sich bey solcher geschicht solten verlauffen haben. Solche Brief seind zu Franckfurt, zu Meintz, zu Würtzburg, zu Augspurg vnd vast allenthalben außgebrait vnd verkaufft worden ... Darzu kombt dann ein Osterreicher vonn Wien herauff vnnd bringt ein andern Brieff von einem Jesuiter, der soll mit einem Todten (C 3[a]) vbel vmbgangen vnd sich vnterstanden haben solchen todten zum leben wider zu erwecken, welches jm doch nit geraten. Muß also dem armen Jesuiter auffgelegt vnd zugeschriben werden, das vil glaubwürdige Leut von dem Calvino pflegen zusagen vnd zuschreiben."

---

[1]) Von dem großen gemainen Laster der Nachreder vnd Verleumbder. Ein Christliche vermanung Adam Walassers ... Mit angehencktem warhafftigem Bericht von der Societet JESV, von wegen schmehlicher Schrifften vnd Gemäl, wider die Jesuiter fälschlich erdicht vnd im Truck außgangen. Dillingen 1570. (München, Staatsbibliothek 4° Mor. 551.)

Walasser bemerkt aber hiezu, er habe sich an Ort und Stelle nach diesen Gerüchten erkundigt und könne bezeugen, es seien „lauter erdichte Fabel vnd erlogne Schmachred."

Nach Ausfällen gegen Nas (oben S. 64) erzählt Fischart ein neues Wunder der Jesuiten, nämlich wie „Licentiat Eisengrein zu Ingolstat . . . im buch von vnser lieben Frawen zu alten Oeting . . . trefflich wunderzeichen vom fürnembsten Jesuiter dem Geistlichen Herrn Petro Canisio beschreibt." Nun wird eine Teufelsaustreibung breit geschildert. Dieser Abschnitt ist ein mit wörtlichen Anspielungen versehener Auszug aus dem 14. Kapitel der Schrift: „Vnser liebe Fraw zu Alten Oetting von Martin Eisengrein, Probst zu Alten Oetting, der Ingolstädter Hochschule Vicekanzler. Ingolstadt 1570. (3. Ausgabe 1598. Berlin, Kgl. Bibliothek Dv 12707.)

Fischart 20[b] Z. 6—17 von unten (Canisius fragt den Teufel):	Eisengrein:
„Wann er weichen wölle. Nämlich wann er 24mal das Meidlin vor gepeinigt hab: Nemlich von wegen jhrer Eltern (A Vatter vnd Mutter) Sibenmal: Von wegen jhrer Herrschafft sibenmal: Vnd fünffmal von wegen des gantzen Fuggarischen Geschlechts: Vnd mehr fünffmal für sein kurtzweil. Aber man hat jhm die kurtzweil wol vertrieben, da man das alt höltzin Marienbild auß der Oetingischen Cappellen hat hinderucks dem Meidlin auff den kopff gehalten. Ich meyn da hat er gespien vnnd geschrien: Lasse mich gehn du Hur, wie tritstu so hart. DerCanisisch Höllenhundschinder aber hat . . ."	„Fragt jn der Herr Canisius, wie offt er sie peinigen wölle: Darauf antwortet er, noch 24mal: sibenmal von wegen jrer Vatter vnd Mutter, sibenmal von jhrer Herrschaft: Vnd fünffmal von wegen des gantzen Fuggerischen Geschlechts: Vnd mehr fünffmal dann also sey es jhm befohlen worden . . . Wann man dann ein altes höltzes Mariabild, so noch in der Capellen hanget dem Meydlein hinderruck auff den Kopff gehalten, hat der böse Feind alle gegenwärtige auß jhrem Mund außgespien vnd mit lauter stimm offtermals geschryen: Laß mich gehn du Hur, wie trittest du mich so hart. Hat auch den Doctor Canisium offt ein Hundschinder genennt.
S. 21[a] Z. 7—12: „ist jhn dieses bekeren schwer ankommen, dann er, ehe er in die Capell zum widerruff gangen, dreymal geschrien hat: O weh meiner grossen pein. Vnd darneben vermeldt, Es sey kein Teuffel inn 20 Jaren so gemarteret worden, wie er."	. . . Aber auß dem Meydlein (fing der Teufel an) gantz jämmerlich mit lauter stimme zu schreyen: O wehe, O wehe, O wehe meiner großen Peyn. Hat auch darnach vermeldet, es sey kein Teuffel in zweintzig Jaren also gemartert vnd gepeyniget worden, als er.

Auf dieses Begebnis wird nochmals kurz angespielt IV 3, S. 194[a] Z. 16—21 und VI 5, S. 252[b] Z. 6 von unten.

Darnach folgen wieder S. 21[a] Z. 13—14 einige allgemeine Bemerkungen über die Jesuiten. Weiter heißt es:

„Darumb seind solche wunderzeichen allein für die Letste zeit für die Gesellschaft Jesu, so mit dem Teuffel einen Verstand vnnd anstand treffen können, gespart worden: auff das dardurch, womöglich

wer, auch die Ausserwehlten verkehrt oder bekehrt würden. Das sind die letste Frösch, welche das Thier auff den Stul außspeiet,[1]) die werden jhm wieder auff das Küssen helffen. Diese seind die Eycheln Sau vnd Sau Eß (wie einmal ein Teutscher Fürst sagt), welche der Teuffel lang auff den Stich behalten (21[b]) hat. Aber er mag mit dem Stich wol zusehen, dann man hat jhm in die Kart gesehen vnd die Schellen vnd Eycheln, darauff er wart, spart vnd hart, sind verworffen vnd vernarrt.[2])

Nun folgen S. 21 Z. 4—31 abermals allgemeine Bemerkungen, zunächst über die verschiedenen Benennungen der Jesuiten. Es sei zu verwundern, daß sie sich nicht „Anti-Jesuiten" nennen, da sie doch „Des Röm. Antichristen Leibeygene" sind, „bestellte Honsprecher", die sich „an die Höfe der großen Herren hencken, Blutpracticken spielen".[3]) Sie wollen gern „aussätzig" sein und „die Herrn von der Demuth Jesu: Besehe man nur jhre Fürstenmässige Collegia hin und wider vnd wie sie Klöstergüter an sich ziehen".[4])

---

[1]) Vgl. Jesuiterhütlein (Jh) Vers 688 f. „Anbetten auff dem Stul das Thier, Welchs durch mein Krafft speut Frösch vnd Krotten". Geschichtklitterung S. 350 f. „Da Keyser Nero sein breyten Frosch gebar". „Der Gorgonisch Medusekopf" 1577, Vers 18 „Das Stulthir, so frösch speit herfür." Flacius Illyricus, „Etliche hochwichtige Ursachen" C 4 und C 7[b]: „Die gottlästerlichen Jesuiter . . . sind die neuen Frösche, so der Antichrist ausgespeiet". Über das allgemein verbreitete Motiv, daß Kröten den Menschen durch den Mund oder Unterleib entschlüpfen, vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 16, S. 233, wo auch mittelhochdeutsche Belege beigebracht werden. Sagen von schlafenden Frauen, denen die Gebärmutter als Kröte aus dem Mund schlüpft: Panzer, Mythen und Sagen 2, S. 195. Uterus-Kröte und Opferkröte: Andree, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Braunschweig 1904, S. 128—138, Tafel XXI—XXIV.

[2]) Fast wörtlich übereinstimmend damit, Jh Vers 449—454 „bhalt ich zu dem Stich die Eycheln Sau". Vers 679 f. fast ebenso, Vers 470, 535, 963, 1076 „Stichblatt". Bienenkorb E 143[a] Zusatz von C: „Die Aichelsau ist deß Stichs frei". Vgl. „Eyn Neu Artlichs Lied, von der Neuen Heuchlerischen Sect der Jesuwider". Strophe 2 „Sie sein ins Teuffels Karten, das letzte Blat zum Stich". 1588 (Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 2, S. 29 Nr. 37). A. Lonner, Relegatio Jesuitarum ex omni bene ordinata Republica. Straßburg 1612. „Sihe da, was warff der Teuffel für ein vngerades Tauß Es darein?"

[3]) Im ganzen ähnlich dem Jh. Vers 500 ff. über Namen der Jesuiten, Vers 661 „Des Papsts Leibeygen". 1093 f. „Vnd kanst an Höfen dich einschicken, Vnd in die Schulen dich einflicken", Vers 943 „mit Blutpractic".

[4]) Die Jesuiten widmeten sich unter anderen Spitalsdiensten auch der Pflege der Aussätzigen. (Beleg für 1573 bei Janssen 5, 536.) — K. Scholl, Die Jesuiten in Bayern Ende des 16. Jahrhunderts. Würzburg 1892, berichtet ausführlich, wie die Jesuiten Fürsten- und Klöstergüter erworben und großartige Kollegiengebäude errichtet haben, daß sie aber nicht, wie Fischart in dem nachfolgenden Abschnitt ironisch erzählt, Frieden nach Bayern getragen haben, sondern sich den Unwillen der Bevölkerung und den Neid älterer Orden zugezogen haben.

„Gleich wol hat man vernommen, das der Jesuiter Orden die Regul der volkommenheit ist: Das hat man wol kurtzlich zu Cöln erfaren, da eyn Giesiter drey der fürnembsten Giesiter im grimm mit eym brotmesser erstochen hat: Wie es selbs die Jesuiter jm truck haben lassen außgehn, besorgend andere möchten es mit vrsachrürigen glossen thun. Wer hat dan nicht von Verterbten Jungen vnnd beschornen Meidlin zu Mönchen vnd Dillingen gehört.[1]) Wer kendt dan nit das gerhaten Jesuiterfrüchtlin Rabus" (Zusatz C „Caspar Franck, Bäschlin frosch, Nickel Xilander, Fabian Quadrantin, E Lentz Teuwel, Wynick) vnnd andere Mamelucken, daruon diser Orden gespickt ist.[2]) So seind sie auch so heylig, daß einmal einer inn Bayern offentlich dorfft predigen, das wo sie nur hinkämen, gleich im Land aller frid seie: Da hat eyner dem Fürsten gerhaten, wan sie solche Fridwirckende Leut sein, soll man sie auff die Vngarische vnd Türckische Grentzen verschaffen, so könt man grosses Kriegskostens, der auff Vnterhaltung der besatzung geht, vberhaben sein. Aber daß hat für eym Jar zu Meldingen inn Krayn gefehlet, so doch zu Grätz inn der nähe eyn Collegy voll Jebusiter steckt.[3])

„Vnd haben sie nicht auch vor einem Jar ein schön Wunderzeichen zu Mönchen bewisen, da sie ein Verschönbart bild, wie den Luther angethan vnd ein Spil mit jhm gemacht, darauß zu letzt ein ernst worden. Dann nach dem sie fornen her in der Comedy

---

[1]) Walasser a. a. O. (C 4ᵃ): „Dergleichen warheit hat man auch in kurzen Jaren zu München wol verstanden. Ja das gantz land war voll von einem beschnittnen knaben von Illmerdorff geboren vnnd zu München gefangen, dem solt auch ein Jesuiter den gewalt vnd schaden gethan haben. Vnd ist solch's im offenlichen Truck außgangen vnd schier allenthalben im Reich für ein gantze warheit außgebraitet worden" . . . (C 4ᵇ) „Ich hör solcher erdichter Histori mehr zu Prag vnnd anderstwa von den Jesuitern außgangen". — Spätere Berichte darüber bringt Janssen 5, S. 536.

[2]) Bekannte Jesuiten jener Zeit. Wie der Ingolstätter Professor Martin Eisengrein (1535—1578), so sind auch Konvertiten Johann Jakob Rabe (geb. 1545, gest. zwischen 1581—1585, kein Jesuit, obwohl er von den Gegnern so bezeichnet wird), ferner Kaspar Franck (1543—1584, Professor in Ingolstadt) und der Pole Fabian Quadrantinus (1549—1605). „Mamelucken" auch im Jh Vers 950, „Nachtrab" Vers 3359, „Teutsche Mammalucken" Vers 3378 und andere. Rabe und Nas bezeichnen hingegen die Evangelischen als Mamelucken.

[3]) Ende des 16. Jahrhunderts brachen die Türken wiederholt in Krain ein. Namentlich Unterkrain, wo auch Mödling liegt, war damals der türkischen Grenze sehr nahe (Dimitz, Geschichte Krains 2, S. 183 ff.). — In Graz berief der regierende Erzherzog Karl, Sohn des Königs Ferdinand zum ersten Male 1570 die Jesuiten in die damals fast ganz protestantische Stadt, 1575 errichtete er hier ein Jesuitenkollegium, 1575 verlangten die steirischen Landstände vom Erzherzog die Abberufung der Jesuiten und drohten, weil sie eine abschlägige Antwort erhielten, die beanspruchten Summen für den Türkenkrieg zu verweigern. (B. Duhr, Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts. Freiburg im Breisgau 1901, S. 23—28.)

ein grosse klag vber die Wittenbergische newe Ketzer geführet, ist von den angestelten Richtern erkant worden, daß man den Luther sampt seinen Anhängern fangen vnnd für gericht stellen soll: da hat man eyn verkleidet Bild inn Lutheri gestalt fürgestellet vnd jm einen Fürsprecher (22 b) zugeordnet. Aber nach allem disputiren, ist der Stumm Luther (welcher bei leben sie thaub redet) zum Fewr verdammt worden. Vngeacht das der Hertzog von Sachssen sampt dem Landgraffen von Hessen vnd andere Fürsten fur ihn baten. Was geschach? man verbrant ihn den Lutherischen zu grossem Hon. Dieweil sie allezeit sagen vnnd schreiben, er sey der Schwan, von welchem der Huß geweissagt, das er nicht verprent solt werden. Da sach vnd hört man vmb diß Fewr ein groß Jubilierens vnd freuens vnd Te Deum Laudamus singens. Was begibt sich aber weiter? Hie hört das Wunderzeichen: Vber kurtze tag hernach geht vnuersehens ein Fewr im Schloß nahe bei der Jesuiter Collegy an. Da war ein Zabeln, lauffen vnnd löschen von Geistlichen vnd Vngeistlichen. Dann sie meynten, der Luther wer vielleicht zwischen dem Rauch auß dem Fewr also halb gesengt vnd mit Kolen behengt ins Schloß gewischt, die weil ihn der Hencker nit recht mit Ketten angebunden hette: Vnnd wer sidher biß auff den selben tag Fewr anblasen vnd kolen außwerffen vmbgangen: Oder meynten, der war Luther, dessen bild sie verprent, het jhnen, wie Elias den Baalspfaffen das Fewr vom Himmel gesant. Dann die Giesiten sint sonst von trost so tapfer gefaßte gesellen, daß, wann zu Wien oder zu Prag in Processionen nur ein Kram oder Stul vmbfällt, sie gleich Rom vnd Reich anruffen vnd in der fürsten Schlösser vnnd Gemach lauffen." [1])

Dazu die Randbemerkung: „Luther ein Schwan: Huß ein Ganß." Vgl. E 5 a (Zusatz von C 12 b.) Huß und Hieronymus von Prag wurden beide in Constanz verbrannt. „Der ein für ein Böhmische Gans, der ander für ein Ent." Randbemerkung: „Aber den Schwan konten sie nit braten."

Nun folgt der Schlußabschnitt dieses großen Zusatzes 22 b Z. 7 von unten bis 23 a Z. 17, wo Fischart im allgemeinen über „die Giesitische Wunderzeichen, welcher die Lutherischen keine können", handelt, sie seien „Merckzeichen, daran der Antichrist soll erkannt werden . . . [2]) „Dieweil die Lehr Christi vnd seiner Apostel genugsam durch derselben vnnd der ersten Kirchen Wunderwerck bestättiget sei

[1]) Vgl. unten die Erläuterungen zu diesem Abschnitt und den nachfolgenden Randbemerkungen im „Anhang" dieser Studie S. 163 f.

[2]) Jh. Vers 885 f. „Falsch Wunderzeychen, welche schafft, Der Teuffel durch sein Trüglich Krafft." Ähnlich Vers 1061 f.

worden: Vnd da dieselbige in alle Welt außgebreitet vnd eingewurtzelt, haben auch die Wunderwerck aufgehört.“[1])

Jndem Fischart dann endlich in die unterbrochene Darstellung Marnixens einlenkt, spielt er mit dem letzten anstößigen Satz den Trumpf aus: „Über den vorigen H. Giesiten orden, (welchen doch etliche des Teuffels letsten Furtz, darmit er lang schwanger gangen, nennen.“)[2])

Verspottung der Messe.

Jm Kapitel I, 2 verhöhnt Marnix unter anderem die römische Messe, welche aus zahllosen Verordnungen zusammengerafft, einem aus tausend Flicken von Phantasie zusammengenähten Bettlermantel gleich sei. Er zählt dann die Geräte und Kleidungsstücke auf, die zur Messe gehören und einzelne Verrichtungen des Priesters. Vor dem abschließenden Satze „ende thien duysent andere dusdanige pronsselinge meer“ schiebt Fischart eine drastisch-derbe Schilderung der Bewegungen des Messe lesenden Priesters ein. Als Quelle zitiert er am Rande: „Schleida. im 12. buch von der Straßburgischen Meß.“ Es ist aber nicht das 12., sondern das 21. Buch und nicht das lateinische Original, sondern die deutsche Übertragung: „Der Erste (vnd der ander), Theyl Ordenlicher Beschreibunge vnnd verzeichnusse allerley fürnemer Händel, so sich ... bei Regierung .. des Keyser Carls des Fünften in teutscher Nation zugetragen. Durch Johannem Sleidanum, hernach aber in Teutsch bracht durch Michaelem Beuther von Carlstatt, der Rechten Doctor.“ Straßburg, Theodosius Rihel. 1574. Jm 21. Buch S. 529 wird erzählt, daß in Straßburg nach dem Ausgleich zwischen der Stadt und dem Bischof nach zwölfjähriger Pause am 2. Hornung 1550 die erste Messe im Münster abgehalten wurde. Dann wird dieses „new vnd vnerhört Spil“ geschildert:

Fischart E 14[b] Z. 8 von unten bis 15[a] Z. 15:	Sleidanus S. 529:
... in vnuerständlicher sprach heulen, Wachskertzen vnd Ampeln bei Tag auffstecken vnd auffhencken mit Rauchfässern vmherzihen, Eyn Pfaff mit seinen Dienern vor dem Altar stehn, all ding inn	„... mit eynander singen, daß niemann verstunde, Wachskertzen vnd Amplen gleich wie man sagt am hellen mittage brennen, mit den Rauchfässern vmbherziehen vnd räuchern, eym Pfaffen

[1]) Diese Ansicht ist bei den Protestanten jener Zeit allgemein verbreitet. Sie kommt besonders zum Ausdruck in des eifernden Lutheraners Johannes Marbachs Schrift: „Von Mirakeln vnd Wunderzeichen.“ 1571. Darauf antwortet Johann Jacob Rabe mit seiner Schrift: „Christlicher vnd wohlgegründter Gegenbericht von Miracklen vnnd wunderzaichen.“ München 1572.

[2]) Jh. Vers 1005 ff. Dieses Bild ist in jener Zeit sprichwörtlich; mehrere Belege bringt Englert in der Alemannia 20, S. 106 Anmerkung.

fremder sprach reden, mancherlei kniebiegen fechterpossen, vnnd Cuntzenjägerspiel prauchen, mit zusammengeschlagenen händen sich pucken, jetzund die Arm außrecken vnnd also bald wider zu sich ziehen, sich bißweilen vmbwenden, jetz vberlaut schreien (15 ᵃ), jetz in groser geheyme etwas murmeln, inn die höhe gucken, sich niderbucken, nicht an eynem ort still stehn, jetz auff die Rechte, balt auff die lincke Seite des Altars lauffen, die finger außstrecken, inn den Kelch hauchen, vnd in die höhe auffheben, darnach widerumb nidersetzen, an gewissen Orten jetz die Tode, jetz die Lebendige nennen, die Ostien zerprechen vnnd inn Kelch werffen mit der Fauste an die Brust schlagen seufftzen, sich mit zugethanen Augen schlaffend stellen, widerumb auffwachen, einen theil vom Brot essen, den andern mit dem Wein außtrincken, das keyn tröpflin vberpleibe, die hände wäschen, eyn vergult schüssel mit außgestrecktem Arm hinderswerts dem niderfallenden Volck zeygen, dieselbige an die Stirn vnnd Brust halten, jetz den Altar, dan eyn Bildlein in Metall gefaßt küssen.

mit seinen Dienern vor dem Altar stehen, alle Dinge in frembder Sprache reden, manigerley Kniebiegen vnnd andere Possen brauchen, mit zusammen geschlagenen Händen sich bücken, jetzund die Arm außrecken vnnd also bald wider zu sich ziehen, sich bißweilen vmbwenden, jetzt vber laut schreien, jetz in großer geheyme etwas murmeln, in die höhe gucken, sich niderbucken, nicht an eynem Orte still stehen, jetzt auff die rechte, bald auff die lincke Seite des Altars lauffen, die Finger außstrecken, in den Kelch hauchen vnd in die höhe auffheben, darnach widerumb nidersetzen an gewissen orten, jetz die Tode, jetz die Lebendige nennen, Ostien zerbrechen vnd inn Kelch werffen, mit der Fauste an die Brust schlagen, seuffzen, sich mit zugetanen Augen schlaffend stellen, widerumb auffwachen, eym theyl vom Brote essen, den andern mit dem Wein gar außtrincken, daß keyn tröpflin vberbleibe, die Hände wäschen, eyn vergült Schüsselin mit außgestrecktem Arme hinderwärts dem Volcke zeygen, dieselbige an die Stirn vnd brust halten, jetzt den Altar, dann eyn Bild in Metall gefaßt küssen."

Dieser Zusatz Fischarts ist also eine fast wörtlich übereinstimmende Abschrift mit Ausnahme der zwei gesperrt gedruckten Bezeichnungen für Possen.

Im Kapitel II 19 beschreibt Marnix neuerdings innerhalb einer ironischen Inhaltsangabe des Rationale divinorum officiorum, Lugduni 1510 vom Bischof Wilh. Durandus, und zwar noch viel ärger mit den niedrigsten Ausdrücken und Vergleichen den Messe lesenden Priester. Fischart fügt in seine Übertragung E 173 ᵃ f. mehrere kurze derbe Vergleiche ein, z. B. (er trinkt den Wein) „inn geschwinden Taubenschlücken inn seinen weiten Weinkessel".[1])

---

[1]) Es ist vielleicht angebracht, wenn hier zwei Beispiele von Schilderungen der katholischen Messe durch protestantische Schriftsteller der jüngsten Zeit wiedergegeben werden. — Wilhelm Jensen, Nordsee und Hochland. Leipzig 1906. Novelle „Hochland": „Der junge protestantische Zuschauer hatte schon an anderen Orten solchem katholischen Kirchendienst beigewohnt und gab nicht acht darauf; die sich wiederholenden Vorgänge des Niederkniens, Aufstehens, Umwendens, Ausbreitens der Arme und eintönigen Abhaltens von Gebeten in lateinischer Sprache berührten ihn wie ein interesseloses Puppenspiel, das nur auf die Augen und Ohren zu jedem eigenen Denken unfähiger großer Kinder eine Andachtswirkung ausüben konnte." — Im Gegensatz zu Jensens Helden begeistert sich

Noch einen Zusatz über die Messe fügt Fischart in II 2 ein, wo Marnix darauf hinweist, daß S. Peter die erste Messe gelesen: E 79ª „Was auch Caspar (A Gaspar) Braunmüller in eym Liedlin von der Meß dichtet, Das er die Meß hab gemessen wol inn läng vnnd breit wie man soll: aber vmb ein gantz Elenmeß befinde ers der Schrifft nit gemäß. O solche Meßmesser solt man nach des Truckenen Scherers Messer vnd Brandpfal messen vnd sie daran „Ach Gott vom Himel sich darein" lassen singen."[1]) Dazu die Randbemerkung: „Messung der Meß nach dem Meßstab Göttliches Worts."

Die Reliquien-Verehrung.

Im Kapitel I 11 handelt Marnix von der Examination der Ketzer. Unter den Fragen, die man ihnen in der Inquisition vorhalten wird, erwähnt er die Frage, ob die Ketzer an die vielen Reliquien von Jesus Maria und anderen Heiligen und besonders an jene Heiltümer glauben, die sich in mehreren Exemplaren an verschiedenen Orten finden. Marnix zählt mehrere davon auf, die er

---

Wildes Dorian Gray bei seiner hedonistischen Lebensauffassung an den Zeremonien der Messe. Wildes sämtliche Werke in deutscher Sprache „Das Bildnis von D. Gray". Wiener Verlag 1906, 2, S. 257: „Er liebte es den Priester zu beobachten, der in seiner steifen blumengeschmückten Stola langsam und mit weißen Händen den Vorhang vom Tabernackel wegzog, oder die laternenförmige, edelsteingeschmückte Monstranze in die Höhe hob . . . oder der in die Kleider der Christus-Passion gehüllt, die Hostie in den Kelch brach und um seiner Sünden willen sich in die Brust schlug. Die rauchenden Kessel, die die ernsten Knaben in ihren Spitzen- und Scharlachmänteln in der Luft schwangen und die großen goldenen Blumen glichen, übten einen tiefen Reiz auf ihn ein."

[1]) Das von Fischart angezogene Lied befindet sich in der folgenden Schrift, auf die mich Professor Anton Englert freundlichst aufmerksam gemacht hat: „Offenbarung etlicher anweisung auff dise Frag, Ob ein recht, guter, alter Catholischer Christ bey dem Meßopffer standhafftig bleiben vnd fest halten solle, oder nit, Gantz einfaltig vnd kurtz, doch warhafftig vnd gründtlich, durch M. Gaspar Braunmyller, in Gesprechs weiß gestellet . . . Franckfurt am Mayn 1574. (München, Universitäts-Bibliothek 4⁰ Theol. 2038.) (Gespräch in Prosa. Am Schlusse Bl. E 2ᵇ):

Die Meß hab ich abgmessen wol,
Wie mann ein ding dann messen soll,
Jetzt in die leng, dann in die breit,
Auff daß die kürtze oder weit
Eins jeden dings erkennet werd,
Ob sach wer, daß es sei verkehrt.

So ist die Meß, jetz vberauß
Zu kurtz, dann bald zu lang hinauß.
Auch find es sich im Ebenmeß,
Daß sie der weite nicht ist gmeß.

Ein wunder seltzam stucket ding,
Find einer in der Meß gering.
Die abentheurlich ist gemacht,
Dieselb ich nicht eins hellers acht.

Darumb ich sie wil faren lon,
Vnd nichts mit jr zuschaffen hon.
Sie ist doch nicht, wie sie sein solt,
Gerecht, darumb ich jr abhold
Von hertzen bin, far immer hin,
Far hin, far hin, dir feind ich bin.

wahrscheinlich Calvins Tractatus de reliquiis verdankt, mit dem er in einigen Einzelheiten übereinstimmt.[1])

Fischart fügt eine große Liste hinzu. Einzelnes eingestreut in die Aufzählungen von Marnix (E 62ᵇ Z. 3 f. von unten, 63ᵃ Z. 13—15) und einen sehr langen Zusatz (63ᵃ Z. 21—64ᵃ Z. 6 von unten). Auf die Quelle dieses Zusatzes weist Fischart im Bienenkorb (seit der zweiten Ausgabe) selbst hin durch die Seitenüberschrift: „H. Brotkorb der Rö. Heylthumbsprocken.“ Gemeint ist die 1583 erschienene Schrift: „Der Heilig Brotkorb. Der H. Römischen ... Heiligthumbs procken: Das ist Calvini Notwendige vermanung ... verdeutscht,“[2]) das er mit einem Einleitungsgedicht versehen hat. Fischart hat aber für den Bienenkorb nicht die Eisenbergsche Übersetzung des „Brotkorbs“ benutzt, sondern die im Wortlaut und durch Einschübe wesentlich davon abweichende Verdeutschung eines Anonymus: „Von dem Heiligthumb Calvini vermanung“ ... o. O. 1558. Als Erweis dafür dürfte eine kurze Probe genügen.

Fischart S. 63ᵃ Z. 1 von unten bis 63ᵇ Z. 16.	Anonymus.
„Nägel der kreutzigung Christi zu Cölln bei den dreyen Marien, vnnd zu Meyland, vnd zu Senis, vnd zu Venedig vnd zu Carpentras, vnd zu Rom bei S. Helena, vnnd zu Parys inn der H. Capellen, vnd einer zu Bourdeau, vnd sonst anderswo bis auff 14. sammt dem Müntzstempfel zu Trier, da auch Christi träher, vnd zu S. Simon Josephs Pantoffeln seind. Item das Schweyßthuch zu Vtrecht, Bisantz vnd Aach. Item der Marie Hauptbörtlin zu Bononien, Marien Sträl zu Rom bei S. Martin, vnd zu Bisantz bei S. Johan. Marien gemahlring zu Perusio. S. Lucas gemäl zu Camerich, S. Petri bart zu Potiers. Sein wanderstab zu Cölln. Die zwelff sträl der Apostel bei Leon zu S. Maria Insulana. Drey Häupter von S. Anna, Marien Muter,	S. 22ᵇ „von den neglen ... Einer zu Senis vnd noch einer zu Venedig ... einer zu Cöln bey den dreyen Marien ... zu Rom bey S. Helena ... einer zu Pariß in der h. Capellen ... einer bey den Bürdeausern ...“ 23ᵃ „Sich hie an der zal 14 ... 23ᵇ Aber der nagel zu Trier ist ... zu einem müntzstempffel geraten ... 43ᵃ Treher zu Trier, 48ᵇ Joseph Pantofflen zu Trier in S. Simons kloster.“ 28ᵇ „das schweißthuch ... Aach, Vtrecht, Bisantz.“ 46ᵃ f. „zu Bononia jrer“ (Marien) „Hauptbörtlin ... zwen jrer strälen, einen zu Rom bei S. Martin, den anderen zu Bisantz bey S. Johann ... jres Gemahelringes zu Perusio ... 48ᵃ S. Lucas ... solte die Jundfrawen Marien abgemaalet haben ... zu Camerac ...“

[1]) Nur zwei Beispiele. C.: Aquis circumfertur interula (Mariae) ... Ut autem reddatur illustrior simul feruntur Josephi caligulae. M.: „Item wat sy houden van S. Josephs broecke, die te Aken is met onser liefs Vrouwen hembet.“ — C.: Verum et sanctissimae Virgini mammae distentiores fuissent, quam vaccae ac toto vitae suae tempore nutrix fuisset, vix tamen eis tantum lactis reddere potuissent. M.: „vnser Liefvrouwen ... van hare Melck dat in alle plaetsen alsoo vermenichvuldicht is, dat de seven beste Hollandtsche Koehen soo vele melcks binnen thien jaren niet souden konnen gheven.“

[2]) Über den Brotkorb vgl. unten die Studie XII.

eins zu Trier, das ander zu Düren im Gülcherland, das drit zu Anneberg inn Meissen."

55ᵃ „Als zu Potiers wirt behalten der linbacken Petri mit sampt dem bart ... 57 Wanderstab bey den Cölnern."

60ᵇ ... „die zwölff strål der Apostelen ... zu Maria Insulana nach bey Lyon ... 61ᵃ S. Anna höupter ... eins zu Trier, daß ander zu Düren im Gülcherland. Das dritt in einer statt in Düringen oder Meychsen, welche davon den nammen hat." Randbemerkung. „S. Annaberg."

Daran reiht Fischart selbständig Z. 16—18 zwei in deutschen Orten aufbewahrte Reliquien an: S. 63ᵇ Z. 19—64ᵃ Z. 2 wieder Anführungen aus dem Anonymus S. 41ᵃ, 42ᵇ, 58ᵇ, 64 f., 67ᵇ und 71 f. Dieser Liste fügt Fischart in B hinzu: „S. Marx Leib in der Reichenaw vnd zu Venedig." (Er handelt darüber ausführlicher im Zusatz I 4, S. 47 Z. 1—9.)

64ᵃ Z. 4—27 handelt über Rechtshändel zwischen verschiedenen Kirchen und Klöstern, welche ein und dieselbe Reliquie besitzen und für echt erklären: „Als zwischen S. Denys in Franckreich vnd den zu Regenspurg vmb S. Dionysij Körper. Dann jedes ort wolt jhn gantz haben. Vmb S. Margreten Ripp zwischen den Predigermönchen vnd Carmeliten. Vmb S. Anthoni Körper zwischen der Burgerschafft der Statt Arles vnd den Anthonierbrüdern zu Wien am Rodan vnnd zwischen den Thumbherrn zu Trier vnnd denen zu Lüttich mit dem Haupt Lamperti ...." Dazu Anonymus S. 63 f., 65ᵇ, 69ᵃ und 72ᵃ.

Gleich daran reiht Fischart der Anführung zweier niederländischer Schutzheiligen eine große Liste deutscher Patrone: 64ᵃ Z. 2 von unten bis 64ᵇ Z. 1—8 „Dem S. Steffan zu Halberstatt vnd Wien, S. Ruprecht zu Saltzburg, S. Chilian zu Würtzburg, S. Heinrich zu Bamberg, S. Bennen zu Meissen, S. Vlrich vnd Affra zu Augspurg, S. Author zu Braunschweig, S. Seuerus zu Erdfort, S. Lenhart inn Baiern, S. Gall inn Schweitzerland, S. Vrs zu Solothurn, S. Leogar zu Lucern vnd Murbach, S. Treu zu Schletstatt, S. Matern vnd (B S. Otily C im Elsaß), S. Veltin zu Rufach, S. Damerin vnd S. Dibold zu Dann, (B S. Lazarus zu Andlau, S. Florentz zu Haßloch, S. Vrban zu Enßheym, C S. Cyriac zu Altorf)."

Weitere Zusätze über katholische Heilige sind: S. 175ᵇ Z. 12—21 und 270ᵃ Z. 10—12 von unten kürzere Anführungen, S. 167ᵃ (seit B) eine lange Liste der Kalenderheiligen mit ihren Attributen durch das ganze Kirchenjahr: „An statt der Juden Kälberfest, S. Martins Ganß, S. Vrbans plag, S. Veits Hennen, S. Gallen Kappen, S. Niclaus

gschenck, S. Vlrichs Fisch, S. Andres Bulernacht, S. Blasius Zan im wasser, S. Stephanus Pferdbereitung, den Emaußtag, Das Schawessen auf Fronleichnamstag, S. Peters Kettenfewer vnd Stulfeyr, S. Anthoni Wildfewr, S. Sebastians Schützentag, S. Rochi Scherertag, S. Eustachij Jägersburst, S. Wendlins Schäferfest, S. Crispins Schusterzech, Liechtmeß, Eschertag, S. Gertruden Mäuß, S. Jörgen Drach, S. Erasmi Haspel, Kreutzerfindung vnd erhebung, S. Hieronymi Cardinalshut, S. Francisci fünff Wunden, S. Catharinen Rad, S. Otilien Fegfewr, S. Colmans Bär, S. Longins Spieß. Für die die vberige Jüdische Fest, Aller Heyligen, Aller Seelen, 11000. Jungfrauen, 10000. Ritter, 16000 Martirer vnd 7 Schläfer tag." (Bereits in A) „Vnd eyn Calender voll roter vnd schwartzer Heylige Feiertäg." Randbemerkung seit B: „Ein gantzer Calender voll Römischer Fauläg."

Endlich schiebt Fischart S. 201^b Z. 9 f. in eine lange Liste von Landespatronen ein: „Die Polen S. Laßle. Die Behemen S. Wentzel. Die Bayer S. Liendel."

Papst-Geschichten.

Im Kapitel II 10 führt Marnix eine große Reihe von schmählichen Geschichten und Fabeln über die Päpste, ihre Herrschsucht, Grausamkeit und Habgier, ihren Hochmut wider die deutschen Kaiser vor. Nach zahlreichen papstfeindlichen Quellen, die sich zum größten Teil mit den von Baleus benutzten Schriften decken. Auch Baleus selbst zitiert und benutzt Marnix. Dadurch ist jedenfalls Fischart auf dieses Buch aufmerksam geworden. In diese Darstellung fügt Fischart zu den meisten von Marnix erwähnten, aber auch zu anderen Päpsten neue Beispiele in kürzerem oder längerem Ausmaße ein, die im Geiste und Ton der Vorlage gehalten sind. (S. 135^a Z. 1 von unten bis 144^b Z. 7 von unten.) Obwohl Fischart (meist am Rande) mehrere Quellen für diese Zusätze nennt, so hat er doch nur eine davon benutzt, die (S. 140^a am Rande „Im Baleo von dises Papstes leben") erwähnte Schrift: „Bepstliche Geschichte. Aller Römischen Bepste, Auch jrer fürnembsten Geschichten, Hendel vnd Thaten ordenliche verzeichnis ... Erstmals im Latein beschrieben durch Joannem Baleum von Sudvolck ... Nachmals durch Zachariam Müntzer verdeutscht." s. l. 1566. (2. Auflage. s. l. 1571.)[1]) Fischart

[1]) Die erste Ausgabe in Prag (Univ.-Bibliothek 21 J 125), die zweite mit dem Zusatz auf dem Titel: „Jetzt auffs new Corrigiert vnd gebessert." in Berlin (Kgl. Bibliothek Cd 1931). Beide Ausgaben stimmen völlig überein. Die zweite hat zwar 973 Seiten (gegenüber 796), aber nur wegen der größeren Typen, sie hat die gleiche Vorrede und schließt auch die Darstellung mit 1562 ab. Es ist also nicht zu entscheiden und auch gleichgiltig, welche Ausgabe Fischart benutzt

hat diese erweiternde Verdeutschung und nicht das (ebenfalls streng protestantische) lateinische Original: Joh. Baleus, Acta Romanorum Pontificum usque ad tempora Pauli IV, qui nunc in Ecclesia tyrannizat. Ex Joh. Balei majore catalogo Anglicorum scriptorum desumpta. s. l. 1559 benutzt. Dies ergibt sich nicht nur aus eigenen wörtlichen Übereinstimmungen zwischen der Verdeutschung und Fischarts Zusätzen, sondern auch daraus, daß Baleus sein Buch mit der Wahl Pauls IV. beschließt, während Müntzer (nach Michael Beuthers Verzeichnis) noch das Wirken und den Tod dieses Papstes berichtet, welchen Anhang Fischart für seinen Zusatz (S. 144ᵃ) verwertet hat.

Die weiteren Quellen, die Fischart für seine Zusätze erwähnt: Wicelius, Funccius, Carion, Sleidanus, Naucleruss, Abt von Ursperg,[1] werden alle bereits von Baleus am Schluß der Vorrede, sowie innerhalb der Darstellung und insbesonders in jenen Abschnitten, die Fischart benutzt, als Vorlagen bezeichnet. Zum Erweis, daß Fischart an allen diesen Stellen nur Baleus[2]) benutzt hat, werden einige Beispiele genügen.

Fischart 141ᵇ:	Baleus 574:
„Bapst Vrban der sechste sagt König Heinrichen[3]) von Hungarn vnd Neapolis, darumb krig an, dieweil er seinen Bastart nicht zu eym Fürsten inn Campanien machen wolt. Führt auch statlich krig wider die Königin Johanna auß Sicilien: Vnnd auß mißtrauen steckt er damals sechs[3]) seiner	„Dieser Bapst hat auch Carolo aus Hungern dem König zu Neapolis einen Krieg angeboten, dieweil er seinen Vettern oder Bastart nit wolte zu einem Fürsten in Campanien machen." 573: (Er hat darnach getrachtet) „daß er sich an den Cardinälen vnd

hat. Ich zitiere die Erste. — Münzer hält sich genau an seine lateinische Vorlage. Nur setzt er vor seine Verdeutschung zwei eigene Vorreden und überträgt die zahlreichen von Baleus mitgeteilten Versdichtungen (Hexameter) in deutsche Reimpaare.

[1]) Georg Wicelius, Epitome romanorum pontificorum a sanctissimo Petro usque ad Paulum III. Coloniae 1569. (Baleus nennt Wicelius wiederholt, um dessen Standpunkt zu bekämpfen, z. B. S. 429 bezeichnet er ihn als „Bäpstischen heuchler", der vier Päpste als „ware rechtschaffen Hirten" rühmt, so sie doch „die allerschendlichsten Verrhäter gewesen sind". — Joh. Funccius, Commentariorum in praecedentem Chronologiam libri decem. Witeberge 1570. — Chronicon Carionis expositum et auctum multis et veteribus et recentibus historiis . . . a Ph. Melanthone et C. Peucero. Witebergae 1572. — Joh. Sleidanus, De statu religionis et reipublicae Carolo V. caesare commentarii (1555 s. l.). — Joh. Naucleruss, Chronicon. Coloniae 1564. — Chronicum Abbatis Urspergensis. 1540 (s. l. einbegleitet von Phil. Melanchthon). (Früher betrachtete man als Verfasser Konrad von Lichtenau. Neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß es Probst Burchard (um 1215) ist. Vgl. Kirchenlexikon [2] 12, 474.)

[2]) Unter „Baleus" ist hier die Verdeutschung gemeint.

[3]) „Heinrich" und „sechs" sind Versehen Fischarts.

Creaturen, das ist Cardinäl, inn die Säck vnnd erträndt sie oder (wie Wicelius setzt) opfert sie dem Mörgötzen Neptun."

an der Königinn Johanna in Sizilien rechen möchte. ... Vnter denselbigen hat er fünff in seck gethan vnd ... im wasser ertrendt oder wie Wicelius schreibt dem Neptuno geopffert."

Wicelius S. 69 schreibt in seinem kurzen Abschnitt Urbanus VI. von anderen Geschehnissen als den oben vorgeführten, nur gegen Schluß erscheint der Satz, den Baleus übernommen hat: Hic pastor Cardinales quinque saccis insutos Neptuno sacrificat.

Gleich daran schließt sich folgender Zusatz Fischarts, wobei am Rande „Naucleri Historien" zitiert werden.

141[b]: „... ein Papst Alexander, der heißt der fünfft, der hat verschencken können, waß er nicht hat gewonnen" (im Gegensatz zu dem vorher erwähnten Alexander den Großen). „Nämlich im Concili zu Pisa hat er den König Ladisla von Neapolis aller gerechtigkeyt seins Vätterlichen Reichs beraubt vnnd dem Ludwig von Anjou auß Frankreich verschenckt."

„Gleich wie auch sein nachkommen Papst Martin der fünffte (welcher die Teutschen meysterlich an die Hussiten hat hetzen können) den König Alphons auß (142[a]) Aragonien deß Reichs Neapolis beraubt hat, vnnd deß vorgedachten Ludwigen Son drein gesetzt."

Baleus 596: „Zwar dieser große Alexander war so geherzt, daß er den Ladislaum, dazumal den mechtigsten König in Neapolis vnd Apulia ... vff dem Pisanischen Concilio ... von seines Vätterlichen Königreichs gerechtigkeit Tyrannischer weise verstossen vnd dasselbige Hertzog Ludwigen von Andegaw vnbillicher weise zugesprochen hat."

(Martin V.) 614: „Die Teutschen bracht er in den Harnisch wider die Behemen von wegen der Ketzerei ... Ludovicum des Aloysii Son bestetiget er in dem königreich zu Neapolis, welchs er dem Alphonso dem König in Arragonien genomen hatte."

Naucleruss berichtet über die beiden Päpste II 431 und 448 viel ausführlicher und nur im sachlichen übereinstimmend mit Fischart.

Zum nächsten Abschnitt bemerkt Fischart am Rande „In Funcii Chronologi".

142[a]: „Im widerspil hat hernach Papst Pius der ander eygenes gewalts vnnd mit kriegsmacht, Königs Renati Son von Anjou eingetrungen. Diser Pius hat auch scharffe Exekution wider Hertzogen Sigmund auß Osterreich geübt, dieweil er dem Cardinal Nicolao von Cusa den Geitzseckel hett etwas eingezogen. Item er stieß von der Chur vnd dem Ertzbistum Mentz den Diether Eisenburg, dieweil er eyn böse meynung vom Röm. Stul soll gehabt haben vnd setzt eyn andern an sein stat, dardurch grosse vnruhe entstunde. Item setzt dem

Baleus (Pius II.) 645: „er hatte wider Joannem Andegauum Königs Renati Son mit gewalt eingesetzt. Sigismundum Hertzogen in Oesterreich verfolgt er mit greulichen flüchen, dieweil er seine Creatur den stoltzen Cardinal Nicolaum Cusanum von wegen seiner Neuberei gestrafft hatte ... Diethern von Ysenburg, Ertzbischoff von Mentz dieweil er (646), mit der Römischen Kirchen nit wol daran war, hat er grimmiglich von seinem Sitz verstoßen vnd einen anderen an seine statt gesetzt ... König Georgen von Behemen, der es mit den Hussiten

König Georg in Behmen dieweil er den Hussiten geneygt war einen Tag bei verlierung seins Reichs. Secht da wie meisterloß zerspert sich die kröt auff der Hechel?"

hielt, hat er vmb des glaubens willen bey verlust seines Königreichs einen tag angesetzt."

Funccius Y 1[b] gibt nur kurze Angaben über Pius II., die mit obigem, auch sachlich nicht im geringsten übereinstimmen. — Gleich daran schließt sich:

Fischart 142[a]: „Papst Eugeny der vierte hat durch nichts besser seine Obmacht vber die Potentaten können erweisen, dann das er dem jungen König Ladisla auß Hungarn befohlen wider den geschworenen zehenjärigen friden, welchen er mit dem Türckischen Keyser Amurath auffgericht die Türken zu bekriegen: Darinnen er doch sampt seiner gantzen kriegsmacht ward erschlagen vnd dadurch dem Türcken anlaß gegeben seine macht also weit, wie man heut leyder sicht, zu erstrecken. Gleiches hat auch Papst Calixt der dritte gethan, welcher die Armenier vnd Perser wider die Türcken hat inn Krieg verreitzt. Aber je mehr die Päpst jres eygenen nutzen halben wider die Türcken zu Krieg reytzten, je mehr nam jr gewalt zu."

Baleus 620: „Bapst Eugenius beredt diesen jungen König, daß er dem Türckischen König Amurathi, mit dem er einen bundt gemacht hatte, keinen glauben hielte. Bladislaus . . . empfengt derhalben von dem Amurathe verdienten lohn, daß er den bund nit gehalten hatte. Dann A. hebt an mit jhm zu kriegen, da verleurt Bladislaus . . . viel Volcks vnd wirdt endtlich auch erschlagen."

(Calixt III.) 641: „Er hat auch zu den Armeniern vnd Persiern geschickt, daß sie eben dasselbige mit jhm wider die Türcken theten."

Zu diesem Abschnitt bemerkt Fischart am Rande: „Im 5. buch deß Chronici Carionis. Anno 1444. 10. Novem." Hier zitiert er genauer als bei den oben angeführten Schriften. Es scheint auch, daß Fischart für das Schicksal Ladislaws neben Baleus auch Carion eingesehen hat, der (5. Buch, S. 638—640) das Todesdatum und den zehnjährigen Frieden (pax conclusa est in annos decem) über Baleus hinaus erwähnt, wie Fischart. — Carion dürfte auch die Quelle zu dem kurzen nicht aus Baleus genommenen Zusatz Fischarts zu Marnix' Bericht über die grausame Behandlung des Herzogs Dandalus durch Clemens V. sein. S. 136[a]: „Ja er mußt jm auch an einer ketten vnter seinem Tisch ligen, bei den Hunden die Bein zunagen. Ist diß nicht ein artlicher Päpstlicher Tamerlanes auß der Römischen Tartarei oder ein Persischer Zapores? Welche mit jhren Feinden auch also vnsinnig sein vmbgangen." Fischart verquickt hier das Schicksal des Dandalus mit dem des türkischen Sultans Bajazet I., den Timur (genannt Tamerlan) 1402 besiegte und gefangen nahm. Und er vergleicht ferner dessen Handlungsweise mit der des Perserkönigs Sapor I., der den Imperator Valerianus bei Edessa 260 gefangen setzte. Diese Beziehungen verdankt Fischart einer Stelle bei

Carion 5. Buch, S. 644: Bajazetes ... captus, ad Tamerlanem perductus, ... catenis vinctus aureis inque ferrea cancellata per Asiam circumductus et passim ostentatus victori equum ascendenti dorso subdito scabelli usum praestitit ... exemplo fortassis Saporis Persarum regis, qui Valerianum ... similibus iniuriis ... ad mortem adegit.

Über Papst Paul III. berichtet Fischart drei „Hirtenstücklein", die er dreien Stellen des betreffenden Kapitels bei Baleus entnommen hat:

143ᵇ: „Papst Paulus der drit truckt durch Tyrannei die (144ᵃ) von Perusa vnter, jagt Ascanium Columnam auß seiner Herschafft, damit er seine verwanten mit gewalt möcht einsetzen. That König Heinrichen den achten auß Engelland in bann vnd hetzt die Potentaten an jhn. Vnd welches das treulichst hirtenstücklein ist, schickt er jm Protestierenden krieg seinen bruder[1]) Alexandrum Farnesium, den Cardinal, mit eim Hör wider die Euangelischen inn Teutschland, sie daselbs (wie er selbs außgab) also zu bekehren, daß sein pferd in der Lutherischen blut schwämmen müßte."

Baleus 747: „Des Alt ... bößwicht hat auch die Perusiner durch Tyrannische gewalt bezwungen vnd Ascanium Columnam, einen gar frommen Fürsten, in toller vnsinnigkeit aus seinem Regiment vertrieben." ... 748. „Vnd gebot seinen Legaten, daß sie der Fürsten gemüter wider den König aus Engellandt erbitterten." ... 750. „Alexander Farnesius ein Cardinal vnd sein Bruder Octavius, ... des Bapstes Enckel, die ... als sie 1546 (richtig 1545) in Teutschland zohen, stolziglich dräweten, sie wolten so viel Teutsches Bluts vergiessen, daß jre Pferd darinn schwimmen könndten."

Zum dritten Stücklein bemerkt Fischart: „Schleidanus seiner Histori jm 17. buch." Bei Sleidanus wird Farnese im 16. Buch (S. 219ᵇ und 220) flüchtig erwähnt. (Es handelt sich hier um den Reichstag im Worms Frühling 1545.) Wormatiam venit Farnesius, ... excitandi belli causa in Lutheranos. Ferner heißt es, daß Farnese plötzlich Worms verließ und nach Rom eilte. Der von Baleus und Fischart zitierte Ausspruch Farneses findet sich bei Sleidanus nicht. Das (von Fischart irrtümlich angeführte) 17. Buch behandelt den Regensburger Reichstag 1546 und die Anfänge des Schmalkaldischen Krieges.

Fischart 138: „Gleichmässigen Hauptstreit hat auch Papst Innocentius der drit seins Oberhaupts halben erreget, als er vernommen, daß man den Keyser Philips von Schwaben wider seinen willen het erwehlt. Dann er darauf gesagt: Er wolle sein Haupt nicht ruhig legen, es müse entweders der Philipps dem Papst die Peterskron vom haupt

Baleus 393 f.: „Innocentius der Dritte ... entbrandt mit so grossem haß wider den Keyser Philippum, darumb daß jhn die Fürsten Teutscher Nation wider seinen des Bapsts willen erwehlt hatten, daß er mit solchen worten heraussur: Entweder muß der Bapst Philippo die Kron vnd das Reich nemen ... oder mus Philippus dem

[1]) „bruder", ein Versehen von Fischart. Alexander Farnese ist ein Enkel des gleichnamigen Papstes.

heben oder er wölle dem Philips die Keiserskron vom kopf pringen. Darauf er gleich den Hertzog Ott von Brunschweig wider jhn hat aufgewickelt. Vnd gleichwol Ott ... in bann verflucht."	Bapst das Apostolisch zeichen nemen. Derhalben hetzet er Hertzog Othonem ... oft an den Keyser Philippum ... da ward (Otho) vom Bapst in den Bann gethan."

Zu diesen Zeilen bemerkt Fischart am Rande: „Inns Abts von Vrsperg Chronic, vnd Johan Marius Volutian im extract darauß." Er hat aber nicht die ebenerwähnte Chronik benutzt, sondern seine Quellenangabe einer Notiz am Schlusse des vorgeführten Absatzes von Baleus (394) entnommen. „Dieses schreibt Marius ... aus dem Abt von Vrsperg." Geschehnisse, die Fischart wie Baleus in einem knappen Abschnitte erzählen, erwähnt die „Chronik" verstreut an verschiedenen Stellen S. CCCXXI „vix credendum, qui dixerit idem papa (Innocentius III.) quoniam ablaturus esset Philippo diadema regium, aut ipse sibi Papae insigne Apostolicum". S. CCCXXVI Examination Ottos usw.

Fischart hat aus Baleus-Müntzers umfänglichen Kapiteln nur hie und da einige Absätze benutzt, wie sie ihm gerade für seine besonderen Zwecke paßten. Aus den obigen und aus den noch folgenden Beispielen ergibt sich, daß er seine Vorlage im allgemeinen gekürzt, manchmal freier, aber zumeist mit wörtlicher Übereinstimmung einzelner Sätze und Wortgruppen verdeutscht hat. Wie überall, so hat er auch hier die Vorlage in seinen eigenen Stil und Wortschatz umgesetzt, Bilder, Vergleiche, Sprichwörter, Figuren, Wortspiele und allgemeine Bemerkungen eingeschoben und hinzugefügt.

Marnix erzählt, daß Alexander III. dem Kaiser Friedrich Barbarossa auf dem Marktplatz zu Venedig mit dem Fuß auf den Nacken getreten ist usw. Fischart fügt hinzu 135ᵇ: „O der Heyligen geweiheten süßküssigen Füß, welche an die oberste von Gott geweihete Oberkeit die Schuhe wischen. ... Sie halten mächtig vil auff jhre Füß: sintemal auch Papst Coelestinus Keyser Heinrichen dem sechsten zu Rom die Keyserskron nicht mit der Hand, sonder mit dem Fuß auffgesetzt."[1]) Weder Baleus S. 387 noch Wicelius S. 61, noch Funccius V 6ᵇ, noch neuere Darstellungen berichten es so, wie Fischart. Tatsache ist, daß Cölestin III. zögerte, König Heinrich VI. zu krönen. Er wollte dem Ungeduldigen einige Zugeständnisse abnötigen. Am 14. April 1191 setzte der Papst „mit widerwilliger Hand" (Georg Weber, Weltgeschichte 6, 844) dem Hohenstaufen und seiner Gemahlin die Kaiserkrone aufs Haupt.[1])

---

[1]) Diese Fabel war aber bei den Protestanten jener Zeit allgemein verbreitet. Z. B. Johann Münster (Maximilian Philos von Trier), Examen und Inquisition der Papisten und Jesuiter. 1607 S. 20 „Papst Cölestin hat dem Kaiser Heinrich VI. die Krone mit den Füßen aufgesetzt und mit den Füßen wiederum

Zunächst ein Beispiel freierer Übertragung, das die eben besprochene Gruppe von Zusätzen eröffnet. (Marnix berichtet hier über mehrere Schändlichkeiten Paschalis II.)

Fischart 135[a]: „Also muß man auff Römisch die Teutschen (135[b]) Esel reuten, sie wüsten sonst nicht, das sie zu Rom ein Haupt hetten.

Auch schickt Benedict der neunt wider Keyser Henrichen den ersten (!) die Keyserkron dem König Peter auß Hungarn vielleicht von wegen des Namens vnnd solches mit diesem klippelverslein:

Petra dedit Romam Petro, tibi Papa Coronam
Christus hat Rom S. Petern geben,
So gibt der Papst die Kron dir eben.

Aber Gott behielt die Kron bei Keyser Henrich was auch sein angemaßter Lieutenant verschenckt. Dann daß Keyserthum mußt kein Peter haben, damit es mit dem Papstthum nicht vermischet würde."

Baleus 261: „Benedictus ... vnderstundt sich seinen (Conradi) Son Henricum den Dritten der Succession zu berauben vnd an seine statt Petrum den König in Hungern zum Keyser zu setzen. Vnd schickt im die Kron deß Reichs mit diesem verßlin.

Petra dedit etc.
Der Felß hat Petro geben Rom,
Der Papst dir Petro giebt die Kron.

Aber Henricus fieng Petrum im ersten treffen vnd jhm für gen Rom zu kommen."

Ein Beispiel für die Zusammenstellung und starke Kürzung dreier voneinander entfernter Absätze der Vorlage.

Fischart 136[a]: „So hat Papst Adrian der 4. des gedachten Keysers Friderichen hönisch gespott, das er jhm nur zum absteigen gantz vnhofmännisch nicht den rechten, sonder den lincken Stegreiff gehalten het: Wiewol jhm der Keyser recht geantwort: Er hab nicht Stegreiff halten gelehrnet, er der Papst sey der erst, dem er den dienst freywillig vnd auß keinen pflichten thue, was er dann in einem freywilligen Diener den vnfleiß straffe, wann er nur Ehrerbietig herzutritt? Diß ist der Keyser Friderich, welcher vor des Papstes verrhäterei, so durch ein Schalcksnarren angericht, sein leben zu fristen zu einem fenster hinauß ins Wasser hat müssen springen. Ja er ist der, welchen Papst Alexander der 3. dem Saracenischen Soldan durch ein Abbildung seiner gestalt verrhaten hat, als er in Asien krieg führte."

Baleus 354: (Hadrian 4.) „Solches hielt der Bapst ... für ein gespötte, So er (Friedrich) den rechten hett sollen halten, wie der Bapst stoltziglich begert hatte ... der Keyser antwortet: Er hett nit gelernt stregreiff halten. Du bist der allererst, Vatter, sagt er, dem wir je solchen dienst erzeigt haben, ... Kompt er nun aus gutem willen, wer hat dann vber den vnfleiß in einem freiwilligen ding zuklagen ... der mit Ehrerbietung herzutrit."

364: Darnach brauchten die Italianer list wider Keyser Friderichen vnd hetten jhn durch einen falschen erdichten Narren, der wol singen kunnt, gar nahe vmbracht, wo sich der Keyser nit zum fenster hinaus in ein Wasser, das fürhin flosse, gestürtzt hette."

369: (Alexander III.) „bestellt, daß solch abcontrafait bildnus durch einen geheimen vertrawten Botten dem Soldan vberantwortet würde."

---

abgestoßen". Auch die oben von Marnix angeführte Fabel, Alexander III. wäre Kaiser Friedrich auf den Nacken getreten mit den Worten des 91. Psalms, wird seit 1545 in protestantischen Schriften Jahrzehnte hindurch wiederholt. Vgl. Janssen 5, 335 ff.

Weiters ein umfänglicher Zusatz (S. 137ᵃ Z. 1 von unten bis 139ᵃ Z. 3 von unten), wo Fischart Stellen aus Baleus über verschiedene Päpste (S. 324, 318 f., 321 f., 393 f., 339—342 im Auszug, 356 f., 387, 406, 414—416 stark gekürzt, 435 und 448) in freierer Weise benutzt und lange Abschnitte allgemeinerer Bemerkungen mit zahlreichen Redensarten, Figuren, Wortspielen und Neubildungen einfügt. Nur einiges sei daraus hervorgehoben.

Fischart berichtet S. 137ᵇ frei nach Baleus (S. 324), daß Paschalis II. dem König Heinrich I. von England antworten läßt: „Vnnd wanne jme der König seinen Kopff gebe, wolte er jme dise gerechtigkeit" (nämlich seine Prälaten selbst zu investiren), „doch nicht zugeben."

Dazu spricht Fischart seine eigene Meinung aus: „Sehet ist das nicht ein Hauptmännische Antwort von eym geweichten? der Papst nem kein Königs haupt, daß er sein Papstköpfige Hauptmanschaft vnd Hauptmannische Papstköpfigkeit vmb das geringst begebe. Es kost warlich Potentaten köpff, wan man dem Papst in bart will greiffen: Darumb ist kein wunder, daß die Päpst den Keysern auf den Nacken tretten vnnd mit Füssen die Königliche Häupter bekrönen,[1]) wann sie die Fürstenhäupter so leicht verwagen vnnd jhnen die Salmenköpf gleich so wenig, als die Fröschköpff gelten. So doch der alt Fischfresser Duc de Alba, zu Bayone die alt Königin in Franckreich lert, ein Salmenhaupt gelt mehr dann vil dreissig Fröschköpf:[2]) ein Egmondshaupt mer dan ein galgen voll Gösischer Botsleutköpff: Sanct Velten wünscht jhm da ein Salmen oder Froschkopff, sonst wünscht ich mich zu den Carthäusern. Dann ich seh wol es heyßt da, wer den kopf bekompt, der schär den bart."

Zu dem Vorgehen Innozenz III. fügt 138ᵃ Fischart hinzu: „Heyßt aber diß nicht fein eym die Nasen abbeissen vnd darnach inn die Oren blasen. Ja damit ichs grob sag die zän außprechen vnnd inn die lucken scheissen. O wie fein weiß dise Babilonische Dirn der gemeynen Metzen Bulerkunst ein Bulen vmb den andern zugeben vnnd täglich mit viln frischen Bulern jren gewin zuerfrischen vnd mit frischem Aaß zuerfischen." Dazu am Rande: „Der Babilonischen Metzen Ars Amandi."

Baleus 356 f. berichtet über „König Guilhelmus" von Apulien. Fischart 138ᵇ ändert Wilhelms Nebennamen „Guiscard" (den Baleus nicht nennt) in „Vischart" um und fügt Wortspiele daran: „Wilhelm Vischart . . . hat seinen Vischartischen Salmenkopf auch erwisen vnnd

---

[1]) Ähnliche Ausführungen auf S. 135ᵇ.

[2]) Den gleichen Ausspruch tut Fischart noch an zwei Stellen, vgl. Euphorion 8, 538 und 10, 22.

mit gewalt das Land wider eingenommen. Welche hauptrürige fischart (in A Q 7^b „Fischart") die fröschfräsige schlangenart Papst Adrian der 4. nit leiden wollen." Am Rande: „Hertzog Wilhelm Vischart von Apulien streust sich wider die Schlangenart."

Der Schluß des eben behandelten Zusatzes sei noch besprochen. Fischart verwertet hier zwei Stellen aus Baleus' Kapitel Innocenz IV. und erweitert sie mit einer Schlußbemerkung.

Fischart 139^a: „Entlich haben die Päpst jhne (Kaiser Friedrich II.) so lang für einen Märtler vmbgetriben biß sie jhn verrätherlich durch seinen Bastart (C fügt hinzu „Manfrid", B „mit eim Küssen") erstecken liesen. Vnlangst hernach hat Innocentius der 4. noch bei leben deß rechten Erben Conradins die Reich Sicilien König Heynrich dem 3. auß Engelland für seinen Son Edmond feil getragen.[1])

Heyst das nicht fein artlich mit eyner Tochter jhme zwen Eyden machen vnd mit eym Rechtschaffenen Peterskopff[2]) das Petershaupt tapffer beschützt vnd gehandhabt?"

Baleus 435: „der Keiser . . . ward von einem jüngling mit namen Manfredo einem Bastart den vielleicht auch der Bapst mit geld oder verheissungen bestochen hatte, mit einem weychen Küssen erstickt."

448: „Diser Bapst hat das Königreich beyder Sicilien dem König auß Engellandt Henrichen dem Dritten feyl angeboten zum gebrauch seines Sons Eadmundi, als König Conradinus noch lebte."

Marnix erzählt von Bonifacius VIII., daß er wie ein Hund jämmerlich gestorben ist. Fischart setzt fort:

140^b: „Vnnd ward zur Eschen. Wiwol er dem Ertzbischoff Procet vonn Genua (der ein Keyserlicher Gibelliner ward) am Eschermitwoch, als er für jme vmb anstreichung der Eschen niderkniet, die Eschen inns gesicht wurf vnnd sagt:

Memento, quod es Gibellinus et cum Gibellinis fies Cinis.

141^a: Gedenck, daß du Keiserischer Gibelliner bist / Vnd must mit jnen werden zu äsch vnd mist."[3])

Baleus 511: „Vnd als er (Bonifaz) vff . . . Aschermitwochen . . . das volck aschert, tratt Porchettus, der Stadt Ertzbischoff, von welchem der Bapst offt gehört hatt, er were auch der Gibelliner partheyen anhengig, herzu, beugt seine knie . . . daß er sich auch aschern lies. Da den der Bapst Bonifacius ansahe . . . vnd strewt jm einen grossen hauffen Aschen vnder die augen vnd sagt: Gedenck mensch, daß du ein Gibelliner bist vnd wirdst mit den Gibellinern zu Aschen werden."

---

[1]) Zu diesem Absatz bemerkt Fischart am Rande: „Auß dem Extract der Engelländischen Scribenten." Er entnimmt dies der Schlußnotiz Müntzers in dessen Verdeutschung des Baleus: „Aus dem grossen Buch, darinn . . . Baleus die Engellendischen Scribenten erzelt." Die Papstgeschichte des Baleus ist nämlich ein Auszug aus einem größeren Werke desselben Verfassers.

[2]) Vgl. Deutsches Wörterbuch 7, Sp. 1578.

[3]) Baleus bringt den Ausspruch nur deutsch. Fischart setzt ihn in Verse um und überträgt ihn ins Lateinische, aber ganz unrichtig. — Wicelius a. a. O. S. 66 schreibt: Memento, quia Gibelinus es et cum Gibelinis in cinerem

Fischart 141ª Z. 3—12: „Deßgleichen hat auch ein anderer Eschengrütel vnnd Mistfinck, der Clementinenschmitt Clemens der 5. dem König Friderich von Sicilien, die Insul Sardinien geschenckt, doch daß er die Saracenen darauß treibe: das ist, er schenckt jhme alle Fisch im Mör, doch daß er sie all fange. Aber welches das allerbest von diesem Fischverschencker ist, so ordiniert er mit gar Apostolischer Maiestet, daß keiner von den Churfürsten erwehlt ein Keyser sein solle, sondern nur ein König, der Papst hab jhn dan zum Keyser confirmirt. Höret nur, wie trabet so hart diser Römisch Maulesel, daß man jhme das pflaster mit Sand beschütt, dan er trägt das Heiligthumb."

Baleus 528: „Die Insel Sardinien, so von den Saracenern eingenomen war, vbergabe (Clemens V.) König Friderichen in Sicilien mit dem geding, daß er sie alsbald erobert vnd die feinde daraus vertriebe, doch endtlich zu seinem gebrauch. . . . Clemens hat mit einem decret geordnet, daß die jhenigen, so in Teutschlandt zu Keysern erwehlt würden, ob sie schon den namen eines Römischen Königs bekemen, doch vom Bapst des Keyserthumbs gerechtigkeit vnd namen empfingen."

Am Abschluß der behandelten Zusätze (143ª Z. 17—144ᵇ, Z. 8 von unten) bringt Fischart einiges aus dem Leben der Päpste in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts: Leo X., Paul III., Marcellus II. übereinstimmend mit Baleus S. 713 f., 747 ff., 772 und 774, endlich über Paul IV., genommen aus dem zu Baleus in der Bearbeitung Müntzers zugefügten Anhang „Michael Beuthers Verzeichnus".

Fischart 144ª Z. 5—13 von unten: „Hat doch vnser zeit auch Papst Paulus der vierte seinen Obergewalt vber alle Herschaften erzeygt, als er dem Marcantonio Columna sein Herschaft nam vnd setzt seins bruders Son Friderich Caraffa zum Hertzogen von Palliano drein: welches doch König Philips von Hispanien nit leiden kont, sonder sant den Duc von Alba wider jhn, der jhne ein weil in Rom ängstiget, also daß er den König Heinrich auß Franckreich wider jhne zu hülff mußt beruffen."

S. 791 f.: „Im jahr 1555 hatte der Bapst . . . Herrn Marco Antonio von Columna . . . seine Landtschafft genomen. Dieselbige Friderich Caraffen, seines Bruders Son vbergeben vnd jhn zu einem Hertzoge von Palliano darauff erklärt . . . wurde derhalben . . . in namen Philipsen den Bapst in Schrifften, auff daß er dem Columneser sein Landt widerumb wolte einraumen, gütlich zu ersuchen befolhen. Als aber der Bapst hierauff nicht viel achtet, zoge jhm der von Alba entgegen . . . daß der Bapst also gleich belegert war . . . Mitlerweil trachtet der Bapst auff wege, wie er den König von Franckreich auff seine seite bringen köndte."

Mit Pius IV. (1559—1565) schließt Müntzer sein Werk ab. Fischart, der seinen Bienenkorb acht Jahre später fertiggestellt hat,

---

verteris. Die liturgische Formel der katholischen Kirche lautet: Memento homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris (Genesis 3, 19).

berichtet noch in einem Schlußabsatz E 144 [a] Z. 4 von unten bis 144 [b] Z. 8 von unten über die inzwischen gewählten Päpste Pius V. und Gregor XIII. und über deren willkürliche Entscheidungen und Maßregeln:

„Hie secht jr nun, daß wann man von Papst zu Papst gehet, so haben sie allzeit eyne Hummelsart gehabt. Warumb wollten dann vnsere heutige Päpst darauß schlagen? Warumb wollten sie nicht jhre macht vber die Königreich erhalten? Warumb wolten die zwen Pij, viert vnd fünfft sampt jrem heutigen stulbesitzer Gregorio 13. nicht auch vnterstehn bei den Potentaten die gwaltsame Execution deß nun einmal beschlossenen Tridentischen Concilij statlich inns werck zupringen vnnd sie tapffer wider die Euangelische zuverhetzen? Dieweil man doch jnen auch an die Kron will greiffen? Was gehts jhre Heiligkeit an, wann man schon jetzt 20 Jar inn Franckreich vnd 16 Jar inn Niderland blut vergiesset. Warumb glauben sie nicht, was die Spanische Inquisition will? Vnd halten den Papst fürs Haupt inn Geystlichen vnd Weltlichen sachen? Darum solchs vngeacht, hat Papst Pius der fünfft noch mehr vnruh zuerwecken neulich eyn guts Hauptmansstücklein bewisen, da er deß Keysers und Rö. Reichs Freiheyten zuwider den Hertzogen von Florentz, nie präuchlicher weiß hat auff Moscouitisch zum GroßHertzogen gemacht vnd erklärt. Mit der weil, hoff ich, werden sie auch Türckische Baschas machen.

Deßgleichen haben nicht diese Pij auch die macht die Königreich jhrs gefallens außzutheilen indem erwisen, das sie der zwo Königin von Navarre vnnd Engelland Königreich haben dem nächsten, der sie einnimmt, geschenckt vnd also wie eyn schlechts dörflein preiß geben, vnbetrachtet, es koste gut oder blut."

Nun ein Verzeichnis der noch nicht erwähnten Zusätze von Papstgeschichten im Vergleich zu Baleus: 139 [b] Z. 9—18 = S. 481 (der lateinische Ausspruch bei Fischart steht nicht bei Baleus); 140 [a] Z. 18—25 = S. 456 (nur sachlich übereinstimmend); 140 [a] Z. 26—31 = S. 492 f.; 140 [a] und [b] Z. 32—33 und Z. 1—8 = S. 495—498; 141 [a] Z. 14—32 und 141 [b] Z. 1—14 = S. 537 f., 540, 548, 551—554; 142 [a] und [b] Z. 1—4 von unten, Z. 1—2 = 664. S. 142 [b] Z. 3—14 = S. 685; 143 [a] Z. 8—26 = S. 709, 702, 703.

In das Kapitel VI 3, wo Marnix abermals in anderem Zusammenhange die Sittenlosigkeit und die Greuel der Päpste und des römischen Lebens überhaupt geißelt, schiebt Fischart nur verstreut einzelne Worte und kurze Sätze ein, lediglich Scherze und Ausrufe, die nichts Neues zur Sache mitteilen.

Katholische Festbräuche.

Zu dem Kapitel II 16 von den Fasten und Festtagen der römischen Kirche fügt Fischart einige Zusätze ein über die katholischen Festbräuche in Süddeutschland, die er dem Weltbuch von Sebastian Frank entnommen hat.[1] Er verwertet daraus einzelne Abschnitte aus den Kapiteln: „Von dem Frankenland und der Franken Sitten," sowie „Von der römischen Christenfesten durch das ganze Jahr". Er verzahnt einzelne Abschnitte daraus, vielfach mit wörtlicher Übereinstimmung, mit Kürzungen und mit Einfügung kleiner Erweiterungen, die unten gesperrt wiedergegeben werden.

Gleich hier sei festgestellt, daß Fischart Franks Weltbuch und nicht dessen Vorlage: Joanes Boemus, Mores, leges et ritus omnium gentium benutzt hat. Zu der unten angegebenen Quellenvergleichung seien einige Stellen aus Bohemus hinzugefügt, aus denen ersichtlich wird, daß Fischart mit Frank, aber nicht mit Bohemus wörtlich übereinstimmt. Außerdem enthält das Werk von Bohemus nur das Kapitel: De Franconia et Francorum multis ritibus und nicht das zweite obengenannte Kapitel. Ferner hat Bohemus aus reiner Freude an dem Gegenstand sein Buch geschrieben und die Sitten und Einrichtungen der verschiedenen Völker mit ruhiger Sachlichkeit ohne jede konfessionelle Tendenz geschildert. Er ist ja auch erst lange nach der Abfassung dieses Werkes Protestant geworden. Frank tritt hingegen als ausgesprochener Protestant an sein Werk heran. Er verbindet seine Darstellung mit pädagogischen und ethischen Bestrebungen und verspottet mit seinem durch die Reformationsbewegung geschärften Blick die geschilderten Volksbräuche der Katholiken als Narrenwerk, als „seltsam", „thöricht" usw. Diese Auffassung stimmt ganz überein mit der, welche Fischart in allen seinen Zusätzen zum Bienenkorb zeigt. Insbesonders versieht er hier die Schilderung der Festbräuche über die Vorlage hinaus mit spöttischen Zwischenbemerkungen.[2]

---

[1] Wahrscheinlich nach der zweiten Ausgabe: „Weltbuch, spiegel vnd bildtnis des gantzen Erdtbodens" 1542. S. L^{a} bis LII^{a} und CXXIX^{b} bis CXXXII^{b}.

[2] Der Historiker Erich Schmidt schildert in seiner Schrift: „Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation" (Historische Studien, Heft LXVII. Berlin, E. Ebering) S. 60—131 ausführlich das Leben und die Werke von Bohemus und Frank, vergleicht die beiden Schriftsteller in ihrer verschiedenen Veranlagung und Darstellungsweise und erweist ferner, daß Frank das Werk von Bohemus benutzt, aber auch reichlich erweitert hat. Hier wäre noch hinzuzufügen, was Schmidt jedenfalls übersehen hat, daß bereits Friedrich Vogt (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 3, 369—372) die Abhängigkeit Franks von Bohemus an mehreren Beispielen festgestellt hat.

Fischart E 163[b]: „Zu Weihennachten setzen sie eine Wiegen mit einem geschnitzten Kind auf den Altar, wiegens vnd springen, dantzen vnd jubilieren darumb, wie die rasende Corybantes inn der Hül vmb das Kind Jouem: An der H. Trey Königtag bachen sie Kuchen, stecken ein Bon[1]) oder Pfenning darein, theilens auß, geben erstlich Christo, darnach Marien, folgends den H. Trey Königen ihre stück: vnd letstlich jeden im Hauß: wer die Bon bekommet, der wird Bonnenkönig: Den hebt man treymal auf, der macht jedesmahl mit den Kreiden ein Kreutz an die Bün: Dieselben kreutz sein gut für viel vnglück vnnd für gespänst. Zu Ostern laufft man vmb die Fladen: gleich wie Petrus vnnd Johannes vmb die (164[a]) wett zum Grab loffen. An S. Johannestag des Täuffers machen sie mit der Herodias Freudenfewr, daß Johannes vmbkommen ist. An Johannes des Euangelistentag, dieweil er ohn schaden gifft tranck, trincket man den Johannssegen, einen Wein ob Altar beschworen, darauß macht man Kügelein fürs vngewitter. An der vnschuldigen Kindlein tag, pfeffert man zur gedächtnuß deß schrecklichen Kindermördens Herodis mit Ruten einander vmb ein Lebkuchen. An S. Veitstag, weil er im Hafen steckt, kauffet man jedem Kind ein Krüglein. Jnn der Marterwochen jagt man drey Nächt nach einander den Judas finster inn der Rumpelmetten mit Hämmern, Steinen, Schlegeln, Klüpffeln, Kolben, Stecken, Polteren, stossen vnd klopffen, so vnsinnig als stürmten die Teuffel das Fegfewr: Darauf bringet man ein Crucifix mit einer anhengenden Laternen am Halß."

Frank S. L[b]—LI[a]: „Zu Wienacht ... sy setzen ein wiegen auff den altar, darein ein geschnitzt kind gelegt, diß wiegen die statt kind, ein grosse menge springen vnd dantzen vmb das kind in einem ring ... das mich ermant, wie etwan die Corybantes in der höle des bergs Idee bey dem weynenden neuwgebornen kind vnd Gott Jovi.

An der heiligen drey Künigtag bacht ein yeder vatter ein gutten leckkuchen ... inn dem knetten ein pfenning darein, darnach schneidet er den gebachen leckuchen in vil stuck, gibt yedem auß seinem hauß gesind eins. Item Christus, Maria vnd die Heiligen drey Künig haben auch yre stuck ... wem nun diß stuck wirt, darinn der pfening ist, der wirt von allen als ein Künig erkent vnd erhaben vnd dreymal mit Jubel in die höhe gehebt, der nimpt allmal ein kreid in die hand, macht ein creütz an die düln oder balcken im hauß vnd stuben, welche creütz für vil vnglück vnnd gspenst sollen helffen ... Zu Ostern bacht man die fladen, da gibt ettwan ein reicher zwen fladen, den einen den jungen knaben, den andern den jungen meydlin; vmb diese auff einer wisen vor aller menge zulauffen."

CXXX[b] ff. „S. Johans der Teüffer, daran macht man in allen gassen freüdenfeür ... S. Johans Fest da trincket yederman S. Johans segen, das ist ein gesegneten wein ob altar, darauß man kügelen macht für das wetter ... Den nechsten tag darnach an der vnschuldigen kindlintag gehn die jungen gesellen herumb mit einer ruten, schlagen die junckfrawen vmb den lebkuchen vnd diß nennen etlich den pfeffertag ... sant Veit, dem opffert man seer vil hüner vnd kaufft yedem kind ein krüglin ...

Darnach kumpt die marterwoch ... Da fahet man an drey nächt vor Ostern zunachtsmetten zusingen, darein kumpt ein groß volck mit hämmern, steyn, schlegel, klüpffel, kolben, stecken vnnd klopffen zu bestimpter zeit über den armen Judas, machen zuvor finster.

[1]) Fischart setzt neben Pfennig Bohne ein, nach dem in Deutschland überall üblichen Brauch (vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 254). — Brotkorb S. 21[b]: „Als wann zu vnser zeit ein König erwelet wird." Praktik B S. 575.

Darnach heben vnd tragen sy ein cruc…
herumb an etlichen orten mit einer a…
hangenden laterne an seim hals."

Dazu Bohemus (Ausgabe: Paris 1561. III, Kapitel 15). Quod Chris… Jesu natalem . . . ex hoc attendi potest, quod puerili statuncula in altar… collocata, quae nuper editum repraesentet, juvenes cum puellis per circuitu… tripudiantes choreas agant, seniores cantant, more haud multum ab e… quidem diverso, quo Corybantes olim in Idae montis antro circa Jove… vagientem exultasse fabulantur . . . In epiphania domini singulae familiae ex melle et farina . . . libum conficiunt et regem sibi legunt, hoc mod… libum mater familias facit, cui . . . denarium unum immitit . . . poste… tostum in tot partes frangit, quot homines familia habet demum dist… buit . . . adsignantur etiam Christo, beataeque virgini et tribus Magis sua… partes . . . In cuius autem portione denarius repertus fuerit, hic rex a… omnibus salutatus, in sedem locatur et ter in altum cum jubilo eleva… ipse in dextra cretam habet, qua toties signum crucis supra in tricli… laqueariis delineat, quae cruces quod obstare plurimis malis credantur.

Zu dem Bericht der Vorlage, daß am Charfreitag ein Kreu… ins Grab gelegt wird, fügt Fischart hinzu:

S. 164ᵃ: „verwachens mit etlichen andächtigen Mütterlein, prennen viel Liechter darumb, besingens Tag vnd Nacht mit abgewechßeltem Chor, besteckens mit blumen, opffern darein Gelt, Eyer, Fladen vnd anders" . . . S. 164ᵇ: „Alsdann ist der Fasten gehn Himmel geläut, da ißt jederman, was er hat."

„Folgends ziehen sie den andern tag gehn Emauß, daran ist fast all andacht auß, (C) vnd lebt man mit hammen im sauß."

„Dargegen würfet man ein scheutzlich Bild den Teufel vom Gewelb herab, inn denselben schlagen die vmbstehende Buben mit langen Gerten, biß sie ihn vmbbringen: der beißt alsdann keinen mehr: Auch wurfft man gleich darauf Oblaten herab, das Himmelbrot zubedeuten. Hierauf ziehen sie heim, essen ein Gefligel vnd werden dollen voll."

CXXXIIᵃ: „darbey knyet man, bren… seer vil liechter vnd singt darbey t… vnd nacht den Psalter mit abgewe… seltem Chor, besteckt das grab mit r… vnd allerley blumen, opfert dareyn g… eyer, fladen, biß diß bild erstebt . . . alsdann ist der Fasten gen Himmel ge… leutet. Da isset yederman, was er ha…"

„Den nechsten tag darnach geet m… gen Emaus, daran ist fast all anda… auß."

„Da zeucht man das erstanden b… . . . zu dem gewölb hineyn vnd wir… den Teufel ein scheutzlich bild an … herab, in den schlagen die vmbsteende… knaben mit langen gerten, biß in … vmbbringen. Darauff wirfft man Ob… von himmel herab, zubedeutten da… himmelbrot."

Marnix bespricht die in der Schrift „fundierte" Fastenzeit.

165ᵇ: „Dieweil man sie doch auff den Aeschermitwoch mit äschen anfängt: darein sich vorzeiten die bußwürckende Menschen gar legten, heut aber nur für ein Pfenning äschen auff den Kopff gestrewet empfangen. Ja alsdann gar ordenlich eingelitten vnnd mit grossem

CXXXIᵃ: „Den nechsten tag da… nach zu eingang derselben laufft da… volck zu kirchen, da strewet der p… eim yeden vmb ein pfenning ein wen… äschen auff den kopff. Auff disen t… der äscherigen mitwoch leutten sy d… fasten ein . . ."

ernst die verloren Faßnacht mit Fackeln vnnd Laternen sampt grossem Jammergeschrey ersuchet wird. Auch alsdann etlich die Häring an der stangen vmbtragen vnd ruffen Ach jammer nimmerwürst. Nun kommet der Häringsfürst, Der macht das vns mehr dürst."

CXXXI[b]: „Etlich klagen vnd suchen die faßnacht mit fackeln vnnd laternen bey hellem tag, schreyen kläglich, wohin die Faßnacht kummen sey. Etlich tragen ein hering an einer stangen vnd sagen: Nimmer würst, hering."

Zum Schlusse dieser Quellennachweise sei ein Hinweis Mathias Berneggers (1582—1640)[1]) auf eine Hauptquelle zu Fischarts Zusätzen widerlegt. In seiner Schrift Hypobolimaea Divae Mariae Deiparae Camera seu Idolum Lauretanum. Argentinae 1619. III. 21 sagt Bernegger bei Besprechung von Marnixens „Bienkorf":

Postea Joannes Fischardus, dictus Menzer, Ictus, festivissimi vir ingenii, ex Belgio idiomate in nostrum Teutonicum transtulit: quaeque minori litera sunt expressa, de suo adjecit: vel potius, ut apparet, ex Henrici Stephani Gallico libro, qui inscribitur 'Traité preparatif à l'apologie pour Herodote', mutuatus est. Hic liber historiarum varietate est sententiarum acumine refertissimus, jocis facetiisque, in pontificiorum de templo hominum theatrales nugas sparsis, mire conditus, plus ad subruendum Papae regnum, quam serii aliquot de religione commentarii, illa tempestate contulisse videtur.

Bernegger behauptet also damit, daß Fischart seine Zusätze zum Bienkorf zumeist dem genannten Werke von Stephanus entnommen hat. Gemeint ist hier die Schrift von Henri Estienne, L'introduction ou Traité de la conformité des merveilles anciennes avec les modernes 1566. Vilmar sagt (S. 18), „daß die Zusätze Fischarts nur zu einem sehr geringen Teile aus Estiennes entnommen sind, ergibt der Augenschein und bedarf keiner ausführlichen Nachweisung." Ich bin zur Überzeugung gekommen, daß Fischart Estienne überhaupt nicht benutzt hat.

Marnix und Estienne berühren sich allerdings wiederholt in den von ihnen behandelten Gegenständen, da aber wörtliche Übereinstimmungen fehlen, ist es nicht zu erweisen, daß Marnix Estienne benutzt habe. Beide berühren sich z. B. an mehreren Stellen in der Darstellung der Franziskuslegende, aber beide haben die gleiche Quelle, den Liber conformitatum verwertet. Beide zitieren lateinische Distichen gegen Roms Sittenlosigkeit (M VI, 4 und E 637), aber die Distichen waren damals allgemein bekannt, sie finden sich auch zum Teil bei Baleus.[2]) Beide stellen Listen von katholischen Heiligen zusammen mit ihren Attributen, ihren besonderen Heil-

---

[1]) Erwähnt bei Weller, Neue Originalpoesien Fischarts S. 22.

[2]) Vgl. oben S. 127. Auch in Hasenmüllers Jesuitengeschichte, unten S. 154.

wirkungen und Schutzgebieten, ihrer Verwandtschaft zu heidnischen Gottheiten (M II, 13 und IV, 4 und Estienne 585 ff.), aber auch diese Zusammenstellungen waren damals sehr häufig. Gerade in diesen Kapiteln, wo sich Marnix mit Estienne berührt, trägt Fischart keine sachlichen Zusätze ein, sondern nur kurze Vergleiche und Redensarten.

Quellen zu kleineren Zusätzen. 1. In dem Kapitel II 17 über das Verbot der Priesterehe erzählt Marnix, wie die katholischen Priester sich anderweitig schadlos halten und berichtet unter anderm über die von König Heinrich VIII. angeordnete Untersuchung der Klöster, wobei „grouwelycke stucken, die alte eyssfelyck waren te vertalen" aufgedeckt worden sind. Trotz dieser Abwehr hat Fischart die von Marnix am Rande genannte Quelle dazu: Johann Baleus, Acta Romanorum Pontificum 1569 eingesehen und aus der zweiten Vorrede, wo diese greulichen Dinge breit und mit Nennung der zahlreichen bemakelten Mönche behandelt werden, einen Auszug gemacht. Schon oben (S. 121 f.) ist nachgewiesen worden, daß Fischart für seine Papstgeschichten nicht das lateinische Original, sondern Müntzers Verdeutschung verwendet hat; nur an dieser Stelle mußte er aus dem Latein schöpfen, weil Müntzer die zwei Vorreden von Baleus nicht übernommen, sondern eigene dafür eingesetzt hat.

Fischart E 168ᵇ Z. 3—25: „Es lese einer von wunders wegen die gedacht Vorred Balei inn der Päpst leben, da er die Mönch nach der läng mit Namen nennet, welche inn gedachter Klöster visitation inn Engelland Anno 1538 sind gelübdprüchig, meyneydig, ehrloß, Sodomiten, Florentzer, Eheprecher, Blutschänder, Knabenverderber vnnd Hurer worden: Wie inn einem Kloster dreyzehen, im anderen neun Sodomiten gewesen. Wie ein Mönch im Kloster Bathon drey Ehefrawen vnnd vier ledige Töchter zugleich zu Huren het, zu dem das er auch ein Sodomit war. Einer nach Zahl der eylff tausent Jungfrawen eilff Huren auf seinen Leib hielt" u. s. w.

Baleus. Nicht signierte Blätter 12ᵇ Z. 4—14ᵇ Z. 1: „Quae fiebat anno a Christi nativitate 1538. In quibus tanto numero reperti sunt scortatores, cinaedi, ganeones, paedicones, puerarii, paedaerastae, Sodomitae, Ganymedes, . . . In Bathoniensi monasterio inter alios plures, Ricardus septem meretrices habebat, quatuor solutas et tres coniugatas, eratque Sodomita. Guilhelmus undecim scorta quoque habebat . . ."

Fischart fügt diesem Auszug hinzu: „Ja was darf man weit suchen, hat man doch kaum vor einem Jar inn der Reformation inn Flandern zu Gent sechs vnd zu Bruck drey Sodomiten von Barfüssern verprent vnd viel Kuppeln Mönchischer Hurer vnd Ehe-

schänder mit Ruten außgestrichen." (B fügt hinzu: „da es besser — müßten." Vgl. oben S. 104.)

2. Am Schluß des Kapitels V 1 erwähnt Marnix nach einer Heerschau über katholische Schriften, welche die Ketzer schmähen und verleumden das Geschichtswerk des Karthäusermönches Laurentius Surius: Commentarius brevis rerum in orbe gestarum, ab anno salutis MD usque in annum MDLXXIIII ... Coloniae 1574.[1]) Aus verschiedenen Teilen dieses umfänglichen Buches hat Fischart etliche Fabeln über die wichtigsten Reformatoren in aller Kürze wiedergegeben. (Die Einschübe dazu gesperrt.)

Fischart E 214a Z. 20—214b Z. 10: „Dann das er von Luthero zwey Wunder schreibet, wie er einmahl ein Teuffel hab beschweren wöllen, da hab er jhn inn der Sacristei also geängstiget, das man mit Beiheln die Thür zu jhm hat müssen auffhawen. Dann zugeschweigen, das M. Fröschlin von Wittenberg solchs in offenenem Truck hat widerlegt, so widerweißt solchs genug, weil Luther das Beschweren an den Papisten allzeit gestrafft. Item, das er auch von jhm setzt, er hab einem in der Elb ertrunckenen Studenten lang inn die Oren gemurmelt, verhoffend jhne von den Todten zuerwecken, als ob Luther ein Requiempfaff gewesen wär, welche darfür halten, die Todten hören, wann man vmb das Bett herumb sing.

(214b): Item von Zwinglio, das die Züricher, als er verprant worden, die Asch von jhm für Heyligthumb heimgetragen haben. Item das D. Butzer ein Jud gewesen sey, vnd einen Bastard, den er von einer Huren gehabt, hab beschnitten. Item Melanchton, nachdem er die Schulkunst gantz verworffen, hab sich einem Brotbecken das Handwerck zulehren verdingt. Item Beza hab in Franckreich tapffer grantzont[2]) vnd darnach sie erwürgen heissen vnd sey also gar reich worden."

Surius (313): „Ibi suis quibusdam, Lutericis exorcismis adjurat daemonem sed daemon eius exorcismos irridet ... At malus daemon adeo obstruxit ostium, ut neque foris, neque intus reserari potuerit. Ea res etiam in maiores illum miserum augustias adduxit, iamque per fenestras erumpere conabatur, sed conatus eius cancelli ferrei retardabant.

(315): Fertur autem Luterus etiam mortuum quandoque quibusdam immurmurationibus excitare voluisse, Vilhelmum illum Nesenum in Albi submersum.

(164): Ferunt, Tigurinos quosdam Zwinglij cineres domum absportasse.

(343 Bucerus): Audivi ego ex quodam doctissimo viro, fuisse eum Judaeum et cum quandoque puerum quendam nescio ex qua foemina sustulisset eum circumcidisse.

(92): Melanchton in pistrino artem pistoriam meditabatur.

(440): Beza quadam in regione Galliae ... omnes illorum parochos et sacerdotes jussit trucidari, cum jam antea saepe eos numerata pecunia se redimere compulisset."

---

1) Surius (1522—1576) vgl. Kirchenlexikon 11, Sp. 999—1001. Das oben genannte Geschichtswerk ist gegen Sleidanus (vgl. oben S. 122) gerichtet.

2) Ranzionen, Lösegeld einfordern, dann überhaupt wie oben: Geld abverlangen. Ranzion, Ranziongeld wiederholt in Fischarts Schriften. Vgl. Deutsches Wörterbuch 8, Sp. 113.

3. Zu den eben mitgeteilten Zusätzen fügt Fischart folgende zwei Randbemerkungen hinzu: 214ª „Des F. Surij Mönchische Poppenschüß[1]) inn seinen Historien." (In E kommt hinzu: „die auch dem Callidio Loso nit gefallen," und 214ᵇ ebenso erst in E: „Wiewol der Catholisch Cornely Loß in seim leben meldet, Mönch sollen kein Politisch sachen beschreiben, sie liegen sonst gern." Hier ist gemeint des katholischen Schriftstellers Callidius Cornelius Loos, Illustrium Germaniae scriptorum catalogus. Monguntiae 1581 (Berlin, Kgl. Bibliothek At 1113),[2]) den Fischart natürlich erst nach der Ausgabe C kennen lernen konnte. Diese beiden Randbemerkungen beziehen sich auf die Äußerungen, welche Loos in seinem Artikel Surius über dessen Geschichtswerk mitteilt:

Audiit post modum non sine suspicione impositi a sui Ordinis Patribus silentii, non esse solitudinis negotium varios et inconstantes seculi fluctus calamo constringere; neque eremitice contemplationis, orbis rumores saepe vanos et turbida mundi gesta historica narratione prosequi.

Vor den Wortspielen Fischarts über die Namen der Reformatoren (oben S. 68) bemerkt Marnix, daß die katholischen Schriftsteller, wenn sie über Ketzer schreiben, Lügen erzählen, wüten und poltern und sie anschwärzen wie den Teufel in der Hölle. Hier verweist Fischart abermals in einer Randbemerkung E 212ᵇ auf Loos: „Wie Cornely Looß auch im Register der Romerleuchten Scribenten." Loos greift in der Tat an verschiedenen Stellen die neuen Irrlehren und die meisten Reformatoren in der von Marnix angedeuteten Weise an, z. B. in dem Artikel Hieronymus Emserus (F 7ᵇ):

adversus grassantem Lutheri pestilentissimam haeresim . . . Cum Lutherus phanatico spiritu correptus, infideli et impudenti manu sacra

---

[1]) Poppenschüß — Poppen schiessen E 211ª Poppe = Koseform von Jakob, in der Bedeutung: Großsprecher oder Schlemmer. Poppen = großtun. Vgl. Deutsches Wörterbuch 7, Sp. 2001. Nachtrag dazu: Poppenkrämerei = übertriebener prahlischer Schmuck (in katholischen Kirchen) in Fischarts „Der Gorgonisch Meduse-Kopf" (zweite Fassung Vers 71).

[2]) Loos widmet diesen Catalogus dem Kanonikus des Mainzer Erzbistums, Arnold von Buchholz, suo patrono. In biographischen Artikeln behandelt er neben den oben Genannten zahlreiche katholische Gelehrte — „Germaniae ab MD usque LXXXI" — darunter Papst Hadrian VI., Beatus Rhenanus, Erasmus Roterodamus, Fridericus Staphylus, Georgius Wicelius, Jacobus Hochstratus, Joannes Reuchlinus, Martinus Eisengrenius, Petrus Canisius. — Ein weiteres, einen ähnlichen Gegenstand behandelndes Werk von Loos ist: Spiritus Vertiginis utriusque Germaniae in religionis dissidio, unde cunctae calamitatis vera origo, progressus ac indubitatus eo curandi . . . per Cornelium Loos Finium Moguntiae 1579. (Prag, Universitäts-Bibliothek 35 F 12.) — Loos (mit den Beinamen Callidius Chrysopolitanus und Finius) ist ein gebürtiger Holländer, Doktor der Theologie, lebte lange in Mainz, † 1595. (Jöcher, Allgemeines Gelehrten-Lexikon 2, Sp. 2523; Fortsetzung 3, 2125.)

Bibliorum volumina vulgare idioma transfudisset, perverso propagandae haeresios et eius defensandae studio commissis prope infinitis mendis et depravationibus u. s. w.

Im Artikel Joannes Cochleus werden (G 5[b]) eine große Reihe von Reformatoren hergenommen, Calvin besonders (G 8[b]) und anderwärts.

Schließlich wird Loos noch in einem erst in E hinzugekommenen Zusatz erwähnt:

258[a] Z. 11—22: „Ungeacht was der loß Callidisch Carnely loß zu Mentz im Catalogo der Teutschen verrühmten vnnd VerRömten Scribenten im leben deß verloffenen Pfarrherrs auß Amsterdam Märtin Duncans rhatet, das man diesen Rö. Binenkorb kurtzumb vnangefochten lassen soll, weil der gedacht Duncan kein Ehr daran erjagt, sondern den Ketzern mit seinem schreiben darwieder nur anlaß zu stärkern Argumenten hat gegeben vnd beklagt sich daß dieser Binenkorb jämerlich vil verführe.

In dem Artikel Martinus Duncanus[1]) erzählt Loos, daß dieser tapfere Verteidiger der katholischen Kirche in den Niederlanden wegen seiner zahlreichen Schriften gegen die Calvinisten in die Verbannung gestoßen worden ist.

Unter dem „römischen Bienenkorb" ist hier nicht das sobenannte Buch gemeint, sondern die katholische Kirche überhaupt.

6. Nachgeschichte des Bienenkorbs.

Zur Nachgeschichte des Fischartschen Bienenkorbs gehören auch die nach des Verfassers Tode Anfang des 17. Jahrhunderts erschienenen fünf undatierten Ausgaben, deren Verleger Jobins Nachfolger in Straßburg war und deren Jahreszahl nach einzelnen Kennzeichen ungefähr erschlossen werden konnte. Alle zeigen ausgefallene Worte und Zeilen, Entstellungen, einige auch (zum Teil törichte) Zusätze.

Im 18. Jahrhundert folgen noch zwei deutsche Übertragungen, von denen eine Fischarts Bienenkorb bestimmt benutzt hat, endlich 1847 ein schlechter Neudruck.

Bienen-Korb / der / Römischen-Kirchen / oder / Gründliche Erklärung des / Sendbrieffs Gentiani Hervet, an die Abgefallene / vom Röm. Glauben. / Darinnen / Weitläufftig die Gründe des / Röm. Glaubens befestigt: Alle neue Ketzereyen / wiederlegt: Die Macht und das Ansehen der / Kirchen erklärt: Und angezeiget wird, wo die wahre / Kirche sey. / In Summa, / Alle Articulen des H. Röm. Glaubens werden auß allerley Blumen der Schrifft, / der Alt-Vätter, Concilien, Decreten, als in einen / schönen Bienen-Korb zusammen / getragen. Wobey auch noch / zuletzt von der Beschaffenheit des Bienen Korbs, / der Bienen und des / Honigs behandelt /

[1]) 1505—1590. ADB 5, 466 f.

wird. / Anitzo auffs Neue auß Liebe zur Warheit / auß dem Niederteutschen treulich übersetzt. / Gedruckt im Jahr 1716. / [1])

(Die gesperrten Zeilen rot. Berlin, Königl. Bibliothek. Ce 864. o. O. 16 Bl. Vorstoß 516 nummerierte Seiten und 14 Bl. Register.)

Der Name des Übersetzers ist nicht genannt. Die Übersetzung wird einem F. G. Peil zugeschrieben, der auch auf dem Rücken des Berliner Exemplars genannt ist. Es ist eine ganz genaue schlichte, ohne besonderes Geschick durchgeführte Übertragung des Originals. Unter „niederteutsch" im Titel ist natürlich holländisch gemeint. In der neuen Vorrede steht der nachfolgende Satz:

„Es ist aber dieses nie sattsam gepriesenes Buch, ob es gleich durch neue Aufflagen zum öfftern aus Licht kommen, annitzo zimlich raar und den meisten unbekant worden. Deßwegen es der Mühe wehrt zu seyn geachtet worden, dasselbe auffs Neue auß dem Niederteutschen treulich ohne Ab- oder Zuthuung in unsere Teutsche Helden-Sprache zu übersetzen, und auff vieler begehren zum Druck zu befordern, damit es von vielen auch Römisch-Gesinneten, wofern nur die eingewurtzelte Partheylichkeit jhnen nicht im Wege stehet, möchte können gelesen werden."

Der Übersetzer nennt Fischarts Bearbeitung nicht. Es ist auch nicht zu erweisen, daß er ihn benutzt hat.

Diesem folgt eine ebenfalls anonyme Übersetzung aus dem Jahre 1733, die Kaspar Jakob Huth zugesprochen wird.

„Gereinigter / Bienen-Korb / Der / Heiligen / Römischen Kirche, / beschrieben / Durch / Philippum Marnix / Herrn von S. Aldegond. / Der Vortrefflichkeit wegen aus dem Hollän- / dischen ins Teutsche übersetzt / Und / Mit dem Leben des Auctoris / vermehret. / Amsterdam, bey Abr. und Joh. de Wees, An. MDCCXXXIII." (Die gesperrten Zeilen rot.) 408 S. und unbezeichnet 10 Bl. Vorrede, 4 Bl. Register. (Berlin, Königl. Bibliothek; Celle, Darmstadt, Göttingen und in meinem Besitz.)

Der Übersetzung geht voran: eine Lebensbeschreibung Philips Marnix und vor dieser eine neue Vorrede, worin der Übersetzer nicht nur das Werk von Marnix überaus rühmt, sondern auch seine eigene Übersetzung. Er betont, daß er die Schreibart des Marnix möglichst getreu nachgeahmt habe, daß er die Zitate aus der Bibel und anderen Schriften nachgeschlagen und die Versehen berichtigt habe. In dieser Vorrede greift er auch seinen Vorgänger Fischart an, dessen Werk er kennt, dessen wahrer Name ihm aber nicht bekannt war. Die Vorwürfe, die er ihm macht, sind nur berechtigt wegen der Ungenauigkeit und der Auslassungen in den Zitaten, im übrigen hat Fischart das Original weit richtiger, getreuer und geschickter übersetzt als der Anonymus (vgl. oben S. 63 ff.). Die betreffende Stelle der Vorrede lautet:

[1]) Toorenenbergen, Verscheidenheiten S. LXIX. — S. 11 Proben.

„Daß man aber dieses Büchlein von neuem in das Hochteutsche übersetzet, da es doch vorlängst von einem, so sich Jesuwald Pickhart nennet, geschehen, ist Ursache: weil erstlich der sogenannte Pickhart den wahren Auctorem gäntzlich verschwiegen, dessen man sich doch gar nicht zu schämen hat. Vors zweyte, weil verschiedenes nicht accurat übersetzet ist, indem der Translateur das Holländische nicht recht verstanden, auch gantz gemeine Wörter nicht einmal Teutsch zu geben gewust: Drittens weil er daher manches gar ausgelassen, und vor sich ander Zeug aus seinem Gehirn hinein geflickt, so in des wahren Auctoris Buch nicht stehet. Zum vierdten, da sich befindet, daß er die Allegata nicht nachgeschlagen, auch so gar die Beweißthümer aus der Bibel nicht; dahero über hundert Texte Heil. Schrifft entweder falsch oder gar ausgelassen sind. Die fünffte Ursache: weil des Pickharts Teutsch so lauderwelsch, daß es vorlängst nöthig gewesen wäre, einen Dollmetscher zu haben, wenn man dieses Buch gelesen."

Was der Anonymus an Fischart tadelt, tut er selbst. Er fügt eine Menge kleinerer und größerer Zusätze in den Text, Bilder, Redensarten, schlechte Scherze, oft große Einschübe mit heftigen, aber meist sehr witzlosen Angriffen auf die katholische Kirche. So I 2 bei der Stelle von den Heiligenbildern (E 15[a]) fügt er (H 20 f.) eine große Erörterung aller Arten von Heiligenbildern ein, in II 1 Ausdeutungen der Apokalypse gegen das Papsttum, in II 7 viele katholische Wundergeschichten. Er gibt andere Zusätze wie Fischart und an anderen Stellen. Zuweilen läßt er sich aber doch, wie es scheint, von Fischart anregen. Genau, wo der Zusatz I 2 (E 26[a]) einsetzt, bringt H 33 den Zusatz: „einige als Kühe, andere als Elstern, welche als rote Finken, andere als blaue Finken, diese als Krähen, jene als Pfauen, andere als Papegoyen, einige als Esel, einige als Wölfe, andere als Elefanten, auf allerley Manier ausstaffiert und vermummt." Also in Nachahmung von Fischart, aber weit weniger geschickt. Auch im Wortlaut scheint er gelegentlich Fischart zu folgen. Z. B. M (Widmung) „sonder speckfel, sonder sout, sonder smersel", a übersetzt wörtlich „ohn speychel, ohn saltz, ohn Oel". Fischart freier A (A 5[a]) „on speichel, on öl, saltz vnd schmaltz". H ähnlich: „one Speichel, Saltz vnd Schmaltz." — In den Versen über die Transsubstantiation z. B. folgt er gelegentlich wörtlich Fischart (H 128 und vgl. oben S. 70): „Die Speiß ist Fleisch, Blut ist der Wein | Doch Christus unter beyder Schein." — Er erlaubt sich auch, was bei Fischart nicht vorkommt, willkürliche Abweichungen und Veränderungen des Sinnes.

Toorenbergen meint (S. LXX), dieses Reinigungswerk ist allein vom Verlage Abraham und Johann de Wees ausgegangen. Das ist nicht wahrscheinlich. Wenn es dem Verleger wirklich um einen „gereinigten" Bienenkorb zu tun gewesen wäre, hätte er die neuen Zusätze vermieden.

Einen schlechten Neudruck des Bienenkorb hat Professor Josua Eiselein in Konstanz besorgt. Der Titel seiner Schrift lautet:

„[Johann Fischarts] Bienenkorb des hailigen roemischen immenschwarms“ . . . (das weitere bis „gewürdigten“, genau, nur mit einer anderen Rechtschreibung nach der undatierten Ausgabe H. Darnach folgt:) „Wortgetreu nâch dem kânon deutscher schrift, neu heraußgegeben und erläutert von Jôsuâ Eiselein, professôr. Sanct Gallen, im verlage der buchhandlung Hûber und Companî“. 1847.

Die Vorrede beginnt mit folgenden zwei Abschnitten.

„Dises von Johann Fischart, dem außgezaichnetsten und regsamsten prosaiker des sechzehenten Jârhunderts geniâl in unserer sprâche bearbaitete werk hat zu seinem inhalt die gründliche und dabei humoristische untersûchung der roemischen Kirche und irer gaistlichen zwingherschaft, ain gegenstand, welcher nie und nirgends noch mit sô vil kenntniß und schalkhafter Laune ist außfûrlich behandelt worden.“

„Da die schrift nur ain ainzig mâl, d. i. im jâre 1582, und oben darein sêr fêlerhaft gedrukt worden, so gehoert sie unter die seltenhaiten;“ (lauter unrichtige Mitteilungen) „verdient aber sowohl wegen der gegenwaertig in Deutschland herschenden kirchlichen bewegung, als auch in ansehung irer kernhaften und lebensvollen sprâche, welche der von Leßing nâhe kömmt, zum frommen der edlen sache wieder auf den leuchter gestellt zu werden, damit ire flamme die dunkelschatten der wälschen politik und irer lügenbrût neuerdings in hellen und grellen tagesschein seze.“[1])

Dann folgt der ganze Text des Bienenkorb in der neuen Rechtschreibung und, wie Vilmar S. 13 nachgewiesen hat, nach der Ausgabe H, weil Eiselein die besonderen Druckfehler dieser Ausgabe übernimmt. Er läßt auch die bei H wie bei allen undatierten Ausgaben ausgefallenen Zeilen aus, ohne zu merken, daß der Zusammenhang unterbrochen ist. Trotzdem er einen „wortgetreuen“ Abdruck verspricht, gibt er die Vorlage mit zahlreichen Willkürlichkeiten wieder. Seine Anmerkungen unter dem Text sind zumeist Randbemerkungen der Vorlage, die er nur zum kleineren Teil unter dem Striche mitteilt. Fast alle anderen Anmerkungen sind wertlos, die Worterklärungen größtenteils unrichtig.

[1]) Unter kanonischer Schrift versteht Eiselein die von ihm selbst eingeführte Rechtschreibung, welche darin besteht, daß er sie möglichst nach dem Gehör, und zwar mit lateinischen Lettern wiedergibt, alle Wörter mit Ausnahme der Eigennamen klein schreibt und die langen Vokale mit ^ bezeichnet, und das alte ei mit ai ausdrückt. Diese neuen Vorschriften beschreibt er in einem die Vorrede beschließenden Gedicht, dessen bemerkenswertere Verse mitgeteilt werden mögen.

Uralt in der natûr der schrift ligt es begründet,
daß jeden laut man vest mit ainem zaichen bindet.

Sô triebens unsre alten urkundlich vor vil jâren,
doch ließen ire enkel sorglôs die sitte fâren,

und hülleten, was sonst lag wie der sonne schein,
zur zeit des wirriwerrs in argen schnik schnak ein.

Weil aber dise schrift den laut selbst hat verdorben,
so ist ir recht auf dauer schon lange abgestorben;

7. Nachwirkung.

Der „Bienenkorb“ ist nicht nur in zahlreichen Ausgaben, auch nach dem Tode des Verfassers erschienen, sondern auch in den nächsten Jahrzehnten und noch im 17. und 18. Jahrhundert in vielen Schriften erwähnt, von den Gesinnungsgenossen gepriesen und verwertet, im Stoff und der Ausdrucksweise nachgeahmt, mit und ohne Nennung der Quelle ausgeschrieben, von den Gegnern mit warnenden Worten verurteilt worden. Überall ist, wie es sich aus deutlichen Angaben oder aus wörtlichen Entlehnungen ergibt, Fischarts Bearbeitung gemeint.

Es ist sicher, daß noch mehr theologische und andersartige Schriften des Bienenkorbs gedenken, aber die nachfolgenden Beispiele dürften als Erweis langwährender Nachwirkung genügen.

1. In des Jesuiten Georg Scherers Schrift: „Drey Tractätle des Ehrwirdigen Herrn Georgii Scherers. Von alten erdichten Mährlen vnd gewissen warhafften Newzeitungen“ . . . Meyntz 1585 werden auf Blatt 21 die in Zeitungen und Büchern weit verbreiteten Jesuitenfabeln erwähnt:

„Kan vnd mag ich vnangezeigt nicht lassen, was massen etliche Jar hero von vnsern Widersachern auff vns Jesuiter mit Vnwahrheit allerley erdacht worden: Als das wir zu München ein Knaben sollen verschnitten haben. Hie zu Wien einen Todten aufferwecken wöllen. Zu Augspurg sey ein Jesuiter in Teuffelskleidern erstochen worden. Item alhie hab ein Jesuiter, so ein Weib sol gewesen seyn, ein Kindt geboren, vnnd was der vngeschickten Calumnien vnd Aufflagen mehr sein, Dauon ist im gantzen Römischen Reich das Geschrey erschollen, diese Ding hat man gdruckt, nachgedruckt, wider gedruckt, gemalet, geschnitzlet, außgestochen, vnnd auff allerley weiß den Leuthen eingebildet, wie dan der Lucianisch vnd Sacramentschendische Author des Binenkorbs sein ehrrührig vnd lästerliches Buch auch neben andern Teuflischen lugen, mit diesen feisten vnd gemösten Vnwahrheiten spicket.“ [1])

Über die Jesuitenwunder vgl. oben S. 110 ff. — „Sakramentschändisch“ bezieht sich auf die oben S. 58 besprochene Stelle.

---

an ire stelle trit der edelalt kânon
der unsrer sprâche gibt des rechten lauten tôn.

Lateine schrift gâb uns der Roemer unterricht,
bei ihr beharre, was auch Hans dawider spricht.
Nicht Deutschland hat die form mit schnörkeln êrst entstellt,
geschmaklos wurden sie ir früher beigesellt.

Doch hat Eurôpa sich im Westen und im Süden
von dieser unart längst mit fûg und recht geschiden,
weßhalb auch Deutschland für den beßeren geschmak,
sowol durch wort als werk sich legen soll an tag.

[1]) Vgl. Wendeler, Meusebach S. 240 f.

2. „Der Jesuwiter Himmelfahrt. / Ein kurtzweiliges / Gesprech eines verzuckten Je-/suwiters. Mit dem H. S. Petro: von / dem leben, wandel vnd lehr desselbigen jhren new / erweckten Ordens vnd fürnemlich, wie er durch / die Betrachtung jrer Gleisnerischen art vnd er-/landtnus seiner mutwilligen vbertrettung / der Gebott Gottes sich widerumb / zu Euangelischer warheit / begeben hab. / Allen Liebhabern der warheit, die Bäpstische Irr-/thumb zuuermeiden, zu sonderem wolgefallen vnd / lehr in gebundene Reimen verfasset.“ (Spruch aus Hiob 15) Anno MDLXXXV.[1])

Eine Reimpaardichtung von 588 Versen. Ein Jesuit sieht hier im Traume, wie sich zwei Teufel um seine Seele reißen. Es gelingt ihm vor die Himmeltür zu entfliehen, wo er durch Scheinheiligkeit Einlaß zu finden hofft. Da dem Apostel Petrus der neu erweckte Orden und die viereckten Schlappen nicht bekannt sind, berichtet ihm der Jesuit über die Entstehung und die Lehren des neuen Ordens, auch über sein eigenes frommes Leben, weiters — immer durch Bedenken Petri unterbrochen — über die unbeschränkte Macht des Papstes. Die letzten Ausführungen scheinen im allgemeinen vom Bienenkorb beeinflußt zu sein, und zwar von einzelnen (in der Himmelfahrt anders geordneten) Absätzen des Kapitels II 10 „Vom obersten Gwalt des Papsts vnd befestigung desselben mit schrifften vnd exempeln“.

Himmelfahrt S. 10, Vers 3 bis S. 12, Vers 4.

„Ist das, da Gotteswort macht kund,
Das Christus sey deß glaubens grund:
So sagen wir, der Bapst es sey,
Vnd bekennens offentlich frey.
Gott alle ding erschaffen hat:
Darauff sprechen wir frü vnd spat,
Der Bapst auß nichts kündt etwas machen,
Verändern natürlich sachen,
Dessen satzung man halten soll
Vnd wann er schon die Höll fült vol
Der Völcker grosser anzal vil,
Muß jederman doch schweigen still
Vnd im geringsten in nicht straffen
Oder fragen, was er thu schaffen.
Der Bapst ist ein glantz der warheit,
Auch hat er gwalt zu allerzeit
In dem irrdischen Keiserthumb,
Wie auch im himlischen in sum.
Er gebeut, daß die Engel theur
In dem Himmel auß dem Fegfeur

Bienenkorb E S. 130[b] Z. 8—5 von unten.

„Im Anfang schuff Gott Himmel vnd Erden, das soll so viel heißen (in massen es die H. Römische Kirch außlegt), das der Papst der anfang aller dingen sey.“

132[b] Z. 15—22. „Ja man mag auch von seinem richten vnnd gutduncken im wenigsten nicht zweiffeln, noch daruon disputieren. Dann er mag new Gottesdienst vnd Religionen anstellen, bestättigen vnnd bündig machen, wie es jhm inn Kopff kommet. Vnnd man muß seinem geheiß, wie schwer vnd vnerträglich es auch sey, nothwendig folgen.“

Z. 7 f. „Das der Papst nicht ein schlechter Mensch, sonder ein Statthalter Gottes.“

Z. 22—28. „Vnd mag von niemand geurtheilt, noch gestrafft werden: Wann er schon für tausend Teuffel

[1]) Beigebunden der „Wunder Geburt Deß Lucifer“ (Nürnberg. Germanisches Museum Kl 1148 eb. Sammlung Schad). Englert hat in der Alemannia 20, S. 100 in einer längeren Anmerkung die oben erwähnte Dichtung besprochen und bereits auf deren Abhängigkeit vom Bienenkorb kurz hingewiesen.

Die Seelen thon füren behendt.
Er kan ändern die Sacrament,
(S. 11) Er kan dispensieren, nachlassen,
Ob es schon Gottes wort thut hassen.
Er hat ein willen himlisch frey.
Er mag verrichten allerlei.
Wer nicht gehorchet seim gebott,
Den soll man straffen mit dem todt.
Er ist Christi warer Statthalter,
Der allgemeinen Kirchen verwalter.
An im liget der Kirchen heil,
Die Heiligen mag er zum teil
Nach seim gfallen canonisieren,
Durch sein Ablas in Himmel füren.
Vber die Concilia gmein
Vorzustehn ist in dem gwalt sein.
Das geistlich vnd das weltlich schwert
Auß göttlichen recht im gehert.
Wie goldt das bley vbertrifft weit,
Also auch deß Bapsts wirdigkeit
Weit vbertrifft der Keiser wird.
Auff vnd absetzen im gebirt,
Der Keiser muß im ehr beweisen,
Alles gehorsams sich befleissen,
Sein gwalt ist gsetzt vber die recht
Vnd wer er schon vnglert vnd schlecht,
(S. 12) Hat er doch im schrein seines hertzen
Alle Recht bekenn ich on schertzen.
Er ist reich vnd mächtig an gut
Vber alles er herschen thut."

nach der Höllen rennet vnd ein große menig Volcks an sich henget vnd mit jhm schleifft vnd sprengt. Sintemahl er doch alle Menschen vrtheilen soll. Ja es ist jhm voller gewalt und befelch im Himmel vnnd auff Erden gegeben."

Z. 10—14. „Die weil er sich auch in der Natur ändert. Nämlich auß einem schlechten Menschen ein halber Gott wird. Derhalben müssen seine Gebotte als die Gebott Gottes gehalten werden."

S. 131ᵇ Z. 6—8. „Nun wolan hierauß schließt vnser L. Mutter, das der Papst zu Rom zwey Schwerter führen soll, ein Geystlichs vnd ein Weltlichs."

S. 131ᵃ Z. 3—8. „Daselbst steht ... auch geschriben: das Gott zwey grosse Liechter schuffe, ein groß vnnd ein kleins: das heißt nach der Außlegung der H. Kirchen, das der Römisch Papst vber alle Oberkeit ja auch vber den Keyser sey. Dann er ist die Sonn vnd der Keyser der Mon."

Am Rande zu diesen Versen sind theologische Quellen angeführt, die zumeist den Randglossen des Bienenkorbs entnommen sind.

Die weiteren Seiten 12—17 handeln über die Einsetzung der Bischöfe, über die zahlreichen Mönchsorden mit ihren verschiedenen Kleidern und Abzeichen, über den Zölibat, die sieben Zeiten und die Messe, die sieben Sakramente, die Bilder- und Reliquienverehrung und den Ablaß. Alles natürlich Dinge, die auch im Bienenkorb besprochen werden, die aber hier so kurz behandelt sind, daß eine Entlehnung nicht erweislich ist. Nachdem Petrus gegen diese Darlegungen seinen Unwillen geäußert hat, erzählt der Jesuit zur Verteidigung seines Ordens einige Wunderzeichen der Jesuiten. Darunter nur eines, das auch im Bienenkorb (oben S. 111) kurz erwähnt ist, nämlich wie ein Jesuit als Teufel (in einer Ochsenhaut verkleidet) eine evangelische Magd bekehren will. Petrus aber beweist ihm, daß die Lehren seines Ordens und die Lehren und Bräuche des Papsttums überhaupt mit der heiligen Schrift im Widerspruch stehen. Traurig kehrt der Jesuit heim und gedenkt nun in Rom neue Ablaß-

briefe zu erwerben. Da erwacht er aus dem Traum, geht in sich und faßt nun den Entschluß, nur nach Gotteswort zu leben.

8. Papistischer Wetterhan / In Acht vnder- schidliche gespräch / viere auß dem Latein verteutschet / viere zum vnderricht zusamen getragē / was das Bapst- thumb sey / vnd wie sich ein Christ gegen demselben nach Gottes wort verhalten soll. Im Jar 1549. Durch Eutychium Myo- nem Lateinisch gestellt / vnd meniglich so der La- teinischen sprach vnerfahren / inn Teutsch zu einer warnung / allen halßstarrigen zum zeugnuß / den verführten zum vnder- richt / vnd den bekerten zum trost an tag geben.
[Holzschnitt (rund): Allegorische Figur der Wahrheit, ganz ähnlich der im Bienenkorb vor dem Gedichte am Schlusse, in derselben Darstellung und mit denselben Attributen, jedoch ohne die Teufelsgestalten im Bienenkorb.]
Psalm: 27.
Leite mich / auff richtiger Ban.
Anno M.D.LXXXV.

(Die gesperrten Zeilen rot. München, Univ.-Bibl. Theol. 5650. 8°. Mischband. Enthält außerdem 1. Brotkorb 1594. 2. Mirabilia Urbis Romae. 4. Newer Creutzgang 1590. 5. Jesuitenhütlein. — Alter Pergamenteinband. Auf dem Titelblatt von Nr. 1 steht handschriftlich: Bibliotheca Academiae Ingolstadtensis.)[1]

Der ungenannte Übersetzer des 1.—4. Gespräches und der Verfasser des 5.—8. Gespräches sagt in der Vorrede:

„Christlicher lieber Leser, es ist ein Tractätlein in vier gesprächen, mit dem Tittel Proscaervs, noch im 1549. Jar, zu Basel in Latinischer sprach gedruckt, außgegangen, ... (dieses Buch sei von den „Catholischen" dermaßen unterdrückt worden) „das es schier niendert, auch in namhafften Bibliothecen nit wol zu finden" ...."

Über jedem Gespräch steht ein Spruch aus Reimpaaren. Die Gespräche selbst sind in Prosa gehalten. Vom zweiten Gespräch an heißen die Unterredenden: Proscaerus, der Kleinmütig; Irenäus, der Friedfertige; Eusebius, der Gottsförchtige.

Im 5.—8. Gespräch stehen folgende Bemerkungen über Nigrinus und Fischarts Bienenkorb:

[1]) Über die hier erwähnten Werke von Nigrinus und dem Jesuitenfreund Georg Eder habe ich im Euphorion 5, 724 und oben S. 93 f. gehandelt. — Des lutherischen Theologen Martin Chemnitius bekanntestes und wirksamstes Werk ist das Examen concilii Tridentini, 4 Teile 1565—1572, eine scharfe Kritik an den Ergebnissen des Trienter Konzils. — Prof. Englerts Gefälligkeit verdanke ich den Hinweis auf den „Wetterhan", sowie die Abschrift des Titels und der oben mitgeteilten Auszüge.

(S. 142) „Ich will dir einen guten Raht (S. 143) geben, alle tag herumb zu gehn, würde dir verdrießlich sein, dann Eusebius nicht stäts bey hauß sein kan, aber kauff das Tractätlein, so M. Georgius Nigrinus wider das Guldene Fluß D. Oeders zu Wien, vnd wider die Jesuwitische Cölnische Censur außgebn lassen, da hat gedachter Nigrinus solche sprüch der Vätter fein kurtz vnd warhafftig angezogen.“ — Ir. „Es were mir lieb, findet man es auch hie zukauffen.“ — Pr. „Man findet es nit vberall, aber ich hab ein Exemplar, ich will dirs leihen, biß du eines auß dem Reich bekommest.“

S. 149 ... „insonderheit ist newlich dauon“ (über die schlechten Mittel, die die Päpste anwenden, um ihre weltliche Macht auszubreiten) „geschriben, vnd zusammen gezogen worden (S. 150) ein büchel, der Römische Binkorb[1]) genant, aber der oben angezogen M. Georgius Nigrinus hat in seinem buch (mit dem titul Bäpstische Inquisition, vnd gulden Fluß der Römischen Kirchen) aller Bäpst lehr vnd leben weitläufig, auß der Papisten eignen büchern zusammen gezogen, vnnd trewlich beschrieben,“ ...

S. 216. „Aber weil die zeit verloffen, magstu (über die Messe), solches in anderer Leuth bücher mit mehrern suchen, als deß Georgij Nigrini wider den Eder, den Bienenkorb, sonderlich hat Valentinus Bannius[2]) außführlich von der Meß geschrieben.“

S. 270. „Aber besihe das buch Nigrini von der Bäpst leben, welches er trewlich auß der Bäpstischen Scribenten zusammen getragen, Bäpstische Inquisition genant, da wirst du warhafftig finden, was sie seit deß offentlichen Antichrists von dem 666. (S. 271) Jar her, für schande getrieben, wie sie dann der Bienenkorb im sechsten stuck am dritten Capitel, mit jren zwey vnd dreißig Ahnen abmalet,“ ...

S. 342. „Mittlerweil will ich die Bibel kauffen, die hauß Postill Lutheri, vnd Nigrini zwey Bücher, das ein wider den Eder zu Wien, das ander, von ankunfft der Bäpst, vnd so ichs bekommen kan das Examen Kemnitij, oder das Tridentisch Concilium, darauß wirstu den Jesuwitern wol entgegen kommen mögen, vnd weil es jnen nit ernst, vnd sie nur spöt (343) ter sein, will ich dir den Binenkorb auch kauffen, darauß du sie wol wider verjren kanst“ ...

4. Prognosticon Theologicum / Das ist: / Gaistliche Gros-/se Practica auß haili-/ger Biblischer Schrifft vnd / Historien ... durch den Ehrwürdigen Herrn M. Adamum / Nachenmoser von Brandwälden auß Churland vorgestellt vnd zusamengetragen. Getruckt zu Leiden, durch Wernherr Jobssohn. (Straßburg. Bernhard Jobin) 1588.[3]) Eine von einem jungen unbekannten Theologen ge-

---

[1]) Hier und (S. 271) ist zweifellos der Bienenkorb in Fischarts Bearbeitung gemeint, aber (S. 216) „wider den Eder, den Bienenkorb“ ist natürlich die „Bäpstische Inquisition“ gemeint, welche Nigrinus gegen Eder und die Päpste geschrieben hat.

[2]) Valentin Bannius, De missa judicium 1555.

[3]) Diese Ausgabe ist in Straßburg und Berlin (Königliche Bibliothek). — 1595. Berlin (ebenda) und Dresden (Königliche Bibliothek). — Vollständiger Titel und Besprechung des Inhalts im Euphorion 5, 36 f., wo ich auch mit mehreren Gründen die vermutete Verfasserschaft Fischarts abgelehnt habe. Auch Vilmar (S. 48) meint: „daß dieses Buch unmöglich von Fischart herrühren könne.“ Meusebach (S. 269—277) hat mit großem Fleiße eine Reihe von Übereinstimmungen in Redewendungen, Stil, Wortbildungen und Wortspielen zwischen Fischarts Bienenkorb und anderen Schriften einerseits und dem pseudonymen

schriebene weltgeschichtliche Übersicht auf Grund der Bibel und der christlichen Geschichte von streng protestantischer Anschauung aus mit Weissagungen bis 1600.

Der pseudonyme Verfasser zitiert den deutschen Bienenkorb, ahmt dessen Sprachform nach, verwendet seine Redewendungen und Vergleiche, seinen Wortschatz und verwertet einige Abschnitte daraus mit wörtlicher Ablehnung.

Zunächst sei eine Stelle mitgeteilt, wo Fischarts Brauch, verwandte Ausdrücke in langer Reihe anzuhäufen, nachgemacht und auch das Vorbild am Rande vermerkt wird:

(Dd 3[b]) „Wie lang es mit diesen Bäpstlichen langbaumenden heuwschrecken, hurnaußen, wefftzen, brämen, fliegen, schnäcken, hundtsfliegen, mucken, tauben, grüllen, roß- vnd meykäffern, kriechenden würmen, meusen, ohnmeyßen, spinnen, mollen, fröschen, hundtsköpffen, schlangen, natern, heckessen vnd Basiliscken vnd auch was sonsten für ein ängstlichs vnd ernstlichs geschmetter, greusch, gestürm vnnd gewürm sein mag . . . von schebigen Pfaffen vnd Affen, Münch, Nunnen vnd Beginen, filtzleiß vnd fledermeuß, vnd was diß vnziefers mehr sampt jhren Obersten hauptmann Apollion oder Abbaden, dem Bapst ist, weren soll, setzt Joannes allein fünff Monat." Dazu die Randglosse: „Halts hie gegen S. Pickarts Röm. immenkorb."

Prog. (Ff 3[b]) „ist Bapst worden ein Münch, mit nammen Hellebrand, oder wie sag ich: Hilteprand." Vgl. Bienenkorb E 241[b] „Hildebrand (oder jetzund Hellebrand)." Auf der gleichen Seite wird erzählt, wie dieser Papst dem Rudolf von Schwaben die Krone geschickt hat, mit den Worten: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho. Ebenso E 134[a].

Prog. (Aa 4[a]): „Es hat Jacob Klingenshoffer ein Clericus vnd Priester zu Straßburg in seiner Straßburgischen Chronica" usw. Vgl. E 151[b] „Darumb hat Jacob Klingenshofer, ein Priester zu Straßburg . . . inn seiner Straßburgischen Chronic" usw.

Prog. (Bb 1[b]): „Ist aber sprechen sie, das nicht eine grewliche Lautherische kätzerey? oder wie bruder Naß in seinen Centuriis sagt, diß eine feine Euangelische waarheit?" Vgl. E 212[b] „Luther, Lautenschläger." (Vgl. Euphorion 13, 49.) — 7[b], 215[b], 253[b], 256[b] vgl. oben S. 55 Aussprüche über die Centurien.

Verfasser des Prognosticon anderseits aufgedeckt und daraus den unrichtigen Schluß gezogen, daß dieses Werk von Fischart verfaßt worden sei. Es ergibt sich aber aus diesen Übereinstimmungen, daß Nachenmoser, der sich in der Vorrede mit seiner „Einfalt und Jugendt" entschuldigt, ein Nachahmer Fischarts gewesen ist. Manche Beispiele ähnlicher Ausführungen in beiden Schriften, die Meusebach zu den Belegstellen heranzieht, sind in der Literatur dieser Zeit ganz allgemein z. B. S. 274 (Dd 1[b]) derbe Angriffe auf die Jesuiten und anderes. Aus den von Meusebach angeführten, zwischen dem Bienenkorb und dem Prognosticon wörtlich übereinstimmenden Stellen, die also von Nachenmoser aus dem Bienenkorb abgeschrieben worden sind, wähle ich einige für die obige Zusammenstellung aus.

(Dd 3ª). Hier wird von Alexander III. und Barbarossa erzählt: „Es steht geschriben, auff schlangen vnd basiliscken wirstu wandeln vnd tretten auff die löwen vnd trachen.“ Vgl. E 135ᵇ „Es steht geschriben, Auff Ottern vnnd Basiliscen soltu wandlen, vnd auff die jungen Löwen und Drachen tretten.“ („Geschichtklitterung“ 5, Z. 4 von unten.) Nach Psalm 91, 13.

(Cc 6ª): „von dem hummelsfürsten dem Bapst.“ Vgl. E 43ᵇ Randbemerkung: „Bapst, der Hummelkönig des Prelatenschwarms.“ Seitenüberschriften 185ª ff.: „Hummelkönig.“

(Hh 5ᵇ): „der Bapst als der öberste eychlen König vnd Schellensaw.“ Vgl. E 132ª „Eichelkönig“ 143ª zu Papst Julius II.: „Die Aichelsau ist deß Stichs frei.“

5. Newer Creutzgang. / Das ist, / Etliche Gebett, / die der Bapst, in disem lauf- / fenden Jahr, an allen orten seiner / Glaubigen, mit großer solennitet wider die / Kron Franckreich, vnd alle trewe Bekenner Got/tes worts, zusprechen verodnet (sic) vnnd befohlen, daß / dieselbigen außgetilget, Er aber vnd sein Abgöttisch Lugenreich erhalten vnd vermehret werde. / Trewlich auß dem Latein inn das / Teutsch gebracht, vnd dabey dem gemeinen Christlichen Leser kürtzlich angezeigt, was für / fürnemme Irrthumben in diesem Creutzgang begriffen, damit er Vrsach habe, das Bapst- / thumb, recht lernen zuerkennen, / vnd zumeiden. / Huldrich Christ zu Gotstatt bei Bethauen. 2 Timoth. 3. Ihre Thorheit wirdt offenbar werden jedermann. M . D . LXXXX. (Die gesperrt gedruckten Zeilen rot.) 8⁰. Blatt 1—34. (Nürnberg, Germanisches Museum L 1971ʷ [10].)

Diese Schrift ist bei Jobin in Straßburg erschienen und in einem Nachdruck dem (von dem Nachfolger Jobins, Carolus herausgegebenen) Sammelwerk Alcoran 1614 beigegeben worden. Der Titel des Nachdrucks ist dem des Originals gleich, abgesehen von geringen orthographischen Abweichungen, den nur schwarzen Lettern und einer kleinen Änderung für: „disem laufenden Jahr“ | „dem 1590. Jahr“. Der Text ist in beiden Fassungen ganz gleich, nur einige Randbemerkungen sind hinzugekommen. — Vilmar hat (S. 47 f.) mit wenigen Worten nachgewiesen, daß diese Schrift, die Meusebach (S. 103) Fischarten zuweist, nicht von diesem sein kann. Sie zeige „das deutliche Gepräge einer theologisch-populären Schrift in den Sachen wie in der Darstellung und in der Sprache, welche letztere, trotzdem, daß sie mitunter lebhaft genug ist, weit von Fischarts Sprache absteht“. Gegen dessen Gewohnheit „werden die Auctoritäten pro und contra in trockener Herzählung aufgeführt und die Gegenstände wie im System abgehandelt“. Ferner sei der Verfasser ein strenger Anhänger der Konkordienformel. Das ist alles richtig und der „Newe Creutzgang“ muß aus dem Verzeichnis von Fischarts Schriften gestrichen werden. (Goedekes Grundriß² 2, 502, Nr. 54.) Vilmar hat nur übersehen, daß der anonyme Verfasser von Fischarts Bienenkorb ab-

hängig ist. Und zwar im ganzen in der Behandlung des gleichen Stoffes, ferner in der Übernahme einiger Einzelheiten und in der wörtlichen Benutzung eines längeren Abschnittes.

An mehrere vom Papst im gleichen Jahre angeordneten Gebete, welche der Anonymus aus dem Lateinischen verdeutscht, schließt er umfängliche Ausführungen an, um den Lesern die Irrtümer in diesem neuen Kreuzgang von Litaneien, Gesängen und Gebeten aufzudecken. Er geht aber darüber hinaus zu einer Bekämpfung der katholischen Kirche. In zehn größeren Kapiteln wendet er sich mit zahlreichen Beispielen und Zitaten gegen das dem Papste verliehene Beiwort „allerheiligst", gegen die Anbetung Mariä und der Heiligen, sowie gegen deren Fürsprache, gegen die Auffassung, daß das Verdienst der Heiligen dem Sünder helfen soll, gegen die katholische Auffassung vom Altarsakrament, den lateinischen Gottesdienst, Seelenmessen, Ablaß und Fegefeuer, gegen die vielen neuen Heiligen und deren unglaubhafte Wunder, endlich gegen die päpstliche Auffassung von dem „allein wahren Glauben der katholischen Kirche". Also Stoffe, die auch im Bienenkorb behandelt werden. Ferner verweist der Kreuzgang (S. 7 [b]) gelegentlich der Erwähnung der „Jesuwider" in ihrem Kollegium zu Molsheim auf die „Wunderzeichen, wie ihre Spießgesellen zu Augspurg vnd Wien in Oesterreich gethan haben" und bei Besprechung der Jesuitenwunder in Japan (S. 25 [a]) auf die Teufelsaustreibung durch Canisius in Altötting, also auf Begebenheiten, die im Bienenkorb 20 [a] f. erwähnt werden. Zahlreiche theologische Schriftsteller, die hier angeführt werden, erwähnt auch der Anonymus. Ferner zitiert er (35 [a]) Buchanans (die Franziskaner verhöhnendes) Distichon, wie der Bienenkorb 24 [a]. Ausdrücke wie „Dreckta" (37 [b]) und „viereckige Hütlein" (35 [a]), auch Ton und Form der Randbemerkungen scheinen von Fischart beeinflußt zu sein. Z. B. 18 [a] und [b] „Verstehe für die blawe Husten" — „Paulus wirfft die Meß zur Kirchen hinauß; Petrus wirfft die Meß in das Meer." — 37 [a] „Merck deß Papsts stoltz vnnd vbermut." In der zweiten Ausgabe hinzugekommen: 33 [a] „Höllisch Vatter" (für den Papst) — „Seine Affen."

Endlich ist die ganze Seite 32 [a] eine karikierende Beschreibung des Messe lesenden Priesters, zusammengesetzt aus den zwei oben (S. 116 f.) besprochenen Beschreibungen der Messe (Bienenkorb 14 [b] f., 173 [a] bis 174 [a]). Nur ein Teil daraus sei als Probe angeführt. Die gesperrt gedruckten Worte sind aus dem zweiten Abschnitt in den ersten eingefügt.

„... verrichten alle ding in vnbekanter Sprach, treiben mancherley Kniebiegen vnd Fechtboßen, stehen nicht an einem Orth still, Sondern wischen von einem zu dem andern, wie ein Aff an der Stangen, bucken sich mit zusammengeschlagenen Händen, jetzt strecken sie jhre Arm auß vnd dähnen sich wie ein

fauler Hund, bald ziehen sie die wider zusammen, hauchen in den Kelch, heben das Brodt in die höch, darnach den Kelch, setzen Brodt vnd Wein wider nider, nennen jetzt die Lebendigen, bald die Todten, zerbrechen das Brod vnd werffen es in den Kelch, schlagen mit der Faust an jhre Brust, seufftzen, vnd derweilen schlaffen sie, aber vrplötzlich wischen sie auff, auß dem schweren Traum, als wann ein Hund ein Floch stech, laustern heimlich dem Brodt vnd Wein etwas in ein Ohr, darnach essen sie einen Theil vom Brodt, den andern trincken sie mit dem Wein auß, daß nicht ein tröpfflein vberbleibt, schlecken den Kelch wie ein Aff seine junge ..."

6. „Von newen calvinischen Giftspinnen vnd Vnflätern zur Verstrickung des gemeinen Manns vnd der zarten vnschuldigen Jugend. Ein Warnungstafel für christenliche Eltern. Von L. B. Capellan O. o. 1591." In dieser Schrift warnt ein dem Namen nach nicht bekannter katholischer Schriftsteller vor dem Bienenkorb:

(Dd 4). „Mit dem Jesuwald Pickhartschen Bienenkorb, dem allergreulichsten vnd vnflätigsten Schmachbuch so seit dem Aufkommen des neuen Evangelium, sonderlich seit dem Aufkommen der Calvinisterei wider die Lehren, Gebräuche vnd Ceremonien der heiligen Kirche ins arme betrogene Volk geworfen, glaubt jeder Schneider, Schuster vnd Schreiber vnd wer nur lesen vnd disputiren kann, alle Katholischen wie an den Galgen vnd Schandpfahl binden zu können, gleich als gehörten sie zu allem Vnflat und Abschaum der Menschheit vnd seien schlimmer als Heiden vnd Türken. Es ist nicht genugsam zu sagen, wie dieser vnflätige Scribent auch das Heiligste höhnet vnd spottet vnd zum Gelächter vnd Schimpf des gemeinen Pöbels macht, vnter den Gelehrten vnd Vngelehrten, vnd Alles mit sich in den Koth zieht." (Auch unter den Lutherischen haben viele einen Abscheu vor diesem Buch geäußert.) „Aber solch ein Famosbuch wird nichts destoweniger gar der zarten Jugend in die Hand geben von Hausirern auf Jahrmärkten in Städten und Flecken neben vielen unzüchtigen Bildern herumgetragen, in den Häusern colportirt, und kann man hören, wie Knaben und Maidlein es kennen und daraus alles Unzüchtige und Gotteslästerliche gelernt haben."

7. Ganz anders urteilt ein ungenannter protestantischer Schriftsteller in seinem Buch: „Wölfe im Schafspelz vnd jesuiterische Hurenblasen fein abconterfeit für jedermännlich, der da sehen vnd vrtheilen will, von einem Diener am Wort." O. o. 1593: „Wer einmal gründlich wissen will, was das ganze abgöttische Papstthumb ist, was sein Wesen, seine Lehre und Ceremonien, der lese Jesuwald Pickharts Bienenkorb, so schon ohnehin in Aller Händen ist ... ein überaus wahres christliches und dabei lustiges Volksbuch." [1])

[1]) Da ich die beiden letzten Schriften nicht einsehen konnte, gebe ich die obigen Aussprüche nach Janssen 5, 357 f. und 352, der die Zitate der gegenwärtigen Rechtschreibung angleicht.

8. Das nachgelassene Werk des 1587 verstorbenen Konvertiten Elias Hasenmüller, ehemaligen Novizen des Jesuitenordens, hat der durch seine Predigten bekannt gewordene eifrige Lutheraner Superintendent Polycarp Leyser im Jahre 1593 unter folgendem Titel veröffentlicht:

Historia Jesuitici Ordinis, in qua de societatis Jesuitarum autore, nomine, gradibus, incremento, vita, votis, privilegiis, miraculis doctrina, morte, perspicue, solideque, tractatur: conscripta a M. Elia Hasenmullero. Cum duplici D. Polycarpi Lyseri praefatione ... Francofurti 1593.[1])

An zwei Stellen hat Hasenmüller aus Fischarts Bienenkorb größere Auszüge gemacht. Zunächst für sein Caput VIII. De Jesuitarum miraculis. Aus Fischarts großem Zusatz über die Jesuiten-Wunder Kapitel I 2 S. 20ª—23ª übernimmt er zunächst die Geschehnisse in Augsburg und Wien (vgl. oben S. 111) in wörtlicher Übertragung:

S. 307. Porro nec hoc silentio praetereundum: quod licet Jesuitae multum de istu suis miraculis jactitent: saepe tamen in iis edendis confundantur. Sic notum est Jesuitam quendam larva daemonis indutum et ancillam cujusdam Fuggeri, ab Evangelica fide ad Pontificias idolomanias, miraculose abripere conantem, ab equite gladio transfossum esse. Sic Viennae volentes exuscitare mortuum sunt confusi. Dazu die Randbemerkung: Richardus Jesuita Calvinis affingit.

Ferner wird die Verbrennung einer Lutherfigur durch die Jesuiten in München in gekürzter Form erzählt:

Sic ante paucos annos miraculose, ut aiunt ipsi, Comoedias et Tragoedias agentes, Monachii egregium edidere Stratagema. Nam chartaceus Lutherus quidam ab ipsis in Tragoedia exustus e flammis et cineribus rursus exurgens, ferme totam Principis arcem in cineres redegisset. Nonne Lutherus, Spiritu Eliae incensus, in vos Baalis sacrificulos precibus suis talem ignem de coelo provocavit? Quin et operae precium expendere, quam animosi sint ut θαυματύργοι.

---

[1]) Über dieses Werk und die daraus folgende Flugschriften-Literatur haben gehandelt: Stieve, Die Politik Bayerns 1591—1607. 2, 320—333. Janssen 5, 539 ff. (der auch den langen Titel der deutschen Übersetzung vollständig wiedergibt S. XXXIII) und Krebs, Die politische Publizistik der Jesuiten und ihrer Gegner. (Hallesche Abhandlungen. Heft 25.) Halle 1890. — Lateinische Ausgaben 1593, 1595 und 1605. Leyser setzt vor dieses Werk zwei Vorreden, eine kurze Epistola dedicatoria und eine sehr umfängliche Praefatio apologetica, in welcher er die Umtriebe der Jesuiten seit der Begründung ihres Ordens in allen Ländern in großen Zügen darstellt. Der von mir benutzten Ausgabe 1605 sind vorgebunden: Triumphus Papalis super successionem ementitam et consensum Pontificiorum et Jesuitarum... Fancofurti 1605 und Vulpina Jesuitica, hoc est censura admonitionis Sandaeanae de cauteriata Jesuitarum conscientia ... studio Jacobi Laurentii. Amsterdam 1620. (Prag, Universitäts-Bibliothek 21 J 342.) — Ebenda die deutsche Ausgabe 1594 (21 H 100) und P. Leyser, Epistola de historia Jesuitici ordinis. Dillingen. 1694 (21 H 34).

Die darnach erzählten Geschehnisse bei den Prozessionen in Prag und Wien werden wörtlich, aber verbreitert übertragen mit Einfügung der Jahreszahl.

Cuius rei cum Pragae tum Viennae in processionibus suis illustria edidere specimina, annis Christi 1576 et 1577, in quibus una vel altera sella subversa haud aliter, ac si coelitus fulmina jacta fuissent, corruerunt, diffugerunt, Caesarem appellarunt et haereticos seu Lutheranos omnes, quasi seditionem movissent, damnatos voluerunt.

Der umfängliche Bericht über die Teufelsaustreibung durch Canisius wird wörtlich wiedergegeben. Zur Vergleichung seien nur die zwei Stellen mitgeteilt, die mit den Proben aus dem Bienenkorb (oben S. 112) übereinstimmen.

S. 308. Fit inde Canisio cerberus ille adeo familiaris, ut eidem praediceret, quando egredi vellet, nimirum ubi viginti quatuor vicibus puellam afflixisset: septies propter patrem et matrem, septies propter ipsorum superiores, quinquies propter Fuggerorum familiam, quinquies ad explendam suam ipsius libidinem. Verum hanc libidinem Canisius facile ei excussit. Nam allato trunco illius statuae in veteri Ottinga et a tergo capiti puellae obsessae imposito. Illico exclamavit Satanas: Dimitte me o meretrix, ut quid me tam virulenter calcas? At Canisius daemonis Praeceptor (ein Hundtschinder) . . .

S. 309. Tandem ergo egredi coactus exclamavit et saepius ingeminavit: Vae, vae, vae, mihi misero, intra viginti annorum spacium nullus daemoniorum tantis tormentis subjectus fuit, quantis ego.

Die allgemeinen Ausführungen im Bienenkorb S. 21 (vgl. oben S. 113) werden bei Hasenmüller S. 309 wörtlich übertragen. Dann folgt ein Einschub (Z. 20—27) und dann eine freie Wiedergabe der Schlußbemerkungen Fischarts (vgl. oben S. 115 f.).

Ergo illa, ceu diabolica signa, ut Christus monuit, cavenda Jesuitas quoque, ceu viva Antichristi organa et idoli Romani mancipia, devitanda censeo. Nam et Societatis regulae et illorum vota, studia, religio et miracula argumento sunt, illorum fidem esse novam, et Christi et Apostolorum diversam et alienam. Alioquin enim Christi et discipulorum eius miraculis, quibus satis Evangelii doctrina confirmata est, contenti forent.

Ferner macht Hasenmüller für den Anfang seines Caput X. De Jesuitarum Patre, qui est Papa et Matre, quae est Roma eine Reihe von gekürzten und zum Teil veränderten Auszügen aus dem Kapitel VI 6 des Bienenkorbs, die er, wie bei den Jesuitenwundern in anderer Reihenfolge bringt. Auch unterbricht er diese Stellen durch Mitteilungen über das bei seinem römischen Aufenthalt Gesehene und Erfahrene.

E 254ᵃ Z. 13—24. „Ja diser Papst Adrian sagt noch mehr, daß der Papst zu Rom jetzt keyn Nachfolger Petri	S. 417. Est autem Roma, non, ut olim, lux gentium et domina orbis, sed tetra vorago libidinis et turpis

mehr sei, sondern Romuli, welcher vber erbauung der Stattmauren Rom sein eigenen Bruder Remum ermörd vnd nicht lang darnach mit gwalt der Sabiner, seiner Nachbauren Frauen vnd Jungfrauen vnterm schirm ein H. Kirchmeßtag zuhalten, raubt vnd schwächte. Also daß Rom eigentlich gegründet, geweihet vnd geheyliget ist mit mörden, rauben vnd notzüchtigen. Derhalben es kein wunder ist, daß alle dergleichen alda jr Kirchweihe halten vnd sehr willkom da sind. Ja nit allein mörder, straßenräuber vnd Frauenschänder, sondern daß man on grausen vnd abscheuen nit gedencken kan Florentzer . . ."

253 [b] f. „Derhalben auch der gut fromm König Alphonsus zu sagen pflägt: Daß dise raubende wilde Vögel, so die Poeten Harpyen nenten, nit mehr an Eynöden orten wonten, sonder gen Rom verhauset weren vnnd Römischen Hoff eingenommen hetten.

Vnnd disem gleichformig beklagt sich Papst Adrianus der 4. gegen Johanni von Sarißburien . . ., daß der Papst zu Rom seinen Namen Servus servorum, der Diener der Diener recht trage, dieweil er eyn warer Diener vnd leibeigener der Römer wer, welche dann rechte Schlaven vnd Knecht des Geitzes waren: Gleich wie vns die Gloß inn dem gemeynen Klüppelverßlin bezeugt:" Servierant tibi Roma prius Domini Dominorum . . ."

254 [b] Z. 13—18. „Da schreiben sie Bücher von der Sodomei vnd von der schlecklichsten vnzucht vnd rümens für ein Götliches ding, wie der Bischof Monsignor della Casa vnd Petrus Aretinus gethan haben. Da halten sie offene schulen vnd disputieren, ob der Ehestand besser sei dann die Sodomei."

255 [a] Z. 1—5. „Innmaßen der vorgedachte Mönch Baptista Mantuanus selbst bezeugt, also schreibend:"
Vivere qui sancte cupitis . . .

serva omnis spiritus immundi: in qua Papa non successorem D. Petri (sed, ut ipse Adrianus IV, confessus est) successorem Romuli agit. Qui latrociniis urbem Romam extruxit, fraterno sanguine moenia eius imbuit, uxores et virgines praetextu religionis rapuit et violavit . . . praesertim in templo S. Petri talia perpetrare scelerat, qualia honestas et pietas, imo ipsa natura vel cogitare horret, nedum, ut quum sine piarum offensione ea recensere possit.

418. Ad hanc urbem (ut dixit sapiens Rex Alphonsus) omnes harpyiae, tanquam ad proprium suum nidum convolarunt. In quo sunt servi servorum, non pietatis, sed omnis impietatis, Schiavi multo cattivi, quales sunt Papa, Cardinales et universus eius clerus. His servis Romani, olim liberi, nunc servi facti, ad nutum eorum servire coguntur. Ut in versu dicitur:
Servierant tibi Roma . . .

418. In hac urbe Archiepiscopi (ut Monsignor della Casa, olim Apostolicae camerae legatus et alii) Sodomiam commendarunt ceu rem divinam. In eadem quibusdam nulla, quam Sodomitica libido placet. In eadem disputant, an Matrimonium sit melius quiddam quam Sodomia.

419. Audiant ergo quomodo proprii illorum prophetae eam describant. Sic scribit Mantuanus:
Vivere qui sancte cupitis . . .

Im Bienenkorb 255 [a] wie bei Hasenmüller (421) wird Petrarkas Schmähgedicht auf Rom fontana de dolore abgedruckt. Die Übertragungen der fremdsprachigen Verse besorgt erst Leporinus, und zwar unabhängig von Fischart.

Ein Jahr darnach erschien die deutsche Übertragung dieser Schrift: „Historia Jesuitici Ordinis. Das ist: Gründtliche vnd außführliche Beschreibung deß Jesuitischen Ordens . . . auß dem Latein ins Teudtsche gebracht durch Melchiorem Leporinum." Frankfurt. 1594. Es ist eine (abgesehen von kleinen Einschüben, derben Vergleichen und Redensarten) unveränderte Wiedergabe der lateinischen Fassung. Statt der beiden Vorreden von Leyser stehen hier eine Vorrede vom Übersetzer und darnach eine für die Verdeutschung neu verfaßte deutsche Vorrede von Leyser. Leporinus zeigt sich hier im Stil und Ausdruck abhängig vom Bienenkorb. Einige Beispiele dafür: „Papistische Jesuiter vnnd Jesuitische Papisten, deß Antichristischen Bapsts Maulesel." — „Weyhe vnd Orden, Gesatz vnd Statuten, Beten, Fasten, Casteyen, Geißeln, Singen, Klingen, Räuchern, Messen, Vigilien, Begängnissen, Weyhewasser, Heyligthumb von Todtenknochen . . ." — „Afferey, Alfentzerey vnnd Treudeley." — „Der Bapst, ein Vnflat vnnd stinckender, garstiger, verhurter, frantzösischer Teuffelischer Epicurer vnd Hellebrandt." Die Jesuiten sind „deß Teuffels Hellbrände vnd deß Bapsts letzter Angstschweiß, den er in seiner letzten Todtesnoht außgelassen" und ähnlich (S. 634 als Einschub zum Original) „deß Bapsts letzter stinckender vnd gifftiger Angst vnd Todtenschweiß" (vgl. oben S. 116).

9. Der Prediger Johannes Prätorius aus Halle in Sachsen steht mitten in der großen Schar von lutherischen Schriftstellern, die am Ausgang des 16. Jahrhunderts den Calvinismus aufs schärfste befehden. Auf diesem Felde ist seine erste Kampfschrift: „Dreiköpfiger Antichrist." [1]) Seine zweite Schrift gegen die „kahle

[1]) „Dreyköpffichter / Antichrist, / Darinnen des Ba-/pstes Grewel, der Türckische Al-/coran vnd der Calvinisten Lesterschwarm / Allen frommen Gotteskindern zu Trost / vnd Warnung abgebildet vnnd widerlegt wird. Durch M. Johannem Praetorium" . . . o. O. 1592. (Berlin, Kgl. Bibliothek Dg 9276.)

Nach der Vorrede kommt ein Bild, die Gestalt des Antichrists mit drei Köpfen, welche (B 1) folgendermaßen beschrieben werden: „Der Antichrist oder Endechrist hat drey Köpffe: Der Erste ist gleich einem Mörderischen blutgirigen Türckischen Schedel vnd helt in seiner Hand einen krummen vergifften scharpffen Sebel. — Der Mittelst deucht mich ehnlich sein dem heiligen Vater zu Rom, denn er ist Keusch vmb das Maul, wie eine Jungfrau vnnd hat einen dreyfachen güldenen Schaubhut auff, aber in der Faust helt er ein zweyschneidendes Schwerd, das acht ich der Bäpstlichen Heiligkeit nicht sehr vngemeß sein vnd kan daraus schließen, das vnter dieser schönen güldenen Kron eytel Neronisch Gehirn stecke. — Der Dritte Kopff siehet heylig, geschwind, gelert aus, denn er hat ein Doctorschleplein auff vnd eine schöne fertige Schreibfeder in der Hand. Aber eins macht mir böse Gedancken, er hat einen fewerroten Bart, vnd die Feder hat Fledermeusse Flügel; Drumb schlies ich, das der vhralte, listige, geschwinde, heimische Cainische oder Calvinische Geist sein Nest vnd Wonung in jm habe."

Nach diesen drei Köpfen ist das Buch eingeteilt. Der zweite Kopf richtet sich also gegen das Papsttum, zeigt aber nicht die geringste Beeinflussung durch

Rotte" lautet: „Calvinisch Gasthauß zur Narrenkapf-/fen genant /, Darinnen die Calvinisten so wol / offentlich als heimlich in jrer Thorheit erwischt, ... vnd vmbgestürtzt werden ..." o. O. 1598. (Berlin, Kgl. Bibliothek Dk 7400.)

Trotz dem verlockenden Titel „Gasthauß" gibt Prätorius eine außerordentlich weitschweifige, trockene Beschreibung der Lehren und Glaubensmeinungen der Calvinisten, soweit sie vom Standpunkt der Lutheraner und auch der Katholiken abweichen. Daß er drei satirische Holzschnitte mit lateinischen und deutschen Reimen in den Text einfügt und scherzhafte Bemerkungen an den Rand setzt, trägt zur Belebung der Darstellung nicht viel bei.

In der Vorrede dazu berichtet Prätorius (Blatt 7 a) über seinen Antichrist, von dessen drei Köpfen, der erste, ein 1550 in Straßburg herausgegebenes, aber schon im 13. Jahrhundert von Johannes Galensis verfaßtes Buch über Mahomet verarbeitet, des dritten Kopfes Lästerungen aus Calvins und seiner Schüler Schriften nimmt: „Was dann des andern Kopffs Lesterungen sein sollen, sind dieselben ausm Römischen Bienenkorb, welchen ein Hugonot oder Calvinist also verzeichnet vnd wird dis Buch von allen Calvinisten für ein Miraculum mundi verehret vnnd vmbgetragen vnd von Edel vnd Vnedel, Geistlichen vnd Weltlichen mit allen fleiß vnd lust gelesen; darumb sie auch die Calvinisten Thörlich thun, daß sie an mir dis Sycophanticè straffen. welchs ich jhnen doch nur μιμητικός nachrede, sie selbst mit diesem jhrem eigenen Schwerdt, damit sie Bäbstliche vnd Lutherische zu Tödten gedencken zuschlagen." [1])

---

den „Bienenkorb", wie man der oben angeführten Stelle aus dem Calvinischen Gasthaus entnehmen sollte. Praetorius erinnert sich nur bei der Erwähnung dieses gegen Rom gerichteten Abschnittes an den „Bienenkorb" von Marnix, dem er als Hugenotten die große Verbreitung seines Buches (auch in Deutschland) mißgönnt.

[1]) Janssen 5, 402—404 gibt innerhalb eines Abschnittes über den papierenen Kampf der Lutheraner gegen die Calvinisten eine kurze Inhaltsangabe beider Schriften, sowie die Beschreibung der satirischen Bilder beider Titelblätter, bei der zweiten Schrift auch die Reime unter dem Titelbild. Auf der Rückseite des Titelblattes und Q 2 b ist ein Gebäude abgebildet, das den Calvinismus bedeutet, darunter nach den lateinischen Versen ein deutscher Spruch mit kurzen Versen, wie sie Ende des 16. Jahrhunderts üblich werden.

Ein Hauß ohn Grund,	Calvini Fund,
Helt gar keinen Bund,	sondern zu Grund,
Es fallen thut,	Wenn eine Flut,

An dasselbe thut streichen:

Darumb O Hertz,	Ohn allen Schertz
Ob es gleich schmertz,	In deinem Hertz
Solt wircken sehr	Ist ohn gefehr,

Wiltu von Gott nicht weichen.

10. „Die Bäpstische Meß / Abcontrafeyet / vnd mit lebendigen / Farben heraus-/gestrichen: / Zu sonderbaren Ehren / der H. Mutter der Römi-/schen Kirchen vnd derose-/lben Cleri Sew. / Esaiae 56 Vers 10. 11 .. Pfaffenhofen 1603." (München, Staatsbibliothek. 8°. Polem. 991[h]. Mischband. Enthält außerdem: Bienenkorb 1581, Brotkorb 1601.) Auf dem zweiten Blatt die Überschrift: „Die Bäbstische Meß, welche ist der grewlichste Grewel aller Grewel: sampt deroselben wunderbaren vnd seltsamen abgöttischen Meßgeberden. Reymenweise warhafftig vnd gründtlich beschriben: durch R. F. Theophilum Mysomissum Hostosiensem, Ordinis Praedicatorum." Gleich darnach folgt eine längere Dichtung von 118 Reimpaaren. Abschnitt V. 1—8 gibt eine allgemeine Einführung, V. 9—200 ist das Hauptstück, die karikierende Beschreibung des Messe lesenden Priesters, V. 201 bis 236 sind allgemeine Schlußbetrachtungen. Das Hauptstück ist eine freie Versifizierung der Schilderung der Messe im Bienenkorb II 19 E S. 173[a] Z. 15 von unten bis 174[a] Z. 12. — Von V. 9—80 ist diese Vorlage nur in Einzelheiten benutzt z. B. S. 173[a] Z. 23 f. „Der Meßpfaff ... den man zum Galgen fürt, mit eim strick vmb den Leib gebunden" = V. 10 „Er war mit einem Strick umfangn / Als solt man jhn an Galgen hangn." Von V. 81—250 fast wörtliche Übereinstimmung mit der genannten Stelle, nur mit mehreren Einschüben und Umstellungen. Daß der Verfasser nicht Marnix, sondern Fischarts Bearbeitung benutzt hat, ist, abgesehen von mehreren Übereinstimmungen der Ausdrücke, daraus zu erweisen, daß er drei kurze Zusätze Fischarts zu Marnix übernommen hat. Und zwar S. 173[b] Z. 4 „sich sonst wie ein fauler hund außdänen," Z. 14 „als wan ein Hund ein Floh stäche" und Z. 17 „als wolt er ein heimliche losung geben." = V. 94 „Ausdähnet wie ein fauler Hund," V. 160 „Wann jhn ein Floch gar neidisch sticht" und V. 56 f. „Derselben gibt ... der Pfaff ein heimlich Losung ein."

Außerdem hat der Anonymus noch den Abschnitt über die Messe I 2 S. 14[b] Z. 8 von unten bis 15[a] Z. 15 (Zusatz von Fischart) in Einzelheiten benutzt S. 14[b] Z. 4 von unten „Cuntzenjägerspiel" = V. 111 „Cuntzenjagen". — S. 15 Z. 12—14 „Eyn vergult Schüsselein mit außgestrecktem Arm hinderwerts dem niderfallenden Volck zeygen, dieselbige an die Stirn vnd Brust halten" = V. 197—200: „Mit auffgereckten Armen sein / Zeigt er dem Volck das Schüsselein / Welchs er alsdann für seine lust / Helt an sein stirn vnd heilig brust."

So fleug diß Hauß | Forn hinden aus,
Der Fall möcht dich erschleichen.
Wer sich fest helt an Gottes Wort,
Derselb besteht, hie, | vnd auch dort.

11. In der Originalausgabe des Aristarchus von Martin Opitz, die in der Druckerei des Schönaichschen Gymnasiums zu Beuthen 1618 herausgekommen ist, steht auf S. C 1ª (in Witkowskis Neudruck, Leipzig 1888, S. 95):

Cujus rei unicum Marnixii apiarium, in nostrum idioma conversum, optimae fidei testem arcessere possumus. Quem quidem librum, quod quidam ita atroci stylo et indignanti pungunt ac confodiunt, causam profecto non habent. Nihil sane est in tam festivo opere quod non et ad aeternam salutem praecepta ingerat et honesta suavitate conditum vim quasi asperioribus naturis, faciat ac nil tale cogitantes expugnet ...

Statt des oben gesperrt Gedruckten heißt es in dem Straßburger Abdrucke von 1624:

Cujus rei unicam Amadaei historiam, in nostrum idioma conversam (und nachher) ad morum comitatem.

Es ist von Höpfner[1]) schlagend nachgewiesen worden, daß diese Varianten des zweiten Druckes bereits in Opitzens Handschrift gestanden haben und daß dessen Gönner und Lehrer Kaspar Dornau, Rektor des Schönaichschen Gymnasiums, in Abwesenheit des Dichters und wohl auch auf dessen Wunsch den Druck des Aristarchus beaufsichtigt und mit Rücksicht auf den noch lebenden frommen Stifter des Gymnasiums für den erotischen Amadisroman den Bienenkorb eingesetzt hat. In der Tat kann das Lob, das den besonderen Vorzügen des Amadis gezollt wird, auf den Bienenkorb nicht angewendet werden.

12. Die 1612 herausgekommene Schwanksammlung „Mäynhincklers Sack" (vgl. oben S. 41) zeigt eine gewisse Abhängigkeit vom Bienenkorb lediglich in dem (im Titel verwendeten) Ausdruck „Saurbornischer" (vgl. oben S. 60). Außerdem ist die Tendenz des anonymen Verfassers ähnlich der des Bienenkorbs, was aus folgender Bemerkung der Vorrede hervorgeht:

„Vnser Vorhaben ist allein gewesen ... den Menschen ... der nützlichen Betrachtung, deren wunderlichen vnd vngläublichen Bapistischen Wunderzeichen an allerley Bildern vns allhie fürgestellet werden, welche ... aus den wahrhafftigsten Gläubwirdigsten Bäpstischen Scribenten gezogen vnd männiglichen sich vor solchen närrischen, götzischen vnd fantastischen Bossen zu hüten, für Augen gestellet."

Der erste Teil dieser Sammlung besteht aus 70 Zoten, der zweite Teil von H 3ª angefangen unter dem Titel „Pfaffen Sack" aus zwölf ebenfalls meist anstößigen Schwänken, die alle römische Geistliche,

---

[1]) Zeitschrift für deutsche Philologie 8, 467—477. Rubensohn hat im Euphorion 6, 227 f. sehr wahrscheinlich gemacht, daß der Aristarch nicht im Jahre 1617, sondern 1618 gedruckt worden ist.

namentlich Mönche und Nonnen bloßstellen und am Schluß mit „Erinnerungen" versehen sind, die in derber Weise gegen katholische Anschauungen und Bräuche Stellung nehmen. Sie sind auch im allgemeinen dem Bienenkorb mehr verwandt in der Gesinnung als im Wortlaut und Stil. Eine kurze „Erinnerung" sei als Beispiel angeführt. Sie bildet den Anhang zu dem Schwank Nr. 11, der auf ein Wunder des heiligen Dominikus von der Abwehr des Regens durch eine Beschwörung anspielt. (Fischarts „Dominici Leben" V. 2000 ff.)

„Es were je schadt gewesen, daß die Heiligen Mönichs Cappen solten beregnet seyn worden, da so große Schälck innen stecken. Wenn die Mönche die Wetter bannen können, so weren sie auch ins Teuffels Kunst, die die selbigen machen können."[1])

13. „Historia Von Bruder Cornelio Adrians Sohn von Dordrecht aus Holland. Franciscaner Münch zu Brück in Flandern. Erstlich in Flandrischer Sprach beschrieben durch Christian Reuter .. nun aber auff Hochteutsch durch Johannem Fabrum zu Leipzigk." 1613. — Der Übersetzer erwähnt unabhängig von dem holländischen Original[2]) Fischarts Bienenkorb nach der Ausgabe E. Er sagt (C 1ᵃ): „Dieses gegenwertigen Tractats von Bruder Cornelio vnd von seinem leben vnd Predigen geschicht auch meldung im Byhenkorb pag. 175ᵇ vnd 176ᵃ mit folgenden Worten." Nun folgt der ganze Absatz über diesen Bruder Geißler bei E 175ᵇ Z. 13 von unten „Ja es war noch — buß gewürcket hatten." (Übersetzung aus Marnix) und dann ein Teil von Fischarts Zusatz (oben S. 91) in einer um das Wort „Nasenschändhurischen" gekürzten Form: „Derohalben man ein gantzes Buch von diesem Bruder Cornelischen new erfundenen Büßung mit Rutten fitzen vnd seinen wütigen Predigen hat beschrieben."

14. Hussiten Krieg: / Darinnen begriffen / Das Leben, die Lehr, der Todt M. Johan/nis Huss ... vnd seine Lehr hern/ach inn dem Königreich erhalten / worden ... Durch M. Zachariam Theobaldum Schlac/cowald/ensem Bohemum. (Signet: In einem Kranz der gekrönte zweischwänzige Löwe.) Nürnberg 1621 (Die gesperrten Worte rot. Berlin, Königl. Bibliothek Sd 1702.)[3])

---

[1]) Wendeler gibt in der Zeitschrift für deutsches Altertum 21, 451—455 eine ausführliche Beschreibung dieser Schwanksammlung und ihrer Abhängigkeit von Fischarts Geschichtklitterung namentlich im Titel und in der Vorrede.

[2]) Das Original (oben S. 92 Anmerkung 1) ist 1569, also vor Fischarts „Bienenkorb" erschienen.

[3]) Vilmar (S. 13) weist kurz auf Theobald hin, ohne die betreffende Stelle mitzuteilen und macht die unrichtige Angabe, Theobald habe „Fischarts Reime ungenau zitiert"; es ist Prosa.

Theobald erwähnt (III 83) an der Stelle, wo über die Wahl des Papstes Paul II. die Rede ist, den Bienenkorb. Er berichtet scherzhaft über das Kapitel VI 3 im allgemeinen und zitiert dann zwei Absätze aus diesem Kapitel fast wörtlich, aber mit Umstellung und mit Einfügung weiterer Züge aus dem Leben Pauls II.

S. 83. „Philippus Marniccius, weiland Bürgermeister zu Antdorff, hernacher wegen der Religion vertrieben vnnd zu Leyden gestorben ... der rechte author deß BinenKorbs, den Johann Fischart sonst Mentzer-genandt, Burger zu Straßburg, auß dem Niderländischen auff gut breit Fränckisch in Hoch Teutsch bracht hat, der hat dieses Paulen auch nicht vergessen vnnd als er in dem sechsten Stück seines gezettelten Bienstocks im dritten Capitel der Bäpst Ankunft auff zweyvnddreyssig Anen vnd in vier Haupt Quartier jedes von Achten eingetheilet, auch jeglichen mit seinem Wappen, Panier, Schiltjungen, ritterlichen Thaten beschreibt, so setzt er jhn in den andern Stamm vnd ins vierdte Glied deß Quartirs, gibt jhm dises Lob: Ja wann er offentlich sich sehen ließ, so färbt, lutteniert, weißget, rubriciret vnnd firnist er sein H. Angesicht eben auff die weiß, wie seine Landsmännin, die Curtisanen oder Huren zu Venedig pflegen" ... (Paul II. hat den mörderischen Krieg in Böhmen, Mähren und Schlesien verschuldet.) „Er der Pabst blieb wol zu Rom vnnd erlustirt sich, inn dem er sein Hertz Brüstlein füllet, sein Schmerbäuchlin wartet, vnnd wie die Wälschen selbst von jhm schreiben, nichts als deß Leibes Wollust pfleget."

Von Z. 9 an Übereinstimmung mit Bienenkorb E 233 ᵇ Z. 4—18.

„Nach welchem wir Paulum den andern ins viert glied dises Quartiers stellen mögen .... Daher es kein wunder, daß er sein liebs Hertzbrüstlein vnd Schmärbäuchlin also wol mit prassen vnd schlemmen schmierte vnd sich zu allen Fleischlichen lüsten begabe ...

Ja wan er offentlich sich sehen ließ, so ferbet, lutteniert, weißget, Rubriciert vnd firnißt er sein H. Angesicht, eben auff die weiß, wie seine Landsmännin, die Curtisanen oder Huren zu Venedig pflegen: auf welcher Schul er auch lang gestanden hatte."

Diese Zeilen sind nicht Zusätze Fischarts. Daß aber Theobald die Verdeutschung benutzt hat, ergibt sich nicht nur daraus, daß er sie ausdrücklich nennt, sondern auch daraus, daß er die deutschen Ausdrücke übernimmt. Man vergleiche nur mit den gesperrten Worten die betreffenden Bezeichnungen bei Marnix: „edele borst" — „smeerde" — „blanketse ende vernissinge."

Mit Gottscheds Beschreibung einer Ausgabe des Bienenkorbs (nach Vilmar F) in seinen „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache" 1732 ff., Stück 18, S. 223—240 beginnt bereits die gelehrte Beschäftigung mit diesem Werke.

Zum Schluß seien zwei Schriften erwähnt, die zur Nachwirkung des Bienenkorbs gerechnet werden, von denen aber die erste augenscheinlich überhaupt nicht vorhanden ist, die zweite mit dem Bienenkorb nichts gemein hat. Meusebach (S. 240) führt folgenden Titel an:

„Des jüngern Jesuwald Pikards Römischer Bienenkorb voller Jungfer-Honigs." 1657. 4° und nennt einige Kataloge und Handbücher, welche diesen Titel verzeichnen. Nicht erwähnt ist hier die Schrift von J. N. Weislinger, Friß Vogel oder stirb! Augspurg und Grätz 1727. Hier wird S. CCXIX nach Besprechung der Fischartischen Verdeutschung auch auf das von Meusebach erwähnte Buch hingewiesen. „Nichts will ich schreiben auß der Calvinischen Schelmen-Schrifft, welche Jesuwalt Pickhart (also nennt sich der Tagscheuende Ketzer Marnixius von Adelgonde) Anno 1588 zu Christlingen unter folgendem Titul heraußgeben: „Bienen-Korb deß Heil. Römischen Immen-Schwarms, seiner Hummels-Zellen Hurnauß-Nester usw. Wann jemahls ein Schimpfliches Buch heraußkommen, worinn der Catholischen Lehre und Gottes-Dienst, nicht weniger der geistliche Stand verlacht, verachtet und höhnisch durchgehechelt wird, so ists dieses. Dem (!) ketzerischen Prädicanten hats so wohl (CCXX) gefallen, daß sie es auß dem Flammändischen ins Hochteutsche, Englisch, Frantzösisch (?) und Lateinisch (?) übersetzet. Zu Leipzig ward es Anno 1657 mit Jacobi Thomasii Vorred nachgedruckt."[1] — Diese letztgenannte Schrift erwähnt auch K. F. Flögel in seiner Geschichte der komischen Literatur (Liegnitz 1784—1787, 3, 574): „Jesuwalti Pickharts Römischer Bienenkorb voller Jungfernhonig, oder von der catholischen Geistlichen Keuschheit. Leipzig 1657 mit einer Vorrede Jacob Thomasii." Toorenenbergen S. LXIX bezeichnet diese Schrift als nicht vorhanden. Vilmar S. 14 sagt: „Flögel hat dieses Buch nicht gesehen und meine Nachfragen nach demselben sind aller Orten vergeblich gewesen." Ebenso ist es mir gegangen.

Den zweiten Titel führt Meusebach S. 286 nach Willers Collectio 2, 22 an: „Binenkorb, deß Römischen Reichs Schwarm auß dem Latein ins Teutsch gebracht, durch Nicolaum Pistandrum." Frühlingsmesse 1592. Toorenenbergen bemerkt dazu, auch diese Schrift sei nicht vorhanden und es gäbe überhaupt keinen lateinischen Bienenkorb. Das letztere ist richtig, aber die deutsche Schrift ist vorhanden, nur steht sie trotz dem Titel nicht im geringsten Zusammenhang mit dem Bienenkorb. Da von dieser Schrift wiederholt die Rede ist, sei Einiges über sie angegeben. Zunächst der Titel:

„Schwarm des heiligen Römischen Bienenkorbs, / Das ist, / Außflug etlicher grossen, / schädlichen, vorwenig jaren erwachsener, / vnd vormals vnerfahrne Wespen Hurnüssen Fläder- / mäußen, welche nicht allein gantz Europam, sondern auch die new- / erfundene Land vnd Inseln eingenommen, vnnd mit jrem schädlichen ge- / schmeiß vnerhörter massen erfüllt, vnnd gleichsam wie ein / Sindflut, vberschwemmt haben. Darvor, / Eine stattliche . . . wahrnung, eines Polni-

[1] Prof. Englert hat mich auf diese Schrift aufmerksam gemacht und mir das obige Zitat mitgeteilt.

schen Catholischen Rit-/ters, im verschinē 91. jar gethon an die ... Senatoren vnnd Rhatsherren in voller Rahtsver /samlung der Kron Poln. / Aus dem Latein inn hochteutsch ... versetzet, / Durch, / Nicolaum Pistandrum Neosanien'em.' Anno 1592. (Signet. Ein Ornament.) 4°. A 2—D 4. (Berlin, Kgl. Bibliothek Ci 16560. München, Staatsbibliothek 4°. Hist. 1078.)

In dieser Schrift ist manches sehr auffällig. Zunächst ist in beiden Exemplaren nur die „Warnung" vorhanden, und nicht der „Bienenschwarm", obwohl das Buch äußerlich einen ganz abgeschlossenen Eindruck macht. Auf dem letzten Blatt steht: Dixi und ein Schluß-Signet (Engelskopf in Ornamenten) und die Rückseite dieses Blattes ist gleichzeitig die Rückseite des Umschlages. Außerdem ist die „Warnung" durchwegs gegen die Jesuiten gerichtet, welche aber im langen Titel überhaupt nicht genannt werden. Allerdings kann man aus den Worten des Titels „vor wenig jaren erwachsener ... Wespen ... welche nicht allein gantz Europam, sondern auch die newerfundene Land eingenommen" entnehmen, daß die Jesuiten allein damit gemeint sein können. Die Überschrift der „Warnung" auf dem ersten Blatt lautet allerdings „Ein stattliche ernstliche Rede eines Polnischen Catholischen Ritters wider die Jesuiten". Der ungenannte Ritter hält diese Rede — in lateinischer Sprache, da damals das lateinische die amtliche Sprache in Polen war — unter der Regierung des Wahlkönigs Siegmund III. von Wasa (1587—1632), der mit der Hilfe des Papstes und der Jesuiten den Thron bestieg. Anfang der siebziger Jahre waren fünf Sechstel der Einwohner des Königreichs Polen Protestanten. Bald begann aber die katholische Restauration durch die Jesuiten. Schon unter Siegmunds Vorgänger Stefan Bathori hörte die Gleichberechtigung der Protestanten auf und Siegmund nahm den Dissidenten vollends die bürgerlichen Rechte. Durch die Auswanderung der Deutschen schwand das selbstständige Bürgertum und der nun allein herrschende Adel kam ganz unter den Einfluß der Jesuiten. Darum diese dringende Warnung des nicht genannten Redners, der sich als treuen Katholiken und Polen erweist. In der Einleitung wendet er sich im allgemeinen gegen die Übergriffe, die „Gefährlichkeit" und Grausamkeit der „schädlichen" und „verderblichen", aus Wälschland herbeigerufenen Jesuiten. Er klagt sie an, daß sie namenloses Unglück über Bauern, Bürger und Adel gebracht haben. Nun kommt die Summa oder Hauptspruch dieser Rede: „Das diser einige Münchsorden, welcher seinen Namen vom Heylande Jesu hat, vieler regimenten zum vntergang vnd verderben angerichtet vnd gestifftet worden seye." Das wird nun im einzelnen dargelegt. Der Redner verweist unter anderem auf die immer mehr aufblühenden Schulen der Jesuiten, welche die Jugend durch ihre prunkhaften Aufführungen von Schauspielen heranlocken

und durch Praktiken und Künste festhalten, während die alte herrliche Universität Krakau veröde. Ihre Schriften und Disputationen seien so schlecht, daß sie von den Gegnern vollständig in die Flucht geschlagen werden. Ihre prächtig aufgebauten Kirchen und Kollegien sähen stattlicher aus, als die königlichen Paläste und Burgen. Man rühme sie, daß sie das Christentum in überseeische Länder tragen, aber dadurch, daß sie Blutbäder anrichten und die Völker ihrer Freiheit berauben. Wie sie in der Heimat fremde Güter an sich reißen und im ganzen Königreich Unfrieden stiften!

Diese „Warnung" weist durch nichts auf einen weiteren Hauptteil der Schrift hin. Man könnte so annehmen, daß unter der „Warnung" nur die Einleitung gemeint ist und unter dem Hauptstück der Bienenschwarm, obwohl dieses Bild in den weiteren Ausführungen nicht im geringsten verwertet wird. Der Übersetzer ist in Neofanum, das ist Sct. Neukirchen im Vogtland zu Hause.

Anhang.

Anmerkung zu dem Zusatz in den Jesuitengeschichten, Kapitel I 2, S. 115.

Luthers Verbrennung in einer Jesuitenkomödie.

Fischart hat dieses Ereignis jedenfalls einer darüber berichtenden, vorläufig verschollenen Zeitung entnommen, sowie er andere in demselben Zusatz erwähnte Jesuitenwunder aus zweien bekannten Zeitungen erfahren hat (vgl. oben S. 111). Aber in einer später erscheinenden „Newen Zeitung. Wie die Jesuiten ein Comoedi zu Moltzheim agirt und gehalten und Herrn Doctorem Lutherum durch einen Teuffel zerreißen wöllen", Basel 1614, werden am Schluß zwei Ereignisse berichtet, die mit dem Münchner Spiel in manchem übereinstimmen:

„Also vor etlich Jahren haben sie ein Comedi zu Costnitz gehalten und den Johann Hussen nochmahlen verbrennen wollen: aber wie ein großer Brandschad darauß entstanden, ist meniglich bewußt. Deßgleichen zu Wien vor acht Jahren haben die Jesuiter den Luther auch einmal verbrennen wöllen; es hat aber der gerechte Gott auch dißmal sein gerecht unsträfflich Urtel sehen lassen und durch den Luther ihr gantzes hochköstliches, ja fürstliches Colleg in Brand gesteckt." (Mitgeteilt von Bahlmann im Euphorion 2, 278 f.)

Über ein ähnliches Ereignis, daß sich in Wien 1567 begeben hat, berichtet B. Duhr[1]) nach Briefen von Jesuiten. Darnach haben

[1]) „Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts. Auf Grund ungedruckter Quellen." (Erläuterungen zu Janssens Geschichte II, 4 S. 12 f.) Freiburg 1901.

„die Väter zu Wien am ersten Fastensonntag Nachmittags auf dem Hofe des Collegs bei offenem Tore und unter großem Zulauf des Volkes eine Menge häretischer Bücher in einem großen Feuer verbrannt". Wobei auch „Schmähungen gegen Luther laut geworden" sind und „einige Studenten Gedichte gegen die Häretiker aufgesagt" haben. Das Volk war darüber aufgebracht. Den Jesuiten wurde auch vorgeworfen, daß dabei „Masken" verwendet und „eine Komödie" aufgeführt wurde und „ein abscheulich gemaltes Bild Luthers verbrannt worden sei", was aber in einem Entschuldigungsschreiben an den Kaiser Maximilian II. als unrichtig bezeichnet wird.

In Tirol wurde noch in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts Luther als Maske im Unterinntal am Johannestag abends (24. Juni) verbrannt. „Burschen kommen zusammen, machen einen „Lotter" aus Stroh und Lumpen, fahren ihn in einem Karren im Dorfe herum und verbrennen ihn." In Ambras wurde bei den Johannisfeuern Luther und sein Katherl verbrannt.[1]

In den Jesuitenzusätzen wird wiederholt Canisius erwähnt (vgl. oben S. 76). Es ist Petrus Canisius (1521—1597), der erste Deutsche, der in den Jesuitenorden eingetreten ist. Er hat auch diesen Orden in Deutschland eingeführt. Unter seinen zahlreichen Büchern ist das wichtigste, der auch im Bienenkorb E 171ᵃ erwähnte Katechismus, der zuerst 1554 unter dem Titel Summa doctrinae Christianae erschienen ist und noch heute die Grundlage der katholischen Katechese bildet. (Kirchen-Lexikon[2] 2, 1796—1803.)

Der Ausspruch: Huß eine Gans, Luther ein Schwan.

Am Anfang seiner Gefangenschaft in Konstanz hat Johannes Huß Ende 1414, also ein halbes Jahr vor seinem Feuertode (6. Juli 1415), seinen Freunden „Pragensibus" in einem längeren Briefe die förmlich wie eine Weissagung klingenden Worte zugerufen:

Et haec eadem veritas pro uno Ansere infirmo et delibili multos falcones et aquilas, quae acie oculorum alias aves superant, Pragam misit (Deus), hae alte gratia Dei volitant et Christo Jesu alias aves rapiunt, qui illos corroborabit et omnes fideles suos confirmabit.[2])

Weniger als ein Jahr darnach, 30. Mai 1416, wurde Hußens Freund Hieronymus von Prag in Konstanz verbrannt. Nach dem Berichte eines Zeitgenossen rief er seinen Richtern zu:

Vobis certum est, me inique et maligne condemnare, nulla noxa etiamnum inventa. Ego vero post fata mea vestris conscientiis stimulum

[1]) J. V. Zingerle, „Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes." Innsbruck 1871/2, S. 150, Nr. 1353 und 1355.

[2]) Documenta Magistri Johannis Hus edidit F. Palacky, Prag 1869, Epistolae Nr. 17, S. 40.

infigo et morsum, ac appello ad celsissimum simul et aequissimum judicem Deum omnipotentem, ut coram eo centum annis revolutis respondeatis mihi.[1])

Diese beiden Weissagungen sind im Laufe der Zeit in mündlicher Überlieferung weitergetragen, allmählich verändert, miteinander verbunden und nach Luthers Auftreten auf diesen übertragen worden. Ungefähr hundert Jahre nach dem Feuertode der böhmischen Ketzer, am 1. November 1517, hat Luther mit dem Anschlag seiner 95 Thesen die Reformation eingeleitet. Diese neu gestaltete Weissagung findet sich zuerst in einer Schrift von Luther selbst, am Schluß seiner „Glosse auf das vermeinte kaiserliche Edikt ausgegangen im 1531. Jahre“:

„S. Johannes Huß hat von mir geweissagt, da er aus dem Gefängniß in Böhmerland schreibt: Sie werden jetzt eine Gans braten (denn Huß heißt eine Gans); aber über hundert Jahren werden sie einen Schwan singen hören, den sollen sie leiden.“[2])

Fischart hat seine (oben S. 115) angeführten Äußerungen über diese Weissagung wahrscheinlich aus Luther selbst geschöpft. Vor und nach Fischart wird Luthers Ausspruch in verschiedenen Fassungen bis ins 18. Jahrhundert sehr oft angeführt, auf Münzen geprägt und in einen volkstümlichen Reimspruch gefaßt, den unter Anderen Josua Eiselein in seinem Neudruck des Bienenkorbs 1847 (vgl. oben S. 142) in einer Anmerkung zu dem hier behandelten Zusatz Fischarts mitteilt.

Heute in der Flammen Glut
Ihr eine Gans braten tut,
Über hundert Jahr den Schwan
Ihr ungebraten werdet lan.

(Über diese Weissagung, ihre Entwicklung und ihr Weiterleben habe ich ausführlich gehandelt in meiner Studie: „Huß eine Gans — Luther ein Schwan“ in der Festschrift: Untersuchungen und Quellen zur germanischen und romanischen Philologie Johann von Kelle dargebracht von seinen Kollegen und Schülern 2. Teil (Prager deutsche Studien 9) 1—28. Prag 1908.)

---

[1]) Joannis Hus et Hieronymi Historia et Monumenta. Nürnberg 1558. 2, S. 357 (Narratio de Hieronymo Pragensi).

[2]) Luthers Werke. Volksausgabe. Berlin 1898. 3, S. 445.

Nachtrag

zu S. 93 Fischarts Erwähnung seiner eigenen Schriften im Bienenkorb.

Am Schluß des Kapitels II, 14 verspottet Marnix die weltlich-üppige Darstellung der katholischen Bilder von der Gottesmutter Maria, die wie eine Braut zum Tanz gerüstet ist, und der Heiligen Katharina und Barbara, die mit bloßer Brust und köstlichem Schmuck gemalt werden. Fischart fügt hier noch die „S. Magdalena" ein und setzt folgende Bemerkung an den Rand:

A (T 1ᵇ f.) E 159ᵃ: „Darumb (wie Mentzer in der vorred vber Stimmers Biblische figuren auß Vasari anzeucht) mußt in Italia eyn Maler eynem Prelaten, der sich an der Magdalena frech gemaltem bild ärgert die S. Magdalena mit eym bart malen."

Wie so oft, ist auch hier das Zitat sehr ungenau. In der angeführten Vorrede (Abdruck bei W. Wackernagel, Fischart und Basels Anteil an ihm. S. 170, Z. 2—11) heißt es:

„Darum jener Maler von dem Vasaris ... schreibt, den Abt, der sich am liblichen gesicht vnd plosen armen der S. Magdalene Bild ärgert, recht fragte, ob seine andacht so vnkeusche augen hab. Vnd ain anderer, ... als ain Prelat von im begert, er solt im die hailige Jungfrauen nicht mehr so gail malen, ... malt er ... der Marien ain bart an."

XI.

Bildergedichte.

1. Beschreibung der Bildergedichte Fischarts.

Die bis jetzt bekannten sechsunddreißig Bildergedichte Fischarts zeigen alle gemeinsame Züge, die meisten in scharf ausgeprägter Art. Gemeinsames in Lauten und Formen, Wortschatz und Wortbildung, Satzbau, Rhythmus und Reimgebrauch, im Stil und Aufbau, in Gedanken und Auffassung, kurz in der äußeren und inneren Form.

Englert hat bei den von ihm gefundenen und zum erstenmal veröffentlichten zehn Bildergedichten, die nicht Fischarts Namen tragen, mehrere sprachliche, metrische und einige stilistische Kennzeichen aufgedeckt, die sich auch bei anderen bestimmt von Fischart stammenden Bildergedichten wiederfinden und durch diesen sauber durchgeführten Vergleich zweifellos die Richtigkeit seiner Annahme erwiesen. Er betrachtet hauptsächlich die Orthographie, Apo- und Synkope, Wortzusammensetzungen, Wortspiele, Alliteration, schwerfällige Satzgefüge, Anakoluthien, Rhythmik und Reime.

Ich möchte diese Untersuchungen ergänzen, indem ich hier die innere Form aller Bildergedichte Fischarts beschreibe. Aus dieser Beschreibung sollen sich die wichtigsten gemeinsamen Kennzeichen der Bildergedichte Fischarts ergeben, welche dann, wie ich glaube, eine Handhabe darbieten, die bisher gefundenen oder noch zu findenden (nicht mit Fischarts Namen versehenen) Bildergedichte diesem Dichter zuzuweisen oder abzusprechen. Von den in den weiteren Abschnitten dieser Studie behandelten Gedichten muß bei fünfen (Bullinger, Gwalther, Wunderstern, Hahnprophet, Musizierende Frauen) zum erstenmal die Annahme von Fischarts Verfasserschaft erwiesen werden. Ich führe bei diesen den Beweis nicht nur mit den Kennzeichen der inneren, sondern auch mit denen der äußeren Form durch.

In den Bildergedichten zeigt Fischart eigentlich keine Entwicklung. Das älteste, der Barfüßerstreit, erweist schon alle Vorzüge seiner satirisch-epischen Dichtungen. Der frische, lebhafte Ton in der ein-

leitenden Erzählung, der reiche Humor in der mannigfaltigen Schilderung der zahlreichen Gestalten des Holzschnittes! Eines der ältesten Bildnisgedichte (auf Bullinger) ist auch eines der besten! In der Auffassung und Durchführung des Stoffes, in der Gliederung sind frühere und spätere Bildergedichte ganz gleich. Und man könnte bei undatierten Gedichten Fischarts aus der inneren Form allein die Zeit der Abfassung (auch ungefähr) nicht erschließen, wohl aber aus der äußeren Form, wie es Englert mit Erfolg getan hat.

In die Gruppe der Bildergedichte im eigentlichen Sinne müssen jene Reimdichtungen eingereiht werden, welche bei den Bildnissen das Leben und Wirken dieser Männer darstellen oder bei den Übrigen das Bild beschreiben und ausdeuten. Auch längere Reimdichtungen, wie der Barfüßerstreit, wo die Beschreibung des Holzschnittes den Kern bildet, gehören hierher.

Nicht aufgenommen werden in die nachfolgende Beschreibung die Reime zu den Biblischen Historien, die eine lange zusammenhängende Bilderfolge begleiten und schon ihrer Kürze wegen nicht die Gliederung der selbständigen Bildergedichte aufweisen können, ferner die Reime zu den Papstbildnissen, weil sie alle aus dem Latein übersetzt sind (vgl. unten S. 214 f.), weiters diejenigen Gedichte im Ehezuchtbüchlein, welche von bestimmten Bildern angeregt werden, aber nicht selbständige Beschreibungen geben, sondern im Zusammenhang mit der laufenden Darstellung stehen.[1]) Ähnlich verhält es sich mit den Reimen zu dem Bilde vom Seil fressenden Esel in der Praktik B, wo zwar am Beginn der Esel angerufen wird, das Mittelstück aber nicht das Bild beschreibt, sondern absichtlich Unsinn in kunterbunt durcheinander gemengten Motiven und Redensarten bringt und zum Schluß unmittelbar in die Prosa übergeht.[2]) Auszuschließen ist endlich noch das Gedicht „Ansicht des Straßburger Münsters“,[3]) das nicht von Fischart verfaßt ist.

---

[1]) Über diese Gedichte vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie 27, 345—347.

[2]) (Scheibles Kloster 8, 576—579) Vers 65 f. lautet: „Die siebent Zahl ist mächtig kräftig | Wie solchs die Nas beweiset hefftig.“ (Vgl. oben S. 56 Anmerkung 2.) — Das gleiche Bild wie oben, mit anderen Reimen im Ehezuchtbüchlein (Hauffen 3, 204).

[3]) Englert veröffentlicht dieses Gedicht zum erstenmal (Zeitschrift für deutsche Philologie 35, 536—540 und Varianten einer anderen Ausgabe 36, 492), und zwar nach einem undatierten Druck, der nach der Rechtschreibung zwischen 1574—1577 erschienen sein muß. Englert betont ausdrücklich, daß die Behandlung der Sprache und Metrik, so wie der Stil entschieden gegen Fischarts Verfasserschaft sprechen. Er meint aber doch, daß man diese annehmen könnte, wenn sich ein Druck von 1570 fände, weil da Fischarts „Eigentümlichkeiten in Sprache und Versbau“ noch „sehr spärlich hervortreten“. Da ich aber oben zeige, daß die Kennzeichen der inneren Form schon in den Bildergedichten von 1570 dieselben sind als in den späteren, so ist auch diese bedingte Annahme nicht stichhaltig.

Nicht ohne Bedenken reihe ich das von Wendeler gefundene Gedicht Die Rockenstube (zu einem Holzschnitt Hans Sebald Behams) unter die Bildergedichte Fischarts ein.[1]) Wendeler bemerkt mehrere Erscheinungen, die gegen Fischarts Verfasserschaft sprechen, so den Mangel an Wortspielen, die zu knappe Darstellung u. a. und glaubt „ihn doch nicht für den Autor dieser Verse halten zu dürfen“. Er fügt aber hinzu: „Indessen befinden wir uns nach Vers 73 in einem Weinlande und die Verse sind für einen gewöhnlichen Bilderreim zu fließend und glatt, der Sinn greift aus einer Reimzeile in die andere über, Flickwörter fehlen, aber unreine Reime werden nicht gescheut, klingende und stumpfe gemischt, tieftonige mit hochtonigen gebunden, ja das Ende des Gedichts mit dreifachem Reim geziert, alles nach Fischarts Weise.“

Die einleitenden Verse, die den Leser auffordern stehen zu bleiben und sich das Bild anzusehen Vers 1 und 4

Mein Lieber Leser, steh hier still, . . .
Wie du dann sihst vor Augen hie.

sind ähnlich den Anfängen bei anderen Bildergedichten Fischarts, namentlich beim Ausspruch des Esels, welches Reimgedicht auch darüber hinaus Ähnlichkeiten mit der Rockenstube aufweist. Dort wie hier werden die mit lateinischen Buchstaben versehenen Figuren des Bildes in den Versen erklärt, dort wie hier greift der Sinn nicht

---

Dieses Gedicht gibt einen durchaus trockenen langen Bericht von der Geschichte des Münsterbaues.

Nebenbei sei bemerkt, daß der Meistersänger Adam Puschmann bei seinem Aufenthalt in Straßburg 1571 zwei Meistergesänge auf das Straßburger Münster verfaßt hat. (Abgedruckt in den von Stiefel herausgegebenen Hans Sachs-Forschungen. Nürnberg 1894, S. 382—396.) Ferner hat Nicodemus Frischlin ein umfängliches Gedicht auf das astronomische Uhrwerk im Straßburger Münster verfaßt, das mit einem begeisterten Preis auf die Stadt Straßburg ausklingt: De astronomico horologio Argentinensi. Argentorati 1575. (Wieder abgedruckt in Operum poeticorum Frischlini, pars epica studio G. Pflügeri. Argentorati 1598, S. 39—82. Ebenda ein kürzeres Gedicht auch in Hexametern: Encomion urbis, turris et horologii Argentoratensis.)

[1]) Wendeler beschreibt im Archiv für Literaturgeschichte 7, 332—360 innerhalb einer außerordentlich reichhaltigen Darstellung des Motivs der Rockenstube in der Literatur einen Holzschnitt von Beham A, einen darnach kopierten Kupferstich mit 91 Versen, also das oben besprochene Bildergedicht B, und eine Reproduktion des Kupferstichs und der Verse, Nürnberg 1650 C. — Bolte veröffentlicht dazu in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (15, 28—30) aus Wendelers Nachlaß eine auch im Jahre 1650 erschienene Reproduktion des Kupferstichs mit einer neuen, von der älteren nur im allgemeinen angeregten, Beschreibung in Alexandrinern D. Bolte meint, daß Wendeler „wohl mit Recht“ dieses Gedicht Fischarten zugewiesen hat.

Dreireim noch am Schluß von Bildergedichten bei Nr. 1, 8, 27 und knapp vor dem Schluß bei Nr. 7. (Über Reimhäufung bei Fischart vgl. unten S. 189.)

nur über den Reim, sondern zuweilen auch von einer zur anderen Figur über (Rockenstube Vers 54 f., 61 f., Esel Vers 54 f., 105 f. usw.), dort wie hier einleitende und Schlußbemerkungen, freilich beim Ausspruch des Esels viel ausführlicher. Ich glaube auch, daß die Rockenstube, die ja nur in einer späteren Ausgabe (um 1590) vorliegt, eine gekürzte Bearbeitung des Originals ist, das vor 1582 erschienen sein muß, weil Fischart in die zweite Auflage seiner Geschichtklitterung „Die Kunckel- oder Rockenstub" in die bekannte Bücherliste (S. 21) einreiht. Spätere, wahrscheinlich auf Wunsch des Verlags gekürzte Ausgaben finden wir ja auch beim Barfüßerstreit und dem astronomischen Uhrwerk. Es ist in diesem Falle sicher, daß die Rockenstube nicht von Fischart, sondern nach seinem Tode von einem anderen Bearbeiter gekürzt — wie es bei einer späteren Fassung des Barfüßerstreites der Fall ist (vgl. S. 207) — und auch sprachlich verändert worden ist. Denn es fällt mir hier die Abwesenheit besonderer Fischart eigener Ausdrücke und Wortzusammensetzungen auf.[1])

Vor der Beschreibung stelle ich die Reihe der sechsunddreißig Bildergedichte Fischarts in möglichst chronologischer Folge zusammen.

Nr. 1. Der Barfüßer Sekten und Kuttenstreit. A. (1570 oder 1571). — 2. Heinrich Bullinger. 1571. — 3. Rudolf Gwalther, der Ältere. 1571. — 4. Flacius Illyricus. 1571. — 5. Bernhard Schmidt. 1571. — 6. Jakob Sturm. — 7. Die Grille Krottestisch Mül. A. — 8. Gorgoneum caput. (6—8. Anfang der siebziger Jahre). — 9. Karl Mieg. (1572). — 10. Der Wunderstern. 1573. — 11. Das astronomische Uhrwerk. 1574. — 12. Wunderzeitung von einer Jüdin. (1575). — 13. Die Straßburger Tierbilder. (1576). — 14. Die menschlichen Altersstufen. (1575—1577). — 15. Der Gorgonisch Meduse Kopf. 1577. — 16. Die Grille Krottestisch Mül. B. 1577. — 17. Der Barfüßer Sekten und Kuttenstreit. B. 1577. — 18. Caspar von Coligny. 1577. — 19. Otto Heinrich Graf zu Schwarzenburg. 1577. — 20. Malchopapa. (1577). — 21. Lazarus von Schwendi. 1579. — 22. Die evangelische Wahrheit. 1579. — 23. Christus als Sieger. (1580). — 24. Ernstliche Ermahnung und 25. Erklärung beider Tugenden. 1581. — 26. Anton Frankenpoint. 1583. — 27—30. Kurze Erklärung und Lobsprüche auf Zürich, Bern und Straßburg. 1588. — 31. Ermahnung an die Bundpäpstler. 1589. — Nicht genau datierbare Bildergedichte: Nr. 32. Die musi-

1) So grobe konsonantisch unreine Reime wie Vers 33 f. regt: schläfft; Vers 41 f. verkriechen: schlieffn, die Form des Deminutivum „Hänßigen" und „Elsgen" sind Fischart nicht gemäß. Seine Deminutivformen sind in der Regel lin und lein, seltener le; chen und ken wendet er nur im Scherz an, wenn er niederdeutsche Aussprüche anführt.

zierenden Frauen. (Bald nach 1573.) — 33. Ausspruch des Esels. (Vor 1575.) — 34. Zeitung vom neuen Hahn-Propheten. (Vor 1575.) — 35. Die Rockenstube (?). — 36. Der fränkische Kriegsmann. (Vor 1586.)[1])

Anfänge.

Alle Bildergedichte zeigen eine deutliche Eingangsformel in Aussagen, Anreden, Rufen und rhetorischen Fragen, von kürzerem oder

---

[1]) Veröffentlichungen dieser Bildergedichte: Nr. 1 und 17; 2, 3, 10, 12, 13, 32, 34, 36, vgl. unten S. 213 ff., 182 ff., 187 ff., 189 ff., 193 ff., 217 ff., 196 ff., 195 f., 237 f. — Nr. 11. Euphorion 3, 705—710. — Nr. 7 und 16 vgl. oben S. 91 Anm. 1. — Nr. 8 und 15, 20 vgl. oben S. 90 Anm. 2 und 4. — Nr. 21 bei Kurz 3, 296 f. und Goedeke, Dichtungen von Fischart 267 f. — Nr. 22 ist ein selbständiges Gedicht auf das Bild der evangelischen Wahrheit, das am Schluß des Bienenkorbs steht. Beschreibung des Bildes oben S. 72; Abdruck bei Kurz 3, 307, V. 19 f. „sie vberwind, | Den Teuffel, Tod, Welt vnd die Sünd" ähnlich mit Nr. 23, V. 9 f. „der recht Held | Führst zum Triumpf, Tod, Teufel, Welt." — Nr. 24 f. bei Kurz 3, 47—50, Goedeke 158—160, Hauffen 1, 385—390 (Mit Wiedergabe des Bildes Germania). — Nr. 27—30. Kurz 3, 331 f. und 340—352, Hauffen 1, 201 f. und 211—225. — Nr. 33. Kurz 3, 64—69, Hauffen 1, LXXVII f., 432—439. Mit Wiedergabe des Bildes. V. 37 „Orithet" für Esel, ebenso im Bienenkorb E 155ᵇ. (Neue Beiträge zu dem hier behandelten Motive bringt Bolte in seiner Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 13, 221. Vgl. auch Englert, Fischarts Rhythmik, 78 Anm. 5.) — Die von Englert gefundenen Bildergedichte sind veröffentlicht Nr. 6 und 9 in der Zeitschrift für deutsche Philologie 35, 534—536. — Nr. 4, 19 und 23 ebenda 36, 390—395. — Nr. 18 und 26 ebenda 36, 487—491. — Nr. 5 ebenda 38, 244 f. — Nr. 14 in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 15, 399—404. Außer den von Englert hier beschriebenen Bildern besitzt die Kunstsammlung Albertina in Wien noch zwei Blätter, und zwar „Von den Altersstufen des Weibes" Nr. 2. (Links schwangere Hausfrau mit Kind im Arm, rechts ältliche Frau mit Hündchen im Arm; hinten Rosenhecke. Unter dem Bilde:) „XXX Jar im hauß die frau. XL Jar ein Matron genau." Und „Von den Altersstufen des Mannes" Nr. 4. (Zwei bürgerlich bekleidete Männer vor einem Lorbeerbaum stehend:) „LXX Jar ain Greis. LXXX Jar nimmer weis." Sämtliche Blätter zeigen eine schmale architektonische Umrahmung; im Sockel steht der Text in einer Zeile, deren zwei Hälften durch einen Pfeiler getrennt erscheinen. Alle ohne Gedichte. Auch fehlt die Angabe von Jahr, Ort und Verlag (Andresen 1, 241—244, Nr. 88 f. und 2, 176—178, Nr. 226—245 beschreibt die Bilder von je 10 Altersstufen des Mannes und des Weibes von Jost Amman und Balthasar Jenichen, beide o. O. u. J. Bei der ersten Folge je ein Reimpaar, bei der zweiten je ein Vers unter den Bildern). — 31. Abgedruckt bei Vilmar a. a. O. 35—37, Kurz 3, LVIII f., 377—380, Goedeke 281—285. (Vgl. auch Euphorion 10, 11—13.) — Zu Nr. 18, wo berichtet wird, daß die Feinde des Admirals Coligny dessen Haupt nach Rom sandten vgl. Bienenkorb E 140ᵃ (Zusatz oben S. 103 Z. 16 f.) Zum Wortspiel Vers 15 „Rom, rüm dich" vgl. Bienenkorb 258ᵃ „verrhümten vnnd VerRömten" und Nr. 36, V. 7 „Römisch Rümling".

Über das bis auf wenige in der Geschichtklitterung mitgeteilten Verse erhaltene Bildergedicht „Audienz des Kaisers" berichtet Wendeler ausführlich im Archiv 7, 361—368.

größerem Ausmaß nicht immer im Verhältnis zum verschiedenen Umfange des ganzen Gedichtes.

Die einleitenden Bemerkungen sind meist allgemeine Betrachtungen über den Stoff des Gedichtes, vielfach in der Aussage-Form von Sentenzen und Vergleichen, die dann mit den Wörtchen „gleichwie" oder ähnlichen Fürwörtern den Übergang zum Gegenstand selbst bilden.

Beispiele: Nr. 2. „Wiewol groß Alter und graw Haar, | Seind an jm selbs ansehlich zwar" (müssen besonders jene hochgehalten werden, welche in Ehren grau geworden sind und sich große Verdienste erworben). Übergang: V. 10. „Gleichwie Herr Bullinger gethon." — Nr. 6. (Der Adel soll seinen Namen bewähren, um Dank zu ernten). V. 7 f. „Gleichwie dann solchs ist widerfahren | dem Herrn Jacob Sturm . . ." — Nr. 26. „Gleichwie" am Anfang und bei zwei Übergängen. — Nr. 9. Konnten die Römer ihren berühmten Männern „Lobzeichseulen" setzen, so soll man auch heute es solchen Männern V. 7 f. „wie dern einer . . . Herr Karle Mieg" diese Ehre erweisen. — Nr. 4. Die Welt haßt die Wahrheit und verfolgt deren Anhänger. Gott aber beschützt sie. V. 11—13. „Wie solchs dann wol ist zuwissen | . . . Bey Herrn Mathia Flaccio." — Nr. 25. Wortspielende Aussprüche über „standhaft" und „Treu". Übergang V. 7 f. „Daher vnser Vorfahren . . ." — Nr. 19. Lob der Tugend. V. 5 f. „Darumb würd auch berümt so ferr | . . . diser Wolgeborne Herr" (Schwarzenburg). — Mit „darumb" wird auch bei Nr. 3 und 14, mit „Wie hie" bei Nr. 31, V. 18 der Übergang gebildet. — Bei Nr. 16 kurze Betrachtung über Korn und Mehl mit dem Übergang V. 7 „Doch wundert michs." — Mit einer Sentenz wird Nr. 27, mit der Ausdeutung einer Inschrift Nr. 28 eröffnet.

Manche einleitenden allgemeinen Betrachtungen sind sehr ausgedehnt, so begreiflicherweise bei den umfänglichen Gedichten 1. 11. 13. 28—30. Aber auch bei kürzeren, und zwar aus bestimmten Gründen. So wird bei Nr. 10 der einleitende Vergleich zwischen dem Stern der drei Weisen und dem Kometen des Jahres 1572, die beide die baldige Ankunft des Herrn verkünden, bis gegen den Schluß V. 30 fortgeführt. Und dann folgt gleich der kurze formelhafte Abschluß, weil der Dichter über den Wunderstern nicht viel zu sagen wußte. — Noch auffälliger ist es bei Nr. 5, wo das ganze Bildnisgedicht nur aus einer Betrachtung über den Wert der Musik besteht mit Gedanken und Wendungen aus dem „Lob der Lauten" und der Vorrede zum Gesangbüchlein. Über den Straßburger Organisten Bernhard Schmidt sagt Fischart hier kein Wort, weil ihm wahrscheinlich dessen (durchaus nicht makelloses) Leben bekannt war.[1])

[1]) Vgl. Englert in der Zeitschrift für deutsche Philologie 38, 244—250.

In einigen Bildergedichten werden die allgemeinen Betrachtungen in rhetorische Fragen gekleidet. Besonders ausgedehnt in Nr. 13, wo sie bis V. 28 reichen. Wo war die wahre Kirche zu den Zeiten Elias, Noes, Jesaias, Christi, wo im mittelalterlichen Papsttum? Und die Antwort darauf noch 50 Verse, bis endlich V. 77 die genaue Ausdeutung der Tierbilder im Straßburger Münster einsetzt. — Am kürzesten ist die Frage bei Nr. 11: „Was ists, das, die fürüber gehn, | Vor disem Werck hie also stehn?" Aber die Beschreibung des Uhrwerks beginnt erst mit V. 37. — Eine ähnliche Fragestellung bei Nr. 18: „Wer wolt dis Haupt nicht gern besähen?" usw. — Nr. 21 zeigt Fragen und Ausrufe bis V. 21, worin die christlichen Völker zu einmütigem Vorgehen gegen die Türken aufgefordert werden. — Gleichzeitig Fragen und Anrede finden wir in Nr. 24 „Was hilffts, O Teutschland, daß dir gfallt | Dis Bild so herrlich Sighafft gstallt" Sie reichen bis V. 36.[1])

Öfter finden sich Anreden und Ausrufe als Einleitungen. Meistens Anreden an die Person oder an den Gegenstand des zu beschreibenden Bildes.[2]) So Nr. 36 „Wolkomen seist du, Edler Frank, | Dir wais das gantze Teutschland dank" usw. — Nr. 23 „O Jesu Christe, nur nach dir | Haben so groses sehnen wir." Hier zieht sich die Anrede bis zum Schluß hin, bei Nr. 20 „Halt ein, o Petre, mit der Hand" bis V. 82, also bis zum letzten Absatz. — Bei Nr. 31 „Also fart fort jr Romanisten | Zeigt recht, daß jr seit Antichristen" zieht sich die Anrede durch das ganze Gedicht hindurch, abgelöst durch erzählende Stücke. (Anrede V. 1–6, 21–44, 61–66, und der Schluß V. 93–99.) — Nr. 29 „Es hat zwar nit gefehlt, O Bern, | Die Mutmasung deins ersten Herrn" usw. Betrachtung über die Weissagung des Begründers der Stadt Bern. — Ferner Aufforderung des Dichters, die Leser möchten sich das Bild (wie oben bei Nr. 11 in einer Frage) ansehen Nr. 33: „Jhr, die gern seht was sonderlichs, | Nun secht mir hie was wunderlichs, | Hie sitzt ein Esel ..." Nr. 22 „Allhie besecht jhr liebe Christen | Die vier Römisch Euangelisten," auch Nr. 35 (vgl. oben S. 169). Und umgekehrt Warnung vor dem Bilde bei Nr. 8 „Hüt euch, das niemandt nicht erschreck, | Trett wenig auff ein seit hinwegk, | Auff das eim nit etwas geschicht" und schließlich bei Nr. 12 eine Entschuldigung des Verfassers vor den Lesern, daß er ihnen eine so unglaubliche, aber doch beglaubigte Ge-

[1]) Fragen, noch am Eingang von Nr. 9 und in anderen Reimdichtungen Fischarts, auf die wir aber hier nicht eingehen.

[2]) In dem Gedicht der Praktik (vgl. oben S. 168) wird in den ersten Versen der Esel des Bildes angerufen „Herr Ran Ran Ragörle ragen, | Wie kompt dirs Leder in den Magen" ... (Geschichtklitterung 337, 4 von unten „Ragörlin").

schichte auftische: „So wunderlich laut die Geschicht, | Das, wa ichs nicht wer wolbericht, | Würd ich mich scheuen, die zuschreiben."

In Nr. 1 gibt Fischart die Einführung in der Form eines Erlebnisses, seines Besuches von Assisi. In der späteren gekürzten Fassung des Barfüßerstreits wird diese lange Ich-Erzählung ersetzt durch wenige Verse über den „wunderlichen Streit". — Die kürzeste Einleitung, zwei Verse, enthält das kurze Gedicht Nr. 34.

Der Inhalt dieser Einführungen ist natürlich abhängig von den verschiedenfältigen Themen, doch finden sich auch hier — nicht so häufig wie am Schlusse — fromme Äußerungen: Bitten zu Gott (Nr. 10), Hinweise auf Christi Hirtenamt (Nr. 13) oder seine baldige Wiederkunft (Nr. 10 und 12). Bei Nr. 3 Bitte um fromme Lehrer, bei Nr. 11 eine schöne Durchführung des Gedankens, daß Gott die Kunst verleihe, daß sie vom Himmel komme, dessen Schönheit den Menschen aufwärts ziehe, — und dann die Überleitung zur kunstvollen Uhr —, der Mensch ein Pilger auf Erden sei an die Zeit gebunden, hier müsse er werben, um die ewige Zeit zu erwerben, die Zeit sei seine „größte nötlichkeit. | Dieweil dan dises künstlich werck | Ist ein vollkommen Zeitgemerck". — Hinweise auf die Antike Nr. 14 und 32.

Abschlüsse.

Am Ausgange haben alle Bildergedichte deutliche Schlußformeln, wie beim Eingang in Aussagen oder Anreden, Mahnungen und nur einmal (Nr. 9) in einer Frage, von kürzerem oder längerem Umfang, die sich alle aus dem Gegenstande ohne Zwang ergeben.

Am Schlusse finden sich auch, aber seltener und meist kürzer allgemeine Betrachtungen und Sentenzen. So die Erweiterung eines Sprichwortes bei Nr. 8, V. 79–81 „Betrogen will doch sein die Welt. | Wol dem, der sich darnach nit helt, | Vnd dem solch flickwerk nit gefelt." — Ähnlich bei Nr. 19 „Weil Rhat und That die Land regiren. | Der Rhat aber mus glernet sein, | So folgt darauf die That erst fein." — Aus Wappentieren wird in Nr. 28 eine Sentenz gebildet: (der Gegner) „Der werd zertrettn von Lewenfüßen | Vnd von dem Bären gar zerrissen."

Öfter schließen die Gedichte mit Anreden, die auch längere Betrachtungen enthalten, wie bei Nr. 28 Zürich, Nr. 29 Bern und Nr. 30 Straßburg. Kurz ist die Anrede in Nr. 18, wo Rom und Paris das Schicksal von Jerusalem angedroht wird. — In Nr. 31 fängt die Schlußanrede — größerer Wirkung wegen — fast wörtlich so an, wie die Eingangsverse: „Wolan, fart fort, jr Romanisten | Erweißt euch gnug die Antichristen" usw. — Ankündigung einer neuen Dichtung bei Nr. 16. — Ferner Anreden an die Zuseher. Sehr lebendig bei Nr. 33, V. 177 ff. „Derhalben kompt her, all jr Leut, |

Weil jr doch all wölt richten heut, | Sitzt neben dem Richtr Esel her" usw. Scheidegruß bei Nr. 35 „Ade, ich hab das mein gethan!"

Die Ansprachen an das deutsche Volk, an die Gläubigen sind meist in der Form der Ermahnung, Aufmunterung und Warnung gehalten. In Nr. 24 ruft der Dichter in eigener Person seine Volksgenossen an. V. 75 f.: „Secht, diß hab als eyn Teutscher ich | Auß Teutschen Gblüt Treuhertziglich | Euch Teutschen . . . müssen melden." Ähnlich bei Nr. 25 und 36. — Nr. 20, V. 113 ff. „Scheut nur den Römischen Malchus nicht" usw. — Nr. 12, V. 79 ff. „Derhalben sollen diese zeichen | Christen vnd Juden zur warnung reichen." — Die Mahnung Gottes Ankunft nicht zu verschlafen bei Nr. 34.

Die meisten Bildergedichte schließen mit frommen Wendungen. Sie drücken feste Zuversicht auf Gottes Gnade aus Nr. 15 (Gott weist uns den Weg aus Babel), Nr. 20 (Gottes Licht), 22 (Ewiges Licht), 26, 27, 31 u. a., auf Christi Erlösungswerk Nr. 1, 3, 10, 22. Sie weisen auf Christi baldige Wiederkunft und den Untergang der Welt hin Nr. 3, 10, 12, 13, 31. Bitte an Gott, er möge mehr solcher Männer bescheren, wie sie in dem Gedicht gepriesen werden Nr. 2, 4, 19, 21, er wolle „dort die Himmlisch Musick geben" Nr. 5. In Nr. 11 wird der Verständige gemahnt, daß er „sich kunst halb dran erquick | Vnd Gottes Wunder dran erplick". — Ermahnung zur Wachsamkeit Nr. 34. Ausblick zur ewigen Seligkeit in Nr. 4 und 14, wo der „Pilger" soll „dorthin denken", wo er sich ein „Haus" erbauen wird. Vgl. Fischarts „Wanderlied" (Euphorion 11, 56—58). Und sehr schön in Nr. 30, wo die reichstädtische Freiheit von Straßburg gepriesen und dann die ewige Freiheit erfleht wird: „Gott sey dein Trost . . . . Biß er vnß auß der Vnruh lait | In Ewig Freyheit, Frid vnd Freud." — Auch die vaterländischen Aufrufe wenden sich an Gott: Nr. 24 „Gott stärck dem Edeln Teutschen Gblüt | Solchs anererbt Teutsch Adlersgmüt" und die gleiche Wendung in Nr. 28 „Gott stärck die Lewen" und Nr. 29 „Gott stärck dir disen Bären mut." — Nr. 27 „Freiheitblum ist die schönst blüh. | Gott lasse diese werde Blum | In Teutschland blühen vmb vnd vmb."

Eingangs- und Schlußformeln sind in den meisten Gedichten verschieden voneinander, wohl erscheinen fromme Wendungen bei Nr. 4, 10, 11, 13, 22, 23 an beiden Stellen; zuweilen sind Anfang und Schluß besonderer Wirkung wegen ähnlich, so in Nr. 31 Anrede an die Romanisten, Nr. 33 an die Zuseher, so in Nr. 27 Freiheit — Freiheit.

Mittelstücke.

Bei den Bildnisgedichten wird das Leben und Wirken des porträtierten Mannes gewürdigt, seine Verdienste als Prediger und Schriftsteller Nr. 2, 3, 4, als Ratgeber Nr. 6, 9, 19, Förderer der

Schule und Kirche Nr. 6, als Kriegsheld 21, Verdienste um Vaterstadt und Land Nr. 2, 3, 6, 9, 19, 21. Bei anderen Gedichten werden die entsprechenden Bilder beschrieben oder ausgedeutet. Ausführliche ins Einzelne gehende Beschreibungen geben besonders Nr. 1, 11, 13, 14, 27, 32, 33, 35, aber auch Nr. 12, 16, 20, 24, 25. Bei dem Bilde Tod und Seligmacher auf der astronomischen Uhr (Nr. 11, V. 157—160) wird Christus als Überwinder gefeiert (wie bei Nr. 23). — Nr. 20 zeichnet sich von den anderen beschreibenden Gedichten durch die lebensvolle Wiedergabe Schlag auf Schlag einander folgender, durch Wortspiele verstärkter Antithesen zwischen Petrus und dem Papst aus: V. 15 ff. „Du bist ain Fischer, er ain Fürst | Nach Gott dich dürst, nach Golt in dürst“ ... „Du hast die Schäflin Christi gewaidet, | Der tracht nur wi er si auswaidet“ usw. — Hier, so wie in Nr. 15 nimmt die Beschreibung des Bildes nur einen geringen Raum ein. Diese erweiterte Fassung der päpstlichen Meduse zeigt ein anderes, auch sehr wirksames Stilmittel: durch fünfundvierzig Verse (65—110) hindurch eine dichtgedrängte Aufhäufung der „seltsam Kirchengpräng, fremd Ceremoni vnd Gesäng“ der römischen Kirche.

Auffällig ist es bei den Lobsprüchen 28—30, die im Wesen Beschreibungen der beigegebenen Stadtbilder sein sollten, daß nur bei dem Spruch auf Zürich die „Contrafactur“ erwähnt und darnach die Stadt kurz geschildert wird, ihre herrlichen Gebäude, die stattlichen Brücken, die reizvolle Umgebung, aber darüber hinaus auch die innere Tüchtigkeit, die blühenden Schulen und Kirchengemeinden, Gewerbe und Handel, die kräftige Bereitschaft der wehrhaften Männer.

Diese drei Lobgedichte zeigen bei mehreren gemeinsamen Zügen auch viel Verschiedenes in der Durchführung der Einzelheiten nach dem künstlerischen Grundsatz der Abwechslung. Bei allen deutet Fischart mit der Phantasie eines Dichters Namen und Wappen aus. Aber bei Zürich beginnt er mit der Erklärung der lateinischen Inschrift über dem Stadttor, bei Bern mit der Gründung der Stadt. Bei beiden erzählt er die geschichtliche Entwicklung in großen Zügen. Bei Straßburg beginnt er mit einer langen mehrfachen Ausdeutung des deutschen und lateinischen Namens. Hier beschreibt er weder die Stadt, noch gibt er deren Geschichte. Während er bei Zürich nebenbei die Macht der stolzen, starken, unabhängigen Gemeinwesen rühmt, besteht das letzte umfänglichste Gedicht zum größten Teil aus einem langen, zu langen, nach allen Richtungen durchgeführten Vergleich zwischen der Freiheit und der Lilie im Straßburger Stadtwappen. Mit rührender Heimatsliebe preist er den segensvollen Einfluß der Freiheit auf das Aufblühen seiner Heimatstadt.

Wie in diesen drei Lobgedichten und in der dazu gehörigen gereimten Erklärung eines Titelbildes, so wird auch in den Gedichten

Nr. 24, 25, 36 die Freiheit und außerdem (wie auch in Nr. 4, 19, 21) das Vaterland, und zwar das ganze deutsche Reich gefeiert. Die engere Heimat Straßburg wird in Nr. 6, 9, 27, 30, die freundnachbarliche Schweiz in Nr. 2, 3, 27—30, der Friede in Nr. 21, 27—30, die Tugend in Nr. 19, 24, 25, 29, die christliche Wahrheit in Nr. 4 und 22, die Musik in Nr. 5 und 32, die bildende Kunst in Nr. 11 und 19 gepriesen. Hinweise auf die Antike finden sich in Nr. 5, 8, 9, 13, 14, 15, 30, 32, 36, 35, auf die heilige Schrift fast in allen Bildergedichten, Bekämpfung des Papsttums in Nr. 1, 7, 8, 10, 13, 15—18, 20, 22, 28, 29, 31.

Auch die kurzen Bildergedichte, die nur aus Fragen (Nr. 9) oder Anreden (Nr. 23) bestehen, zeigen eine deutliche Gliederung von Eingang, Mitte und Schluß. Auch die in Nr. 14 enthaltenen vier Reimgedichte zu den Altersstufen, ebenso wie die zehn Reimgedichte zu den musizierenden Frauen (Nr. 32), von denen jedes in einer anderen Art das Bild beschreibt, erweisen ihren Zusammenhang durch eine deutliche Eingangsformel beim ersten und eine deutliche Schlußformel beim letzten Spruch.

Eine ähnliche Gliederung, wie die Bildergedichte zeigen auch andere kürzere Reimpaardichtungen Fischarts. So besonders die „Anmahnung zur Kinderzucht“, welche mit rhetorischen Fragen anhebt, mit was für Lust und Fleiß die Leute in ihren Gärten Pflanzen aufziehen. Und welche dann mit der überleitenden Formel zum besonderen Gegenstande übergeht, Vers 17 f.

Wie vilmehr lust solt haben dann
Eyn Haußvater vnd jedermann,

der Kinder aufzuziehen hat. Am Schluß wieder Aufblick zu Gott und Hinweis auf das ewige Leben.

Schön gegliedert ist ferner der Prolog zum Gesangbüchlein. In der Einleitung wird der Gedanke ausgesponnen, daß die wahre Gemeinde Christi durch grausame Unterdrückung und Verfolgung nur noch gestärkt oder gemehrt werde. Am Schluß aber erhebt sich der Dichter zu höchster religiöser Begeisterung und kündigt den endlichen Sieg Christi über die Welt an. (Vgl. Euphorion 11, 29—31.)

Für die Mehrzahl der Bildergedichte Fischarts hat Tobias Stimmer (geb. 1539 in Schaffhausen, gest. in Straßburg 1584) die Zeichnungen angefertigt. Er gehört in die Reihe der talentvollsten und fleißigsten deutschen Künstler in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Seine Fresken mit Stoffen aus der biblischen und Weltgeschichte, seine Ölgemälde, meist Bildnisse, sind zum größten Teil zugrunde gegangen. Seine Federzeichnungen führt er für Goldschmiede, Glasmaler, besonders aber für Holzschneider aus. Die letzten vierzehn

Jahre seines Lebens hat er fleißig mit Fischart für seinen Gevatter Jobin gearbeitet. „Fischart begleitete die Bilder Stimmers mit Sprüchen und Reimen und niemandem kann die stilistische Verwandtschaft entgehen, welche zwischen der barocken Ausdrucksweise in Fischarts Geschichtklitterung und dem überladenen, krausen Verzierungswesen Stimmers — besonders bei den Biblischen Figuren — obwaltet."[1]) Auch bei ihm wie bei Fischart „führte die rasche und ungewöhnliche Produktivität zur Manier, zu flüchtiger Wiedergabe der Ideen ohne durchgebildete Reinheit der Auffassung und Zeichnung".[2])

Andreas Andersen hat in seinem Buch: „Der Deutsche Peintre Graveur," 3, 7—217 das Werk des Tobias Stimmer dargestellt und mit seinem Kennerblick auch Bilder, die nicht mit dem Zeichen Stimmers versehen sind, diesem Künstler zugewiesen.[3])

Noch ein Wort über Fischarts Verhalten seinem Stoff gegenüber, das heißt hier den Holzschnitten gegenüber, die er mit Reimen versehen sollte. Das Meiste hat er jedenfalls im Auftrage des Verlegers durchgeführt, manches auch gegen seinen Willen, so bestimmt die Papstbildnisse. An der niedrigsten Gattung der Bildergedichte, die im 16. Jahrhunderte weitaus am meisten gepflegt wurde, an den Wunderzeitungen von Mißgeburten, schreckhaften Naturerscheinungen und Unglücksfällen hat er sich nur mit drei Gedichten beteiligt, und auch da nicht dem Aberglauben der Zeit in Astrologie und Wetterverkündigung gefröhnt, sondern den „Wunderstern" und den „Hahn-Propheten" zu religiöser Ermahnung verwertet und selbst dem abgeschmackten

---

[1]) Carl von Lützow, Geschichte des deutschen Kupferstichs und Holzschnittes, S. 230.

[2]) Andresen 3, 12. — A. Stolberg, T. Stimmer, Sein Leben und seine Werke (Studien zur deutschen Kunstgeschichte 31, Straßburg 1901) ergänzt und berichtigt die Angaben Andersens, so das Todesdatum und erweist, daß Stimmer bereits im Sommer 1570 zu ständigem Aufenthalt nach Straßburg gekommen ist.

[3]) Zu den nachfolgenden von Andresen beschriebenen Bildern hat Fischart Reime abgefaßt: 3, S. 17, Nr. 2: Bildergedicht Nr. 2; — Nr. 3 = Bildergedicht Nr. 18. — S. 18, Nr. 5 = Bildergedicht Nr. 4. — S. 21, Nr. 9 = Nr. 3. — S. 24, Nr. 16 = Nr. 9. — S. 27, Nr. 20 = 5. — S. 28, Nr. 21 = 19. — S. 30, Nr. 25 = 6. — S. 39 f., Nr. 45—54 = 14. — S. 42, Nr. 67—75 = 32. — S. 45, Nr. 98 = 20. — S. 46, Nr. 99 = 16. — S. 46, Nr. 100 = 1 und 17. — S. 47, Nr. 101 = 8 und 15. — S. 50 f., Nr. 106 f. = 11. — S. 52, Nr. 108 = 10. — S. 102—104, Nr. 147, 1 und 14 = 24 und 25. — Hans Christoph Stimmer werden zugewiesen: S. 211, Nr. 3 = 26 und 213, Nr. 7 = 15 und Abel Stimmer, Brüder des Tobias: 1, S. 64, Nr. 1 = 21. — Außerdem wären noch zu erwähnen die Holzschnitte Tobias Stimmers S. 48, Nr. 102 f. = Titelbild und Wahrheit im Bienenkorb (oben S. 60 f. und 72). — S. 97—100, Nr. 145 vgl. unten S. 212 ff.; — S. 102—104, Nr. 147 vgl. unten S. 237 ff.; — S. 105, Nr. 148 zu den Biblischen Historien; — S. 169, Nr. 158 zu Eulenspiegel Reimensweiß; — S. 170, Nr. 159 zur Geschichtklitterung; — S. 188, Nr. 162 zu den Büchern vom Feldbau. — Über die Bilder Stimmers zum Ehezuchtbüchlein habe ich gehandelt in der Zeitschrift für deutsche Philologie 27, 343—349.

Stoff der schwangeren Jüdin eine moralische Lehre abgerungen. Die Ausdeutung figurenreicher Bilder, wie der „Ausspruch des Esels" und die „grillekrotestische Mühle" haben ihm gewiß großes Vergnügen bereitet. Mit ganzem Herzen war er aber dichterisch tätig, wenn er die Musik, Werke der bildenden Kunst, verdienstvolle Männer, noch inniger, wenn er die Heimat und das große deutsche Reich mit echtem Vaterlandsgefühl in schönen Gedichten feiern konnte; das schönste von allen, die von dem Bilde Germania angeregte begeisternde Mahnung an das deutsche Volk. Zwei Seiten seines religiösen Gefühls äußern sich auch in den Bildergedichten kräftig, die positive, die Frömmigkeit, die Weckrufe zur Wachsamkeit, zum Festhalten an dem wahren Glauben (Nr. 2, 10, 14, 22, 23 und viele Abschlüsse) und die negative Seite, der konfessionelle Haß gegen die römische Kirche. An dem seit Luthers Auftreten auch sehr reich blühenden Zweig der Bildergedichte, welche antikatholische satirische Ausdeutung verlangen, hat sich Fischart mit Eifer beteiligt mit teilweise sehr umfänglichen Dichtungen (Nr. 1, 7, 8, 13, 15—18, 20, 31). Nirgends, auch bei ihm ganz gleichgültigen Stoffen, wie der „Riese Frankenpoint" oder bei einem Gegenstand, der zu trockener Aufzählung verlockt, wie beim astronomischen Uhrwerk beschränkt er sich auf dürre Beschreibung oder bloße Erzählung des Dargestellten. Immer findet er in der Auslegung reiche Beziehungen nach allen Seiten, immer bringt er die Stoffe in einen großen Zusammenhang und erzielt ethische Ergebnisse. Durch die frische, humorvolle, lebendige Darstellung erhebt er diese Reime zu wahrhaften Dichtungen von literarischem Werte. Nicht umsonst sagt Fischart in der Vorrede zu den Biblischen Historien, daß die Bilder bestimmt seien das Herz zu erquicken, die Seele zu unterweisen und „dem gemüt zu Weltgescheider weishait anlaitung zu schaffen".[1])

Diese Bildergedichte mit den übrigen des 16. Jahrhunderts, namentlich mit solchen, die Fischart beeinflussen konnten, zu vergleichen, wäre eine Aufgabe für sich. Ich möchte nur das Nächstliegende streifen.

Gewiß ist Fischart von Vorgängern auf diesem Felde beeinflußt worden. So hat er im Barfüßerstreit, der eine unmittelbare Antwort ist auf Nas' Bildergedicht „Straf und Ausgang lutherischer Schwärmerei", dieses im Aufbau nachgeahmt. Bei beiden im Eingang ein Erlebnis, dann als Kern die Schilderung eines Traumes, worin ein allegorisches Schauspiel in einer Kirche (Wittenberg und Assisi) mit der Erklärung zahlreicher Figuren, die sich um einen in der Mitte liegenden Leichnam (Luther und Franziskus) reißen (vgl. unten S. 203 f.).

[1]) Kurz 2, 278, V. 13 und 281, Z. 31—34.

Auch das umfängliche Bildergedicht seines Lehrers Kaspar Scheit „Die volle Bruderschafft“ mag ihn im allgemeinen angeregt haben. Im Eingang werden die „Weinschläuche“ aufgefordert, Bild und Reime als einen Warnungsspiegel zu betrachten und zum Schluß ertönt die Ermahnung: „Laßt Gottes gschöpff nit so verwüsten, ... Auff das wir auch Gott wol gefallen.“ [1])

Doch die im Holzschnitt abgebildeten zwölf zechenden Tiere werden sprechend vorgeführt, ebenso wie bei einem vielleicht von Hans Sachs verfaßten Bildergedicht „Die betrachtenden Tiere“. Auch bei den vermutlich von Hans Sachs herrührenden Bildnisgedichten [2]) und den Reimen auf die Porträts der Kurfürsten Johann des Beständigen und Friedrich des Weisen — das eine bestimmt, das zweite wahrscheinlich von Luther verfaßt — sprechen die Dargestellten selbst, was bei Fischart niemals der Fall ist. [3])

Die Reime auf die germanischen Könige von Burkard Waldis, die Fischart bekannt waren, zeigen nicht die geringste Verwandtschaft mit dessen Bildergedichten. (Vgl. unten S. 238 f.)

Auch in der langen Folge von Reimen zu den „Neuen künstlichen Figuren Biblischer Historien, grüntlich von Tobia Stimmer gerissen: Vnd ... mit artigen Reimen begriffen durch J. F. G. M.“ 1576 zeigt er sich vollständig unabhängig von seinen Vorgängern. Und zwar von Burkard Waldis' Verdeutschung der Argumenta Gwalthers, von Heinrich Peter Rebenstocks, Johann Bockspergers und Kaspar Scheits Reimen zu Bildern des alten und neuen Testamentes. Nachfolgende Beispiele sollen das erweisen. [4])

---

[1]) Herausgegeben mit reichhaltigen Erläuterungen von Philipp Strauch in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1, 64—98.

[2]) Hans Sachs, herausgegeben von Keller und Götze 24, 34 f. und 16—34. In dem Gedicht auf Dürers Bildnis von Hans Sachs (ebenda 23, 16) wird ähnlich, wie bei manchen Bilderreimen Fischarts, der Beschauer in den ersten Versen angesprochen. „Schau an, ob dw erkennen wild. | Das oben abconterfeit pild.“ Leben und Wirken des Künstlers werden aber mit wenigen Worten erledigt und in den letzten vier Versen das Todesdatum trocken angeführt.

[3]) Luthers Dichtungen, herausgegeben von G. Schleußner. Wittenberg 1892, S. 64 f.

[4]) Argumentorum in sacra biblia a Rudolpho Gwalthero carminibus comprehensorum. Tomus I und II. „Erste und Ander Theil der Summarien vber die gantz Bibel ... Mit schönen Figuren geziert vnd in Reimen verfaßt durch Burckhardum Waldis.“ Frankfurt am Main 1556 (Berlin, Kgl. Bibliothek Bh 5545). Gwalther gibt meist zwei Distichen, seltener eins. Nicht zu jedem Holzschnitt. Waldis übersetzt ziemlich frei in Reimpaaren von zwei bis acht Zeilen. — „Biblische Figuren künstlich gerissen durch Jobst Amman mit Heinrich Petri Rebenstocks kurzen Summarien.“ Frankfurt 1561 (Prag 27 L 92). Unter den Bildern je vier Reimpaare, die keine Lehren oder Sentenzen bringen wie bei Fischart, sondern nur „einer jeden Figur innhalt kürtzlich begriffen“. Die Vorrede behandelt den Gedanken, daß man die heiligen Bilder nicht anbeten

Waldis. Das erste Gedicht. Genesis 1.

Auß nicht im anfang schuff der Herr
Himel vnd Erdt, Fewr, Lufft vnd Meer
Vnd solch groß vnbegreifflich last
Bald in ein bestendig ordnung fast.
Den Menschen schuff er schön ob allen,
Segnets vnd ließ jms wolgefallen
Vnd sprach all Vögel, Visch vnd Thier
Solen furcht vnd gehorsam leisten dir.

Rebenstock. Genesis 1.

Im anfang schuff Gott vnser Herr
Durch sein wort Himmel, Erd vnd Meer.
Er hat auch nach der Bildnuß sein
Auß Erden gmacht den Menschen fein.
In sechß tagen vollend der Herr
All seine Werck nach seim beger,
Am sibenden tag ruhet Gott,
Befahl jn zu heiligen on spott.

Letztes Gedicht. Offenbarung Johannis 21 und 22.

Himmel vnd Ert wirt alles neuw,
Jerusalem das schön Gebeuw
Vom Himmel herab tut fahrn bald
Gar neuw, herrlich vnd wolgestallt,
Zwölff Pforten sind dran hübsch vnd fein,
Geziert ist sie mit Edelgstein,
Ein lebendiger Brunnen klar
Geht durch die Statt fein offenbar.

Bockſperger, Das erste und

Von anbegin schuff Gott der Herr
Himmel vnd Erden vnd das Meer,
Auch Sonn vnd Mon am Himmel hoch,
Zuletz Adam seins bildnus nach.

das zweite Gedicht Genesis 1 und 3.

Durch falsche List der giftig Schlang
Die ersten Menschen leider zwang,
Das sie vom Baum des lebens aßen
Vnd Gotts Gebot sehr bald vergaßen.

Scheit. Genes I.

Von anbegin schůff Gott der herr
Himmel vnd erden, vnd das meer:
Auch Sonn vnd Mon am himmel hoch,
Zuletst Adam seins bildnuß nach.

Genes II.

Gott nam ein ripp auß Adams leib,
Dieweil er schlieff, schůff drauß ein weib:
Adam sah sein gehülffen schon,
Wachend vor seinen augen ston.

Apocal. XXI.

Joannes hie in der lufft schwöbt
Mit dem Engel, das er müg sehen:
Das new Jerusalem angehöbt,
Welchs zu keiner zeit mag vergehen.
Gott der anfang ist vnd das end,
Der wend von vns all jamer vnd elend.

---

dürfe, wohl aber als Mittel zur Unterweisung der Ungelehrten und Kinder verwenden solle. — „Neuwe biblische Figuren, deß Alten vnd Neuwen Testamentes ... gestellt durch den kunstreichen Johann Bockspergern von Saltzburg vnd nachgerissen durch den kunstverstendigen Joß Amman von Zürrych." Frankfurt am Main 1564. (Dresden Eb. 7551.) Zu den Bildern meist lateinische Distichen und deutsche vierzeilige Sprüche, manchmal namentlich zur Apokalypse lateinische und deutsche Prosa. — Kaspar Scheit „Wol gerißnen vnd geschnidten Figuren. Auß der Bibel." Tornesius. Lyon 1554. Zweite, erweiterte Ausgabe 1564. Mehrere von diesen Sprüchen haben ohne Scheits Namen Aufnahme gefunden in die „Biblische Figuren des alten vnd newen Testamentes gantz künstlich gerissen ... Durch V. Solis". Frankfurt a. M. 1560. (Vgl. Ph. Strauchs Artikel, Scheit: Allgemeine deutsche Biographie 30, 721—729, besonders 722.)

Dazu noch zum Vergleich die entsprechenden Reime Fischarts.

Genes. I. Capitul.

Der gschöpf zirlichait zeugt des schöpfers herlichait.

Am anfang schuf Got inn sechs Tagen
Luft, Himel, Erd, vnd was sie tragen,
All Thir vnd Vögel, Fisch vnd Wild,
Lezlich den Menschen nach seim Bild:
Von seiner milt ist alls erfüllt.

Genes. III. Cap.

Vermessenhait den Fall berait.

Die Schlang sagt: Eßt vom Baum allain,
So werd ir klug wie Götter sein;
Sie folgten disem falschen Rhot,
Verachten, was jn Got gebot:
Daher komt Not, Sünd, Höll vnd Tod.

Genes. II. Cap.

Ehlich Pflicht aufgericht.

Auf das der Mensch ain Ghülfin het,
Schuf Got, weil Adam schlafen thet,
Evam, das Weib, aus seiner Rib,
Die darnach allzeit bei im plib:
Hiraus entsprißt die Ehlich lieb.

Apoc. XXI. XXII. Cap.

Jerusalem, das droben, ist vnser aller mutter, Gal. 4.

Weil wir hie hant kain pleibend stat,
So tracht nach der, die Got gbaut hat,
Dem Jerusalem neu zugerüst,
Da Gots Lamm der war Tempel ist,
Von dem flüßt lebend Wasser frisch,
Das vnser tränen all abwischt,
Da er in dir, du in jm bist:
O Jesu Christ, dahin vns rüst!

2. Bildergedichte auf Heinrich Bullinger und Rudolf Gwalther 1571.

Diese beiden wahrscheinlich ältesten Bildergedichte Fischarts sind auf je einem Folioblatt im Verlage Bernhard Jobins in Straßburg 1571 erschienen. Beide ungefähr gleich lang, das erstere 48, das zweite 44 Verse umfassend. Bei beiden fehlt Fischarts Name. Die beiden Bildnisse, die sich in ganz gleichen ornamental überaus reichen Rahmen befinden, sind, obwohl das Zeichen des Künstlers fehlt, bestimmt von Tobias Stimmer. (Beide Bildergedichte sind aufbewahrt in der Stadtbibliothek in Zürich.)

Das Gedicht auf Bullinger ist bereits zweimal veröffentlicht worden, von **Weller** im Anzeiger des germanischen Museums 1856, Sp. 163—165 und von Jakob **Bächtold**, Hans Salat, S. 300. Weller erschließt Fischarts Verfasserschaft „aus der Sprache und Gedankenfolge". Bächtold bezeichnet dann ohne weitere Bemerkungen Fischart als Verfasser. Ich drucke das (nur wenig Raum einnehmende) Gedicht hier nochmals ab, weil ich es genau besprechen, mit dem Gedicht auf Gwalther vergleichen und beide als Fischarts Eigentum erweisen möchte.

Zunächst die Beschreibung des Blattes:

„Eigentliche Conterfehtung Heinrichen Bullingers, Dieners der Kirchen zů Zürich."

(Darunter der Holzschnitt Bullingers in Halbfigur, von vorne nach rechts blickend mit langem Bart, flacher runder Mütze auf dem krausen Haar und mit der Schaube bekleidet, in der Rechten ein geschlossenes Buch haltend. Das Bildnis ist von einem verzierten ovalen Passepartout umschlossen, auf den Seiten stehen links Apollo mit Schild hinter dem Rücken, Lorbeerkranz um den Kopf, Lyra und zwei Pfeilen in den Händen, rechts Minerva. Oben sind in und unter dem Schweifwerk zwei, Fruchtsträuße haltende, Genien angebracht, unten zwei andere Genien und zwei, Fruchtkörbe stützende, Satyre. Unter dem Bilde die Verse in drei Spalten.)

[1] Wiewol groß Alter vnd graw Haar
Seind an jm selbs ansehlich zwar,
Ist doch fürnemlich hoch zůhalten
Das Alter, in denselben Alten,
Die jhr graw Haar also erlangen,
Das sie mit Ehren darmit prangen,
Vnd solche gräwe han bekommen
In Gottes dienst, mit nutz vnd frommen
Des Vatterlandts vnd Christi gmein.
Fürwar, die hoch zů Ehren sein.
Gleichwie Herr Bullinger gethon,
Der funfftzig Jar on vnderlon
Nun in des Herren Weinberg hie
Arbeit mit sonderm fleiß vnd müh.
Das er diß Jar nun eben gleich
Das sibend vnd sechtzigst Jar erreicht,
[2] (Dann er geboren ward allhier
Im Jar tausend, fünffhundert, vier
In welcher zeyt er all sein Leben
Hat auff das Predigampt begeben,
Darmit gedient gar mancher Kirch
Vnd nicht allein dasselb zů Zürch,
(Da er nun viertzig Jar versicht
Des Zwinglins statt, das Volck bericht)
Sonder der gantzen Landtschafft auch,
Dann jhn hat sonderlich gebraucht
Bremgarten sein lieb Vatterlandt,
Da sie das Bapstumb hat verbrandt.
Cappellen er auch vnderwieß,
Da sie die bäpstisch Mißbreüch ließ
Vnd andere Ort auch noch vielmehr,
[3] Durch mündtlich vnd durch schrifftlich [lehr.
Ja sein Nam ist gestiegen auch,
Vber das Schweitzer gbirg so rauch,
Das nun sein Tugendt vnd verstandt,
Würd frembden Völckern auch bekandt.
Denn wa ist ein war Christlich Ort,
In dem allein laut Gottes Wort?
Da man nicht von sein Büchern wißt?
Dieselbig auch mit freüden ließt?
Weil sie Gotts wort trewlich erklären
Vnd Christi Macht vnd Ehr bewären,
Vnd alle jrrthumb widerlegen.
Derhalben wir wol dancken mögen
Für solche Lehrer vnserm Gott
Vnd bitten jhn vmb sein genod,
Das er vns halt bey gsunder Lehr,
Vnd trewe Lehrer hie beschehr.

„Mit Kön. Keys. May. Freyheit. Gedruckt zu Straßburg. Durch Bernh. Jobin Formschneider.“ Anno MDLXXI.

Andresen (3, 17) beschreibt eine nun leider verschollene Ausgabe des Stimmerschen Blattes mit lateinischen Versen, die 1570, also ein Jahr vor der deutschen Ausgabe, herausgekommen ist. Da das lateinische Gedicht nur in zwei Spalten abgedruckt ist, dürfte es wesentlich kürzer sein als das deutsche und, nach den von Andresen mitgeteilten zwei Versen zu urteilen, auch nicht eine Vorlage von Fischart gewesen sein.[1]) Stimmt doch auch das lateinische Gedicht unter Stimmers Bildnis auf Otto Heinrich von Schwarzenburg

[1]) Aspicis augustam, Lector, cum lumine frontem . . . quod volat orbe decus.

(1574)[1]) mit dem drei Jahre später erscheinenden Reimgedicht Fischarts unter dem gleichen Bildnis (Nr. 19) nicht im geringsten überein!

Bild und Verse sind also veranlaßt durch eine Doppelfeier Bullingers. Es sind vierzig Jahre seit dem Antritte seines Kirchenamtes in Zürich und fünfzig Jahre seit dem Beginne seines Wirkens als Lehrer und Priester verflossen. Der feierlichen Veranlassung entsprechend geht Fischart von der Verehrung des Alters aus, das um so höher zu schätzen sei, wenn die grauen Haare im Dienste Gottes und zum Nutzen des Vaterlandes erworben worden seien. Mit möglichster Knappheit wird dann das Wesentliche aus Bullingers Lebenslauf und seiner Wirksamkeit als Prediger und Schriftsteller vorgeführt. Der Erwähnung seines Ruhmes, der auch zu „fremden Völkern", nämlich über die Schweiz hinaus gedrungen sei, folgt ein lauter Preis seiner Bücher und zum Schlusse der Dank an Gott für und die Bitte um solche Lehrer, wie es Bullinger ist.

Die Angaben der Verse zeigen, daß der Dichter genaue Kenntnis von dem Leben und Wirken des Gefeierten hatte. Bullinger ist am 18. Juli 1504 in Bremgarten geboren. Im Jahre 1522 kehrte er als Kölner Magister der Theologie in die Heimat zurück. Vom Jänner 1523 bis Pfingsten 1529 ist er Lehrer an der Klosterschule zu Kappel (vgl. Vers 29 f.), wo während seiner Anwesenheit die Reformation allmählich durchgeführt wird. Als Nachfolger seines

---

1) Effigies Accuratissima | Generosissimi Domini, D. Ottonis Heinrici, | Comitis Schwarzenburgensis, ac | Domini in Hohen Landspergen et Gubernatoris | modo Badensis. (Holzschnitt beschrieben von Andresen 3, 28, Nr. 21.)

Hoc comes est Otho vultuque Heinricus et ore
Nigripolitanae gloria summa domus.
Ingenio magnus, praestans virtute, decorus
Corpore, doctrina clarus, et ore potens.
Consiliis urbes, patriam defendere dextra
Promptus et intrepidus Marte, togaque valet.
Principibus studuit magnis virtute placere.
Ast apud antiquos laus ea magna fuit.
Sculptor eum potuit parva monstrare figura
At mentem factis exprimit ipse suis
Si talem primis iuvenis se praestitit annis
Qualis erit, canos quando senecta dabit?
M. T. R.

Gratia Privilegioque Caesareo.
Argentorati, per Bernhardum Jobinum. Anno MDLXXIIII.

(Wiedergegeben in Carl von Lützows Geschichte des deutschen Kupferstichs und Holzschnittes. Berlin 1891 zwischen S. 230 und 231.) Ein Exemplar des Originals befindet sich nach freundlicher Mitteilung Prof. Englerts in der Herzoglichen Kunst- und Altertümersammlung auf der Veste Coburg.

Außer Bullinger und Schwarzenburg beschreibt Andresen noch lateinische Ausgaben der Bildergedichte auf Coligny (3, 17) und auf Bernhard Schmidt (3, 27).

Vaters wird er 1529 evangelischer Pfarrer in Bremgarten (Vers 27). Am 9. Dezember 1531 wird er als Nachfolger Zwinglis zum Pfarrer an das Großmünster in Zürich berufen (Vers 22—24), so daß die im Bildergedichte erwähnte Jubelfeier an den Schluß des Jahres 1571 fällt. Die durch Zwinglis Tod erschütterte Sache der Reformation hat er in Zürich und in anderen deutschen Kantonen wieder gefestigt. Als Antistes und Schulherr von Zürich sorgte er segensreich für das Gedeihen der Schulen, für tüchtige Lehrkräfte und geistlichen Nachwuchs. Er entwarf treffliche Schul- und Predigtordnungen. Durch seine Confessio helvetica posterior 1566 schuf er — nachdem er schon früher mit den Calvinisten eine Verständigung in der Abendmahlslehre erzielt hatte — ein (alle Reformierten der Schweiz) einigendes Bekenntnis, das auch von den Reformierten darüber hinaus teils angenommen, teils mit Beifall begrüßt wurde. Durch seine zahlreichen, 150, meist lateinischen Schriften, theologischen Werke, Predigten, aber auch historischen Arbeiten und Dichtungen, durch sein besonnenes, vermittelndes und doch entschiedenes Auftreten in den vielen dogmatischen Streitigkeiten der Protestanten stieg sein Ansehen in der Zeit der Abfassung des Bildergedichtes weit über das Schweizergebirge hinaus (Vers 36—49). Unlange darnach am 17. September 1575 ist er gestorben.[1])

In den rhetorischen Fragen Fischarts: wo gäbe es einen christlichen Ort, wo man nicht Bullingers Bücher kenne und sie nicht mit Freuden lese, scheint ein persönliches Bekenntnis vorzuliegen. Denn Fischart hat eines der beliebtesten und verbreitetsten Bücher Bullingers, die für ein größeres Publikum verdeutschte Predigtsammlung besessen und wie seine handschriftlichen Eintragungen erweisen, mit Freuden gelesen. Es ist das „Haußbuch, Darinn begriffen werdend fünfftzig Predigen Heinrychen Bullingers. In welchen alle hauptstuck vnserer Evangelischen Religion erklärt, dargägen die gegenwürff freundlich widerlegt werdend. Welche nun etlich mal in Latinischer spraach in truck außgangen, yetzemal in Teütsche spraach verdolmetschet durch Johansen Hallern. Bern. Folio. 1558.“[2]) Das als Erbauungsbuch für Familien

---

[1]) Real-Enzyklopädie[3] 2, 537—549.

[2]) Der Titel stark gekürzt. Das Buch befindet sich in der Darmstädter Hofbibliothek mit sechs anderen aus Fischarts Besitz stammenden Büchern. Ich habe über diesen Fund des Hofbibliothekars Dr. Adolf Schmidt in der Zeitschrift für Bücherfreunde 2, S. 21—32 gehandelt. Im Hausbuch, das ich durch freundliche Vermittlung des Herrn Dr. Schmidt in Prag benutzen durfte, findet sich auf dem Titelblatte rechts unten die handschriftliche Nameneintragung J. *Φισχαρτ Μόγυνζερ.* Über diesen Namen hat der spätere Besitzer einen schmalen Streifen geklebt mit der Aufschrift: Ex libris Joannis Michaëlis Hirschmanni. Schornd. Wirttenb. Argentorati. 1591. 1 h 4 R. Es ergibt sich daraus, daß Fischarts Bücher bald nach seinem Tode in Straßburg verkauft worden sind. Auf dem Vorsetzblatt steht handschriftlich: Prouerb. 21. et 26. Justi Fausta Memoria.

bestimmte umfängliche Werk bringt in Form von Predigten alles Wesentliche über die Glaubens- und Sittenlehre der Schweizer Reformierten. Das Wesen der göttlichen Offenbarung, der Dreifaltigkeit, des Erlösungswerkes Christi, die wichtigsten Glaubensartikel, die Sakramente, die abweichenden Lehren der katholischen Kirche werden ebenso eingehend besprochen, wie weltliche Angelegenheiten: Lebensführung, Obrigkeit, Gerichtswesen, Krieg, Handel und Gewerbe, mit besonderer Wärme wird „von der Herrlichkeit und Würde des Ehestandes“ gehandelt.

Daß Fischart dieses Buch mit Aufmerksamkeit gelesen hat, ersehen wir daraus, daß er namentlich im Anfang vieles unterstrichen und außer seinem Namenszug und einem Anagramm mehrere deutsche und lateinische Bemerkungen handschriftlich an den Rand gesetzt hat. Unterstrichen hat er neben einigen sprachlichen etymologisierenden Äußerungen,[1]) namentlich wichtige Glaubenssätze des helvetischen Bekenntnisses, so S. XXX[a] den ganzen Absatz gegen die Bilderverehrung, wozu er am Rande bemerkt „wider Kirchengemäl“, ferner S. XXXVII[a] den Satz „Darumb wir auch heitter sprächend: ich glauben verzeihung der sünden. Wir sprächend nicht, Ich erkauffen oder erlangen mit gaaben oder verdiensten die verzeihung der sünden“. Die Randbemerkungen sind im ganzen gering an Zahl. Die meisten stehen am Anfange des Buches. Mit der Mitte hören sie überhaupt auf. Sie geben meist kurz den Inhalt an. Seltener finden wir Reimsprüche oder etymologische Spielereien.[2]) Fischart scheint auch das deutsche Hausbuch mit dem lateinischen Original verglichen zu haben. Er setzt schon neben den deutschen den lateinischen Titel Sermonum Decades quinque de potissimis Christianae religionis capitibus in tres Tomos digestae und häufig auch zum Texte den lateinischen Wortlaut einzelner Ausdrücke und Sätze. Daß sich Fischart mit Bullingers Predigten ausführlich beschäftigt hat, ist also erwiesen. Nicht zu beweisen ist es freilich, ob Fischart dies schon vor 1571 getan hat. Da

[1]) Z. B. spricht Bullinger S. I[a] darüber, daß der Begriff „Wort“ im Hebräischen vielerlei bedeute „Dann es heißt etwann ein yeglich ding: Gleich wie wir Teütschen das wörtli Ding brauchend damit wir viel begriffend.“ Dieser Satz ist unterstrichen. Ebenso S. II[b] mehrere Sätze über Noes Stamm.

[2]) Z. B. S. VIII[a] „Wer da hat vnd bittet, wird vberschüttet.“ — S. I[a] sagt Haller in seiner Vorrede: „die auß den Juden sich für Christos ausgäben als Theudas“ dazu Fischart: „Tit, Teut, Jud, Gut, Got, hoch ab, Son deß allerhöchsten, son auß der höhe.“ — Bullinger S. CIX[a] „dz wörtli Nazir bey den Hebreern heißt ein absönderung“ dazu Fischart: „verse Rizan, Reißen, abgerißen, abgezerret, zerren. N. Lig. — Zu erwähnen wäre noch, daß Fischart zu der Bemerkung Bullingers S. CXIII[a], daß der Handel in der heil. Schrift nicht gescholten werde und daß auch Frauen Handel treiben dürfen, an den Rand setzt: „Cölnische Krämerin N. die Weiber sollen handlen.“

aber das betreffende Werk schon 1558 erschienen ist, und da Fischart bereits 1567 eigene Bücher besessen hat,[1]) ist es immerhin möglich.

Das Bildergedicht auf Gwalther ist bisher noch nicht neu veröffentlicht worden. Bächtold sagt in seiner „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz“ (Anmerkungen S. 223 ₄): „Fischart dichtete auch die Verse auf ein Stimmersches Porträt des Rudolf Gwalther von Zürich“ 1571. Andresen (3, 21) beschreibt das Folioblatt und gibt die Adresse unter dem Texte wieder: „Getruckt zu Straßburg. Durch Bernhardt Jobin, Formschneider. Anno MDLXXI.“ — Diese Angabe fehlt dem (sonst Andresens Beschreibung entsprechenden) Züricher Exemplar.[2]) Wahrscheinlich ist der untere Rand dieses Blattes rissig und darum abgeschnitten worden, wie das oft zu geschehen pflegt.

Nun gebe ich den Abdruck des noch unbekannten Gedichtes. Die Überschrift lautet:

Ware Bildnüs des Ehrwürdigen Herrn
Rudolf Gwalthers | Kirchendieners zu Zürich.

(Gwalther in Halbfigur, von vorn gesehen mit Priesterrock und flachem niedrigen Barett bekleidet. Er faßt mit der Rechten sein Gewand und stützt mit der Linken ein geschlossenes Buch gegen seinen Leib. Der Rahmen wie bei Bullinger.)

(Gedicht in drei Spalten auf derselben Seite.)

[1] In dem würt noch Gotts Lieb gespürt,
Das er vns heüt begabt vnd ziert
Mit trewen Lehrern an vil enden:
Die dann der Herr thut darumb senden,
Weil er gar deütlich hat verheissen,
Wöll vns nit Wittling lon noch Weysen,
Doch ist dargegen sein beger,
Das man auch seine Gaben ehr,
Vnd folg den Lehrern, die er schickt,
Durch die er vns mant vnd erquickt.
Darumb man Gott wol dancken solt
Für disen Mann hie fürgemolt,
Für disen Herrn Rudolff Gwalther,
Der jetzund auff jhm hat das Alter
Von drey vnd fünfftzig Jaren nun,
[2] Dem Gott sein Gnad wöl weitter thun.
Dann er so wol dient Christi Gmein,
Das nicht sein Predig, Lehr, allein
Hört Zürch sein liebes Vatterland,
Da er versicht eins Pfarrherrs Stand,
Sonder die gantze Christenheit
Ließt sie mit grosser Fruchtbarkeit.
Weil vns dann mangelt nicht an Lehrern,
So laßts nicht fehln an vns Zůhörern,
Vnd folget, weil jhr doch seyt Christen
Der růffenden Stimm in der Wüsten,
Dann auff der wüsten Welt zwar heüt
Leben wir gar in wüster Zeyt,
Da alle ding nůn reicht zům end
Vnd Gottes Wort nůr würt geschend.
[3] Der Lehrer warnen, růffen, schreien,
Thut wie des Noe Predigt gdeien.
Derhalben ist die Straff nicht weit
Auff solche groß vngdanckbarkeit
Vnd ist die Rhut auch schon bestelt
Auff vns, wie auff die erste Welt
Vnd ligt die Axt schon an dem Baum
Das wir derselb entfliehen kaum,
Wo wir vns nicht zůn Lehrern ziehen
Zů Noa in die Archen fliehen
Vom bösen Weg bey zeyten keren
Vnd Gottes Diener Fleyßig hören
Vnd bessern vns nach jhrem lehren,
Darzů vns Gott wöl Gnad bescheren.

[1]) Serapeum 1847, S. 202 teilt Keller drei Einzeichnungen Fischarts in drei Bänden der Histoire de notre temps contenant les Commentaires usw. aus dem Jahre 1567 mit.

[2]) Das Exemplar der Züricher Stadtbibliothek konnte ich durch freundliche Vermittlung des ersten Bibliothekars Dr. Hermann Escher hier benutzen.

Wie die beiden Bildbogen auf Bullinger und Gwalther äußerlich übereinstimmen, so gehören sie auch nach dem Inhalt der Gedichte zusammen. Der am 9. November 1519 geborene Gwalther wird als 53jährig bezeichnet. Da Bullingers Jubelfeier, der das oben besprochene Gedicht gewidmet war, in das Ende des Jahres 1571 fällt, sind die beiden Bildbogen wahrscheinlich gleichzeitig ausgegeben worden. Aus dem Gedichte auf Gwalther ergibt es sich ohne weiteres, daß es eine Fortführung und ein Seitenstück des Gedichtes auf Bullinger ist. Hat der Dichter in den Versen auf Bullinger mit einem Gebet um fortdauernde Bescherung „treuer Lehrer" geschlossen, so beginnt er hier mit demselben Gedanken und erkennt Gottes Liebe darin, daß er der Menschheit „treue Lehrer" sendet. Dort wie hier erwähnt der Dichter das Alter des Gefeierten, rühmt dessen Wirksamkeit als Prediger in der Heimat, betont aber auch dort wie hier, daß alle Christen seine Schriften mit Freude oder mit Gewinn lesen. Weil aber der Dichter von Gwalthers Lebensgang und Wirken augenscheinlich weniger weiß, als wie von dem Leben und Wirken des berühmteren Bullinger, so muß er sich hier, um so ziemlich das (wahrscheinlich aufgetragene) gleiche Ausmaß zu erreichen, in allgemeinen Betrachtungen über die Bedeutung der Lehrer von Gottes Wort und über die Schwerhörigkeit der unbußfertigen Welt ergehen.

Dazu kommt noch, daß Bullinger und Gwalther zusammengehören und sehr wohl gleichzeitig gefeiert werden konnten. Bullinger nahm den frühverwaisten Gwalther als Pflegesohn an. Lebenslang bleibt dieser ihm Gehilfe und Freund. Beide haben gleichzeitig als Pfarrer in Zürich das Werk Zwinglis fortgesetzt, dem sie im Leben nahe gestanden waren, beide haben durch ihr Predigeramt und durch ihre zahlreichen und vielseitigen Schriften sich einen geachteten Namen über die Grenzen der Schweiz errungen. Und schließlich rein äußerlich die auffällige Übereinstimmung in den Schlußreimen: B. „Lehr — beschehr" — G. „lehren — bescheren". [1])

Daß die beiden Bildergedichte, die im Verlage Jobins erschienen sind, von einem und demselben Dichter herrühren, ist also ganz zweifellos. Fischarts Name nun ist aber auch bei den Versen auf

---

[1]) Gwalther verfaßte mehrere lateinische Dichtungen und erbauliche Schriften. Nach Bullingers Tod wird er auf dessen testamentarische Empfehlung sein Nachfolger als dritter Antistes von Zürich. Weihnacht 1586 ist er gestorben. (Real-Enzyklopädie [3] 7, 222—224.) — Nebenbei sei erwähnt, daß Gwalthers Idyllium Daphnis, welches in lateinischen Versen Zwingli und Bullinger preist (nach der Handschrift mitgeteilt von Th. Odinga in der Theologischen Zeitschrift für die Schweiz 8, 54—59) mit Fischarts Reimgedicht nichts gemeinsam hat. Sein Sohn Rudolf Gwalther (1552—1577) ist der Dichter der Argo tigurina (1576), die Fischart für sein Glückhaft Schiff verwertet hat (vgl. Bächtold in den Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft Zürich 44, S. 133 f.).

Bullinger nicht genannt. Trotzdem kann man ihn mit Bächtold als Verfasser der beiden Bildergedichte bezeichnen.

Schon der äußere Umstand, daß Fischart in jener Zeit für den Verlag seines Schwagers tätig war, spricht für diese Annahme. Versbau, Schreibung und Sprache sind durchaus fischartisch. Wir finden hier, wie in anderen gleichzeitigen Schriften des Dichters, die Schreibung ei oder ey für mhd. ei und î. Der mundartlichen Färbung seiner Sprache gemäß sind die Reime gethon: vnderlon (unterlassen), wißt (wüßte): ließ, Gott: genod, fürgemolt: solt, gespürt: ziert, heut: Zeyt, auch: geraucht usw., die Formen seind und sein für sind, und besonders bezeichnend für Fischart würd (B. Vers 36) und würt (G. Vers 30) für wird. Wittling (G. Vers 26) oberdeutsche und insbesonders elsässische Nebenform für Witwer (Martin und Lienhard, Wörterbuch der elsässischen Mundarten 2, 884),[1]) asyndetische Verbindungen (G. Vers 30), Alliteration (ebenda Vers 6, 27 f., 30), Annonimation (B. Vers 1—5, 47 f. und G. Vers 26 ff.), Vierreim am Schluß von Gwalther wie bei Nr. 1 und 10.[2])

Schließlich auch in der inneren Form Übereinstimmung mit den übrigen Bildergedichten Fischarts. Bei Bullinger und Gwalther allgemeine Bemerkungen am Anfang, bei Bullinger rhetorische Fragen und Ausblick zu Christus am Schluß und die letzten zwei Verse ganz ähnlich mit den Abschlüssen von Nr. 19 und 21 und Nr. 4, Vers 29. Bei Gwalther am Schluß Hinweise auf das nahe Weltgericht wie bei Nr. 10, 12, 13 und 30.

3. Wunderzeitungen.

R. von Liliencron hat in seiner reichhaltigen Abhandlung „Mitteilungen aus dem Gebiete der öffentlichen Meinung in Deutschland" (Abhandlungen der historischen Klasse der bayerischen Akademie der Wissenschaften 12. Band 1874, S. 108 ff.) gezeigt, daß die vielen Zeitungen des 16. Jahrhunderts, die sich nicht mit politischen und konfessionellen Fragen befassen, sondern mit Naturwundern, Unglücksfällen und Mißgeburten, zwar zunächst dem rohen Vergnügen an Schauermären dienen, doch auch wie die politischen Zeitungen und konfessionellen Streitschriften ausgeprägten Tendenzen huldigen. Als ein Zeichen des sich mehr und mehr verdüsternden allgemeinen Ge-

[1]) Dazu wäre noch zu erwähnen: Wittweling bei Georg Wickram (Werke, herausgegeben von Bolte 3, 55 Z. 5; 4, 80 V. 2).

[2]) Über Reimhäufung vgl. Galle, Der poetische Stil Fischarts. Rostock 1893, S. 52 f. und Hampel, Fischarts Die Gelehrten die Verkehrten. Naumburg 1903, S. 6–8.

müts- und Geisteszustandes ist in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Tagesliteratur des Aberglaubens und der Schrecken in stetigem Wachsen begriffen. „Unter dem Vorantritt der Pfaffen aller Kirchen und Parteien sah man nämlich alle jene ungewöhnlichen Naturerscheinungen und Unglücksfälle als unmittelbare Schickungen Gottes zur Strafe, Warnung und Besserung der verderbten Menschheit an." Von 1558—1600 folgen Jahr um Jahr in Reimen und in Prosa meist mit Bildern versehene Flugblätter, Berichte von Wundern und Greueln, die das kommende Gericht Gottes verkünden oder als göttliche Bestrafung der Schuldigen gedeutet werden.

In der Reihe dieser Zeitungen treten zwei Gruppen besonders hervor: die wunderbaren Himmelserscheinungen, sowie die greulichen Mißgeburten und die seltsam gestalteten Tiere. An beiden Gruppen hat sich Fischart mit Bildergedichten beteiligt, die einen besseren Typus der in der betreffenden Gattung überlieferten Form darstellen.

Unter den verschiedenen Wunderzeichen der Natur waren natürlich die Himmelserscheinungen die auffälligsten und bei der damaligen Neigung zu Astrologie und Prognostikationen für Zeitungen die beliebtesten. Die krankhaft erregte Einbildungskraft glaubte am Himmel die wunderbarsten Gesichte, Adler mit Doppelköpfen, Kruzifixe usw. zu erblicken, die dann in Bild und Wort wiedergegeben werden. Wie diese Gesichte, so wurden auch die den größten Schrecken verursachenden Kometen in den Zeitungen als Ankündigungen großen Unglücks oder als Zeichen des nahen göttlichen Gerichts gedeutet. Je nach dem Standpunkt des Verfassers verkünden die Wundersterne Protestanten oder Katholiken baldigen Untergang.[1])

In die Reihe dieser Wunderzeitungen gehört ein bisher nicht beachtetes Bildergedicht „Ein richtiger vnd kurtzer Bericht über den Wundersternen", das aus mehreren Gründen Fischarten zugeschrieben werden muß. Dieser Bildbogen ist 1573 bei Jobin in Straßburg erschienen, also in einer Zeit, da Fischart noch mehrere Bilderreime für seinen Schwager besorgt hat. Auch die ganze Behandlung des Gegenstandes zeigt seine Eigenart. Fischart, den wir ja als Gegner marktschreierischer und betrügerischer, astrologischer Prognostikationen kennen, ergeht sich hier nicht in willkürlichen Ausdeutungen oder Weissagungen der Einzelheiten, sondern er beruft sich, um für seine ernste Aussage Vertrauen zu erwerben, auf die heilige Schrift und

[1]) Viele Beispiele bei Janssen 6, 437 ff. Dazu kommen noch die Reimpaare Johann Agricolas zu dem Bilde eines Meteors „Das erschrecklich Wunderzeichen war am himel an vielen Orten des deutschen Landes gesehen worden, am Tage der unschuldigen Kindlein" 1561. (Erwähnt im Anzeiger für die Kunde deutscher Vorzeit 1856, S. 364 f.) Auch lateinische Bildergedichte auf Kometen sind in dieser Zeit üblich. (H. Michel, Knaust S. 277, Anmerkung 51, 4.)

sagt nur ganz allgemein, daß der Komet die baldige Ankunft des Herrn bedeute, so wie vor Zeiten der Wunderstern den drei Weisen im Morgenlande die Geburt des Erlösers verkündet habe. Dieser Vergleich wird über den größten Teil des Gedichtes ausgeführt. Der Dichter ermahnt die Frommen zu wachen und zu beten, Christus werde kommen sein Volk zu krönen, die Undankbaren aber und das große Tier mit seinen Anbetern (dem Papsttum) zu verdammen. Den Beschluß bildet ein Gebet des Dichters zum Erlöser, er möge der wahren Kirche helfen wider den Teufel und die Tyrannen. Alles Gedanken, die bei Fischart wiederholt (in den Bildergedichten Nr. 4, 12—14 und am Schluß mehrerer von seinen kirchlichen Liedern) wiederkehren.

Ein Blatt in Kleinfolio. (Berlin, Kgl. Bibliothek Ya 957. Andresen 3, 52, Nr. 108 beschreibt das Bild, welches er Tobias Stimmer zuweist.) Überschrift:

„Ein Richtiger vnd kurtzer Bericht über den Wunder-Sternen, oder besondern Cometen, | so nun manche Monatszeit, biß 72. vnd 73. Jar zů sonderem Warnungszeichen dieser letzsten zeit ist | erschienen: sehr fruchtbarlich mit seinem Prognostico zů betrachten."

(Holzschnitt: Darstellung des Himmelsglobus mit der Andeutung der Sternbilder, welche jedoch nur gegen die Mitte hin in der Bahn des Kometen figürlich abgebildet sind. In den Winkeln des Blattes ist je ein Wolken oder Dunst hauchender Windskopf angebracht. Neben dem Bild in zwei Spalten eine Prosabeschreibung, die wahrscheinlich von Fischart herrührt.)

Über Licht, Form, Stellung des Kometen. Im November erschienen, steht er schon drei Monate am Himmel. Gegenwärtig im Schwinden begriffen, in seinen Bewegungen noch unerforscht. Über sein Erscheinen aber könne man ein „General-Prognosticon" stellen. Nach seiner Lage und Farbe zu urteilen, werde er Dürre, Kriege, Pest, Fieber, vielfältiges Unglück über ganz Europa bringen. Aus den Vorhersagungen der heil. Schrift könne man ersehen „das der Gestirnverständigungen vorsagunge nach Gottes bevehl gerichtiget, nicht vnnutz vnd Gottloß (wie es etlich übel verkehren, sonder dermassen geschaffen seyen, das sie mit den Heiligsten vnfehlbaren Prophezeyen zustimmen vnd vom Gütigsten Allmächtigsten Gott zu sonderem nötigem nutz dem Menschlichen Geschlecht seyen vorbehalten vnd verliehen". (Darunter Gedicht in fünf Spalten.)

Ein Theologisch Prognosticon.

[1] Gleich wie vor zeiten diser Stern,
Welcher in der geburt des Herrn
Erschienen ist den dreyen Weisen
(Den viel ein Engel Gottes heissen)
Hat gdeit, das Christus kommen werd
In das fleisch arm vnd frembd auff Erd',
Also zeugt heut der Wunderstern
Das heut die zukunfft vnsers Herrn

[2] Nah, nah ist, ja auffs allernechst,
Das er komm als der allerhöchst,
Ein König der König weit vnd breit
In der Allmacht vnd Herrlichkeit:
Dann gleich wie jener Stern stund nider,
Also steht dieser hoch darwider.
Hierumb veracht nicht dieses Wunder,
Sonder haltens für was besunder,

[3] Weil Christus, eh das er erschein,
Meld, das solch zeichen werden sein.
So bettet nun vnd wacht mit sorgen,
Folgt den drey Weisen hin zum Morgen,
Dann der Stern euch zum Morgen leyt
Zu der Ewigen Sonn vnd freud,
Der Wunder Stern, der zeigt euch an,
Das Christus nun sey auff der ban
[4] Vnd wöll sein Völcklin nun erlösen
Von Herodes vnd allen Bösen,
Will die im Blut des Lambs jhr Kleid
Gedunckt han, krönen hoch mit freud
Vnd straffen die vndanckbar Welt,
Deren sein Kreutz vnd Joch nicht gfelt.
Auch das gros Thier vnd die's anbetten
Jn den Fewrigen Pful nun tretten.
[5] O komm nur bald, O lieber Jesus,
O du Erlöser nun erlöß vns
Weil selbst von der zeit hast verkündt,
Das die ergst zeit sich, die man find.
Helff deiner Kirchen auß dem streit,
Wehr des Teuffels vnsinnigkeit
Vnd der Tyrannen mord vnd Neid,
Dann du bhältst Sieg der Welt zu leid.

Getruckt zu Straßburg, durch Bernhard Jobin, im Jar Tausend,
fünffhundert drey vnd sibentzig.

Die Rechtschreibung ist hier dieselbe wie in den zweien eben behandelten Bildergedichten. Unreine Reime leyd: freud, Weisen: heißen. Apokope im Reim werd: Erd. Reiche Reime V. 9 f. und 33 f. Viele weibliche Reime. Alemannisches Deminutiv Völcklin. Annonimation Vers 34, Vierreim am Schluß. Die Ausführungen von Vers 27 ff. sind verwandt mit denen in den Straßburger Tierbildern Vers 210 ff. Der Papst als „Thier“ Vers 31 = Nr. 8 Vers 16, Nr. 15 Vers 21, Nr. 13 Vers 210.

Bei den hier wiedergegebenen Bildergedichten Bullinger, Gwalther und Wunderstern ist jeder zweite Vers eingerückt. Erst nach 1575 wird bei den Bildergedichten Fischarts jedes zweite Reimpaar eingerückt.[1]) Das zeigt sich auch in seiner Handschrift (vgl. Hauffen 1, 391 f. Faksimile von Nr. 36).

Erwähnt sei noch, daß derselbe Komet in dem gleichen Jahre in einer zweiten Zeitung beschrieben wurde: „Newe Zeitung. Von dem wunderbaren newen vnnd vor nicht mehr gesehenen Sternen in diesem 1573. Jar den zwentzigsten Januarij ... beschriben.[2])

Die zweite besonders zahlreiche Gruppe bilden die Zeitungen von den Wundergeburten. Auch hier herrscht durchaus die Auffassung, daß die Mißgeburten als „Zornzeichen“ geschaffen seien, die Menschen zu strafen oder zu warnen. Schon 1523 haben Luther und Melanchthon diese Reihe eröffnet durch die „Deutung zweier greulichen Figuren“ eines Papstesels und eines Mönchskalbes, die Gott selbst dargestellt habe, damit man sich vor dem römischen Antichrist und seinem Anhange zu hüten wisse. Diesem Beispiele folgten in den nächsten Jahrzehnten zahllose Protestanten. Auf katholischer Seite hat besonders Joh. Nas in seinem Bildergedichte Ecclesia militans

[1]) Nach der richtigen Beobachtung von Wendeler im Archiv für Literaturgeschichte 12, 526 Anmerkung.

[2]) E. Weller, Die ersten deutschen Zeitungen. (Bibliothek des literarischen Vereins 111) Nr. 418.

zahlreiche Mißgeburten beschrieben, die nach dem Willen Gottes die Funde der Ketzer deuten und richten sollten.[1])

Besonders wird, namentlich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, in zahlreichen Bildbogen über greuliche Mißgeburten berichtet. Kinder werden geboren ohne Rumpf oder ohne Kopf oder mit mehreren Köpfen, so nach einem längeren Reimgedicht von Burkard Waldis: „Eine wunderliche Geburt eines zweykopffigen Kindes zu Witzenhausen in Hessen geschehen.“ Dreikönig 1562. Waldis überläßt die „Deutung Anderen“ und beschreibt lediglich den Vorfall.[2]) Von einem zweiköpfigen Knaben erzählt auch eine Straßburger Zeitung 1569.[3]) Kinder kommen auf die Welt, ganz mit Haaren bedeckt, mit Hörnern und Klauen versehen, in halb oder ganz tierischer Gestalt als Affen, Schlangen und Hunde. 1581 soll eine Augsburgerin, 1576 eine Böhmin Schweine geboren haben.[4])

In diese Reihe fügt sich Fischarts „Gewisse Wunderzeitung von ainer Schwangeren Judin zu Binzwangen, welche ... zwai Schweinlin“ (zur Welt) „gepracht hat“. Straßburg 1575, unauffällig ein, obwohl sie an sich unter den Reimdichtungen Fischarts die unerfreulichste Erscheinung ist.

Von diesem Bildergedichte sind vier Exemplare in drei verschiedenen Drucken bekannt. A 1. Zweifellos das Original „zu Straßburg“ o. J. (Berlin, Kgl. Bibliothek. Ya 1127.) — A 2. (Nürnberg, Germanisches Museum.) — B. Nachdruck. In der Überschrift fehlt „74“. Im Text zahlreiche orthographische Abweichungen von A. Am Schluß: „Getruckt zum Hoff, bey Mattheus Pfeilschmid. Anno MDLXXV.“ (Zürich, Stadtbibliothek; unvollständiges Exemplar. Veröffentlicht von Kurz 3, 70—72. Das Fehlende nach A 1 ergänzt.) — C. Nachdruck. Fehlerhafte Bezeichnung „den 12. Septembris“.[5]) (Straßburg, Kunstmuseum.) A 1. C haben V. 5 Vileicht, A 2. B. Vilicht. A 2. stimmt im übrigen völlig überein mit A 1.[6]) Hier folgt die Überschrift und die Beschreibung des Bildes.

---

[1]) Vgl. über derartige Bildergedichte Janssen 6, 427 ff. und Zeitschrift für deutsche Philologie 36, 455. — Über ein umfängliches Bildergedicht von Hans Sachs gegen das Papsttum vgl. Spruchgedichte herausgegeben von Tittmann, Einleitung XXVIII f.

[2]) Mitgeteilt von Weller im Anzeiger für die Kunde deutscher Vorzeit 1856, S. 364 f. Von den 106 Verszeilen wird nur der Anfang V. 1—13 mitgeteilt.

[3]) Weller, Nr. 353.

[4]) Scheibles Schaltjahr 2, 460 und Janssen 6, 428 Anmerkung 7.

[5]) Nach Vers 24 fällt die Begebenheit in den „Christmont“.

[6]) Kurz 1, XVIII gibt die Überschrift und die Beschreibung des Bildes (beides mit Versehen) und die Varianten von A 1 zu B (S. 396) nicht ganz vollständig, weil eben B defekt ist. Die Varianten, die Englert in der Zeitschrift für deutsche Philologie 36, 491 für die Fassung C gibt, gelten auch, abgesehen von „Septembris“ für A 1. Die Bemerkung Englerts, daß die Initiale des zweiten Wortes

„Ain Gewisse Wunderzeitung von ainer Schwange-|ren Judin zu Binzwangen, vir meil von Augspurg, welche kurzlich den 12. Decem-|bris, des nächstverschinenen 74. Jars, anstatt zwaier Kinder, zwai leibhafte Schweinlin | oder Färlin gepracht hat."

Rechts unter der Überschrift beginnt das Reimgedicht. Links den größeren Raum der Breite einnehmend der Holzschnitt. Dieser zeigt einen Flur. Rechts im Hintergrunde in einem Alkoven die Wöchnerin im Bette liegend, vor ihr eine Frau, die ihr Essen reicht. Rechts im Vordergrunde ein auf dem Boden sitzendes, in einen Mantel gehülltes Weib, vor ihr auf einem Kissen die zwei Ferkel. Ein Mann und eine Frau wundern sich über die Mißgeburten. Links durch das Haustor sieht man in den Garten, wo zwei Männer ein Grab schaufeln. Hinter dem Bretterzaun in der Ferne Hügel. Das Gedicht in zwei Spalten, die erste von der Überschrift an enthält Vers 1—52, die zweite unter dem Bilde Vers 53—84. Die Angabe des Druckortes „zu Strasburg" steht zwischen den letzten Versen der ersten und zweiten Spalte. Je ein Reimpaar eingerückt.

Der Dichter fühlt selbst das Gewagte des Stoffes. Er beginnt mit der Entschuldigung, die Geschichte laute so wunderlich, daß er sich scheuen würde, sie zu erzählen, „wa ich's nicht wer' wol bericht". Gott wollte durch dieses Wunder der Welt zeigen, daß die Juden, die Jesum nicht als Erlöser preisen und nur an ein fleischliches Leben denken, keines besseren Messias würdig sind, als einer Schweineherde. Dann wird umständlich berichtet, wie im „nächstverschinen Christmont" eine Jüdin im Dorfe Binzwangen bei Augsburg Zwillinge geboren habe, die nicht die Spur eines menschlichen Gliedes aufgewiesen, sondern vollkommene Ferkel gewesen und bald nach der Geburt verendet und im Garten vergraben worden seien. Gott, der kein Wunder vergeblich tue, wolle uns dadurch vor der Verblendung der Juden warnen und auf die Bahn des Glaubens weisen. In den letzten Versen erhebt sich der Dichter über den niedrigen Stoffkreis und schließt seiner Gewohnheit gemäß mit einer allgemein moralischen und religiösen Ermahnung.

Derhalben sollen dise zaichen
Christen vnd Juden zur warnung raichen
Vom Säuischen leben zulasen
Vnd nach nüchterem vns zumasen,
Das wir wacker mit Nüchterkeit
Erwarten Gots zukunft berait.

Die Stellung, die hier Fischart dem Judentum gegenüber einnimmt, ist natürlich entsprechend den allgemeinen Anschauungen der

in der Überschrift einem B (im Straßburger und wie ich hinzufüge, auch im Berliner und Nürnberger Exemplar) sehr ähnlich sieht, aber doch gegenüber der Schreibung von Kurz „Gewisse" heißen muß, ist unbedingt richtig.

Zeit. Ein besonders starker Grad von Antisemitismus ist daraus nicht zu entnehmen, wie gelegentlich behauptet wurde. Der Stoff ist allerdings höchst abstoßend, aber Fischart hat ihn nicht erfunden. Er ist ihm zugekommen und wahrscheinlich entspringt die Arbeit einem Auftrage des Verlegers. Allerdings scheint Fischart, was beschämend genug ist, an die Wirklichkeit des Vorgangs geglaubt zu haben, aber er verwendet ihn gegen die Juden nur von religiösem Gesichtspunkt aus, nur weil sie an den Erlöser nicht glauben wollen, gönnt er den Juden die Schande dieser Zwillingsferkel.

An anderen verstreuten Stellen seiner Werke hat sich Fischart auch über das religiöse Gebiet hinaus gegen das Judentum geäußert, so wegen des Blutritus im Flöhhaz (1577, V. 3067 ff.), so wegen des Wuchers usw. in der Praktik (1574, bei Scheible S. 574, 594, 636, 656, 658), in der Geschichtklitterung (S. 151, 301, 343, 352, 384 usw.). Auch hierin bleibt Fischart in den Anschauungen seiner Zeit. Abgesehen von zahllosen verwandten Äußerungen gegen die Juden bei Fischarts Zeitgenossen, hat die Literatur des 16. Jahrhunderts zahlreiche Schriften, Reimdichtungen und Lieder gegen die Juden gezeitigt, zuletzt noch unmittelbar vor dem Erscheinen von Fischarts Bildergedicht die Kampfschrift „Der Jüden Feindt“ von Georg Nigrinus 1570 und die gereimte Satire „Der Jüden Ehrbarkeit“ 1571.[1])

In Fischarts Bildergedicht wird (Vers 25—27) berichtet, daß dem Hauptmann Ludwig Schärtlin das Dorf „Binzwangen vir meil von Augspurg“ gehörte und daß sich dort die Geschichte begeben habe. Damit kann nur der bekannte Landsknechtshauptmann Sebastian Schertlin gemeint sein, der, geboren 12. Februar 1496, nach vielen Kriegszügen von 1553 bis zu seinem Tode 18. November 1577 sich der Bewirtschaftung seiner großen einige Meilen von Augsburg entfernten Herrschaft Burtenbach, der wohl auch Binzwangen zugehörte, gewidmet hat (Allgemeine Deutsche Biographie 31, 132—134).

Am Schluß dieses Abschnittes sei noch zu der nachfolgenden Zeitung einiges bemerkt.

„Ein Wunderlaeßliche Zeitung von einem Newen Propheten, so newlicher zeit zu Einsidelen, zwischen dem Gugelkamm vnd Gallencock

---

[1]) Vgl. Goedeke, Grundriß² 2, 281, Nr. 30—32; 506, Nr. 2. Janssen 8, 30—47. „Der Juden badstub“ 1535 (Euphorion 10, 6) und 1606 (Scheibles Schaltjahr 3, 212 ff. Reime mit Kupfern). — Delitiae judaicae von Heinrich Schröter. Darmstadt 1613 (Schaltjahr 5, 212—231). — Die Lieder über die Vertreibung der Juden aus Regensburg 1519 und Rotenburg 1520. (R. von Liliencron, Historische Volkslieder der Deutschen 3, Nr. 386—340, 346.) — Oskar Frankl, Der Jude in den deutschen Dichtungen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Mährisch-Ostrau 1905 (Getadelt, berichtigt und ergänzt von H. Michel in der Deutschen Literaturzeitung 26, Sp. 2441—2444).

ist erstanden" . . . Folioblatt. Nach der Überschrift 34 Verse. Darunter ein Holzschnitt (ein krähender Hahn mit drei Hennen). Dann die Adresse „Getruckt zu Newthoren am kleinen Federmarck" (wahrscheinlich Straßburg). Einzig bekanntes Exemplar in der Stadtbibliothek zu Zürich. Überschrift und Gedicht bei Kurz 3, LX und 381 f.

Vilmar sagt gelegentlich einer Besprechung von Wellers Neuen Original-Poesien Fischarts, wo dieses Gedicht zum erstenmal (82 f.) abgedruckt wird, Fischarts Verfasserschaft sei „für jeden Kundigen sicher gestellt". Das ist eine Aussage, aber kein Erweis.[1])

Fischart erwähnt dieses Gedicht in der ersten Ausgabe seiner Geschichtklitterung — es muß also vor 1575 erschienen sein — bei der Schilderung eines Siegesfestes in einem Zusatz (S. 313 f.), wo die „meisterloseste" unter den anwesenden Fräuleins ein „Meistersangerisch Liedlin" anhebt und fügt hinzu „wiewol es nicht wol steht, wann die Frauwen Meistergesang zu Hauß singen, dann es ist gewiß, wie jener gut Freund vom neuwen Hanenpropheten von Gugelkam reimet: Wann die Henn wil kräyen oder Propheceien, so muß der Han oder schweigen oder O weh schreien". Hier wird ein Teil der Überschrift und Vers 15 f. etwas verändert wiedergegeben: Die innere und äußere Form zeigen durchaus Fischarts Art. Der glatte Versbau, der alemannische Reim Fisch: ist, Annonimation Vers 1—4, die Wortspiele Vers 9—12 Cock zu Guckguck und Gall: Goll. Verspottung der Astrologie und Wetterverkündigung, Vers 18 f. Die allgemeine Bemerkung am Anfang: „Ein jeder ist heut ein Prophet | Will jeder prophecehen stät." Zum Schluß, wie so oft bei Fischart, wird aus dem Bilde eine Lehre gezogen und die Aufforderung gegeben, Gottes Ankunft nicht zu verschlafen. Wörtliche Anklänge finden sich ferner zu diesem Bildergedicht in der Sonettenreihe gegen die Königin-Mutter Katharina von Medici, die mit den Versen beginnt: „In dem Hauß, spricht man, stehts nicht wol | Vnd muß gewiß was böß gemanen, | Wann die Henn kräht ober den Hanen." Im dritten Sonett auch Wortspiele mit Gallus. Wahrscheinlich ist es, daß die dem „Öffentlichen Außschreiben" (1575) beigegebenen Sonette gleichzeitig mit den Reimen zum Hahnpropheten verfaßt worden sind.

4. Die musizierenden Frauen.[2])

Die musizierenden Frauen stellen eine Folge von zehn Blättern dar mit je einem Holzschnitt und mit Reimen darunter. Die

[1]) Göttinger Gelehrte Anzeigen 1854, S. 1354.

[2]) Da Professor Anton Englert in München sich leider entschlossen hat, seine ergebnisreiche wissenschaftliche Beschäftigung mit Fischart aufzugeben, hat er mir freundlichst seine Notizen zu der oben behandelten Gedichtreihe überlassen.

Zeichnungen dazu rühren wahrscheinlich von Tobias Stimmer her.[1]) Neun Bilder zeigen je eine Frau auf einem Instrumente spielend. Alle prächtig gekleidet nach der Mode der Zeit, mit Samtbarett oder Kopfschmuck, um den Hals Krausen oder kostbaren Schmuck. Sie spielen, wie die Bilder und Reime zeigen, folgende Instrumente: 1. Laute. 2. Geige (vor dem Leib gehalten, aber in der Größe einer gewöhnlichen Violine, also nicht Kniegeige und auch nicht Baßgeige, wie Andresen sagt). 3. Quinterne, also eine Guitarre mit fünf Saiten. 4. Orgel. 5. Zwerchpfeife, also Querpfeife = Flöte. 6. Hackbrett (Cymbal oder Tympanon); ein Saiteninstrument, das mit zwei Hämmerchen geschlagen wird. 7. Zinckenhörner, Zinke, ein gegenwärtig nicht mehr übliches gekrümmtes Holzblasinstrument mit Löchern. 8. Trompete. 9. Sackpfeife. In den Reimen heißt es auch Rußpfeife und Schalmei. Diese ist die einfache Rohrpfeife der Hirten, doch heißt auch die Pfeife bei einem Dudelsack Schalmei.[2]) 10. Ein altes Weib in einfacher Tracht mit einem Geldbeutel am Gürtel, also eine Wirtsfrau. Vor sich auf dem Tisch einen Hafen, in der Rechten den kreisrunden Holzdeckel vom Hafen hebend, in der Linken einen Kochlöffel.

Alle Figuren, Kniestücke in einfachen, schmalen rechteckigen Rahmen. Unter jedem Bilde ein kurzer Sockel, worin je ein Gedicht von 12 Versen in drei Spalten angebracht ist.

Daß diese Reime von Fischart verfaßt sind, soll jetzt erwiesen werden.

Ihm verdanke ich überhaupt den Hinweis darauf, eine sorgfältige Abschrift der Reime und die zahlreichen Parallelen zum Lob der Laute und anderen Reimdichtungen Fischarts, die ich in den Anmerkungen verwerte. Englert meint, daß diese Reime wahrscheinlich von Fischart herrühren und wenn ja, daß sie nach Rhythmus und Sprachgebrauch aus der frühesten Zeit stammen müssen. Ich hoffe durch meine obigen Ausführungen überzeugend darzulegen, daß sie bestimmt von Fischart verfaßt sind.

[1]) Veröffentlicht von Georg Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch. München. 2, Nr. 1079—1088. Mit der Überschrift „Die musizierenden Frauen". (Leider ist hier der Aufbewahrungsort nicht angegeben.)

Andresen a. a. O. 3, 42, Nr. 67—75 beschreibt eine, wahrscheinlich andere Ausgabe, als die von Hirth veröffentlichte, da er nur neun Blätter und in anderer Reihenfolge anführt. Augenscheinlich hat diese Ausgabe keine Reime, weil er nichts davon erwähnt. (Über eine dritte Ausgabe vgl. unten S. 203.) Andresen gibt den Blättern auch eine unrichtige Bezeichnung „Die Musen". Aus der obigen Beschreibung ergibt sich, daß die Bilder nicht Musen darstellen.

[2]) Vgl. die Artikel Sackpfeife und Schalmei im Deutschen Wörterbuch 8, 1625 f. und 2097. — Rußpfeife, von ruschen = rauschen (Elsässisches Wörterbuch 2, 293). „Schalmeyen . . . Lullepfeiffen . . . Ruspfeiffen vnnd anderm kunstreichen Sackpfeiffengeschlecht" (Geschichtklitterung 122. Lullen = summen). — „Englisch Sackpfeiff . . . Reußisch Rußpfeiff" (Praktik B 577).

Als Freund der Musik bewährt sich Fischart schon in den Dichtungen der Jugendzeit und auch noch später. Den Keim dazu wird ihm wohl sein Lehrer und Vetter Kaspar Scheit eingepflanzt haben, der ja Mitglied der Meistersingerschule in Worms war und diese in einer leider verloren gegangenen Reimdichtung besungen hat. In zwei kürzeren, in das Podagrammische Trostbüchlein und in das Ehezuchtbüchlein (Hauffen 3, 31 und 171) eingelegten Gedichten spricht Fischart den gleichen Gedanken aus, daß die Süßigkeit des Klanges und des Gesanges das menschliche Leben erquicke, daß die Musik besonders Trauer, Bitterkeit und Kummer lindere, hingegen in der Lust und im Wohlleben zu Übermut, Üppigkeit und Torheit verlocke. Wenn man die Freude zu hoch ziehe, sprängen die Saiten. Im zweiten und dritten Sonett (1, 399 f.) verwertet Fischart Musikinstrumente zu Vergleichen. Im Prolog zum Stauffenberg wird dieser Ritter gerühmt, daß er sich den Künsten zuneige und allerlei Saitenspiel pflege, um sich und seine Freunde zu ergötzen und den Unmut zu besänftigen. Wobei auf zwei Helden der Volksepen verwiesen wird, auf Achilles, den Zitherspieler und Volker, den Fiedler, die beide wie im Saitenspiel ebenso tüchtig im Kampfe seien (Hauffen 1, 271 f. Vers 191—236). Und in der gleichen Dichtung wird bei der Schilderung eines Gastmahls (Vers 951—963) die „herrliche" und „künstliche" Laute als die „rechte Principal für ander Instrument" über Harfe, Pfeife und Geige erhoben, wie ähnlich im Anfangsgedicht der musizierenden Frauen. Und ein umfängliches Gedicht Fischarts gilt völlig der veredelnden, sittigenden und erfreuenden Macht der Musik, das Lob der Laute, wo der eben erwähnte Gedanke weiter ausgesponnen und die Laute mit ihren sanften lieblichen Klängen, mit ihren vielstimmigen Harmonien den lärmenden Hörnern, Trompeten und Trommeln, welche die Herzen verwildern und der Pfeife, die das Antlitz entstelle, vorgezogen wird.

Bald nach Veröffentlichung dieses Lobgedichtes im ersten Buch einer von Jobin herausgegebenen zweibändigen Sammlung „Neuerlesene schöne Lautenstück" Straßburg 1572 und 1573 (Hauffen 1, LVI bis LXII und 355—376) muß Fischart von seinem Schwager den Auftrag erhalten haben, die Bilder der musizierenden Frauen mit Reimen zu begleiten, denn aus der Betrachtung der Vers- und Sprachbehandlung muß man diese Gedichte den frühesten Schöpfungen Fischarts zuweisen. Er konnte den Auftrag bald und leicht ausführen, weil er Gedanken und Wendungen dem Lob der Laute und der (gewiß auch von ihm verfaßten) Vorrede zum zweiten Band dieser Sammlung entnommen hat. In großer Zahl finden sich wörtliche Berührungen zwischen beiden Dichtungen, die gleichen Ausdrücke, Wortgruppen und Reimbindungen, wofür die Anmerkungen zu dem Abdruck dieser Gedichte reichliche Belege erbringen.

Besonders das Anfangsgedicht der musizierenden Frauen stimmt, abgesehen von der schon erwähnten Hervorhebung der Laute, auch noch mit der Stelle im Lob der Laute (Vers 561—580) überein, wo Fischart im Anschluß an den pseudohomerischen Hymnus an Apollo die Erfindung der Laute den Göttern zuweist. Die Schlußstrophe schöpft aus der anschaulichen Darstellung der vollen Brüder, denen Geräusche lieber sind als der Klang der Musik (ebenda Vers 704—728).

Die meisten von den Frauen gespielten Instrumente werden auch im Lob der Laute erwähnt, sowie in der Geschichtklitterung (277) bei der Schilderung des Musikunterrichtes des jungen Königsohns Gargantua, und zwar wieder die Laute zuerst, dann Harfe, Zwerchpfeife, Sackpfeiflein, Zinken, Trompete, Flöte auf neun Löchern, Zither, Geige und Hackbrett.

Mehrfach berührt sich die Gedichtreihe der musizierenden Frauen mit den Gedichten der Altersstufen. Bei beiden wird jedes einzelne Bild in verschiedenartiger Weise beschrieben, beide Reihen bilden nicht nur durch den Zusammenhang der Holzschnitte, sondern auch durch den Zusammenhang des Textes ein Ganzes. Bei den musizierenden Frauen findet auch noch das Übergreifen von einem Gedicht zum anderen statt, besonders deutlich von 2 zu 3 und 7 zu 8. Der Zusammenhang erweist sich auch bei diesen Gedichtreihen, wie bei den meisten Bildergedichten Fischarts, durch einen deutlichen Eingang und Abschluß. In dem Anfangsgedicht der musizierenden Frauen wird die Laute über alle in den folgenden Gedichten vorgeführten Instrumente erhoben. Im Schlußgedicht kommen im Gegensatz zu den früheren Gedichten, wo (besonders deutlich in 9) die Musik als Freudebringerin bezeichnet wird, die Verächter der Musik, die Narren zu Worte, welche den Glückshafen mehr lieben als das Saitenspiel.

Die meisten Gedichte dieser Reihe ziehen die griechische Sage heran. Die Quelle dazu ist des älteren Plinius Historia naturalis, die Fischart auch für das Lob der Laute, für das Gedicht „die Kunst", für die Geschichtklitterung und anderwärts verwendet. Also Anführung der Antike, auch des alten Testamentes, wie bei den Altersstufen und bei so vielen Bildergedichten von Fischart. Die Angaben über die Entstehung der Instrumente bei den alten Hebräern entnimmt Fischart Josephus Flavius.

Vers-, Reim- und Sprachbehandlung erscheinen hier vollständig in Fischarts Weise. Einige Beispiele: Reime dieselb: gewelbt; befind: grünt (gründet); Hör: mehr; Leviten: jeden; Gott: gerott; meint: verfreunt. Annonimation 1, Vers 10—12; 8, 3 f. Anakoluthie 3, Vers 1 ff. — Und der Schlußstein des Erweises ist die Adresse über dem letzten Bilde: „Zu Straßburg, bey Bernhart Jobin."

(1)

HOmerus zweiffelt billich wol,
Ob man von Menschen glauben soll,
Daß sie die Laut erfunden haben,
Oder ob sie die Götter gaben:
[Sp. 2.] Weils die gröst Kunst ist, schönster thon,
Vnd aller Instrument ein Kron,
Vnd hat was himlisch lieblichkeit:
Drumb schreibt er, sie sei zubereit
[3.] Vom Mercurio, der dieselb
Hat rund dem Himel gleich gewelbt:
Auff das sie auch recht Himmlisch laut:
Kein schönerer Bau ward nie erbaut.

(2)

WAnn man die Warheit sagen will,
So ist die Geig das ältest Spil,
Welchs Jubal vor der Sündflut fand,
Deß sich darnach auch vnterwand
[2.] Apollo, für ein Gott gehalten:
Vnd schreiben doch dabei die Alten,
Das jm die Geigen geben hab
Mercurius, für ein Heroldsstab,
[3.] Die hat trey Seyten vberauß
Gspannt vber ein Merschneckenhauß:
Vil Instrument von jr entspringen:
Drumb libt man sie vor allen dingen.

(3)

EJN jeder bei jm selbs eracht,
Das die Quintern sei nach gemacht
Der Geigen, wie sich das befind,
Wer jrem vrsprung recht nach gründt,
[2.] Vnd nur das Instrument besicht:
Ward erstlich nur dahin gericht,
Auff das sie ein anleitung sey
Zur Lauten, vnd zu allerley,
[3.] Auch das man Lider darzu dicht,
Vnd sing darein ein alt geschicht:
Gleich wie auch thaten vnsere Alten,
Drum wöllen wir sie noch erhalten.

(4)

SO König Argus dann entschlieff
Wie man mit einer Pfeiffen pfieff:
Wie solt er nicht entschlaffen sein,
Wann er solt hören heut allein
[2.] Ein Orgel mit so vilen stimmen?
Die man nicht kan genugsam rühmen,
Von wegen kunst vnd lieblichkeit,
Die also ist fürtrefflich heut,
[3.] Das Apollo (ders erstlich lehrt)
Sich müßt verkriechen, wann ers hört,
Wiewol er den Marsyam schund,
Der erst zwo Pfeiffen zammen bund.

(5)

WJewol Minerve gar mißfällt
Die Pfeiff, weil sie den mund verstelt:
Soll man sich doch nicht ärgern lon,
Dann sie red wie ein Weib dar von:
[Sp. 2.] Vnd vil mehr auf Poeten geben,
Die solche Pfeif gar hoch erheben.
Weil sie in der Natur bestehet
Vnd auch zu allen Spilen gehet.
[3.] Die Zwerchpfeif erstlich Midas macht
Nur auß Kranchbeinen vngeschlacht:
Die man darnach macht auß den Roren,
Heut kan man sie zum schönsten horen.

(6)

DAS Hakpret ist ein alter fund,
Sein vrsprung aber ist nicht kund:
Doch meinen etlich für gewiß,
Das von der Harpfen es entspriß
[2.] Vnd von David sei erstlich gstifft,
Vnd wie solchs bezeügt Josephi Schrifft,
Der schreibt, das David hab gar vil,
Erfunden newen Seitenspil,
[3.] Vnd außgetheilt inn die Leviten,
Ein sonder Instrument eim jeden:
Deren eins soll das Hakpret sein:
Bei Frauen ist es sehr gemein.

(7)

DJe schön Spartanisch Policei,
Wie sie groß Krig fürt mancherlei,
Da hat sie auch gantz wol bedacht,
Die Zinkenhörner auffgepracht:
[2.] Das man sie prauch zu Feld im Hör,
Auf das sie machten gherzter mehr,
Damit zu geben auch ein zeichen,
Wa man vom Feind hin solte weichen,
[3.] Vnd in was schritten, gang vnd lauf
An Feind solt gahn der gantze Hauf:
Heut aber seinds im Krig abkommen,
Man praucht dafür Trommeten, Trommen.

(8)

EJn Glehrter schreibt: der Krieg sei hart,
Derhalben auch erfunden ward
Hart Messing Instrument zur sach,
Welchs noch die Leut vil härter mach,
[2.] Ja das die Pferd dahin kan pringen,
Das sie zur schlacht gantz fräudig springen:
Josephus schreibt, das Moses eben
Hat die Meßin Trommet angeben,
[3.] Dargegen schreibet Plinius
Der Tyrrhenisch König Priscus
Hab mit seim Volck die auf gebracht:
Im Krieg ward bessers nie erdacht.

(9)

GAr manche Pfeiff erfand der Pan,
Von dem nichts häßlichs kommen kan,
Weil er soll sein der Bauren Gott:
Der hat zusammen auch gerott
[2.] Die Nußpfeiff, Schalmey, wie man meint,
Die Sackpfeiff sey jn auch verfreunt:
Welch(e) man zwar muß lan passieren:
Das sie der Musick Namen füren:
[3.] Dann so die Musick ist vmb freud
Erdacht, vnd vmb ergetzlichkeyt,
So muß man die nit schlecht verlachen,
Die weil sie auch vil kurtzweil machen.

Mit Priuilegio. (10) Zu Straßburg, bey Bernhart Job...

NJmmer zergaht ein Spil ohn Narren,
Drum muß ich auf den Hafen scharren:
Auf das die Midasköpf auch haben,
Daran sie mögen sich erlaben:
[2.] Dann man find heut bei vollen zechen,
Die meinen Hafen höher rechen:
Als wann neun Lauten zsamen gingen,
Zu disen will ich mich verdingen.
[3.] Da find ich Hafenist gut platz,
Jch bin jr Musa, höchster schatz,
Fürnemlich wan sie zu mir heulen,
Vnd schreien vber etlich meilen.

1 Im ganzen vgl. Lob der Laute (L) V. 563 ff., 573. — 1, 4 vgl. Bernhar[d] Schmidt V. 21. — 1, 6 vgl. L V. 338 „Der Lauten, aller spiel ein kron". — 1, 7 vgl. lieblichkeit L V. 2, 96, 155, 400, 467, 753 und anderwärts [bei] Fischart. — 9 f. dieselb: gewelbt und ähnlich vgl. L V. 405 f., 529 [f.] 545 f. usw. — 12 vgl. L V. 116 und 600. — 2, 2 vgl. L V. 245 Gei[st.] Vers 519 ff. und Hauffen 1, LXI (Vorrede), Z. 14 von unten. — 9 vgl. L V. 137 ff. und andere. — 10 vgl. L V. 143 ff. — 1—3 Nach dem 1. B[uch] Mose 4, 21. — 3, 9 dicht: gschicht vgl. L V. 425 f. — 11 vgl. L V. 423. — 4, 1—5 vgl. L V. 351 ff (Übergang von der Pfeife zur Orgel). V. 379 f. — 5. vgl. V. 239 ff. — 7 vgl. L V. 155 „Kunst vnd lieblichkeit". Die Kunst V. 64 „Bei liblichait solcher kunst". — 11 f. L V. 325 ff. — 5, 1 f. vgl. L V. 257 ff. 319 f. — 9 Midas und unten 10, 3 Midasköpf vgl. L V. 440 ff., 684, 723 und Vorrede LX Z. 4 von unten, LXI Z. 8 von oben. — Eulenspiegel Reimens weiß, Vorrede 2, 20 Z. 11 ff. — 11 Noren vgl. L V. 442. — 6, 7 ff. Prolog zum Gesangbüchlein V. 136 ff. — 7, 4 vgl. L V. 28 Zincken, ebenso V. 252. — 5 f. vgl. V. 39 ff. V. 41. „Trummeten, Trummen." — 8, 1 ff. vgl. L V. 39 ff. — 5 f. vgl. 45 f. und 252. — 9, 1 ff. vgl. L V. 301 ff. — 5 f. vgl. L 438 „bäwri[sch] vnd vnärtig | Wie die Sackpfeiffen vnd Schalmeyen". — 9 f. vgl. L V 419, 580 ff., 739. Geschichtklitterung 12, Z. 1—3 von unten „Die Music . . . ein frewd". Die Kunst V. 65 „fräud vnd ergetzlichait". — 10, 1—12 vgl. L V. 704—722 und Vorrede LX Z. 6 von unten bis LXI Z. 7. — 9 „Hafenist" vgl. LXI Z. 5 ff. „sich an einem . . . Hafenisten für einen Harfenisten vergaffen . . . vor gerümpelspiel für . . . Capellenmeysterey erwehlen". — 9 f. L V. 157 f. „größte schatz: höchsten platz". Vgl. auch Thomas und Felix Platter, Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Bearbeitet von Heinrich Boos. Leipzig 1878, S. 350.

„Deßgleichen zu dem musicspiel .... leffel lachen." — 6, 6—11. Des Flavius Josephus geschichtliche Schriften sind im 16. Jahrhundert wiederholt verdeutscht worden. (Vgl. Goedekes Grundriß^2 2, 319, 5.) Fischart dürfte wahrscheinlich nachfolgende Übersetzung verwendet haben: F. Josephi Alle Bücher. Syben vom Jüdischen krieg ... durch Caspar Hedio'n verteutscht. 2. Ausgabe. Straßburg. 1562. — VII 12 (S. CXIX^a) „Als nun David ... friden gehabt, hat er gesäng ... auch vilerley orglen gemacht vnnd die Leviten, das sie auff den selben orglen alle Sabbath ... solten spilen, gelehret. Die orglen seind also gestaltet: Es war ein hällautende harpff von zehen seyten zusammen gesetzt, die ward mit griffel geschlagen. Den Psalter Nablum genandt, greifft man mit den fingeren, welcher hat zwölff stimmen." — 8, 7 f. Vgl. III 15 (S. XLIX^b f.) „Er (Moses) hat auch ein form eines horns oder drometen auß silber gemacht erfunden, welchs einer elen lang gewesen ... vnd lauttet vast wie ein heer dromet." — 8, 8 f. Plinius, Historia Naturalis (Bibliotheca Teubneriana) 7, 201 alii ... invenisse dicunt ..., aeneam tubam Pisaeum Tyrreni. Fischart nennt also hier irrtümlich Priscus statt Pisaeus. — Plinius dürfte er noch für folgende Verse benutzt haben: 4, 9—12 nach 5, 106. — 5, 9 f. nach 7, 204 (Midas tibiam invenit). — 9, 1 ff. nach 7, 204. — Hingegen 5, 1 ff. nach Athenäos, Deipnosophistae. Buch 14.

Englert hat ferner noch ein Blatt einer früheren Ausgabe der musizierenden Frauen gefunden (Kgl. Kupferstichkabinett in Dresden), welches das 7. Bildergedicht enthält mit der Variante für Vers 8 „Wo sie vom Feind hin solten weichen". Englert bemerkt mit Recht, daß die Änderung in der vollständigen Ausgabe eine Verbesserung ist und daß also das einzelne Blatt einer früheren (im übrigen bisher verschollenen) Ausgabe angehört.[1]) Wichtiger ist, daß sich über dem Bilde dieses Blattes folgende Verse befinden:

Zu sittigkeit, bescheidenheit,
Zu lieb vnd zu gutwilligkeit.
Vnd kan auch in schwer dapffern sachen
Ein freudig hertz den leuten machen.

Englert vermutet mit Recht, daß diese Blätter bestimmt waren, in einem Fries aneinander gereiht zu werden und daß der Streifen über den Bildern ein Loblied auf die Musik enthalten habe, wovon leider nur die mitgeteilten zwei Reimpaare erhalten sind. Diese zeigen auch eine Verwandtschaft in der allgemeinen Auffassung mit den schon erwähnten Versen Fischarts zumal mit dem Anfang vom Lob der Laute Vers 4 und 7 „Freundlich, sittig vnd demüttig ... Macht die wilden hertzen mildt."

5. Der Barfüßer Secten vnd Kuttenstreit und dessen Nachgeschichte.

Die erste undatierte Fassung A dieses Bildergedichtes (mit 779 Versen) ist von 1570 auf 1571 verfaßt worden, weil Bild und Verse

---

[1]) Abgesehen von orthographischen Abweichungen wären noch folgende Varianten zu erwähnen. Für A V. 7 Darmit] B Damit — V. 10 gehn] gahn — V. 12 darfür] dafür — Trummeten, Trummen] B Trommeten, Trommen —

eine unmittelbare Antwort sind auf das Bildergedicht „Anatomy des Luthertums“ von Nas, welches der Vierten Centurie (1570) beigelegt worden ist[1]) und weil der Barfüßerstreit das 1571 erschienene „Dominici Leben“ ankündigt. (Exemplare in Berlin, Kgl. Bibliothek und Darmstadt. Herausgegeben von Kurz 1, 99—120; vgl. XXXIII f., 275—279.) Die zweite Fassung B (mit 196 Versen) mit dem Datum von 1577. Die Einleitung fällt hier aus und die Erklärung der einzelnen Gestalten des Bildes ist hier viel kürzer und darum auch wirksamer. Die wichtigsten Verse sind stehen geblieben. (Berlin, Kgl. Biblothek. Herausgegeben von Kurz 3—8, Hauffen 1, 409—416, Koennecke, Bilderatlas, 157. Faksimile des Folioblattes.)

Ich möchte zu meinen Ausführungen über dieses Bildergedicht (1, LXXII f.) mehreres hinzufügen. Auf der Rückreise von Rom Anfang Oktober 1904 habe ich einen Tag in Assisi zugebracht, um den Holzschnitt und Fischarts Beschreibung mit der Wirklichkeit zu vergleichen, und ich habe da den Eindruck gewonnen, daß Fischart tatsächlich, wie er es selbst berichtet (A Vers 27 ff.), in Assisi gewesen ist. Der lebhafte Ton der Erzählung bewirkt allein schon den Eindruck des Selbsterlebten. Er ist am 1. August hingekommen, wo des heiligen Franziskus „Fest vnd Kirchwey“ stattfindet (Vers 6 ff.) und seit 1216 der vollkommene Ablaß erteilt wird, der an das vom heiligen Franziskus selbst erbaute Bethaus Portiuncula gebunden worden ist. Er erwähnt die untere Kirche mit Franziszi Grab unter dem Altar von Marmor, das „schönste Kloster“, die in Italien übliche Sitte auf Eseln zu reiten (Vers 13 ff., 30 ff.), er erwähnt ferner den großen Zulauf, den Handel mit „Ablaß, Gut vnd Geld“, die kindische Ausschmückung der Kirche zum Festtag (119 ff.). Es wird ihm das Bild gezeigt (146 ff.):

Wie Bruder Lew sich heßlich stelt,
Das sein Gsell Frantz verließ die Welt
Vnd durch all Chör in Himmel fuhr
Mit stecken, Corden vnd der Schnur.[2])

In A ist jeder zweite Vers eingerückt, also ein weiterer Erweis des früheren Erscheinens von A. (Vgl. oben S. 192.)

[1]) Ausführlich habe ich darüber gehandelt und das Bildergedicht von Nas zum erstenmal veröffentlicht in der Zeitschrift für deutsche Philologie 36, 164—170; vgl. 371 f.

[2]) Damit ist das Bild der Verklärung des heiligen Franziskus von Giotto gemeint, wo der Ordensstifter in seiner Tracht auf einer Wolke dem Himmel zuschwebt und von Christus empfangen wird und wo der Vorderste seiner Brüder, also Leo, mit der Rechten die Geberde des Entsetzens macht. (H. Thode, Giotto. Künstlermonographien, Heft 43. Leipzig 1899. Abbildung 23.) Ein Versehen ist es, daß Fischart den Maler dieses Bildes Parri nennt. Bruder Leo ist der bedeutendste Schüler und Liebling des heiligen Franziskus. (Vgl. Heim-

Abends begibt er sich in den Domhof, seine Herberge. Alles ganz richtige Angaben. Besonders aber der Lätner (189 ff.), auf dem ihm Bruder Leo „Frantzen Achates vnd Gesell“ im Traumbild die verschiedenen Sekten benennt. Dieser Lettner,[1]) das heißt Emporkirche oder Chor für Kirchenbesucher bestimmt, ist auch auf dem Holzschnitt gezeichnet und stimmt in seiner Form völlig überein mit den in der oberen Kirche zu Assisi angebrachten Chören. Namentlich mit dem oberen links vom Haupttor angebrachten Chor, der mit einer Türe zu einem ins Freie führenden Gang versehen ist. Der im Bilde auf dem Lettner stehende, in einen Mantel gehüllte und mit einem hohen Hut bedeckte Mann ist der Dichter selbst. Von dem Gesicht sieht man wenig, weil die Krempe über die Augen reicht. Er trägt hier nicht einen zugespitzten Kinnbart, wie in einem späteren Bildnis (Hauffen 1, V f.), sondern einen runden Vollbart.

Es ist wahrscheinlich, daß Fischart sich schon in Assisi oder bald darnach eine Skizze gemacht hat, nicht nur des Innern der oberen Kirche, sondern auch der Anordnung der Vertreter verschiedener Barfüßerorden und daß Stimmer diese Skizze für den Holzschnitt ausgeführt hat. Es ist anzunehmen, daß Fischart zeichnen konnte. In der Geschichtklitterung (269) sagt er: „alsbald will ich mit meiner gemälartlichen Hand fertig sein, euch dieselbe fürzureissen.“ Und in der Vorrede zu den Papstbildnissen: „die künstlicheit des Malens ... ich (wiewol diser kunst) ein vngeübter, doch ohn rhum zumelden ein geneigter vnd ergebener.“

In einer späteren Ausgabe des zuerst 1542 erschienenen Alcoran des Erasmus Alberus, vom Jahre 1614, die durch mehrere Anhänge erweitert ist,[2]) wird die umfänglichere, also erste Fassung des Bar-

---

bucher, Die Orden und Congregationen 1, 275.) „Achates“ sprichwörtlich für einen treuen Genossen (nach dem Gefährten des Aeneas auf der Flucht von Troja).

Burkard Waldis hat vor Fischart während seines Aufenthaltes in Italien Ostern 1523 bis Ostern 1524 (Milchsack, Waldis. Ergänzungsheft zu Braunes Neudrucken Nr. 30, S. 13 Anmerkung) Assisi besucht und später in seinen Fabeln (Esopus 1548 III, 100, V. 98–115) das Franziskanerkloster und die dazu gehörigen Kirchen beschrieben und auch wie Fischart die Wunden der heil. Katharina von Siena (V. 152 ff.) erwähnt. Diese Ausführungen sind ganz abweichend von Fischart und haben durchaus nicht auf ihn eingewirkt.

[1]) Lettner, aus dem mittellateinischen Lectorium-Lesepult, dann ein im Chor der Kirche erhöhter Ort, Emporkirche für Sänger und auch für Zuhörer (vgl. Deutsches Wörterbuch 6, Sp. 794).

[2]) Da Schnorr die Ausgabe von 1614 nicht erwähnt und Meusebach (103) nur die ersten Zeilen des Titels wiedergibt, sei hier der im Gegensatz zur ersten Ausgabe sehr umfängliche Titel mitgeteilt, und zwar aus dem Grunde, weil hier die Abhängigkeit von Fischarts Titeln, namentlich von der Geschichtklitterung ersichtlich ist, ähnlich wie beim Mayhinklers Sack (oben S. 158 f.) und bei den Mirabilia Urbis Romae (unten S. 258 f.).

füßerstreites wieder abgedruckt mit dem Titel: „Der Barfüsser Secten vnd Kuttenstreit“ (weiter wie die Überschrift über dem Holzschnitt A bis durch) „Johann Fischer M. G.“ (Signet) „Gedruckt im Jahre 1614.“ Dann folgt das Reimgedicht auf Blatt 105—181 in der Rechtschreibung des Originals, aber mit vielen Abweichungen. Am Schlusse steht: „Ende deß GuckelFrantzen Kuttenstreits.“ Zwischen dem Titel und dem Reimgedicht ist ein Blatt in Groß 4° eingeklebt, das wieder den Holzschnitt des Barfüßerstreites zeigt. Darüber die lateinischen Worte: Versic. Francisca. Franciscus est in Coelo. / Responsio. Quis dubitat de illo? / Antipho. Totus Mundus. Unter dem Holzschnitt in der Berliner Ausgabe leoninische Verse in drei Spalten. Atque hi sunt Patres, qui quaerunt nullibi Matres / . . . Atque hi clamantes bene, post se cuncta vocantes etc. In meinem Exemplar aber in vier Spalten ein deutsches Reimgedicht, das bestimmt nicht von Fischart ist, nicht nur weil es erst 1614 erscheint, sondern weil es auch in Sprache und Wortschatz von dessen Art abweicht und schließlich weil der unbekannte Verfasser, wie es aus Vers 27 und Vers 33 hervorgeht, Johannes Nas und Dominikus nicht kennt.

[1] Ein zierlich schön Contrafactur
Der Rollbrüder Schar vnd Figur,
Der Bettel Mönch vnd Closterfrawen,
Der Blätling, wie man hie thut schawen.
Secht, wie sie nur dem lieben Frantzen
Vmb Händ, vmb Füß vnd Kopff thun tantzen,
Wann er wer die fettst Closter Katz
Vnd sollt außstehn ein solchen hatz,
So wer er doch wol zu betauren,
Daß jhn die Mönch die schlimmen Lauren

[2] Also zerzerren vnd zerreissen,
Er möcht vor angst in d'Hosen schmeissen.
Von jhm will jeder ein Fetzen haben
Auß diesen feinen saubern Knaben.
Einer mit Scher vnd Elenmeß,
Der ander ropfft sein Bart so fräß:
Sein Buch, sein Ablaß habens gnommen.
Wie will Sanct Frantz in Himmel kommen,
Sein Kapp, sein Jupp, sein beyde Füß,
Das Hembd, das Gelt, das Cruzifix.

Alcoran. | Wundermäßige | Abenthewrliche Geschichtbe-|richt Von der Barfüsser Münch Eu-|lenspiegels Francisci Leben, Thaten, Wunderwercken, die er, wie ein rechter Meister Hemmerlin vnd | Cuntzenjäger, so Affenboßirlichen nachgesprungen ge-|gaucklet vnd Fabionirt, daß es jhme keiner | je zugeschweygen vorgethan hette. | Welchem | Eine nicht weniger zeitkürtzende ver-|gleichung seines Spießgesellens Benedicti, mit | dem Propheten Esaia, Menniglichen zu ergrübelirung, | spintisirung vnd tieffgründiger Vrtheil, Welcher vnder diesen | beeden die artigsten Bossen gemacht vnd erwiesen, auch den schö-|nen Catherinsenischen Regel: Rosen: Beyelkrantz erobert, gewunnen, vnd vnsern grossen Guckelhanen | auß Indianen ertantzt habe. Sampt | Deß Wunderthätigen Guckel Frantzen Kutten |streit, wie seine Nachkömling, die geschorne Platten Kut-|tenhengst vnd Kappenbrüder sampt jhren Quadricornuten | sich vmb dieselbige, vnd sein verlassenschaft, in jhrer abtheilung gespriſſen, gerissen vnd vertheilet haben. | Zugefügt, zusammengesetzt, gantz vngepletzt | ans Tagliecht gestellt. Gedruckt im Jahr MDCXIIII. (Die gesperrt gedruckten Zeilen rot.) (Exemplare in Berlin Kgl. Bibliothek Dh 1716; Darmstadt, Göttingen, Nürnberg Germanisches Museum und in meinem Besitz.)

[3] Dort thut sich einer zfegen steissen,
Auch zwen vmb seine Schuh sich schmeissen,
Thuch, Hosen, Sack, was soll ich sagen,
Zwen Blättling an einr stangn tragen.
Zwen ziehn an seiner Cord vnd Strick,
Der sich an jhr Halß artlich schickt.
Herr Nasch mit O. vnd S. kompt auch,
Vnd macht dem gschmeiß ein guten Rauch.
Beed Nonnen, Kätt vnd Clara rein
Sein Pater noster zwischen d'Bein
Vnd Bensel soll jhr eygen sein.
Drey Päpst lacht auß vnd Kuttenstreit
Herr weit Gosch so am Laden leit.
Summarum all jhr Geistlich Stand,
Ihr Wallfahrt, Seelmeß, Menschentand
Ist Gott ein Grewel, Sünd vnd Schand.
Ihr Gschlecht, jhr Orden, Stand vnd Leben
Wird die verzeichte Taffel geben.

Sechs Jahre später erscheint ein besonderes Folioblatt. (Exemplare in Berlin, Kgl. Bibliothek und in Wolfenbüttel. Von Goedeke 2, 491 kurz erwähnt.) Auf diesem Blatt ist wieder der Stimmersche Holzschnitt angebracht. Über dem Bilde folgende Überschrift:

Kompt her, secht zu jhr lieben Herrn,
Wie doch die Kuttenhengst sich zerrn
Vmb Strick vnd Schuch, Kutten vnd Kappn,
Das mögen seyn wol rechte Lappn.

Unter diesem erscheint von einem unbekannten Bearbeiter die kürzere Fassung des Barfüßerstreites nochmals um 75 Verse gekürzt. Die einleitenden Verse und der Dreireim am Schluß sind selbständig hinzugefügt an Stelle des früheren Eingangs und Abschlusses. Die Verse zu den einzelnen, mit Nummern versehenen Personen des Bildes sind zum größten Teil aus der älteren Fassung übernommen, doch viele davon etwas abgeändert. In einzelnen dieser Absätze sind mehrere Verse gestrichen, so bei Nas 10 Verse, bei den Päpsten 6 Verse.

[1] Kombt her, secht zu jhr lieben Leut,
Hier ist ein rechter Closter streitt.
So manche Kutt, so mancher Ordn,
Die Bettelmünch sind vneins wordn.
Sie können sich nicht mehr vertragn,
Hört kurtz wil ich die Warheit sagn.
1. Anfangs nun ist Eim frommen Man,
Sanckt Löwn, Francisci groß Caplan
Erschienen, hat geführet jhn
Auff einen Hohen Läitner hin,
2. Franciscum jhm gewiesen dort,
Wie Er grewlich an vielen Ortt
Zerrissen wird auff allen seitn
Von seinen Eignen Ordens Leutn.
Darumb wird hie erklärt darbey,
Was jedes thun vnd lassen sey.
3. Nemlich ein Nonn steht da zu handt,
Die geht vmb mit Francisci handt
Vnd wolt jhm gern die wund verstreichn,
Auff das sie auch hett solch Mahl Zeichn.
Von Senis ists Sanct Katharein,
Eins Ferbers Tochter sol sie sein.
Die sagt, als sie worden verzuckt,
Hab Ihr Maria eingedruckt
Die Fünff Wunden, welche fortan
Franciscum einen stoß gethan.
4. Als Katharein war schier verschwundn,
Zu Bern ein Schneiderknecht sie fundn,
Dem äytzen sie Fünff Wunden ein,
Setzten jhn vber Franciscum fein.
Drumb sticht der Schneider hie dem Frantzn
Das Hertz ab, mit der Schneider Lantzn,
Vnd schneidt die Hand ab mit der Schär,
Das Er sich in solch wund verkehr.
5. Hernach der Bartecht, der dort steht,
Dem das Hembd aus den Hosen geht,
Der sein Patron am Backen Zerrt,
Als ob Er Haar von jhm begert,

Ist aus der Chiaciner Sect,
Die gern Warm in den Hosen steckt.
Sie haben all Bärt in gemein,
Lind Schuh, solch Gsellen zärtling sein.
6. Bald folgt darauff ein Capucinr,
Der will auch sein Francisci Dienr,
Der trennt sich vmb die Kugel sehr,
Die weil er kombt vor andern her.
[2] 7. Sich, welcher bringt das Bettbuch do,
Rühmt sich vom Evangelio,
Die Regl tragn Sie an Corden hrumb,
Sagn, es sey das Evangelium,
8. Der das Cruzifix trägt zum Schein,
Vom Orden Pauperes will Er sein,
Die tragen ein Creutz an der Kutn,
Schlagen sich offtmals, das sie Blutn.
9. Sich, wie sich spert ein ander Ordn,
Welcher genandt ist von der Pfortn,
Von Portiuncula (steiff latein),
Der will den Ablaß brieff allein,
Den Maria dem Frantz versprochn,
Allen die durch ihr Kirchthor krochn.
10. Die selbn, die an der Kutten reissn,
Will einr ein Amadeer heissn.
Sonst gnant Bruder von Gottes lieb,
Die ich gern mit eim D. beschrieb.
11. Dieser sich ein Pauliner nennt,
Für Faul- vnd Mauldienr man sie kent.
Einr hat ein Kutt, bald weiß, graw, schwartz,
Einer weit, Eng, bald lang die Spatz.
Bey Kuttenhängsten mancher streitt
Fällt für, sind das nicht närrisch Leutt?
12. Sanct Clara kombt aus jhrem Clostr,
Greifft zwischen dem Bein zum Pater nostr.
Sie hat gstifft bsonders Bettels gliedr,
Die nennen sich Clarinen Brüdr.
13. Welche geschürtz hie nackend knihn,
Am rechten Fuß Franciscum zihn,
Die Minoriter thut mans heissn,
Welche sich offt mit Geisseln schmeissn.
14. Auff Holtzschuh kompt der Observantz.
Ist nichts, on obs vnd Kreuter gantz.
15. Der Bosiainr tregt Schuh von Seil,
Vermeint nur Er komm zu dem Heil.
16. Der mit dem Besem zeucht herumb,
Den Staub fleissig zukähren vmb,
Ist von dem Orden Minimi.
Seind sonst die Minsten dort vnd hie.
17. Es sind noch andere Schubrittr,
Dieselben heist man Minoriter,
Dan sie drumb zanckn vnd sich schlagn.
Was Frantz für Schuh hab angetragn.
Der Eine thut von Holtz Schuhn sagn,
Der Ander wils von Leder tragn.
18. Der mit der Geltbüchs ist bekennt.
[3] Aus der Collekter Rott sich nennt,
Die Geld samlen zu Kloster bawn,
Da doch Frantz wolt kein Gelt anschawn.
19. Si da, dort tragen Zwen die Brust,
Den Bettelsack vnds Hosentuch.
Der Ein vom Frölichen Ordn,
Welcher Gaudentes gnent ist worden.
20. Von Augustin ist dieser fein,
Stymmelt an Zähn die Strimpfe sein
Vnd schneidn oben noch darzu
Drey Schorenstein Löcher in die Schuh.
21. Sich dort ziehen zwen Knöpff die Cordn,
Der ein ist Reformator Ordn,
22. Der Ander ein Conventual,
Die zancken vmb den Strick zumahl
Der Ein wil zwölff knöpff an sein Seil,
Der Ander vngrad für sein Theil.
23. Holla Hoscha, wo wolt jhr lauffn
Braudern Naß mit der Raichung Rajn,
Der auff eim Geißbock her postirt.
Damit die Spatzen zunfft Er zur
24. Dem Alexander von Ales,
Der oft den Münchs wust angreim räß.
25. Die Päbst, so kauffmanns ballen suchen,
Sind auch aus Frantzen Bettel luchen,
Aber nach dem sie Bäpst sind wordn,
Habn sie verschmächt den Bettel Orden.
Vnd nichts vom Frantzen bhalten mehr,
Als Reichthum, Kauffmann Schatz vnd Ehr.
In dem der Münch diß obgesetzt
Mit dem Mann auff dem Lättner schwetzt,
26. Rufft einer lachend vberlaut:
Sich, ligstu da du schöne Braut.

Thun dir das deine Rottgesellen,
So sey ihr Abt, der in der Helln!
Dominicus, der Predig Schwalb,
Ist diß schreiende Mertzen kalb.
Dan Prediger Münch, die Schwalben brüder
Sind Barfüssern den Spatzn zuwider.

Also habt ihr in einer Summn
Den Kapp- vnd Kutten streit vernummn,
Welchen die Kuttenhengst gehalten.
Das sey gesagt Jungn vnd Altn,
Ich beschließ hiermit vnd laß Gott waltn.
Ende.
Gedruckt Im Jahr 1620.

Der Alcoran von 1614 hat nicht mehr die Vorrede des Alberus und über die Ausgabe von 1573 hinaus ungefähr 50 derbe Randbemerkungen mehr zu den Legenden und außer den erwähnten Anhängen noch eine Benedikter-Dichtung (Blatt 92—103).

Fischart sagt am Schluß des Barfüßerstreites:

Naaß, das ist nur der Spatzenkrieg,
Wart, biß die Schwalb hernacher flieg
Vnd dann der Benedicter Sieg.

Unter der Schwalbe ist natürlich das „Dominici Leben" gemeint.[1]) Der Benedikter Sieg ist aber jedenfalls ungeschrieben geblieben. Die dem Alcoran eingefügte Benedikter Dichtung ist nicht von Fischart verfaßt, abgesehen davon, daß sie erst 1614 gedruckt wird, spricht auch noch anderes dagegen. Meusebach (104) sagt: „Der Titel dieses Berichtes und die Behandlung des Gegenstandes scheinen mir nicht ganz von Fischarts Art und Kunst zu sein." In einem Vergleich zwischen Elias und Benedikt werden das Leben und die Wunder dieses Ordensstifters in ganz nüchterner und humorloser Weise erzählt. In Sprache, Rhythmus, Auffassung nichts von Fischarts Art. Ferner erwähnt Fischart den Barfüßerstreit und das Dominici Leben im Bienenkorb (vgl. oben S. 88 f.) und den „Schwalb und Spatzenhatz" in der Geschichtklitterung (21, Z. 3). Wenn der Benidikter-Sieg fertig gestellt worden wäre, fehlte er gewiß nicht bei diesen Stellen. Der unbekannte Herausgeber der letzten Ausgabe des Alcoran wird vielleicht durch die Schlußreime des Barfüßerstreites angeregt worden sein, diese Dichtung zu verfassen. Wie im Barfüßerstreit dem heiligen Franz dessen Lieblingsschüler Leo, so wird hier dem heiligen Benedikt sein Lieblingsschüler, der heilige Maurus an die Seite gestellt. Der Titel dieser Dichtung lautet:

Bericht | Welcher gestalt | sich Sanct Benedictus | deß Benedictiner Ordens Erster | Stiffter, in vielen stücken mit dem Pro |pheten Elia vergleich, auß alten Legen |den zusammen gezogen, vnd in | Teutsche Reymen | verfasset. (Signet.) Gedruckt im Jahr MDCXIIII.

[1]) Vgl. dazu die Fabel Luthers von der Schwalbe und dem Sperling, in der ein Streit zwischen Barfüßer- und Predigermönchen erzählt wird. (Luthers Dichtungen herausgegeben von Goedeke, S. 189 f.)

Der Schluß des Prologes sagt:

Daß aber Maurus seim Bericht
Viel Fabelwerck hab angedicht,
Daß wird ein jeder selbs mutmassen
Doch wöllen wir jhn reden lassen.
Ist's nicht wahr, bringt es doch kurtzweil
Fehlts vmb ein schritt, triffts drumb kein Meyl.

Die Überschriften der einzelnen Abschnitte geben in lateinischer Sprache die Vergleiche zwischen Benedict und Elias an. Patria et Parentes. Vocatio. Reges sub quibus uterque vixit. Hostes animarum. Cibus utrique miraculose praebetur. In annonae caritate copia. Pluviae de coelo provocantur. Resuscitatio mortuorum. Transitus ad alteram vitam. Der Anfang des „Beschlusses" lautet:

Was ich droben hab geschrieben,
Das ist mir vberblieben
Von den alten Legenden,
Darmit die Münch schier schenden
Die Biblischen Geschicht
Mit jhrem falschen Gedicht.
Was vns die Schrifft zeigt an,
Bringen sie auff die bahn
Als hetten sie es gethon . . .

Die oben erwähnte Anspielung:

Wird der Orden dann alt,
Daß man nichts von ihm halt,
Geht bald ein andrer an,
Deß wir Exempel han
Zu vnsren Zeiten viel.

Die Unterschrift lautet: Ex Mauri Monasterio in Vasgavia. (Das im 6. Jahrhundert gegründete Benediktiner-Kloster Maursmünster in Unter-Elsaß am Fuß der Vogesen.)[1]

Zwei spätere Ausgaben des Alcoran o. O. u. J. (Goedeke 2, 444, 16[b]) und 1573 ohne Angabe von Ort und Verlag (Berlin, Kgl. Bibliothek und Dresden) bringen in einem Anhang „Der Barfüser Münch Zehen Gebot". Meusebach (104) meint, sie könnten von Fischart sein. Diese Strophen sind sehr anspruchslos und zeigen nichts ausgesprochen Fischartisches. Wahrscheinlich hätte Fischart bei Erwähnung des Alcoran[2]) nach dem Jahre 1573 im Bienenkorb (E 30[a])

[1]) Der unbekannte Verfasser hat für die Benedikt-Legenden jedenfalls die Quelle De probatis vitis Sanctorum ab A. Lipomano olim conscriptis nunc a Fr. L. Surio emendatis et auctis. Coloniae. 1570—1575 (zum 21. März) benutzt.

[2]) Fischart spielt im Barfüßerstreit auf den Alcoran an. Vers 19 „Barfüsserischen Mahomet", Vers 24 „Prophet Mahomet". Im Dominici Leben, Randbemerkung bei Vers 140 ff. „Alcoran der Franciscaner durch M. L.". Hier benutzt er auch mehrere Legenden aus dem Liber conformitatum für V. 35 ff., 2037 ff., 3240 ff., 4682 ff. Die Franzlegende erwähnt er auch im Flöhhaz B. V. 1119.

und in der Geschichtklitterung (241) seinen Anteil daran erwähnt, wenn er wirklich der Verfasser dieser Strophen gewesen wäre. Die typographische Herstellung der genannten Ausgaben zeigt außerdem, daß sie nicht von Jobin in Straßburg verlegt worden sind.

Der Barfuser Münch zehen Gebott.

1.
Diß sind die Höllischen zehen Gebot,
Die Franciscus der München Gott
Hat geben in sein Regel new
Durch Teuffels list vnd triegerey.

2.
Gott soll nit sein allein dein Herr,
Sonder volg auch Francisci Lehr,
Dem soltu gantz vertrawen dich,
So wirstu selig sicherlich.

3.
Francisci namen soltu Ehren,
Geleich dem namen Gottes Herrn,
Geloben bey seim namen milt,
Das du sein Regel halten wilt.

4.
Du solt heyligen Francisci tag,
Dazu ein grawe kappen trag,
Trag holtzschuch, mit eim strick dich gürt,
Das heißt ein geystlich leben gfürt.

5.
Du solt nit ehren noch gehorsam sein
Dem Vatter noch der Mutter dein,
Thu was dich heißt der Guardian,
So würst das ewig leben han.

6.
Du solt verdammen zorniglich
Die dein Orden hassen vnd dich,
Hab lieb in gedult vnd sanfften mut
All, die dein Brüdern thun das gut.

7.
Den Ehstand halt stets für vnrein,
Ob gleich dein hertz vil weiber meyn.
Im schein halt keusch das leben dein,
Das thu nur wenn du bist alleyn.

8.
Gelt anrüren halt nicht für gut,
Verzeer der armen schweiß vnd blut.
Laß sie auffthun jr milte handt,
Setz jn dafür ein Meß zupfand.

9.
Du solt Gots falscher zeuge sein,
Verkauff dein werck vnd Ablaß fein,
Das Fegfewer kanst auch löschen du
Mit betten, Fasten decken zu.

10.
Ob du deins nechsten weib vnd hauß
Begerst vnd wirt doch nichtes drauß,
Dauon du kein gewissen hab,
Dein Regel wescht dirs alles ab.

11.
Die Gbott den München geben sind,
Das sie gleich wie die Teuffels kind
Erkennen nicht, noch leeren wol,
Wie man für Gott leben soll.

12.
Dafür bhut vns Herr Jesu Christ,
Der vnser mittler worden bist,
Mit Ordens thun ists gar verlorn,
Alt Müncherey verdient Gotts zorn!
Kyrie eleyson.

Die lateinische Fassung des Alcoran ist gleich nach der deutschen erschienen.[1]) Später folgt noch eine von Konrad Badius besorgte französische Fassung. Der Titel der ersten Ausgabe lautet: L'alcoran des cordeliers, tant en latin qu'en françois: C'est à dire, la mer des blasphemes et mensonges de cest idole stigmatizé,

[1]) Schnorr von Carolsfeld, Erasmus Alberus. Dresden 1893 (S. 57) vergleicht beide Ausgaben, nennt aber nicht den Titel der lateinischen Fassung. Er lautet: Alcoranus franciscanorum, id est blasphemiarum et nugarum lerna de stigmatisato idolo, quod franciscum vocant ex libro conformitatum. (Auctore Erasmo Albero cum praefatione Martini Lutheri.) Francofordi. P. Brubachius. 1543. Spätere Auflage Deventer 1651. Schnorr erwähnt

14*

qu'on appelle S. Francois, recueilli par M. Luther, du liure des conformitez de ce beau S. Francois, imprimé à Milan l'an 1510, et nouvellement traduit. Genève. Conrad Badius 1556. Die zweite Ausgabe ebenda 1560. (Paris, Bibliotheque nationale.) Die dritte mir vorliegende Ausgabe hat folgenden Titel:

L'Alcoran des cordeliers. Tant en Latin qu'en François. C'est à dire, recueil des plus notables bourdes & blasphemes impudens de ceux qui ont osé comparer Saint Francois à Jesus Christ: tiré du grand livre des Conformitéz iadis composé par frere Barthelemi de Pise, cordelier en son vivant. Parti en deux livres ... Le tout de nouveau reveu & corrigé. A Geneve. Par Guillaume de Laimarie. L'an MDLXXVIII. Zwei Bücher in einem Band (Prag 21 L 61). Eine Vorrede von Conrad Badius, worin er sich über den Liber conformitatum äußert und hinzufügt: Mais le S. esprit n'a pas permis qu'un tel sacrilege fust enselevi, car il a suscité le docteur Erasme Albere, bon serviteur de Jesus Christ, lequel pour manifester l'abus, l'erreur, le mensonge, le blaspheme et sacrilege de ceste pernicieuse secte de diables gris, a fait un extrait des abominations plus apparentes de ce livre des Conformitez, sans y changer un seul mot et a intitulé son recueil, du nom d'Alcoran usw. Es folgt hierauf die lateinische Ausgabe mit den Vorreden Luthers und des Alberus und hinter jedem Absatz die französische Übersetzung, ferner zum französischen Text umfängliche Randbemerkungen, welche Erläuterungen, spöttische Bemerkungen, Ausrufe und Bibelstellen, die den Text Lügen strafen sollen, enthalten. Zuletzt ein französisches Gedicht von Badius. Dieser Bearbeitung des Alberusschen Alkoran folgt nun als selbständige Zugabe ein zweiter Teil, worin Badius weitere Auszüge aus dem Liber conformitatum mit einer Übersetzung und Glossen in französischer Sprache zusammenstellt unter dem Titel: Alcoranus Franciscanorum Latino-Gallicus. Id est, Epitome praecipuas fabulas et blasphemias complectens, eorum qui B. Franciscum ipsi Christo aequare ausi sunt, idque cum salubri Antidoto: excerpta ex amplo Conformitatum libro ... Genevae 1578.

Die zweite Auflage in zwei mit Goldpressung versehenen Lederbänden und mit schönen Kupferstichen von B. Picart ist mit einem im wesentlichen unveränderten Titel Amsterdam 1734 erschienen. (Prag 21 E 73. Berlin, Kgl. Bibliothek). Schließlich erschien noch eine englische Fassung: The Alcoran of the Barfoote Friers ... 1550 und 1603. (London, British Museum.)

6. Accuratae Effigies Pontificum.

Der langjährige Bibliothekar der vatikanischen Bibliothek, Augustinermönch Onuphrius Panvinius aus Verona (1529—1568), verfaßte neben vielen anderen Schriften auch Werke zur Papstgeschichte. Zuerst Romani Pontifices et Cardinales a Leone IX. ad Paulum

auch nicht die französischen und englischen Übersetzungen. Kolde in seinem Artikel Alberus (Real-Enzyklopädie [3] 1, 287—289) erwähnt nur ganz kurz die Ausgabe von 1542.

IIII. Venedig 1557, wo die Reihe der Päpste von Anfang an bis in seine Zeit, mit kurzen Biographien vorgeführt und von Leo IX. (1049) an auch die Liste der von jedem Papst ernannten Kardinäle verzeichnet wird. Ferner das Bildwerk Panvinii Veronensis XXVII Pontificum maximorum elogia et imagines accuratissime ad vivum aeneis typis delineatae. Romae. Anno 1568.[1]) Mit einer lateinischen Vorrede. Achtundzwanzig Papstbilder, und zwar zuerst die Bilder der sieben jüngsten Päpste Paulus III. 1534— Gregor XIII. 1572 und dann einundzwanzig Papstbilder von Urban VI. 1378— Clemens VII. 1534. In dieser Reihe auch ein Gegenpapst Felix V. Zu jedem Bild eine lateinische Lobrede und zu sieben Bildern lateinische Gedichte.

Eine neue Ausgabe besorgte Jobin Anfang des Jahres 1573 unter dem Titel: Accuratae effigies pontificum maximorum ... ab O. Panvinio ... Germaniceque interpretata. Eygenwissenliche vnnd wohlgedenckwürdige Contrafeytungen oder Antlitzgstaltungen der Römischen Bäpst, an der Zahl 28. von dem 1378. Jar, biß auff den heut Stulfähigen, künstlich angebildet. Auch mit Summarischen jhres Lebens Rhumschrifften, erstlich inn Latein, nachmals durch verdolmetschung J. Fischaert. G. M. Teutsch ... Argentorati 1573.[2])

In dieser deutschen Ausgabe findet sich statt der lateinischen eine deutsche Widmungsrede samt einem lateinischen Lobgedicht in Distichen an den Bischof Melchior von Basel, die von Jobin unterschrieben, aber bestimmt von Fischart verfaßt sind. In dieser Vorrede bringt Fischart die deutsche Kunst und die deutschen Künstler zu Ehren gegen die 1568 in zweiter umgearbeiteter Auflage erschienene Schrift von G. Vasari Vite de pittori italiani, worin der Anteil der Deutschen an der bildenden Kunst verschwiegen oder verkleinert wird. Wenn Fischart in dieser Widmung den genialen Hans Holbein mit Tobias Stimmer in einem Atem als ebenbürtige Künstler rühmt, so ist das nur durch freundschaftliche Voreingenommenheit zu erklären. In

[1]) Exemplare in Berlin, Kgl. Bibliothek Cd 1841 und München, Hofbibl. 2° J. Can. U. 121/3. Trotz diesem Titel enthält die Schrift 28 Papstbilder, und zwar auch von Gregor XIII., der erst am 13. Mai 1572 zum Papst erwählt wurde. Es muß also der alte Titel beibehalten worden sein, nach dem Tode des Panvinius der Druck gestockt haben und diese Schrift mit der Ergänzung im Herbst 1572 herausgekommen sein. In der vom Februar 1573 datierten Vorrede von Jobins Ausgabe wird eine Vorlage von 1570 erwähnt, die aber wohl mit dem eben genannten Druck identisch sein muß, weil Jobin auch Bild und Beschreibung von Gregor XIII. übernimmt. In dem Artikel Panvinius (Kirchen-Lexikon 9, 1366 f.) werden die oben behandelten Schriften nicht erwähnt.

[2]) Ausführlicher Titel und Abdruck der Vorrede samt dem Widmungsgedicht bei Wackernagel a. a. O. 149—160 (Exemplare dieser Ausgabe Aarau, Berlin, Kgl. Bibl. Cl 2050 a; Breslau, Stadtbibl.; Dresden; Göttingen; München, Hofbibl.; Nürnberg, Germanisches Museum; Straßburg, Kunstmuseum; Wolfenbüttel; Zürich, Stadtbibl.).

dieser Ausgabe sind die achtundzwanzig Papstbilder der Vorlage in chronologischer Folge angereiht, also von Urban VI. bis Gregor XIII. Die Kupferstiche des Originals werden hier in verkleinerten Holzschnitten nach Zeichnungen von Tobias Stimmer wiedergegeben, und zwar mit neuen Umrahmungen, ornamentalen Passepartouts in der Weise dieses Zeichners in vier verschiedenen Mustern.[1]) Jedes Bildnis hat eine Überschrift und eine Unterschrift (mit der Zeit der Regierung) in lateinischer und deutscher Sprache. Auf der nächsten Seite folgt die lateinische, auf der dritten die deutsche Prosabeschreibung.

Diese Beschreibungen und die Gedichte hat, wie es schon auf dem Titel steht und aus dem Stil hervorgeht, Fischart übersetzt, und zwar ohne sachliche Änderungen, nur mit stilistischen Erweiterungen. Auch die vielen rühmlichen Aussprüche über die Päpste, sowie die Ausführungen über die Evangelischen übernimmt er ohne Zwischenbemerkungen, weil eben die Darstellung ungeändert bleiben sollte. Z. B. Eo pontifice (Leo X.) M. Lutheri et Zwinglii scripta in pontificiam hierarchiam audivi primo sunt coepta H 1ᵃ „vnder seiner Regierung seind zum ersten mal des M. Luthers und Zwinglis Schrifften wieder die Heylig Bäpstlich Obrigkeit in ein ruff kommen“. Beispiele für stilistische Erweiterungen: „Montes constituit vectigalia auxit, cupididatis notam non effugit K 3ᵇ „Das vnablößlich Gelt, welches man die Gelthauffen zu nennen pflegt, auffgebracht. Die Zöll gesteigert und gemehret. Die Nachred der vnzimlichen begirigkeit nicht entflohen“. Zweigliederige Formeln: Cum rudi hoc Elogio „A 2ᵃ „mit diser einfältigen vnd etwas vnartigen Lob- vnd Vberschrift“. — Amissum recuperavit A 3ᵇ „das abfällig gemacht vnd verloren, wieder erobert und gewunnen“. — Pontificatu se abdicavit B 2ᵇ „Bäpstliche gezierde vnd würde auffgekündet vnd übergeben“. — concilium B 2ᵇ Concilij oder Kirchenratsversamlung“. — Für Fischart bezeichnende Ausdrücke: per jocum, B 4ᵃ „Redschimpffig“. — Synodus D 2ᵃ „Kirchensamnuß“. — Conjurationem Urbanam D 3ᵇ „den auffrhürischen Pundschuh“. — imperii dulcedine B 2ᵇ „von wegen anmutiger süßigkeit einhabendes Gewalts“. — Logicae philosophiae K 3ᵇ „der redkünstlichen Philosophy“.[2])

---

[1]) Ausführliche Beschreibung der Papstbildnisse bei Andresen 3, 97—100.
[2]) Beispiel von Fischarts Verdeutschung einer Prosa-Elogie.

L 2ᵃ Gregorius XIII. Papa. Modernus.

D. Boncompagnon nobili familia oriundus: mortuo Pio Quinto ex Cardinale, mense Maio, Anni mille-

L 2ᵇ Der Heut Regirende Bapst Gregor, der Dreizehende.

H. Boncompagnon, oder Gütgsell, auß einem Edelen Geschlecht erboren: Würd nach tödlichem abgang Pij des

Von den sieben lateinischen Gedichten des Originals zeigt das erste gereimte Hexameter, 2—4 Hexameter, 5—7 Distichen. Außer dem vierten Gedicht, das ausdrücklich als Epigramma („Rhumschrifft“) bezeichnet wird und in der Mitte der Lebensbeschreibung steht, sind alle anderen Gedichte in Form von Grabschriften abgefaßt und am Schluß der Lebensbeschreibungen angebracht.

Fischarts Verdeutschungen dieser Gedichte halten sich auch genau an die Vorlage, doch zeigen sie, namentlich die vier kürzeren, bemerkenswerte stilistische Abweichungen, darum seien hier einige Beispiele angeführt.[1])

simi, quingentesimi septuagesimi secundi Pontifex Maximus denuntiatur, paucisque diebus post pro more in summo templo Romae creatur. Sedet modo ad gubernacula Ecclesiae Imperante Invictissimo principe Maximiliano Secundo Austrio Augusto Caesare: Initio statim Pontificatus sui Indulgentias indulgentissimas Christiano orbi communicavit. Foedus sacrum a Pio V. antecessore suo cum Venetis, Philippoque Rege Hispaniae contra Turcicam Tyrannidem initum, aliquandiu continuavit. Eo Pontifice in Gallijs Augusto mense bellum, quod per unum annum sopitum fuerat, caesis principibus adversae Religionis, a Rege Carolo Nono redintegratur. Bellum etiam in Belgico Wilhelmi Auraici principis contra Albanum Ducem renovatur. Deus faxit, ut omnia pro paterna sua Clementia ad exaedificationem Ecclesiae suae gubernentur.

Fünfften auß einem Cardinal, in dem Monat Maio, des Tausenden, Fünff hunderten, zwey vnnd sibenzigesten Jars, zu einem Römischen Bischoff, oder Bapst erkoren, vnnd in wenig tagen nachher nach gewonlichem stattlichem gebrauch, in der Obersten Hochstifftkirchen zu Rom offentlich bestättiget vnnd gekrönet. Besitzet jetzumal noch zůr zeit den Römischen Stůl, bey der Kayserlichen Regirung des Durchleuchtigesten, vnüberwindlichsten Fürsten vnd Herrn Maximilian des Andern, so auß dem weitlöblichen Oesterreichischem Stammen her ist hochgeboren. Gleich zu erstem eingang seines Kirchengewalts, hat er gnädigsten Ablaß der Christlichen Gemeinde mit getheilet: Die Heilige Verbündnuß von Pio dem Fünfften mit den Venedigern vnd dem König auß Hispanien Philippo wider die Türckische Tyranney eingangen, eine zeitlang außgeführet. Ferrners ward vnder seinem Bapstumb im Augstmonat der Krieg, so bey einem Jar berhuwiget gewesen, in Frankreich widerumb, nach dem die fürnemesten der widerwärtigen Religion zu Paris hingericht vnd vmgebracht worden, von König Karln dem Neundten vernewert. Zu gleicher zeit hatt auch der Printz von Oranien in dem Nider Teutschland den Krieg wider den Hertzogen von Alba vor die hand genommen. Der Allermächtigst Gott vnd Herr wolle alle, beide vorstehende vnd zukünfftige sachen, nach seiner Vätterlichen güte, zů auffbaw seiner Christlichen Kirchen, verwenden.

[1]) Die deutschen Reime abgedruckt bei Kurz 3, 51—56.

(B 3b)
Summus pastorum Alexander quintus et omnis
Scripturae lumen, sanctissimus Ordo Minorum,
Quem dedit et proprio Cretensis nomine Petrus,
Migravit Anno Domini MCCCCX.

(B 2a)
Maximus Ecclesiae Princeps, summusque Monarcha
Ordine Gregorius bissenus clauditur arca.
Hic pro pace datus coelisti munere, semper
Ferbuit, aethereos superis munire decenter
Archischisma malum, facta haec dementia Pisis,
Ipse pius relevat, facta est Constantia testis
Cardine bis sacro pastoris conscia sede
Marchia suscepit Racaneti flavius aede.

(B 4a)
DEr höchst Hirt, das Liecht aller Gschrifft,
Bapst Alexander der fünfft gstifft,
Welcher ist vom Heiligsten Orden
Der Mindrer Brüder geben worden,
Vnd ward der Cretisch Peter gnant,
Verschied auß disem Jamerland,
Als man fünffzehen hundert zehlt
Vnd darbey zehen vngefehlt.

(B 2b)
DEr Fürst der Kirchen vnd Monarch
Gregor der zwölfft ligt hie im Sarch,
Ein Mann zům friden von Gott geben,
Eyfrig, denselben zůerheben.
Dessen ist Costentz sein Zeug worden,
Da er gab auff Bäpstlichen Orden,
Stilt also die Ertztrennung gar,
[2] Die viel Jar in der Kirchen war,
Welchs übel vnd welch Narheit groß
Vom Kirchentag zů Pisis floß.
Zweymal hat jhn sehr thugendhafft
Von Racanet die Marggraffschafft
Zů jhrem Seelhirten empfangen:
Letzlich thet er diß Grab erlangen.

(A 1b) Hac animo magnus, sapiens, iustusque Monarcha
Parthenopeus adest Urbanus sextus in arca:
Fervebat fidei latebras conferre magistris:
O, decus, his fretus semper post prandia sistris
Schismatibus magnis animo maiore regebat.
Omne Simoniacum tanto sub patre tremebat.
Quid iuvat hunc terris mortali tollere laude?
Pro meritis caeli splendet sibi gloria valde.[1])

(F 1a) Templa, domum expositis, vicos, fora, moenia, pontes,
Virgineam Trivii quod repararis aquam,
Trisca licet nautis statuas dare commoda portus,
Et Vaticanum cingere Xyste iugum:
Plus tamen Urbs debet: nam quae squalore latebat,
Cernitur in celebri Bibliotheca loco.[2])

Es ist begreiflich, daß Fischarten seine Beteiligung an dieser Ausgabe verübelt worden ist. So bemängelt z. B. Janssen (5, 341 Anm.) scharf, daß ein Mann, der ein solches Buch wider das Papsttum (Bienenkorb) ins Volk warf, es nicht verschmähte, unter seinem wirklichen Namen an einem buchhändlerischen Unternehmen zu Ehren der Päpste sich zu beteiligen. Er weist ferner darauf hin, daß die

[1]) Vgl. Kurz 3, 51 f.
[2]) Ebenda 55 f. Vaticanum = Warsagerbühel.

Päpste hier in einem ganz anderen Lichte erscheinen, als sonst bei Fischart und gibt ein Beispiel der Charakterisierung von Alexander VI.: „Ein Mann großen Gemütes, redfertig, wohlgesprächig" und mit dem kleinen Tadel „von Natur listig". Das alles aber hat Fischart wörtlich aus dem Lateinischen übersetzt: Vir fuit magni animi, sermone promptissimus, natura callidissimus. Daß er seine Lohnarbeit jedenfalls nur auf dringendes Verlangen seines Schwagers ausgeführt hat und daß er in der Vorrede nicht ein Wort zu Ehren des Papsttums gesagt hat, darauf weist schon Wackernagel (a. a. O. S. 109) hin. Jedenfalls ist es aber sicher, daß Jobin mit der Ausgabe dieses Bildwerkes ein gutes Geschäft zu machen hoffte.

7. Das Bildergedicht auf die Tierprozession im Straßburger Münster (1576).

Die Zeit, wann die satirische Prozession im Straßburger Münster um eine Kapitelsäule herum gemeißelt wurde, ist völlig unbekannt. Vor Fischart hat diese Bildwerke der lutherische Theologe Jakob Heerbrand (1521—1600 ein überaus fruchtbarer Schriftsteller, Prediger und von 1557 ab Professor in Tübingen) beschrieben und ausgedeutet.[1]) Heerbrand erzählt in seiner Schrift Refutatio defensionis assertionum Jesuiticarum de Ecclesia Christi hoc anno editae, Tübingen 1557, daß er bei einem Besuch in Straßburg 1551 in das Münster geführt und daß ihm eine auffallende, weniger kunst- als geistvolle Skulptur gezeigt wurde, die entweder ein Begräbnis oder eine Reliquien-Prozession darzustellen schien. Aus dem Umstande, daß der Hauptbau des Münsters 1277 fertig gestellt wurde, schätzt Heerbrand das Alter der Tierbilder auf dreihundert Jahre. Fischart, der durch Heerbrands Beschreibung zur Ausführung seines Gedichtes angeregt wurde, was noch erwiesen werden wird, sagt 25 Jahre später „vor meh dan trei hundert jaren". Diese Zeitangaben können natürlich nicht wörtlich genommen werden. Grandidier versetzt, auch ohne nähere Beweisführung, die Fertigstellung der Skulpturen in das 13. Jahrhundert.[2]) Wahrscheinlich hat Heerbrand von seinem Führer erfahren — was

---

[1]) Real-Enzyklopädie 7, 519—524.

[2]) Grandidier, Essais historiques et topographiques sur l'église cathédrale de Strassbourg. Strassbourg 1782 S. 264.

F. Kraus, Kunst und Altertum im Unter-Elsaß. Straßburg S. 474/8. „An dem ersten südlichen Triforium von der Vierung ab." Kraus erwähnt hier nicht Heerbrands Bericht. S. 368 wird eine Nachricht von Speckle, die dann von Schadaeus übernommen worden ist, mitgeteilt, wonach die Tierbilder nach dem Brand des Münsters 1298 ausgehauen worden seien. Diese Nachricht ist auch ohne Vorlagen von Quellen „offenbar zurecht gemacht worden".

in Straßburg allgemein bekannt sein mußte —, daß die Tierbilder sehr alt seien. Bestimmt ist es aber, daß sie noch in katholischer Zeit hergestellt worden sind. Fischart, der die Bildwerke natürlich gesehen hat, gibt über die Stelle ihrer Anbringung nähere Angaben als Heerbrand: „gegen dem Predigstul vber, neben dem Chor, ober dem gang, da etliche Adeliche Schilt hangen, inn stain vm ain Capitelsen gehauen.“ Ebenso O. Schadaeus in seiner Schrift: Summum Argentoratensium Templum: Das ist: Außführliche ... Beschreibung deß ... berühmten Münsters ... Straßburg 1617. S. 57 f. „Gegen der Cantzel vber in der höhe, da die Adelichen Schilt hangen am vmbgang bey den Fenstern findet man im Capital einer Seulen in Stein gehawen ein Esel so Meß machet ...“ Die späteren Berichte schöpfen aus zweiter Hand und besagen nichts neues. Wertvoll aber sind die Nachrichten, welche Grandidier über das Abhauen dieser Skulpturen und über einen späten Nachdruck von Fischarts Gedicht bringt.

268 f. Quoiqu'il en fût, les figures d'animaux, que nous venons de décrire, ont subsisté dans la Cathédrale de Strasbourg même après la soumission de la ville au Roi de la France. Elles furent détruites et raclées en 1685 par un tailleur de pierre catholique, qui travaillait alors comme garçon chez l'architecte Joseph Lautenschlaeger, et qui voulut par là anéantir cet opprobre de la Religion. Ces figures coûterent cher à un bourgeois luthérien de Strasbourg, qui y tenait boutique de marchand libraire. Ayant retrouvé l'ancienne planche, qui avait servi à Fischart pour les graver, il en fit tirer un certain nombre d'exemplaires, qu'il mit en vente dans la ville au mois de mai 1728, pendant l'octave de la fête Dieu. Cette vente, faite surtout dans un temps spécialement consacré au culte public de l'Eucharistie, mérita l'animadversion du Magistrat. On lui fit son procès: il fut condamné à faire amende honorable devant la grande porte de l'église cathédrale, en chemise, pieds nus, torche à la main et corde au col. Il fût ensuite banni du territoire de la ville et les exemplaires brûlés par les mains du bourreau. Ce jugement fut exécuté le 10 juin 1728.

Fischarts Reimgedicht ist mehrmals herausgegeben worden. Zunächst in drei undatierten Drucken, jeder auf zwei Foliobogen, von denen der erste die Tierbilder in Holzschnitt, der zweite die Reimpaare in vier Spalten bringt: A. Bestimmt das Original wegen der konsequent durchgeführten Rechtschreibung dieser Zeit (Straßburg 1576). Herausgegeben von Kurz 3, 57—64 und XVIII. (Zürich, Stadtbibliothek; München, Staatsbibliothek.) — B. Orthographische Abweichungen von A. Herausgegeben von Hauffen 1, 423—429 mit Wiedergabe des Holzschnittes.[1]) (Berlin, Kgl. Bibliothek Ya 2030.) — C. Mit der fehlerhaften Variante Vers 158 Vngunst] Vnkunst

[1]) Andresen (3, 213 Nr. 7) meint, daß die Bilder von H. Ch. Stimmer herrühren.

(Berlin, Kgl. Kupferstichkabinett.) Alle drei Drucke ohne Angaben von Ort, Jahr und Verlag. Spätere datierte Ausgaben: D. Straßburg bei Johann Carolo 1608 (Nürnberg, Germanisches Museum, Sammlung Schad). Wiederabdruck bei Schadaeus, Summum Argentoratensium Templum. 1617, S. 59—65. (Mit der Bemerkung: „Solches monumentum ist auch vor Jahren in Holtz geschnitten vnd mit einer schönen außlegung reymensweise durch D. Johann Fischart genant Mentzer in Truck gegeben worden.") Darnach in Scheibles Kloster 10, 1023—1031. Nachbildung von D in zwei Formaten, durch Ferdinand Reiber, Straßburg 1890. — E. Der von Grandidier erwähnte durch Beschluß der Stadt in der ganzen Auflage verbrannte Nachdruck von 1728. — Daß die Drucke A B C bei Jobin verlegt wurden, ergibt sich daraus, daß die Ausgabe D bei Jobins Nachfolger Carolus erschienen ist.

Zunächst sei Heerbrands kurze Beschreibung und Erklärung der Tierbilder mitgeteilt, die Fischarts Reimgedicht in Ausführung und Auffassung beeinflußt hat.[1])

(49 b) Anno 1551. Argentinae cum essem urbisque antiquitates videre cuperem, deductus sum in templum summum, in quo mihi in circuitu superiori e regione suggesti in columna lapidea ingenti mirabilis monstrabatur sculptura, sive exequiarum vel depositionis funebris, sive Reliquiarum sanctarum (non enim omnia calleo mysteria ista: utrumcunque sit, non magnopere curo aut laboro) non tam artificiose, quam ingeniose in saxo excisa in hunc modum: Sus et hircus gestant (es folgt eine kurze Beschreibung der Bilder).

(50 a) Haec figura est, quae illic dicto loco prostat et omnibus, qui petunt visenda monstratur. Nec nova est aut recens excisa: verum una quod facile apparet, cum ipso templo fabrefacta. Iacta autem sunt templi huius fundamenta anno Christo nato 1015. Cuius absoluta est structura (excepta turri altissima) anno Domini 1277 unde constat,[2]) effigiem hanc ante trecentos annos factam, qua sapiens antiquitas et pii tunc Christiani, qui metu tyrannidis publice et palam profiteri ea, quae sentiebant non ausi fuere (Lapides autem locuti sunt) significare voluerunt:[3]) Papatum nempe, qui magna ex parte missis et exequiis defunctorum constat, plenum esse vulpinarum astutiarum, quae tamen non mox aut facile, ut in vulpecula dormiente animadverti praesertim a simplicioribus

---

[1]) Nachgedruckt von Johannes Wolf, Lectionum memorabilium et reconditarum centenarii 2, 908—910, mit der unrichtigen Jahresangabe 1579, dann bei Schadaeus S. 65—67 ohne Nennung der Schrift von Heerbrand, so daß der Eindruck erweckt wird, als hätte Wolf die Beschreibung verfaßt. — Heerbrand reproduziert im Gegensatz zu allen anderen Beschreibungen nicht die Tierbilder.

[2]) Kraus erweist (S. 352 und 362 f.) urkundlich, daß 1015 der Grund zum Neubau des Münsters gelegt, 7. September 1275 das Langhaus vollendet und 1277 der Turmbau begonnen worden ist.

[3]) Tierreime V. 59—64, besonders 63 f. „Dann da die Prister worden Stöck, Mußten die Stain eh reden keck."

potuerunt.[1]) Qui vero fumos aut nugas istas vendicant, sui et h... assimilantur idque non temere. Sunt enim Epicuri de grege porci, fruges consumere nati, quorum Deus venter.[2])

Canis impudens est animal, quod in publico et plateis passim ... greditur, unde Cynici impudentes. Hi mores sunt scortatorum sacrificum fructusque coelibatus impurissimi, publici fornicarii et impudentes ... qui libidines istas vagas et impudicas, honesto et divinitus instituto praeferunt coniugio, palam affirmantes, minus peccare scortatorem ... dotem, quam coniugem. Et cum talibus impudicis canibus abliguriunt quaestum, quem ex funeribus et exequiis atque indulgentiis comparant. Iidem etiam per hircos foetidos designantur, qui permolunt alienas coniuges et filias honestorum saepe hominum, Ecclesiamque Dei foetore suo replent ac polluunt.[4])

Ursus praecedens, portans aquam benedictam, designat potentes ... Magnates, brachium nempe seculare, quo traditiones humanas Pontificias vi externa, gladio et armis confirmare et defendere conantur, siquidem verbo Dei et scripturae testimoniis id facere nequeant.[5]) Lupus crucem praeferens, innuit, eos, qui in Papatu tamquam fideles pastores, Christum christifixum auditoribus inculcare debuissent, lupos rapaces fuisse, gregi non parcentes.[6])

Lepus facem portat, ut insinuetur etsi sub Papatu quidam docti fuerint, qui tantum lucis habuerint, ut errores Papatus absurdos, fraudes et imposturas intellegerent: metu tamen periculorum profiteri et redarguere non ausos fuisse, sed cuticulae suae metuentes, simul et praebendis, pinguibus, contra conscientiam tacuisse, suoque silentio superstitionem confirmasse.[7])

Quod Asinus missam legit, ostensum est, in Papatu plerunque indoctos asinos ad eas celebrandas (50[8]) adhibitos, qui sacerdotes fuere ordinati ad tria Missa, ut vulgo dicitur: quibus repletus fuit passim totus orbis Christianus. Alter subsequens asinus cum libro, sed labris carens, significat eos, qui in Papatu tum Evangelium Christi docere debuissent publice in Ecclesia, asinos esse et fuisse indoctos, qui donis idoneis non sint instructi ad docendum et rerum sacrarum cognitione etiam destituantur.

... Catus librum tenens, Pontificios adulatores, qui mirabiliter se insinuare blandis verbis possunt; Pontificios doctores, quibus catechesis magna ex parte fuit commissa in Scholis et templis, sed se ad latus navis felicius inclinaverunt, ut olim monachi et iam, illis de suo loco deiectis novos monachos, Jesuitas, designat.[9])

Non fabulas narro, sed historias veras recito, quae dictis locis omnibus videre cupientibus monstrari possunt. Ex quibus intelligitur cuiusmodi fuerint oculi, hoc est doctores: Et superioribus seculis in densissimis Papatus tenebris non defuisse cordatos homines, pios, et ingeniosos, qui Papatus erroribus non consenserint, sed turpi Ecclesiasticorum vita vehementer offensi. Qui ingemuerunt et doluerunt super cunctis abominationibus in Papatu factis:[11]) cumque Papa et sui tunc quemadmodum et nunc sua reprehendi, ferre noluerint, concionibus

---

1) S. 78 f. „Ein schlafend Fuchs deit beuchcltum."

2) S. 105 f. „Die Sau zaigt an die Epicurer | Die Pfrundsäu, Maßschwein, Bauchknecht, burer."

3)—11) S. 110—116. 117—122. 123—128. 132—140. 141—148. 192—202. 37 ff. 55 ff.

publicis: illi cum tacentibus aliis, lapides loqui necesse fuerit, errores Papatus, Idolomaniam multiplicem, imposturas, tyrannidem, inscitiam, libidines vagas, et vitam Epicuream, quocunque potuerunt modo, reprehenderunt et damnaverunt.

Fischart hat Heerbrands Ausführungen über Hund, Bock, Bär, Wolf und Hase für seine entsprechenden Abschnitte mit Erweiterungen verwendet, die Abschnitte über Fuchs, Schwein, Katze bis auf wenige Verse selbständig durchgeführt. Ferner ist er in den größeren Abschnitten über Hirsch und Esel (V. 149—190), sowie in der Schlußbetrachtung (Vers 203—224) vollständig unabhängig von der Vorlage. Ebenso verhält es sich mit der umfänglichen Einleitung bis Vers 76, mit Ausnahme einiger Worte und der allgemeinen Übereinstimmung mit den Gedanken, die Heerbrand in seinem Schlußabsatz ausspricht.

Nun hapert es aber bei diesen Beziehungen mit der Chronologie. Fischarts Tierbilder sind spätestens im Herbst 1576 erschienen (vgl. unten S. 224), Heerbrands Schrift, deren Vorrede vom Juni 1577 datiert ist, im Herbst dieses Jahres.

Trotzdem ist es aus der Vergleichung klar zu ersehen, daß Fischart diese Beschreibung benutzt hat. Es liegt hier ein Schulbeispiel vor für Fischarts typische Art, kürzere Quellen selbständig zu erweitern, oder wie es treffend ausgesprochen worden ist, daß er „all und überall nur in der Ausgestaltung fremder Gedanken originell ist.“[1]) Bisher ist keine Quelle für die Tierreime aufgedeckt worden und doch muß er eine Vorlage nach diesem völlig giltigen Ausspruch gehabt haben. Und zwar die Beschreibung Heerbrands, beziehungsweise dessen Vorlage.

Wie ist nun die Schwierigkeit der Chronologie zu beseitigen? Heerbrand hat nach seiner eigenen Aussage die Straßburger Tierbilder 1551 gesehen, seine Beschreibung erscheint aber erst 26 Jahre später. Wie sollte er sich in diesem langen Zeitraum die Erinnerung für alle Einzelheiten der Tierbilder bewahrt haben? Zwei Annahmen wären hier möglich. Entweder hat er gleich in Straßburg unter dem frischen Eindruck die Tierbilder beschrieben und vor seiner genannten Schrift in irgend einer Form veröffentlicht. Oder es wurde ihm in Straßburg bei der Führung eine bereits im protestantischen Sinne ausgedeutete Beschreibung auf einem fliegenden Blatte übergeben, die er dann, wenig geändert, in seine Refutatio aufgenommen hat und die Fischart aus einem Einzeldruck oder aus einer diese Beschreibung enthaltenden Schrift kennen lernen konnte.

Es ist sicher, daß die Stelle über die Jesuiten (oben S. 220 Z. 9 v. u.) in der alten Beschreibung von 1551 — mag sie von Heerbrand oder einem Unbekannten herrühren — noch nicht enthalten war,

[1]) Wendeler im Archiv 7, 347.

weil damals der noch ganz junge Jesuitenorden in Deutschland noch nicht Fuß gefaßt hat und daß Heerbrand diese Bemerkung erst für die Aufnahme dieser Beschreibung in seine gegen die Jesuiten gerichtete Refutatio eingefügt hat. Fischart hat also jedenfalls eine ältere Fassung benutzt, weil er sonst die Erwähnung der Jesuiten nicht unterdrückt hätte. — Heerbrand und Fischart betrachten die Tierbilder durch die protestantische Brille, beide deuten die Bilder ähnlich aus, Fischart nur noch nachdrücklicher, nämlich so, daß die Irrtümer, Mißbräuche und Unsitten der römischen Kirche auch in den Zeiten des Papsttums von einigen erleuchteten evangelisch gesinnten Leuten erkannt wurden und daß der Bildhauer diese Auffassung in der Skulptur künstlerisch zum Ausdruck gebracht habe. Diese Ausdeutung war aber natürlich erst nach dem Ausbruch der Reformation möglich. Einem katholischen Steinmetz kann man so eine Auffassung nicht zumuten. Wahrscheinlich hat aber die Kirche selbst in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters durch diese satirischen Bilder jene Bischöfe, Weltpriester und Mönche, die ihrer Stellung weder geistig noch sittlich gewachsen waren und vom rechten Pfade abgewichen sind, warnen und durch die offene Darstellung auch die öffentliche Meinung zum Zeugen und Richter aufrufen wollen (vgl. Kraus a. a. O. 477).

Alle Ausgaben der Tiergedichte geben den Verfasser nicht an. Es ist aber zweifellos, daß es Fischart ist. Vor allem hat er sich ja selbst im Bienenkorb (vgl. oben S. 91) als Verfasser der Straßburger Bilder bezeichnet. Auch reiht er in der Bücherliste der Geschichtklitterung (S. 20) nach mehreren eigenen Schriften an: „Die träum des schlaffenden Reinicken Fuchs“ (vgl. Vers 77 ff.) und (S. 17 f.) die Bemerkung: „Wie zu Straßburg im Mönster bei dem Chor an der seulen stehen“. Der erste Zusatz von 1582, der zweite von 1590, da ja die Tiergedichte nach der ersten Ausgabe der Geschichtklitterung verfaßt worden sind.

Weiterer Beweise bedürfte es nicht mehr. Da aber die erst 1600 von Wolf (a. a. O. 1, 551—554) mitgeteilte lateinische Prosabeschreibung der Tiergedichte, welche ziemlich genau mit Fischarts Reimen übereinstimmt und natürlich als Übertragung anzusehen ist, vom Herausgeber in das Jahr 1540 versetzt wird, bin ich genötigt die Unrichtigkeit dieses Datums zu erweisen. Schon Kraus (a. a. O. S. 475) sagt: „Von dieser hier erwähnten angeblich ersten Publikation ist gar nichts bekannt.“ Wolf ist auch sonst ungenau in seinen Angaben. (Vgl. oben S. 219 Anm. 1.)

Fischart pflegt, wie wir oben gesehen haben, bei allen seinen Dichtungen eine oder mehrere Vorlagen zu benutzen, sie aber immer in selbständiger Weise zu verarbeiten, sowie zu erweitern und Zusätze einzuschieben. Keine seiner Dichtungen aber besteht lediglich aus einer

wörtlichen Übersetzung einer Quelle, wie es hier — beim Festhalten an dem älteren Datum — der Fall sein müßte.

Außerdem zeigt Fischarts hier besprochenes Gedicht sowohl in der Auffassung und Darstellung, als in einzelnen Ausdrücken, Wendungen, Satz- und Reimbau ausgeprägt seine besondere schriftstellerische Eigenart. Die Tierreime entsprechen vollständig der oben im großen für seine meisten Bildergedichte festgestellten Art der Durchführung. Die rhetorischen Fragen am Anfang, der Übergang von der Einleitung zum Gegenstande (Vers 55 „Vnd zu bewährung des hie oben") und die frommen Betrachtungen am Schluß mit dem Hinweis auf das Weltgericht. Reime wie Vers 47 f. rümer: nimmer; Vers 55 f. oben: begoben; Vers 177 f. ghürn: hirn; Doppelreim Vers 117 f. Gaistlichkeit: fleischlichkait; Binnenreim Vers 33 Hirten: irrten. Wortspiel Vers 77 f. Hailigtum, heucheltum; Anakoluthien Vers 155 f. 157 f.; Annomimationen Vers 89 ff. 95 ff.; elsässische Ausdrücke Vers 154 türmeln und Vers 159 strudeln (vgl. Elsässisches Wörterbuch 2, 715 und 622).

Nachfolgende Stellen erweisen schlagend, daß Fischart nicht die lateinische Prosa benutzt hat, sondern sich an eigene Dichtungen oder an Luthers Bibel anschließt.

Vers 210—214.	Gorgoneum caput. Vers 7—10.
Die falsch Kirch durch Thir angbilt sein, Weil nach Sanct Johannis verstand Ihr höchst Haupt würd ain Besti gnant, Welche gleich wie Meduse Haupt Die Leut hat aller sinn beraubt.	Vnd seiner sinnen gar beraubt. Es hat ein solch art Meduse Haupt Vnd die groß Hur von Babylon, Wies Sanct Johann abmalet schon. (Schon im Nachtraben Vers 1710 „Medusae kopff".)

Dazu vgl. die lateinische Prosa cum suum eiusdem caput teste D. Joanne bestia vocetur, quae velut Medusae caput homines omni sensu orbatos reddat. Vers 23 f. „Das sie machten ain Mördersgruben | Aus Gottes haus," vgl. Ev. Mathäi 21, 13 „Mein Haus ... Ihr habt eine Mördergrube daraus gemacht." („Mördergruben" auch im Barfüßerstreit A B. 112.) Dazu: „Et latrocinia in aede sacra."

Und die Verse am Ausgang:

217—220.	Nach Luther, Psalm 32, 9.
Darum folgt dem, so David bitt, Vnd seit wie Roß vnd Mäuler nit, Welche nimmer hant kain verstand, Vnd werden gzäumt mit gbiß vnd Band.	Seyd nicht, wie Rosse vnd Maulthiere, die nicht verständig sind, welchen man Zaum vnd Gebiß muß ins Maul legen ...
Fischarts Bearbeitung des 32. Psalms im Gesangbüchlein Nr. 14 (Kurz 3, 164) Strophe 7.	
Seit nicht wie Roß vnd Mäuler nur, Welche nicht sind verständig. Zu lehrn, was guts jn widerfuhr. Darum macht man sie bändig Mit zäumen vnd gebiß ins Maul.	ne equorum instar vel mulcorum esse velitis, quibus nulla intelligendi vis inest et facultas.

Die Abfassungszeit des Bildergedichtes Fischarts stand bisher nicht fest. Man vermutete 1574. Englert (Rhythmik Fischarts S. 15 Anmerkung 2) kommt aus der Betrachtung des Baues der Verse zu dem Ergebnis, daß die Tierbilder „nicht früher, eher später als 1576" anzusetzen seien. Ein weiterer terminus a quo ergibt sich aus der Orthographie. A zeigt strenge Durchführung von mhd. ei > ai. Diese Schreibweise findet sich nur in den Jahren 1575—1578 und wie Baesecke (Fischarts Glückhafft Schiff, Neudruck Nr. 182, S. XI f.) in Ergänzung der betreffenden Ausführungen von Vilmar gezeigt hat, mit strengster Konsequenz eigentlich nur im Jahre 1576.

Nun gibt es aber noch einen terminus ad quem, der erweist, daß Fischarts Tierbilder spätestens im Herbst 1576 erschienen sein können. Denn Joh. Nas erwähnt in seiner „Widereinwarnung, An alle fromme Teutschen" Jngolstadt 1577, deren Vorrede vom 7. Dezember 1576 datiert ist, das Gedicht Fischarts. Er bringt, ohne den Namen des Dichters zu nennen, mehrere Einzelheiten darüber vor, stellt eine Antwort in Aussicht und skizziert sie auch in aller Kürze.

Die betreffende Stelle in der Wiedereinwarnung S. 180 ff. lautet:

„Es ist mir zwar wol auch ein Exemplar geschickt worden der Possenstuck zu Straßpurg im Münster gegen dem Predigstul oben hinüber inn Stein gehawen, welche Possen ein Holhypler daselbst nach seinem Schifer, zu schmach Catholischen gedeut vnd trucken lassen, (181) mit einer gar vbel gereimten notgezwängten Außlegung, die ohn alle mühe schlecht vmbgewendet, wider jhren Viehischen Hundtshimmel vnd Abgötterey, auch wider die Verspötter alles Gottesdiensts kann gedeutet werden.

Abconterfeyhung etlicher seltzamer Figuren zu Straßburg," etc.

(Nun folgt eine Wiedergabe der auch in Fischarts Bilderbogen abgebildeten Straßburger Tierbilder.)

„Dann vmb dieselbigen zeyt, da man am Münster gebawet, hat der gewaltige Pater Vincentius, Ordinis Praedicatorum gelebt vnnd geschrieben, der vorgesagt, wie man die Kirchen vnd Altár werde eynreyssen vnnd ein Viehisches Leben bey allen Christen angehen, dann er solche ding gemeyniglich geweyssaget vnnd villeicht hat man dazumal offt von solchen bösen zukünfftigen Christen geredt, darvor gewarnet vnnd zur ewigen Gedáchtnuß vnnd Prophecey, den Werckmeystern vnnd Bawleuten solche Propheceyung in die Stein zuhauwen befohlen vnnd den Predigern in die höhe zur Gedáchtnuß für die Augen zustellen angeben, daß es noch darzu würd kommen, daß solche Kirchendiener im Münster würden gesehen vnd geduldet werden, die so geweycht als Esel, so keusch als die stinckenden Geyß- (183) böck, so sauber als die Sáw, vnd daß dannoch solche Eselsköpff würden die heylige Schrifft lesen vnnd den Kelch jederman zu trincken fürstellen vnnd daß jhr grosses Heyligthumb vnnd Sarch ein schlaffender oder todter Fuchß seyn würd, Nemmlich Fides falsa (dann auch ein Fuchß mit dem F. wie Fides mortua anfänglich geschrieben wirt) vnnd daß jr nun das schöne Thier, so wir in dieser Widerwarnung den grösten Abgott genennt, erkennt vnd vielfältigen vnwiderleglich probiert, daß ihm also sey. Dann wie still ist man mit diesem todten Fuchsen, mit dem Teuffelischen Artickel deß newen Glaubens vmbgangen?

kein Mensch hetts glaubt, daß so viel vnglücks dahinder stecken solt vnnd wer hat jn so hoch gehebt, so sanfft getragen noch, als Luther, der Nunnen oder Losen Mann, dessen art vnnd wort stätts voll Drecks, der kein schlecht gewesen? Vnnd trägt der zottige stinckende Flaccisch Bock noch starck daran, ob jm gleich zu Magde- (184) burg, Jene vnd etlichen anderen orten in Sachsen der Schwantz ist abgehawt,[1]) so hat er doch noch starcke Achseln genug zu einer leychten Wahr ALLEIN DER GLAUB. Vnd also dann fort von den andern Eseln köndt rechtmässig verstanden vnnd letztlich all zum Luther mit Füchsen vnnd Bärn, mit Katzen vnd Ratzen, dem Lutherischen Hundshimmel zu, darmit sie jres Kirchendienst mit andern Secten vnd Rotten verdienten Lohn empfahen etc. Dieweyl aber die Herrn zu Straßburg ob solchen Publiciern kein wolgefallen, sonder dem Dichter die schär auffgehaben, so wil ich sein auch auff dißmals ferners geschweygen, biß zu mehrer vrsach.“[2])

Bemerkenswert ist es, was Nas über den Verfasser der Tierbilder sagt. Er nennt ihn mit einem (auch sonst bei Nas, wie bei Fischart oft belegten Ausdruck) Holhypler, das heißt Lästerer, der nach seinem „Schifer“ (in oberdeutschem Sprachgebrauch: Haß, Groll,)[3]) die Straßburger Tierbilder zur Schmach der Katholiken gedeutet habe. Wenn Nas Fischarts Dichtung als „ein gar vbel gereimte notgezwängte Auslegung“ bezeichnet, so vergessen wir nicht, daß hier eine rein sachliche Kritik nicht vorliegt. Wichtiger ist die Bemerkung am Schlusse, daß die Herren zu Straßburg über die Veröffentlichung der Tierbilder kein Wohlgefallen gehabt, sondern dem Dichter „die schär auffgehoben“ das heißt nach bairischem Sprachgebrauch, die Ausübung seines Handwerks untersagt hätten.[4]) Ganz wörtlich können wir diese Mitteilung nicht nehmen. Daß der Rat der Stadt Straßburg im Jahre 1576 oder 1577 Fischart die Ausübung seines schriftstellerischen Berufes untersagt hätte, ist nicht gut möglich, weil Fischart gerade in der nächsten Zeit in Straßburg selbst eine reiche schriftstellerische Tätigkeit entwickelte. Ganz aus der Luft gegriffen kann aber anderseits die Nachricht von Nas nicht sein. Fischart mag durch sein Gedicht über die Tierbilder des Münsters

---

[1]) In einer Randbemerkung S. 281 sagt Nas: „Das etlichen thieren im Straßburgischen bossen die schwentz verkürzet, bedeut, das etliche müssen, ehe inn lieb, darvon ziehen.“

[2]) In der Anmerkung sei erwähnt, daß Nas unmittelbar nach der oben zitierten Stelle (Widereinwarnung S. 184 f.) auch Fischarts Gorgoneum caput nennt mit den Worten: „auch das von jhnen selbsten längst erdichte Caput Gorgoneum, welchs sie fälschlichen den Herren Jesuiten zuschreyben.“ „Längst“ sagt hier Nas im Jahre 1577; das stimmt zu Englerts Annahme (Rhythmik Fischarts S. 14 Anm. 1), daß die erste Fassung des Gorgoneum caput aus dem Jahre 1570 stamme. Die Worte: „fälschlichen den Jesuiten zuschreyben“ beziehen sich auf die scherzhafte Bemerkung im Titel von Fischarts Reimgedicht: „von etlichen Jesuitern ... an jre gute Gönner ... geschickt.“

[3]) Vgl. Deutsches Wörterbuch 4, 2. Abt. Sp. 1719 und 9, Sp. 1.

[4]) Vgl. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch 2, 446.

beim Rate Anstoß erregt haben, und zwar wahrscheinlich wegen Vers 157 ff.

„Sonst zwar sint solche Opferknecht
Vnkunst halb wol gros Esel recht ...
Sonder auch weil sie nicht verstehn
Was für ein greuel sie begehn,
In dem sie den wölln opfern stät,
Der ainmal sich aufopffern thät
Für die Sünd, vnd dazu den Laien
Stälen des Herren Kelch on scheuen;
Vnd wissen die Palmesel nicht,
Das in der Kelch raicht zum gericht,
Weil sie in anderswozu vben,
Als Christus in hat fürgeschriben,
Vnd drum der Hurenkelch draus würd,[1]
Welcher dem Antichrist gebürt,
Damit er die Leut zaubern kan
Wie Circe des Vlyssis gspan."[2]

Diese von der Apokalypse 17, 4 f. angeregten Verse sind natürlich ein Ausfall gegen die katholische Anschauung vom Meßopfer. Fischart mag aber vielleicht damit auch die Lutheraner verletzt haben, die zwar die Transsubstantiation und die Messe verwerfen, aber an der wirklichen Gegenwart von Leib und Blut Christi beim Abendmahl festhalten (vgl. oben S. 80 f.).

Der Rat der Stadt Straßburg war in dieser Zeit unter dem Einflusse von Marbach und Pappus streng lutherisch geworden. Er hatte schon 1561 das Augsburger Bekenntnis unterzeichnet, 1563 die ältere Confessio tetrapolitana (das 1530 zwischen den Städten Straßburg, Konstanz, Lindau und Memmingen vereinbarte, in der Abendmahlslehre vermittelnde Bekenntnis) ausdrücklich verleugnet und in den Kämpfen des freisinnigen, dem Calvinismus sich zuneigenden Rektor der Akademie Johannes Sturm wider die orthodoxen Vertreter starren Luthertums immer mehr die Partei der letzteren ergriffen und schließlich Ende 1581 Sturm strafweise entsetzt. Unwillig über den heftigen, auch literarisch geführten Streit zwischen den beiden Richtungen hat der Rat schon vorher am 30. April 1581 den beiden Gegnern Sturm und Pappus die weiteren Veröffentlichung neuer Streitschriften verboten.[3] Etwas Ähnliches mag also auch einige Jahre vorher Fischarten begegnet sein.

Nas sagt ferner in der oben wiedergegebenen Stelle, daß die satirische Dichtung Fischarts ohne Mühe umgewendet und gegen die Prote-

[1] „Greuelkelch", Bienenkorb E 98[b].

[2] Gorgonische Meduſekopf Vers 51 ff. wird auch die babylonische Dirne mit Circe verglichen.

[3] Vgl. darüber R. Zoepffel, Johannes Sturm (Rektorsrede). Straßburg 1887 S. 15.

stanten gerichtet werden könne. Er skizziert auch gleich die Art dieser Antwort, zu deren Ausführung er allerdings erst nach 11 Jahren kommen sollte. Nas konnte inzwischen aus der oben mitgeteilten Randbemerkung zum Bienenkorb ersehen, daß Fischarts Reime „dem Nasen zu lieb außgelegt" wurden, was ihn umsomehr zur Antwort reizen mußte. Auch wurde er unterdessen durch des Pfarrers in Gotha Johann Wolfferam Centuriae quinque testimoniorum de sola fide Erfurt 1587, wo die Tierbilder kurz erwähnt werden, neuerdings darauf aufmerksam gemacht.[1])

Gegen dieses Buch richtet Nas sein Praeludium in centurias hominum 1588, worin er mehrmals auf die Tierbilder anspielt. In der hier eingelegten Reimdichtung „Treuhertzige Warnung an alle frommen Christen" beklagt er sich S. 36 über die Unbußfertigkeit der Welt. Alles sei nur bestrebt

„Vilmehr dem breiten Weg zu folgen
Den vihischen Sekten, Eseln, Wolfen,
Wie solchs vor Jarn zu Straßburg hoch
Im Münster entworffen gsehen noch."

Und ebenda S. 29 f. sagt Nas:

„Hiemit merck aber noch ein grobs baar Wort, dises wilden Beerwolffs. Er melt etlicher Bilder, zu Straßburg im Münster Abconterfet, deren etliche Wölff, Beeren, vnnd ander Thier, wie er ein Wolff ist, vnnd vermahnt, man sols lesen, wie vnnd was sie bedeütten, etc. Damit nun solche sein Vermahnung, nicht leer schlag, hab ich solche Bilder auch lassen abmahlen, vnd disem Preambulo incorporiern wöllen, magst es zusammen pappen, vnd an ein Wand kleyben. Ist deß Wolffs Fero Buchs Inhalt vnnd sein eigne Contrafactur, etc."

Die angekündigte Dichtung von Nas erschien als fliegendes Blatt in Großfolio „Abcontrafeyhung vnd Außlegung etlicher seltzamer

---

[1]) Centuriae quinque testimoniorum de sola fide. Das ist fünffhundert Bezeugniß darinne ... Allein der Glaube gefunden wird ... dem lesterlichen Gewesch F. Naß ... entgegen gesetzet. (J 3ª) „Ich erinnere mich der Figur ... so zu Strasburg im Münster in der Höhe gegen den Predigstul vber steht (neben einer anderen Figur), da steht ein Esel vor dem Altar vnd helt Messe, hinder jhm steht ein ander Esel, der hat ein Buch vor jhm, der Esel hat kein Maul, das Buch aber helt jhm eine Katze. Wer die Auslegung, die sich auff Bruder Naß vnd seine Rottgesellen wol reimet, zu wissen begehrt, mag dauan lesen, was in öffentlichen Druck etlich mal ausgangen ist." — Daraus ergibt sich, daß Wolfferam die Straßburger Bilder wahrscheinlich nicht selbst gesehen hat, sondern nur aus Fischarts Bilderbogen kennt.

Hier sei noch erwähnt, daß diese Schrift auch zur Nachwirkung von Fischarts Bienenkorb gehört (einzureihen oben S. 147 vor Nr. 4). Ca 3ª ff., Absatz 200 Gib mit den einleitenden Worten „dauon die Historia also sagt" die Schilderung von der Verbrennung einer Luthermaske durch die Jesuiten in München (oben S. 114) wieder, und zwar mit Kürzungen und Einschüben, aber sonst wörtlich übereinstimmend. Absatz 210. Gekürzte Wiedergabe der Teufelsbeschwörung zu Altötting durch Canisius (oben S. 112).

Figuren" bei W. Eder, Ingolstadt 1588.[1]) Den Gegner nennt Nas auch hier nicht und nur kurz deutet er es in den einleitenden Worten an, daß seine Reime eine Erwiderung sind: „also gehn diese Bilder nit auff die vergangene Zeit deß gebawten Münsters zu Straßburg, sondern seyn ein Prophezey vnnd haben etwas künfftiges bedeutet, nemlich die Anticristische viehische Religion." Und V. 10 ff. sagt der Geist, der dem Dichter die Tierbilder erläutert:

„Die Sect solchs falsch vnd vnrecht deut,
Deß rechten Sins sie fehlet weit . . .
Du aber merck der Alten Grundt."

Da Nas die gleichen Bilder auslegt wie Fischart und da er außerdem begreiflicherweise von dessen Gedicht in seiner Antwort beeinflußt ist, berührt er sich gelegentlich in Einzelheiten, im Aufbau und in der Durchführung mit dem Vorgänger. Beide Reimdichtungen sind ungefähr gleich lang (Fischart 224, Nas 199 Verse) und beide natürlich in vierhebigen Reimpaaren abgefaßt.

Fischart beantwortet am Eingang seines Gedichtes auf die Tierbilder die spöttische Frage der Papisten, wo denn vor der Reformation die wahren Christen gewesen seien, mit dem Hinweis, daß seit den Tagen des Elias Gottes wahre gläubige Gemeinde immer nur aus einer kleinen Schaar von Schäflein, — bedrängt durch die Wölfe, die scheinheiligen, prachtliebenden Vertreter der großen falschen Kirche — bestanden habe. Zu den von Gott Erleuchteten gehörten in der Zeit des Papsttums auch die Bildhauer, welche im Straßburger Münster die (kirchliche Zeremonien ausübenden) Tiere zur Abspiegelung römischer Mißbräuche in Stein gehauen haben. Nun folgt die Ausdeutung. Der schlafende Fuchs, der auf der Bahre getragen wird, ist der fuchsschlaue römische Papst, seine Träger sind die Sau (die epikuräischen Pfaffen) und der Bock (die hohe Geistlichkeit mit der zweihörnigen Kopfbedeckung),[2]) die Hündin zwischen ihnen bedeute die Pfaffendirne. Voran gehen der Bär mit dem Weihwedel, ein Bild des Grimms, mit dem die Kirche alle verfolgt, die sich ihrem Willen nicht beugen, und der Wolf

---

[1]) Abgedruckt in Scheibles Kloster 10, 1178—1184 und bei Kurz 3, 414—420. Das Original in München, Hofbibliothek Sammelband 4° H eccles. 396. — Über diese Reime von Nas urteilt Schadaeus a. a. O. 67: „Wiewohl nuhn diese beyde vorgesetzte Außlegungen gedachten monumenti so hell, lauter vnd klar, daß sie ein blinder greiffen vnd fühlen kan, hat doch Fr. Johann Nass, auch seine Naß in dieses Werck gestoßen, seinen geyffer an obgedachte H. Fischarts Außlegungen geschmiert vnd solches monumentum auff fromme getrewe Evangelische Prediger vnd Diener am Wort gantz vngereimt in seinem Warnungsbüchlein zu applicieren vnderstanden: aber dardurch nichts erlangt, dann daß man sich seiner Thorheit, Lästerungen vnd Närrischen Possen verwundern müssen."

[2]) Vgl. Jesuiterhütlein. V. 194 ff.

mit dem Kreuze, die falschen Hirten, die ihre Herde schädigen und ausbeuten statt sie zu schirmen. Der Hase trägt das Licht voran, ein Vorbild jener Gelehrten:

„Die wol das Licht etwas erkanten,
Aber aus plödem Hasenherzen
Lisen die finsternus sie herschen."

(Es ist wohl ein Seitenhieb auf die älteren deutschen Humanisten, die der Reformation nicht beigetreten sind.) Der Messe lesende Esel oder Hirsch — beide Deutungen der ungenau ausgeführten Tiergestalt weiß Fischart zu verwerten — weist auf die groben Esel, die das Latein nicht verstehn, das sie in der Messe murmeln, auf die „Opferknechte", die Christum täglich von neuem aufopfern wollen und mit dem Kelch, den sie den Laien entziehen, Zauberei treiben. Zuletzt der aus dem Buche lesende Esel und die ihm als Pultbrett dienende Katze sind Bilder der heulenden Chorherren und der schleckhaften, heuchlerischen Bettelmönche. Die Abspiegelung der falschen Kirche durch Tiere könne nicht befremden, da ihr Haupt in Johannis Offenbarung eine Bestie genannt werde. Zum Schluß eine allgemeine Mahnung an die Glaubensgenossen: Seid nicht wie unverständige Rosse und Maultiere, daß ihr nicht mit der Herde in den Pfuhl gestürzt werdet,

„Dafür vns Got wöl stäts bewaren
Vnd sammeln zu seins Lämmlins scharen."

Nas kleidet nun seine Antwort in ein Traumbild ein, das er mit ganz ähnlichen Worten wie in seinem satirischen Bildergedichte Anatomia Lutheranismi (vgl. S. 179) eröffnet. Der Dichter wird in den Straßburger Münster verzückt, wo ihm ein Geist die Tierbilder als Weissagungen der bösen Neuerungen und Irrtümer der Protestanten ausdeutet entsprechend der kurzen Skizze in der Widereinwarnung (oben S. 224 f.). Der Fuchs auf der Bahre ist die Sola Fides, „allein der Glaub", die Rechtfertigung durch den Glauben allein, ein Lehrsatz Luthers, den Nas in allen seinen Schriften ganz besonders heftig bekämpft. Die Träger sind die Boten des Antichrists, die Hündin eine entlaufene Nonne, die reißenden Wölfe und Bären, der gottesfürchtige Hase, werden ähnlich gedeutet wie bei Fischart, nur in antiprotestantischem Sinne. Der Esel liest eine teutsche Messe. Der Hirsch bedeutet verlaufene Mönche und Apostaten, die den Kelch „des Greuels voll gemessen jedermann fürsetzen." Der lesende Esel bedeutet die neuen Ausleger der Bibel, „die Eselspredigcautzen" u. s. f. Hierauf gibt Nas, ähnlich wie in der Einführung zu seiner vierten Centurie, eine Übersicht der Meinungen der verschiedenen reformatorischen Sekten und ihrer Übereinstimmungen mit den Lehren der Ketzer in den ersten christlichen Jahrhunderten und im ausgehenden Mittel-

alter. Wie Fischart beschließt auch Nas sein Lehrgedicht mit einer allgemeinen Betrachtung und Ermahnung.

„Darumb hüt dich O frommer Christ
Vermeyd der Ketzer argen List . . .
Im Gutn verharr biß an dein End
Von Gottes Kirch dich nicht abwend,
Dem ewigen Leben drinn zulend."

Ebenso heftig und leidenschaftlich wie Fischart, bleibt er in seiner Erwiderung doch weit hinter des Gegners Witz und satirischer Kraft zurück und verdirbt sich die Wirkung selbst durch die langen theologischen Erörterungen und Aufzählungen.

Nun folgt die oben erwähnte lateinische Prosabeschreibung der Straßburger Tierbilder, die eine ziemlich genaue, kürzende, an einigen Stellen auch verbreiternde Übersetzung von Fischarts Reimen ist.

Brevis descriptio quarundam
memorabilium & Romanam idololatriam

designantium imaginum, quae in primario Argentoratensium templo, ex adverso suggesti, juxta adytum, supra pergulam, ubi quaedam nobilium affixa pendent insignia, in lapides praecipuarum columnarum sunt incisae et ante plus ter centum annos illuc pro epistyliis positae cum templi istius fundamentum prius coepisset anno Christi 1015 collocari et sequenti 1277 anno, excepta turri, absolveretur, perficereturque.

In lucem edita a viro quodam docto circa annum 1540.

Frequenter haec a Pontificiae religionis cultoribus moveri solet quaestio: ubinam locorum quibusve terrae partibus ab hinc trecentis circiter vel quadringentis annis verae fuerit Ecclesiae sedes quibus saeculis quotquot erant Christiani et Romano Pontifici et doctrinae illius reverenter obedire cogerentur? Hoc ego facere non possum, quin vicissim percontor, ubi, cum sanctissimus Propheta Elias solum se ex veris Dei cultoribus superstitem esse conquestus esset, electus Domini populus ac sincerus Divini numinis cultus extiterit?[1]) Nonne hoc a Domino responsum tulit vates eximius, septem adhuc millia hominum restare, qui Baaliticum cultum flexis genibus expedire minime dignarentur. Hic autem praeclarus hic Sanctorum hominum caecus pio Prophetae Eliae

---

[1]) Den deutschen Versen füge ich, wo es notwendig ist, Beispiele einer französischen Prosaübertragung von Fischarts Reimdichtung hinzu, worüber später Näheres gesagt wird. Siehe oben Zeile 1—8.

„Es fragen allzeit die Papisten,
Wo da waren die ware Christen,
Vor drey oder vier hundert jahren,
Da allsamvt vnterm Papstumb waren,
So frag ich sie hinwiderumb,
Wo war Gotts Volck vnd Heyligtumb,
Da Elias sich klaget sehr,
Wie er allein sey, der Gott ehr?"

Les papistes nous demandent, Où estoyent les vrais Chrestiens il y a trois ou quatre cens ans, que chascun estoit sous la Papaute? Mais je leur demandent reciproquement: Où estoit le peuple de Dieu, quand Elie se plaignoit, qu'il estoit demeuré seul?

ignotus prorsus erat: Deum tamen sapientissimum haudquaquam latere potuit: quippe qui singulos hosce sui numinis amatores passim in Judaeorum terra sparsos optime norat. Ceterum quibus in locis vera tunc fuit Ecclesiae, cum Sanctissimi Patriarchae Nohae saeculo extra octo personarum familiam se non extenderet? Ubi quaeso te, incorruptus religionis cultus viguit, Esaia gravissime queritante, quod sancta Dei civitas in prostituti pudoris uxorem degenerasset, cuius omnia membra a calce ad supremum usque verticem sanitate incolumitateque carerent? Dic mihi, quam terrarum orbis partem Ecclesia inhabitavit, cum Pharisaeos acerrime Christus reprehendisset, propterea quod nefariorum latronum instar caedes et latrocinia in aede sacra perpetrassent? Anne maxima ista sacerdotum caterva vere fuit Ecclesia, quae superbo eiusdem titulo gloriabatur atque extrinsecus splendido fuco ornata opinionem haud parvam verae Ecclesiae sibi conciliabat? Nihil certe minus utpote quae temporibus istis adeo splendoris omnis expers erat: ut abiectissime neglecta potius in tenebris absque luce occultaretur. Fuit haec in extremas angustias tunc temporis compulsa et recidit ad paucullos homines quibus a falsa et ab impia Ecclesia nullum non periculi genus impendebat. Et postquam suos pastores recto tramite excidere ac multiplicium errorum labyrinthis involvi conspexere: verum hi pastorem Christum eiusque salutarem vocem (tamquam simplicissimus grex ovium) sequi ex eoque uno pendere satius duxerunt. Hoc vero modo semper divinitus quidam extiterunt qui Spiritus sancti dotibus ornati perniciosorum errorum laqueis non irretiebantur: sed Baalitici cultus impios sectatores asinum leonina, lupum ovilla pelle circundatum, fictitiamque sponsam penitus cognoscebant. Utcunque autem saevissimus luporum grex hinc inde cursitaverat: dum quoslibet obvios in fraudem coniicere studebat: Deo tamen suas optime notas oviculas nemo e manibus eripere vel miseris istis saeculis potuerat. Quod cum ita sit qua ratione nos vani isti vanae Ecclesiae iactatores frivola sua quæstione torquere possint, non video.[1]) Etenim cum veros Christi cultores quaerere instituant manifestum est, hoc ipsis nomen minime competere. Et quia eorum tantum externo nitore, ac specioso ornatu nititur Ecclesia: non potest non simlis esse Pharisaeorum, quos supra vehementer a Christo obiurgatos ostendimus: praesertim ubi a perspicuo verbi divini sensu et manifestis dictis necesserunt. Porro ut, quod paulo ante dictum de quibusdam, qui Sancto donati templi abominationes minime probarunt confirmetur hoc præsens exemplum statuariorum intueamur, qui tetras istas imagines iam inde tribus ante saeculis sculpserunt atque in primario templo Argentinae erectas collocarunt, eo videlicet tempore quo detestandi Romanorum pontificum abusus passim invaluerant. Etenim cum sacerdotum caterva non secus ac trunci obmutuisset singulari Dei consilio factum erat ut saxa potius loquendi facultate[2]) quasi instruerentur, quam nefanda eorum Idololatria silentio obliteraretur. Quia vero tantopere idolorum crepundiis delectabatur Sacerdotium Romanum, ideo saeculi istius artifices has imagines ceu speculum caelandas censuerunt. Sicut Agrippa teste a pictoribus quoque olim factum legimus, quod diabolum salvatorem nostrum tentantem, finxerunt, eumque Monachi stola cinctum et semicalceatum hominibus proposuerunt. Quoniam autem

---

[1]) Von Quod cum an vgl. V. 47 f. „Drumb sollen vns die Kirchenrühmer | Mit jhrer Frag nun klämmen nimmer."

[2]) Von Etenim cum an vgl. V. 63 f. „Dann da die Priester worden Stöck | Mußten die Stein eh Reden keck."

suumcuique de hac re judicium liberum linquo non nihil tamen ad qualemcunque explicationem haud ineptum afferre panem libet. Ac primo quidem pro Sanctorum reliquiis hic circumfertur vulpecula, quae cum somnum simulet non absurde hypocrisin exprimere dicatur. Hoc enim est eiusmodi genus hominum, quod ovicularum simplicitatem ostendens instar vulpis dormire se falso fingentis, omnia diligentissime observat. Quod callidum animalculum quoad se somno captum simulabat, ipsosmet anseres pietate superare, ab universo mundo putabatur, quamvis interim manifeste ceu Baalitici sacrificium misellos anserculos devoraret. At vero cum jam sit excitata e somno vulpecula: insignis et miranda eiusdem simul patefit astutia: Unde soporem amplius fingere periculosum arbitrans, fraudulente ibi assumta potestate quidvis punire molitur. Hoc autem animalculo stygiam istam vulpem Romae dominantem intelligi quis non animadvertit?[1]) Quippe quae pro inaestimabili sua calliditate versutia iure meretur, ut omnium vulpecularum mater dicatur, imo pernicies et calamitas totius terrarum orbis, quam callida sua nequitia iam olim ad illud usqua fastigium honoris evexit, ut omnes precibus eam adorare dignaretur. Et quia caudam artificiose per hominum ora trahere nec non in sua caverna latitans dogmata splendido fuco aptissime depicta somniare noverat: velut sanctorum reliquiae circumgestabatur. Sed quia hoc nostro saeculo mores illius vulpeculae innotescere coeperunt & iamiam futurum putatur, ut annosa isthaec bestia una cum suis catulis per ignem immissum e spelunca expellatur: ingenti furore percita ultimos suos conatus experitur et sicut fera cassibus implicata, ferociter reluctatur.[2]) Hanc autem vulpeculam, Romanam simulationem et fraudem, repraesentantem, mirum, quam venuste duo baiuli portent, nempe lutulentus porcus hircusque foetidus, quorum utrumque tam preciosam vestem inutiler deperderat, iacturam haud exiguam censeo. Et sus quidam denotat Epicuraeos, saginatos Lurcones, ventriosos, helvones, parasitos et scortatores: cuiusmodi farinae homines, ut plurimum sint sacrifici, qui per luxuriam et summam impietatem simulatarum reliquiarum istarum intoleranda profusione vitam consumunt. A tergo porci istius conspicitur impudentissima canis, quae illius posteriora subter caudam contigit, corona nimirum tali sponsa non indigna, qua vilissima sacrificorum scorta intelliguntur, quibus impudicis prostibulis et turpissimarum libidinum ancillis opima et fertilia sacerdotia una cum nothis et catellis suis illegitimis decoquere sumopere est cordi. Per Hircum designantur religiosi patres isti (libidinosos et impuros ganeones rectius dixi) qui suis bicornibus pileis instar superborum hircorum in grege ferociunt, omnia circumcirca loca suo foetore complent: sacras denique aedes in hircorum stabulum

---

1) Von Hoc autem an vgl.

89 „Das ist zu Rom der hellisch Fuchs, Aller Füchs Vater, der Welt Crux."	Cestuis est le faux renard de Rome, le père de tous renards et la croix du monde.

2) Von ut annosa an kürzer mit neuem Vergleich.

97 „Heut da man seine Füchs thut kennen, Vnd will den Fuchs auß der Hell brennen, Da wüt er vnd wehrt sich zu letz Wie ein Wild, daß schon steckt im Netz.	Mais à presént que ce renard est conu et qu'on le veut tirer de sa tasniere, il se defend comme une beste savage, qui se sent prise au filè.

transformant.[1]) His praefert ursus amulam una cum aspergillo sacro, quibus incredibilis furor et immensa crudelitas illorum denotatur qua humanas suas traditiones et statuta defendunt et cruore misere conspergunt, quos suo imperio immorigeros deprehendunt. Nec tamen ursus sufficit huic vulpeculae, sed ut firmius sit munita lupi quoque operam adsciscit, qui crucem sibi praeferat. Et hunc ovibus fugandis perquam commodum esse novit: qui si quas crucem recusare viderit, has violentis suis et lethiferis incursibus ad eam sustinendam adigere queat. Alias quoque his bestiis ii intelliguntur qui cum suis concionibus, afflictis[2]) et tristibus animis, solatium afferre deberent, rapacium potius luporum naturam induunt, nec vel tantillum suo gregi a quo errore decepto genuini pastores censentur, parcunt, quinimo quo amplior et luculentior fit D. Petri haereditas, hoc magis inexplebili habendi cupiditate laborant. Hos insequitur caereum vulpeculae praeferens lepusculus, qui id genus hominum refert, quorum animi lucis Evangelicae radiis sunt quidem illustrati, sed quia vel quovis lepore sunt timidiores, sit ut lucis cognitionem habeant, formidine tamen leporina affecti tenebrarum dominio parere consueverint. Verum inter haec praecedentia simulacra, nescio an ullum sit quod vel citra expositionem tam facile cognoscatur atque asinus ille cum calice cui a defunctis hoc negotii datum ut murmurando coram altari atque huc illuc mirificis gestibus adhibitis vacillando, se purgatorio liberet. Qui cum haud paucis cervus esse videatur in sequentibus, quid de eo sententiendum sit, declarabimus. Et quidem tales sacrificuli propter ruditatem et inscitiam, non inique asinorum appellatione insigniantur: cum quia missas, ne a semetipsis quidem intellectas deblaterant[3]) cum quod non anidmadvertant horrendum impietatis flagitium, quod designant, dum iugiter immolare cogitant, eum, qui simul victimam se pro nostris peccatis obtulit: insuper etiam sine fronte seu pudore Laicis calicem Domini suffurantur. Ubi inepti Asini non perpendunt se calicis substractione judicii aeterni reos fieri: quandoquidem in alium usum, quam Christus praescripsit, hunc convertunt. Fit enim hoc pacto meretricius ex eo calix, qui Antichristo convenit, ut tamquam Circe Ulysses comites, eodem miseros homines dementare, suisque praestigiis decipere queat. Nec tamen etiam illorum sententia culpanda est, qui cervum hoc simulacro repraesentari asserunt. Est enim cornibus suis privatus hic cervus, quae alioquin cerebri vires confirmare, nec non adversus omne venenum munire perhibentur. Quod mehercule nihil aliud significat nisi extremam sani cerebri inopiam et defectum, quo sacrificantium hoc genus ita laborat, ut Missis suis detestandis murmurandum[4]) omnia virulenta reddat: quamque interea mirandum in modum fastu et insolentia turgeat, nec non ad quodvis scelerum et libidinum genus pronum rapiatur. Ecquis porro erit cui explicatione sit opus istius librum gestantis asini?[5]) Cum sit luce meridiana clarius, quod rudentes in adytis templorum asini hic designentur, qui divinum concionandi munus in ululatum eiusmodi diu noctuque usitatum, converterunt. Huic specioso asino,[6]) si Diis placet, felis etiam loco plutei suam operam locat: quo delicatum illud Monachorum agmen innuitur, qui pietatis mira simulatione caseolis insidias

---

[1]) Für erdenken V. 122.

[2]) V. 159 „Meßstrudeln": barbottent.

[3]) V. 180 „Meßbrüller": la prestraille.

[4]) V. 167 Palm-Esel.

[5]) und [6]) Asini = V. 187 Chor-Esel — specioso asino = V. 191 Epistel-Esel. Im Französischen nur die einfache Bezeichnung âsnes.

struunt, qui coram blanditiis absentes diris exsecrationibus omnia agunt, qui ostiatim cibum mendicando variis exactionibus cives degravant, qui inaudita semetipsos impudentia in concionandi officia insinuant, ... verborum lenociniis et vocis mirabiliter inflexae incantamentis animos auditorum capiunt: captos gravissimis suis legibus obstringunt, ... denique licet castitatis nomine nusquam non glorientur, non aliter ... ac vernales vituli sui νεοζυγεῖς libidinibus pruriunt et inconcessae ... turpissime indulgent. Haec de praesenti harum imaginum expositione sint dicta e quibus liquidissime apparet, Deum quolibet saeculo Spiritu ... quosdam licet perexiguos illustrasse neque unquam illius penitus ex-tinctam Ecclesiam interiisse quantumvis interdum periculorum diuturno metu occultaretur. Sic neque hoc loco mirum nobis videatur quod ... Ecclesia talibus animalium simulacris depingitur: cum suum eiusdem caput teste D. Joanne bestia vocetur, quae velut Medusae caput homines omni sensu orbatos reddat. Verum Dei inculpatus Agnus hanc bestiam cum suis squamis propediem necabit. Ideoque date locum admonitioni regii prophetae Davidis vos rogantis, ne equorum instar vel mulorum esse velitis, quibus nulla intelligendi vis inest, et facultas: ac cum eiusmodi grege in profundam voraginem praecipites ruatis. A qua nos Deus ter maximus clementer omnes conservare et Agni sui immaculato gr... annumerare dignetur.

Außer der lateinischen gibt es noch eine französische Prosaübersetzung der Tierbilder von einem ungenannten Verfasser aus dem Jahre 1585. Wenn auch nicht am Schluß dieser Beschreibung gesagt wäre: Traduict d'Aléman en Francois, so ist aus einem Vergleich sofort zu ersehen, daß der Franzose nicht die lateinische Prosabeschreibung, sondern Fischarts Reimdichtung übersetzt hat. Beispiele dafür sind oben unter dem lateinischen Text gegeben; gleich die Anfangszeilen erweisen das Gesagte. Der Franzose hält sich im allgemeinen eng an die deutschen Reime, kürzt sie aber nur im geringen Grade, schiebt nur wenig ein und übersetzt nur einige Verse frei. Mehrere Verse läßt er aus, so V. 19 f. und V. 139 f. weil hier zu dem bereits Mitgeteilten eine Erläuterung gegeben wird, auch Vers 143 f. und 155 f., weil bald darnach 147 f. und 175 f. ähnliches mit anderen Worten gesagt wird, Vers 203—208, weil frühere Ausführungen nochmals zusammengefaßt werden. Anderseits hat der Franzose gegen Schluß einige Einfügungen gemacht: für Vers 215 „Thir": Ceste beste avec ses trois couronnes; für Vers 213 „Meduse Haupt": l'effroyable Gorgonne et teste de Meduse, und die letzten Worte: duquel son Fils bien aimé est et sera le protecteur à jamais. Amen.

---

[1]) Von quo delicatum an:

194 „Welchs deut die schleckhafft Klosterkatzen, Die Käßjäger die heuchlisch fratzen, Die fornen lecken, hinden kratzen, Vnd durch den Bettel die Leut schatzen."	signifie les chats de cloistre, besassiers questeur de fromages et furets hypocrites, qui leschent par devant, grattent par derrièrre.

Diese französische Übertragung ist deshalb sehr wertvoll und soll vollständig mitgeteilt werden, weil sie das einzige Beispiel für eine Übersetzung einer Fischartschen Dichtung ins Französische ist, während er selbst mehrere französische Vorlagen in deutsche Schriften umgearbeitet und verwertet hat. Diese Übersetzung ist auf einem Folioblatt abgedruckt (Berlin, Kgl. Bibliothek Ya 2032).

Prortraits Notables (de la) Papauté.

Der gleiche Holzschnitt wie bei dem deutschen Gedicht. Dann folgt eine neuerliche Überschrift:

Les figures sus representees se voyent au grand temple de Strasbourg, basti y a plus de trois cens cinquante ans, autour du chapitau d'un haut pilier, qui est aupres du choeur.'

Les papistes nous demandent, Où estoyent les vrais Chrestiens il y a trois ou quatre cens ans, que chascun estoit sous la Papaute? Mais je leur demande reciproquement, Ou estoit le peuple de Dieu, quand Elie se plaignoit, qu'il estoit demeuré seul? Le Seigneur ne luy dit-il pas? Il est encor demeure sept mille, qui n'ont flechi le genouil devant Baal. Encor que Elie ne les conust, toutesfois Dieu conoissoit bien les siens au monde. Ou estoit-elle lors que Esaie se plagnoit, que la cité de Dieu estoit devenue une paillarde? Ou estoit-elle lors que Christ dit aux Pharisiens qu'ils en faisoyent une caverne de brigans? Estoit elle alors en la plus grande multitude? Estoit elle es prestres, qui se disoyent l'estre? Ce ne l'estoit point, mais elle estoit meprisee, enclose au petit nombre et au danger mesme de la fausse Eglise. Et combien, que ses Pasteurs errassent, si se tenoit-elle toujours a Christ, qui est le vray Pasteur et a sa voix et Parole, comme les agneaux obeissent à leur berger. Par ainsi Dieu a toujours eu ses eleus, qui n'ont point este seduits, qui reconoissoyent les loups sous l'habit de brebis, et quoy que les loups ayent ravage par ci par la pour en seduire plusieurs par finesse et par force: neanmoins Dieu a toujours reconnu ses brebis et personne ne les luy a iamais seu arracher des mains. Parquoy ceux, qui se vantent d'estre l'Eglise, se doyvent deporter de ceste leur demande. Car encor qu'ils parlent du vray Christ, il appert qu'ils ne sont vrais Chrestiens et que encor que leur Eglise ait quelque apparence, elle doit estre rapportée à la Pharisiene; dautant quelle s'est detournee de la pure parole de Dieu et de la droite intelligence d'icelle. Pour confirmation de ce que dessus, que Dieu a de constance de doner aucuns de son espris, auquels les abominations des temples ont despleu: que lon voye ici ce trait de sculpteurs qui ont taillé et eslevé ceci au temple de Strasbourg, il y a plus trois cens cinquante ans, lors que les abus de la Papauté avoyent la vogue. Or c'estoit bien raison pui que les Prestres estoyent muet, comme troncs de bois, que les pierres parlassent. Car lors que la Papauté faisoit ses processions avec ses poupees, les ingenieux leur ont ici voulu faire un beau miroir: comme iadis les peintres ont representé le diable, qui tentoit Jesus Christ, vestu de l'habit d'un moine. Et combien que je laisse à un chascun son jugement libre de ce que ce portrait signifie, toutefois il faut que je touche quelque chose de ce qui peut bien convenir la dessus. L'on porte ici en grand solennité un renard dormant, qui signifie hypocrisie. Les hycocrites se comportent comme brebis, et comme un renard dormant. Tandis que ce renard fait semblant de dormir,

tout le monde le tient pour ami des oyes et cependant, comme rusé quil est, il les mange. Mais quand on la eu resueillé, la finesse de renard à esté descouverte et maintenant il ne veut plus apparuir dormant, ains veut executer à force decouverte selon qu'il void estre expedient. Cestui est le faux renard de Rome, le père de tous renards, et la croix du monde: qui jadis par ses tours d'habiletés s'esleva si haut que chascun l'adoroit et le reputoit la saincteté memes, tandis qu'il cachoit sa queue en sa gueule et inventoit en sa tasniere des loix a la fantaisie. Mais à present que ce renard est conu et qu'on le veut tirer de sa tasniere, il se defend comme une beste savage, qui se sent prise au filè. Or ceste hypocrisie de renard Romain est portée par deux honnestes compagnons, asavoir par un sale pourceau et par un puant bouc. Rien ne leur manque si non à chasçun un froc. Le Pourceau signifie les moines pourceaux de l'Antechrist vinant sur les publics et les autres troupeaux du clergé papistique, tesmoins leur rou- (2) ges trognes, la capacité de leurs ventres et l'infame puantise de leurs estables, c'est à dire de leurs cloistres, cabinets, maisons, palais, voire de leurs propres temples. Derrière ce pourceau vous trouvez la beste impudente asavoir un chien, qui manie ce pourceau sous la queue. Ce chien represente les prestres, violateurs du S. mariage les ordures de leur coelibat et leurs abois avec les autres chiens contre toute verité et honnesteté. Le bouc denote leur haute ingeniosité et leur puante charnalité, qui infecte et empuantit ce qui est à l'entour deux. L'ours marche deuant avec le benoistier, et un asperges eslevé. C'est le Clergé, qui maintient en fureur les traditions humaines et arrouse d'excomunication, ceux qui ne veulent faire sa volonté. Le renard vient apres, qui ne s'appuye pas sur l'ours: mais pour se pouvoir mieux defendre, il faut que l'ours luy porte la croix devant, avec la quelle il poursouit les brebis pour les crucifier et tourmenter, si elles refusent de se laisser devorer. Au reste cela monstre ceux, qui preschent en ceste sorte Christ crucifie, sont loup domageables n'espargnans point le troupeau et en veulent aux vrais Pasteurs. Consequemment un Lievre porte le cierge allumé. Cela signifie les coeurs legiers et laches. Il est avenu a plusieurs hommes doctes, de voir quelque rayon de la lumière de verité, toutesfois à cause de leur coeure de lievre ils ont montré qu'ils estoyent conduits par les tenebres. L'asne de la messe est apres avec son calice: les morts lui sont recommandez, afin qu'il les tire hors du tintamarre de purgatoire. Tels sacrificateurs, sont de vrais asnes non seulement de ce qu'en leur confusion de messe ils n'entendent pas ce qu'ils barbotent: mais aussi en ce qu'ils ne voyent pas quelle abomination ils commettent, voulans tous les iours sacrifier celuy qui s'est une fois offert pour les pechez. Le calice est celui dont est parlé en l'Apocalypse, lequel convient à l'Antechrist, avec quoy il a sceu enyvrer le monde. Et quant à ce que l'asne ressemble aucunement à un cerf, et que les cornes luy ont esté rompues les cornes renforcent la cervelle des cerfs et les preservent contre le venin, c'est pour monstrer que la prestraille n'a aucune science, quand elle preche et quelle envenime tout par la messe. Quant à l'asne avec son livre, personne ne doute en cest endroit, que cela ne represente les asnes, qui brayent es temples ou ils ont changé le S. ministere en chantrerie, ou plustost en recanement et brayement d'asnes. Le chat, qui sert de poulpitre, signifie les chats de cloistre, besassiers, questeur de fromages et furets hypocrites, qui leschent par devant, grattent par derrièrre et en mendiant louent les hommes: gens du tout impudens, seduisans par douces paroles les simples, ne parlans que de charité et cependant tirans tout ce qu'ils peuvent. Or

personne ne se doit estonner de ce que la fausse Eglise est representée par des bestes sauvages et nuisantes: veu que S. Jean dit que leur principale teste servit apellee beste. C'est l'effroyable Gorgonne et teste de Meduse, qui a osté les sens aux hommes et les a comme muez en pierres. Mais l'Aigneau de Dieu renversera ceste beste avec ses trois couronnes. Pour conclusion, Lecteurs suivant l'admonition de David, ne ressemblez pas aux chevaux ni aux mules, qui n'ont en eux aucune intelligence. Soyez retenus en devoir par la vraye conoissance et reverence de Dieu, de peur que ne perissiez eternellement avec la Beste et tous ceux qui luy adherent. Le Seigneur tout puissant nous en vueille preserver, et nous unir tous de plus en plus à ce Sainct troupeau duquel son Fils bien aimé est et sera le protecteur à jamais. Amen.

Traduict d'Aleman en François 1585.

Endlich gibt es noch ein Folioblatt in Querformat zu den Tierbildern o. O. u. J. (Berlin, Kgl. Bibliothek Ya 2034 und im Besitze des Antiquars L. Rosenthal in München). Die Überschrift lautet:

„Abcontrafeihung ettlicher seltzamer Figuren, so zu Straßburg im Münster vor ettlich hundert Jahren in Stein gehawen worden, den Päpstischen Gottesdienst darmit abzubilden" . . .

Dann die Bilder, etwas abweichend von denen bei Fischart. Unter den Bildern auf der gleichen Seite eine kurze Prosabeschreibung mit der Überschrift „Außlegung dieser Figuren". Diese Auslegung scheint zum Teil auf der lateinischen Prosaübersetzung von Fischarts Reimen, zum Teil auf Heerbrands, beziehungsweise der älteren Straßburger Ausdeutung zu fußen, was nachfolgende Stichproben zeigen:

„Gleich wie Gott vor zeitten vnder den Königen Israel neben den Baalitischen Abgöttischen Gottesdienst dannoch (wie er zum Propheten Elia saget) siben tausend Mann in Israel erhalten, welche jhre knü nicht vor dem Baal gebogen vnd sich solcher Abgötterey nicht theilhafftig gemacht: Also hat auch Gott mitten vnter dem Abgöttischen Bapsttumb ettliche Christen erleuchtet." (Vgl. oben S. 230 Z. 2—7 v. u.)

„In der nachfolgenden Figur liset ein Esel Meß, darmit ist angezeigt, daß im Bapsttumb gemeingklich danezumal (wie an vielen orten noch) solche Pfaffen gebraucht, welche tolle grobe Esel vnd nichts dann Meß lesen können: seind Sacerdotes ad tria Missa: wie das Sprichwort gelautet." (Vgl. oben S. 220 Z. 18—21 v. u.)

8. Die Eikones und das Bildergedicht auf Gambrivius.

Fischart hat einen Teil des zweiten und dritten Buches von Wolfgang Lazius, De gentium aliquot migrationibus . . . (Basel 1557) ziemlich genau übersetzt, und zwar die Stellen, worin die Beziehungen zwischen der deutschen, griechischen und lateinischen Sprache, sowie die germanischen Stämme, deren Wohnsitze und Namen besprochen werden. Außerdem hat er ein Verzeichnis griechischer und lateinischer Lehnwörter mit einigen Änderungen daraus genommen. Diese Übersetzung ist in einer Handschrift auf der herzog-

lichen Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrt und von Crezelius (Alemannia 1, 113—147) veröffentlicht worden. In dieser Handschrift befinden sich auch zwei Bildergedichte (ebenda 136 f.). Das erste hat folgende Überschrift: „Bildnus ains Fränkischen [Krigsmans],[1]) welche etliche, aus denen vileicht D. Lazius dise anbildung genommen (solcher gestalt) für ainen König inn Brabant vnd Flandern ausrufen vnd darunter folgende Reimen setzen." Schon aus dieser Überschrift zeigt es sich, daß das folgende Bildergedicht auf Gambrivius nicht von Fischart stammt. Es zeigt auch nichts von seiner Art. In der Tat gehört es in die von Burkard Waldis verfaßte Gedichtreihe auf die zwölf ersten deutschen Könige und Fürsten. Fischart hat hier nur an einigen Versen stilistische und metrische Besserungen kleinere Änderungen vorgenommen.

„Gambriuius genennt der Gempffer,	Gamprivius genant der Kempfer
Eyn küner Held vnd starcker kämpffer,	Im Feld vnd Campo der feind dempfer
Gleich wie er geborn von Edlem blut,	gborn plut
Hett er eyn Adelichen Mut.	So het er auch ain Edlen mut
Er war gar streng vnd ernst von Sitten,	sitten
Keyn vnrecht ward bei im gelitten,	
Alln Frevel er gar peinlich strafft,	Die frevler er all rechtlich strafet
Die Frummen schutzt vnd friden schafft.	Den frommen allen friden schaffet
Wiewol man nicht beschriben findt,	Wiewol find
Wo er vnd nachmals seine kind	Wa
Nach im regiert han vnd geherrscht,	geherischt
So hat man dannoch das erförscht,	
Daß im Tornacher Stifft eyn Statt	stift ain stat
Gambrw von jm den Namen hat,	Gambrich namen
Dabei man wol abnemmen kan,	
Daß er daselbst regiert muß han.	regirt
Er hat auß Gersten Maltz gemacht	aus gersten malz
Vnd das Bierbreuen erst erdacht,	Birprowen
Wie er solchs von Osiride	Wie er solchs lernt von Iside
Gelehrnt het vnd von Iside.	Vnd vom König Osiride
Vnd hat gelebt der Kempffer kün,	Vnd lebt der Kämpfer damals eben,
Wie die Hystori zeugen thun,	Wie die histori kundschaft geben,
Da Belocho dem zehend König	Als Beloch dem zehenden König
Aßirien war vnterthänig."	

Vielleicht ist Fischart durch diese Umarbeitung angeregt worden, ein selbständiges Gedicht auf den fränkischen Kriegsmann zu verfassen. Denn unmittelbar darauf folgt ein zweites Gedicht unter der Überschrift: „Bildnus aines (vralten) Fränkischen Krigsmans inn seiner Rüstung; ist noch zu [machen] reißen." Fischart erwünscht sich jedenfalls nach dieser Bemerkung zu dem neuen Gedicht einen besonderen Holzschnitt.

[1]) Die Worte in den eckigen Klammern sind in der Handschrift ausgestrichen worden.

Dieses Gedicht zeigt ganz seine Art. Abgesehen von den oben behandelten Anfangs- und Schlußformeln die vaterländische Gesinnung und den Stolz auf die germanischen Vorfahren. Ein Zeichen dafür „Das Teutsche nicht den Römern weichen“ sei der noch heute übliche Name für Gallien, nämlich Frankreich, das von dem Deutschen Worte frank gleich frei herkommt. Und die Wortbildungen frankfrei und Frankbarkeit.[1])

Die von Waldis mit Reimpaaren versehene Bilderreihe erscheint zuerst in einer besonderen Ausgabe „Vrsprung vnd Herkummen der zwölff ersten alten König vnd Fürsten Deutscher Nation, wie vnd zu welchen zeytten jr yeder Regiert hat.“ Nürnberg 1543.[2]) Mit Abbildungen der zwölf Könige in ganzer, eine Seite einnehmender Darstellung, die von einem der besseren Nürnberger Künstler herrühren. Dargestellt sind 1. Tuiscon, 2. Mannus, 3. Wygewon, 4. Heriwon, 5. Eusterwon, 6. Marsus, 7. Gambrivius, 8. Sueuus, 9. Wandalus, 10. Ariouistus, 11. Arminius, 12. Carolus Magnus. Diese Namen sind zum größten Teil römischen Geschichtsschreibern entnommen. Neben den Gedichten sind diese Schriftsteller genannt: Tacitus, Sueton, Florus und Plinius.

Waldis fußt aber nicht auf diesen Quellen, sondern er verwertete bis ins einzelne die Schrift von Andreas Althamer Commentaria Germaniae . . . Taciti 1536, welche ein neues Element in die deutsche Urgeschichte einführt. Gambrivius aber, den Althamer als König von Brabant und Flandern bezeichnet, identifiziert Waldis mit dem Bierkönig Gambrinus, welcher der mittelalterlichen Sage nach auch in Brabant geherrscht hat. Waldis fügt auch in sein oben mitgeteiltes Gedicht den neuen Zug des Bierbrauens ein.[3])

Die von Waldis verfaßten Reimgedichte haben alle den gleichen Umfang und eine ähnliche Anlage und Ausführung wie beim Gambrinius. Am Schluß dieser Gedichte eine längere Reimdichtung „Lobspruch der alten Deutschen“.[4])

---

[1]) Wiederabgedruckt bei Goedeke, Fischarts Dichtungen 1, 160 f. und bei Hauffen 1, 391—394. (Mit Wiedergabe des Faksimiles.) Vgl. Geschichtklitterung 31 „zu den Teutschen Francken vnnd Franck-Teutschen“.

[2]) Exemplare in Berlin, Kgl. Bibliothek und zwei voneinander abweichende Drucke in Wolfenbüttel. (Vgl. Archiv für Literaturgeschichte 11, 171 f.)

[3]) F. Gotthelf, Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts (Munckers Forschungen 13. Berlin 1900 S. 20—28) erweist diese Abhängigkeit. Er verteidigt hier auch die wiederholt bekämpfte Etymologie Gambrinus gleich Jan primus. Gemeint ist damit der Herzog Johann I. von Brabant (1251—1294), welcher auf Bitten der Brauergilde von Brüssel das Patronat übernommen hat. Gotthelf beschreibt auch die Holzschnitte bei Waldis und Aventin und weist hierbei darauf hin, daß Lazius die Bilder des Tiuscon und Eusterwon aus Waldis genommen habe.

[4]) Da der Lobspruch weder von Aventin noch von Quad (Mirabilia mundi, Köln 1601, wo auch die Waldisischen Bildergedichte mitgeteilt werden), noch in

Diese Gedichte ohne den Lobspruch wurden noch aufgenommen in die deutsche Ausgabe von Johannes Aventin, Chronika. Frankfurt 1566 und in die späteren Drucke.[1]) Und zwar erscheinen sie hier gleich nach der Vorrede mit einem besonderen Titelblatt: „Bildnuß oder Contrafactur der Zwölff ersten alten Teutschen Könige ... mit Anzeigung zu was Zeiten sie ... gelebt haben.“ Die steifleinenen Figuren des Originals sind hier in zierlichere, aber minder eigenartige Brustbilder verändert worden, unter denen sich die Gedichte befinden.

Neuerdings erscheinen diese zwölf Bilder in einer besonderen Ausgabe, aber ohne die Gedichte von Waldis:

Eikones cum brevissimis descriptionibus duodecim primorum primariorumque quos scire licet veteris Germaniae Heroum. In gratiam patriae et nobilissimi expertissimique viri, Burcardi Waldneri a Freundstein Latinitati carmine heroico utcunque redditae a Mathia Holtzwarto Harburgense M. Am Schluß Per B. Jobinum Argentorati 1573. (Berlin. Kgl. Bibliothek; München, Hof-Bibliothek 8° P. o. lat. 750/2.)

Mit einer lateinischen Vorrede und einer Praefatio. Diese, wie die Peroratio, sowie die nach Waldis Reimen zu den Bildnissen von Holzwart verfaßten Gedichte bestehen aus je 12, das Gedicht auf Heriwon aus 11 Hexametern. In dieser Ausgabe kommen zwei neue Bilder hinzu. Gleich nach dem Titelblatt das Bild Germania domitrix gentium, und darunter das Distichon:

Salve sancta parens, terrarum gloria summa
Tum non suppressa, nescia tumque doli.

und am Schluß das Bild, Virtus Germanica. Fides — Fortitudo und darunter:

Stricta fides animus fortis, non mobile pectus
Neglectum ad superos usque tulere choros.

Dann eine Peroratio. Fischart hat an dieser Ausgabe keinen Anteil.

Diese Eikones erscheinen nach acht Jahren nochmals als Anhang zu den „Emblematum Tyrocinia ... Eingeblümete Zierwerck oder Gemälpoesy ... durch M. Mathiam Holtzwart.“ Straßburg 1581.[2]) Diese Schrift enthält zahlreiche Bilder, zu denen Holtzwart lateinische Distichen und deutsche Reimpaare verfaßt hat. Sie beginnt mit einer lateinischen Vorrede von Holtzwart, datiert vom Juli 1576, sie ist aber erst 1581 erschienen mit einer deutschen Vorrede von Fischart über Ursprung und Gebrauch der Embleme.[3]) Der Anhang dazu hat

---

die beiden Ausgaben von Jobin aufgenommen wurde, veröffentlicht diesen Milchsack (Waldis a. a. O. 43—50, vgl. 37 Anmerkung).

[1]) So in den mir bekannten Ausgaben Frankfurt a. Main 1581 und 1622.

[2]) Ausführlicher Titel und Beschreibung dieses Werkes bei Hauffen 1, LXV.

[3]) Diese Vorrede abgedruckt von Wackernagel a. a. O. 182—192.

einen besonderen, und zwar lateinischen und deutschen Titel „Eikones — Heroum (wie oben). Bildnussen oder Contrafacturen der XII. Ersten Alten Teutschen König oder Fürsten, welcher Tugend vnd Taten für anderen gerümt vnd gepreißt vnd bei den Geschichtsschreibern gedacht wird. Samt kurtzer beschreibung jres Ursprungs vnd herkommens mit anzeyguilg zu was zeiten sie geregiert vnd gelebt haben."

Hier werden im Gegensatz zur ersten Ausgabe auch die deutschen Reimpaare von Waldis aufgenommen und hier zum erstenmal zu den schon 1573 gebrachten Bildern Germania und Virtus Germanica die von Fischart verfaßten Gedichte.[1])

Noch einige Bemerkungen über die Bildnisse der Könige und Fürsten. Die Bilder bei Waldis und Aventin entsprechen im allgemeinen den Angaben der Gedichte. Tuiscon ist als Stammherr in alttestamentlicher Tracht abgebildet, Wandalus in slavischer Tracht, Karl der Große in kaiserlichem Ornat. Alle übrigen in römischer Kriegstracht, auch Gambrivius, welcher aber den Helm in der linken Hand hält und auf dem Kopf einen Kranz aus Hopfenblättern und Blüten hat; rechts von ihm im Hintergrunde vor einem Gasthaus Bierfässer. Die Ausgabe von Jobin zeigt ganz andere Bilder. Andresen (3, 102—104, Nr. 147) beschreibt diese genau und weist sie Tobias Stimmer zu, meint aber, daß er sie nach Bildern aus Wolfgang Lazius gezeichnet hat. Das ist richtig. Alle Bilder mit Ausnahme Karl des Großen sind dem Werke des Lazius entnommen. So Tuiscon nach einer Darstellung eines Ureinwohners (Bl. 14), Mannus nach dem Bilde eines Gallo Graecus (Bl. 24) usw Gambrivius zu einem Bilde eines fränkischen Kriegsmanns. Die meisten dieser Bilder stimmen darum mit den Gedichten nicht überein.

---

[1]) Hauffen 1, 385—389.

XII.

Brotkorb.

1. Calvins Traité des reliques.

In einer seiner ersten Schriften, der 1536 erschienenen Institutio religionis christianae, gibt Johann Calvin bereits ein vollständiges System seiner Anschauungen vom christlichen Glauben: Die heilige Schrift als alleinige Quelle christlicher Wahrheit; das Abendmahl als geistiger Genuß des Leibes Christi durch den Glauben; die absolute Vorherbestimmung (Prädestination) der Gläubigen zur Seligkeit und der Ungläubigen zur Verdammung und die gänzliche Abschaffung aller nicht ausdrücklich in der heiligen Schrift begründeten kirchlichen Zeremonien.

Im Laufe der vierziger Jahre verfaßt er fünf gegen das Papsttum gerichtete polemisch-satirische Schriften, die in der Auffassung, im Ton und zum Teil im Stoff einander ähnlich sind: die Heilmittel gegen die 25 Glaubensartikel der Sorbonne 1542, die Abhandlung über die Reliquien 1543, die Bemerkungen zu dem Briefe des Papstes Paul III. an den Kaiser Karl V., die Aufforderung an diesen Kaiser 1544 und die Widerlegung der in den sieben ersten Sessionen gefaßten Beschlüsse des Tridentiner Konzils 1547.[1]) In allen zeigt sich eine rücksichtslose Beleuchtung der Mißstände in der katholischen Kirche, ein überlegener Spott, der die Ansichten und Lehren der Katholiken der Lächerlichkeit preisgibt, auch eine scharfe Ironie, namentlich bei der Behandlung der Artikel der Sorbonne, die Calvin mit scholastischen Argumenten zum Schein verteidigt und dann mit Bibelstellen und Vernunftgründen bekämpft.[2])

Unter diesen Schriften fand besondere Verbreitung und reichen Beifall im evangelischen Lager die im volkstümlichen kräftigen Fran-

[1]) Das Heilmittel (remède) und die Abhandlung (traité) sind zuerst französisch erschienen, die Bemerkungen (scholii) lateinisch und französisch, die Widerlegung (antidotum) und die Aufforderung (exhortatio) lateinisch.

[2]) E. Stähelin, Calvin, Leben und ausgewählte Werke 2, 167—177 und 248—255.

zösisch geschriebene, vielleicht durch das am 1. Januar 1542 von Paul III. erlassene Ausschreiben des Konzils nach Trient angeregte Abhandlung:

Traité des reliques par Jean Calvin, ou advertissement très utile du grand profit, qui reviendroit à la Chretienneté, s'il se faisoit inventaire de tous les corps saints et reliques, qui sont tant en Italie, qu'en France, Allemagne, Espagne et autres royaumes ou pais. Geneve. 1543.

Mit einer in ernstem Tone gehaltenen Vorrede eröffnet Calvin seine kleine Abhandlung. Schon Augustinus habe darüber geklagt, daß Hausierer (porteurs de rogatons) Brocken von Heiligen und Märtyrern in unehrenhafter Weise feilbieten und daß solches Treiben zu Mißbrauch und Betrug führen werde. Aber seither habe dieser Unfug, wie allgemein bekannt, weit um sich gegriffen. Statt daß die Katholischen dem Leben der Heiligen nachtrachten, verehren sie deren Gebeine, Kleidungsstücke, Geräte und Marterwerkzeuge. Dieser Schein der Frömmigkeit habe mit dem wahren Christentum gar nichts zu schaffen, es sei nichts anderes als heidnischer Götzendienst. Weder im alten Testament noch bei den Aposteln, noch bei den ersten Christen finde man ein solches Verhalten. Dieser immer mehr wachsende Aberglaube führte zu völliger Blindheit, so daß die närrischen Menschen die klar zu Tage liegenden Täuschungen nicht nur nicht erkennen, sondern daß sie sogar Esels- und Hundsknochen anbeten. Seit jeher sei es geboten, die Toten in ihrer Grabesruhe bis zum jüngsten Gericht nicht zu stören, so verletze die Reliquienverehrung auch Gottes Befehle. Der Verfasser nimmt sich hier nicht vor, eine Abhandlung gegen den katholischen Heiligendienst zu schreiben, sondern er möchte nur mit einer Zusammenstellung der in den verschiedenen Ländern verehrten Reliquien Vielen die Augen öffnen, daß sie diese dicken Lügen sähen. Nun setzt er fort:

Combien que ie ne puis pas faire en ce liuret ce, qui ie voudroie bien. Car il seroit besoin d'auoir registres de toutes parts, pour sauoir quelles Reliques, on dit qu'il y a en chascun lieu, afin d'en faire comparaison. Et lors on cognoistroit, que chacun Apostre auroit plus de quatre corps, et chacun Sainct pour le moins deux ou trois: autant en seroit-il de toute le reste. Bref, quand on auroit tout amassé en vn morceau, il n'y auroit celui, qui ne fust estonné, voyant la moquerie tant sotte et lourde, laquelle neanmoins a peu aueugler toute la terre.

In dem Nachwort, das die allgemeinen Betrachtungen des Vorwortes wiederholt, meint er neuerdings, er könne nicht eine vollkommene Beschreibung aller Heiligtümer geben, denn er habe nur sechs deutsche, drei spanische, fünfzehn italienische und dreiundvierzig französische Städte berücksichtigt. Trotzdem erweist der Hauptteil dieses Buches Calvins große Kenntnis dieses Gebietes, da er Hunderte von Reliquien in Gruppen nach den betreffenden Heiligen zusammenfaßt.

16*

Zunächst die Reliquien Christi, die in zahlreichen Kirchen aufbewahrt werden. Da der Leib natürlich nicht zu haben war, so doch einzelne Partikel, das Praeputium, Blutstropfen, Krippe, Windeln, Hemd, Krüge von Kanaan, die in großer Zahl in verschiedenem Ausmaß an vielen Orten gezeigt werden, Schuhe, Kelch, Messer, Schüssel, Tisch und Reste des Brotes vom letzten Abendmahl, wohl gezählte vierzehn Kreuzesnägel, die Dornenkrone und der ungenähte Rock zu Trier und zu Argenteuil, das Schweißtuch in zahlreichen Exemplaren, der Eselsschwanz in Genf, Fußstapfen und Zähren. Von Marien Haare, Kleider, Schleier, Gürtel, Kämme, Trauring, des heiligen Josefs Pantoffel und Beinkleider und von jedem Apostel mehrere Heiligtümer. Vom heiligen Laurenz nicht nur mehrere Körper, sondern auch sein Rost, die Kohle und das Leintuch, von S. Sebastian vier Körper und zwei Köpfe, einer zu Rom in der Peterskirche und einer zu Toulouse bei den Dominikanern, außerdem zahllose Pfeile. Von der heiligen Anna drei Köpfe, von der heiligen Helena der ganze Leichnam in Venedig und überdies noch ein Kopf in Köln und anderes mehr. Begreiflicherweise kommt es auch zwischen den verschiedenen Besitzern der gleichen Reliquie zu Streitigkeiten über die Echtheit:

Pource que les Francois maintennoyent de l'auoir, ceux de Regesbourg en esmeurent le proces à Rome, il y a enuiron cent ans, et le corps leur fut adiugé par sentence definitive, present l'Ambassadeur de France, dont ils ont belle Bulle. Qui diroit a sainct Denis pres Paris, que le corps n'est point là, il seroit lapidé. Quiconque voudra contredire, qu'il ne soit a Regesbourg, sera tenu pour heretique, d'autant qu'il sera rebelle au sainct siege Apostolique. Ainsi le plus expedient sera de ne s'entremettre point en leur querelles. Qu'ils se creuent les yeux les vns aux autres s'ils veulent, et en ce faisant qu'ils ne profitent de rien: sinon pour descouurir, que tout leur cas gist en mensonge.[1])

Au moins qu'ils fissent quelques bonnes transactions ensemble, pour ne point tant descouurir leur mensonges, comme on fait les Chanoines de Trier auec ceux du Liege, touchant la teste de Saint Lambert, car ils ont composé à quelque somme d'argent pour l'interest des affrandes, de ne la monstrer publiquement, de peur qu'on ne s'estonnast de la voir en deux villes tant voisines. Mais c'est ce, que j'ay dit du commencement, ils n'ont point pensé d'auoir jamais vn contreroleur, qui osast ouvrir la bouche pour remonstrer leur impudence.

Das wird alles mit humorvollem Spotte, mit derben Redewendungen und sehr boshaften Zwischenbemerkungen vorgetragen. Der Stil ist sehr belebt. Ausrufe, rhetorische Fragen in jedem Abschnitt.[2])

[1]) Diese Stellen hat Fischart nach der deutschen Übersetzung stark gekürzt in den Bienenkorb (E 63 a) aufgenommen. (Vgl. oben S. 120.)

[2]) Car la chose de soi-mesme est tant absurde, qu'il n'est ja mestier, que je mette peine à la refuter. Toutes fois, le poure monde est si stupide, que la plus part tient cela aussi certain que l'Evangile!

Der Verfasser ruft die Evangelisten und die Kirchenväter zu Zeugen auf, daß die Reliquienverehrung ein Aberglaube sei. Er fordert die Leser auf, ihm beizustimmen; er kann sich nicht genug wundern, daß dieser aufgelegte Betrug Jahrhunderte lang Beifall gefunden habe. Kleine Kinder und Einfältige müßten das erkennen, aber der Teufel habe die Katholiken um allen Sinn und Verstand gebracht. Er fragt, wer die Reliquien Christi, Mariae, der Apostel und Märtyrer aufbewahrt habe und wo sie gelegen wären, da sie doch erst viele Jahrhunderte nach dieser Zeit auftauchten. Er betont, daß der Hausrat, wie er jetzt von den ältesten Heiligen gezeigt werde, damals ganz anders beschaffen war. Er könnte nie ein Ende finden, wenn er all den Unfug aufdecken sollte, gar von den gewöhnlichen (vulgaires) Heiligen, da käme er in einen dicken finsteren Wald, wo er sich verirren müßte.

Die Angaben Calvins über die einzelnen Reliquien und deren Aufbewahrungsorte entsprechen im allgemeinen den Tatsachen.[1]) Gewiß sind ihm auch Versehen begegnet. Und mag man ihm auch bewußte falsche Angaben nicht zumuten, so doch beabsichtigte Übertreibungen. Wenn er z. B. sagt, daß die allenthalben verehrten Splitter von Christi Kreuz ganze Schiffsladungen ausmachten oder daß nur die in Köln aufbewahrten Gebeine der elf Tausend Jungfrauen nicht mit hundert vierspännigen Wagen weggeschafft werden könnten oder gar die argen Bemerkungen über Mariae Milch (vgl. oben S. 119 Anmerkung 1). Irrtümliche Angaben könnten sich ja auch durch gleiche Namen verschiedener Heiliger ergeben. (Vgl. unten S. 260.)

Eine spätere Ausgabe dieser Abhandlung bringt eine Reihe von Anhängen.[2])

Traité de reliques (. . . Titel wie in der ersten Ausgabe vgl. oben S. 243). Autre traité de reliques contre le decret du concil de Trient traduit du

---

Je ne di mot là dessus, sinon que je prie les Lecteurs, de ne se point endurcir à l'encontre d'vn aduertissement si clair et si certain, et ne point fermer les yeux à vne telle clarté, pour tousjours se laisser seduire, comme en tenebres.

Sinon que par auenture il m'en soit eschappé quelque chose, ce qui se pourroit bien faire. Car en tel abysme, qui n'y seroit confus?

[1]) Ich kann natürlich hier nicht näher darauf eingehen. Vgl. Thalhofer, Handbuch der katholischen Liturgik 1², 346—362 und Beißel, Die Verehrung der Heiligen und ihre Reliquien in Deutschland. Freiburg 1890 und 1892. Ferner die Artikel „Reliquien", „Der heilige Rock" und andere im Kirchenlexikon 10, 1030—1038 und 1230 f. usw.

[2]) Stähelin (255) sagt, daß bis zum Ende des 16. Jahrhunderts fünf bis sechs neue französische und noch mehr lateinische Ausgaben erschienen sind. Er erwähnt auch eine holländische Übersetzung. Bibliographisch nachweisen kann ich nur die oben genannte spätere Ausgabe von 1599 (Neudruck von Fick, Genf 1863). Traité allein: Pontorson 1601. Eine englische Übersetzung Treatise on Relics. London um 1561 (Neudrucke Edinburg 1854 und 1870). Über die lateinischen Ausgaben vgl. unten S. 247.

latin de M. Chemnicius. Inventaire des reliques de Rome, mis d'italien en francois. Response aux Allegations de Robert Bellarmin pour les reliques. A Genève par Pierre de la Rovière 1599.

Die Vorrede des ungenannten Herausgebers richtet sich gegen die unbedingte Autorität des Papstes und der Konzile, sowie gegen die Reliquienverehrung.

Im letzten Halbjahr des Tridentinischen Konzils wurden mehrere Dekrete über die wichtigsten Lehren und Ausübungen der katholischen Kirche zum endgültigen Ausdruck gebracht, und zuerst in der authentischen Ausgabe Canones et Decreta (Rom 1564) veröffentlicht. Darunter auch eine Definition der 25. Sessio: De reliquiis sanctorum, wornach es ein katholischer Glaubenssatz ist, daß die Reliquienverehrung den Gläubigen gebühre, und daß sie ihnen nützlich sei. Hierbei werden auch ältere Bestimmungen gegen den sakrilegischen Handel mit unechten Reliquien verschärft und in einem besonderen Erlaß die Bischöfe und Priester aufgefordert, diese seit den ersten christlichen Jahrhunderten geübte und durch die Zustimmung der Kirchenväter und Konzile allgemein verbreitete Reliquienverehrung den Gläubigen zu erläutern und eindringlich ans Herz zu legen.

Martin Chemnitius hat in seinem Examen concilii Tridentini (1565—1573) auch dieses Dekret einer scharfen und eingehenden Prüfung unterzogen, worin er Aussprüche von Kirchenvätern gegen die Reliquienverehrung anführt und darlegt, daß diese sich im Laufe der Zeiten zu argem Mißbrauch und unleidlichem Götzendienst entwickelt habe.

Ein tapferer Verfechter der römischen Kirche, der Jesuit und spätere Kardinal Robert Bellarmin, hat in dem ersten Band seines Hauptwerkes Disputationes de controversiis Chistianae fidei adversus haereticos (Ingolstadt 1586) auch Allegationes zu dem oben erwähnten Dekret veröffentlicht. Dagegen wendet sich nun der ungenannte Herausgeber der späteren Auflage des Traité und meint, Bellarmin mache so, als ob er die Abhandlungen von Calvin und Chemnitius gar nicht kenne. Was der Letztere widerlegt habe, behaupte Bellarmin von neuem. Einige als Beispiele vorgeführte Behauptungen werden als sophismes pucrils und profonde subtilité verspottet.

Auch der fruchtbare katholische Polemiker Johann Cochlaeus hat gegen die Abhandlung Calvins, und zwar unmittelbar nach deren Erscheinen eine kurze Entgegnung verfaßt. De Sacris Reliquiis Christi et Sanctorum eius, brevis contra Calvini calumnias et blasphemias responsio . . . Mainz 1549. In sieben Kapiteln zitiert er Aussprüche von Calvin, allgemeine Behauptungen über und Angriffe auf die katholische Reliquienverehrung, ferner einzelne Ausfälle auf die Heiligtümer von Gervasius und Protasius, vom heiligen

Stefan und von Christus. Er bekämpft diese Ausführungen mit Belegen aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern, besonders Augustinus und mit katholischen Lehrmeinungen. Zuletzt verteidigt Cochlaeus die auch von ihm selbst als Tatsache zugegebene Verehrung von einer und derselben Reliquie an verschiedenen Orten und von unechten Heiligtümern mit folgenden, nur an das Schweißtuch Veronikas anschließenden Erörterungen:

(D 3 b) Primum, fieri potest, ut sudarium unum certo sit in loco: Cetera autem sint simili formata specie et ad contactum illius divina virtute sanctificata, ut et ipsa divinis miraculis sint idonea, non secundum se ex propria natura et virtute, sed ex omnipotente voluntate Dei, cui placeat in iisce quoque suam ostendere per miracula virtutem. (D 4 b) Neque igitur mendacii, neque sceleris aut idolatriae, argui aut accusari debet populus, si per ignorantiam veneretur suppositicium sudarium pro vero illo, quod iacuit in sepulchro . . . tum quia Deus . . . miracula facere potest, si voluerit, maxime propter fidem et devotionem populi. Similis est ratio de omnibus aliis reliquiis.

2. Die lateinische Übersetzung und die beiden Verdeutschungen des Traité.

Eine wortgetreue von Nikolaus Gallasius besorgte lateinische Übersetzung der Calvinschen Abhandlung ist in Genf 1548 erschienen: Admonitio, qua ostenditur quam e re Christianae reipublicae foret, sanctorum corpora et reliquias, velut in inventarium redigi, quae tam in Italia, quam in Gallia, Germania, Hispania, ceterisque regionibus habentur. In seiner dem Original vorgesetzten kurzen Vorrede bemerkt Gallasius, er habe diese Abhandlung ins lateinische übersetzt, damit sie auch anderen Nationen zugute komme und fordert diese auch auf, in ihrer Heimat Reliquien zu verzeichnen, damit die Aufklärungen Calvins über diese unechten Heiligtümer und deren abergläubische Verehrung weiter verbreitet würden.[1]) Diese Aufforderung befolgt ein Anonymus, der in seine Verdeutschung der lateinischen Ausgabe zwei längere und einige kürzere Berichte über deutsche Reliquien eingeschoben hat. Der Titel dieser Übersetzung lautet:

„Von dem Heiligthumb Joannis Calvini vermanung, .. durch Nicolaum Gallasium auß Frantzösischer spraach ins Latein verdolmetschet, letztlich aber durch ein liebhaber Göttlicher warheit vnd Teutscher nation seinem vatterland zu eeren vnd gutem ins Teutsch

[1]) Spätere Neudrucke ohne Vorrede in der von Theodor Beza besorgten Ausgabe Calvini Tractatus theologici omnes nunc primum in unum volumen congesti. Genevae 1576 und mit der Vorrede in Joh. Wolfs Lectionum memorabilium Centenarii 1600 2, 184—201.

gebracht. Lieber Leser liß fleyssig mich | Es wirt gwüß nit gereuwen dich." o. O. 1558 (Berlin, Kgl. Bibliothek Dv 16085).

Der ungenannte Übersetzer verdeutscht die Vorrede von Gallasius und teilt den Traktat Calvins samt Vor- und Nachwort in 46 Abschnitte ein. Er setzt ferner an den Rand Hinweise auf den Text, Ausrufe und anderes z. B. 30ª „Pfuch der schand." 40ª „Engel sind nit bildhawer."

In dem ersten der schon erwähnten Zusätze berichtet er (23ª Z. 12ª bis 24ª Z. 3 von unten) nach Chroniken von einem (mit Nägeln vom Kreuze Christi geschmückten) Speer, den König Rudolf von Burgund Kaiser Heinrich I. übergeben habe und beschreibt nach eigener Anschauung den in Trier aufbewahrten Nagel von Christi Kreuz, der als Münzstempel verwendet wird. Der nächste Zusatz 34ᵇ Z. 13ª bis 35ª Z. 6 handelt von dem Strick, daran sich Judas erhängt hat. „Disen strick hat ein Teutscher Ritter vnd verümpter Hauptmann kurtz verschiner jar in eim vberfal der statt Rom durch ein diener zewegen bracht vnd mit jm inn Teutschland gen Augspurg gefürt." (Fischart nennt im Bienenkorb E 63ª und 209ᵇ den Namen dieses Hauptmanns: Fronsperger.[1])

Im Zusatz 42ª Z. 8—42ᵇ Z. 1 von unten wird erzählt, wie die Predigermönche in Bern dem Volke das betrügerische Schauspiel dargeboten haben, daß ein Marienbild sich mit dem Christusbild unterredet und weiters von einem Betrug im Kurfürstentum Pfalz:

52ª.	Bienenkorb 63ᵇ.
Bei Bretten . . . ein geschnitzet vnnd gemaalet bild des haupts Johannis des Teuffers in einer schüßlen gesehen ward schwitzen . . . (später) erfand sich, daß solich haupt mit frischem lauterem öl bestrichen gewesen.	Vnnd daß S. Johans Haupt zu Bretta inn der Pfaltz Blut in der Schüssel geschwitzt hab, wiewol es mit ölfarb angestrichen gewesen.

58ᵇ Z. 16—59ª Z. 2 über S. Andreas linken Daumen im Münster zu Zürich.

64ᵇ Z. 5 von unten bis 65ª Z. 1—4.	Bienenkorb 63ᵇ.
Zu Freyburg im Breyßgau bey den Johanniten hat man derselbigen steinen ein an einem silberin kettlin hangende, denselben legt man dann järlich an S. Stephans tag in einen Kelch, geußt weyn darüber, gibt dem Volck (das darmit sein opfer zum Altar bringt) darab zetrincken, das heißt S. Stephans weyn, der soll für etliche gepresten . . . (für die bärmuter) gar gut seyn.	Zu Freyburg in Breißgäw . . . daselbs bei den Johanniten an einem silberin kettlin ein stein, darmit S. Steffan gesteiniget ward; denselben legt man järlich an S. Steffanstag inn einen Kelch, geußt Wein darüber, gibt dem opfferenden Volck darab zu trincken, das heißt für S. Johans segen, S. Steffans Wein, soll für die Bärmutter gut sein.[2]

---

[1]) Der bekannte Kriegsschriftsteller Leonhard Fronsperger (vgl. Allgemeine Deutsche Biographie. 8, 145). [2]) Diese Vergleiche sind ein Nachtrag zu S. 119 f.

Das Schlußsignet zeigt ein ovales Medaillon, umgeben von einem Lorbeerkranz mit Bändern, im Rahmen die Inschrift: Ut in velabro olearii 1558. Im Medaillon eine leicht bekleidete Frauengestalt, in der rechten Hand zwei Herzen, in der linken Hand Geige und Bogen haltend, zu den Füßen andere Instrumente.

Weitere Ausgaben scheint diese Verdeutschung nicht erlebt zu haben, wohl aber eine zweite von dieser ganz abweichende Übersetzung von Jakob Eysenberg:

Johannis / Calvini Verma- / nung von der Papisten / Heiligthumb dem Christ- / lichen Leser zu gute / verdeutschet. (Signet) Wittembergk 1557. (Berlin, Kgl. Bibliothek Ce 800; Wien, Univ.-Bibliothek.) Nachdrucke: Pforzheim 1558 (Berlin, ebenda Ce 800²) und Mühlhausen 1559.

Die Vorrede an den Rat der Stadt Halle ist unterzeichnet: Wittembergk am 1. Jannuary 1557. Jakobus Eysenberg (8. Bl.) Darstellung und Nachwort (A 1—S 5). — Calvin und Gallasius teilen die Abhandlung nicht in Kapitel ein. Der Anonymus aber führt die Kapiteleinteilung durch mit Überschriften und mit Holzschnitten fast zu jedem Abschnitt. — Auf der vorletzten Seite steht: Gedruckt zu Wittembergk durch Georg Rahwen Erben. Anno 1557.

Von Eysenbergs Leben ist wenig bekannt, auch Geburts- und Todesdatum nicht. Er ist aus Halle gebürtig, was aus seiner Vorrede hervorgeht, und wird nach 1541 Prediger in Wittenberg.[1])

Eysenberg verdeutscht nicht die Vorrede von Gallasius, sondern gibt eine neue, sehr umfängliche Vorrede, für die er Gedanken aus Calvins Einführung benutzt. Er weist zunächst mit Bibelstellen auf die „rechten Merkzeichen" der wahren Kirche hin. Da aber das Papsttum, setzt er fort, auf eitel Menschensatzung beruhe und dem Evangelium entgegen sei, so können die Katholischen nur durch Opfer von Geld, Kerzen, Messen, Wallfahrten, Anbetung von Reliquien selig werden. Die Evangelischen sollten Gott danken, daß sie aus dieser Finsternis erweckt worden seien. Er habe das Büchlein verdeutscht, um seinen Landsleuten den Reliquienbetrug aufzudecken. Das noch umfänglichere Nachwort wiederholt fast wörtlich Ausführungen der Vorrede, und erörtert weitschweifig den Gedanken, daß die Katholischen, statt Jesus anzubeten und dem Leben der Heiligen nachzutrachten, Bildnisse von Holz, Stein, Gold und Schelmenknochen verehren. Er erzählt hier unter anderem, daß in Württemberg ein Landstreicher Gebeine des St. Jakob in einem Glas für Geld gezeigt habe, welches die Leute vor der Pest bewahren sollte, daß er aber vom Herzog des Landes verwiesen wurde. Am Schluß reiht er unter die

[1]) Jöchers Gelehrten-Lexikon, Fortsetzung S. 855.

Kinder der Finsternis „die Papisten, Mahometisten, Osiandrischen, Schwenckfeldianer und andere rasende Menschen".[1])

Eysenberg schiebt in die lateinische Vorlage keine Zusätze ein, wie der Anonymus, aber er erweitert sie stilistisch durch längere Vergleiche und durch Umschreiben einfacher Ausdrücke mit derb-komischen Redewendungen.

Beispiele der Ausdrücke und Redewendungen der französischen, lateinischen und Eysenbergs deutscher Fassung: fatras; nugae; „Affenwerck" — idolatrie; idolatria; „Abgötterei" — que voulons nous plus? quid plurima requirimus? „Was wöllen wir weiter hierinnen fechten oder mehr begehren?" — bien rare; rarissimum; „ein seltzam Wildpret" — que vessies de bellier sont lauternes, comme dit le proverbe; quod vulgo dici solet vesicas arietum laternas esse; „daß ein Dreck (mit vrlaub zusagen) eine Bradwurst sey, wie man inn vnser Sprachen sprichworts weiß pfleget zu reden" — une fausseté toute manifeste; manifesta falsitas; „eine gute grobe vnd offentliche Lügen" — Il y a puis apres les Reliques; secundae classis reliquiae; „der ander reihen des Heyligthumbs" — Le mensonge donc est trop patent. Et que faut-il plus? Perspicuum est igitur hoc mendacium. Quid superest? „Derwegen kan ein jeder hierauß leichtlich sehen, daß solches auch eine gute, feiste, wolgemeste Lügen sey," — il s'en est trouvé plusieurs; plures alias peperit; „viel andere Röck gejunget" — ils ont esté si lourdaux, de ne point avoire meilleure astuce pour tromper; quomodo tam obtuso fuerunt ingenio, ut astutia ad fallendum aptiore caruerint; „wie sie doch so gar grobe vnverstendige Esel sein gewesen, daß sie keinen besser Rohrvogel auf dem Rohre gehabt das arme Volck zu fahen vnd zubetriegen, dann eben diesen albern grümpel." — paternostres de dame nostre; coronas divae Mariae; „Marien Krone." — bagage; de sarcinis aut suppelectile; „von ihren Hucken oder auch von ihrem Haußrate." — je laisse; praetermitto; „will ich jetzt vberhin lassen rauschen." — fronteau; pittacium; „Pflaster." — monstre; monstrum; ebenso. — Jean des aventures; Johannis Fortuiti; ebenso. — quelle beste; qualis bellua; „was für eine scheußliche, vngehewrige bellua." — bagage; sarcinas; „sarcinas vnd plunder." — Die fremden Ortsnamen werden vom Anonymus und von Eysenberg in der lateinischen Form wiedergegeben.

Ferner soll noch durch das Nebeneinanderstellen kurzer Beispiele der französischen, lateinischen und beider deutscher Fassungen ihr Verhältnis zueinander beleuchtet werden.

Anfang. Calvin.	Gallasius.
Sainct Augustin, au liure, qu'il a intitulé, Du labeur des Moines, se complaignant d'aucuns porteurs de rogatons, qui deja de son temps	Augustinus in eo libro, quem inscripsit De labore Monachorum, conquerens de circunforaneis quibusdam impostoribus, qui jam suo

[1]) Andreas Osiander (1498—1552) trug eifernd die Ansicht vor, daß die Rechtfertigung nicht ein gerichtlicher Akt Gottes sei, sondern als innere aus einer mystischen Vereinigung mit Christus hervorgehende Gerechtigkeit aufzufassen sei. Seine Anhänger wurden 1566 ihrer Predigerstellen entsetzt; 1567 wurde der Osianderismus aus Preußen verbannt. — Kaspar von Schwenckfeld (1489—1561) hat einer ähnlichen mystischen Anschauung gehuldigt. Besonders faßte er die Rechtfertigungslehre als inneren sittlichen Prozeß auf und predigte vom „inneren Wort". Seine Anhänger die Schwenckfeldianer bestehen noch in Nordamerika.

exercoyent foire vilaine et deshonneste, portans çà et là des Reliques de Martyrs, adjouste. Voire si ce sont Reliques de Martyrs. Par lequel mot il signifie que de lors il se commetoit de l'abus et tromperie, en faisant accroire au simple peuple que des os recueïllis çà et là estoyent os de Saincts.

Schluß.

Ainsi en est-il des reliques: tout y est si brouillé et confus, qu'on ne sçauroit adorer les os d'vn Martyr, qu'on ne soit en danger d'adorer les os de quelque brigand ou larron ou bien d'vn asne, ou d'vn chien, ou d'vn cheval. On ne sçauroit adorer vn aneau de nostre Dame, ou vn sien peigne, ou ceinture, qu'on ne soit en danger d'adorer les bagues de quelque paillarde. Pourtant, se garde du danger qui voudra. Car nul d'oresenauant ne pourra pretendre excuse d'ignorance.

Anonymus 1[a].

Augustinus erklagt sich (in dem buch, dem er den Titel hat geben: Von der München arbeit) ob etlichen vmbschweiffenden betriegeren, die schon yetz zu seiner zeyt die schandtliche vnd vnfletige mertzlerey übten, mit dem das sy der heilige Marterer vberblibne gebein hin vnd her vmbtrugen vnd spricht darbey: Ja so es anderst der Heiligen gebein sind. Mit welcher er ye anzeigt, daß schon zu seiner zeit der mißbrauch vnd betrug eyngewachsen sey, dardurch das arm vnbericht volck betrogen werd, also daß es meinet, die gebein hin vnd wieder zusammen gelesen, weren der Heiligen gebein.

79[a]. Also ist auch geschehen mit den Heilthumben, dann seind in jnen allweg alle ding zersträuwt vnnd vermischlet,

tempore foedam ac sordidam nundinationem exercebant, Martyrum reliquias hac et illac circunferendo, subiungit. Si modo sunt Martyrum reliquiae. Quo verbo significat jam suo tempore invaluisse abusus et imposturas, quibus plebs imperita decipiebatur, ut putaret ossa hinc atque illinc collecta Sanctorum esse.

Idem accit in reliquiis. Sic confusa ac permixta in iis sunt omnia, ut Martyris alicuius ossa haberi nequeant, quin periculum sit, ne latronis aut furis, vel etiam asini, aut equi, aut canis ossa adorentur. Anulus D. Mariae aut pecten, aut cingulum adorari non potest, quin periculum sit, ne ex mundo scorti cuiusquam aliquid adoretur. Quamobrem caveat a periculo qui volet. Nemo enim posthac ignorantiae excurationem poterit obtendere.

Eysenberg B 2[b].

Es hat Augustinus in dem Buch, das er selbs, de labore Monachorum, von der Mönche arbeit nennet, (darin er sich beklaget vber etlichen losen Buben vnd Landleuffern, die allbereit zu seiner zeit eine vnfletige vnd scheusliche Kauffmanschafft damit trieben, daß sie dasjenige so von den Heiligen vberblieben war, jtzt hie in diesem, bald in einem andern Lande vmb vnd feil trugen) vnter andern worten auch diese gesetzt: Si modo sunt Martyrum reliquiae, so anders etwas von den Marteren noch vbrig ist.

Mit welchen kurtzen worten er anzeiget, das der schendliche Misbrauch vnd Betrug, damit das arme vnverstendige vnd vnerfarne Volck, die zeit allgereit geuexirt vnd vber den Tölpel geworffen ward, so starck sey im schwange gangen vnd vber hand habe genomen, das sie auch allerley Bein, Gott gebe sie weren hie oder dort auffgerafft vnd zusamen gelesen, vor der Heiligen gebeine geachtet haben.

B 6[a]. Also ist es alles vnternander vermischet vnd verwirret worden, das man auch nicht kann noch vermag eines

daß man keines Martyrers gebein mer habenn mag vnd man nicht inn der gfahr vnd sorg stehn müsse, das auch darmit vnnd darunder etwan eines Mörders oder Dieben oder auch eines Esels, Pferds oder Hunds gebein vereeret werden. Also mag auch der allerheiligsten Junckfrauwen Marie Gmahelring oder strål oder Gürtel nicht angebättet oder vereert werden one die gfahr vnd sorg, daß nicht etwan darunder zun zeyten etwas vnreiner, schnöder weyber gezierde auch darmit vereeret. Derhalben hüte sich vor gefärlichheitenn, wellicher da wölle, dann es wird nun hinfür, niemands mer die entschuldigung der vnwüssenheit mögen fürwenden.

Martyrers Beine zu haben, man mus sich darneben befahren vnd befürchten, das nicht irgent eines Diebes oder Reubers oder auch eines Esels, Pferdes oder Hundes Knochen für der Heiligen Gebeine angebet werde.

Als zum exempel der heiligen Jungfrawen Marien Rinck, Kam vnd Gürtel kan one die beisorge vnd gefahr nicht angebetet werden, das man sich nicht darbey befürchten müßte, das nicht irgend von einem vnzüchtigen Weibe an desselben Heiligthumbs stat angebetet würde.

Derhalben wer sich wil für der gefahr, so aus dem Heiligthumb entspringet, huten, der mag es wohl thun. Denn kein Mensch wird hernachmals die entschuldigung können fürwenden, das er es nicht gewust habe.

Aus diesen Vergleichen ergibt sich, daß Gallasius die Vorlage getreu und knapp übertragen hat und daß die beiden Deutschen, was sie selbst ausdrücklich betonen, die lateinische Fassung übersetzt und die französische überhaupt nicht eingesehen haben. Ferner ergibt sich, daß die Eysenbergsche Übersetzung dem Schriftdeutschen Lutherischer Prägung näher steht, auch glatter und viel breiter gehalten ist als die des Anonymus.

3. Der Brotkorb und Fischarts Anteil daran.

Wahrscheinlich wurde Jobin durch die breite Darstellung und die langen Vor- und Nachworte Eysenbergs 26 Jahre später bestimmt, nicht die Fassung des Anonymus — die Fischart kurz vorher für die Zusätze seines Bienenkorbs benutzt hat (vgl. oben S. 119 f.) — für die neue Ausgabe zu verwenden, sondern die Übersetzung Eysenbergs. Breite Darstellungsweise und umfängliche Vorreden sind ja damals allgemein im Schwange und auch bei den von Jobin verlegten Schriften die Regel. Ja Eysenberg oder dessen 1598 verstorbener gleichnamiger Sohn, Hofprediger an der Domkirche in Halle, hat — wahrscheinlich auf Wunsch des Verlegers — Vorrede und Beschluß für die neue Ausgabe noch bedeutend erweitert.[1])

Diese unter Fischarts Anteil veröffentlichte Ausgabe erscheint zuerst 1583.

[1]) Meusebach (249) gibt einige Daten über den Sohn Eysenbergs und die Titel zweier Schriften des Vaters. Die letzte erscheint in Wittenberg 1561. Es ist also fraglich, ob der Vater noch 1583 am Leben war.

Der Heilig Brotkorb
Der H. Römi-
schen Reliquien / oder
Würdigen Heilig-
thums procken:
Das ist /
Johannis Calvini
Notwendige vermanung / von der
Papisten Heiligthum: Darauß zusehen / was
damit für Abgötterey vnd Betrug getrie-
ben worden dem Christlichen Leser
zu gute verdeutscht.
[Holzschnitt]
Gedruckt zu Christlingen / Bey Brsi-
no Gutwino 1583.

Die gesperrt gedruckten Zeilen sind rot. Blatt A 2^a—C 8^a Eysenbergs Vorrede. C 8^b „Beschläge Jesuwalti Pickhart". D 1^a—O 6^a (86 signierte Blätter), 1—64^a Calvins Abhandlung, 64^b—86^a Eysenbergs Beschluß „An den Christlichen Leser". O 6^b—8^b Register. — Das Bild zeigt in der Mitte einen von der Decke hangenden großen, von Reliquien gefüllten und von einem Heiligenschein umstrahlten Brotkorb. Mehrere Reliquien: der ungenähte Rock, das Schweißtuch, der Rost usw. hangen an den Wänden und liegen auf dem Boden. Links ein Mönch mit einem Stab in der Hand. Rechts ein Priester, der von einem unter den Korb knienden Händler Heiligtümer kauft.

A 1583. Berlin (Kgl. Bibliothek Ce 802), Nürnberg (Germanisches Museum), München (Hofbibliothek), Wien (Hofbibliothek 1376 A). — B 1584. Genau derselbe Titel wie A, nur in B durchaus „Heylig". Berlin (Ce 803), Hannover, Straßburg (Landes- und Univ.-Bibliothek), Wien (1400 A). — Die späteren Ausgaben haben den gleichen Titel mit wenigen orthographischen Abweichungen und anderen Zeilenabsätzen. C 1590.[1]) Hier zum erstenmal am Schluß des Titels nach „verteutscht | Sampt bei gethanen Wunders Wundern inn der Statt Rom". Berlin (Ce 805), Göttingen, Nürnberg, Wien. — D 1594. Hier zuletzt rotgedruckte Zeilen. Berlin, München (8⁰ Theol. 5650), Nürnberg. — E 1601. Neue Seitenbezeichnungen A—C 8^b Vorrede und Gedicht. Dann Seitenbezeich-

[1]) Nicht 1580, wie Goedeke (Grundriß² 2, 500 Nr. 41) angibt. Goedeke hat ferner in seiner Auswahl „Elf Bücher deutscher Dichtung" 1, 207 Fischarts einleitendes Gedicht zum Brotkorb nach der Ausgabe von 1584 abgedruckt (darnach Kurz 3, 319 f.). Auch in dem Verzeichnis der reichhaltigen Sammlung von Musen-Almanachen und Fischartschriften, welche Dr. Georg Schad dem Germanischen Museum vermacht hat, ist (Anzeiger des Germanischen Museums 1905, XXXXV Z. 4 von unten) Brotkorb 1580, ein Versehen für 1590. Ausgaben, die ich nicht kenne, erwähnen Weller, Annalen 2, 382 von 1585, 1586, 1609, 1618 und Besson 353 von 1630.

nungen bis zum Register 1—148. Berlin, Göttingen, München, Straßburg. — F 1606. Berlin, Nürnberg, München, Prag, Straßburg. — G 1608. Berlin, Darmstadt, Straßburg. — H 1609. — J 1622. Berlin Ce 871ᵃ, Darmstadt, Straßburg, Zürich.

Ehe diese Ausgabe fertiggestellt wurde, hat Fischart im Bienenkorb der zweiten Fassung 1580 an mehreren Stellen (oben S. 92) auf sie hingewiesen mit der Bemerkung, daß Jesuwalt Pickhart „den Heyligen Brotkorb“ „in kürtze“ dem F. Nas verehren wird. Das Erscheinen hat sich bis 1583 hingezogen.

Vorrede und Beschluß wurden, wie schon erwähnt, für die Neuausgabe bedeutend erweitert. Die erstere von acht auf fünfundzwanzig Blätter, der Beschluß von zwölf auf zweiundzwanzig Blätter. Der Gedankengang der Vorrede wurde bereits (oben S. 249) kurz vorgeführt. In der Erweiterung werden nun besonders die „Merkzeichen und Irrtümer“ der katholischen Kirche breit behandelt. Über den Zweck seines Beschlusses teilt Eysenberg hier Näheres mit:

(C 6ᵇ f.) Am ende diß Büchleins aber habe ich darneben wöllen anzeigen den vrsprung solcher Abgötterey vnd wie die Heiligen im alten vnd newen Testament mit ihren todten Cörpern vmbgangen seyn. Item, welchs das rechte Heiligthumb der Heiligen sey, daß wir Christen hochhalten vnd demselben nachfolgen sollen, auff das den Heiligen gebürenden ehre erzeiget werde.

Die (oben S. 250) angeführte Stelle auf der letzten Seite des Beschlusses lautet jetzt anders: „Die Kinder der Finsternuß (wie auch die jmmer mögen genennet werden“).

Die erweiternde Umarbeitung dieser Beigaben ist also, was auch Stil und Sprache zeigen, nicht von Fischart besorgt worden. Vor- und Nachrede sind in Ton und Ausführung ganz ähnlich zahlreichen weitschweifigen Vorreden protestantischer Geistlicher zu konfessionelpolemischen Schriften jener Zeit.

Fischart hat aber, abgesehen von dem einführenden Gedicht, sonst noch Anteil an dieser Ausgabe, so besonders an dem Titel. Der kurze Titel Eysenbergs ist für den neuen Titel verwendet worden. Das übrige hat Fischart hinzugefügt, besonders den Ausdruck „Heiligthumbsprocken“. Das Grundwort benutzt er bereits im Titel beider Fassungen der Praktik zu Wortspielen „Dickgeprockte . . . Prockdick“. Hat nun Fischart für den neuen Titel die Bezeichnung Brocken (= Brotschnitten) angewendet, so ergab sich der Haupttitel „Brotkorb“ von selbst. Ferner rühren von ihm her: die Überschrift zur Einführung „Vorred an den Heilthums verstendigen Leser“ und die Kolumnen für das ganze Buch, welche in verschiedener Art Ausdrücke des Titels wiedergeben: „Vorred vom | H. Römischen Brotkorb.“ „Von den H. Brocken | Deß Bäpstischen Brotkorbs.“ „Vorred von den schönen (oder „würdigen“) „Brocken | Deß schönen“ (oder „wür-

digen") H. Brotkorbs." „Vorred von den H. Brosamen" usw. Über der Darstellung: „Der Römisch Brotkorb | Deß Papistischen Heiligthums." „Der Päpstisch Brotkorb | Des Römischen Heyligthums." „Von den Heyligen Brocken | Im Heyl. Röm. Brotkorb" usw. Die Seitenüberschriften des Beschlusses lauten: „Warnung vor vergifften | Röm. Heiligthums Brocken." [1])

Wahrscheinlich ist es auch, daß Fischart die Eysenbergsche Übersetzung einer leisen stilistischen Umarbeitung unterzogen hat. Es finden sich hier, abgesehen von Druckfehlerberichtigungen und orthographischen Abweichungen, auch Änderungen in den Lauten und Bildungssilben, welche eine Annäherung an das Oberdeutsche zeigen.

So durchaus für denn] dann, wenn] wann, ferner für Quergelein] Zwärchlein, itziger] jetziger, scheuslich] scheutzlich, 36^a Geren (Zwickel)] Pflaster, Diminutiva: Handtzcken] 9^b Handschuen, (ligula) Riemens] 12^b Lefleins. Zusammensetzungen: Hundeknochen] 4^a Hundsknochen. Stilistische Erweiterungen durch Hinzufügung von Synonymen und Beifügungen: 15^a Glauben oder wahne, 16^b fundament oder gründe, 5^b erforschet und zu wege gebracht ergangen vnd geschehen, 26^a gehabt vnd ferner behalten, 25^b mit jren offentlichen Lügen. Viele Einschübe, die nichts Sachliches beibringen, sondern nur Angaben verdeutlichen wollen. 62^a als nun im newen Testament vns für augen stehet, 22^b das es nicht on sonderlich gepreng ans Liecht gebracht werde.

Fischarts einführendes Gedicht:

Beschläge zum Heiligthūms kästlin.
Heiligthūmsspang
Jesuwalti Pickhart / zu beschla-
gung gegenwertigs Heiligthūms käst-
lins oder Brotkorbs / der merckli-
chen Heiligthūms
Partickel.

Wie könt mehr jhr Papisten klagen,
Daß euch die Ketzer nicht vertragen,
Euch, was ihr heilig helt, zerreissen
Vnd was jhr küsset, euch bescheissen?
So sie doch in dem Buch allhie
Sich angenommen han der müh
Vnd euch zu ewerm Heilthumbs last
Gestifft ein newen Heilthumbs kast:
Ja gleichsam Noe auch gezimmert,
Darinn als Heilthumb bleib vnbkümmert,
Daß nicht zu grund geh noch ersauff
Durch Sturm der Götzenstürmer hauff.
Deshalb jhr Römisch Heilthumbs küsser
Vnd jhr andechtig Bildergrüsser.
Schilt sie nicht mehr Heilthums zerstörer,
Sondern viel mehr Heilthumb verhörer.
Weil sie ja ewer reliqua
Vnd ewer vbrig procken da
Zu einem ewigen Schatz vffheben
In einem ewigen Brotkorb eben.
Thun sie es schon nicht solcher gestalt,
Daß man es als für heilig halt,
Thun sie es doch auß dem bedacht,
Wie der Römisch Bienkorb ist gmacht,

---

[1]) Meusebach (247—249) bringt Aussagen älterer Bibliographen über den Brotkorb und betont ausdrücklich, was eigentlich selbstverständlich ist, daß Fischart weder der Verfasser der Vorrede und des Beschlusses, noch der Übersetzer der Calvinschen Abhandlung ist.

Nemlich daß man denck ewig dran,
Wie blind sey gwesen jederman.
Darumb fahr hin du heilthumbs Arch,
Biß man nachschick den Requiem sarg.
Darinn die liebe Meß erhaben
Im ewigen Fegfewr wird begraben.
Ach da behüt S. Grill vnd Grix
Vnd beschützt die heilig Heilthumbs Büchs.[1]

Die beiden im vorletzten Vers genannten Heiligen[2]) erwähnt Fischart schon im Bienenkorb E 234ᵃ als Zusatz der ersten Ausgabe. Marnix erzählt hier, daß Sixtus IV. viele neue Feiertage eingesetzt hat „als S. Francisci". Fischart fügt hinzu „S. Grix, S. Grilli". Es sind natürlich keine wirklichen Heilige, sondern sie gehören in die Reihe der im 16. Jahrhundert sehr häufigen komischen Heiligennamen, von denen Fischart mehrere in verschiedenen Schriften nennt und einige auch selbst gebildet hat.[3]) Grillus ist der scherzhafte

[1]) Im Abdruck von Kurz 3, 119 f. nach B steht fälschlich Vers 9 arch. AB und die späteren Fassungen haben auch. — B zeigt im letzten Vers „Heiligthumbs". A und die übrigen Fassungen haben die richtige Lesart „Heilthumbs"; der Vers wäre sonst überfüllt. Mit Synkope in be kann die richtige Verszahl durchgeführt werden. Vgl. auch die Form „Heilthumbs" in Vers 7 f., 10, 13, 15 f. — Ähnliche Reime wie Vers 27 f. finden sich in Fischarts Reimen zu den Papstbildnissen 1, Vers 1 f. Sarck: Monarc und 3, Vers 1 f. Monarch: Sarck. — Die ersten Verse erinnern an den Anfang der Reime zu den Tierbildern.

[2]) Diese Namen, sowie die in der folgenden Anmerkung erwähnten komischen Heiligennamen finden sich natürlich nicht in dem reichhaltigen Heiligenverzeichnis bei H. Grotefend, Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. 2, 2. Abteilung. 53—186.

[3]) Sanct Schweinhardus. Nachtrab V. 220. Geschichtklitterung 68 Z. 6. „Schwinharten". Podagrammisch Trostbüchlein 3, 28 Z. 24 von unten. Vgl. dazu Keller, Fastnachtspiele S. 540 (Salomon und Markolf) und das Lied vom Säusack und Stockfisch 5, 5 (Erk-Böhmes Liederhort Nr. 1078. Ungefähr 1530). Predigt Doktor Schmoßmanns (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 6, 107). Hollonius, Somnium vitae humanae 185 f. Wickram (herausgegeben von Bolte 3, 130 Z. 25; 4, 70 Losbuch, Kapitel 35 „Schweinhardus und Sant Überwust"). Nigrinus, Willkomm und Abdank J 4ᵇ. — Sanct Thalmuth. Eulenspiegel V. 4639. — Sanct Schmoßmann ebenda V. 6818 und 8378. Vgl. Fastnachtspiel von Astrology 1560 Vers 91 mit Eulenspiegel und dem Kahlenberger (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 3, 212). Doktor Schmoßmann (Goedeke, Grundriß² 2, 473. Keller, Fastnachtspiele. Nachlese S. 316). Schmoße, Schmasche = Lammfell (Deutsches Wörterbuch 9, 944) — „Da wird zu eim theil Sanct Mangolt Schuh flicken, auff dem andern Sanct Chrysogonus die zerrissene zuschicken" Praktik 1574 (Scheible S. 564), 1572 (Braune S. 4 anders gewendet). „Noch Mangolt, daß er besorgt, er werd arm." Geschichtklitterung 165. Beta vulgaris, auch Mangelkraut, scherzhaft Mangel an Gold (Deutsches Wörterbuch 6, 1550 f.). Vgl. Bienenkorb E S. 50ᵇ Randbemerkung: „Chrysogonus ist der Zutreiber." — „An S. Nichtcasius (iß Brod ohn Käß) tag" Praktik 1574 (641) „Noch nicht casius von wegen des Kütrecks?" Geschichtklitterung 165. Käs und Brot sprichwörtlich als einfachstes, aber nahrhaftes Mahl. (Geschichtklitterung 64 Z. 10 von unten; 219 Casiprodium usw. 79 Caseus vnd Panis usw. Zu den zahlreichen Belegen des Deutschen Wörterbuchs 5, 249 und 265 wäre noch hinzuzufügen: Waldis' Esopus 4, Fabel 42 V. 66 f. „So eßen wir käs und brot | Er stirbt nit hungers, wers selb hat." „Kuhtreck" verwendet Fischart wieder-

Deckname von Verfassern ironischer Praktiken, deren eine „vom Doctor Grillen von dem Narrenstein“ Fischart für seine Praktik benutzt hat (Euphorion 5, 40 und 247 f.). — Zu erwähnen wären noch folgende Aussprüche in der Geschichtklitterung (17) „Sileni . . . waren etwann die wundergestalte Grillische, Grubengrottesch̄ische, fantästische krüg“. — „Weinsauffende Grillos“ — (19) „Ein solcher Grillus vnd Silenus . . war Socrates“. Diese Bezeichnung einer lächerlichen Persönlichkeit hat Fischart aus Plinius Historia naturalis 35, 114 kennen gelernt: „idem (scil. Antiphilus) iocosis (scil. tabellis) nomine Gryllum deridiculi habitus pinxit, unde id genus picturae grylli vocantur.“ Es ist nicht zu entscheiden, ob ihn die zwei angeführten Bezeichnungen oder die übertragene Bedeutung von Grille = wunderliche Gemütsart zu dem Namen dieses seltsamen Heiligen angeregt hat.

Aus dem Bienenkorb, und zwar aus einem Abschnitt, der sich schon bei Marnix (I 11; E 62 f.) findet, hat Fischart die wenigen Reliquienangaben für die Geschichtklitterung übernommen (zweite Aus-

---

holt in Redensarten [Deutsches Wörterbuch 5, 2552 f.], überdies im Zusammenhang mit Käse: Geschichtklitterung 79 „Kütredige“.) — Mosthardus Praktik (S. 569). Vgl. Sanct Reblinus („Gesellen-Gelag“ um 1530 in Erk-Böhmes Liederhort Nr. 1616. Köhler, Kleine Schriften herausgegeben von Bolte 3, 21). — „Noch Nicht Clas (e Claus) von wegen des Papirenfensters?“ Geschichtklitterung 165. „S. Nichtglaß fenster“ (Bienenkorb E 177 ª. A „Papirenfenster“). Vgl. „Sant Nitglaß“. Nas, Quarta Centuria 263 ᵇ und „Seine Fenster waren . . . dem Sant Nitglaß gewidmet“ Grimmelshausen, Simplicissimus (herausgegeben von Bobertag 1, 8). — „Noch Siman“ (für Simon), „weil man . . . den Weiberbeherschten Gauchenerbrütlern also ruffet?“ Geschichtklitterung 165. (Reiche Belege für Siemann im Deutschen Wörterbuch 10, 1 Sp. 958—961. Vgl. auch Bolte, Doktor Siemann usw. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 12, 296 ff.). Fischart bezeichnet die eben genannten Namen nicht mit Sankt, reiht sie aber in die als Taufnamen empfohlene Heiligenliste ein. — „Sanct Kosman (a Kosme) ich rüff dich an!“ Geschichtklitterung 263 Z. 8 f. im Verzeichnis der Spiele. (Grotefend a. a. O. 82 „Cosme: Cosmas“.) — S. Schonmein Geschichtklitterung 326. — „Sanct Cukakille Mäusen“ ebenda 326. Beides Zusätze zu Rabelais Heiligenliste. Kukakilla-Gertrud (Erklärung des Namens in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 8, 341 f. Vgl. ebenda 1, 321 und 444; 2, 199—201. Gertrud mit den Mäusen erwähnt Fischart wiederholt: Geschichtklitterung 412, Bienenkorb E 167 ª, 202 ª). — Sankt Tora (für Thora) ebenda 45. — Sankt Fratrich kwatarloch. Sankt Parnhartswerk ebenda 46. Alle drei Namen in der rätselhaften Inschrift. — Sant Armut. Podagrammisch Trostbüchlein 3, 30. — S. Commodus. Bienenkorb E S. 60 ᵇ Randbemerkung. — S. Glantziscus ebenda 47 ᵇ für Franziskus. — S. Zinzius ebenda 246 ª. — „Als regnets treck auf S. Merdards tag“ für Medardus, ebenda 175 ᵇ. Vgl. sent Merdum (Keller, Fastnachtspiele 540) Merda = Dreck. — „Die schneider, so sonst allweg gern gute gesellen sein, halten sich an S. Gutman.“ Dazu die Randbemerkung: „S. Gutman wird des itzigen Papsts Boncompagnon Geuater sein gewesen.“ Ebenda 201 ᵇ f. Also Gregor XIII., Ugo Buoncompagni (1572—1585). (Vgl. oben S. 214 f.) Vgl. S. Tuchman als Patron der Schneider „der hab ein aug, da künne man dreißig elen tuch ein verbergen“. Kirchhoff, Wendunmut 1, 231.

gabe 326, 11—14 von unten): „zur beschnitten Vorhaut gen Antorff, zu vnser lieben Frawen Nähkorblin gen Hall, zun Heyligen Würffeln gehn Trier: Zu S. Josephs bruch gehn Aach, H. Eselsschwantz gen Genua, zur benedeiten händschuhe gehn Rulle.“ Nur die letzte Angabe stammt aus dem Brotkorb 9[b].

4. Mirabilia Urbis Romae.

Den Ausgaben des Brotkorbs von 1590 an wurde eine deutsche Fassung der Mirabilia urbis Romae angehängt, was auch im Titel des Brotkorbs dieser Ausgabe vermerkt wird (vgl. oben S. 253). Diese Schrift hat schon lange vor ihrer Verbindung mit dem Brotkorb bestanden. Das lateinische Original erscheint zuerst in Treviso 1475. Diesem folgen zahlreiche Ausgaben in lateinischer, deutscher, italienischer und eine in holländischer Sprache.[1] Die erste deutsche Übersetzung ist in Nürnberg 1491 erschienen, die zweite in Rom 1500 bei dem Drucker Stefan Planck aus Passau, unter dem Titel: „In diesem Büchlein stet geschrieben, wie Rom gebawen worden“ usw. Diese Verdeutschung ist 1580 (ohne Angabe des Ortes, aber wahrscheinlich bei Jobin in Straßburg) neu herausgegeben worden unter dem Titel „Mirabilia Urbis Romae. Das ist: Die wundersame ver-

[1]) J. B. Riederer, Nachrichten zur Kirchen-, Gelehrten- und Büchergeschichte 3, 391—410; 4, 123 gibt Auskunft über zahlreiche Ausgaben. Hinzugefügt sei eine französische Fassung, welche die italienische Ausgabe stark gekürzt wiedergibt Brief inventaire de reliques de Rome (erschienen 1590 in der oben S. 245 f. behandelten, mit Anhängen versehenen Ausgabe von Calvins Traité). Vom Herausgeber wird diese Fassung selbst als extrait bezeichnet; sie hat auch eine ganz andere Anordnung als die lateinischen und deutschen Ausgaben. — Riederer bemerkt, daß die Mirabilia aus zwei Büchern bestehen. Das ist bei den mir bekannten lateinischen Fassungen wirklich der Fall: Romae per Martinum de amsterdam et Joannes besicken, Almannos. 1500 (Berlin, Kgl. Bibliothek Kr 4367) und Romae per Marcellum Silber alias Franck 1518 (Prag 19 K 69). Dem Titel Mirabilia Urbis Romae folgt eine nur aus wenigen kurzen Kapiteln bestehende Schrift über die Tore, Brücken, Hügel, Triumphbogen, Bäder, größere Gebäude und Denkmäler Roms. Die zweite, viel umfänglichere Schrift hat den Titel Indulgentiae ecclesiarum urbis Romae. Nur diese zweite Schrift ist in der oben behandelten Fassung verdeutscht. Die beiden Ausgaben sind im Text bis auf Kleinigkeiten völlig gleich. Das Titelbild (die Wölfin Romulus und Remus säugend) und die Bilder zu den einzelnen Abschnitten (päpstliches Wappen, Schweißtuch der Veronika, Johannes der Evangelist, Petrus, Paulus, Maria mit dem Kind auf der Mondsichel, Laurenz, Sebastian, Christus am Kreuz mit Maria und Johannes) sind in beiden Ausgaben in den Motiven gleich, aber in der Ausführung verschieden. Die Inhaltsangabe auf der Rückseite des Titels der Indulgentiae entspricht der Inhaltsangabe der deutschen Fassung an der gleichen Stelle. Die Anordnung der Abschnitte und der Inhalt der lateinischen Ausgaben stimmen mit der der deutschen im Kerne überein, doch in den Einzelheiten weichen sie ziemlich von dieser ab. Planck muß für seine deutsche Ausgabe eine andere lateinische Fassung benutzt haben, als die oben beschriebenen.

wunderliche Wunder, so in der Stat Rom dem großen Römischen Binnkorb zu finden, mit erzehlung derselben Zellinen vnd Hülinen, Auch was für Binenkönig, von anfang dessselben, biß auff die grosse Hummel Sylvestrum I. Jn dem regiert den besessen vnd jnngehabt haben." ... Die Kolumnen lauten: „Wunders Wundern | Der Statt Rom." Der alte Titel steht jetzt auf der Rückseite des Titelblattes. Die Sprache der Neuausgabe erweist eine Umarbeitung in das damalige Schriftdeutsch im südwestlichen Deutschland.

Erst 1590 wird diese Ausgabe dem Brotkorb angefügt. Zum Titelblatt kommt jetzt hinzu „Nuhn aber zu sonderer ergetzligkeit, der Plätl Binen vnd Clericwürmlin, auch Klosterhummeln den (!) Römischen Brotkorb, weil noch vil Heilthumbs rämsftlin darinn zu finden, anzusetzen, beygefügt, angehänckt, obs schon die Pfaffen kränckt". MDLXXXXX (das letzte X ist zu streichen) (S. 1—91 Sgn. A—F 7ᵃ).[1] Die zweite Ausgabe hat auf dem Titel die Jahreszahl 1594. Von 1601 an steht keine Jahreszahl auf dem Titel, andere Rechtschreibung und Zeilenabsätze, ferner keine Seitenbezeichnungen, sondern Signaturen im Anschluß an den Brotkorb N 2ᵃ—R 7ᵇ; kleinerer Druck, darum weniger Seiten. Der Text ist in allen Ausgaben, abgesehen von der Rechtschreibung, gleich.

Gottsched und Riederer meinen, daß Fischart diesen Titel abgefaßt habe.[2] Das ist ja wahrscheinlich, aber es könnte, wie Vilmar mit Recht vermutet, auch ein Anderer Fischarts Ausdrücke im Titel des Bienenkorbs für die Mirabilia verwendet haben.[3] Wichtiger ist, daß man im Buche selbst nirgends die Hand Fischarts zu erkennen vermag. Jedenfalls sind die Mirabilia aus der Reihe von Fischarts Schriften zu streichen (Goedeke, Grundriß² 2, 500 Nr. 41, 2).

Die Mirabilia haben einen geschichtlichen Teil: die Gründung Roms, dann kurze Bemerkungen über jeden König, zuletzt ausführlich die Geschichte der Lukretia. Aus der Zeit der Republik werden nur wenige Ereignisse berichtet: der Todesritt des Marcus Curtius, die Eroberung Carthagos. Mit Julius Cäsar beginnen die kleineren oder größeren Abschnitte über jeden Kaiser bis einschließlich Constantin des Großen. Der zweite umfänglichere Teil enthält die Beschreibung der sieben Hauptkirchen und der zahlreichen übrigen öffentlichen Kirchen von Rom, aller Altäre und der darauf befindlichen Reliquien mit Erwähnung des Ablasses, welcher für deren Verehrung gewährt wird und mit den über die Heiligtümer erzählten Legenden.

---

[1] Bibliographisch genaue Wiedergabe des langen Titels bei Meusebach 249 f.

[2] Gottsched, Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache 18, 238—240. Riederer a. a. O. 403.

[3] Vilmar 44 f., wo schon auf Riederer kurz verwiesen wird.

Zuletzt folgt das Verzeichnis der Stationen in den verschiedenen Kirchen über das ganze Jahr.

Aus diesem Inhalt ergibt sich, was auch in dem Zusatz zum neuen Titel angegeben wird, daß hier noch „viel Heilthumbs rämfftlin" zu finden sind, daß also beide Schriften Brotkorb und Mirabilia zum Teil den gleichen Stoff haben. Aber in der Auffassung, im Ton bilden sie ein sehr ungleiches Gespann. Im Brotkorb sarkastische, ironische, übertreibende Schilderung, welche die Reliquienverehrung als durchaus abgeschmackt und unsinnig, als Aberglaube und Betrug erscheinen läßt, während die Mirabilia einen ruhigen, sachlichen Bericht eines überzeugten Katholiken geben, der selbst nirgends seine Meinung über den Reliquienkult äußert. Nur der letzte Absatz beugt Mißverständnissen vor und erklärt die scheinbar widersinnige Angabe von einem und demselben Heiligtum an verschiedenen Orten:

„Es ist auch zuwissen, wann man hat ein stuck Heilthumb in einer Kirchen, ist das Stuck von dem Haupt deß Heiligen, so nennet man das Haupt gar. Ist es ein Stuck von einem Arm, so nennet man ein Arm ... Also thut man allen Gliedern, wie wol offt ein Glied nicht gantz do ist, so nennet man doch das gantz Glied. Darumb soll niemandt zweiffeln, ob man ein glied eins heiligen offter oder bey mehr Kirchen zu Rom oder in andern Landen nennet ... Auch sind offt zwen oder drey Heiligen von einem Namen. Als S. Peter Zwölffbott. Vnd sanct Peter von Meyland. Vnd sanct Peter Martyrer."

Das sind Bemerkungen, die Calvins boshaften Ausführungen geradezu widersprechen. Natürlich paßt auch der neue Titel zu der Schrift Mirabilia wie eine Faust aufs Auge.[1])

5. Jakob Bobhards Hafenkäs.

Der protestantische Geistliche Jakob Bobhard veröffentlichte unter dem Schriftstellernamen Publius Aesquillus rasch hintereinander zwei Reimpaardichtungen mit dem Haupttitel „Catholischer Hafenkäß",[2]) welche gegen die Streitschrift des fränkischen Pfarrers Dr. Andreas

---

[1]) Entschieden zurückzuweisen ist die völlig unrichtige Auffassung Bessons (224 f.) von der oben behandelten Schrift. Er meint, daß in dieser eintönigen und ermüdenden Aufzählung versteckte Ironie läge, und daß der scheinbare Katholik die Darstellungsweise anwenden wollte, die sich beim Bienenkorb so bewährt habe, daß er aber nur platte Nachahmung gäbe, die Besson Fischarten nicht zumuten möchte. Dieser seltsamen Annahme zuliebe will er es nicht wahr haben, daß die Mirabilia schon 1475 erschienen seien, was doch Tatsache ist.

[2]) Hafenkäse Stücklein von altem Käse und anderen Dingen werden in einen Topf gegeben, mit Wein überschüttet und zum Gären gebracht. Im übertragenen Sinn auch eine faule schlechte Sache (Deutsches Wörterbuch 4, 2 Sp. 125. Vgl. Geschichtklitterung 79 f. und 394). Eine unappetitliche Schilderung dieser leckeren Bauernspeise gibt Forner selbst (vgl. Janssen 6, 476, wo auch 477 f. kurz über die Schriften von Bobhard Auskunft gegeben wird).

Forner „Evangelischer Hasenkäß der Augspurgischen Confession", Ingolstadt 1617, gerichtet sind. Der Titel der ersten Schrift lautet:

Eygentliche, gründliche vnd warhafte / Beschreybung / Deß heyligen Römischen vnd Catholischen / **Hasenkäß,** / Wie derselbige auf das aller heiligste vnd / künstlichste praepariert vnd zubereitet worden ... / Reymenweiß verfasset / Vnd dem vergiften, stinckenden, ketzerischen Ha- / senkäß der Protestierenden Lutherauern vnd Confessionisten entgegen gesetzet. / Durch / Publium Aesquillum, der Societät Jesu Baccalaureum ... o. O. 1617. 106 S. (Kgl. Bibliothek, Berlin Yh 8581.)

Für diese, wie für die nächste Schrift wählt der Verfasser — wahrscheinlich angeregt durch den Bienenkorb — den Ton der Ironie. Zum Schein überzeugter Katholik, verteidigt er die römische Kirche und berichtet in sachlichem oder rühmendem Tone schändliche Taten von Weltpriestern, Nonnen und Mönchen, namentlich von Jesuiten, und zerrt den katholischen Gottesdienst in den Kot. Alles im Rahmen einer fortlaufenden Erzählung. Besonders schlecht kommt Dr. Forner weg, der im Mittelpunkt beider ihm gewidmeter Reimdichtungen steht.

In der ersten Schrift werden insbesondere die Litanei und andere Gebete, katholische Kirchen- und Wallfahrtslieder travestiert, ein Ablaßbrief auf den Hasenkäs feierlich verlesen, die Messe, die Sakramente, das Fegefeuer und die Reliquienverehrung lächerlich gemacht. Bobhard erwähnt hierbei folgende Heiligtümer: (22) das Schweißtuch Veronikas, (24) Josefs Beinkleider, (28) Stefans Steine, (30—43) Peters Priesterkleid, Pantoffel und Zähne. Mariä Milch, Hemd, Schleier usw. Barbarä Schleier, den Strick, womit Christus gebunden wurde, Michaels Dolch und Schild, Johannes des Täufers Finger, Paulus' Körper, Andreas' Rippe, Philipps Fuß, Johannes des Evangelisten Kelch, Lukas' Haupt, Mathiä Arm, des Judas Strick und Silberling, schließlich die Körper der Apostel Thomas, Bartholomäus, Thaddäus, Markus und Jakob des Größeren und des Kleineren. Die meisten dieser Reliquien finden sich auch im Brotkorb. Wahrscheinlich hat Bobhard auch daraus geschöpft, ist aber bei seinem „Catalogus" von Heiligtümern selbständig vorgegangen. So werden bei einer vom Papst angeordneten Zubereitung des Hasenkäses Reliquien verwendet und bei der Schilderung einer Prozession Heiligtümer herumgetragen.[1]) Bobhard nennt auch nicht, im Gegensatz zum Brotkorb, die Aufbewahrungsorte. Die große

---

[1]) Z. B.

30 Vnd sprach: Ihr Herren von Aquis
Kom ich her vnd bring euch gewiß
Das Hemmet vnser lieben Frawen,
Wie ihrs kundt mit Augen schawen.
Es ist noch heutigs Tags so weiß,
Als wärs gwaschen mit ganzem Fleiß.

33 So hat man Christi Schweißtuch hie,
Es würde sich dasselbig je
Auff vnsern Hasen schicken wol,
Daß man jhn damit decken soll.
Es kündt auch werden hergebracht
Der Rock, den jhm sein Mutter gmacht.

Reihe von Nothelfern und Schutzpatronen (15—17) zählt er nicht trocken auf, sondern bringt sie gesprächsweise vor.

Diese Ausführungen ergänzt die zweite Schrift:

Jubelkram vnd Meß / Deß H. Römischen vnd Catholischen / **Hasenkäß.** / Das ist Eygentliche ... / Beschreybung der vnaussprechlichen ... Wirckungen: / Deß H. Römischen vnd Catholischen Hasen= / käß, wie derselbe an vielen, vnter= / schiedlichen schadhaff- / ten Personen probiert ... erfunden worden ... / Reymen= / weiß beschrieben: / Durch / Publium Aesquillum Bäpstlicher Heyligkeit / ... Poeten vnd Historienschreiber o. O. 1618. (167 S.) (Berlin, Kgl. Bibliothek an. von 1617.)

Wie schon dieser Titel andeutet, besteht der Hauptinhalt aus den Hilfsleistungen der Nothelfer und Schutzpatrone. Bei jeder Krankheit wird immer wieder der Verlauf geschildert, Gebete, Segen, Beschwörungen und die besonderen Heilmittel der verschiedenen Heiligen vorgeführt. Eingeschoben werden viele anstößige Geschichten, die eigentlich in keinem Zusammenhang mit dem Gegenstande stehen.

Im Anfang ruft Bobhard als Muse die heilige Katharina von Siena an:

O heilige Jungfraw Catharein
Mit Gunst vnd Kunst mir auch erschein,
Verstand und Weisheit mir mittheil,
Daß diß mein schreiben greich zum Heyl.

Ein Lied von Luther wird S. 113 f. travestiert: „Erhalt uns Papst beim Hasenkäs." Bei Tischgesprächen zwischen Jesuiten und anderen Mönchen, die von Liebeserlebnissen berichten, werden einige damals sehr beliebte Schwanksammlungen genannt.[1] Zum Schluß wird die heilige Schrift von einem Jesuiten mit Füßen getreten, von Anderen angespien, mit Ruten gestrichen und endlich zum Feuertode verdammt.

---

[1] 133 Ovidius muß jhnen weichen
Gartengsellschafft, Katzenpori,
Die hetten nichts gegolten hie.
Schildwach, Rollwagen, Wendvnmuth
Weren hie nit gewesen gut.
Eulenspiegel vnd anders mehr
Hatten hie nit gegolten sehr.

Dazu die Randbemerkung: „Man weiß wol was sie für Sauiten sein."

XIII.

Beiträge zu den Quellen der Geschichtklitterung.

1. Francks Weltbuch und das Päpstische Reich.

Daß Fischart Francks Weltbuch als Quelle für seine Zusätze über katholische Festbräuche im Kapitel II 16 des Bienenkorbs benutzt hat, wurde oben (vgl. S. 132—135) nachgewiesen, und zwar zwei Kapitel (Ausgabe 1542 von L^{a}—LII^{a} und CXXIX^{b}—CXXXII^{b}). Diese beiden Kapitel und noch zwei weitere hat auch Thomas Naogeorgus (Kirchmeyer) für sein Regnum Papisticum verwertet, für die ersten drei Bücher in ganz freier Weise, für das vierte Buch in engem Anschluß.[1])

Regnum Papisticum. | Opus lectu jucun-|dum omnibus veritatem amantibus: in quo | Papa cum suis membris, vita, fide, cultu, ri-|tibus atque ceremoniis, quantum fieri potuit, | vere et breviter describuntur, distin-|ctum in libros quatuor. Thoma Naogeorgo autore . . . 1553 Mense Junio. 8° (127 S. Berlin, Kgl. Bibliothek Xc 13852).[2]) Spätere Ausgabe 1559 nunc postremo recognitum et auctum.

In der dem Landgrafen Philipp von Hessen gewidmeten Epistola dedicatoria teilt der Verfasser mit, daß er mit seiner Beschreibung des päpstlichen Reiches ein unlängst ausgegangenes Schmachbüchlein eines ungenannten katholischen Verleumders zurückweisen will. Unter der Vorrede: Basileae 20. Februar 1553.

---

[1]) Über das „Päpstische Reich" vgl. die Artikel Naogeorgus und Waldis in der Allgemeinen Deutschen Biographie von Erich Schmidt 23, 245—250 und von Waldemar Kawerau 40, 701—709, ferner Milchsack, Waldis (a. a. O. 40) und Julius Tittmann in seiner Ausgabe des Esopus von Waldis (Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts 16, S. LII f.). Da nirgends der Vergleich zwischen Naogeorgus und Waldis Dichtungen durchgeführt und auch die Hauptquelle Franks Weltbuch nirgends erwähnt wird, so handle ich hier ausführlicher darüber, als es sonst im Rahmen dieser Studie nötig gewesen wäre.

[2]) Beigedruckt ist diesem Werke die Sammlung: Sylvula Carminum aliquot a diversis, piis et eruditis viris conscriptorum, quibus variae de religione sententiae et controversiae brevissime explicantur 1553 und Sylva Carminum in nostri temporis corruptelas, praesertim religionis, sane quam falsa et festiva ex diversi hinc inde autoribus collecta.

Dieses in lateinischen Hexametern abgefaßte Werk ist in Bücher ohne Überschriften eingeteilt. Naogeorgus setzt aber an den Rand bei Beginn neuer Abschnitte Schlagwörter, wie Papa, Cardinales, Episcopi usw., die dann Waldis zu numerierten Kapitelüberschriften erweitert hat. Nach einem Prologe, worin der Dichter Gott anruft, ihn zu seiner großen Tat, der Beschreibung des Papsttums zu stärken, folgen vier Bücher. Im ersten wird der Ursprung des Papsttums geschildert, dann der Papst als Herr des Himmels, der Erde und der Hölle, die Kardinäle und Bischöfe und die den Bischöfen zukommenden Weihen der Kirchen, Priester und Glocken behandelt. Im zweiten Buch die kanonischen Gerichte und die verschiedenen Abstufungen der niederen Geistlichkeit, die Offiziale, Domherren, Pfarrer, reiche und Bettelmönche, die Tonsur, das Salben, die Freiheit, Unkeuschheit und der Geiz der Geistlichkeit usw. Im dritten Buch wird der evangelische Glaube mit dem päpstlichen Unglauben verglichen, die katholischen Zeremonien, die Messe, in wirksamer Häufung zahlreicher Verse, die alle mit Missa beginnen, die Sakramente, die Anrufung der Heiligen und Mariä dargestellt. Das zwölfte Kapitel über die Reliquienverehrung zeigt einen ähnlichen Stoff wie der Brotkorb, doch werden hier nur die Heiligtümer Mariä, Christi und des hl. Laurenz erwähnt. Dann folgen Abschnitte über die Nothelfer, die guten Werke, Wallfahrten, Ablaß und ein zusammenfaßendes Schlußkapitel über die Möncherei.

Zu diesen drei Büchern hat der Verfasser für die meisten Abschnitte aus Francks Weltbuch die Anregungen erhalten, und zwar aus dem Kapitel: „Von der Lateiner glauben vnd von der Römischen Christen ordnung, breuchen, Religion, Gotßdinst" (CXXV b—CXXX a). Die Kapitel I, 1, 2, 8, 10—16 folgen den Abschnitten Francks: Vrsprung der römischen Kirche; Oberster Bischof der lateinischen Kirche; Römischer Bischöfe Amt. Die Kapitel des zweiten Buches folgen den Abschnitten: Consistorium, Recht, Freiheit, Geiz der Geistlichen, Priesterstand, Gelübde, Pracht im Gottesdienst. Für III, 1—3 wird noch das vorhergehende Kapitel Francks herangezogen: „Der war Christlich glaub" (CXXIII a—CXXV b). Die späteren Kapitel entsprechen wieder im allgemeinen den Abschnitten Francks von CXXVII a ab: Über den Glauben der römischen Christen, über die Sakramente von der Taufe bis zur letzten Ölung, über die Schutzpatrone verschiedener Krankheiten, über Ablaß und Wallfahrten. Diese verstreuten Keime hat Naogeorgus zu größeren, ins Einzelne durchgeführten anschaulichen Schilderungen verarbeitet, die im ganzen ein Zerrbild der katholischen Kirche zeigen, wie er ja auch in seinem Drama Pammachius das Papsttum mit Leidenschaft und Haß bekämpft hat.

Enger schließt sich Naogeorgus im vierten Buch an Franck an, ohne seine Selbständigkeit zu verlieren, und zwar benutzt er hierfür die auch von Fischart verwerteten Kapitel. Dem ersteren: „Von dem Frankenland und der Franken Sitten“ entnimmt er allerdings nur einzelne Absätze (L^{ab} und LI^{b}) für kleine Einschübe in seine Schilderungen der Bräuche zum Advent, Christfest und Johannes dem Täufer.[1])

---

[1]) Ein Beispiel für die Verbindung zweier weit auseinander liegender Stellen des Weltbuches. Mit Überspringung des lateinischen Textes setze ich nur die Reimpaare von Waldis dazu, der sich hier eng an die Vorlage hält.

Franck CXXX^{b}. „Darnach kumpt das Fest der geburt Christi, da hat man an vil orten seltzam spil, wiegen ein hültzin kind oder götzlin in der kirchen vnnd haben dise nacht so für heylig, daß etlich beredt seind, all brunnen werden disen augenblick, so Christus geboren sei auff dise nacht zu wein vnd in eim huy wider zu wasser. [Etlich sagen es schlagen alle beum dise nacht auß.] Ein yeglicher priester hat disen tag drey Meß etlich geteylt, etlich nacheinander.“

Die Stelle in Klammern bleibt weg. Das übrige ist verwendet in V. 1—14 und 35 f. Die dazwischen liegenden Verse 15—34 und 37—40 sind ein Zusatz von Naogeorgus-Waldis.

Franck L^{b}. „Zu Wienacht begeen sy die kindtheit Christi, also sy setzen ein wiegen auff den altar, darein ein geschnitzt kind gelegt, diß wiegen die statt kind; ein grosse menge springen vnd dantzen vmb das kind in einem ring, darzu die alten zusehen vnd mitsingen mit vil seltzamen liedlin von dem newgeborenen kindlin, das mich ermant, wie etwan die Corybantes in der höle des bergs Idee bey dem weynenden kind vnd Gott Joui ein freud vnd spil gehabt haben, fabulirt wirt, gerad auch wie die Römer etwa das fest Saturni begiengen.“

Verwendet für Vers 41—60. Der Schluß ist ein Zusatz von Waldis allein.

[Gg 1^{b}. IV. Buch.] Vom fest der geburt Christi.

Cap. 3.

Nit lang darnach volgt der Christag,
Den man fleissig zu feiern pflag.
Da stund man auff zu mitternacht
In stedt vnd dörffern aufflauff macht.
Zu der Christmeß auffs aller best,
Die helt man für das höchste fest.
Dann etlich gar des glaubens sein,
Das alle brunnen groß vnd klein
Die nacht in wein verwandelt werden
In der stund, da Christus auf erden
Von der Junckfraw geboren ward,
Doch kommens bald zu jrer art.
So schierst die stund volendet ist,
Ists wasser, vnd bleibts zu aller frist.
Wann sie opffern dieselbig nacht,
Sein etlich, die haben gut acht,
Das sie den ersten pfennig heben,
Die man zum opffer thut aufflegen.
Gehn hin zum altar vnd sich stellen,
Als ob sie selb auch opffern wöllen.
Den erst gegebnen pfennig seelen
Mit fleiß denselben wol verhelen.
Die Pfaffen selbs sich des nit schemen,
Nemens, auff das nit andre nemen.

[Gg 2^{a}]

Dann die meinung ist auch bey vielen,
Wann sie das volgen jar wöln spielen,
Dieselben pfennig setzen auff,
Auff das sie nimer rew der kauff.
Der vnglaub thut sie dahin füren,
Sie können keine schantz verlieren.
Drum spielens, wer nur spielen mag
Die nacht vnd den volgenden tag.
Sein drauff ergeben gantz vnd gar,
Den glauben setzens dweil in gfahr.
Ein jeder Pfaff drey messen helt
Den tag, wie diß ist vorbestelt.
Darzu mans jn belonen thut
Mit opffern vnd geschencken gut,
Mit güldin vnd mit silbern gaben,
Das sie zu spielen vrsach haben.
Ein höltzin kind bringt man auch dar,
Gsatzt in einr wiegen auffs altar.

Das einleitende Kapitel von den Festen über das ganze Jahr und das letzte 34. Kapitel Lupanaria ist von Naogeorgus frei hinzugefügt worden. Die übrigen Kapitel folgen in der gleichen Reihenfolge den Abschnitten von Francks Kapitel: „Von der Römischen Christen Fest ... vnd breuchen durch das gantz jar" (CXXX b—CXXXVI a). Advent, Weihnachten, Stefan, Johannes der Evangelist, unschuldige Kinder, Neujahr, von Drei König bis zum Ostertag, Himmelfahrt Christi. Beim 23. Kapitel Fronleichnamstag erweitert Naogeorgus die Reihe der Heiligen, welche in den (beim Umzug stattfindenden Spielen) auftreten: Ursula mit den 11.000 Jungfrauen, Georg, Christoph, Sebastian. Ferner schildert er die Hölle mit den Teufeln und einzelne Züge der Prozession, wie die Ausschmückung der Häuser mit Teppichen und Blumen. Die weiteren Kapitel schildern die Bräuche an den Festtagen von Urban, Veit, Ulrich, Mariä Himmelfahrt, Martin, Nikolaus, Katharina und Andreas. Ferner Kirchweih, Allerseelen, Begräbnis, Zauberei und schwarze Kunst, sowie die Sonntagsfeier.

Naogeorgus gibt auch Zwischenbemerkungen Francks wieder. Z. B. nach der Beschreibung des Osterfestes: „Gehe hin vnd spot nun der Juden zeremonien." Naogeorgus (151) I nunc, Judaeos ride. Aber im allgemeinen geht er freier vor, nicht nur durch Verbreiterung, sondern durch Schilderungen über die Quelle hinaus, so z. B. des Osterspiels, die eigene Beobachtung erweisen.

Hat Franck diese katholischen Volksbräuche vom engherzig protestantischen Standpunkt aus hämisch betrachtet und ironisch geschildert, als Narrenwerk verspottet und sie mit heidnischen, türkischen und alttestamentlichen Bräuchen verglichen, so verschärft Naogeorgus diese Tendenz und äußert namentlich in allgemeinen Betrachtungen am Anfang und am Schluß vieler Kapitel seine Empörung über diese,

---

Drumb tantzen meidlin vnd die knaben,
Damit die leut zu lachen haben.
Dem Kindlein Jesu singt ein jeder
Schimpflich vnd lecherliche lieder.
Fein eins vmbs ander grob vnd klein,
Da stimmet dann die orgel ein.
Da stehn dann vmbher an den wenden
Mann vnd weiber von allen stenden
Zusahen solchen heilgen dingen,
Halffen dazu mit gegen singen.
Das han sie glernet von den heiden,
Wie die Poeten vns bescheiden,

[Gg 2 b]

Das vorzeiten die Coribanten
Widern Saturnum sich ermanten,
Da sie den Jouem mit gsang
Mit seitenspil vnd zimblen klang
Verbergten, das er friedlich seß
Vnd in sein Vatter nit auff freß.
Etlich sogar abgöttisch sind
Tragen vmbher das höltzen kind.
Ein alter Joseph tregt ein Kappen,
Der kocht dem hültzin kind ein pappen.
Das hew dort auß der Krippen nimbt,
Dasselb ins bett dem kindlin kümbt.
In schweden sich die zeit auch frewen
Mit stro die gantze kirch bestrewen.
Zwölff tag geht man da wie im mist
Zum gedechtniß dem herren Christ.
Der lag im hew mit armut groß,
Die harte krip in nit verdroß.

dem Aberglauben entsprungenen Ausgeburten des Teufels, die nur Schaden stiften und zu Ausschweifungen und Unfug verleiten.

Die Verdeutschung dieses Werkes ist wenig mehr als ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe von Waldis fertig gestellt worden. Die Drucklegung ist erst im Jahre 1555 erfolgt.

Das Päpstisch Reych. | Ist ein Buch lüstig zu | lesen allen so die warheit lieb haben. | Darin der Babst mit seinen gelidern, leben, | glauben, Gottsdienst, gebreuchen vnd | Cerimonien, so vil müglich, war- | hafftig auffs kürtzeste beschrieben, getheilt in vier Bücher. Durch | Thomam Kirchmair. (Bild: Papst mit Kardinälen, Bischöfen, Weltgeistlichen und Mönchen.) Mutatio est dexterae excelsi. | M.DLV. 4°. (Berlin, Kgl. Bibliothek Xc 13865.) Die gesperrten Worte rot. 7 nichtsignierte Blätter. Übersetzung der Vorrede Kirchmairs und eine deutsche Vorrede, wonach die Übersetzung im Auftrag des Landgrafen erfolgt und seiner zweiten Gemahlin, Margarete von Sale, gewidmet ist. Unter der zweiten Vorrede: „Abterode 1. Juli 1554. Burcardus Waldis.“ Dann folgt die Reimpaardichtung A 1—Rr 4. — Spätere Ausgaben 1556, 60, 63, 75 (Goedeke, Grundriß ², 453, Nr. 14), englisch von B. Googe 1570 (Neudruck 1880).

Waldis hält sich sachlich genau an die Vorlage, erweitert sie aber im Ausdruck, wie es ja bei Verdeutschungen aus dem Latein selbstverständlich ist. Für jeden Hexameter gibt er ein bis zwei Reimpaare. Neue Verse schiebt er der Reimnot oder scherzhafter Zwischenbemerkungen wegen ein.[1]) Auch finden sich mehrere sachliche Zusätze, namentlich am Schluß der Kapitel. So sind die letzten Verse mit Dreireim meistens Zusätze. Seine Darstellung ist frischer, leben-

[1]) Zwei Beispiele beachtenswerter Stellen seien hier mitgeteilt.

(N 101) Missa aperit caelum, Stygiis et liberat undis.
Missa aegros sanat, morbosque repellit acutos.
Missa levat culpas, immensaque crimina delet.
Missa Deum placat, caelestes donat et arces.
Missa ex igne trahit noxas purgante relictas.
Missa animos maestos solatur et erigit alte.
Missa lavat mentes et conscia corda serenat.

(W III 6)
Die meß den himel öffnen thut,
Erlößt auß heisser hellen glut.
Die meß die krancken macht gesund,
All seuch abweichen muß zu stund,
Die meß vergibt all schuld vnd pein,
Macht vns von grossen sünden rein.
Die meß macht, das vns Gott ist gnedig,
Sie ist zum ewign leben thetig.
Die meß auß dem Fegfewr erlößt
Vnd die gefangne seelen tröst,
Die meß hilfft den trostlosen seelen,
Das sie kommen auß schwerer quelen.
Die meß wescht die vnreinen gwissen
Flickt, die durch sünde warn zerrissen.

(N 114) Tum crucis inventae quondam pergrandia plaustra.
Omnibus in fanis etenim sunt frustula quaedam,
Praeter, quae a collo gestant pendentia multi
Plurima praeterea monstrant, quae singula tempus
Non perfert dici, nec iter quod restat agendum.
Mireris vero, quonam tot saecula pacto,
Talia durarint habeantque unde et quibus oris
Reppererint.

diger, volkstümlicher, als die von Naogeorgus. Stellen, die nur für Gelehrte verständlich sind, ändert er. So z. B. für (N 115) Herculeum morbum; (Cc 2 a) „vallend sucht“ — (N 165) dum vesper Olympo promicat; (Qu 2 a) „Biß das die sonn hinunder geht.“ Von Götternamen behält er Bacchus immer bei, weil dieser in der damals so trinkfreudigen Zeit allgemein bekannt war, auch zuweilen Venus und Cupido. Seltsam ist, daß Naogeorgus den heil. Sebastian an zwei Stellen, wo er erwähnt werden sollte, nicht mit Namen nennt: (115) Est, cuius nomen versu non dicere possis. Waldis (Cc 2 a) setzt hier Sebastianus an den Rand. — (N 154) Impletur telis quidam crebrisque sagittis; (Nn 1 b) „Den nent man sanct Sebastian.“ Auch Damian nennt Naogeorgus nicht, sondern setzt nur zu Cosmas: cum socio; (Cc 2 a) „seinem Bruder.“ — Waldis erweitert auch den Stil durch Worthäufungen und Beifügungen: für curat (Cc 1 b) „Fasten, feiren, loben vnd ehren.“ Zu Gertrud fügt er hinzu: (Cc 1 a). „Ein runtzlecht Junckfraw | Die ward jr lebtag nie kein brawt.“ Er gebraucht volkstümliche Sprichwörter und derbe Redensarten (Beispiele in den unten mitgeteilten Proben). Als langjähriger Franziskaner hat Waldis die katholischen Festbräuche und Zeremonien genauer kennen gelernt, als Naogeorgus. Das tritt auch deutlich bei vielen anschaulichen Schilderungen zutage. Trotz der zahlreichen Erweiterungen und Zusätze haben Beide nur wenige, nicht sehr wertvolle Beiträge zur Kulturgeschichte und Volkskunde über Franck hinaus geliefert.[1])

(W III 12)

Manch fuder holtz vom Creutz auch haben . . .
Dann gar vil tausend kirchen sind,
Darin man je ein stücklin find,
On die so etlich (wie sie sagen)
In gold gefaßt an hälsen tragen.
Sonst andre stuck beid groß vnd klein
Zeigens, die nit zu schreiben sein,
Das einem gwißlich wundern mocht,
Wie sie biß alles han bedocht
Vnd das die Welt vil hundert jar
Den trug so hell vnd offenbar
Geduldet hat an allen enden,
Sich lassen von den Pfaffen blenden.

(Vgl. oben S. 119 und 245.)

[1]) Die oben (S. 265 f. Anmerkung) mitgeteilten Verse 15—34 sind ein Zusatz von Naogeorgus, die Verse 61—72 von Waldis. Die von Bolte (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde 15, 234 Anmerkung) mitgeteilte Stelle aus III, 14 über Votivgaben bei Wallfahrten findet auch bei Franck keine Entsprechung. Zwei weitere Beispiele: Franck (CXXXIII a) „was die buler an S. Andresnacht für aberglauben haben.“ Dafür die Erweiterung bei Naogeorgus-Waldis:

Waldis IV 28. Oo 4 a.

Andream ruffen die gsellen an,
  Die den meidlin in lieb nach gahn.
Vnd alle die zu dem Ehestand
  Als werbsleüt werden außgesand,
Die opffern jm, vnd glauben daß
  Jr anschleg graten dester baß.
Auch werden offt dieselbig nacht
  Gespenst vnd zauberey volnbracht.
Das einr bekum, was er lieb hab
  Vnd werd jm nit geschlagen ab,
  So krigt sant Andres auch sein gab.

In der zweiten Ausgabe der Geschichtklitterung hat Fischart in das vierte Kapitel „Von des Grandgoschiers Kasten und Keller“, das mit Ausnahme weniger Zeilen von Rabelais völlig unabhängig ist, mehrere Stellen eingeschoben von denen einige dem vierten Buch von Waldis Päpstischem Reich entnommen sind. Die wörtliche Überein- stimmung, auch zum Teil in den Reimen, erweist, daß er hier diese Quelle und nicht Franck oder Naogeorgus benutzt hat. Nach diesen Einschüben hat er doch noch wenige Zeilen unmittelbar aus Franck aufgenommen.

1.) Franck CXXXIII[a]: „Nach dem kumpt S. Martin, da isset eyn yeder haußuatter mit seim haußgesind ein Gans, ist er in vermögen, kaufft er jnen Wein vnd Mett vnd loben S. Martin mit voll sein, essen vnd trinken, singen etc.“

Naogeorgus 159 f.

Ergo canunt illum laudantque bibendo
Fortiter ansatis pateris, amplisque culullis.
Quin etiam ludi prosunt haec festa magistris.
Circumeunt etenim sumpto grege quisque canoro,
Non ita Martini laudes festumque canentes,
Anserem ut assatum ridendo carmine jactant.
Cujus non nunquam partem nummosve vicissim
Accipiunt.

Waldis, Kap. 28. Sanct Martinus u. a. Oo 3[a].

Die nacht von gbraten gensen singen,
Einander fast mit krausen dringen.
Vil krumme ängster bringen her,
Die kerens vmb vnd machens ler.
Sanct Martin singen vnd jn loben,
Der jn beschert hab solche gaben.
Den Schulmeistern tregts auch gewin,
Sie gehn mit jren schulern hin.

Frank (LI[b]) sagt bei Besprechung der Bräuche am Tage Johannes des Täufers: „Das Bischofflich hofgesind würfft auff disen tag bey jhrem freudenfeur auff dem berg hinder dem Schloß feurine kuglen inn den Fluß Moganum, so meysterlich zugericht, als ob es fliegende Trachen weren.“ Gemeint ist hier Würzburg. Diese Stelle, wie überhaupt das ganze Kapitel, hat Franck aus Bohemus übersetzt (vgl. oben S. 132 Anmerkung 2). Unglücklich ist die Bezeichnung Kugeln. Bohemus sagt orbiculi lignei perforati. Diese Stelle ist von Naogeorgus Waldis sehr frei wiedergegeben worden:

Waldis IV 25. Oo 1[a].

Das volck auch den mißglauben hat,
Sie nemen ein alt wagenradt,
Vmbindens dick mit stro vnd werck
Vnd treibens auff ein hohen bergk,
Wann sie die sonn sehn vntergahn,
Den hellen abendstern da stahn,
Ein groß fewr man daneben hat,
Dann zündens an dasselbig radt
Vnd ruffen laut an einem hauffen,
Lassens damit den berg nab lauffen.
Dasselb dann also schrecklich steht,
Als wann die sonn rot vntergeht.
Dazu haben sie solchen glauben,
Das lauffend rad thu als hin rauben.
Nem jn auch alles vnglück ab
Vnd führs mit sich den berg hinab.
Das volgend jar ein jeder sey
Von aller feucht vnd kranckheit frey,
Auch von der bösen zauberey.

Diese Stelle ist ein kleiner Beitrag zu der außerordentlich reichhaltigen Studie von F. Vogt, Scheibentreiben und Frühlingsfeier (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde 3, 349—369).

Mit hauffen in die heuser dringen
Vnd vmb die ganß sant Martin singen.

Lachend sagens, du lieber hanß:
Schlachtab, rupff, brat vnd iß die ganß.
Vnd tretten auch nit hinder rück.
Sie haben dann der ganß ein Stück.

Geschichtklitterung 71 Z. 20—25 (Martinsnacht). „Diß sey jm zu guternacht gebracht: Nun daß wir der Ganß lausen, Tringt ein ander mit Krausen, vil krümmer ängster pringet her, die kehret vmb vnd macht (c sie) lär, Ach lieber Hans, Nun ropff die Ganß vnd jß sie nicht gantz, (c sonder) geb vns armen Schulern ein stuck vom schwantz."

2.) Franck CXXXII b: „Sant Vrban ist vmb Pfingsfeyren daruor der weinhäcker Heylig, den werffen sy jämerlich in das kath oder dreck, so es an seym tag regnet, ist es aber schön, so tragen sy jn zu dem wein in das Würtzhauß, setzen jn hindern tisch, behencken jn mit weinräben vnd vertrincken jn, bringen jhm offt ein trunck vnd halten es von seinetwegen."

Naogeorgus 155 f. Urbanus.

Illius exornant statuas per templa forumque
Appensis collo cyathis, plexaque corona
Pampinea, quin in cauponam denique secum
Collecto portant coetu, multumque propinant
Non responsuro porro eius nomine coetus
Ipse sibi pulchre respondent ...
Aut pluit haud simili quicquam dignantur honore
Immergunt undis miserum lamisque lutoque.

Waldis, Kap. 24. Sanct Vrbanstag. Nn 3 b f.

Vnd schmückens, wie die nassen vettern
Mit reben vnd mit breiten blettern,
Mit blumen vnd mit frischen krentzen
Weil an seim tag sich end der lentzen.
An seinem halß vil gläser hencken,
Darauß sie jren freunden schencken.
So füren sie jn zur Tabern,
Dann all weinbuben zechen gern ...

Bringen sanct Vrban halb vnd vol,
Das schmeckt sein dienern hefftig wol.
Weil jm nit vil am trincken leit,
So thuns von seint wegen bescheidt ...
Oder regnet in dem land vmbher,
Geschicht sanct Vrban gar kein ehr,
Werffen ins wasser, stinckende Pfützen.

Geschichtklitterung 71, Z. 26—32. „S. Vrban, den die nassen Vätter schmucken mit Rebenbletter, vnd mit frischen Kräntzen, weil an seim tag sich end der lentzen, an seinen Hals viel Gläser hencken, darauß sie jrn Freunden schencken: Führn jn zur Tabern so doll, pringen jm eins halb vnd voll vnd thun von seinetwegen bescheid, wann er dann nit gut wetter geit, so wird er inn die Pfitzen gelent."[1]

3.) Für den nächsten Einschub hat Fischart mehrere, ziemlich weit voneinander liegende Verse aus dem 11. Kap. und dem 10. Kap. von Waldis aneinander gereiht.

IV. Aschermittwoch Ji 4 b f.

Ein brennend liecht in einr latern
Suchen damit beid nahe vnd fern.
Fragen bein leuten auff vnd ab
Wer jn die Faßnacht gnomen hab?

Ach, ach, die faßnacht leit darnider,
Der harte fast kombt jetzt herwider.
Vbern hering vil schmach erdencken,
Gleich einem dieb an galgen hencken.
Schreien: die würst sein vns genommen.

[1]) S. Urban wird noch oft in der Geschichtklitterung erwähnt: 9 f. (in den Bach werfen), 128 Z. 17; 147, 2; 322, 13 f. von unten (in Liedern); zuletzt und 121, 3 mit der Angabe: Ensheim; 385, 11—14 (nach der oben wiedergegebenen Stelle aus Franck).

Fastnacht Ji 2ª f.

Sie rennen, stechen, ringen, fechten.
Gleich einem storck mit schnabel seltzen
Vnd schreiten weit auff hohen steltzen ...
Tragen . . . . . .
  Ein bawren dreck auff einem küssen
Mit grossem stanck durch alle gassen
  Vnd im der fliegen weren lassen.
Etlich so gar vnwitzig sein
  Stecken auch wol ein pfeiffe nein.
Ach, das jr einer wer so keck
  Das er im auch den rotz ableck.
Sie machen auch ein ströern man
  In hosen, wammes angethan.
Oder sunst mit alten lumpen gstopfft
  Mit maß von eichen bewmen gropfft.
Den tragens auff einr bar daher,
  Als ob er gestern gstorben wer.
Mit einem leylach zu gedeckt
  Mit wachßliechten vmbher besteckt ...
Die magd zeucht des knechts hosen an,
  Ins weibes kleid schmuckt sich der man.
So gehn die männer mit den weiben
  Bey nacht vnd was sie sunst betreiben,
Dasselb laß ich hie vngesagt
  Doch hör ich, das man drüber klagt.

Geschichtklitterung 72 Z. 19 f., 16 f. und 1—9 von unten, 73 Z. 1—9. „Hie jmmer Würst, Nimmer Hering." — „Eschermittwochisch berämen ... rennen, fechten, ringen, stechen ... Suchen die Faßnacht mit Fackeln ... tragen die Hering an der stangen ... da geht man auff hohen steltzen mit flügeln vnd langen schnebeln, wöllen Storcken sein ... tragen ein Treck auff eim küssen herumb, ein Pfeiff drinn: wehren im der Fliegen. O solten sie jhn schneitzen vnd im den rotz ablecken ... Ziehen eim stroern Man Kleider an, zieren jn mit eychenmaß vnnd tragen jhn auff der Bar daher, als ob er gestern gestorben wer, mit eim Leinlach zugedeckt: mit wachsliechtern besteckt ... die Magd zeucht des Knechts hosen an: suchen Küchlein inn der Mägd Kammer ... da man die Schuch vnter das Bett stellt, da gibts dann vber ein Jar Mäl vnnd Milchschreiling."

4.) Franck CXXXIIᵇ: „Darnach kumpt die Heilig kirchweihe, daran ein groß gfreß ist vnder den Leyen vnd pfaffen, die einander weit darzu laden. Die pauren laden gmeinklich iren pfarrer zu jnen in das würtshauß mit seiner köchin oder kellerin (dann er darff kein eeweib haben). Etwan wirt der pfarrer voll, so füren jn die pauren heim, etwan hebt der pfarrer eim paurem den kopff, biß er sich überwirfft vnd gespeiet. Zu morgens halten die priester gmeinklich ein jarßtag, darzu kummen vil pfaffen geladen vnd helffen der armen seel noch halb voll gen himmel. Darnach halten sy vmb die presentz nachkirchweihe im wirtßhauß oder pfarrhof vnd begeen erst den jartag recht."

(N 161) In cauponam etiam est pastorem accersere moris,
Quo praesente putant compleri denique ludum.
Is superat clamando omnes, calicesque frequentes
Siccando, rex quidam est: vicinoque vomenti
Sinciput apprendit, nimium officiosus et aequus
Et tenet, ima quoad stomachi fundamina vertit.
Hinc est vicinis gratus, carusque sodalis:
Cui si quando nocent Evantica dona vicissim
Debilitantque gradum, ne possit adire penates
Ipse suos (quod non raro contingere notum)
Quadrupedem grati vice versa intecta reducunt:
Catholicum hunc servat veneranda dicatio morem.

Waldis, Kap. 29. Kirchweye Pp 1ᵇ.

Sie pflegen auch wo den Pfarherrn,
Zu laden vnd mit Wein jn ehren.
Der meynung wann er bey jn sey,
So sey jhn allen alles frey . . .

Wo einr hebt nebn jm an zu speien,
Auß lieb thut er jm hülff verleihen,
Helt jm das haubt vnd dient jm wol,
Bis das er macht ein kübel vol.
Vnd weil er sich so freuntlich stelt,
Jm dorff deßtmehr man von jm helt.
Wann er sich selb het vberladen,
Das jm zuletzt der wein wolt schaden.

Der eine fuß blib jm dahinden,
Das ers hauß nit kond wider finden.
Vnd jm gantz finster wurd sein gsicht,
Wie solchen leuten offt geschicht,
So tregt man jn mit grosser sterck
Zu hauß, das ist ein liebe werck,
Erzeigen sich wie trewe knecht.
Dieß ist der kirchweih alte recht.

Geschichtklitterung 73 Z. 3—11 von unten „hub dann der Pfarrherr neben jm an außspeien, thet er auß lieb jm hilff verleihen, hielt jhm das haupt vnd dient jm wol, biß daß er macht ein Kübel voll: Vnd weil er sich so freundlich stellt, jhm Dorff man deß mehr von jm helt, wann jm alsdann geschicht deßgleichen, thut man diß werck der lieb jhm auch reichen, da führt man dann den Herrn Pfarrherr voll heim sampt der Källerin, darnach helt der Pfaff Nachkirchweih vnd den Jarstag recht im Pfarrhof vmb die Presentz: Nun vergelts Gott vnd die Heilig Kirchweih."

Die gesperrten Worte hat Fischart nicht Waldis entnommen, sondern Francks oben mitgeteilten gesperrten Worten, welche Naogeorgus nicht verwendet hat.

Auch auf Seite 74 sind die Zeilen 11—13 und 5, 19 f. Franck entnommen „die Kindschenck, die Kindbetthöf, die Küchelbäder, da man die Kindbetterin vnd sechswochnerin wider zu Jungfrawen vnd gromat saufftet ... „Auffartstag geflügel" ... „Das Ermeyen in der Kreuzwoch," „S. Michels Lichtgans." Dazu vgl. Franck CXXVII^b „vertrinckt man die kinder, helt kindschencken, kindbethöf, küchelbad vnd wirt die Fraw wider ein junckfraw oder grometh" ... CXXXII^a^b „auffart Christi, geflügel ... creutzwoch, ... sich ermeyen[1]) ... CXXXIII^a S. Michel liechtganß."

2. Des Freiherrn von Meusebach Kommentar zur Geschichtklitterung.

(Meusebachs literarische Bestrebungen. — Beschreibung und Würdigung des Kommentars. — Verzeichnis der von Meusebach nachgewiesenen Quellen. — Beschreibung einiger Kapitel.)

Karl Hartwig Gregor von Meusebach wurde am 6. Juni 1781 in Vockstedt bei Halle geboren, studierte die Rechte in Leipzig und Göttingen, trat 1803 als Kanzlei-Assessor zu Dillenburg in den preußischen Staatsdienst ein, wirkte dann an mehreren Orten als Richter, kommt 1819 als Geheimer Oberrevisionsrat nach Berlin, wo er zum Präsidenten des Kassationshofes aufsteigt. 1842 zog er sich auf sein Gut Baumgartenbrück bei Potsdam zurück und starb

[1]) sich ermaien, im Mai und im Frühling sich erlustigen, dann überhaupt sich erfreuen (vgl. Deutsches Wörterbuch 3, 911).

hier am 22. August 1847. Sein Beruf mußte ihm genug freie Zeit lassen; denn abgesehen von seinen überaus zahlreichen, meist sehr umfänglichen Briefen an hervorragende Gelehrte seiner Zeit, beginnt er schon als Jüngling mit rastlosem Eifer Bücher zu sammeln im Hinblick auf viele, ihm vorschwebende Pläne von größeren bibliographischen Arbeiten und Ausgaben. Im Mittelpunkt dieser Sammeltätigkeit und seiner literarischen Bestrebungen steht bald Fischart und das Volkslied. Er schreibt selbst 1831 an Laßberg: „Sollte ich inzwischen so alt werden wie Goethe, so werd' ich auch mit Fischart und mit den Volksliedern noch fertig" (Wendeler 17). Darum füllt er seine großen Bücherschränke hauptsächlich mit Werken des 16., auch des 17. und des ausgehenden 15. Jahrhunderts, die ihm also die Vorlagen und die Nachwirkung Fischarts erweisen sollten, ferner mit Handschriften, Einzeldrucken und älteren Sammlungen von Volksliedern. Frühere Pläne (ein Luther-Wörterbuch, eine Neubearbeitung von Kochs Grundriß, Gesamtausgaben der deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts und der deutschen geistlichen und weltlichen Lieder) fallen lassend, beschränkt er sich später auf den Plan einer Gesamtausgabe von Fischarts Werken (Programm bei Wendeler 18 f.) und schließlich nur auf den Plan einer kommentierten Ausgabe der Geschichtklitterung, aber durch seine umständliche und zeitraubende Arbeitsweise vergeudete er seine Kräfte, durch seinen nicht zu dämmenden Trieb nach unerreichbarer Vollständigkeit war es ihm nicht beschieden, Größeres auszuarbeiten und zu vollenden.

Bei Lebzeiten erschienen von ihm nur außer drei Jugenddichtungen: einer belanglosen Gedichtsammlung „Kornblumen von Alban" (1804), eines von Jean Paul beeinflußten Prosaauszugs „Geist aus meinen Schriften von Markus Hüpfinsholz" (1809) und den aus einzelnen Blättern 1818 zusammengestellten „Eintagsschönchen", wenige, zum Teil umfängliche Besprechungen (so über Jakob Grimms Deutsche Grammatik, Hallings Ausgabe des Glückhaften Schiffes und Goethes Briefwechsel mit einem Kinde).

Lange nach seinem Tode hat Wendeler das Ergebnis von Meusebachs Fischartstudien herausgegeben und mit gründlichen Anmerkungen versehen. Diese Zusammenstellungen zur Bibliographie und zur Biographie, sowie zu den von Fischart verheißenen Schriften, seinen Namensspielen und seiner Nachwirkung sind wertvoll und haben das Wissen über Fischart sehr gefördert. Von Meusebachs literarischen Scherzen sei die Stiftung des Fischart-Ordens erwähnt, den er seinen Freunden und Helfern je nach der Größe ihrer Verdienste in verschiedenen Klassen brieflich zugesichert hat.[1])

[1]) Fischartstudien des Freiherrn von Meusebach mit einer Skizze seiner literarischen Bestrebungen, herausgegeben von Camillus Wendeler. Halle 1879. —

Meusebachs außerordentlich reichhaltige Büchersammlung nebst seinem wertvollen handschriftlichen Nachlaß wurde 1849 von der preußischen Regierung angekauft und der Kgl. Bibliothek in Berlin einverleibt. In der Handschriften-Abteilung dieser Bibliothek befinden sich fünf große Pappschachteln Nr. 18—22 mit Aufzeichnungen Meusebachs zu Fischart.[1]) Nr. 18—20 enthalten Varia, welche Wendeler im wesentlichen für seine Ausgabe verwertet hat. Nr. 21 enthält auf losen Blättern Beiträge zum Kommentar der Geschichtklitterung: ein alphabetisches Wörterverzeichnis ohne Erklärungen, aber gelegentlich mit Parallelen, eine Sammlung niederdeutscher Ausdrücke, ein Verzeichnis von deutschen und lateinischen Sprichwörtern, von Anspielungen auf geschichtliche Ereignisse und Schwänke, sowie Büchertitel. Diese Verzeichnisse sind auch für den Kommentar verwendet worden, der in Nr. 22 aufbewahrt ist.

Über diesen Kommentar hat Wendeler in der Einleitung zu den Fischartstudien (17, 19—22, 72—74, 86 f.) beiläufig kurz berichtet und auch Meusebachs eigene Aussprüche darüber mitgeteilt, wo wiederholt die Klage ertönt über die Mühe, die ihm der Kommentar bereite. Meusebach beabsichtigte seine Ausgabe (und zwar c 1590) in folgender Weise herauszugeben: In Großquart, Fischarts Text breit, daneben schmal Rabelais Text; darunter die Varianten von a 1575, b 1582 und der nach Fischarts Tode erschienenen Drucke; darunter weiters in zwei Reihen die Wort- und Sacherklärungen. Ausführliche Erläuterungen und Belege sollten in ein Wörterbuch und in einen Anhang verwiesen werden.

Wendeler hatte nun die Absicht, für eine jahrelang sorgfältig vorbereitete Ausgabe der Geschichtklitterung Meusebachs Kommentar, der durch besonderen Druck kenntlich gemacht werden sollte, in den Anmerkungen zu verwerten und — da er „möglichst etwas Vollständiges" geben wollte — zu ergänzen. Auch „eine Würdigung dieses

---

Briefwechsel Meusebachs mit Jakob und Wilhelm Grimm, herausgegeben von Wendeler. Heilbronn 1880. (Beide Ausgaben besprochen in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1880, 336—350 von Goedeke und 839—851. Die erstere auch von Erich Schmidt besprochen im Archiv für Literaturgeschichte 9, 415—419.) Ein guter Auszug aus den Einleitungen dieser Ausgaben befindet sich in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1880 Nr. 102. — Allgemeine deutsche Biographie 21, 539—541. (Hier wird als Geburtsort irrtümlich „Neubrandenburg" angegeben, wo Meusebach nur seine Kindheit verbracht hat.) — J. Zacher, Die deutschen Sprichwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Charakteristik der Meusebachschen Bibliothek. Leipzig 1852.

[1]) Nr. 23 birgt Karl August Hallings Nachlaß. Was daraus für Fischart in Betracht kommt — es finden sich hier außerdem Notizen über Hutten und Anderes —, hat Wendeler (309—330) mitgeteilt. Mehrere Bücher Meusebachs sind mit handschriftlichen Randbemerkungen versehen. Seinen durchschossenen Campe würdigt Jakob Grimm (Deutsches Wörterbuch 1, LXV).

Erklärungsmaterials" hat er sich für seine leider nicht fertig gewordene Ausgabe vorbehalten.

Da also über die Art und den Wert dieses Kommentars nichts Näheres bekannt ist, dürfte meine nachfolgende Würdigung und Beschreibung nicht als überflüssig erscheinen. Ich halte sie möglichst kurz nicht nur aus Raummangel, sondern auch deshalb, weil ich einem zukünftigen Herausgeber dieses Materials nicht vorgreifen möchte.[1])

Der Kommentar ist eingetragen auf 580 große Quartblätter eines durchschossenen Exemplars der Ausgabe letzter Hand 1590, welche in zwei Bänden (Kapitel 1—20 und 21—57) gebunden ist. Mehrere Kapitel hindurch sind diese Blätter auf beiden Seiten in je zwei Spalten vollständig von einer kleinen, aber leserlichen Handschrift beschrieben. Viele Blätter aber, namentlich in den letzten Kapiteln, welche, abgesehen von dem umfänglichen Gedicht auf die Bibliothek von Theleme, nur wenige und kurze Zusätze Fischarts enthalten, sind ganz leer (ungefähr 100) oder weisen nur wenige Zeilen auf (gegen 50 Blätter). Auf Zetteln, die vor dem Titelblatt dieser Ausgabe eingelegt sind, führte Meusebach selbst genaue Rechnung über die Anzahl seiner Notizen vom 1. Oktober 1830 bis 15. August 1834. Im ganzen sind es 2149 Anmerkungen, außerdem noch mehrere eingeklebte Zettel, darunter zu [108] ein Ausschnitt aus einer Zeitung mit der Ankündigung einer Weinversteigerung vom 7. Februar 1841. Später setzt er seinen Kommentar nicht mehr fort. Schließlich finden sich hier noch Zettel von fremder Hand, welche seine (von Wendeler 73 ff. erwähnten) Helfer geschrieben haben.

Diese erstaunliche Fülle von zum Teil sehr umfänglichen Anmerkungen kann aber durchaus nicht als vollständig bezeichnet und außerdem nicht durchweg als Kommentar angesehen werden. Einerseits hat Meusebach, was ja selbstverständlich ist, nicht alles erklärt und belegt. Namentlich wenn sich seitenlang ohne Unterbrechung schwer erklärbare Ausdrücke und Redensarten, kürzere oder längere Anspielungen auf Schwänke, geschichtliche Ereignisse, Persönlichkeiten und auf Titel, sowie ungenaue Zitate aus zahlreichen Schriften häufen, was in den meisten Kapiteln der Geschichtklitterung der Fall ist, konnte Meusebach nicht Schritt halten. Anderseits erweist sich bei näherem Zusehen nur ein kleinerer Teil als Wort- und Sacherklärung, als Nachweis der Quellen und Anregungen der Anspie-

[1]) Ich bemerke hier, daß ich nicht beabsichtige, den Kommentar zu bearbeiten und herauszugeben. Abgesehen davon, daß ich mit größeren wissenschaftlichen Arbeiten auf Jahre hinaus gebunden bin, könnte diese mühevolle, aber dankbare Aufgabe nur jemand besorgen, der sich dauernd in Berlin aufhält, wo ihm nicht nur der Kommentar, sondern auch die dazu nötigen Quellen und Hilfsbücher ständig zur Hand sind.

lungen und Zitate. Der übrige Teil ist aber nicht an sich wertlos, sondern steht nur in einem ganz losen Zusammenhang mit dem zu erläuternden Text. Meusebach geht nämlich im allgemeinen so vor, daß er zu einzelnen Ausdrücken, Redensarten, Sprichwörtern, Motiven, geschichtlichen und sagenhaften Stoffen des Textes zahlreiche Parallelen hinzufügt, daß er aber meist die Frage offen läßt, welche Parallele Anregung oder Vorlage zu der betreffenden Stelle ist. Oft ist das überhaupt nicht der Fall. Seltener macht er die Bemerkung, daß Fischart für einen bestimmten Ausspruch dieses oder jenes Buch vor Augen gehabt habe, oder daß er auf eine bestimmte Geschichte anspiele. Manchmal entscheidet sich auch Meusebach nach Wiedergabe mehrerer Parallelen, für eine davon als sichere Vorlage.

Durch ein besonders beliebtes Verfahren erweitert Meusebach auch seinen Kommentar sehr, ohne dessen Wert zu erhöhen, daß er nämlich oft bei einer Parallele den ganzen dazugehörigen Abschnitt mitteilt. Das ist natürlich sehr wertvoll, wenn ein schwerverständliches seltenes Wort, eine nicht ganz durchsichtige Redensart durch den weiteren Zusammenhang aufgehellt werden kann. Aber er schießt da oft über das Ziel hinaus, wenn er z. B. [27] bei der Erwähnung der Regensburger Wallfahrt anderthalb Spalten mit deren Beschreibung aus Francks Chronica füllt oder wenn er zu einer kurzen Anspielung lange Reimdichtungen von Hans Sachs [z. B. 534] oder Schwänke, z. B. aus Wickrams Rollwagen [508] vollinhaltlich abschreibt.[1]) Begreiflich wird dieser Vorgang durch den damaligen Mangel an Neudrucken des 16. Jahrhunderts. Ferner schwillt der Kommentar auch dadurch an, daß bei Sprichwörtern und Motiven sehr oft Parallelen angeführt werden, die von der betreffenden Stelle stark abweichen oder gar keine Beziehung mehr dazu aufweisen.

Daß Meusebach überhaupt nicht die Absicht hatte, bei seinem Kommentar in erster Linie Quellen nachzuweisen, ergibt sich daraus, daß er für seine Anmerkungen auch spätere Schriften, namentlich des 17. Jahrhunderts heranzieht, besonders Wörterbücher, Sprichwörtersammlungen, z. B. Zincgrefs Teutsche scharpfsinnige Sprüch [236], fachwissenschaftliche Werke und auch Dichtungen, so Harsdörffers Gesprächsspiele [329] und am Schluß des zweiten Bandes, Nachtrag zu [318], Moscherosch's Gesichte [130 und 316] und Grimmelshausens Simplicissimus [97, 316, 326], wo nirgends Nachwirkung vorliegt.[2]) — Bei den aus Rabelais übersetzten Abschnitten,

[1]) Ich gebe die Seiten des Meusebachschen Kommentars, also auch der Ausgabe c, in eckiger Klammer, die Seiten des Alslebenschen Neudruckes in runder Klammer.

[2]) Wohl aber ist es der Fall bei zwei Nachweisen Meusebachs [9 und 143]: „Das lustig Epitaphi" (8—11 außer den Versen 8, 13—14 und 10, 1—8) druckt

wo die Anmerkungen natürlich spärlich sind, verwendet Meusebach gelegentlich Le Duchat (oben S. 16).

Diese reichhaltigen Zusammenstellungen Meusebachs sind inzwischen zum großen Teil überholt worden durch das deutsche Wörterbuch, durch die Dialektwörterbücher verschiedener Landschaften, besonders das Elsässische Wörterbuch von Martin und Lienhard, durch größere Sprichwörtersammlungen, besonders Wander, durch die mit wertvollen Anmerkungen versehenen Ausgaben satirischer Reimdichtungen, besonders Zarnckes Ausgabe des Narrenschiffes, durch Schwänkesammlungen, besonders die von Bolte, und durch stoffvergleichende Forschungen, besonders die von Reinhold Köhler. Anderseits bringt Meusebach an manchen Stellen wertvolle Belege über die genannten Werke hinaus.[1])

M. Abele, Vivat oder sogenannter künstlicher Unordnung 4. Theil, Nürnberg 1673, S. 1 f. ab. Er setzt diese Grabschrift dem Franz Mayerspöck, der sich zu Tode gesoffen hat; darum schiebt er diesen Namen für Rabelais unter. Aus Abele nimmt diese Grabschrift auf ein Katholik in dem Büchlein: Der gewässerte Stockfisch ... von Lusthausen, Jocosum Cocum (ungefähr 1780) S. 114 ff. — Ferner gibt Johannes Sommer (Olorinus Variscus) die Beschreibung der Schönheit der Riesenkönigin (112 Z. 21 v. u., 113 Z. 12) in Versen gekürzt und freier wieder in der Komödie Areteugenia. Magdeburg (vor 1605) S. 8.

[1]) Für die Bestätigung der obigen Aussagen dürften wenige Beispiele genügen (Beispiele für das deutsche Wörterbuch vgl. unten S. 286 f.). Von den mundartlichen Wörterbüchern konnte Meusebach bereits benutzen neben Schmellers Bayerischem Wörterbuch noch Zaupsers Versuch eines bayerischen und oberpfälzischen Idiotikons, München 1789, Stalders Versuch eines schweizerischen Idiotikons, Aarau 1812 und J. Chr. von Schmids Schwäbisches Wörterbuch, Stuttgart 1821. — Zu dem Ausdruck Alraundelberin bemerkt M. [197] „delben, telben scheint nur elsäsisch zu sein" und fügt die Formen „talpen, telben, dolben" aus Schilters Glossar hinzu. Das Elsässische Wörterbuch (2, 678 f.) bringt zahlreiche Belege von delben = graben mit vielen Präpositionen und der Form delber = Totengräber. Die Form delbung ist nur bei Fischart belegt. (Die oben S. 17 Anm. erwähnte Form Alraundelbung heißt wörtlich Ausgrabung der Alraunwurzel, dem Sinne nach Zauberei.) — Wanders Sprichwörterlexikon (1, 34) bringt zu dem (oben S. 110 Anm. wiedergegebenen) Ausspruch keine Belege, M. [45] hingegen folgende Nachweise für (33, 6 f.) Agricola Nr. 320, Francks Weltbuch Bl. 45, Francks Sprichwörter I, 79, Bebels Opuscula nova Kk 3 b, Geiler, Das Buoch Arbore humana, Straßburg 1521, Bl. 91. — Friedrich Zarncke hat in dem wertvollen Kommentar (265—479) seiner Ausgabe des Narrenschiffes, Leipzig 1854 auch die Geschichtklitterung reichlich herangezogen. Zwei Beispiele zum Spielverzeichnis: (265, 9 und 15 links) „Har auff har" und „die Mor ist im Kessel", wo M. nichts anmerkt, bringt Zarncke (314 und 312 f.) viele Belege. Er erweist ferner (464 f.), daß die Hönigerische Ausgabe des Narrenschiffs auf die Stelle (73, 5 f. „schau — Kunckel" und 7—9 „suchen — Milchschreiling") eingewirkt hat. — Reinhold Köhler, Kleine Schriften zur neueren Literaturgeschichte, Volkskunde und Wortforschung herausgegeben von Bolte (3, 22—24) hat gleichzeitig mit dem Gedicht von Hans Sachs „Die achtzehn Schön einer Jungfrau" auch das in die Geschichtklitterung eingelegte Gedicht (112, 7—16) reichhaltig kommentiert. M. [141 f.]

Alle bedeutenderen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts werden von Meusebach herangezogen, darunter auch die Schriften und Ausgaben Fischarts, besonders häufig der Bienenkorb, die Dämonomanie, die Praktik, das Podagrammisch Trostbüchlein, Eulenspiegel Reimensweis, wo es sich meist nur um Übereinstimmung von Redewendungen und kurze Ausführungen handelt. Vorlage sind aber die Bücher vom Feldbau (b 289, Z. 4—6 v. u., 389, 8—12 v. u.).

Ferner hat Meusebach die meisten Wörterbücher, Sprichwörter- und Schwanksammlungen, satirische Reimdichtungen, zahlreiche Fachwerke und konfessionell-polemische Schriften, viele Werke von Luther,[1]) zahlreiche Chroniken, nicht nur allgemein deutsche, sondern auch Chroniken einzelner deutscher Landschaften, Städte und wichtiger geschichtlicher Ereignisse, auch einzelne Erscheinungen der Teufelsliteratur, Fabel- und Beispielsammlungen, wie Joh. Manlius Locorum communium collectanea, Volks- und Liederbücher benutzt. Es ist ferner kein Zweifel, daß Fischart für Redensarten, Sprichwörter usw. Brants Narrenschiff, Murners satirische Reimdichtungen, Geilers Predigtwerke, Waldis Esopus, Nasens und Nigrinus Schriften, die Meusebach an zahlreichen Stellen anführt, reichlich ausgeschöpft hat, aber in den meisten Fällen ist Abhängigkeit nicht zu erweisen.

Von mittelhochdeutschen Dichtungen zieht Meusebach heran: Gottfrieds Tristan, Hartmanns Iwein, Freidanks Bescheidenheit, auch Handschriften, von Inkunabeln meist Vokabularien, dann eine Hagiologie: Der heiligen leben. Nürnberg (Sensenschmiedt) 1475, die wahrscheinlich Quelle ist zu (326 und 377) usw. Bestimmt Quelle ist ein Buch, das einen Teil der mittelhochdeutschen Heldengedichte umfaßt: Das Heldenbuch. Hagenau (Straßburg) 1509. (55 f. Anfang des dritten Kapitels; 165, 16 f.; 280 Z. 14—20; 281, 6—12).

Von Hans Sachs werden in dem Kommentar zahlreiche Schwänke und Fastnachtspiele erwähnt. Manchmal spielt Fischart an diesen Stellen wirklich auf bestimmte Dichtungen von Sachs an, einmal erwähnt er hiebei seinen Namen: „des Hanssachsen Hundsschwantz“

---

bringt nichts dazu, aber ein eingeklebter Zettel von fremder Hand erwähnt die Vorlagen Fischarts zu diesen Versen Revizan und Corniger, die auch Köhler und Kurz (3, 436—444) nennen, und über Köhler hinaus auch noch folgendes: Die lateinischen Distichen Cornigers sind in deutsche Alexandriner mit Erweiterungen übertragen von G. Schoch im Poetischen Blumengarten, Leipzig 1660; ferner befindet sich im Amadis de Gaule, Anvers (G. Silvius 1573) XIII, 56. Kapitel, S. 15, ein mit Corniger übereinstimmendes Gedicht: Quiconque veut les trente beautez voir.

[1]) Vielleicht hat Luthers Flugschrift: Von Kaufshandlung und wucher. Wittenberg 1525, auf den Abschnitt (b 300 Z. 4 v. u. bis 301 Z. 26) eingewirkt. (Vgl. Eulenspiegel Reimensweis, Hauffen 2, 301.) Vielleicht auch Joh. Nasens, Das Antipapistisch eins vnd hundert. Ingolstadt 1568, B 187^b auf (c 383, 12—18).

(102, 2 v. u.). Längere Inhaltsangaben oder kurze Hinweise finden sich auf die Schwänke „Der Bauer mit dem Säumagen“ (59, 10—25), „Hans Unfleiß“ (100, Z. 7 und 1 v. u. bis 101, 1), „Der Jud mit der geschunden Grama“ (335, 11 f. v. u.). Ferner auf die Fastnachtspiele „Der todt Mann“ (100, 2 f.), „Der loß Mann“ (153, 22 f.). Quellen sind der Prolog zu der Comedi von Haubtmann Camillo (226, 4—9 v. u.), ferner „die Comedi mit drei Personen zu spielen, nämlich ein Vater, ein Sohn und ein Narr“ (146, 16—20), der umfängliche „Fechtspruch“ (297, 3—25) und einige Fastnachtspiele zum Spielverzeichnis (259 und 261), deren Titel Meusebach [317 und 320] mit den entsprechenden Benennungen der Spiele mitteilt.

Fischart hat von zahlreichen Volksliedern mehrere Strophen oder einige Verse oder nur den Anfang wiedergegeben, und zwar besonders im vierten und achten Kapitel. Viele davon hat Meusebach in Liedersammlungen und Einzeldrucken, die vor der Geschichtklitterung erschienen sind, nachgewiesen. Besonders erwähnenswert sind: Heinrich Finckens, Schöne auserlesene lieder . . . Nürnberg 1536. (124, 14—16 und 19; 132, 3—7; 266, 4 f. links). — Georg Forster, Der ander Theil Kurtzweiliger guter, frischer Teutscher Liedlein. Nürnberg 1540. (128, 16; 131, 8 f. v. u.). — Seb. Ochsenkun, Tabulaturbuch auff die Lauten. Heydelberg 1558. (69, 13—15; 71, 13—20 verändert; 71, 3 v. u. bis 72, 3; 87, 3—5; 111, 4 f. v. u.). — Wolfg. Schmeltzel, Guter . . . Teutscher Gesang, sonderlich ettliche Künstliche Quodlibet. Nürnberg 1544. (128, 8 f. und 16; 131, 9—29). — Anonyme Liedersammlungen: Hundertvndainzwantzig newe Lieder I. Nürnberg (Hier. Formschneider) 1534. (124, 16—19; 131, 9—29; 132, 8—18; 290, 12 v. u.) — Fünffvndsechszig teutscher Lieder. Straßburg. (Schöffer und Apiarius, nach 1537). (138, 7—28). — Für die genannten Kapitel entnimmt Fischart mehrere Lieder auch den Dichtungen Bocks Voller Brüder Orden und Scheits Grobianus. (Unten S. 287.) — Einzeldrucke: Das Resonet Papistisch. Basel o. J. (69, 21—31). — Die truncken Metten. Nürnberg o. J. (71, 3 v. u. bis 72, 3). — Hertzog Ernst. Nürnberg (um 1530). (182, 1 v. u. bis 183, 2). — Eppele von Geylingen. Augsburg o. J. (278, 14 und 279, 19). — Albrecht von Rosenberg o. O. u. J. (278, 14 f.). — Bentzenawer. Nürnberg (um 1550). (287, 9 f. v. u.; erwähnt 139, 8 v. u.). — Einzeldrucke mehrerer Lieder. Nürnberg. (Neuber) o. J. (137, 5 und 7 v. u.).

In den Schriften der Griechen und Römer zeigt sich Meusebach sehr bewandert, und er wird nicht entmutigt durch den Ausspruch von Lachmann in einem Brief von 1829: „Was ist es nötig, Fischarts Anspielungen auf das Altertum zu erläutern? Es kostet viel Zeit und man lernt wenig“ (Wendeler 73). Einen erklecklichen Teil der

zahllosen Anspielungen und der meist ungenauen, den Verfassernamen verschweigenden Zitate Fischarts hat er nachgewiesen. Darunter sind Quellen: des älteren Plinius Historia naturalis, die wiederholt genannt (104, 13—17 v. u.; 182, 1—3 v. u.; 304, 7 v. u.; 414, 6 v. u.) und oft benutzt wird (283, 1 v. u. bis 284, 1 usw.; vgl. oben S. 257) Suetons Caligula (349, 3—17 v. u.; 386, 2 v. u. bis 387, 1). Valerius Maximus (107, 10 f.; 289, 11—15 v. u.). Ferner Zitate: Horaz Episteln I, 19 (25, 16 f.), Epoden I, 19 (25, 19 f.). Vergil, 3. Ekloge (154, 8 Schluß der Trunkenlitanei); 8. Ekloge (101, 9 f. v. u.). „Des Vergilischen Vir bonus et sapiens.“ (291, 20 ff. M. teilt dazu das hier gemeinte 16. Idyllion des richtigen Verfassers Magnus Ausonius mit). Erwähnt werden ferner Tacitus Germania und Strabos Geographia (25, 14 f.), Platos Republik (415, 6—9 v. u.), Catos De re rustica (304, 4—8) usw.

Ich gebe nun ein Verzeichnis von Quellen zur Geschichtklitterung — nach Fächern und in diesen alphabetisch geordnet —, soweit nicht schon in der bisherigen allgemeinen Würdigung des Kommentars und in der noch folgenden Beschreibung einzelner Kapitel Quellen erwähnt werden. Zu jedem Titel gebe ich einige Beispiele als Beweis der Einwirkung, nur bei einigen Wörterbüchern und Sprichwörtersammlungen nicht, weil es bei diesen schwer zu entscheiden ist, welche Vorlage an bestimmten Stellen von Fischart verwertet worden ist, da diese Bücher ja sehr viel Gleiches bringen. Doch habe ich den Eindruck, daß Fischart am häufigsten aus Junius, Geßner, Franck und Gartner geschöpft hat.

Wörterbücher und Verwandtes.

Dasypodius Peter, Dictionarium latinogermanicum. Argentini. 1537. — Frisius Joh., Dictionarium latinogermanicum. Tiguri. 1556. — Gemma Gemmarum. (Erwähnt und benutzt 57 Z. 1 f. v. u., benutzt 14, 13 v. u., 194, 3—5 v. u. Zu [72] gibt Meusebach zahlreiche Titel dieses weitverbreiteten Wörterbuches von 1484—1512 wieder). — Geßner Konrad, Onomasticon propriorum nominum. Basileae 1570. (82; 85; 3. und 5. Kapitel; 161, 7—10). — Goropius Becanus Joh., Opera ... Hermathena, Hieroglyphica, Vertumnus etc. Antwerpiae. 1580. (Erwähnt und benutzt 36, 5—9 „der Weckenruffer Goropius“; 166, 7—9 v. u.; 189, 11 v. u.; 194, 6—8 v. u.; 218, 9 f. v. u.)[1]) — Junius

[1]) Zu den kurzen Angaben über „Bilderschrifften“ (189, 6—13 v. u.) gibt M. [237 f.] die genauen Titel, doch nicht nach eigenem Augenschein wie sonst, sondern nach den Bibliographien von Geßner, Draudius und Ebert. Neben Goropius ist auch Quelle Joh. Pierius Valerianus Bolzanus' Hieroglyphica.

Hadrian, Nomenclator. Antwerpen 1567. — Maaler Josua, Die Teutsch spraach. Zürich 1561. — Wicelius Georg, Onomasticon ecclesiae. Die Taufnamen der Christen, deutsch und christlich angelegt. Mainz 1541. (Nur im 10. Kapitel 161 Z. 8 v. u. — 162 Z. 2; 163, 10—19 v. u. „Witzel"; 164, 1—3.)

Sprichwörtersammlungen.

Agricola Joh., Sybenhundert vnd fünfftzig Sprichwörter. Hagenaw 1534. — Franck Seb., Sprichwörter. Frankfurt a. M. 1541. — Gartner Andreas, Proverbialia dicteria. Teutsche Sprichwörter. Frankfurt a. M. 1572. (86, 9 f. v. u.; 171, 11—14; 252, 14—16; 254, 1—7 v. u. „Salernisch Schul".)[1] — Tappius Eberhard, Germanicorum Adagiorum Centuriae septem. Argentini 1539. (193, 17 f.; 227, 1 f. v. u.)

Schwanksammlungen.

Bebeliana opuscula nova. Argentini 1508. (189, 12 f.; 196, 19—21; 237, 9—16 v. u.). — Bebel Heinrich, Die Geschwenck. Teutsch. o. O. 1558. (250, 17—19. Erwähnt 245, 5 f. v. u. „ir finds ins Bebels Bibel".) — Der Fincken Ritter. Die History vnd Legend ... Straßburg am Kornmarckt (um 1560). (Erwähnt und benutzt 42, 2; 159, 12; 314, 8 ff. und in b 173, 15 f. v. u.)[2] — Frey Jak., Die Gartengesellschaft. Frankfurt a. M. 1565. (220, 12—20 v. u.)[3] — Kirchhoff H. W., Wendunmuth. Franckfurt a. M. 1563. (68, 2—19 v. u.; 328, 7—12.) — Lindener Mich.,

---

Basileae 1567 für (187—189). Die meisten hier genannten Verfasser erwähnt Fischart auch in seiner Vorrede zu Holtzwarts Emblematum Tyrocinia (Wackernagel 191). Vgl. Zeitschrift für Bücherfreunde 2, 20—32.

[1]) M. [309] erwähnt zu dieser Ausgabe, daß der Anhang dazu ein Auszug aus der Schola Salernitana, und zwar aus der Ausgabe Joh. Curios Frankfurt 1527 ist.

[2]) M. [55, vgl. 200, 217 und 233] gibt den Titel und bemerkt hiezu: „Titeleinfassung und sonst vorkommende Holzschnitte sehen nicht Jobinisch aus. Am Kornmarkt Christian Müller 1564," ferner daß alle vier Holzschnitte etwas verkleinerte Nachschnitte von Bildern in Wickrams Losbuch seien, und zwar Titelblatt und im Text Gansreiter, Krebsreiter, Esel mit Fahne und Schneckenreiter. (Vgl. Wickrams Werke herausgegeben von Bolte 4, IX.) Er zitiert die Angaben über den Fincken Ritter bei den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm 3, 250, im Bienenkorb (oben S. 78) und im Nasen Esel. (Die letzteren zwei Stellen und mehrere andere bringt Goedeke im Grundriß [2] 2, 557 f. Vgl. auch K. Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen, Halle S. 99—108.)

[3]) Bolte hat in seiner Ausgabe (Bibliothek des Literarischen Vereins Nr. 209) XXXI, XXXIII und in den Anmerkungen S. 218 ff. zu Nr. 8, 53, 60, 93, 99 f. die Stellen der Geschichtklitterung herangezogen, wo Frey erwähnt oder benutzt wird oder wo sich Parallelen zu dessen Schwänken finden und bringt hierbei reichlichere Belege als Meusebach.

Katzipori 1. Teil o. O. 1558. (135, 18—27; 141, 1 f.; 236, 1 v. u. bis 237, 1—6; 386, 13 f.; 4. und 8. Kapitel.)[1] — **Pauli** Joh., Schimpf und Ernst. Straßburg 1533. (61, 16—20; 366, 18—21.) — **Montanus** Martin, Wegkürtzer o. O. u. J. (104, 7 f. v. u.) — Salomon und Markolf. Nürnberg 1520. (erwähnt 192, 8 f.; 356, 11 v. u.) — **Wickram** Jörg, Das Rollwagenbüchlin o. O. 1555. (414, 12—14 v. u. erwähnt 6, 15 f. und 15, 5 f. v. u.)

Satiren und Fabeln.

Alberus Erasmus, Esopus. Franckfurt a. M. 1550. (157, 9 bis 11 v. u.; 40. Fabel: Quelle zu der marktschreierischen Rede 302, Z. 1—13 v. u. bis 303 Z. 1—11.) — **Brant** Seb., Narrenschiff. Basel 1594. (285, 20 v. u. bis 286, 17 erweitert.)[2] — Collegii Posthimelissaei votum ... Hoc est Ebrietatis detestatio. Frankfurt a. M. 1573. (25, 5 v. u. bis 26, 11 v. u.) — De fide meretricum in suos amatores. (Argentini 1506.) (Vorlage für die „Namenclatur" 219 Z. 8 bis 220 Z. 10, 21—27; 145, 14 f. v.) — Epistolae obscurorum virorum I. (Hagenau 1515/6). II. Basel 1517. (Erwähnt 12, 11 v. u.)[3] — **Erasmus** Roterodamus, Moriae Encomium verteutscht durch S. Franck. Ulm o. J. (erwähnt 21, 11 f. v. u.; benutzt 19, 12 f.; 22, 4—8 v. u.) — **Geiler** Joh. von Keisersperg, Predigten über das Narrenschiff. Straßburg 1520 (301 Z. 7 f. v. u.; 356 Z. 12 f. v. u.; 298 Z. 4 v. u. Malorum Granatorum). — **Musculus** Andreas, Vom Hosen Teuffel. Frank-

[1] Vgl. **Wendeler**, Zur Schwankliteratur in Fischarts Gargantua I Lindeners Katzipori (Zeitschrift für deutsches Altertum 21, 435—445), wo aber nicht Katzipori als Vorlage zur Geschichtklitterung behandelt, sondern Beiträge zu dem Leben Lindeners beigebracht werden.

[2] M. [351] verweist auf Lukas **Osiander**, Abfertigung der replic Rosenbusches. Tübingen. 1587. „Wie man im Sprichwort saget siben vnd sibentzig außreden, wie ein Armbrustschitz." Ungefähr so viele sind es bei Fischart. (Vgl. Zarnckes Ausgabe 419 und Schweizerisches Archiv für Volkskunde 7, 34 f., wo **Schaer** zeigt, daß Balthasar **Han's** „Außred aller Schützen" (Handschrift von ungefähr 1560) direkt oder indirekt auf Fischart eingewirkt hat.)

[3] Zu der Liste der (scholastischen Büchern nachgeahmten) Titel (221—223) sind in dem Kommentar zu [273] drei von anderer Hand geschriebene Blätter eingelegt, wo mehrere Titel aus dieser Liste mitgeteilt und mit Hinweisen auf Panzer und auf gleiche Verfassernamen aus den Eov versehen sind. **Goetze** hat in diesem Punkte viel mehr geleistet (oben S. 4—6), indem er für alle diese Titel, soweit sie von den Eov beeinflußt sind, sämtliche Übereinstimmungen im einzelnen nachgewiesen hat. Auch für mehrere andere in der Geschichtklitterung verstreute Stellen erweist er die Abhängigkeit von den Eov. Bei M. finden wir nur Weniges davon, aber darüber hinaus folgende vier Nachweise: (24, Z. 6—8, 13 f. 16, 23 f. 29 f.) stammen aus dem Briefe I 28 der Eov S. 41—43. — (28, 4—10) Erwähnung von Schriften Murners aus Brief II 3, 189, 15—20. — (254, 8—10) aus Eov 262, 5—10. — (321, 12 v. u.) aus Eov 224, 2 f. — M. zieht auch sonst die Eov heran, wo es sich aber nur um Parallelen handelt.

furt a. O. 1565. (174.) — **Viviennus Georgius**, Weiberspiegel verdeutschet durch Joh. Barth. Leipzig 1565. (453 Z. 2—6. Dazu sagt M. [554]: „Nach der Gleichheit des Ausdrucks scheint mir Fischart die Sache eher aus der vorstehenden, als aus der echten Quelle Plutarchs Leben des Themistokles, Kapitel 18 genommen zu haben.")

Theologische und konfessionell-polemische Schriften.

Herman Nikolaus, Die Historien von der Sindfludt. Wittenberg 1562. (Erwähnt und benutzt b 374 Z. 22—27.) — **Mathesius Joh.**, Sarepta oder Bergpostill. Nürnberg 1562. (Erwähnt c 306, 19—21; b 358, 12—17.) — **Marnix Philipp van**, Bienkorf o. O. 1569. (8, 1 v. u.; 86, 8 v. u.; 135, 15—18; 159, 14—16 v. u.)[1])

Geschichtliche und geographische Werke.

Aventin Joh., Chronica des Hauß Beyern. Frankfurt a. M. 1566. (31; 194, 5—8.) — **Franck Seb.**, Weltbuch. 1534 (3., 4. und 9. Kapitel; 228, 9 f., 6 f. v. u.; 279; 283 f., 352, 4 v. u.; bis 353, 6.) — Derselbe, Chronica, Zeytbuch vnd geschichtbibel. Straßburg 1531. (6, 13 f. v. u.; 300, 4 v. u. „Sebastians Francken Adler", Anspielung auf die Vorrede dieses Buches.) — **Jakob von Königshoven**, Chronica. Nach einer Straßburger Handschrift (b 334, 7—13 v. u.; 350, 1—6 v. u.; 351, 1—8, 10—29.) — **Münster Seb.**, Cosmographei. Basel 1558. (b 215, 8 f.; 228, 6 bis 9 v. u.; 230, 9 f.; 295 f., 340, 1—3 v. u.; 342, 3—8 v. u.; 354; 359; 439 f. erwähnt 189, 7 f.) — **Nauclerus Joh.**, Chronicon. Coloniae 1564. (b 350, 9—12 v. u.) — **Reißner Adam**, Historia Georgen vnd Casparen von Fronsperg. Frankfurt a. M. 1562. (350, 13 f. v. u.; 405, 11.) — **Sleidanus Joh.**, Ordenliche Beschreibung Teutsch durch M. Beuther. Straßburg 1588. (373, 12—15.) — **Stumpff Joh.**, Gmeiner Eydgnosschafft Chronick. Zürich 1548. (89, 20 f.; 270, 10—14 v. u.; 279, 10—12; 280, 3—6; 334, 18 f.; 354; 392 f.) — **Spangenberg Cyriacus**, Mannsfeldische Chronica. (b 179, 16—21.) — **Wurstisen Christian**, Baßler Chronick. Basel 1580. (41, 5—9.) (Vgl. Wackernagel a. a. O. 56—58.)[2])

---

[1]) Zu dem langen Abschnitt über die Nothelfer (412, 11 v. u. bis 413, 18) bemerkt M. [506] nichts. Doch ist auch hier der Biencorf (IV, 4. E 201^{b} und 202) Vorlage. Zu diesem Gegenstand habe ich sehr viel Material gesammelt und beabsichtige, bis ich es als annähernd vollständig betrachten kann, eine Studie über die heiligen Nothelfer in der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts abzufassen.

[2]) Dazu kommt noch die von M. nicht erwähnte Quelle Leonhard **Fronsperger**, Kriegßbuch Frankfurt a. M. 1564; (Goedeke (in der oben S. 274 Anm. 1 angegebenen Besprechung 346) weist auf diese Quelle hin. Fischart hat für die Listen von Waffen, militärischen Ämtern, sowie für die Geschütze und das Belagerungsrüstzeug (315—317), die Listen, Kapitelüberschriften und Regesten des ersten Teiles dieses Buches verwendet. (Vgl. oben S. 248.)

Medizinische und naturwissenschaftliche Schriften.

Bock Hier., Teutsche Speißkammer. Straßburg 1555. (73; 3., 4. und 8. Kapitel. Erwähnt 254, 16 f.) — Derselbe, Kreutterbuch. Straßburg 1572. (Anrede; Vorritt; 229, 18—20; 231, 12—16; 272; 298 usw.) — Geßner Konr., Thierbuch, deutsch durch K. Forer. Zürich 1563. (57; 182; 228, 10—12 v. u.; usw.) — Paracelsus Theophrastus von Hohenheim, Metamorphosis, zusammengebracht durch A. Bodenstein. o. O. 1572. (b 160, 7—15 „Obercelsisch Theophrastus in seiner Metaformierung".) — Derselbe, Bücher und Schriften. Basel 2, 184 (b 5, 6—8). — Derselbe, Onomasticon. Straßburg 1574. (159, 19—21.)[1]) — Derselbe, Liber de nymphis, sylphis, pygmaeis . . . (366, 13—15. Erwähnung des Verfassers 6, 14 v. u.; 119, 7 f.; 132, 15 v. u.; 289, 1 v. u.) — Ruff Jak., Hebammenbuch. Franckfurt a. M. o. J. (121, 1—8 v. u.; 156, 9—20.) — Ryff Gualther, Confect Buch vnd Hauß Apothek. Frankfurt a. M. 1548. (Vorritt; 3. und 4. Kapitel. Erwähnt 19, 20 „ins Reiffen gemusterter Abecedeck", 105, 11 und 297, 1 v. u.) — Derselbe, Kochbuch für die Kranken. Franckfurt o. J. (172, 17—19.)

Für das fünfte, das Ehekapitel, das Fischart in Rabelais' Gargantua frei eingefügt hat, hat Meusebach, streng genommen, keine Quelle nachgewiesen. Es ist möglich, daß die von ihm herangezogenen Schriften Adam Schubart, Haußteufel, das ist Meister Siemann. Frankfurt a. M. 1565 und Andreas Musculus, Wider den Eheteuffel Frankfurt a. d. O. 1556 Anregung geboten haben, aber er bringt für beide [124, 128, 132 und 133, auch 491] nur aus wenigen Worten bestehende, nichts beweisende Parallelen bei. Für eine weitere Stelle [139] weist er selbst neben Musculus auf Fischarts Ehezuchtbüchlein hin, welches mit einigen Ausführungen (Hauffen 3, 150 f., 153—156, 184 f.) auf das Ehekapitel (96, 109 f.) eingewirkt hat und das Fischart auch in dem gleichen Kapitel zitiert (103 Z. 7—19 = Hauffen 3, 171 f.).[2]) Überzeugend ist auch der Hinweis Meusebachs, daß Georg Nigrinus' „Widerlegung der groben Lesterungen vnd Lügen, Der Ersten Centurie F. Johan Nasen" Ursel 1571 Vorlage für (106, 12—16) ist.

---

[1]) Goedeke (a. a. O. 347) verweist darauf, daß die Worte, die Fischart in die obige Stelle einschiebt „mit dem exempel der geschicht des von Stauffenberg" nicht im Onomasticon stehen, wohl aber wie M. [Schluß des 1. Bandes zu 200] nachweist, in der Schrift De Nymphis.

[2]) Dieses Gedicht ist, wie Meusebach [130] nachweist, aufgenommen worden von J. Sommer, Ethographiae Mundi II Malus Mulier. Magdeburg 1609, S. 153, darnach in den anonymen Schriften: Sales et Delitiae Conjugales das ist . . . Berlin 1622, F 2 und im „Köstlich und hochnothwendiger Weibermeßkrahm" (um 1675) B 5. Vgl. Kawerau, Sommers Ethographia. (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 5, 161—201.)

Seitenlang ist dieses Kapitel gar nicht oder nur mit wenigen Zeilen kommentiert [117—119, 121—123, 138 und 140], sehr reichlich hingegen [112—114 und 128 f.], wo Meusebach die aufgehäuften Beispiele von Männern, die durch Liebeshändel zu Schaden gekommen sind und von treuen Gattinnen aus zahlreichen Schriften belegt, während Fischart einen großen Teil davon bequemer einem einzigen (von Meusebach nicht genannten) Werke entnommen hat. Nämlich dem Promptuarium Exemplorum Das ist Historia vnd Exempelbuch von Andreas Hondorff. Frankfurt a. M. 1572. Zwei Kapitel daraus (262 b—264 b, 268 b und 270) sind die Vorlage für Fischart (89 Z. 8—26), der allerdings aus den breiten Ausführungen nur Einzelnes genommen hat. (Trojanischer Krieg. Seedaso. Bryas. Macrino. Die sicilische Vesper. Temoclia. Sallust. Der ehebrecherische Domherr. Ein Bischof bricht sich den Hals. Thais und Xerxes. Die Stiefel halb ausziehen.) Ebenso hat Fischart Hondorffs Beispiele für treue Liebe (259 a—261 b) zwar in anderer Reihenfolge, aber doch in deutlichem Anschluß verwertet für (102 Z. 4—7 und 10—28).[1])

Ferner zeigt das Venuskapitel in der Praktik (Scheible 610—615) Beziehungen zu einigen Ausführungen (88—91). Schließlich möchte ich noch hinzufügen, daß des Erasmus Roterodamus Encomium Matrimonii in Ton und Geist, aber auch in Einzelheiten das Ehekapitel beeinflußt hat. Wie bei diesem mehrere Abschnitte aus Fragen bestehen, die zum Lobe der Ehe dienen sollen (94—96), so auch im Encomium.

(S. 4 f.) Quid matrimonio honestius, ... quid sanctius, quod ipse rerum parens instituit, adiunxit, sanctificavit, quod ipsa sanxit natura? usw.

Erasmus trägt auch geschichtliche Beispiele von treuen Gattinnen, zusammen und setzt die Ehegemeinschaft weit höher als die Freundschaft. Was Erasmus kurz zusammenfaßt, wird für Fischart die Anregung zu breiten Ausführungen, so etwa die Stelle:

(S. 17 f.) Uxoria charitas non perfidia corrumpitur, nulla simulatione obscuratur, nulla rerum mutatione convellitur, denique sola morte, imo ne morte quidem distrahitur. Illa parentum, illa sororum, illa fratrum pietatem, tui amore contemnit, te unum respicit, ex te pendet, tecum emori cupiat. Res est? habes, quae tueatur, habes, quae augeat. Non est? habes quae quaerat. Si res secundae sint, duplicatur felicitas, sin adversae, erit quae

[1]) Goedeke (a. a. O. 343 f.) verweist kurz auf Hondorff und zeigt, daß Fischart den Druckfehler Speriol für Perilles diesem Buch entnommen und dadurch seine Quelle verraten hat. An zwei Stellen (102 und 109) erwähnt Fischart Vives. Meusebach bemerkt nichts dazu. Gemeint ist des Spaniers Juan Luis Vives Schrift De institutione feminae christianae. Basel 1538 (verdeutscht durch Christophorum Brunonem: Von vnderweysung ainer christlichen Frauwen. Augsburg 1544). Goedeke weist darauf hin, daß Fischart die Frau des Fergnants (102, 5) aus Vives 2, 3 kennen gelernt hat.

te consoletur, quae assideat, quae inserviat, quae tuum malum suum esse cupiat. An tu voluptatem ullam cum hac tanta coniunctione conferendam censes? Si domi agis, adest quae solitudinis taedium depellat. Si foris, est quae discedentem osculo prosequatur, absentem desideret, redeuntem laeta excipiat. Dulcis iuventae tuae sodalis, gratum senectutis solatium. (Vgl. Geschichtklitterung 101—111.)

Aus dem Kommentar zum 4. Kapitel ergeben sich, abgesehen von den Vorlagen für die Lieder (oben S. 279) und von denen, die auch im 8. Kapitel verwertet werden, folgende Quellen: „Sieben Bücher, Von der fürstlichen Würtembergischen Hochzeit ... Herrn Ludwigen, Hertzogen zu Würtemberg, zu Stutgart 1575 ... gehalten ... Erstlich in Latein beschriben durch Nicodemum Frischlinum ... in Teutsch Durch Carolum Ch. Beyerum. Tübingen 1578. Fast wörtlich benutzt für mehrere Einschübe in die Ausgabe 1582 (78 Z. 9 f. v. u.; 83, 14—19; 84, 12—18 v. u., 9 v. u. bis 85, 4, 11 f., 20—25; 87, 6—16).[1]) — Für die Liste der Weinnamen (84 f.) werden noch genannt: Joh. Rasch, Weinbuch. München 1582 und die auch anderwärts vielbenutzte Speißkammer Bocks; dieser ferner Lindeners Katzipori und: Olaj Magni Historien der Mitnächtigen Länder ins Hochteutsch gebracht durch J. B. Fickleren Basel 1567 für die Liste der Käse[2]) (79, aber auch 81, 14—19; 354, 3 v. u. bis 355, 3). — Zu den Schilderungen der Bräuche am Martins- und Urbanstag, an der Fastnacht und dem Aschermittwoch (71—74) schreibt Meusebach neben dem Nachweis von Liedern, die entsprechenden Stellen ab aus Francks Weltbuch, Agricolas Sprichwörtern, dem Bienenkorb, Murners Schelmenzunft und Waldis' Päpstischem Reich (IV, 23 und 27), ohne über das Quellenverhältnis eine Entscheidung zu treffen. Dem hier (72, 16 v. u.) gebrauchten Ausdruck: „Bagschirrn mit der Trummen" setzt Meusebach [90] folgende Formen hinzu: „Packschirrer" (Luc. Osiander, Brsach, Warum ... Naß keiner Antwort wert. Tübingen 1570. S. 29). — „partschiers treiben" (Francks Weltbuch 103 b). — „Panckschirer oder Bossenmann." (Nas, Quarta Centuria. Bl. 193). — „Gaugler oder

[1]) M. [104] widerlegt mit dem obigen Nachweis die Behauptung Uhlands in seiner Vorrede zu Hallings Ausgabe des Glückhaften Schiffes (XXXV): „Diese Hochzeit zu Stuttgart ist ohne Zweifel die von Jakob Frischlin besungene Vermählungsfeier des Herzogs Ulrich 1511." — Zu N. Frischlins Dichtung meint M. [366], daß der (oben S. 279 erwähnte) Fechtspruch von Hans Sachs mit der betreffenden Stelle der Geschichtklitterung stärker als mit Beyers Verdeutschung übereinstimme. Das ist nicht richtig und außerdem unmöglich, da diese Verdeutschung erst nach a erschienen ist.

[2]) Bock, Lindener und Olaus hat schon Goedeke (a. a. O. 348) als Quellen bezeichnet, ohne einen Vergleich durchzuführen. Seine Vermutung, daß von einer etwa vorhandenen deutschen Ausgabe von Olaus Fischart der Übersetzer oder Herausgeber sein müsse, wird durch die obige Angabe widerlegt. Olaus wird (17, 16 f.) erwähnt.

Pegschierrer" (Geschwenck Bebelii. H 7[b]).[1]) — In diesem Kapitel kommt ferner die Stelle vor (72, 1 v. u.; 73, 1) „tragen ein Treck auff eim Küssen herumb, ein Pfeiff drinn" und später ähnlich mit einer Erweiterung 187, 7 f. „ein Pfeiff, im treck auff eym Küssen, vnd ein S. oben vnnd ein Q. vnden." Das Bild zum Barfüßerstreit zeigt Nas mit einem Buch, darauf „Francisci Angstschwais" und S. Q. Die Verse dazu (A 651—658; B 160—164) erwähnen nicht diese Buchstaben, wohl aber die Verse eines Anonymus zu dem gleichen Bilde (oben S. 207, V. 27).[2])

Dem vierten und achten Kapitel sind folgende Quellen gemeinsam: De generibus Ebriosorum o. O. 1557. (70 Z. 3—10 v. u.; 85, 8 v. u. bis 86, 17; 134, 12 v. u. bis 135, 2; 136, 10—18 v. u.; 140, 12—14 v. u.; 142, 1—15 v. u.; 143, 18 v. u. bis 144, 3; auch 26, 3 f. und 1—11 v. u.) — Hier. Bock, Der vollen Brüder orden o. O. u. J. (70, 6—9, 27 f.; 130, 2—4 v. u.; 140, 2, 15 f.; 141, 21 f., 25 f., 29—31; 144, 7—11; 148, 14 f.; 149, 4—7 v. u.) — Kaspar Scheit, Grobianus. Worms 1551. (71, 1—3; 129, 11 f.; 149, 13 f.; 151, 18 f.; 153, 1 f. v. u. Außerdem erwähnt und verwertet

[1]) Goedeke meint (ebenda 344), Fischart hätte den Ausdruck bagschirren aus Waldis Päpstischem Reich (IV, 10) entnommen, indem er das dort stehende Wort bechten in bachari zurückübersetzt und dann wortspielend bagschirren daraus gemacht hätte. Lauter unrichtige Angaben. Erstens hat diese Form mit bechten nichts gemein (Deutsches Wörterbuch 1, 1214 f.). Das zeigen auch die Belege, die Meusebach angibt und die vielen Beispiele im Wörterbuch (7, 1405) unter packschierig. Packschierer ist packtragender Krämer und dann übertragen Marktschreier und Gaukler. Ferner habe ich (oben S. 269—272) nachgewiesen, daß Fischart mehrere Verse verschiedenen Abschnitten des Päpstischen Reiches fast wörtlich für das 4. Kapitel, aber nur für b entnommen hat, während das einzige kurze Beispiel (a 72, 15—18 v. u.), das Goedeke heranzieht, bei Waldis keine Entsprechung hat.

[2]) M. [233 f. und am Schluß von I] fügt zu dem obigen Ausspruch folgende Beispiele hinzu: In Murners Schelmenzunft (Braunes Neudrucke 85, S. 22) der Holzschnitt „Den dreck rutlen" (auf einem Sieb ohne Buchstaben), ferner ein Holzschnitt mit einem Dreck in S Form auf einem Kissen in dem Tractatulus de facili modo memorandi omnium facultatum studiosis utilis (Anfang des 16. Jahrhunderts) und der Titelholzschnitt zu Cyriacus Spangenbergs Wider die bösen Sieben ins Teufels Karnöffelspiel, Jena 1502. (Vor dem päpstlichen Stuhl ein Kissen, darauf ein dampfender Dreck mit einer Pfeife drin.) Ferner die Aussprüche „wann einer ein dreck vff ein küssin malt" in dem Dialogus von den vier größten beschwernüß eins jeglichen Pfarrers 1521 und „ein Kleinat auf eim Küssen" in dem Schwank von Hans Sachs „Das Wappen der vollen Brüder" 1540, sowie der Schwank von Hans Sachs „Das groß Säwey auff dem Küß" 1565. Dazu kommen die Verse bei Waldis (oben S. 271 links V. 8—10) und die von Bolte mir freundlichst mitgeteilten Belege: Ein riesiger Dreck auf einem Kissen, darauf ein S, eine Blase oder Pfeife bilden den Gegenstand eines Fastnachtspieles (Keller 1, 213), das gleiche Bild auf einem Flugblatt (Gothaer Museum, Xylogr. 2, 210) und in Wickrams Losbuch mit Beschreibung 1539 (Werke, herausgegeben von Bolte 4, 38).

25, 6—18 v. u.; 393, 19—24.) — Mattheus Friedrich, Wider den Saufteufel, gemehret. Frankfurt a. O. 1557. (Nur allgemeine Einwirkung auf 125 f. Früher erwähnt und benutzt 27, 7.) — Lindeners Katzipori (135, 18 ff.; 141, 1 f.)[1]) — Hans Rudolf Manuel, Faßnachtspiel, darinn der edel wyn ... beklagt wird. Zürich 1548. (Vorlage für zahlreiche Einschübe in b: 127, 20; 135, 10—12 v. u.; 136, 3 v. u. bis 137, 1; 140, 8 f.; 141, 10—13; 143, 14—20; 144, 8 f.; 145, 9; 149, 24—27.)[2]) — Der Neythart o. O. 1537. (134, 5—8; „Neytharts gefreß" verwertet für 144, 11 bis 145, 8.)

Das Verzeichnis der Spiele im 25. Kapitel (259—268), wo Fischart gegenüber Rabelais' kurzer Liste ungefähr 600 Bezeichnungen aneinanderreiht, ist von Meusebach mit zahlreichen Anmerkungen versehen worden. Er trug sich darum auch eine Zeitlang mit dem Gedanken, „ein eigenes Büchlein über die Spiele der vollständigen Ausgabe Fischarts vorauszusenden" (Wendeler S. 86). Aber auch der Kommentar zu diesem Kapitel zeigt wieder zumeist nur Parallelen. Ferner ergibt sich aus diesen reichen Belegen, daß nur ein kleiner Teil der Titel wirklich Spiele bezeichnen. Meusebach bemerkt selbst [321]: „Bei der lüderlichen Art, mit der Fischart diese Spielnamen zusammengewürfelt hat, ist zu vermuten, daß er hier auch weiter nichts als das Kindersprichwort im Sinne gehabt hat." Aber nicht nur Kindersprüche, sondern noch mehr Anfangsverse von Liedern, scherzhafte Redensarten, Namen von Tänzen, Anspielungen auf Schwänke und besonders Rätselfragen. Meusebach hat nicht ein Spielbuch als Vorlage auffinden können. Die drei Spielbücher (Titel bei Wendeler 87), die er erwähnt, stammen aus dem 18. Jahrhundert. Die wenigen Quellen aber, die er aufdeckt, sind nicht Spielbücher, sondern zwei Rätselsammlungen [280]: „Wolchem(!) an kürtzweill thet zerrinnen." Straßburg (vor 1519) und „New Räterschbüchlin" Frankfurt 1541, die besonders für den letzten Teil der Liste verwertet wurden, ferner für die Tänze Manuels Weinspiel (265 f.) und Neytharts Gefreß (260 f.).[3]) — Diese Reimdichtung wird überdies noch

---

[1]) Auf die fünf oben genannten Schriften habe ich (K. Scheidt, der Lehrer Fischarts Quellen und Forschungen 66, S. 127 f.) als Quellen zur Trunkenlitanei hingewiesen. Zu 127 Anm. 2 sei berichtigt, daß die Stelle der Trunkenlitanei (131, 9 ff.) nicht den DGE, sondern einem Volkslied entnommen ist. Wie ich ohne Kenntnis des Meusebachschen Kommentars Quellen und Parallelen zur Geschichtklitterung gefunden habe, so ist es auch der Fall bei Bächtold, Bolte, A. Goetze, Goedeke, R. Köhler, Müller-Fraureuth, Zarncke und Anderen.

[2]) J. Bächtold hat auf dieses Weinspiel als Quelle zur Geschichtklitterung nachdrücklich aufmerksam gemacht (Niklaus Manuel, Frauenfeld CCXVI f.). Vgl. auch Odingas Ausgabe (Braunes Neudrucke 101/2).

[3]) Ein Beispiel (261, 1 links): „Das Alefrentzlin greiff ans schwentzlin," nach Neythart „mein allefrenczlin, greiff an mein schwenczlin". Fischart hat wie

benutzt für die Beschreibung der Schönheit der Mutter Gargantuas (112, 15 f., 12 f. v. u.; 113, 5—7, 11 f.).

Diese Würdigung des Kommentars gibt ein Bild von dessen Reichhaltigkeit, zeigt aber auch, daß Vollständigkeit, was ja schier unmöglich gewesen wäre, nicht erreicht worden ist. Für die Aufdeckung neuer Vorlagen, für die Erklärung dunkler Anspielungen, für den Nachweis ungenauer Zitate bleibt noch Arbeit übrig. Meusebach hat selbst eingesehen, daß dieser Kommentar seinen hochgesteckten Zielen nicht genüge, indem er am Abend seines Lebens auf das Vorblatt dieses Kommentars die Worte voll wehmütiger Entsagung aufschreibt, die der Vorrede Frd. H. Jacobis zu Allwills Briefsammlung entnommen sind: „Er sammelte zu seinem Werke mit einer Liebe, die ihn von der Ausführung desselben entfernte."

Meusebach nicht die erste undatierte Ausgabe benutzt, wo an dieser Stelle das richtige „allefenczlin" (Deutsches Wörterbuch 1, 203—205 „Alfanz") steht, sondern die zweite Ausgabe B 1537, wo der Einschub des r ein Wortspiel oder wahrscheinlicher ein Druckfehler ist. Vgl. Das Narrenbuch, herausgegeben von Bobertag (Deutsche National-Literatur 11 S. 257, Vers 2988 f.).

Register.

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 154 335

Stanford University Libraries
Stanford, California

FEB 19 '88 Return this book on or before date due.
JUN 10 '87
4 '88
NON-CIRCULATING
JUN 24 '88
JUN 19
JUN LUO JUN 02 1992
1993
LUO FEB 01 1992

Digitized by Google

Digitized by Google